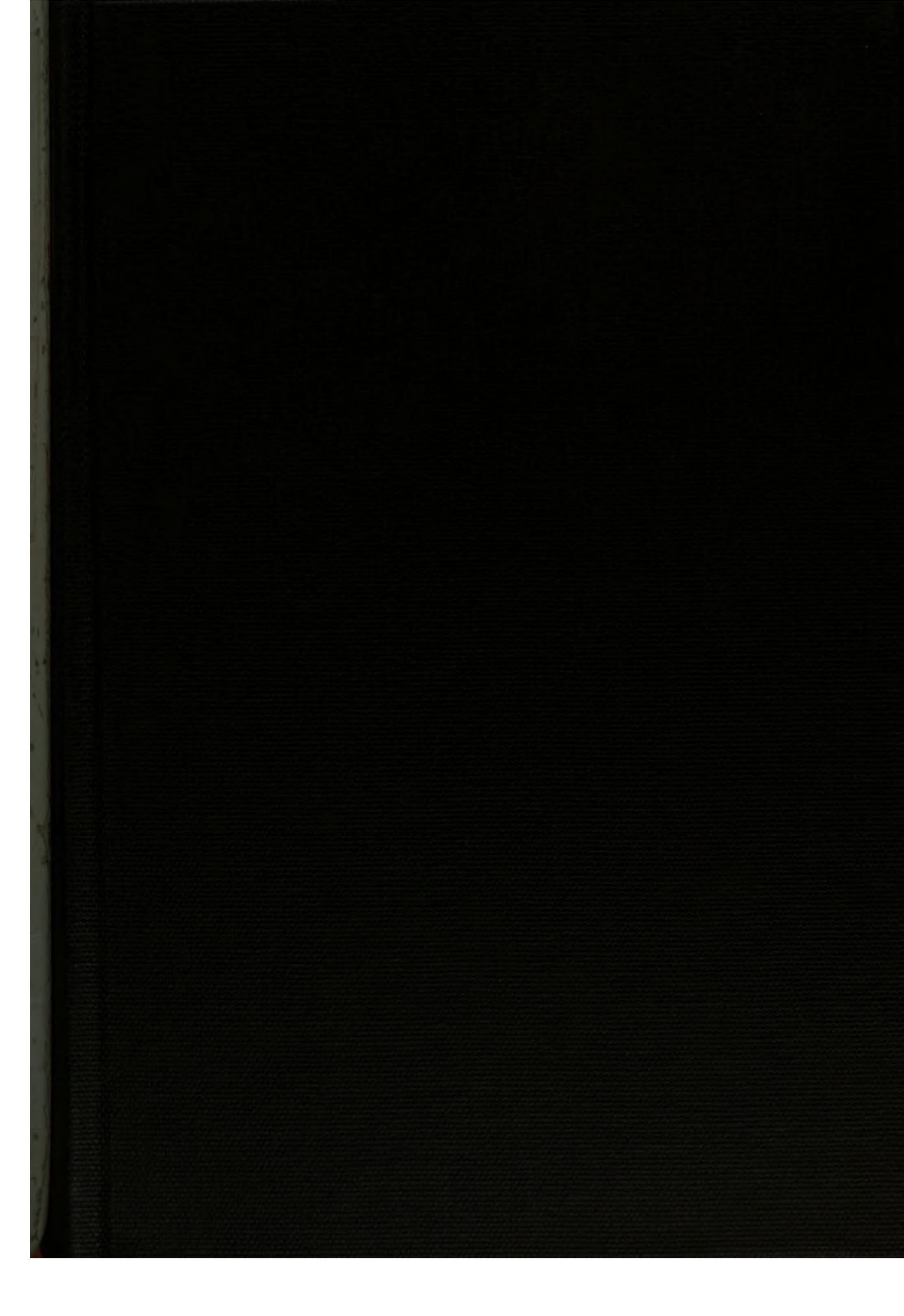
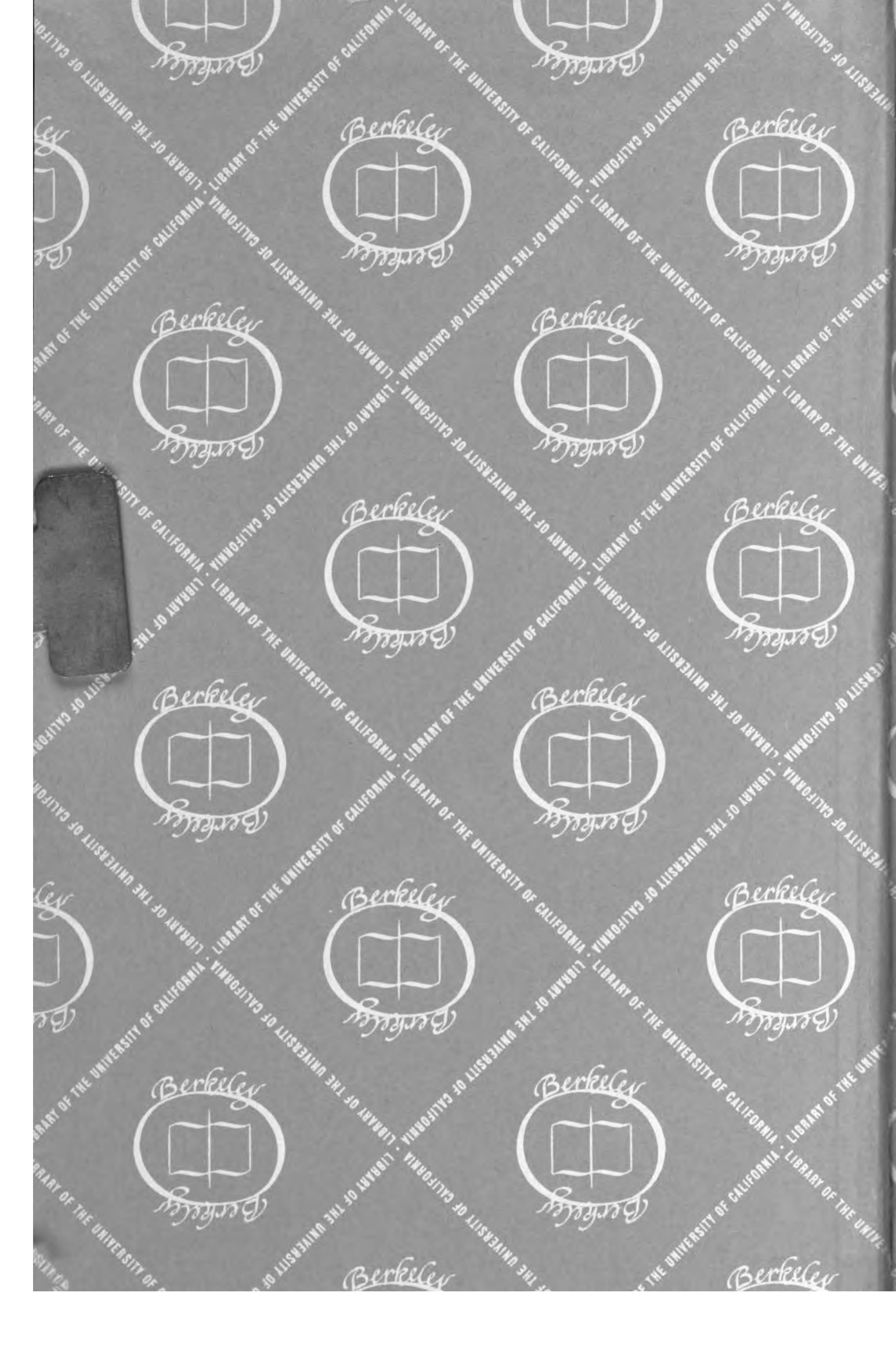



Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Velhagen & Klasings Monatshefte

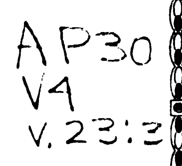
Jahrgang 1908/1909

3. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis.



XXIII. Jahrgang 1908/1909. Dritter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

Komposition.

Sonstige Aufsätze.

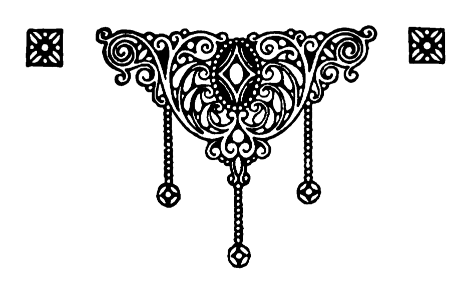
Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Seite

Einschaltbilder.

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.





Rosen.

Gemälde von Carl Hartmann.

Velhagen & Klasings Monatshefte



Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIII. Jahrgang 1908/1909

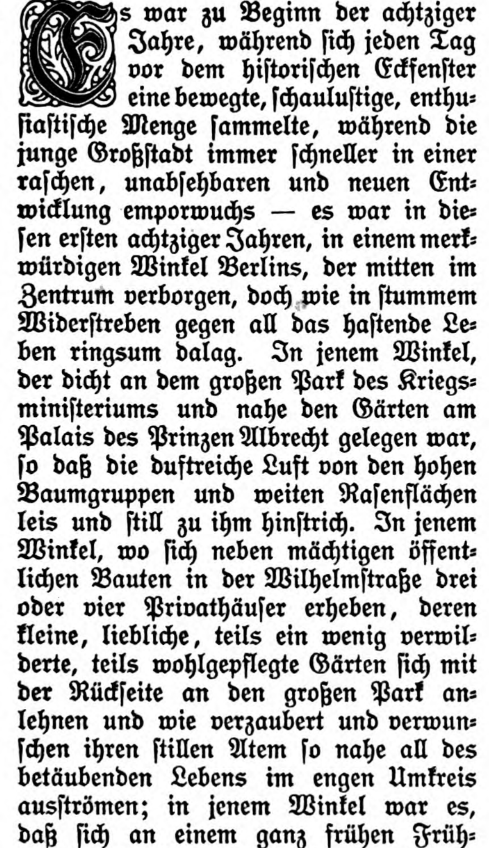


Heft 9. Mai 1909

Die Familie Vanderhouten.

Roman in vier Büchern. Von Adele Gerhard.

Erster Abschnitt.



Es war zu Beginn der achtziger Jahre, während sich jeden Tag vor dem historischen Eckfenster eine bewegte, schaulustige, enthusiastische Menge sammelte, während die junge Großstadt immer schneller in einer raschen, unabsehbaren und neuen Entwicklung emporwuchs — es war in diesen ersten achtziger Jahren, in einem merkwürdigen Winkel Berlins, der mitten im Zentrum verborgen, doch wie in stummem Widerstreben gegen all das hastende Leben ringsum dalag. In jenem Winkel, der dicht an dem großen Park des Kriegsministeriums und nahe den Gärten am Palais des Prinzen Albrecht gelegen war, so daß die duftreiche Luft von den hohen Baumgruppen und weiten Rasenflächen leis und still zu ihm hinstrich. In jenem Winkel, wo sich neben mächtigen öffentlichen Bauten in der Wilhelmstraße drei oder vier Privathäuser erheben, deren kleine, liebliche, teils ein wenig verwilderte, teils wohlgepflegte Gärten sich mit der Rückseite an den großen Park anlehnen und wie verzaubert und verwunschen ihren stillen Atem so nahe all des betäubenden Lebens im engen Umkreis ausströmen; in jenem Winkel war es, daß sich an einem ganz frühen Frühlingsmorgen, da eben die Nacht versunken war, ein seltsames Schauspiel begab.

Die Pforte, die von dem letzten dieser Häuser, das seine altertümliche Fassade nahe dem gewaltigen Bau des Kriegsministeriums breitete, nach hinten in den Garten führte, ward leis geöffnet, und hinaustrat in den strahlenden, sonntäglichen Morgen eine wunderliche Gesellschaft. Eine hochgewachsene Frau, in deren schwebenden, weißen Gewändern sich eine Kinderhand ängstlich verkroch, und eng neben ihr ein Knabe in schwarzem Sammetkleid mit schwerem, gelblichen Spitzenkragen über den schmalen Schultern, die großen Augen in dem bleichen Gesichtchen mit einem Ausdruck verlorener Traurigkeit in die leuchtende Helle ringsum schickend. Dicht hinter ihnen aber, die feinen Hände mit den schmalen Gelenken zierlich ineinander verflochten, die schönen Glieder von gleichen weißen Gewändern wie die Gestalt der Frau mit unwirklichem Schweben umweht, zwei halbwüchsige Mädchen, die, Schleiertücher über das dunkle Haar geworfen, mit zuerst ganz langsamen, dann immer rhythmisch bewegteren Windungen und Schwingungen in den kleinen Garten hineintanzten. Bald tanzten sie allein, bald miteinander — bald faßten sie die Hand der Frau, und sie glitt mit ihnen tanzend über den grünen Rasen . . .

Wie in stummem Wundern über das

seltsame Gebaren lag der kleine Garten da, der selber wie ein keusch gehütetes Geheimnis erschien. Zum größten Teil füllte ihn eine lang hingezogene Rasenfläche, um die ein schmaler Weg lief. An der Seitenmauer zum Kriegsministerium hin war eine alte Laube von grünem Lattenwerk angebracht, daneben in der Ecke des Gartens ein großes Taubenhaus, dessen Bewohner, die blauen, die grauen, die weißen Tauben, jetzt aufgescheucht zu gurren begannen. Die Rückwand zum Park war von dichtem Efeu bewachsen. Der Efeu kroch hinauf an dem alten Nußbaum und an der mächtigen Kastanie, zwischen denen eine schmale Bank ohne Rückenlehne schon etwas abgenutzt und geborsten dastand. Mitten auf der grünen Rasenfläche aber war eine alte, verfallene Fontäne, deren Wasser jetzt hell in der Morgensonne funkelte, und zwei Birnbäume breiteten sich in reicher, weißblühender Pracht.

Um die alte Fontäne zwischen den weißblühenden Obstbäumen ging der wunderliche Tanz dahin. Die schönen Gestalten tanzten — tanzten in einer heißen Versunkenheit und Hingegebenheit — tanzten, als sei dieser Tanz ihr Leben und als sei es ihre einzige Daseinsbestimmung, dahinzuschweben durch diesen kleinen Garten, über dieses weiche, ein wenig hohe Gras, um die alte, verfallene Fontäne, zwischen diesen weißblühenden Obstbäumen.

Sie sprachen kaum, aber ein geheimes Verstehen schien in der Art, wie sie sich die Hände reichten, sich einander zuneigten, einander flohen, je nachdem es der Rhythmus des Tanzes wünschte. Auch ähnelten sich die schönen, hochmütigen Gesichter unter dem dunklen Haar, die feinen Lippen mit den schwermütig hinabgezogenen Mundwinkeln so sehr, daß man hätte glauben können, es sei ein und das gleiche Gesicht, das einem da in geheimnisvoller Vielheit entgegenstrahlte. Besonders einmal, als die Frau den kleinen Knaben mit einem merkwürdigen, traurigen Lächeln auf ihren Arm emporhob, während sich die Mädchen mit dem gleichen hochmütig traurigen Lächeln eng an sie lehnten.

Aber schaute man ganz fest hin, so entdeckte man doch in dem schönen, düsteren, brütenden Gesicht der Frau manche Linie, die in der Andern Zügen fehlte. In dem schweren, dunklen Haar der Frau schimmerte noch ein funkelnder Stern, der sie wie eine Königin geschmückt erscheinen ließ. Man hätte denken mögen, es sei noch der Widerschein eines Sternes aus der Nacht, der eben erst entschwundenen, wenn nicht eine nüchterne Erklärung es wahrscheinlicher gefunden hätte, daß alle in dieser frühen Morgenstunde, da kaum die Hähne gekräht hatten, von einem Garten- und Frühlingsfest in vollem Feststaat heimgekehrt seien und der Versuchung nicht hatten widerstehen können, noch einmal die Weisen des Tanzes in dem stillen Garten zu wiederholen, in die strahlende Sonntagshelle hineinzutanzen — —

Und nun begann es noch einmal, ging noch einmal in zuerst langsamen, dann bewegteren Biegungen und Neigungen über das hohe Gras, um die alte verfallene Fontäne, unter den blühenden, weißschimmernden Obstbäumen dahin. Ein Geschlecht, das wie bestimmt schien, zu tanzen, in den weichen, schleppenden, rhythmischen Bewegungen sein Leben zu entwickeln, sein Leben auszuströmen, sein Leben auszuhauchen ...

Und doch war es kein Tanz der Heiterkeit und sonnigen Freude. Dunkle Schwermut lag in diesem sanften Heben und Senken der Arme, diesem leisen Neigen und Beugen und Strecken der Glieder ... Eine wehmutsvolle Gelöstheit. Ein Geschlecht, das die Freude nicht zu kennen schien, ein Geschlecht kranker Schönheit sprach aus diesem traurig-verstehenden Sichzuneigen, aus diesen sanften, gehaltenen Gesten ... Und jetzt stand die Frau still und brütete versunken über die niedere Mauer in das grüne Gebüsch des Nachbarparks hinein. Mit düstern Augen, darin der Haß und der Schmerz wohnten. Dann schaute sie auf, sah das jüngste der beiden Mädchen, das allein von allen noch seine anmutsvollen Glieder langsam schwebend und neigend und suchend bewegte, wie ein Lied ausklingt mit leiseren und immer leiseren Tönen...

„Kind, bist Du schön!" sagte die Frau mit zuckenden Lippen, darin der Zorn

und die Liebe und die Wut zitterten. „Kind, bist Du schön!“

Die Ältere sah sie schüchtern an. „Tante, Irma wird eitel werden — — Du solltest es ihr nicht immer aufs neue sagen.“

Die Frau richtete sich kühl auf. „Warum? Sagt es ihr der Spiegel nicht täglich aufs neue? Ihr und mir und Dir?“

Noch einmal zuckte sie verächtlich die Achseln, hob dann hoheitsvoll den dunklen Sealmantel um die Schultern, den sie beim Eintreten zwischen das grüne Lattenwerk der Laube geschoben hatte, und stand nun noch einen Moment unbeweglich mit verschränkten Armen da wie eine Fürstin, die der königliche Purpur umfließt. Eine Königin der Nacht mit dem Stern über der düstern Stirn — — eine Königin der Nacht, deren Blick schmerzvoll in vergangenem Unglück versinkt, nahendes Unglück ahnungsvoll vorausschaut ...

„Bernhardine! Bernhardine!“

Es war eine gutmütige, weiche, ein wenig weinerliche Mannesstimme, die die Worte in den Garten hinausrief, und zugleich war jemand an die Pforte getreten. Ein unansehnliches, ältliches, häßliches Etwas — — ein Etwas, das den Eindruck erweckte, mit ungefügen Gliedern in modische Kleider gesteckt, auch diese Kleider ungefügig und ungelenk gemacht zu haben und sich mit ihnen gerade durch ihren modischen Schnitt zu einer lächerlichen Verzerrung vereint zu haben.

„Bernhardine! Bernhardine!“

Ein älterer, ein alter Mann war es, der da an der Pforte stand und rief, gutmütig bittend rief. Schaute man ihm ins Angesicht, so sah man zuerst nur ein Heer von Falten und Runzeln unlösbar ineinander verwoben. Bis sich dann nach und nach aus dem Knäuel Mund und Nase von starken Dimensionen entwirrten, ein schmaler, grauer Backenbart, der nicht mit dem glänzenden braunen, glattgestrichenen Haupthaar übereinstimmte, bis unter buschigen, grauen Brauen hinter den Brillengläsern ein Paar traurig und unendlich gütig blickende Augen erkennbar wurden.

Der Alte stand da an der niedrigen Pforte in dem strahlenden Morgen, als wenn plötzlich ein Nachtgeschöpf sich aus dem alten Hause in all die Helle verirrt hätte. Und eine jähe Wandlung war mit den frühen Tänzerinnen da draußen vorgegangen, sowie diese Stimme in ihrer klagenden Weichheit hinaustönte.

Die Augen der Frau wurden mit einem Male groß, klar, grünschillernd. Etwas Böses und Hartes, eine geheime Tücke kam in ihr Gesicht, die Brauen zogen sich in ungemessener Verachtung empor, während sie den Kopf mit empörendem Hochmut aufrichtete. Wie Peitschenhiebe sausten ihre Blicke auf die unansehnliche Gestalt an der Tür ...

„Die Fledermaus ...“ sagte das ältere Mädchen leise.

Auch die Schwestern waren verändert. Alle Linien schärfer, jede Schönheit vertiefter, ausdrucksvoller unter dem Bann und der Bewegung eines tiefinnerlichen Gefühls: eines unsagbar starken Hasses, einer hochmütig niedermähenden Verachtung — —

„Die Fledermaus ...“ wiederholte die Kleinere, und genau wie bei der andern schoben sich die fein gezeichneten Brauen empor, zuckten die Winkel an den schmalen Lippen ...

Nur in den Zügen des Knaben, der auch äußerlich das einzige von den Kindern war, dessen unbehilflicher schreitenden Glieder in dem Alten den Vater verrieten, lösten sich bei dem Rufen und abermaligen Rufen an der Pforte andere Empfindungen. In das kleine, traurige Gesichtchen kam etwas Dumpfes, Gequältes, etwas wie schweres Erwachen: der Ausdruck eines Kindes, das nicht versteht, was rings umher vorgeht, was vorgehen wird — in was für einer Welt, so verworren, so uneins, es da lebt. Ein Kind, das in seiner Schwäche und Hilflosigkeit nicht entscheiden kann, was da Rechtes und Unrechtes geschieht, sondern nur leidet. Leidet unter all diesen seltsamen marternden Dingen und weiß, daß sie nicht enden. Weiß, wenn es abends den kleinen Kopf aufs Kissen legt, daß morgens, wenn es ihn wieder hochheben wird, alles ebenso wieder beginnen wird — so verworren, so uneins, so traurig. Und in dem als Stärkstes dann das Bewußtsein seiner Hilflosigkeit, seiner Ohnmacht

bleibt und es wieder in die alte Lethargie, die alte bange Traurigkeit versinken läßt...

„Wir kommen," sagte die Frau jetzt hart.

Ihre Worte fielen wie die Blicke ihrer Augen gefallen waren. Peitschenhiebe, die den Alten trafen. Er ging langsam, den alten Rücken gebeugt, ins Haus zurück. Eine Schnecke, die sich in ihren Bau verkriecht.

Auch die Frau wandte sich zur Pforte. Der lange, schleppende Sealmantel umfloß, ein Königsmantel, ihre Schultern... Ihre Augen blitzten Unheil.

Dicht hinter ihr schritten die Mädchen, weiß, elfenhaft, die feinen Glieder in hochmütigem Mißbehagen streckend.

Zuletzt kam der Kleine verloren hinterdrein. Den armen Kopf gesenkt. Er war müde. Es war vier Uhr morgens, und die ganze Nacht hatte er bei der Gartenredoute in die bunten Fackeln geblickt.

Nun war die seltsame Karawane in dem alten Haus verschwunden. Morgenstill und leuchtend lag der einsame Garten da. Nur die Tauben gurrten dann und wann verstohlen, die blauen, die grauen, die weißen Tauben — und die Frühsonne spielte über den schimmernden Blüten der Obstbäume. Wären nicht im hohen Gras die verlorenen Spuren der feinen Frauenfüße geblieben, man hätte dies alles für ein Märchen, einen seltsamen Spuk halten mögen: die weißgekleideten Gestalten — den Tanz auf dem grünen Rasen in der frühen Morgenstunde — die unwirkliche Schönheit dieser Geschöpfe mit dem bösen, hochmütigen Zucken um die Lippen, als der Alte seine rufende, mahnende, bittende Stimme ertönen ließ.

⌘ ⌘ ⌘

Das Erdgeschoß des Hauses, in dem die weißen Gestalten verschwunden waren, war fast gänzlich durch einen großen, altertümlichen Saal ausgefüllt. Der „Festsaal" wurde er kurzweg von der Familie genannt, weil bei allen gesellschaftlichen Freuden die Gäste dort empfangen wurden, ehe man zum Speisezimmer und den anderen Gesellschaftsräumen emporstieg.

Es war jetzt still da unten, denn alle waren unter einem unwilligen und verstockten Schweigen in die Schlafräume hinaufgeglitten. In jene Gemächer, die, von einem starken Moschusduft getränkt, nichts von Frühlingsduft verrieten — wo in verschnörkelten Schränken zahllose weiße und gelbliche und seidene Negligés hingen, weiße, schleppende Sammetkostüme, spitzenverbrämte, schwebende Gewänder, gleich denen, die beim Tanzen da unten die schönen Gestalten umschmiegt hatten. Alles geschaffen, einem Frauengeschlecht zu dienen, das sich bewußt war, durch seine Schönheit zum Herrschen bestimmt zu sein, und das die Herrlichkeit des eigenen Leibes mit einer tiefen Andacht, mit einer krausen und verstiegenen Phantasie pflegte.

Durch die hohen Scheiben des Festsaales unten drang das erste Licht des jungen Frühlingsmorgens, glitzerte auf dem mächtigen Kronleuchter, spielte verräterisch auf den vielen, vielen Bildern der schönen Frauen, die dort von den Wänden herabblickten und eine heimliche und schlimme Geschichte erzählten.

Da war das Bild der ersten Frau Edmunds van Kol, des Alten, der „Fledermaus", wie ihn die eigenen Töchter flüsternd genannt hatten — einer schönen, kalten Brünette, im schwarzen Seidenkleid mit weiten, weißen Spitzenärmeln gemalt, das wunderbare Haar als schwere Flechte um den hochmütigen Kopf gelegt, wie sie als ganz junge Frau durch diese Räume geschritten sein mochte. Das Siegesbewußtsein ihrer Schönheit sprach aus dem kühlen, gefährlichen Gesicht — und heimliche Tücke, verborgener Zorn, in den Bund mit diesem Mann hineingezogen worden zu sein, nachdem so manche Hoffnung fehlgegangen war und die Verschwendung der Mutter, die schlechte Geschäftsführung des Vaters die einst so angesehene Familie gänzlich verarmt dastehen ließ, als Regina eben achtzehn Jahre alt war.

Da hing das Bild ihrer jüngeren Schwester Bernhardine, der zweiten Frau van Kols, wohl erst in diesen letzten Jahren gemalt. Wärmer, machtvoller als die kühle, berechnende Regina — mit dem Stern auf dem finstern Haar,

wie er heute in der frühen Morgenstunde über ihrer Stirn geschimmert hatte — die herrliche Büste und die vollen Arme von durchsichtigen schwarzen Spitzen überflossen, vielreihige Perlen über den schönen Hals hinabwallend in den merkwürdigen Zügen eine unheilverkündende Schwermut, ein geheimer Haß gegen das Schicksal, gegen den Mann, der die Schönheit begehrt, die Schönheit hinabgezogen hatte.

Und da stand auf kleinem Marmortisch ein anderes Bild von ihr, das sie als Braut zeigte in weißem, märchenhaftem Gewande, seltsam und vornehm — in jener Zeit gemalt, als Bernhardine sich in einem Gemisch von Schwärmerei für die verstorbene Schwester, von eigener Heimat- und Hilflosigkeit, von phantastischer Aufopferung für die verlassenen Kinder entschloß, dem dreißig Jahre älteren Witwer ihr Jawort zu schenken.

Und wieder über dem Kamin fesselte eine große, lebensvolle Photographie, die Bernhardine mit den Kindern gleich nach dem Tode der Schwester zeigte. In tiefstem Schmerz das schöne, junge Weib, in tiefstem Schmerz die schlanke, achtjährige Tochter, in tiefstem Schmerz die kleine sechsjährige. Langwallende schwarze Trauerschleier vom Hütchen der einen, langwallende Trauerschleier vom Hütchen der andern, langwallende Trauerschleier von Bernhardinens tief in die Stirn gedrücktem Tockhute. Das jüngste Kind, den kleinen Knaben, hielt sie auf dem Arm: ‚Sieh, ich stehe hier — ich warte Deiner Kinder . . .‘

Das ganze Bild mit den dreifach hinabwallenden schwarzen Schleiern um die schönen, hochmütigen, einander ähnelnden Gesichter, mit den schmerzvoll hinabgezogenen Mundwinkeln, den teils traurig gesenkten, teils düster in die Ferne starrenden Augen erschien wie eine festgewordene Gruppersammlung. Gefühle, die fraglos echt und tief und stark gewesen waren, da sie ein Leben bestimmt hatten, klagten aus diesen Mienen, diesen Zügen — aber Gefühle, denen die Pose eingeboren war und die nun als anmutvoll versteinter Schmerz, als ewige, schönheitsreiche Klage aus goldenen Rahmen in den alten Festsaal hinabblickten.

Nirgends aber war ein Bild des Alten zu erblicken. An den langen Wänden, die die königlichen Frauen zeigten, fehlte das Bild des Besitzers, des alten, aus Holland stammenden Herrn, der seinen großen, in den Rheinlanden erworbenen Reichtum in Berlin, wo seine Familie, seine Vettern sich angesiedelt hatten, in Ruhe hatte genießen wollen und seine Hand nach den schönen Frauen ausgestreckt hatte

Wie sie ihn stets im Leben zu verwischen, zu übersehen gesucht hatten, wie ihre Blicke stets zu anderen gegangen waren, so erinnerte auch in dem alten Festsaal nichts an ihn, den Unscheinbaren. Nichts als der stumme Haß, der unnennbare Hochmut, der aus den Gesichtern dieses ganzen Geschlechts sprach und dem Vermessenen galt. In der dunklen und heißen Blutsverwandtschaft der Schwestern war er stets der Fremde geblieben. Selbst seinen Kindern. Der Eindringling, der Räuber — — Sein unscheinbares Abbild fehlte in den goldenen Rahmen des alten Festsaales, wo die Frühsonne jetzt verräterisch über den Bildern der Frauen strahlte und heimliche und schlimme Dinge offenbarte.

⌘ ⌘ ⌘

An jenem Frühlingsmorgen, da die weißen Gestalten den seltsamen Tanz auf dem grünen Rasen getanzt hatten, der wie ein Tanz der Schönheit und des Lebens und der Jugend erschien und doch bestimmt war, ein Tanz des Scheidens und Sterbens, ein Totentanz, zu sein — an jenem Frühlingsmorgen waren in dem verwunschenen Winkel Berlins, da sich die einsamen Gärten eng an den großen, duftenden Park des Kriegsministeriums anlehnten und in ihrer geheimnisvollen Stille nichts von dem fiebernden Treiben der nahen Großstadt ahnen ließen, noch andere Mächte des Lebens am Werk.

Nur eine niedere Mauer trennte den Garten mit dem hohen Gras und der verfallenen Fontäne und den schimmernden Obstbäumen und dem Efeu, der wild und wirr an der alten Kastanie emporkroch, von seinem lieblichen Nachbar, der zu dem hochgebauten Hause der Gebrüder Vanderhouten, den Vettern des alten

Herrn, gehörte. Aber dieser Nachbargarten schaute gar anders drein. Zierliche Kieswege zogen sich zwischen den wohlgepflegten, in anmutigen Wellenlinien angelegten Rasenflächen, die eine Apfelhecke voll zahlloser, rosiger Blüten umspann. Schlanke Rosenstöcke hoben ihre anmutigen Häupter, Akazien, Eichen und Nußbäume bildeten hier eine schützende Blätterwand, um den grünen Schlupfwinkel einzuhegen, der wie ein sorgfältig gehütetes blühendes Nest erschien. Ein verlassenes Drosselnest an der Mauer erzählte von Zeiten, da es noch stiller, die Wege unbetretener gewesen sein mochten, da wohl der große Sandhaufen neben der weinumrankten, zum Hochparterre führenden Treppe, der die Spuren kräftiger Knabenfinger zeigte, noch nicht vorhanden gewesen sein mochte.

Ob es auch hier einsam und traumhaft schön war, so fühlte man doch, daß sich Menschenhände hier sorgend und geschäftig geregt hatten, daß Menschenschritte über diesen Kies gegangen waren. Erdhafte Wesen, denen warmes und rotes Menschenblut durch die Adern rann — Menschen, in Frauenwehen geboren, zu menschlichen Schmerzen und menschlicher Lust bestimmt.

Menschen, in Frauenwehen geboren — — Ein Fenster des zweiten Stockwerks ward soeben sacht geöffnet, und in den strahlenden Morgen klangen seltsame, kreischende, weinende, hilflose Laute. Die ersten schwachen Laute, mit denen ein zum Leben erwachtes Menschenkind die Welt begrüßte. Seltsame, kreischende, weinende, hilflose Laute.

In den weißen Kissen oben aber lag Annemarthe, die Frau des zweiten Vanderhouten, blaß und lieblich, mit einer sanften Ergebenheit in dem stillen Gesicht.

Ihre Züge atmeten noch in der Erschöpfung jene unbeschreibliche Frauenfreudigkeit, die zunächst nicht dem Kinde, dem in Schmerzen geborenen, gilt, nicht vom Mutterempfinden erzeugt ist. Vielmehr prägte die Züge Annemarthens ein anderes: das Glücksgefühl der Frau, die dem geliebten Manne das Kind geschenkt hat. Das Glücksgefühl einer Frau, für die dieser eine bestimmte Mann, und nur dieser e i n e, die Welt bedeutet.

Und jetzt klangen auch mühsam gedämpfte Tritte, und die ebenmäßige Gestalt eines Mannes, der schon die Mitte der Vierzig erreicht haben mochte, aber Leben und Lebensheiterkeit und Kraft in jeder Bewegung verriet, näherte sich dem Bette Annemarthens.

Das stille, verhangene Wochenzimmer bot einen schwierigen Lebensboden für die lebensvolle, ein wenig laute Heiterkeit, die aus dem guten Gesicht Adrian Vanderhoutens sprach. Mit rührender, ein wenig unbehilflicher Sorglichkeit, den Blick voll erregter Liebe, kniete der starke Mann vor dem Bett und küßte die feingeäderte Hand seiner Frau.

Ein Spätling war es, der da gekommen war. Einige Zimmer entfernt saßen Lucie und Eva, die hübschen zehn- und achtjährigen Töchter, saß ihr Bruder Edgar, der Tertianer, über das Mathematikheft gebeugt; auf dem Korridor kauerte erregt und erwartungsvoll Theo, der sechzehnjährige Älteste, der seit Stunden bang mit dem Vater gelauscht und geharrt hatte.

Aber um so ergreifender wirkte die große starke Liebe dieser beiden Menschen, die jetzt, da die Frau die Lider matt, mit leise grüßendem Verstehen hob, im Blick dieser beiden Augenpaare ineinander flammte.

Die Wärterin berührte Vanderhoutens Arm. Er blickte sie an. Nur eine Minute, er wußte es, durfte er hierbleiben, obwohl alles gut und beruhigend lag. Noch einen Moment stand er vor Annemarthens Bett und blickte in das liebliche, bleiche Gesicht. Die Vierzig hatte Annemarthe fast schon erreicht, und doch lag es wie junge, versunkene Hingebung in dem Blick, mit dem sie aus aller ihrer Mattheit zu ihrem Gatten aufschaute. „Adrian — gut, alles sehr gut . . .“

Jetzt faßte die Wärterin energischer Vanderhoutens Arm. Eine Sekunde später war er draußen. Mit vor Erregung dunkel erscheinenden Augen stand Theodor dort.

„Nun, Vater, nun?“

„Gut. Alles sehr gut, Junge . . .“

Unbewußt wiederholte Vanderhouten die Worte in dem ergeben-glücklichen Ton, in dem seine Frau sie gesprochen hatte. Er schloß seinen Ältesten in die Arme — der große, starke Mann schluchzte vor Glück und Bewegung.

Ströme von Licht und Helligkeit fluteten draußen über den verlorenen Fleck einsamer Natur mitten in der aufblühenden Großstadt. Alles sprach von Geburt und Werden. Die Vögel zwitscherten und schmetterten aus zahllosen, frühlingsfrohen Kehlen, die Tauben gurrten im Nachbargarten, und aus dem Hühnerhof am stillen Park des Kriegsministeriums krähte zuweilen der Hahn gewaltig und gebieterisch in den leuchtenden Sonntag hinein.

Das war der Frühlingsmorgen, an dem Gotthold Vanderhouten, der Spätling, geboren wurde.

⁂ ⁂ ⁂

„Es geht oben gut — Gott sei Dank! Es geht gut, Gott sei Dank!"

Man konnte einen wiederholten Dank an den lieben Gott nicht in gleichgültigeren Tönen ausdrücken, als sie soeben von den schönen Lippen der Frau Christine Vanderhouten kamen.

Indessen sie abermals hinklingend: „Es geht gut, Gott sei Dank, es geht gut" hinsprach, knipsten ihre schlanken beringten Finger ein winziges, weißes Fädchen von dem roten Plüsch des ihr benachbarten Mahagonisessels — ein so winziges Fädchen, daß andere Augen als die der Frau Christine Vanderhouten es schwerlich entdeckt hätten. Während ihre stolze Gestalt aufrecht im Lehnsessel thronte und ihre Lippen noch immer von dem Wohlergehen der guten Annemarthe und dem Dank an den lieben Gott erzählten, wanderten ihre Blicke wie Detektivbeamte durch den hohen vornehmen Raum. Detektivbeamte, die das verborgenste Stäubchen, die leiseste Unordnung aufspüren. Und mit ihrer geheimen Ruhelosigkeit die Wohligkeit der Atmosphäre erschüttern.

Dazwischen sprach Christine viel und geläufig, sprach über die Wöchnerin, über den kleinen Ankömmling und über alles, was nun oben geschehen müßte und sollte — und endete wieder mit dem gleichen stereotypen: „Es geht gut — Gott sei Dank! Es geht gut."

Hubert Vanderhouten folgte mit wachsender Ungeduld den dahinrollenden tönenden und vertönenden Worten seiner Gattin, während er mit immer schnelleren Schritten und immer knarrenderen Stiefeln hin und her, her und hin wanderte.

Es war seltsam, wie sehr Hubert Vanderhouten seinem Bruder Adrian glich und doch nicht glich. Die Züge waren fast dieselben. Die kurze, ein wenig in die Höhe gerichtete Nase, die vollen Lippen, der Schnitt der schönen dunklen Augen und der Fall des vollen, glatten, dunklen Haupthaares waren bei den Brüdern fast gleich. Nur daß bei Hubert alles noch regelmäßiger gezeichnet, die Architektonik der Linien noch überraschender war. Und doch, obwohl diese Ähnlichkeit so stark erschien, daß Fernerstehende gelegentlich die Brüder verwechselten, waren bei genauerem Hinschauen die Gesichter und Gestalten einander durchaus unähnlich. Alles in Huberts Zügen wie in seiner Haltung und seinen Bewegungen verriet ungewöhnliche Kraft, aber eine Kraft, mit der sich eine starke Brutalität zu mischen schien. So daß man fast ein wenig zurückbog, wenn man ganz nahe in das doch so gut gebildete Gesicht schaute. Diese brutale Kraft prägte den Mund, die schweren, senkrechten Stirnfalten zwischen den Brauen, die Haltung des mächtigen Nackens. Zugleich sprach eine hervorragende und energische Intelligenz aus dem schnellen und festen Blick der Augen, der Atem einer starken Männlichkeit wehte von der ganzen Persönlichkeit aus. Das alles fehlte oder wirkte doch nur sehr abgeblaßt in Adrians sympathischer, liebenswürdiger und lebensvoller Erscheinung. Nie hätte man die leiseste Roheit in diesen gutmütigen Zügen suchen mögen. Aber in ihnen wohnte auch nicht die durchdringende Intelligenz und in der Gestalt nicht jene verblüffende Kraft, die auf Hubert Vanderhouten die Blicke zog, sowie er irgendeinen Raum betrat, in irgendeiner Gesellschaft erschien oder nur gelassen und fest die Straße entlang schritt.

Etwas von dieser brutalen Kraft tönte aus den Schritten, mit denen die mächtige Mannesgestalt jetzt in dem Zimmer hin und her, her und hin ging.

Plötzlich stand er still und sagte: „Ja, Christine, erzähle — erzähle Du nur so weiter bis morgen früh. Immer weiter, Christine! Ich gehe nun hinauf zu Adrian. Oder in den Garten. Erzähle Du — erzähle weiter bis morgen

früh, Christine! Wie war es doch bei Deiner ersten Entbindung? Wieviel Tücher hatte die alte Rieke damals versengt? Waren es vier oder sechs, Christine? Ich weiß es nicht mehr. Sechs? Gütiger Vater im Himmel! Nicht wahr? Wie war es, Christine? Du mußt es doch wissen ..."

Sie antwortete nicht. Beachtete auch seinen Spott nicht weiter, sondern strammte nur in der ihr eigenen, zugleich verächtlichen und resignierten Weise den Oberkörper. Wobei sich der stolze Kopf noch höher emporrichtete und die Augenlider sich in einer hochmütig-nachsichtigen Weise senkten.

Die Tür hatte sich auch schon hinter Hubert Vanderhouten geschlossen, und die Frau war allein.

Ein Dritter hatte meist, sowie Hubert Vanderhouten ein Zimmer verlassen, die seltsame Empfindung, als ob es plötzlich sehr leer geworden sei, als ob eine mächtige und geräuschvolle Kraft und Lebensfülle, die vorher im Raum gewesen sei, verschwunden und es mit einem Male merkwürdig still geworden wäre. Christine Vanderhouten schien nichts hiervon zu fühlen. Die Monotonie ihrer feinen, stolzen, ein wenig abgezirkelten Bewegungen blieb die gleiche, nachdem ihr Mann das Zimmer verlassen hatte und sie nun, einen Pfauenwedel aus seinem Versteck hervorziehend, noch einmal sorglich über die dunklen Mahagoniflächen des Flügels und Schreibtisches wischte.

Aus dieser Beschäftigung schien ihr Beruhigung zuzuströmen. Die Straffheit ihrer Haltung und Züge lockerte sich ein wenig ... Und sie wandte sich nun, nachdem der Pfauenwedel wieder in seinen Winkel gewandert war, nach dem Korridor, um in das Arbeitszimmer ihrer Knaben zu gehen.

Obwohl Christine Vanderhouten schon in der Mitte der Dreißig war, konnte man doch, wenn man sie so dahinschreiten sah, begreifen, daß ihre Schönheit noch immer geradezu verblüffend auf Personen wirkte, die zum ersten Male die „Madonna incomparabile", wie man sie in ihrer ersten Jugend genannt hatte, vor sich sahen. Zunächst hatten das wunderbare, mattgelbe Blond des madonnenhaft gescheitelten Haares, das in der Sonne schimmerndem Golde zu gleichen schien, das Blütenhafte der noch immer an einen besonders lockenden Pfirsich mahnenden Haut, die herrliche Farbe der tiefblauen Augen, sowie die stolze, königliche Haltung der vornehmen Gestalt etwas Überraschendes. Erst wenn man genauer hinschaute oder wenn Christine Vanderhouten in monotonen Sätzen, lang ausgesponnenen Wendungen zu reden begann, trat eine Ernüchterung ein. Erst dann kam neben der Bewunderung, die die schöne Erscheinung weckte, langsam ins Bewußtsein, daß zugleich ein Hauch des Unbehagens von ihr auszugehen schien. Man entdeckte feine Linien an Mund und Augen, man erkannte die Spuren von Enttäuschung und verhaltenem Mißmut, man fühlte eine letzte und tiefe Gleichgültigkeit und ahnte, wenn man nun mit geschärfter Aufmerksamkeit den matten Blick der schönen Augen verfolgte, warum Christine Vanderhoutens Nähe jedes Behagen zerstörte. Die ungeheure Kälte, die von dem noch immer so anmutsvollen Frauengebilde ausströmte, wirkte fast beleidigend — diese Atmosphäre von Kühle, Unzufriedenheit, von seelenlosem Erstarren in den Kleinlichkeiten des Daseins.

Und wie ein Hohn hing von der Wand des Zimmers, wo Frau Christine Vanderhouten soeben ruhelos umhergewandert war und mit dem geliebten Pfauenwedel die glänzenden Mahagoniflächen des Flügels und Schreibtisches von den letzt hingeflogenen Stäubchen gesäubert hatte — wie ein Hohn hing von der Wand dieses Zimmers, wo die Frau in tausend Nichtigkeiten erstarrend dahinschritt und hinlebte, ein lebensgroßes Gemälde und blickte wie ein ganz ferner, sehnsüchtiger Traum von Frühling und Sonne und lieblicher Unschuld in den vornehmen kalten Raum.

Das blütenhafte Bild eines engelschönen Mädchens war es, das da hinabgrüßte: Christine Vanderhouten, als sie noch Christine Fabrizius war. Als sie noch als die Herrscherin, das schönste, begehrteste Mädchen, traumhaft in ihrer Reinheit und Unnahbarkeit, durch blaue Reiche schritt und alles sich vor ihr beugte.

Als sie noch eine Einheit war in ihrer unerwachten und unerwachbaren Art. Als ihre Sprödigkeit noch als die Keuschheit der jungen Rosenknospe im Erschließen, ihre Kälte noch als die Reinheit frisch gefallenen Schnees wirkte. Bis sich dann das Leben vor ihr auftat und jene große Stunde der Enttäuschung kam, da der starke Mann sie nahm, da alles in ihr und um sie zerbrach, und die Glückssehnsucht, die selbst in ihrem kühlen Herzen gezittert, und das betrogene Herrschergefühl sich in die Gleichgültigkeit und den dumpfen Mißmut umsetzten, der jetzt aus dem matten Blick der schönen Frau sprach.

Man erzählte, der junge Maler, der das Bild gemalt habe, sei wahnsinnig geworden aus Liebe zu ihr. Die Legende wob die Geschichte von Christine Fabrizius' Jugendtriumphen zu Ungeheuerlichkeiten aus. Und sie selbst hatte eine Art, mit gesenkten Lidern auf die Ringe an ihrer Hand zu blicken und mit ihrer monotonen Stimme von der Zeit und der Gelegenheit, da sie diese Ringe geschenkt erhalten hatte, in ihrer untadeligen und unanstößigen, aber doch seltsame Einblicke schenkenden Art zu erzählen, daß man an die Geschichte der Ringe von Karl Moor erinnert wurde.

Den schmalen Reif mit dem roten Rubin hatte ihr „ein noch junger Freund ihres Elternhauses", wie sie ihn nannte, als er nach Südamerika versetzt wurde, gegen das Gelöbnis geschenkt, daß sie in jedem Jahr einmal den roten Stein betrachten und dabei an ihn denken müsse...

Den wertvollen Ring mit den vielen herrlich geschliffenen Brillanten steckte ihr die Fürstin von Windischgrätz beim Abschied an die Hand, als sie sie auf die Stirn küßte und mit ihrem Sohn, dem jungen Grafen, nach Böhmen zurückkehrte — — Die Fama setzte hinzu: Aus Dankbarkeit. Da Christine Fabrizius allen Bitten des jungen Grafen, gegen den Willen seiner Eltern sein Weib zu werden, mit Unnahbarkeit begegnete und das fürstliche Blut der Windischgrätz rein vor der Verbindung mit einer Bürgerlichen erhielt . . .

Der Goldreif, an dem wie eine verlorene Träne eine einzige wunderbare Perle glänzte, war ihr von einem nahen Freunde ihres Vaters, einem älteren Junggesellen testamentarisch vermacht worden. „Das Alter der Jugend", stand auf der einen Innenseite — der „Madonna incomparabile", „dem schönsten Mädchen Hamburgs" auf der andern mit schon etwas verloschenen Lettern. Man erzählte sich, in dem fast Sechzigjährigen hätten sich Johannistriebe für die schöne Tochter seines Freundes geregt, aber die untadelige Unnahbarkeit Christinens habe über die Peinlichkeit der Situation gesiegt. Bis ihn bald nachher eine kurze Krankheit hinwegraffte. Der Ring mit der Inschrift, die der treue Verehrer noch in seiner Leidenszeit bestimmt hatte, schmückte jetzt ihre weiße, unnahbare Hand.

Da war auch noch ein kleiner, schon recht schmaler Ring mit einem tückisch funkelnden Smaragd, der auf der einen Seite schon blind war. Christine sprach nicht gern davon. In den heiteren Tagen der Verlobungszeit hatte Hubert gar eindringlich nach dem grünen gleißenden Steine gefragt, aber Christine ihm ausweichenden Bescheid gegeben. Ein Vetter habe ihr den Ring geschenkt, ein weitläufiger Vetter — ein Neffe ihres reichen Onkels in Australien; aber er sei nur kurze Zeit in Europa gewesen, ein merkwürdiger, unheimlicher Mensch. Gelegentlich sah Hubert auch das Bild dieses Vetters, das ein schmales, wüstes Gesicht zeigte, in dem allerhand bunte Erlebnisse, große und kleine Teufeleien ihre Spuren gelassen hatten. Seltsam war nur, daß Frau Christine den unscheinbaren Ring noch immer an den schön geschmückten Fingern trug und daß ihre beredten Lippen, die die anderen Trophäen mit sanften Hinweisen erklärten, hier geschlossen blieben.

Christine war jetzt durch den langen, schier unermeßlichen Korridor gewandert, der die Vanderhoutensche Vorder- und Hinterwohnung voneinander trennte. Nach dem Garten zu lagen die Schlafräume und die Arbeitszimmer der Kinder, auch eine anmutige Glasveranda, in der die Familie im Frühjahr und Herbst die Mahlzeiten einnahm.

Christine erwartete, einen großen Lärm

wie meistens aus dem Zimmer der Knaben erschallen zu hären, und horchte überrascht in die Stille. Sie drückte behutsam auf die Klinke, doch als sie die Tür öffnete, flutete ihr eine Fülle von Licht und Sonne entgegen ... So daß das erste, was Christine nun vornahm, ein energischer Druck auf die Klingel war. Dem Hausmädchen empfahl sie dann gar dringlich, sowie die Sonne höher gestiegen sei, die Jalousien hinabzulassen, damit die Tapete nicht ausbleiche.

Erst dann wandte sie sich ins Zimmer hinein. „Nun — und Ihr? Wie steht's? Was sagt Ihr zu der Überraschung da oben, zu dem neuen Vetter?"

Hätte Christine, statt der überwuchernden Sorge um die ausbleichende Tapete nachzugehen, mit wärmerer Aufmerksamkeit auf ihre Knaben geblickt, von denen der Älteste nachdenklich am Fenster stand, während die beiden jüngeren flüsternd im Winkel kauerten, so hätte sie vielleicht begriffen, daß die Ankunft des Vetters schon lange vor ihrem Eintritt die Köpfe der Knaben beschäftigt hatte.

Bei den Worten „Überraschung da oben" zuckte es in den blassen Gesichtern. Um den Mund Gerharts, des Ältesten, dessen feine Züge eine gewinnende und liebenswürdige Intelligenz zeigten, kam etwas wie überlegener Hohn über die Zumutung der Mutter, während die jüngeren Knaben, die sich sehr ähnelten, die Augen mit einem Gemisch von Verlegenheit, unreiner Neugierde und verhaltenem Spott senkten. Es mochten nicht die lautersten Geheimnisse gewesen sein, die die zwölf- und elfjährigen Brüder im Anschluß an die Mitteilung von der Ankunft des kleinen Vetters sich einander da im Winkel zugeraunt hatten.

Aber Christine bemerkte dies alles nicht. Sie verstand durchaus nicht, was Gerhart eigentlich wolle, der, einen Federhalter spielend zwischen den schlanken Knabenfingern drehend, einen finsteren und kritischen Blick über die elegante Gestalt der Mutter hingehen ließ.

Gerhart hatte ein zartes, aber für einen Dreizehnjährigen überraschend reifes Gesicht, und im Grunde fühlte er sich auch schon den Erwachsenen gleichstehend. In jedem Falle hatte er wie jeder von diesen, ohne daß darüber Worte gefallen waren, seit Wochen ruhig dem Tag entgegengesehen, da die Tante dem erwarteten Kinde das Leben schenken sollte — und nun erschien die Mutter feierlich mit der nagelneuen Neuigkeit, nachdem Theo vor einer Stunde mit erregtem, glücklichem Gesicht hinuntergelaufen war, um sie den Verwandten mitzuteilen, und sie verlangte, daß man die „Überraschung" anstaune. Glaubte sie denn in der Tat — Gerhart zog die Schultern mit einer Gebärde der Ablehnung hoch und wandte sich wieder zum Fenster ...

„Nun? Und nun," fuhr Frau Christine immer mit der gleichen Würde fort, „wer geht hinauf und teilt Tante Bethchen die Überraschung mit? Die habt Ihr wohl ganz vergessen, Ihr schlechten Leute? Nun — nun — wer geht und erzählt ihr das Allerneuste?"

Eine allgemeine Stille folgte der Aufforderung.

„Ich nicht," sagte dann Gerhart energisch. „Sie wird es auch längst wissen."

Die anderen schwiegen weiter. Frau Christine sah dies als Zustimmung an, nickte ihnen zu und sagte noch einmal freundlich: „Also schön, Rikerl, schön Konradchen, Ihr geht also beide. Geht, geht — und grüßt mir das gute Tantchen Bethchen."

Als Christinens Schritte verhallt waren, fragte Gerhart sehr bestimmt: „Also wer geht hinauf zur Noncontenta?"

„Ich denke nicht dran," entgegnete Rick mürrisch. „Konrad kann klettern."

„Hütet sich," erwiderte Konrad ingrimmig. „Ich bin nicht Euer Postbote."

„Geh," blinzelte Rick. „Denk aber, daß sie im Sessel sitzt, wenn Du mit ihr sprichst! Wenn sie stehen sollte, fällt sie vielleicht hin vor Staunen über die ungeheuere „Überraschung ..."

Die Anspielung auf die Worte Christinens erweckte ein Prusten und verstohlenes Kichern. Gerhart beteiligte sich nicht an der Heiterkeit. „Wer geht?" fragte er noch einmal kurz.

„Der Stern von Utrecht," schrien plötzlich beide, „Annamarie kann die Botschaft bringen."

— „Wer ist tot? Was schreit Ihr so?" Die Tür vom Nebenzimmer öff-

nete sich. Die untersetzte Gestalt eines etwa sechzehnjährigen Mädchens trat ein. Das war das älteste Kind, die einzige Tochter Huberts und Christinens Vanderhouten, Annamarie, von ihren Brüdern spottweise „der Stern von Utrecht", „das Wunder des Jahrhunderts" genannt, weil der belesene Vetter Theo gelegentlich ihren Namen von Anna Marie von Schürmann, einer weitläufigen Ahnin, dem weiland gelehrtesten Frauenzimmer und Blaustrumpfe Hollands hergeleitet hatte.

In den kindlichen Zügen und dem breiten Gesicht Annamaries, über dessen straff zurückgekämmtes Haar ein dicker, brauner Zopf gelegt war, war freilich nichts von den Spuren blitzenden Geistes oder abgründiger Gelehrsamkeit zu schauen. Ebensowenig hätte man aber auf den Gedanken kommen können, das starkknochige Mädchen mit den breiten Gelenken und dem etwas grobgeschnittenen, gutmütigen Gesicht für eine Tochter des schönen Elternpaares, einen Abkömmling der hohen, vornehmen und kraftvollen Gestalten zu halten.

„Was schreit Ihr so?" fragte Annamarie noch einmal, als die Brüder nicht antworteten, sondern in stillem Kichern verharrten.

„Du sollst hinaufgehen zu Noncontenta — sollst ihr ein Kissen unter die Füße — ein Kissen in den Rücken legen —"

Ricks Pusten verschlang den Rest des Satzes.

„Mutter wünscht, daß die Noncontenta von der Ankunft des Kleinen oben hört," sagte Gerhart kühl. „Sie weiß es zwar ohnedies wohl, aber, da Mutter es wünscht, muß jemand hinaufgehen."

Annamarie sah erstaunt drein. „Und warum geht Ihr nicht selbst? Und warum grinst Ihr, als seiet Ihr nicht recht gescheit? Und was ist es mit dem Kissen?"

Allgemeines Schweigen antwortete.

„Warum geht Ihr nicht selbst?" fragte Annamarie noch einmal, irgendwelche Ränke der Brüder witternd. „Dahinter steckt etwas — ich gehe nicht."

Jetzt erfolgte zeterndes Geschrei: „Der Stern von Utrecht soll steigen — der Stern von Utrecht soll steigen. Wir wollen nicht zur Noncontenta hinauf, wir haben noch von ihr gestern im Garten genug."

Aber Annamarie trat jetzt mit sehr energischen Schritten in ihr Zimmer zurück.

„Ich gehe nicht. Dahinter steckt irgendeine Bosheit. Geht selbst, wenn es die Mutter Euch befohlen hat. Und was ist das mit dem Kissen? Wenn Ihr nicht bald geht, laufe ich nach vorne und frage die Mutter, was das alles heißt."

Die Aussicht auf eine große Kriminaluntersuchung übte jähe Wirkung auf die Gemüter der beiden Jüngsten. Nachdem Richard noch einen Moment geschwankt, eine stumme Zwiesprache mit Konrad ihn aber belehrt hatte, daß es kein Zögern mehr gebe, entschloß er sich seufzend, selbst die beiden hohen Treppen zu dem „guten Tantchen Bethchen", wie die Mutter sie geheißen, hinaufzuklimmen, um ihr das „Allerneuste" mitzuteilen.

Schon in der Tür, stand er noch einen Moment still. „Wenn aber die Noncontenta der Schlag rührt, Konrad?"

⌘ ⌘ ⌘

„Frau Elisabeth Deschutter" stand auf dem Porzellanschild der Wohnung, wo Richard, nachdem er verdrossen bis zum dritten Stockwerk hinaufgeklommen war, halt machte. Während der langen Pause, die seinem Klingeln folgte, studierte er an dem Schilde herum.

‚Deschutter — — ja, Gerhart hatte wirklich recht, als er neulich sagte, der Name sei ihr auf den Leib geschrieben — ‚Schutter', der ‚Schütze' — und sie schösse mit giftigen Pfeilen. Herrjemine, wie lange muß man heute wieder vor dieser alten Bude stehen!'

Er riß ein zweites Mal an der Klingel, prallte dann aber ein wenig zurück ... Denn im selben Augenblicke ertönte drinnen undeutliches Gebrumme, und ein starkes Frauenzimmer, die nackten roten Arme in die Seiten gestemmt, erschien in der Tür.

Ein ausdrucksvoller Blick stach auf den Eindringling los. „Nun, nun, man hat wohl große Eile?"

„Ja, Jungfer Euphrosine, man hat sie. Es ging leider nicht anders — man mußte Sie in Ihrer Sonntagstoilette stören." Richards Augen wanderten zu dem magern Zöpflein am Hinterkopf der Jungfer Euphrosine, das in der Auf-

lösung begriffen schien, verweilten dann vergnügt auf der vormals weißen Schürze, wo ein mächtiger Fettfleck in einem See kleiner und noch kleinerer Genossen schwamm. „Wo ist die Tante, Jungfer Euphrosine?"

Im Gesicht des Fräuleins ballten sich jetzt noch schwerere Wetterwolken. Ohne die großen Zähne voneinander zu rühren, wies sie stumm mit dem ausgestreckten nackten Arm nach hinten.

War es die Wirkung dieses kräftigen roten Armes oder der von ihm ausströmenden einschmeichelnden Küchengerüche, unter denen der Duft des Knoblauch sich vor allem behauptete — genug, Richards Schritte beschleunigten sich, und mit etwas überhasteten Bewegungen trollte er durch den langen Korridor nach hinten. Erst nahe dem Gartenzimmer gewann er seine Haltung wieder.

‚Sie scheint mich nicht anmelden zu wollen? Auch gut! Ich werde die Noncontenta nicht gerade im Bade stören.'

Diese Vorstellung mußte für sein Gemüt etwas besonders Erfreuendes haben, so daß er unter einer stillen und innigen Heiterkeit an dem Gartenzimmer pochte.

„Her—ein!" schallte es zurück.

Richard öffnete schnell. In dem hellen Licht des strahlenden Sonntags saß die „Noncontenta", wie die jungen Lateiner die Tante schon vor zeiten, weniger den Gesetzen der Grammatik, als ihrer eigenen Beurteilung der Persönlichkeit folgend, getauft hatten.

Das Licht dieses Vormittags war so hell, daß es die ganze seltsame Eigenart der merkwürdigen Frau deutlich zeigte. Deutlich das breite, häßliche Gesicht unter dem grauen Scheitel, die kurze, grobe Nase, die hinabgezogenen Winkel des großen Mundes, die klugen Augen unter den starken, schon ein wenig ergrauten Brauen deutlich die ganze, kleine, schlecht gewachsene Gestalt, die, ohne eigentlich wirklich verwachsen zu sein, doch diesen Eindruck erweckte. Deutlich auch die Linien und Falten dieses traurigen Gesichtes, in das jede Enttäuschung, jedes Leid dieses schmerzensreichen Lebens eingegraben schien.

Die Noncontenta war die ältere Halbschwester Huberts und Adrians Vanderhouten. Als ihr gemeinsamer Vater, der alte Holländer, die erste Gattin, deren Häßlichkeit böse Zungen späteren Generationen als ihren Reichtum noch übertreffend schilderten, früh verloren hatte, erfaßte ihn eine späte Leidenschaft für eine junge, schöne Bäckerstochter. Und diese junge, schöne Bäckerstochter ward trotz des Zorns und der Vorhaltungen der Verwandten über die „Mesalliance" Frau Nellie Vanderhouten. Doch auch diese Frau seiner Liebe, der die Brüder Vanderhouten wohl ihre gesunde Vollkraft und Schönheit zu danken hatten, blieb dem alten Herrn nicht lange. Sie starb bei Adrians Geburt. Und die Noncontenta, die damals kaum zehn Jahre alt war, übernahm die Obhut über die beiden jungen Halbbrüder.

Die Reizlosigkeit, mit der das Schicksal Bethchen geprägt hatte und die ihr in jungen Jahren schon etwas Zwergenhaftes in ihrer Erscheinung gab, war mit einer seltenen Tatkraft und Wachheit des Geistes, mit einem warmen und gütigen Herzen verbunden. Zugleich mit einer unglücklichen Liebe zu allem Schönen und Wohlgebauten, einem Respekt vor Grazie und Eleganz — einem Respekt vor allem, was auf gutgeformten Beinen einen schlanken Rücken dahintrug.

Diese unglückliche Liebe wurde zu Bethchens Verhängnis. Als zweiundzwanzigjähriges Mädchen ward sie mit einem auffallend schönen Mann verlobt, den der Reichtum des alten Vanderhouten angelockt und der dem Zureden seiner Familie nachgegeben hatte. Aber in einer achtmonatigen Verlobungszeit wurde ihm dann die Reizlosigkeit der reichen Braut gar zu merkbar. Und in einem Schreiben, dessen Roheit die Gereiztheit über die eigene Schwäche und Charakterlosigkeit noch erhöhte, sagte er sich von ihr in brutalster Weise los.

Das kleine, schlechtgewachsene Bethchen mit den breiten, häßlichen Zügen hatte an dem unbedeutenden Menschen mit Leidenschaft gehangen, aber die tiefe Zerrüttung, die das schnöde Erlebnis in ihr hervorrief, steigerte gleichwohl nur ihre Sehnsucht nach Liebe. Nur, daß diese Sehnsucht, die bisher einem Einzigen gegolten hatte, sich nun in einen allgemeinen Wunsch nach dem Manne umsetzte. Und

damit den Absichten des Vaters entgegenkam, der die „Schlappe" seines ältesten Kindes, seiner einzigen Tochter, so schnell wie möglich vor der Welt ausgelöscht sehen wollte. Es war aber nicht so leicht, wie sich der alte Vanderhouten dachte, für das jetzt schon dreiundzwanzigjährige Bethchen einen Mann zu finden. Die Geschichte ihrer Entlobung hatte sich weithin verbreitet, reichlich ausgestattet und verbrämt mit gutherzigen, die Anmut ihrer Gestalt scharf beleuchtenden Zusätzen. Vanderhouten mußte schon in seinen Ansprüchen betreffs der sozialen Stellung seines Eidams hinuntersteigen, wenn er zum Ziel gelangen wollte. Und schließlich schien sich in dem vierzigjährigen ci-devant Rechtsanwalt Deschutter, der nach allen Aussagen über eine bewegte Vergangenheit verfügte, der Gewünschte zu finden. Bethchen hatte schon als junges Kind keine bessere Zukunft vor sich sehen können, als eines Tages von dem Vater mit einem ihm geeignet erscheinenden Manne verehelicht zu werden; heute, aufs tiefste verletzt in ihrem intimsten Frauenempfinden, zerbrochen und gebeugt von der Roheit des Lebens, dazu mit wach und wild geküßten Sinnen, empfand sie dankbar und froh, daß ihr der Vater Deschutter zuführte, daß dieser anscheinend ehrenhafte, liebenswürdige und wohlgebaute Vierziger ihr mit Galanterie und Freundlichkeit entgegenkam. Sie durchschaute den leichtsinnigen Vogel trotz ihres sonst so scharfen Verstandes in keiner Weise und bewunderte seine muntere und wirklich gutmütige Art, wenn auch die leidenschaftlichen Gefühle, die ihr erster Bräutigam in ihr erweckt hatte, nie wieder mit solcher Stärke aufflammten.

Neben der Unbefriedigung, daß ihr Mann keine regelmäßige Tätigkeit übernehmen wollte und sie im Grunde nur von den Zinsen der Deschutter zu dreiviertel bei der Hochzeit ausgezahlten Mitgift lebten, quälte Bethchen, daß ihr Kinder versagt blieben. In der harten Kette der Schmerzen und Enttäuschungen, die das Leben ihr gehämmert hatte, blieb dieser Verzicht eine der nagendsten Bitternisse.

Als dann nach dreijähriger Ehe Deschutter eines Morgens verschwunden war, einen zärtlichen, sentimentalen und aufrichtig betrübten Brief an Bethchen, ehe er sich nach „drüben" einschiffte, hinterlassend, als sich herausstellte, daß der größte Teil des Vermögens verbracht und noch eine Fülle von Schulden zu tilgen sei — da war die Erschütterung, die diese Katastrophe in Bethchen hervorrief, nicht annähernd von gleicher Stärke als einst die innere Zerrüttung bei ihrer Entlobung. Sie spürte, ohne daß dies Gefühl ihr klar ins Bewußtsein kam, daß das Schicksal eigentlich nichts Wirkliches mehr in ihr vernichten könne — zermürbt, zertreten wie sie schon von seiner groben Tatze war.

Sie lebte nun wieder beim Vater, führte den Haushalt, wie sie ihn früher geführt hatte. Pläne und Wünsche hatte sie nicht mehr für sich, hatten der Vater, die Brüder nicht mehr für sie. Wohl atmete die Familie erleichtert auf, als nach einigen Jahren die wirkliche und rechtsgültige Nachricht von Deschutters Tode kam, als die zu begleichende Schuldenlast des Mannes, dessen Namen Bethchen trug, sich als eine ziemlich geringe erwies. Aber ein eingreifendes Erlebnis bedeutete auch dies nicht mehr für sie. Sie hatte nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu erwarten, brauchte nichts mehr zu fürchten. Das Schicksal hatte sein Mütchen an ihr gekühlt, hatte den Saiten ihrer Seele eigentümliche Melodien entlockt...

Und für diese Melodien des Lebens war die Noncontenta nun besonders hellhörig geworden. Sie sah auch bei andern nun jedes erlittene Unrecht, jede Unterdrückung, jede Gemeinheit mit unglaublich scharfen Augen, fühlte sie mit einem alten und immer neuen Schmerz — dem Schmerz eines Menschen, der selbst das Schlimmste, die letzten Kränkungen erlitten hatte.

Als der Vater gestorben war und die Brüder mit ihren jungen deutschen Frauen in den Gründerjahren vom Rhein nach Berlin zogen, um das erfolgreiche, in den Rheinlanden gegründete Luxuspapier-Geschäft hier zu noch größerer Blüte zu bringen, siedelte auch die Noncontenta nach Berlin über und wohnte nun dort in dem großen, hochgebauten Haus der

Vanderhoutens, oben im dritten Stockwerk, allein mit ihrer Magd, der von den Kindern so geliebten und anmutsreichen Jungfer Euphrosine.

Dort saß sie meist in ihrem Zimmer nach dem Garten zu, obwohl ihr die Natur nichts bedeutete und niemals etwas bedeutet hatte. Man hatte ihr vorgeschlagen, das Dach der großen Veranda, das hier oben einen hübschen offenen Balkon bildete, mit roten Geranien und anderen Pflanzen auszuschmücken, aber sie hatte ablehnend mit dem Kopf geschüttelt. Die Noncontenta war keine Blumenpflegerin.

Sie saß da oben auf ihrem Sessel — saß, als habe sie das Schicksal selbst mit sehr energischen, unwiderstrebsamen Armen hingesetzt. Wo sie auch saß und stand, es war nie, als hätte sie sich selbst an diesen Platz im Leben gestellt, sondern als habe das Leben sie hingedrückt. Aber sie faltete nicht etwa die Hände, die Noncontenta: ‚Was Gott tut, ist wohlgetan.' Bei Leibe nicht! Sie saß da, bitter und zerschunden, non-contenta, mit einer zerquetschten Tatkraft, einem großen, guten, warmen Herzen, das sich nur hier und da in einer fast verschwenderischen Güte und Wohltätigkeit äußerte.

Ihre Schroffheit, ihre schonungslose scharfe Art, die Dinge zu sehen und auszusprechen, erschienen den Kindern als etwas Befremdendes, als eine wunderliche und stete Unzufriedenheit, und so tauften sie die Tante, ihrem Sinne entsprechend, die „Noncontenta".

„Was bringst Du, Kind?" sagte die Noncontenta, als sie Richard erkannte, und schob die Ringe an ihren Fingern langsam hin und her. Sie stand nicht auf, wie sie sich stets selten erhob, auch wenn erwachsene Besucher in ihre Einsamkeit kamen — vor allem wegen ihrer körperlichen Schwerfälligkeit, dann aber weil sie auf gesellschaftliche Formen nicht den geringsten Wert legte und sie verachtete. Durch dieses stille Sitzenbleiben, verbunden mit dem prüfenden Blick ihrer klugen, scharfen Augen, erhöhte sich noch in dem Eintretenden das unbehagliche Gefühl, beobachtet, gewogen und meist zu leicht befunden zu werden.

„Nimm Platz, Kind, was bringst Du?" wiederholte sie und machte eine Handbewegung, als ob sie Richard einen der Stühle mit den abgegriffenen Sitzen hinschieben wollte.

Richard klemmte sich denn auch auf eine Stuhlecke und begann mit seiner hellen Knabenstimme, während er die Augen neugierig auf die Tante richtete: „Ich soll Dir viele Grüße von Mutter bringen und Dir sagen, daß bei Onkel Adrian und Tante Martha heute früh ein Kleines angekommen ist."

„Die Botschaft kommt etwas spät," sagte die Noncontenta trocken, „vor einer Stunde hat mir schon Theo die große Neuigkeit mitgeteilt." Sie schob die Ringe wieder an ihren Fingern. „Nun zu essen ist ja da. Verhungern werden sie unten nicht. Obwohl es an den vieren genug sein konnte."

Richard drehte verlegen an einem Knopf seines Jacketts. Was sie doch wieder für seltsames Zeug sprach — — —

Die Tante hatte jetzt die Brille aus dem stets vor ihr liegenden alten Futteral herausgenommen. Das tat sie meist ohne die geringste Veranlassung, denn sie war nur ein wenig weitsichtig und man mußte ihr lassen, daß sie auch ohne Brille gut genug sah — jedenfalls alles Verkehrte, alle Fehler, alle menschlichen Schwächen mit unglaublich scharfen Augen sah und keines Vergrößerungsglases bedurfte. Dieses Mal aber schien mit dem Aufsetzen der Brille ein wirklicher Zweck verbunden.

„Komm her, Kind!" Sie faßte den erstaunten Richard, der gehorsam zu ihr getreten war, an den beiden Schultern und drehte ihn so, daß er über den Balkon hin in den Nachbargarten sah. „Weißt Du, was Narren sind? Ja? Nun, sonst hättest Du es diese Nacht lernen können."

Er blickte sie überrascht an.

Sie stieß ein wenig Luft durch die breiten Nasenlöcher, wie sie öfters zu tun pflegte, wenn sie ihre Entrüstung oder Mißbilligung auszudrücken pflegte.

„Ja, diese Nacht. Ich werde so um vier Uhr früh wach von dem Rennen und Laufen da unten, denke mir, was los ist — denn wir haben ja lange genug darauf gewartet — und kann natürlich nicht wieder einschlafen."

Sie hielt inne und hustete kurz und trokken in die Welt hinaus.

Richard kannte wie das Luftausstoßen durch die Nase auch dieses Husten, den die Noncontenta in Augenblicken höchsten Zornes gleichsam von sich der Welt hinwarf.

„Ja, ich höre das Rennen und Laufen — aber mit einemmal ist mir, als käme die Unruhe mehr aus dem Garten als von unten. Ja, aus dem Garten. Ich knöpfe meine Nachtjacke zu, öffne das Fenster — Was sehe ich? Da auf dem Rasen" — sie wies mit einer verächtlichen Bewegung nach dem Nachbargarten — „da tanzen sie wirklich und wahrhaftig alle, die Irrsinnigen — Tante Bernhardine — Roseline — Irma —"

Der Atem ging ihr aus über dem letzten Wort. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und stieß erst nach einer Weile keuchend hervor: „Der Felix war auch dabei — natürlich — der mußte auch bei dem Ballett sein."

So verschieden auch sonst die Ansichten und Empfindungen in den drei Vanderhoutenschen Stockwerken sein mochten, betreffs des Nachbarhauses herrschte meistens Einstimmigkeit. Und so zweifelte Richard nicht, daß die Noncontenta dieses Mal recht und es sich um eine ganz absonderliche Narretei gehandelt habe.

„Getanzt haben sie? In der Nacht? Auf dem Rasen?" Seine Augen wurden groß und rund.

Die Noncontenta nickte nur stumm.

Erst nach einer Weile sagte sie stoßweise: „Den Tod können sie sich davon holen — die Narren — den Tod! Und wenn die Nachbarn Edmund auch für verrückt halten, so haben sie ganz recht."

Sie schien sich mit einem Male mitten in ihrer Entrüstung wieder zu erinnern, daß sie mit einem Kinde sprach.

„Geh, Kind," sagte sie kurz, „und erzähle dem Vater, daß zu Ehren der Ankunft des neuen Vetters diese Nacht schon Ballett getanzt worden ist . . ."

Als Richard schon an der Tür war, rief sie ihn noch einmal zurück. „Da," sagte sie, in die Schublade des Tisches vor sich greifend und ein Papier mit einer großen Tafel Schokolade herausziehend, „da — das ist für die Nachricht, wenn sie auch zu spät kam."

Es gab keiner Geschenke, wie die Noncontenta sie gab. Sie legte sie hin, scheu, versteckt — meist in ein altes, zermürbtes Seidenpapier oder irgendeine andere unansehnliche Hülle gewickelt. Ohne Pathos, ohne Feierlichkeit, scheinbar auch ohne Freude, fast ein wenig gleichgültig und verlegen, während Verlegenheit und Gleichgültigkeit sonst so gar nicht ihre Sache war. Nur ein besonders feiner Erspürer konnte in solchen Momenten merken, wie die häßliche bucklige Schale, wie es im Märchen heißt, von ihr fiel und ein Engel leise und still mit mächtigen weißen Flügeln dahinschwebte.

Richard gehörte nicht zu diesen feinen Erspähern. Nachdem er die Tafel mit kurzem, mißtrauischem Dank genommen hatte, stand er auf der Treppe einen Augenblick still und beschnüffelte die Schokolade von allen Seiten. Er wußte, wie seine Mutter über die Reinlichkeit da oben mit verzeihender Milde urteilte.

„Minder," sagte er, auf das zerknitterte Papier blickend, und ließ die Hülle mit spitzen Fingern zu Boden fallen. Die Schokolade aber entschloß er sich dann, nach nochmaliger kritischer Betrachtung, zu begnadigen.

(Forts. folgt.)

Wonnesame Töne.

Wonnesame Töne weben
Heimlich zwischen mir und Dir,
Lichtumsonnte Träume schweben,
Und mein Lied ist Dein Brevier.

Was die lieben Weisen klingen,
Wer begnadet, nur vernimmt:
Aufgewallt zu seligem Singen
Fernes Glück die Leier stimmt ...

Fritz Buchmann.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Die böhmischen Weltbäder im Licht literarischer Erinnerungen.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar.



Manches entfärbt sich, was in goldenen Kindertagen mit unsäglichem Glanz und Reiz auf die Sinne eindrang, unendliche Geheimnisse zu bergen schien und das Herz vor Sehnsucht weit machte. Man sieht es wieder und kann die Stimmung nicht wieder finden, in der es einst so herrlich und verheißungsvoll erschien; man findet, daß „nichts dahinter ist“, weil alles, was man einst hineindachte, längst aus unserem Innern dahingeschwunden ist. Aber es gibt glücklicherweise Bilder, die nicht altern, weil sie uns nicht fühlen lassen, daß wir älter geworden sind; Eindrücke von so lockender Eigenart, von solchem Anreiz zu phantastischer Spielfreudigkeit, daß wir sie so reich wie ehemals empfinden, weil sie uns eben wieder zu Kindern machen. Zu diesen Juwelen des Erinnerungslebens, die in ihrem unvergänglichen Glanze alte Lichter des Gedenkens auffangen, um sie im flutenden Schimmer, mit immer frisch quellendem Reize zu einem Traum der Gegenwart zu erhöhen, zähle ich die weltberühmten Heilstätten meiner engeren deutsch-böhmischen Heimat, die im vulkanischen Gebiet des Egerlandes und den benachbarten Waldtälern nun schon seit Jahrhunderten einen Lustgarten der europäischen, ja der ganzen zivilisierten Menschheit, einen Zauberpark der Hoffnung und der träumenden Rast geschaffen haben — ein lockendes Nebeneinander von lachenden Orten, in denen die Tempel und Schlößchen mit ihrem Tischlein deck' dich wie Spielzeug und Märchentand für große Kinder im Grünen ausgebreitet liegen.

Wer weiß es nicht, wieviel Schmerz, wieviel Bangigkeit, wieviel stille Resignation mitunter in diese lachenden Gnadenorte der Natur, in diese Täler des tändelnden Vergnügens hineingetragen werden! Aber vielleicht nirgends ist das reizvoller verschleiert, liebenswürdiger durch spielerische Gewohnheit, die Alt und Jung, Krank und Gesund, Arm und Reich in ihre gefälligen Kreise zieht, zugedeckt, wie an diesen uralten Wunderstätten, die an den Saum des grünen Naturteppichs, auf dem man so behaglich wandert, die köstlichsten Ornamente einer ganz eigentümlichen Kultur geheftet haben. Mit einem Herzenstakt, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, ist da alles dem Freudebedürfnis des Leidenden und Alternden so schmiegsam angepaßt, daß er sich sagt oder vielmehr ganz unbewußt empfindet: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ Und was wesentlicher ist: aus Bedürfnis und Neigung heraus erneut sich Jahr für Jahr mit derselben impulsiven Kraft, mit der die Quelle aus dem Boden springt, der üppige Strom der Menschen, der Heil oder Lust, Trost oder Zerstreuung, Ablenkung oder Sammlung sucht und zwischen Waldbäumen und Lusthäuschen auf Gartenstraßen und schattigen Pfaden buntschillernd einherflutet, immer andere Tropfen und andere Wogen und immer der gleiche Glanz und die gleiche Verjüngung, in die man sich selbst als ein Stück Leben hineingezogen fühlt, solange die Pulse pochen und die Sinne empfangen. Und was das Allerwesentlichste ist: über all dieser lieblichen Gegenwart, über dieser holden Täuschung des Moments liegt der Reiz der Vergangenheit, die in Wahrheit das einzig Unvergängliche ist, eine hundertjährige Geschichte, die mit uns auf geweihtem Boden wandelt, die unsichtbare und doch fühlbare Gegenwart aller bedeutenden und reizvollen Persönlichkeiten, die einst diese Wege gingen und das Gedächtnis ihres Ergötzens, das in mittelbaren und unmittelbaren Erinnerungen nachklingt, wie eine zauberhafte Patina auf diesem so lieblich geschmückten Naturpark zurückgelassen haben. Selbst der Skeptiker kann sich kaum dem historischen Reize dieser Zauberorte, Karlsbad, Marienbad, Franzensbad usw. entziehn. Denn dies ist das Merkwürdige an solchem Gedächtnis und vielleicht das Stärkste, das wir Menschen, die für viele lebten, zu danken haben: daß Orte und Stunden, die sie uns lebendiger machen, uns gar nicht mit dem Schauer der Vergänglichkeit, nur leise mit dem Hauche der Wehmut und zu allermeist mit einem Gefühl des Sieges und Besitzes erfüllen. An solchen Stätten haben wir keine Grabesempfindung, von solchen Menschen klingt in unserem Innern nicht: sie sind uns gewesen, sondern: sie sind uns geworden. Und wieviel erzählen unsere böhmischen Wälder und Lustschlösser der großen alten Heilstätten von solchen Menschen.

All das konnte ich mir nicht sagen, als ich zum erstenmal diese Stätten betrat. Aber ich hatte doch Gefühl und Ahnung davon, als die farbigen Bilder von Karlsbad und Marienbad in der Knabenzeit auf meine Sinne einwirkten und in meinem Phantasieleben typisch für alle lustigen Gegenden der Welt wurden. Kam ich doch — zur Belohnung für Fleiß und gute Sitten — aus dem architektonisch schönen, aber tiefernsten, von meist kahlen Hügeln umgrenzten Prag in diese lachenden grünen Täler, wo alles nur zur Freude einzuladen schien. Die Vorbereitung des Eindrucks baute sich damals — es war Ende der fünfziger Jahre, als mein Vater mich auf einer Reise durch die böhmischen Wälder mitnahm — viel dramatischer auf als heute, da man aus den mitteleuropäischen Hauptstädten in kurzer Eisen-



Am Springbrunnen. Gemälde von Prof. Fritz Erler.

bahnfahrt nach den Grenzgebieten Böhmens gelangt. Zwei Tage fuhren wir von Prag im Zweispänner über Land, zwei Nächte rasteten wir — welch ein Vergnügen für den Gymnasiasten im ersten Jahrgang, dem alles im Lichte des Abenteuers erschien! — in kleinen Städten, bis endlich das letzte verheißungsvolle Stückchen Weg zurückgelegt wurde und wir auf den gestreckten Serpentinen der alten Prager Kunststraße, die zu Goethes Zeiten als ein Wunderwerk des Wegebaues entstanden war, ins Tal der Tepl hinabfuhren und an den grünen Kulissen der sich verengenden Schlucht zu unseren Füßen die phantastisch weißen Lusttempelchen vereinzelt hervorsprangen, um sich allgemach in Reih' und Glied zu ordnen und drunten mit all den lieben Brückchen, die den Fluß so gastlich überwölben, aus Vorgärten und schattigen Alleen hervorblinkend, zum Paradies einer lachenden Gartenstadt zusammenzurücken. Es war gegen Mittag, als wir unten auf der Neuen Wiese anlangten; ein bunter Strom lustwandelnder Menschen flutete an uns vorbei, viele saßen vor den Häusern im Grünen, in Schießbuden und Verkaufsstätten am Wege blinkte es gar verführerisch in lockenden Farben, vom Postwagen, der mit uns zugleich ankam, klang das Leibstücklein des Schwagers, das die Mägde aus den Häusern herauslockte, Sonnenschein überglänzte die grünen Bergwände, an denen der Kurort schon damals kühn emporkletterte und aus denen in der Höhe die lichten Bauten, die mir damals gar feierlich erschienen, hervorschimmerten — es war ein lustiger Einzug, der Blick in eine neue Welt, in ein Märchenland, wie ich es mir bisweilen im Traume gedacht hatte. Und schon damals hatte ich eine Vorstellung davon, daß hier Menschen aus allen Landen zusammenkommen, daß viele Mächtige und Berühmte hier geweilt hatten, und daß einem Schritt für Schritt etwas Großes und Bedeutendes begegnen konnte.

Die Goethe- und Schiller-Erinnerungen in Karlsbad waren damals noch nicht so literarisch festgelegt wie heute, aber noch viel lebendiger und volkstümlicher. War es doch nicht viel mehr als ein Menschenalter, seit Goethe in diesen Gegenden geweilt hatte, gab es doch noch in reicher Zahl ältere Leute, denen seine Gestalt im Gedächtnis haftete, und manche, die mit ihm verkehrt hatten. Einer von ihnen, der Arzt Dr. Hochberg, ist als Neunziger erst vor etwa einem Jahrzehnt aus dem Leben geschieden. Karlsbad hatte noch lange kein Goethedenkmal, wie es Jahrzehnte später in der schönen Donndorfbüste entstand, aber Goethetraditionen, die im Munde aller Welt waren. Ich erinnere mich, daß ein Geheimrat J. aus Berlin, mit dem mein Vater damals in Karlsbad bekannt wurde, uns an all die Häuser heranführte, wo Goethe während seiner häufigen Karlsbader Aufenthalte von 1785 bis 1823 geweilt, an die „3 Mohren", an den „Grünen Papagei", an den „Strauß", an den „Weißen Hasen" und an die „3 roten Rosen", und daß er dieser stolzen Episoden freudig gedachte.

Schillers einziger Karlsbader Besuch aus dem Jahre 1791 — denkwürdig namentlich wegen des Ausflugs zu den Wallenstein-Gedenkstätten in Eger — hatte um jene Zeit eine ganze Kleinindustrie in Bewegung gesetzt. Vielfach gab es lithographierte und plastische, in Holz geschnitzte Bildnisse des Dichters, die ihn als Karlsbader Kurgast vorstellen sollten. Allen lag jene sinnig heitere Zeichnung Reinharts zugrunde, die Schiller etwas ungeschickt seitlich auf dem Esel sitzend zeigt, wie er, den Schlapphut aufs Haupt gedrückt, mit Redingote, kurzen Beinkleidern und Stulpstiefeln angetan, Rauchwolken aus der Pfeife bläst, die er mit der Rechten stützt, während er mit der Linken lässig die Zügel hält. Neuerdings ist dargetan, daß diese Zeichnung, die Ludwig August Frankl seinem Schriftchen „Schiller, Goethe und Beethoven in Karlsbad" in leidlicher Reproduktion voranstellte, mit dem Kurort nichts zu schaffen hat.*) Aber die Karlsbader waren darauf eingeschworen, daß dieses nicht sehr respektvolle Dichterbildnis ihren illustren Gast in dem Momente darstelle, in dem er sich anschickte, nach gutem, altem Fremdenbrauch auf dem Grautier die Partie auf den Aberg zu machen. Im Zeichen dieser Legende sah man Varianten des Bildes in allen Schaufenstern, in denen Andenken an Karlsbad ausgestellt waren, darunter auch solche Darstellungen, die das Humoristische sanft ins Karikierte hinüberlenkten und meinem Enthusiasmus für Schiller recht anstößig waren ...

Daß das reizvolle Karlsbad klassischer Boden sei, hatte sich mir auf diese Art früh eingeprägt und trat mir während der späteren Karlsbader Aufenthalte — ich dürfte wohl zwanzigmal längere oder kürzere Zeit dort geweilt haben — immer lebhafter ins Bewußtsein. An Goethe wird der Literaturkundige auf Weg und Steg im Heilquellengebiete Nordböhmens erinnert. Es gibt nicht viele Gegenden, die mit so viel Entwicklungsstadien, Wandlungen und inneren Erlebnissen der großen und imponierend reichen Persönlichkeit verknüpft sind, wie Karlsbad und Marienbad mit ihrer Umgebung. In Karlsbad weilte Goethe zuerst in den Jahren 1785 und 1786, in der Zeit der größten dichterischen Pläne, der beglückenden Leidenschaft für Frau von Stein, die ihm auch in diesen Tagen nahe war, zugleich mit seinem herzoglichen Freunde Karl August, mit dem manchmal väterlichen, manchmal bissigen

*) In einem Feuilleton von Dr. K. Ludwig in der „N. fr. Pr." vom 7. Mai 1905. Reinhart weilte von 1789 bis zu seinem Tode (1847) in Rom. Das Reiterbildchen dürfte er 1787 in Meiningen, wo er auch ein Brustbild des Dichters malte, entworfen haben.

Genossen Herder, anregend und angeregt und von der Hochflut der Geselligkeit umrauscht, der er sich im September 1786 plötzlich entzog, um auf der Reise nach Italien nur sich selbst anzugehören und sich zum Höchsten zu sammeln. Aus dieser Karlsbader Zeit stammen die innigsten Briefe an Charlotte; im Kreise, der ihn hier umgab, entwickelte er zuerst die Gedanken über die Metamorphose der Pflanzen, und den auserlesenen Freunden, die sich hier um ihn versammelten, las er die eben in Verse gebrachten Teile der Iphigenie vor. Dabei sprühte ein toller Künstlerhumor durch die Weimarer Kolonie, die da in Karlsbad versammelt war. Als einmal die Gräfin Lanthieri während einer Abendgesellschaft bei Herzog Karl August, die sich stark ins Nächtliche hinüberzog, besorgt fragte: „Herzog, wie werde ich meine Wohnung finden?" antwortete der Gastgeber: „Dafür lassen Sie mich sorgen." Und während man fröhlich zusammenblieb, ließ der Herzog das Schild des Hauses „Zum goldenen Elefanten", in dem die Gräfin wohnte, von einem Maler in auffälliger Größe herstellen und mit Laternen behängen, so daß die überraschte Dame auf dem Heimwege ihr Haus schon aus der Ferne an der Illumination erkannte. Bedeutendes und Heiteres, Großes und Liebliches knüpft sich auch an die ferneren Aufenthalte des Olympiers in Karlsbad, wohin Goethe 1795, dann vom Jahre 1806 bis 1823 (das letztemal auf der Rückreise von Marienbad, das der Lieblingsaufenthalt seiner Greisenjahre wurde) zehnmal wiederkehrte.*) Ein wenig Leiden und viel Freuden der Berühmtheit hat er hier ausgekostet. Von den letzteren berichtet er gar köstlich an den neugewonnenen Freund Schiller (8. Juli 1795); sehr launig erzählt er davon, daß ein „allerliebstes Weibchen" ihm versicherte, sie habe seine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der „Ardinghello" (das bekannteste Werk Heinses) über alle Maßen interessiert. Mit mehr Humor, als manche gespreizte Größe unserer Tage aufbringen dürfte, fügt Goethe hinzu: „Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinses Mantel einhüllte und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrtume gerissen wird ..." Eine allerliebste Geschichte, die — wenn nur nicht leider der Goethe dazu fehlte — ebensogut heutzutage in Berlin W. passieren könnte.

Es gibt kaum eine Dichtung seiner Altersjahre, an der Goethe in den böhmischen Bädern nicht fortgesponnen hätte. Eine Fülle seiner Poesie aber, Denkverse, Prologe, Begrüßungen und die herrliche Marienbader Elegie, in die die von Wehmut gemilderte Glut der letzten Liebe hineinströmt, ist ganz unmittelbar mit seinen Eindrücken der Karlsbader und Marienbader Tage verknüpft. Und wie wunderbar offenbart sich der Reichtum seiner Natur in der nachhaltigen Anregung, die er hier empfing und verbreitete. Das Nächste genießend, richtete er den Blick in die Weite, den Segen der Quellen preisend, wurde er selbst ein Quellenfinder für das geistige Leben des ganzen Gebietes. Er untersuchte den Boden geologisch, kümmerte sich um Fauna und Flora, suchte die Strebenden im weiten Umkreise auf und zog Menschen an sich heran, denen diese Begegnung zum bedeutendsten Lebensinhalt wurde, berühmte und unberühmte, mächtige und schlichte. Tage und Nächte sprach er mit dem Naturforscher Grafen Kaspar von Sternberg naturwissenschaftliche Probleme durch, und die Goethesche Anregung wirkte nach, als Sternberg in Prag das Böhmische Museum ins Leben rief. Der Egerer Bezirkshauptmann Grüner war sein Führer zu manchem denkwürdigen Ort, dem Naturdichter Fürnstein in Falkenau gab er ermutigende Worte und Ratschläge, mit dem ehemaligen Scharfrichter Hus in Eger, der eine Sammlung von böhmischen Merkwürdigkeiten angelegt hatte, trat er in freundliche Beziehung; dem Pilsener Professor Zauper, der sich auf dem Gebiete der Poetik betätigte, sandte er Winke und ermutigende Grüße. Von der nordböhmischen Warte aus überblickte er das ganze Land; die Naturbeschaffenheit und die manigfachen geistigen Regungen, die ihm durch einen Zug der „Unmitteilung" gehemmt erschienen. Sein Interesse, sein mächtiges Wort wirkten geradezu befruchtend auf die höheren Bestrebungen in ganz Böhmen, und als einmal in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in den Zeiten gereizter nationaler Konflikte, ein Redner im Böhmischen Landtag an diesen Goetheschen Einfluß auf Böhmen erinnerte, trat für einen Moment die Kampfesstimmung zurück, und Deutsche und Slawen begegneten einander in Ehrfurcht vor dieser Erinnerung. All das ging in dieser harmonischen Natur mit fröhlichem Genießen Hand in Hand, das Forschen und Ergründen floß diesem Geist mit den Freuden der Geselligkeit zusammen; das Bedeutende war ihm zum Lebenselement geworden.

Um Goethes Karlsbader Verkehr hat sich ein Anekdotenkranz geschlungen, in dem manche Blüte der Erfindung durch grelle Farbe hervorsticht. Daß ihn der ebenbürtige Genius Beethovens im Jahre 1812 anzog und daß die beiden äußerlich so verschiedenen

*) Die Daten über Goethes Aufenthalt in Karlsbad hat zuerst der Arzt Dr. Eduard Hlawaček in der Schrift „Goethe in Karlsbad" (Verlag Hans Feller, Karlsbad), dann im Anschluß an diese Schrift mit dem gleichen Titel und in demselben Verlage der bekannte Politiker und langjährige Vertreter Karlsbads im Reichsrate, Dr. Viktor Ruß, aus dessen Arbeit hier einiges entnommen ist, zusammengestellt.

Größen, der vornehme, fast höfisch gemessene Dichterfürst, dem man den Minister ansah, und der göttliche Bohémien mit dem verwahrlosten Künstlerkopf und dem demokratischen Habitus, auf der großen Karlsbader Promenade zum Posthof oft nebeneinander zu sehen waren, steht geschichtlich fest. Daß Goethe einmal vor einer fürstlichen Persönlichkeit Spalierstellung nahm, während Beethoven seinen Schlapphut noch tiefer in sein Lockengewirre eindrückte — eine Szene, die in einem beliebten Genrebild verewigt ist — scheint auf einem mutwilligen Einfall der geistreichen Bettina zu beruhen. Auch, daß Goethe einmal bei solch einem gemeinsamen Spaziergange verdrießlich über die Nötigung, für die vielen Grüße zu danken, die Lasten der Berühmtheit beklagte und Beethoven ihn mit den Worten: „Vielleicht gelten die Grüße mir" beruhigte — eine Geschichte, die Ludwig August Frankl in launige Verse gebracht hat — ist wohl eine alte Überlieferung, aber eine von jenen, die den Eindruck der künstlich zurechtgelegten Anekdote machen.

Mit allem Zauber der Wahrhaftigkeit aber muten uns die Beiträge zur Goetheschen Herzensgeschichte an, die der Karlsbader und Marienbader Zeit angehören und die zweifach ergreifend sind als Regungen einer unzerstörbaren Jugend, die das Empfindungsleben des großen Menschen durchdrang, und als Dokument einer natürlichen Resignation, die auch dem Genius im Alter nicht erspart blieb, auf die aber so viel Verklärung fiel, daß an der Entsagung noch der Schimmer des edelsten Genusses, der beglückenden Schönheitsfreude haften blieb.

Vierundsiebzig Jahre zählte Goethe, als er in den geistig und gesellig bewegten Tagen des Marienbader Kuraufenthalts die achtzehnjährige Ulrike von Levetzow kennen lernte, die anfänglich an der Seite der klugen, gebildeten Mutter mit scheuer Ehrfurcht zum Dichterfürsten emporblickte, unter dem Einfluß seiner väterlichen Milde aber die volle Frische ihres mädchenhaften Wesens immer unbefangener entfaltete. Bilder und Berichte von Zeitgenossen geben uns eine Vorstellung von dem unsäglichen Liebreiz ihrer jugendlichen Erscheinung. Goethe fühlte sich zu dieser Menschenblüte so sehr hingezogen, daß er sie an sein Herz legen wollte, um sie zur Entfaltung zu bringen. Zartere, innigere Töne hat seine Liebe vielleicht niemals gefunden, als in den von fast scheuer, sorgender Neigung durchzitterten Versen an Ulrike:

Du gingst vorüber? Wie! ich sah Dich nicht;
Du kamst zurück, Dich hab' ich nicht gesehen —
Verlorner, unglücksel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie soll mir das geschehen?
Doch tröst' ich mich und du verzeihst mir gern,
Entschuldigung wirst Du mit Freude finden;
Ich sehe Dich, bist Du auch noch so fern!
Und in der Nähe kannst Du mir verschwinden.

Väterliche und erotische Gefühle mischten sich in seinem Wunsche, Ulrike zu seiner Gattin, zu seiner Lebensgenossin zu machen. Es war eine letzte, unbefriedigte Sehnsucht. Aber wundersam — wie das schlichte Kind von Sesenheim, das der verführerische junge Straßburger Student ans Herz gedrückt, so hat die erblühende Schöne von Marienbad, der die Seele des greisen Goethe eine Weile gehörte, diese Erinnerung wie eine Heiligung des weiblichen Wesens durchs Leben getragen. Friederike und Ulrike, diese beiden holden Gestalten, die gleichsam an den beiden Enden des Goetheschen Liebeslebens stehen, die Geliebte des Jünglings und die letzte Schwärmerei des Greises, sie sind beide unvermählt geblieben.

Ulrike, die in Leipzig geboren aber so recht eigentlich auf dem Gute Triblitz in Böhmen daheim war, ist als fünfundneunzigjährige Greisin 1899 aus dem Leben geschieden. Je älter sie wurde, desto ausschließlicher trieb sie den Goethekultus. Aus mir befreundeten Prager Kreisen, in denen sie in den siebziger Jahren verkehrte, ist manche Kunde von der stillen, vornehmen, hochgebildeten Matrone zu mir gedrungen; ihre Goethereliquen sind zum guten Teil im Museum zu Aussig, und ihre Tagebuchaufzeichnungen hat der Literaturforscher Professor Sauer bekannt gemacht. In einer mir unvergeßlichen Stunde ist einmal, wie ein lebendiger Klang aus fernen Tagen, eine Erinnerung aus ihrer Karlsbader Glanzzeit an mich herangedrungen. Es war in den Achtziger Jahren, als mir die feinsinnige Juliane Glaser, die Schwester des Dichters Karl Egon Ebert, der einige Jahre vorher als Achtziger aus dem Leben geschieden war, von den Karlsbader Tagen erzählte, in denen sie als halbwüchsiges Mädchen mit Goethe in Berührung gekommen war und die blühende Ulrike von Levetzow kennen gelernt hatte. Juliane, die beiläufig bemerkt als geistig energische Gattin Rudolf Glasers, des Herausgebers der denkwürdigen Zeitschrift „Ost und West", auf die deutsch-böhmische Literaturbewegung bedeutsamen Einfluß genommen hat, war damals nahezu selbst achtzig Jahre. Aber eine ganz merkwürdige Frische sprang aus den Augen des weiblichen Graukopfs hervor, die Sprache der Greisin hatte eine fast feurige Lebhaftigkeit. Als ich sie einmal in Smichow (bei Prag) besuchte und am Arme durch den Garten ihrer ländlichen Wohnung führte, dem ein sonniger Herbsttag den letzten Zauber entlockte, war mir die ganze Umgebung symbolisch für die klaren und glänzenden Erinnerungen meiner Begleiterin. Juliane weilte 1823 mit ihrem Vater, einem fürstlich Fürstenbergschen Rat aus der Zeit der Souveränität der Herren von Donaueschingen, in Karlsbad, und der alte Herr hatte einen Weg zu Goethe gefunden, dem er die eben erschienenen ersten Gedichte des Sohnes vorlegte. „Auf der Alten Wiese," erzählte Juliane, „sprach dann Goethe den Va-

ter an und sagte ihm Freundliches über die Talentproben meines Bruders. Ich stand dabei als vierzehnjähriges Kind, verschlang den vergötterten Mann mit den Blicken, und das Herz pochte mir vor Freude und vor Eifersucht. Ich hatte selbst stillen poetischen Ehrgeiz, und so schwor ich mir zu, es dem Bruder nachzutun, der in meinen Augen jetzt die höchsten aller denkbaren Ehren erfuhr.“ Juliane hat Wort gehalten — sie schickte später sinnige Gedichte in die Welt, die die freundliche Aufmerksamkeit der Kenner erregten. Tiefer und wohltätiger aber hat sie durch die rastlose Sorge um ihren Bruder ins literarische Leben eingegriffen; sie betreute den Unvermählten bis an das Ende seiner Tage mit einem Herzenstakt und einer Milde, die den Greis allen unersetzlichen Zauber weiblicher Fürsorge empfinden ließ. Juliane erzählte dann weiter von der Schönheit Ulrikens, mit der sie ab und zu zusammengekommen, und von dem Aufsehen, das es in Karlsbad hervorrief, als Goethe sich den Levetzows immer mehr näherte und öfter mit unverkennbarer Absicht an den Fenstern ihrer Wohnung vorbeikam, um einen Gruß mit der Schönen zu tauschen. Dann sprach man mancherlei von der Werbung und von dem Absagebrief, den Goethe erhalten haben sollte. In diesem Schreiben, so versicherte man, wäre die merkwürdige Wendung enthalten gewesen: je größer sie (Ulrike) die Ehre und das Glück schätze einen Goethe zu besitzen, desto mehr müsse sie die Vorstellung schrecken, dieses Glück nur eine kurze Weile genießen zu können. Selbstverständlich erzählte Juliane nur das, was man damals gesprochen und was sich ihrem Gedächtnis tief eingeprägt hatte. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß diese superkluge, herzenskalte Wendung jemals in einem Briefe oder in einer Äußerung Ulrikens vorkam — aber es ist bezeichnend für die sich ewig gleichbleibende Natur der Durchschnittsmenschen, daß sich in nächster Nähe solche Mythen um den Roman des königlichen Greises, wie um den Erstbesten herum spannen und die große Natur ins Gewöhnliche hinabzogen . . .

Zu den auserlesenen Menschen, die im Karlsbader Kreise Goethes unverlöschliche Anregungen empfingen, zählte ein Jüngling, der sich in den Augen der Zeitgenossen wie Apoll neben Jupiter stellte: Theodor Körner, der mit die glänzendsten Tage seines früh umworbenen Poetentums in der vornehmsten Gesellschaft des Weltkurortes verlebte. Körner, den man seit 1810 für den Dauphin des deutschen Dichterthrones hielt — die Nachwelt sieht ihn in dem vielleicht schöneren Lichte des unsterblichen Idealjünglings, des ewig Werdenden — hat glückliche Tage des Jugendrausches, der verklärenden Empfänglichkeit und der beglückenden Zuversicht auf dem Karlsbader Boden verlebt. Zwei Gedenkstätten, eine an der schönsten Stelle des Posthofweges, dann die altbewunderten Eichen von Dallwitz, denen man in der Erinnerung an einen Lobgesang Körners den Namen des Dichters gegeben hat, erinnern die internationale Besuchermenge der Kurstadt an den Sänger und Kämpfer der nationalen Begeisterung. Der Literaturkundige wird, wohin er seine Schritte in der Schlucht oder auf den Waldbergen wohl wenden mag, an Theodor Körners Gestalt gemahnt, denn der von allen Seiten ermunterte junge Poet, dem die Verse so leicht quollen, der Student, der Dramaturg, der Freiwillige des Lützowschen Korps, durchschwärmte dichtend die ganze Gegend und bedachte die Tannen auf allen Höhen wie die Weihnachtsbäume mit dem glitzernden Schmuck seiner Verse. In den Erinnerungen an Karlsbad, die einen stattlichen Raum in den Gedichten Körners einnehmen, spiegelt sich eine jugendliche Freude an der neuen, herrlichen Umgebung, an ihren Naturschönheiten und an den Reizen des Badelebens. Besonders charakteristisch tritt die gemütliche Anteilnahme an Karlsbader Gepflogenheiten und Genüssen in dem wenig gekannten epischen Gedichte „Die Verlobung“ hervor, in dem Körner die Köstlichkeit eines Karlsbader Frühstücks nach dem Sprudeltrunke mit einer an Voß gemahnenden Andacht zum Kleinen in folgenden Versen schildert:

Unter den Bäumen dort vor dem steinernen Haus stand ein Tischchen,
Weiß mit Linnen gedeckt, es dampfte in bläulicher Kanne
Schon der freundliche Trank den Kommenden lieblich entgegen;
Nicht vergessen war die Menge der köstlichen Brezeln
Samt der Kalatschen Gebäck, in zierlicher Ordnung geschichtet;
Nicht vergessen war auch der Schmetten voll herrlichen Schaumes
Und der Zucker zugleich, in kristallner Schale verschlossen.

Nicht alle Karlsbader Naturgesänge Körners, in denen sich die echten Empfindungslaute erst allgemach aus dem Anempfundenen herausarbeiten, sind wertvoll im literarischen Sinne; aber alle haben den Reiz der jugendlichen Liebenswürdigkeit, des frohen Staunens, des freudigen Optimismus,

Dreimal hat Theodor Körner längere Zeit in Karlsbad geweilt, dessen nordböhmische Umgebung in seinem kurzen Leben typisch für alle Naturschönheit wurde. Schon vorher hatte er, fast noch ein Knabe an Jahren, von Schandau aus die Reize der Gegend, den Charakter des böhmischen Mittelgebirges kennen gelernt. Von seiner Tante, der schillerlieben Dora Stock betreut, war er im Elbetal weit ins Böhmische hineingewandert, hatte den Schreckenstein bei Aussig bestiegen, die Ruine bestaunt und die Eindrücke in Novelle und Tagebuch festgehalten. Im Jahr 1810 kam er zum erstenmal als Studiosus mit seinem Vater nach Karlsbad. Schon literarisch geeicht und durch den trefflichen Papa, den Appellationsgerichtsrat, der als Schrift-

steller längst vergessen ist, aber als Schillerfreund und anheimelnder Literaturonkel in der Vorstellung der Menschen fortlebt, in die geistig und gesellschaftlich vornehmen Kreise des Weltkurortes eingeführt, gab er sich mit durftigen Organen an die neuen Eindrücke hin. Er durfte in der Nähe Goethes weilen und aufhorchen, wenn der Vater bedächtiger Unterhaltung mit dem Göttlichen gewürdigt wurde, er genoß die mütterliche Freundschaft der idealistisch frommen Elise von der Recke, die ihren Freund, den einst gefeierten Uraniasänger Tiedge, an der Seite, eine Art geistigen und geistlichen Hofs um sich versammelte, und die Fürsorge von Elisens Schwester, der Herzogin von Kurland, die seine Patin war. Er scheint der ausgesprochene Charmeur in jenen Karlsbader Tagen gewesen zu sein: ein Jüngling recht im Goetheschen Sinne, entzündbar in Sinn und Sinnen, froh und elegisch im Gesang, der erste in Spiel und Tanz. Damals, wie bei den späteren Karlsbader Aufenthalten, spielten Herzenswirren in die Naturbegeisterung hinein. Zuerst war es seine schöne Landsmännin Klara Hoffmann aus Leipzig, die ihm die Blüte alles Mädchentums verkörperte. Dann, als er im Jahre 1811 wiederkehrte und, berühmter geworden, vollends im Mittelpunkt der Karlsbader Gesellschaft stand, faßte er eine tiefere Neigung zu der Wienerin Martha Saaling, einer jungen Dame aus den Kreisen der jüdischen Finanzaristokratie, die bis in die letzte Lebenszeit auf sein Gefühl eingewirkt zu haben scheint. Durch dieses Mädchen, an das die echtesten Töne seiner zahlreichen Karlsbader Gedichte erinnern, wurde er bald darauf in jenen feinkultivierten Wiener Kreis gezogen, in dem starke literarische Überlieferung, echte Begeisterung für die Klassiker und tiefste Teilnahme an der erwachenden nationalen Bewegung seiner Hochstimmung entgegenkamen, in die Familien Arnstein, Pereira, Figdor usw., die ihn in jeder Art förderten und in dem frühreifen Dramaturgen des Theaters an der Wien die Hoffnung des Vaterlandes sahen. Von seiner großen Karlsbader Liebe, von Martha Saaling, trennten ihn die Verhältnisse; die umworbene Schauspielerin Toni Adamberger, der er in den erwähnten Kreisen öfter begegnete, die nachmalige Frau von Arneth, die Mutter des bekannten Historikers, wurde seine erklärte Braut. Doch scheint Martha nie ganz von ihm vergessen worden zu sein, und nach der Darstellung von Professor Dr. Rudolf Richter, der die poetischen Spätblüten der letzten Karlsbader Tage in seiner Schrift: „Theodor Körner in Böhmen"*) in historische Beleuchtung rückt, scheinen in den letzten, von Todesahnung erfüllten Gesängen die Gefühle für Martha und Toni gar wunderlich ineinander geströmt zu sein. In die Karlsbader Tage dieser Herzenskonflikte und der von düsterer Ahnung erfüllten Liebeselegien fallen bereits die Erregungen der großen nationalen Kämpfe, die den Dichter und Helden Theodor Körner reifen. In der ernsten Entscheidungszeit für des Poeten Ruhm und Ende schlingt sich der Lebenskreis immer enger um das Paradies der Jugendträume. Hier hält der Dichter die erste Rast im Kampfe, hier heilen seine ehrenvollen Wunden, von hier zieht er zum letzten tragischen Gange aus. Es ist fast verwunderlich, daß das Schicksal des Jünglings mit Leier und Schwert, wie es sich auf der heiteren Insel im brandenden Meere der Völkerbewegung immer ernster und drohender zusammenballt, noch keinen Sänger gefunden hat.

Nach den ersten beherzten Taten des Lützower Korps in Thüringen und Franken tritt die Krisis für die kühnen Freischärler ein, die sich als Vorkämpfer der großen nationalen Befreiung verbluteten. Körner wird am 17. Juni 1813 bei Kitzen schwer verwundet und auf gefahrvollen und abenteuerreichen Wege an die österreichische Grenze nach Gottesgab gebracht, wo er die verheißungsvollen Zeichen der eigenen Rettung und der künftigen Befreiung des Vaterlandes im österreichischen Wappen grüßt. Er darf die Grenze passieren und wird nach Karlsbad gebracht, wo alte Freunde ihn empfangen und die Eltern, die vor den Unruhen nach Teplitz geflüchtet waren, in erreichbarer Nähe sind. Hier pflegen ihn Elise von der Recke und die Herzogin von Kurland, die freilich, da ihre Neigung und Bewunderung dem feindlichen Korsen gehört, durch manches Wort die Seele des Freiheitskämpfers verletzt, um dessen leibliches Wohl sie mit mütterlicher Zärtlichkeit besorgt ist. Die Wunden heilen, und Körner erholt sich bald mit aller Elastizität der Jugendkraft. Aber ein eigentümliches düsteres Feuer loht in den Briefen, in den Gedichten aus jenen Tagen. Aus dem Genesenen spricht die Begeisterung des Todgeweihten. Liest man diese Bekenntnisse und Gesänge — auch einige der berühmten Schlachtlieder sind damals in Karlsbad entstanden — so hat man das Gefühl einer bewußten Opferung, die die historische Gestalt noch größer erscheinen läßt als der bald darauf erfolgte Heldentod von Gadebusch...

Inter arma silent musae. In den Jahren der großen Völkerschlachten mag auch das durchgeistigte Leben der böhmischen Kurorte minder stark pulsiert haben, wenn auch gerade in jener Zeit, namentlich in Teplitz, viele Kämpfer an den heilkräftigen Stätten von ihren Wunden genasen. Aber wie der große Auftakt der Befreiungskriege, so hallen

*) Theodor Körner in Böhmen. Mit einigen bisher unveröffentlichten Gedichten und Briefen. Von Professor Dr. Rudolf Richter. Sonderabdruck aus der Monatsschrift „Deutsche Arbeit" 2. Jahrgang 5./6. Heft (München, Georg D. W. Callwey) — eine treffliche Monographie, der hier eine Reihe von Mitteilungen entnommen ist.

auch ihre minder erfreulichen Nachklänge in den Karlsbader Erinnerungen nach. Und wiederum heftet sich das Gedenken an die Gestalt Goethes, der 1812 bis 1818 sich von den böhmischen Kurorten fernhielt, dann aber für eine Reihe von Jahren, ehe das höchste Alter seine Beweglichkeit hemmte, an die verjüngenden Gesundbrunnen von Karlsbad und Marienbad immer wieder zurückkehrte. Aus jenen Karlsbader Goethetagen mögen zwei Worte des Olympiers notiert sein. 1819 vermerkte er in den Annalen: „In Karlsbad sah ich Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn." Und in einem Weimarer Brief an Zelter vom 7. Oktober desselben Jahres, der einen späten Bericht über die Karlsbader Zeit enthält, heißt es: „Das große diplomatische Konzert ging drei Tage nach meiner Ankunft (28. August, Goethes Geburtstag) völlig auseinander, einige der Herren habe noch gesprochen und sinne jetzt mit ganz Deutschland über die wichtigen Resultate dieses Zusammenseins."

Metternich beschäftigte sich damals mit nichts geringerem, als damit, der jüngeren deutschen Literatur, die die Früchte der volkstümlichen Befreiungskriege auch für das ganze Volk pflücken wollte, den Krieg zu erklären, und die Diplomatenzusammenkunft, die Goethe erwähnte, war keine andere als diejenige, die die traurigsten Konsequenzen der Heiligen Allianz zog und die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse zeitigte, die das eben werdende junge Deutschland im Keime ersticken sollten. Es war ein großer Kriegsrat der Reaktion, der damals abgehalten wurde, und der „gnädige Metternich" entwarf den Plan, dem sich alle deutschen Bundesstaaten fügten. Dieser wunderliche, noch heute nicht völlig ergründete Mann, der nach der Überzeugung großer Historiker im Grunde deutsch gefühlt hat — und der zuletzt dennoch vor dem Aufschwung des deutschen Volkes erbebte; diese feine, glatte Natur, die Ästhetenneigungen zeigte und der jungen Literatur doch die empfindlichsten Stiche versetzte, ersann recht raffinierte Mittel, um sich das unbequeme Schreibervolk vom Leibe zu halten. Charakteristisch zumal ist jener Karlsbader Beschluß, der der Zensur nahezu schrankenlose Macht über Publikationen unter zwanzig Druckbogen einräumt. Von tiefsinnigen Werken, schwerfälligen Kompendien — „Schmöker" sagten damals vielleicht die Diplomaten schmunzelnd untereinander — befürchtete man wenig. Aber im beschwingten Libell, im politischen Flugblatt, in knappen Satiren, witterte man die Macht der Kritik, die die Autorität erschüttern konnte. Heute kennt man die Ergebnisse jener Karlsbader Beschlüsse, der protokollierten und der nicht aufgezeichneten, die auf den Geist der Verwaltung in allen deutschen Bundesstaaten übergingen und ein Menschenalter, bis an 1848 heran, die Hervorbringungen aller freien jugendlichen Geister in Deutschland und Österreich zum Freiwild für Denunzianten machten. In gewissem Sinne freilich wirkte dieser Druck geradezu erzieherisch, die Geister spornend, die Temperamente anregend, ja auch selbst den Stil schärfend auf die Talente, die bald mit Trotz und Leidenschaft, bald mit Witz und List den Kampf gegen die Bedrückung aufnahmen. Die Entwicklung der Heine und Börne, der Lenau und Anastasius Grün, der Kinkel und Herwegh, der Meißner und Hartmann hängt zwiefach mit dem Geist jener Karlsbader Diplomatentage zusammen: sie erlitt Hemmungen und empfing doch auch wieder durch die Hemmnisse den Reiz zu eigenartiger Betätigung. Goethe fühlte die Bedeutung jener Karlsbader Tage; wie tief er ihren Resultaten nachsann, darüber haben wir kein Zeugnis. Die beteiligten Staatsmänner traten ihm mehrfach nahe, und er nahm Anteil an ihren Individualitäten. Dann flüchtete er „vom Irrsal unter den Menschen", wie es in einem Karlsbader Briefe an Knebel (vom 20. September 1819) heißt, zu den ewigen Naturproblemen, durchstreifte als Mineraloge die Gegend und wanderte zweimal nach Elbogen, um die Überreste des kostbaren Meteorsteins zu sehen, den man zu seinem großen Schmerze in Stücke geschnitten hatte — genau so wie es damals in den unseligen Zeiten des seligen Deutschen Bundes mit Deutschland geschah ...

Wer heute auf den Lustpfaden, auf denen einst Metternich, der glänzende Hofmann, mit dem Gefolge von Diplomaten und Lohnschreibern einherging, den Resultaten der Karlsbader Beschlüsse nachfragt, dem gibt der historisch geweihte Boden selbst mannigfache Antwort. Die Verfemten von 1819 waren zum guten Teil die Gefeierten späterer Tage, und die nordböhmischen Heilstätten, die seit jeher ein zusammengedrängtes Weltbild boten, haben manche Männer des jungen Deutschlands, das einst in Acht und Bann getan werden sollte, auf der Höhe des Ruhms und im intimen Verkehr mit deutschen Staatsmännern lichterer Tage gesehen. Es ist nicht möglich all die Ritter vom Geiste aufzuzählen, die von den Brunnennymphen Karlsbads und Marienbads im Gänsemarsch der Kurgäste die Becher mit dem Wundertrank füllen ließen, die in die Moore von Franzensbad und in die heißen Fluten von Teplitz untertauchten. Manches Monument, wie das Denkmal Joh. Gottfried Seumes in Teplitz, erinnert an solche Kurgäste und „Spaziergänger" und auch, wo solche Zeichen fehlen, reden die Steine. Ein Pantheon dieser gesegneten Orte würde auch im Bereiche der nachklassischen Zeit von Alexander von Humboldt, den uns ein alter Teplitzer Stich in der Suite Friedrich Wilhelms III. bei der Cour im Schloßpark zeigt, bis zu Bismarck, der mit Kaiser Wilhelm I. in Teplitz weilte, eine Fülle von führenden Geistern vereinigen. Nur einige längst dahingegangene Propheten der neuen Zeit, die mir einst

auf diesem Boden begegneten, will ich in meiner Erinnerung noch auftauchen lassen.

Leibhaft seh ich noch Georg Herwegh vor mir, wie ich ihn als Knabe einst bestaunte, wenn er, durch seine ganze Erscheinung von der Menge scharf abgehoben, durch das Gewühl der Alten Wiese in Karlsbad schritt. Man sprach damals davon — es war in der ersten Hälfte der sechziger Jahre —, daß ihm formell noch nicht gestattet sei, das Gebiet des deutschen Bundes unangefochten zu betreten; daß ihm aber für Karlsbad, das wiederholt als Asyl für politisch kompromittierte Personen anerkannt wurde, so eine Art freies Geleit zugesichert worden wäre. Das erhöhte in meinen Augen den Nimbus seiner Erscheinung, die in der Tat eine modern ritterliche war und mir noch heute als Typus jener vornehmen verführerischen Demokraten vorschwebt, die von Gutzkow bis Spielhagen im deutschen Roman eine so hervorstechende Rolle spielen. Ich kannte damals die merkwürdige Geschichte Herweghs nicht, wußte nichts von seiner Berliner Zeit, in der er zu Friedrich Wilhelm IV. beschieden wurde und als eine Art Posa gute Haltung zeigte, von seiner Ehe mit der tapferen, liebenswürdigen Sigmund, die in ehrlicher Schwärmerei für den Freiheitspoeten aus dem sicheren Port des Berliner Patriziertums sich in das wogende politische Leben hineinstürzte und in den Tagen des badischen Aufstandes alle Abenteuer und Gefahren des edlen Schwärmerdaseins teilte. Aber ich kannte einzelne Verse Herweghs, wußte von seinen stürmischen Worten: „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden!" und fand — was zumal in den phantastischen Jugendtagen nur selten vorkommt — in der Gestalt des Dichters das Ideal, das sich mir in der Vorstellung gebildet hatte, verkörpert. Hoch gewachsen, kräftig und doch elastisch, von lässiger Vornehmheit in der eleganten Kleidung — er trug in den kühlen Morgenstunden einen Malakoff, einen mantelartigen Überwurf, der ihm lose von den Schultern hing — machte der Dichter mit dem schönen, männlichen Kopf, dessen dichte schwarze Haare aus dem Schlapphut hervorquollen und dessen energische Augen aus dem fein geschnittenen, vom Vollbart umrahmten Gesichte feurig hervorstachen, auf mich einen imponierenden Eindruck. Er war der Held der Karlsbader Saison, aber merkwürdigerweise sprach man am meisten von seinen Füßen, die, in blinkendes Lackleder gehüllt, die zierlichsten Formen zeigten. Natürlich heftete ich meine Blicke auf das Heldenpedal, das als Schaustück für die ganze promenierende Welt galt, und ich erinnere mich in der Tat nur noch einmal in meinem Leben an einer Berühmtheit, freilich an einer viel zweifelhafteren, nämlich an dem österreichischen Reichskanzler Grafen Beust, dessen ganzes Regime auf schwachen Füßen stand, dieses ziemlich seltene Merkmal männlicher Schönheit in solcher Vollkommenheit gesehen zu haben.

Weit vertrauter wurde mir die Gestalt eines anderen Freiheitssängers, Alfred Meißners, der in meinem Elternhause in Prag verkehrte und dem ich wie sonst an manchem Orte auch in Karlsbad wiederholt begegnete. Der Zizkadichter, der in den Lenztagen seiner Poesie sich neben Lenau und Anastasius Grün stellte und den später ein unglückseliges Geschick, die Verbindung mit einem geheimen Romanhelfer, der sein Dämon wurde, das Lebensende und den Ruhm verdunkelte, wurzelte durch Herkunft und Jugend im Gebiete der nordböhmischen Heilstätten. Er war in Teplitz geboren, wo sein Vater, ein Sohn des einst berühmten Professors und Schöngeistes August Gottlieb Meißner, als Arzt in hohem Ansehen stand. Aber diese ärztliche Wirksamkeit fand einen merkwürdigen Abschluß. Vater Meißner hielt es zu Beginn der dreißiger Jahre, als das Gespenst der Cholera durch Europa ging und auch vor Teplitz nicht halt machte, für seine Pflicht, den Ausbruch der Epidemie öffentlich bekannt zu geben. Die Teplitzer, die dadurch ihre Saison vernichtet sahen, nahmen Ärgernis an diesem charaktervollen Verhalten und bedrohten den wackeren Mann und seine Familie, die nächtlicherweile durch Steinwürfe gegen die Fenster ihrer Wohnung beunruhigt und gefährdet wurde. Darauf verließ der treffliche Mann in raschem Entschlusse die bisherige Stätte seiner Wirksamkeit und übersiedelte nach Karlsbad, wo er jahrelang — bis zur Übersiedelung nach Prag — mit Erfolg tätig war und wo sein dichterisch begabter Sohn die entscheidenden Jugendeindrücke empfing. Das Teplitzer Erlebnis, das Meißner in seiner Autobiographie erzählt, erinnert in seinen Grundzügen an Ibsens „Volksfeind", und es ist nicht ausgeschlossen, daß der nordische Dichter die Anregung zu seinem Drama, das zu Beginn der achtziger Jahre entstand, aus Meißners Memoiren, die, in den siebziger Jahren erschienen dem in Deutschland lebenden Ibsen wohl in die Hände geraten konnten, empfangen hat. Meißner, dem ich dankbares Gedenken bewahre — sein mildes, vornehmes Wesen erschien mir von Kindheit an sympathisch und später gradezu verklärt im Bregenzer Familienglücke —, war eine eigenartig zwiespältige Natur, schwärmerisch im Innern, weltmännisch im Verkehr, kühn, verwegen und phantastisch mit der Feder, unselbständig und überweich in seiner verbindlichen Art, die Menschen zu nehmen und sich ihnen anzuschließen. So mochte er einst dem jungen, rauhen, energischen und doch dienstwilligen Franz Hedrich verfallen, der sich dem schon berühmt gewordenen Poeten als stiller Helfer bei weitläufigen Romanarbeiten geschmeidig anschloß und später, auf diese Mitarbeit pochend, als furchtbarer Dämon den wehrlosen Mann bedrängte. In Karlsbad sah ich Meißner, der launige und leicht gestimmte Gesellschaft liebte, meist in Begleitung Julius Walters (Dr. Fleckles), des

Karlsbader Arztes und Humoristen, der sich in den kecksten Scherzen gefiel und sich als auffallend schönen Mann bewundern ließ. Meißner schwamm gern auf den hohen Wogen des Karlsbader Lebens und liebte seine zweite Heimat, deren buntes Treiben, das die Weltstadt in der Nußschale zeigt, seine Phantasie anregte und der weltmännischen Seite seines Naturells entgegen kam.

Von ganz anderem Schlage war Heinrich Laube, der eine lange Reihe von Jahren eine typische Erscheinung des Karlsbader Lebens war, aber weit entfernt, der Eleganz des Kurortes Zugeständnisse zu machen, seine knorrige Eigenart inmitten des vornehmen und vornehmtuerischen Getriebes drastisch behauptete. Ich habe öfter im Leben mit ihm Begegnungen gehabt, nirgends fand ich ihn aufgeräumter, besser aufgelegt zu den kurzen Epigrammen, die er hervorzuschnarren liebte, frischer im Aussehen und in der Bewegung, als auf seinen Karlsbader Lieblingswegen, auf denen ich ihn ab und zu während der siebziger Jahre begleitete. Der wunderliche Mann im langen Jägerrock, aus dessen vollbärtigem Kalmückenkopf mit der eingedrückten Nase unter dichten, buschigen Brauen prächtige, treuherzige blaue Augen hervorblickten, zog meist mit stattlichem Gefolge auf den Wiesen und Waldwegen einher. Zuweilen war sein treuer Kämpe Alexander Strakosch, der bewegliche kleine Mann mit dem geistig belebten Tektosagenkopf, an seiner Seite; als einen ständigen Begleiter lernte ich den feingestimmten Kunsthistoriker Lübke und den lebenslustigen Kladderadatsch-Hoffmann kennen, der zugleich Allmächtiger des Friedrich-Wilhelmstädtischen Operettentheaters in Berlin war. Laubes Unterhaltung hatte etwas Explosives, er hörte gern und gut zu, fuhr aber im entscheidenden Momente mit einem Kernwort, das weithin schallte und die Begleiter manchmal erschreckte, dazwischen. Ich höre ihn noch wie er einmal auf der Alten Wiese den Bericht über einen wissenschaftlichen Meinungsstreit mit den weithindonnernden Worten abschloß: „Die Gelehrten hat Gott im Zorne erschaffen!“ Vielleicht gerade darum, weil er ein Mann der Aktualität war und namentlich in den höheren Lebensjahren sein Bestes mehr im lebendigen Wirken als in literarischen Werken verausgabte, hörte er es nicht ungern, wenn man die Summe seines Lebens zog, und kam wohl auch selbst darauf zu sprechen, was einst im Bewußtsein künftiger Geschlechter von ihm übrig bleiben werde. Lucian Herbert (Julius Gundling), der einst vielgelesene, fruchtbare Romanschreiber, der viele boshafte Stunden hatte und Laubes Neigungen kannte, begleitete den viel umworbenen Burgtheaterdirektor einmal zu seiner Karlsbader Wohnung auf der Höhe des Schloßberges und meinte herausfordernd: „Was glauben Sie, Herr Doktor, was wird, wenn Sie nicht mehr hierher kommen, einmal an diesem Hause zu lesen sein?“ Laube lachte geschmeichelt, ohne eine Antwort zu erteilen. „Nun jedenfalls“, kicherte Gundling: „Hier ist eine Wohnung zu vermieten.“ Es ist aber doch etwas anders gekommen, als dieser böse Witz prophezeite: Karlsbad erinnert sich dankbar Heinrich Laubes, der nicht nur fast ein viertel Jahrhundert ein hervorragend treuer Kurgast war, sondern auch mit seiner energischen Feder das Lob der nordböhmischen Waldgegenden, die für ihn mehr Naturreiz hatten als die in Mode gekommene Schnee- und Eiswelt, aller Welt verkündete. Manches Gedenkzeichen erinnert an die ausdauernden Wanderungen Heinrich Laubes und an die Lieblingsplätze des originellen Mannes, dessen Bedeutung vor allem in seiner eindrucksvollen Persönlichkeit lag, deren Willenskraft die schaffenden Triebe schwächerer Menschen hervorzulocken verstand.

Das wären so einige Maschen aus dem Netze literarischer Erinnerungen, die rastlos ihre Fäden über die böhmischen Weltbäder spinnen. Die Zahl der geistig bedeutenden Persönlichkeiten, die der internationale Menschenstrom mit sich führt, ist Legion und jede Hochsaison gestaltet sich ohne besondere Einladung und ohne Programm zu einem Literaten- und Künstlerkongreß.

Wie in den Tagen Goethes, nur noch gedrängter und erregter, läßt auch heute die bunte Welt, die sich gern im Glanz der Berühmtheiten sonnt, an den Quellen — heute in den prächtigen Mühlbrunnenkolonnaden Karlsbads und im Kreuzbrunnenpark Marienbads — die in Reih' und Glied gestellten Größen an sich vorüberziehen und raunt sich rastlos die Namen der weltlichen und geistigen Machthaber zu. Die vielgenannten Bühnenheldinnen und männlichen Bretterbeherrscher, die nach jeder Saison nach Ruhe seufzen und nicht erwarten können, aus der Ruhe herausgerissen zu werden, sonnen sich auch hier im Staunen der Menge. Auf den stillen Waldwegen begegnet man aber auch noch heute manchem Nachdenklichen, der das Gewühl wie das Meer gern in der Nähe rauschen hört, wenn er Gedanken, und Gestalten ausspinnt, die sieghaft in die Weite dringen sollen. Wie viele haben mir da auf verstohlenen Waldplätzen, auf duftigen Bergeshöhen von ihren Plänen gesprochen, die ich später vor der aufhorchenden Menge in lichtstrahlenden Sälen verwirklicht sah! Und wie viele Denker fand ich nie besser gelaunt, ihr Innerstes zu erschließen, als auf den Waldwegen dieser kosmopolitischen Stätten, wo gemeinsamer, spielender Naturgenuß und eine hold verschleierte feine Kultur die Menschen über die Sorgen der Alltäglichkeit erhebt. Es liegt ein eigenartiger Zauber über diesen reizvollen, von Menschenströmen durchfluteten Kulturinseln im grünen Meer der Wälder, und die Genien, die, dankbar für die heilkräftigen Quellen, einst die Anziehungskraft dieses Bodens verstärkten, umschweben heute noch die Schluchten, Täler und Bergpfade, die ihr Schritt geweiht hat.



Lenzesklänge.

Buchschmuck von Reinhold Pfeiffer.

Frühlingslied der Jugend.

Frühling singt aus tausend Kehlen
Aller Vögel, aller Seelen!
O wie jung war heut der Tag,
Der auf diesen Wiesen lag.

Wüchsen unsrer Schulter Flügel,
Über Wälder, Fluß und Hügel
Trüg' uns ein entzückter Flug,
Und wir sähen nie genug.

O wie wollen wir uns schmücken,
Alles soll uns hold beglücken.
Immer bunter wird die Welt,
Ganz von eigner Glut erhellt.

Freunde, kommt, ein Kranz soll blühen,
Soll um unsre Stirnen glühen,
Und so gehn wir in der Nacht
Von der Sonne noch entfacht.

Will Vesper.

Spaziergang.

Nun blüht der Faulbaum übern Zaun,
Die Wasser treiben weit durchs Land,
Und Kinder liegen nackt und braun
In Blumengelb und Heidesand.

Die Lüfte sind so wunderblau!
Ein Blütenwölkchen glänzt und zieht.
Und heimlich von der liebsten Frau
Blüht mir am stillsten Weg ein Lied.

Julius Havemann.

Frühling.

Wieder schreitet er den braunen Pfad
Von den stürmeklaren Bergen nieder;
Wieder quellen, wo der Schöne naht,
Liebe Blumen auf und Vogellieder.

Wieder auch verführt er mir den Sinn,
Daß in dieser zart erblühten Reine
Mir die Erde, deren Gast ich bin,
Heimatland und holdes Eigen scheine.

Hermann Hesse.



Wiesenschaumkraut.

Wiesenschaumkraut macht alle Wiesen weiß,
Der Frühlingshimmel ist blank gefegt,
Wiesenschaumkraut hat einen lichten Kreis
Um den ganzen Himmel gelegt.

Die Dotterblumen stehn Nest an Nest
An den Wasserfurchen hingesäumt
Und halten das Wiesenschaumkraut fest,
Daß es nicht alles gen Himmel träumt.

Gustav Schüler.

Frühlingsstrophen.

Märzabend hat mit großer stiller Hand
Die wildverstürmten Wolken zart geschichtet.
Ein großes, heißes Streiten scheint geschlichtet. —
Und siehe, wie nun auch im Seelenland
Der trotzige Geisterkrieg sich mächtig wendet! —
Das schrille Klagen, das zum Himmel rief,
Faltet sich fein zusammen, wie ein Brief,
Den man geschrieben, doch nicht abgesendet!

Lang und golden schleppt des Tages Saum.
Alle harten Melodien verklangen.
Durch den Kirschhain geht ein Südwindtraum,
Und die weißen, weißen Blättchen wallen,
Als ob Einer hin und wieder geht,
Geht und lauscht und nah am Fenster steht,
Nah am offnen Fenster, dran wir sitzen,
Einer, dessen weiße Flügel blitzen!

Frida Schanz.

Grabfrühling.

Die toten Geschwister wohnen
Am Waldrand, unter Moos und Laub
Und lichten Frühlingsanemonen
In einer kleinen Kammer.
Auf ihre geschlossenen Augen sickert Staub.

Frühling! Frühling! singt die Ammer.

Martin Lang.



Die Kastanienallee.

Komm mit hinaus, das ist ein köstlich Reiten
In der Kastanien feierlicher Nacht,
Wo Blätterfinger sich behaglich breiten,
Wo tausend Blütenkerzen angefacht;
Goldlichter an gefurchten Stämmen gleiten,
Tief, tief im Forst die wilde Taube lacht,
Und Sonnenruhe lastet auf den Weiten.

Wir sind von selbst in leichten Schritt gefallen,
Von selbst hat sich mein Pferd an Deins gedrängt,
Das Zaumzeug klirrt, es knistern leis die Schnallen,
Wenn Deine Schulter sanft mein Arm umfängt.
So reiten wir durch die verschwiegnen Hallen,
In unsern lichten Frühlingstraum versenkt,
Wie Pilger, die zum heil'gen Feste wallen.

Karl Freiherr von Berlepsch.

Lied in der Lenznacht.

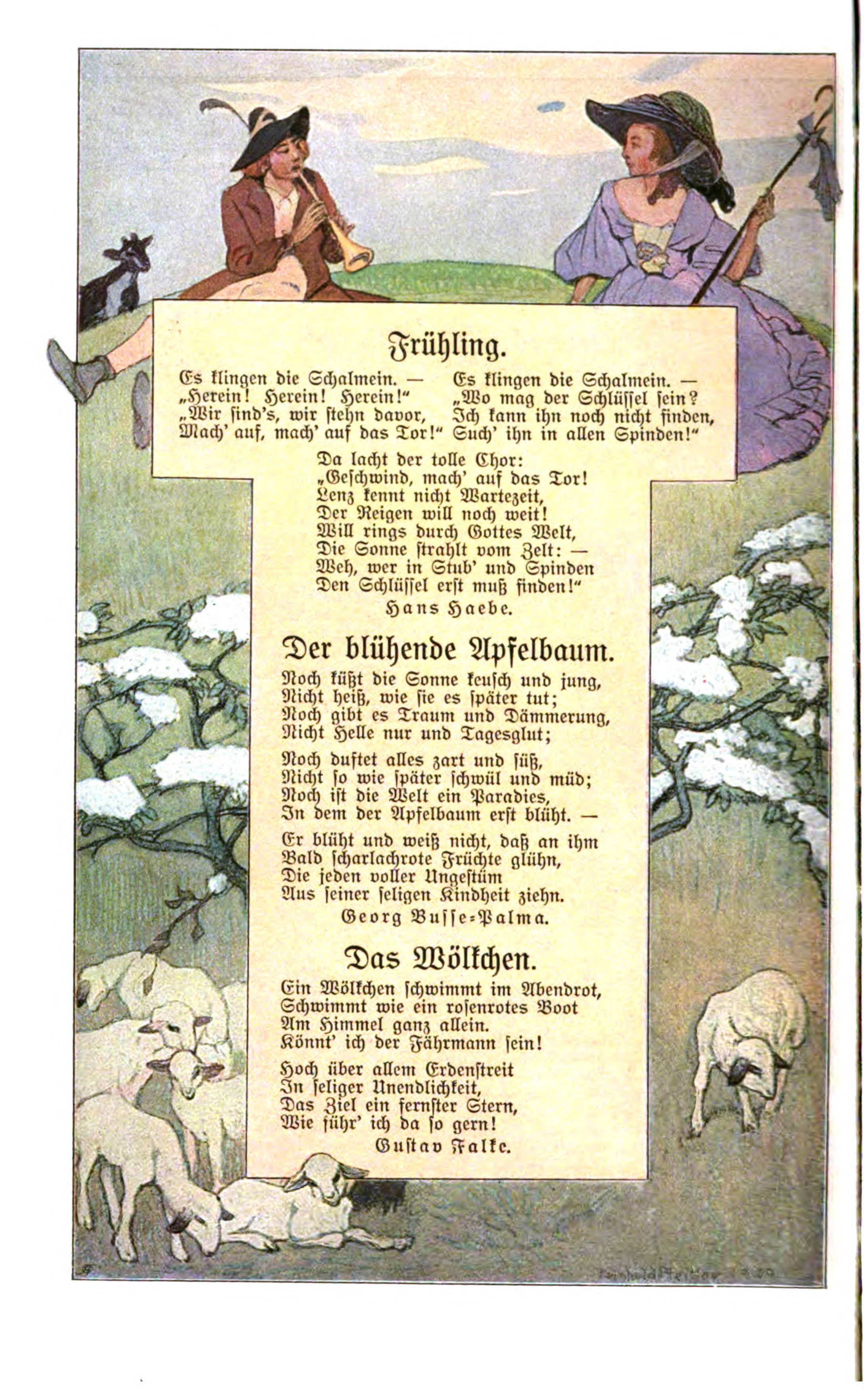
Schwestern, Brüder, rückt zusammen,
Tag und Sonne ziehen fern;
Doch aus den versunknen Flammen
Blieb der Mainacht schöner Stern.
Glänzt er tiefer nun im Blauen,
Klopft es leis an unsre Tür —
Lächelt nur, Ihr lieben Frauen,
Eure Schwester tritt herfür.

Selber lächelnd geht die Holde
Feinen Schrittes in den Saal;
Hell von ihres Hauptes Golde
Weht des Sternbilds kühler Strahl.
Vor den Duft der goldnen Kerzen
Hebt sich ihre Lichtgestalt,
Daß das Blut in unsre Herzen
Froher denn ein Banner wallt.

Aus dem Kelche von Topase,
Den sie löst vom Gürtelband,
Mischt sie freundlich jedem Glase
Liebevoll mit weißer Hand.
Neigt sich hier und beugt sich dorten
Dir ans Ohr und mir ans Herz,
Und von leichtbewegten Worten
Glüht und funkelt's allerwärts.

Schwestern, Brüder, rückt zusammen,
Denn so hat's die Freude gern;
Über unsrer Lieder Flammen
Segnend steht ihr Frühlingsstern.
In sein Licht hebt sie den Becher,
Schweigen winkt ihr Augenpaar:
„Euer Wohl, geliebte Zecher" —
Und „Fiducit!" hallt es klar.

Franz Langheinrich.



Frühling.

Es klingen die Schalmein. —
„Herein! Herein! Herein!“
„Wir sind's, wir stehn davor,
Mach' auf, mach' auf das Tor!“

Es klingen die Schalmein. —
„Wo mag der Schlüssel sein?
Ich kann ihn noch nicht finden,
Such' ihn in allen Spinden!“

Da lacht der tolle Chor:
„Geschwind, mach' auf das Tor!
Lenz kennt nicht Wartezeit,
Der Reigen will noch weit!
Will rings durch Gottes Welt,
Die Sonne strahlt vom Zelt: —
Weh, wer in Stub' und Spinden
Den Schlüssel erst muß finden!“

Hans Haebe.

Der blühende Apfelbaum.

Noch küßt die Sonne keusch und jung,
Nicht heiß, wie sie es später tut;
Noch gibt es Traum und Dämmerung,
Nicht Helle nur und Tagesglut;

Noch duftet alles zart und süß,
Nicht so wie später schwül und müd;
Noch ist die Welt ein Paradies,
In dem der Apfelbaum erst blüht. —

Er blüht und weiß nicht, daß an ihm
Bald scharlachrote Früchte glühn,
Die jeden voller Ungestüm
Aus seiner seligen Kindheit ziehn.

Georg Busse-Palma.

Das Wölkchen.

Ein Wölkchen schwimmt im Abendrot,
Schwimmt wie ein rosenrotes Boot
Am Himmel ganz allein.
Könnt' ich der Fährmann sein!

Hoch über allem Erdenstreit
In seliger Unendlichkeit,
Das Ziel ein fernster Stern,
Wie führ' ich da so gern!

Gustav Falke.



Die gackernde Henne.

Novelle von Karl Erdm. Edler-Wien.



„Das wäre der fünfte!“ sagte sie aufatmend, als die Schritte im Vorsaal verhallten. Sie sagte es laut, obzwar sie sich allein im Salon befand. Dabei schnellte sie von dem langweiligen Empfangssofa auf und tänzelte im Takt einer Polonaise, die sie sich vorsummte, zum Klavier. Die neunzehnjährige verwitwete Gräfin Anne d'Héricourt war nämlich in ihrem Wesen ein Kind und in ihrem Gehaben ein Gummiball. Bisher hatte sie sich leidenschaftlich mit dem Klavierspiel und mit dem Aufspüren und Ankaufen alter Barockmöbel befaßt. In der jüngsten Zeit war ihr noch eine dritte Beschäftigung aufgedrängt worden, die sie nachgerade zum Überdruß in Anspruch nahm: das Abweisen von Bewerbern um ihre Hand. Denn sie war nicht bloß reizend, sondern auch reich. Um dieses Reichtums willen hatte sie nach den Beschlüssen eines Familienrates ihren Vormund heiraten müssen, der zugleich ihr Onkel war und dem Alter nach hätte ihr Großvater sein können. Sie hatte ihn „Papa“ genannt, so oft er die vater- und mutterlose Waise im Kloster besuchte; sie nannte ihn „Papa“, als er sie aus dem Kloster zum Traualtar führte. Hierüber lachte der gute alte Herr, daß ihm die Tränen über die dicken Wangen rollten, und sie wischte sie ihm lachend mit dem Zipfel des Brautschleiers ab. Dabei blieb es. Er hieß auch dann noch „Papa“ und war nichts andres als ein nachsichtiger guter Papa. Als er bald starb, hinterließ er als ein fürsorglicher Papa seiner „kleinen Anne“ sein gesamtes Hab und Gut.

„Der fünfte!“ wiederholte sie, sich an das Klavier setzend. Und nach lebhafter Kinder Art ihre Gedanken in lautem Selbstgespräch weiterspinnend, fuhr sie fort: „Fünf geldgierige Hände mit fünf vorgeblich flackernden Herzen als Draufgabe!“ Hierbei klopfte sie auf dem Klavier immer wieder fünf Töne der chromatischen Skala in einem harten Staccato ab. „Und wie viele erst, die mein Abwinken verstehen und sich beizeiten davon machen!“ Eilfertig huschten die Finger über die Tasten hin, die darauf eingerichtet schienen, derartige vertrauliche Mitteilungen verständnisinnig zu beantworten. „Alle Sorten. Bloß ein Negerkönig war noch nicht darunter! Sie lassen sich auch nicht verscheuchen — gerade wie die Fliege auf der Fis-Taste da, die mich in einem fort seckiert . . .“ Wütend schlug sie nach der Fis-Taste und lief dann der Fliege, erst ergrimmt und dann lachend, im ganzen Salon nach.

Nein, sie ließen sich nicht verscheuchen. Sie kamen am Abend, einer nach dem andern, in ihre Odéonloge, der Marquis de Trevisy an der Spitze. Er war unter ihnen der zäheste und schlauste, der geduldig die rechte Stunde abwartete, sich mittlerweile als Berater in Musik und Barockmöbeln unentbehrlich machte und seine Gläubiger durch Andeutungen über eine Millionenheirat begeisterte. Im Odéon führte an diesem Abend die englische Theatergesellschaft Shakespeares „Hamlet“ auf. Die neue romantische Schule Frankreichs begann eben für Shakespeare zu schwärmen, und ganz Paris schwärmte mit. Die berühmte Tragödin Miß Smithson wühlte als Ophelia unerhörte Beifallsdelirien auf. Jedoch das ganze Haus verstummte, vor Erschütterung zusammenschauernd, als die wahnsinnige Ophelia unter Schmerzenslauten, die aus einem verblutenden Herzen emporzitterten, ihre Blumen verteilte: „Da ist ein Sträußlein Rosmarin, es ist zum Andenken. Bitte Dich, Liebchen, denk' an mich! Und da ist ein Vergißmeinnicht, zur Erinnerung . . .!“ Alle weinten, auch die kein Wort englisch verstanden. Victor Hugo floh aus seiner Loge, um seine Rührung nicht dem Publikum zum Schauspiel zu bieten; in einer Orchesterecke stand Hector Berlioz, und seine Augen starrten unter dem verwil-

derten Haarbusch wie entgeistert auf diese wunderbare Verkörperung von Shakespeares Genius (sie sollte später seine Frau werden); die Pariser Schauspielerinnen suchten der englischen Kollegin die Gesten und herzzerreißenden Wehlaute abzulernen; Delacroix verschlang sie förmlich mit den Augen — dieses unvergleichliche Modell für ein Opheliabild, an dem er im Geiste bereits zu malen begann; Dumas, dessen feiste Backen ein Tränenbach überflutete, flüsterte seinem Nebenmann ins Ohr: „Mir ist wie einem Blindgeborenen, dem man das Gesicht gibt, der eine ganze Welt entdeckt, von der er keine Ahnung besaß."

„Unglaublich!" sagte der Marquis de Trevisy zu der Gräfin d'Héricourt. „Überhaupt nicht dagewesen, daß ganz Paris ohne Ausnahme eine dramatische Künstlerin so maßlos verhimmelte!"

„Eine Ausnahme hat sich doch gefunden," ließ sich ein anderer Logenbesuch vernehmen. „Noch dazu eine gewichtige Ausnahme, ein Schwärmer für Schönheit und Kunst, ein Künstler! Er hat nämlich der verhimmelten Ophelia rundweg die Bitte abgeschlagen, sie zu porträtieren. Abgeschlagen! Wenn der querköpfige Maler noch ein alter widerborstiger Griesgram wäre! Aber ein junger, gegen Damen sonst untadelig ritterlicher Edelmann wie Pierre de Roquemont! Verstehen Sie das?"

„Roquemont?" sagte ein dritter. „Das sieht ihm ähnlich. Ein Original!"

Am folgenden Morgen saß Anne d'Héricourt beim Klavier und grübelte nach. Das Wort „Original" hatte sich in ihrem Ohre festgehäkelt. Sie sann angestrengt nach, ob ihr bisher etwas derartiges unterlaufen sei. „Sollte etwa einer von den fünfen . . ." begann sie im Selbstgespräch. Abermals wurden fünf Töne der chromatischen Skala in hartem Staccato abgeklopft. „Nein," murmelte sie kummervoll, „unter den fünfen gibt es kein Original. Auch unter den andern nicht." Erbittert spielte sie die chromatische Skala von der ersten bis zur letzten Taste hinab und hinauf. „Alles einförmiges Gewinsel!" Verächtlich schlug sie den Klavierdeckel über „den fünfen" und „den andern" zu, läutete stürmisch der Kammerfrau um den Straßenanzug, dem Diener um den Wagen, und sagte zu Frau von Renève: „Bitte, begleiten Sie mich zu Herrn von Roquemont. Ich lasse mich porträtieren."

Frau von Renève ergriff eiligst ihr Retikule, steckte schnell den neuesten Roman von George Sand hinein und stand im Augenblick zur Verfügung. Die alte, würdige Anstands- und Gesellschaftsdame der jugendlichen Witwe schreckte gar nicht mehr zusammen, wenn bei dieser Entschluß und Tat urplötzlich, wie aus einer Pistole geschossen, losgingen: ein Knacken, ein Knall, ein Rauchwölkchen — alles in einem Nu! Ob sie dagegen abgestumpft war, oder ob sie sich selbst darauf so dressiert hatte, erfuhr man nie. Ihre ganze Gegenwehr bei allzu heftigem Anprall bestand darin, daß sie die Gräfin zärtlich einen „Springinsfeld" nannte, worauf dieser unter einer herzlichen Umarmung begütigend zu ihr sagte: „Mein lieber guter alter Prellstein!"

In Roquemonts Atelier wie eine Libelle hineinsurrend, brachte sie die Staffelei ins Schwanken, an der er eben arbeitete, und platzte in drolliger Hast mit ihrem Anliegen hervor, als müßte über Hals und Kopf etwas Versäumtes nachgeholt werden.

Er verneigte sich schweigend, bot ihr den Arm, führte sie zum Fenster und betrachtete sie wie ein offensichtlich nicht ganz einwandfreies Gemälde. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich unter einem Männerblick befangen. Es war ein kühl messender Blick. Er kam aus tiefblauen Augen, die mit der tiefen Schwärze von Bart und Haar und mit dem Bronzebraun von Stirn und Wangen einen merkwürdigen Farbendreiklang bildeten. Der blaue Strahl senkte sich aus steiler Höhe auf sie herab; denn der Kopf, der eher an einen Krieger als an einen Künstler mahnte, saß auf einer reckenhaften Hochgestalt.

Sie lachte, jedoch zum erstenmal in ihrem Leben nicht mit dem vollen Brustton der Ungezwungenheit, während sie fragte: „Sagen Sie, Herr von Roquemont, pflegt das bei Ihnen jedesmal vorangugehen — ich meine, diese feierliche Revue vor dem Porträtieren?"

Statt zu antworten, schob er sie mit einem höflich sanften Ruck in eine Viertelwendung und betrachtete sie in der neuen Stellung. Schließlich sagte er nachdenklich: „Muß es sein?"

Sie sah ihn fassungslos an.

„Mein Pinsel ist nämlich ein bizarrer Starrkopf. Er versagt, wo etwas nicht sein Genre ist."

„Und ich bin also nicht sein ...?"

„Nein, Gräfin. Er ist zu langsam. Während Ihrer kurzen Anwesenheit hätte er schon ein Dutzend Porträts von Ihnen fertig bringen müssen. So oft hat Ihr Ausdruck gewechselt. Es ginge ihm wie dem Jagdhund, der keuchend einer Spur nachrennt, die plötzlich aufhört, während sie von einer fremden gekreuzt wird. Nun läuft er der neuen Spur nach, die abermals von einer andern gekreuzt wird — er kommt Ihnen nicht nach."

„Du Armer!" sprach sie, den zunächst liegenden Pinsel ergreifend und ihm zärtlich die auseinandergesträubten Härchen glattstreichelnd. „So! Nicht so struppig und widerhaarig sein! Dafür verspreche ich Dir, meinen ‚Ausdruck' von gar keinen Seitengrimassen durchkreuzen zu lassen. Also?"

Roquemont konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Mag er's versuchen!" sprach er resigniert. „Aber machen Sie ihm keine Vorwürfe, Gräfin, falls ihm etwa mitten in der Jagd doch der Atem ausgeht!"

Als sie heimkam, stellte sie sich noch im Straßenanzug vor den Ankleidespiegel und betrachtete sich von allen Seiten. Bis zu dieser Fahrt hatte ihr noch kein Mensch gesagt, sie sei nicht sein Genre. Glücklicherweise war noch alles in der schönsten Ordnung: die blonden Locken, die langgeschlitzten grauen Augen mit den schöngezeichneten Brauen, die feingeschnittenen bebenden Nasenflügel, die feuernelkenroten Lippen, das vollkommene Oval des Gesichtes, die rosig angehauchten Wangen; selbst das Grübchen im Kinn war nicht in Verlust geraten.

Sie kam zu den Sitzungen mit einer Pünktlichkeit, über die sie selbst nicht genugsam staunen konnte: die blauen Augen schienen zur festgesetzten Stunde wie Magnete in das Atelier zu ziehen. Mit einer Geduld, die sie sich nie zugetraut hätte, hielt sie aus, bis Roquemont den Pinsel niederlegte: es war schwer, sich von den blauen Augen zu trennen. Mit einer Selbstzucht, die ihr wie ein Wunder erschien, hielt sie an einem Ausdruck fest. Von der vornehmen Ruhe Roquemonts breitete sich etwas Stillendes aus, das ihre krause Beweglichkeit niederhielt. Nach der Sitzung ging es dann freilich zu wie in einer Kleinkinderklasse nach dem Schulschluß. Was in Kehle und Gliedern an Lebhaftigkeit, Mutwillen zurückgestaut war, wurde auf einmal losgelassen. Unter den umherliegenden, stehenden und hängenden Dingen erhob sich ein seltsames Rumoren; das träumende Atelier erwachte unter allerlei Getösen eines Kraftüberschusses, der sich ausschäumen wollte; seine ernste, nüchterne Nordbeleuchtung wurde von einem Feuerwerk jugendlichen Übermutes durchknattert.

Unbeirrt hiervon las Frau von Renève, der Prellstein, in einer Sofaecke George Sand weiter. Roquemont sagte nichts, aber sein stilles Lächeln bot ein schönes Gleichgewicht zu dem Treiben. Er redete überhaupt wenig und fragte nie — er hätte von ihrem vergangenen und gegenwärtigen Leben nichts gewußt, wenn sie ihm nicht ungefragt alles anvertraut haben würde. Dafür war sie nach Kinderart unerschöpflich in Fragen.

„Sagen Sie, Herr von Roquemont," fragte sie einmal, als sie sich im Atelier bereits heimischer fühlte, „haben Sie schon viele blonde Frauen gemalt?"

„Ja, Gräfin."

„Und sind wirklich alle durchweg so — wie soll ich nur sagen? — so wie brave, richtig gehende Pendeluhren, tick, tack, tick, tack? Sie müssen es doch wissen, Sie sehen sich ja die Leute eingehend darauf an, ob sie Ihr Genre sind. Ich muß eine Mißgeburt sein, oder ein Wechselbalg, kurz, eine vertauschte Brünette der dunkelsten Sorte — finden Sie nicht: ich habe so gar nichts von einer verläßlichen Pendeluhr? Ein besonderer Schutzengel gibt mir freilich mitunter einen Ruck nach der richtigen Himmelsgegend hin, wenn ich unüberlegt handle — das tue ich nämlich in der Regel. Immerhin, finden Sie nicht, daß meine Blondheit ein Widersinn ist?"

„Nein, Gräfin. Unter dem Feuerkegel des Ätna wächst ein recht blonder Wein."

„Trinkbar?"

„Mit Maß, Gräfin."

Sie schwieg eine Weile nachdenklich und fuhr dann fort: „Miß Smithson ist auch blond. Sagen Sie, Herr von Roquemont, weshalb haben Sie sich denn gesträubt, diese blonde, wunderschöne, berühmte Harriet Smithson zu malen?"

„Weil sie nicht bloß blond und wunderschön, sondern auch berühmt ist. Weil man mir zu verstehen gab, daß von dem Triumphe der Ophelia und Julia auch eine recht einträgliche Reklame für deren Porträtisten abfallen werde." —

„Eigentlich ist es ganz wie im Paradiese bei Ihnen, Herr von Roquemont," begann sie eines Tages. „Alles ist wunderschön, und ich darf mir alles anschauen und darf sogar darin herumstöbern und es angreifen — was ich ganz gerne tue, obzwar ich manchmal unversehens an Ölfarben gerate, die sehr unangenehm an den Fingern kleben. Auch der Baum mit den verbotenen Früchten fehlt nicht. Das alte Tafelklavier bleibt immer gesperrt. So oft ich Sie oder den Atelierdiener nach dem Schlüssel frage, ist er verlegt. Spielen Sie denn niemals darauf?"

„Nein, Gräfin."

„Dann muß es ja gräßlich verstimmt und in einem erbärmlichen Zustand sein?"

„Nein, Gräfin. Ein tüchtiger Instrumentenbauer stimmt es jährlich und bessert etwaige Schäden aus."

„Ich möchte gern einmal auf so einem alten Ding spielen. Wollen Sie?"

„Nein, Gräfin. Verzeihen Sie, aber so ein altes Ding will geschont werden. Abgesehen von der Stilwidrigkeit: eine Dame von heute, Gehör und Finger voll von modernster Musik, an einem Klavier aus dem vorigen Jahrhundert!"

„Natürlich immer wieder: ‚Nein, Gräfin!' — die stilgemäße Redeweise von heutzutage für das alte: ‚Von diesem Baume sollet ihr nicht essen!'" —

Natürlich kam es dann, wie es im Paradiese gekommen war. Als sie eines Tages vorzeitig das Atelier betrat, war Roquemont noch nicht daheim. Der Instrumentenmacher übergab eben die Tasche mit seinen Werkzeugen dem Atelierdiener, damit er sie ihm zum Wagen hinabtrage. Das Tafelklavier stand lockend offen. Es hatte den Reiz der verbotenen Paradiesfrucht. Eva konnte nicht widerstehen. Sie griff auf das Geratewohl in die Tasten, wie sie es daheim zu tun pflegte, bevor sie zu spielen begann: es war dies jedesmal eine Art höflicher Einladung an ihren vornehmen Erard-Flügel. Die Finger ordneten sich hierbei von selber zu harmonischem Zusammenklange an; als wohlerzogene kleine Eigenwesen wichen sie auch ohne Gouvernante instinktmäßig jeglichem Mißton aus. Als sie nun auch hier mit der neckischen Frage antupften: „Tust Du gern mit?" — antwortete ein armes, gebrechlich-zartes Stimmchen. Sie lauschte ihm verwundert nach und sagte lächelnd: „Also so eine ‚N'y touche' bist Du? So ein zimperliches ‚Rühr' mich nicht an, es tut weh!' Na, warte!" Und alle Kraft des jungen Leibes in die Finger zusammenscheuchend, warf sie sich mit ihr auf das Klavier. Die weißen Hände stürzten blinkend über die vergilbten Tasten hin wie ein silberner Wildbach über ockerfarbiges Gestein, anprallend, aufschlagend, abspringend, emporschäumend — bloß das Brausen fehlte. Es war ein Wassersprudel, wie er sich aus weiter Ferne dem Beschauer im Fernrohre zeigt: man sieht seine reißende Gewalt, aber man hört sie nicht. Das ließ sich so drollig an, daß Anne d'Héricourt hellaut auflachte. Alle Saiten erzitterten davon und hauchten eine vorwurfsvolle Klage aus. „Hab' ich Dich aufgeschreckt, Du mimosenhafter Knirps!" rief sie. „Warte, ich will Dich ein bißchen kosten lassen, wie es Deine leiblichen Enkel und Urenkel derzeit treiben, mein verschlafenes Alterle!" Und mit den Armen wie zu einer Hantelübung ausholend, ließ sie ihre übermütige Laune in der „Phantastischen Symphonie" von Berlioz austoben. Die wilde Leidenschaftlichkeit und Unbändigkeit dieses Orchesterwerkes hatte kurz vorher Liszt mit bisher ungekannter Kühnheit in einer Klaviertranskription eingefangen. Hierauf hatte die Gräfin d'Héricourt daheim ihrem Erard-Flügel starrköpfig bewiesen, daß diese unerhört schwierige Klavierpartitur nicht von Liszt allein — wie



Knabenbildnis. Gemälde von Prof. Arthur Kampf.

ganz Paris glaubte —, sondern auch von ihr gespielt werden könne. Das arme Instrument winselte über die qualverlängernden Dissonanzauflösungen, kreischte vor den tollen Rhythmen zurück — da und dort verklirrte ein Ton, wie ein zerspringendes Glas. Aber sie gab nicht nach. Jetzt erst recht nicht! Es kam ihr nämlich vor, als ob sich die klägliche Heiserkeit der Saiten in widerspenstige Rauheit umwandle, das wehleidige Ächzen in zorniges Rasseln und Schnauben. Die Tasten schienen Zähne eines gereizten Untieres zu sein, die rachgierig nach den weißen Händen schnappten, weil sie ihnen so unbarmherzig Gewalt antaten. „Ach so!“ rief sie. „Du bist also eigentlich eine überschnappte Katze, die faucht und mit ihren ungeputzten gelben Zähnen herumbeißen will! Morgen werde ich Dir ein Zahnbürstel verehren, aber heute ...“ Und jetzt war das keine „Phantastische Symphonie“ mehr, sondern eine phantastische Raufszene mit einem wütend gewordenen Klavier, dem sie Vernunft beibringen wollte.

Plötzlich werden die beiden rauflustigen Arme wie in Schraubstöcken hart umklammert. Mit einem Aufschrei zusammenzuckend, sieht sie Herrn von Roquemont neben sich stehen. Sein Gesicht ist bleich, die Züge schmerzdurchwühlt, die Lippen zusammengepreßt. Wie ein im Wege stehendes Ding hebt er den Stuhl samt ihr vom Boden und stellt ihn weit abseits von dem Klavier nieder. An ihr vorübergehend, holt er aus dem Vorraum ihren Mantel und reicht ihr ihn zum Anlegen hin.

Sie hält den Kopf gesenkt und fragt verschüchtert: „Wollen Sie heute nicht an meinem Porträt weiterarbeiten?“

„Nein, Gräfin!“

„Schade! Gerade heute wäre eine neuartige, interessante Farbennuance anzubringen — da!“ Hierbei reckte sie ihm beide Arme hin mit den blauroten Malen, die ihnen seine Fäuste eingepreßt hatten. Der Schmerz hatte ihr das Wasser in die Augen getrieben, aber sie mühte sich tapfer, es nicht überrinnen zu lassen.

Er warf den Mantel über die Stuhllehne und sagte: „Nein, Gräfin, nicht heute ... ich weiß auch nicht, ob ich es ein andermal werde können.“ Und als sie erregt aufsprang, fuhr er fort: „Bitte, verweilen Sie noch einen Augenblick! Eine solche Absage fordert eine Erklärung. Dann mögen Sie auch entscheiden, ob mein rücksichtsloses Zugreifen von vorhin sich einigermaßen begreifen, wenn nicht rechtfertigen läßt ...“

„O, ich begreife es schon jetzt,“ unterbrach sie ihn mit einem mühsamen Versuch zu scherzen. „Ich bin eben, statt in ein Künstleratelier, in den Kral eines Menschenfressers geraten.“

„Sie haben recht, Gräfin. Und Sie haben auch ein Recht darauf, zu erfahren, was den Künstler mitten aus der Gesittung plötzlich zu einem Kannibalenhäuptling umgewandelt hat.“ Er ging zu dem Klavier und sprach, indem er mit dem Finger auf das Vorsatzbrett wies: „Hier die Jahreszahl ‚1749‘. Voran steht: ‚Gottfried Silbermann‘ — der Name eines berühmten deutschen Instrumentenbauers, von dem Friedrich der Große sieben Pianoforte in seinen Gemächern stehen hatte. Diesem Namen folgt: ‚me fecit‘ — er hat mich gemacht. Nicht: er hat es gemacht. Mich! Also ein Einzelwesen, das sich seines Ichs bewußt ist und über sich selber redet, als ob ...“

„So soll es reden, wenn es so redselig ist!“ rief sie. Zugleich kehrte sie sich mit einer jähen Wendung gegen das Klavier und sprach zu ihm: „Also laß hören, Du Heiligtum, weshalb man Dich nicht anrühren darf! Ist mir ohnedies lieber, Du redest statt Deines Herrn, den ich ... kurz, heraus mit der Sprache!“

Roquemont mußte nun doch wieder lächeln. Er fühlte, daß er sich bei der gerechten Abwehr für das Klavier durch seine Leidenschaftlichkeit ins Unrecht gesetzt hatte. Er nickte also voll Ergebung und begann: „Gottfried Silbermann me fecit 1749. Ein deutscher Meister hat mich gebaut. Eine deutsche Frau hat zuerst auf mir gespielt. Ein deutscher Künstler, Balthasar Denner, hat ihr und ihres Mannes Bildnisse gemalt, die sie nachträglich hier in die Innenseite meines Deckels einfügen ließ, als sie mich ihrem halbwüchsigen Töchterlein zum Geschenk machte. Nachdem

dieses zur Jungfrau aufgeblüht war, holte ein französischer Edelmann, Mathieu de Roquemont, der eine Gesandtschaft nach Preußen begleitet hatte, das deutsche Edelfräulein auf sein Schloß in der Vendée. Mich nahm sie mit. Dann folgten die Revolution, die Greuel der Guillotine, die Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes. Mathieu de Roquemont kämpfte als getreuer Königsmann in allen Aufständen der Vendée und der Bretagne. Dafür wurden seine Güter eingezogen, sein Schloß geplündert und niedergebrannt. Seine Gattin, rechtzeitig gewarnt, war unter dem Schutze königstreuer Vendéer Bauern davongezogen — mit einer Wiege, darin ihr eben geborenes Söhnlein lag —, mit dem bluteten Briefe ihres Mannes, der eben erschossen worden war, und — mit mir. Denn ich war für sie ein zweifach geheiligter Reliquienschrein: ich umschloß die Bilder ihrer Eltern, und in mir steckte der Liebeszauber, dem sie die Anbetung ihres heldenhaften Gatten zu verdanken hatte.

„Auch er war ein Freund der Musik, auch er spielte Klavier, aber auf dem in Frankreich üblichen Clavecin, dessen Saiten von Federkielen immer gleich stark angerissen und zu einem kurz abgestoßenen Tönen gebracht wurden. Da vernahm er zum erstenmal das in Deutschland übliche Klavier, ein Clavichord — mich. Entzückt lauschte er meinen sammetweichen Tönen mit ihrem Fortklingen, Anschwellen, Verhauchen, darin sich die Seele aussang, mit meinem Beben unter dem wiegenden Finger, das auch dem heutigen vollkommensten Pianoforte mangelt, und in dem das Herz zitterte und zagte. Sein Kielflügel hatte bloß hart umrissene Zeichnungen entworfen, und jetzt sah er zu, wie die weißen Hände des deutschen Edelfräuleins auf dem Clavichord malten, wie sie die Farben neben- und übereinander setzten, in Licht oder Schatten tauchten. So ist ihm durch mich die Liebe ins Herz geschlichen. So hat dann die Gattin in den Pausen der blutigen Vendéekämpfe ihm auf mir Ruhe und Frieden in die durchstürmte Seele gespielt . . .

„Die Güter blieben verfallen. Mit dem Wenigen, was sie noch besaß, hat sie — nach dem Willen ihres Gatten — den Sohn zu einem königstreuen Franzosen erzogen. Seinetwegen hat sie sich keine Freude gegönnt, seinetwegen jegliche Entbehrung auferlegt. Sogar die Zeit, die sie mir widmete, hätte sie sich abgekargt, wenn sie für sich selbst hätte spielen sollen. Sie spielte bloß für den Knaben. Er lauschte so gerne, wenn sie von ihrer deutschen Heimat erzählte und ihm dann deren Meister vorspielte, mit Vorliebe das gottbegnadete Musikergeschlecht Bach, am liebsten den gemütvoll ansprechenden Emanuel Bach. Er saß neben ihr, die Augen unbeweglich auf die Porträts der Großeltern von Denner gerichtet. Oder es kam das ältere französische Musikergeschlecht der Couperin an die Reihe, vor allem Couperin le Grand, den des Knaben Vater noch von seiner Großmutter hatte spielen hören, und neben ihm die beiden anderen Kammerklavierkünstler Ludwigs XIV., Champion und d'Anglebert. Sie erklärte ihm, daß diese Meister der Tonmalerei in ihren zierlichen Charakterstücken Bilder zu schaffen suchten, wie dergleichen Watteau in Farben gemalt hatte. Dies hatte zur Folge, daß der Knabe keine Ruhe fand noch gab, bis sie ihn in Kunstsammlungen führte, wo Bilder von Watteau zu sehen waren.

Besonders eines dieser Gemälde erregte dermaßen seine Aufmerksamkeit, daß er immer wieder zu ihm zurückverlangte. Eigentlich galt diese Vorliebe bloß einer einzigen schönen, zierlichen Dame des Gartenbildes. Sie hatte ein weites Seidenkleid von Erdbeerfarbe an, das Überkleid war von einem resedagrünen Band zusammengehalten, die blonden Locken von resedagrünen Schleifen; die Unterarme blinkten blendend weiß aus einem Gewoge blaßgelber Spitzen hervor. Mit der Zeit wuchs sich diese Bevorzugung der ‚erdbeerroten Dame' zu einer förmlichen Leidenschaft heraus, welche die Mutter fast eifersüchtig machte. Verwunderlich war, daß er selbst weder Begabung noch Lust zum Klavierspiel zeigte, obzwar er nie satt wurde, ihm zuzuhören. Zumal ein Klavierstück, ‚Die gackernde Henne' von Rameau, besaß die Zauberwirkung,

den unartigen, unbändigen, trotzigen Schlingel — alles das war er leider — zu einem braven Burscherl umzustimmen, ihn aus mürrischer Verdrossenheit zur Ausgelassenheit zu bringen. Meine Tasten hätten das Zauberstück schon ganz von selber abhaspeln können: so oft hat sie es dem nichtsnutzigen Rangen vorspielen müssen. Arme Mutter und arme Gackerhenne! Er selbst rührte ungeheißen keine Taste an. Nötigte man ihn zum Spielen, so erging er sich trotz aller Unterweisung und Himmelsgeduld der Mutter in den grauenhaftesten Mißgriffen. Es schauert mir noch heute durch die Saiten, wenn ich daran zurückdenke, wie er mit ungefügen Fingern in der Weise eines Ziegenböckleins auf mir herumhopste.

„Hingegen zeigte er sich darauf erpicht, es dem Balthasar Denner und dem Watteau gleichzutun. Stundenlang konnte er vor meinem offenstehenden Deckel sitzen und auf seinem Papierblatt Stricheleien verüben, welche Kopien der zwei Porträts vorstellen sollten. Wurde der Deckel geschlossen, so kopierte er aus dem Gedächtnis Gartenszenen von Watteau. Das Mutterauge sah in solchen Kritzeleien etwas, was andere nicht gesehen hätten. Sie kaufte ihm Farben und Pinsel, worauf er dem Balthasar Denner und dem Watteau ihre Farbenkünste absah. Das Mutterauge holte auch aus solchen bunten Klecksereien noch etwas hervor, was ihr wert genug erschien, um tüchtige Lehrer und späterhin hervorragende Meister mit dem Gelde zu bezahlen, das sie sich selber absparte. Die Mutter hat es noch erlebt, daß er ihr Porträt malte und es den zwei Bildnissen des Deckels anfügen ließ. Sie ist noch hier, in diesem Atelier, vor mir gesessen und hat auf mir Bach und Couperin gespielt, oder — wenn ihr großer Sohn ein Leid hatte — ‚Die gackernde Henne‘ von Rameau. Und wie hat sie gespielt! So, daß ich, ihr Clavichord, nichts mehr war als sie selbst, und daß auch ihr Sohn nur noch eins war mit uns beiden, weil alle seine Nerven zu mittönenden Saiten wurden . . .

„Dann sind wir alle drei auf einmal verstummt. Sie ist nicht mehr hierher gekommen, auf mir zu spielen, diese unvergleichliche Edelgestalt der Menschheit, diese unsäglich gute Mutter. Aber tot ist sie nicht, solange ich nicht tot bin. Umschließe ich doch ihr ganzes Dasein, ihre liebliche Kindheit, ihren holden Brautfrühling, die Wonnen der Frau, die Tränen der Witwe, die Seligkeit und die Bangigkeit der Mutter. In meinen Holzfasern klingen die unzähligen Töne ihres lebenslangen Spieles weiter, in meinen Saiten bebt noch ihr freudiges und ihr trauriges Herz. Meine Tasten spüren noch den Druck der zarten Finger, über mein Pult gleitet der vergißmeinnichtblaue Schimmer ihrer Augen, vor mir sitzt die feine, hohe Gestalt mit den langen, blonden Locken, mit den schlicht gescheitelten grauen Haaren, mit den kleinen schneeweißen Löckchen. In mir verlängert sie ihr Dasein: sie lebt, solange ich lebe.“ —

Er schwieg. Eine Weile war es ganz stille. Lautlos erhob sich die Gräfin, ging auf den Fußspitzen sachte zu dem Klavier, fuhr liebkosend mit der Hand über seine Kante und flüsterte leise: „Verzeih!“ Dann nahm sie das Bukett von der Brust, mit dem sie gemalt sein wollte, reichte es Roquemont und sagte, indem ihr die Augen überquollen: „Für das Grab der Mutter!“

Da ertönte hinter ihr ein boshaftes Kichern. Der Marquis de Trevisy stand auf der Türschwelle.

Sie nickte ihm kurz zu und sagte erklärend, indem sie sich zu Roquemont wandte: „Ich habe den Marquis ersucht, mich zur Besichtigung einer verkäuflichen Garnitur von Barockmöbeln abzuholen, da er ein besonderer Kenner von dergleichen ist.“

Aber der Marquis, der alle Fassung verloren hatte, sprang vor Wut aus seiner peinlichen Korrektheit heraus und rief hämisch: „Und statt dessen finde ich Ophelia, ganz wie damals Miß Smithson in der rührseligen Szene: ‚Da ist ein Sträußchen Rosmarin, es ist zum Andenken! Bitte Dich, Liebchen, denk' an mich! Und da ist ein Vergißmeinnicht, zur Erinnerung!‘“

Empört kehrte sie sich um.

„Gestatten Sie, Gräfin!“ sprach Roquemont, dicht vor sie hintretend. Seine

Augen waren auf einmal tiefschwarz. Der blaue Irisrahmen war ganz verschwunden neben der überwältigend geweiteten Pupille mit ihrer funkelnden Schwärze. Das war nicht mehr der Sohn der deutschen Edeldame, sondern der Sprößling des kriegerischen Königsstreiters aus der Vendée, in dessen Gegenwart und in dessen Heim ein Verwegener sich erfrecht hatte, eine Dame zu beleidigen. Er bot ihr den Arm und an dem Marquis achtlos, ohne ein Wort, ohne einen Blick vorbeischreitend, geleitete er sie hinaus zu ihrem Wagen.

Bei der Heimfahrt ballte sie die kleinen Fäuste, während sie an den Marquis dachte, und faltete die Finger krampfhaft wie zu einem angstvollen Gebete, während sie an Roquemont dachte, an sein nordisches weiches Gemüt und seine südliche aufwallende Glut, an seine blauen Augen und schwarzen Haare, an dies Doppelwesen, das sie erst jetzt verstand.

Zwei Tage danach verbreitete sich das Gerücht von einem Duell zwischen dem Marquis de Trevisy und dem berühmten Maler Pierre de Roquemont. Die Veranlassung hatte, wie die Sekundanten erzählten, der lächerliche Streit gegeben, ob Miß Smithson als Ophelia oder als Julia besser spiele. Beide Kämpfer waren verwundet, Herr von Roquemont sehr schwer durch einen Degenstich in die Brust. Die Überführung nach Paris wäre der sichere Tod gewesen. Man trug ihn in das nächstgelegene Haus. Es gehörte dem Arzt des Weilers, in dessen Waldlichtung der Zweikampf stattgefunden hatte. Doktor Hénault war ein alter Mann mit den Erfahrungen einer vierzigjährigen Tätigkeit, seine Frau eine bejahrte Dame, ganz Herz und Gemüt und im Besitz von zwei wunderbar geschickten, wohlgeschulten Samariterhänden. Das freundliche Gastzimmer, darin man den Verwundeten untergebracht hatte, lag nach der stillen Gartenseite, ringsumher war Ruhe, Landluft und Sonnenschein. Von alledem sah, hörte und wußte der fiebernde Kranke nichts. Auch von den zahlreichen Besuchen und Nachfragen nicht — nicht einmal von dem täglich heranrollenden Wagen, aus dem eine junge, zierliche, blonde Dame mit einem wunderschönen, aber verängstigt blassen Gesicht hastvoll herabsprang und mit dem Doktor redete, um dann zögernd, wie todmüde, wieder in den Wagen zu steigen.

Vorgelassen wurde niemand. Die Auskunft, die allen zuteil wurde, ließ wenig Hoffnung übrig. Feinhörige — wie die schöne junge Frau — merkten, daß selbst dies Wenige mehr von der Gutherzigkeit als von der Überzeugung des Doktors und seiner Frau eingeräumt wurde. Aber allmählich begann die Überzeugung sich fester zu wurzeln, Mienen und Ton der beiden Alten hellten sich auf. Jedoch Einlaß in die Gartenstube bekam noch immer niemand: der Kranke durfte nicht aufgeregt werden, er sollte vor allem kein Wort sprechen. Sogar der Garten blieb für jedermann verschlossen, solange er darin verweilte. Bloß der junge Frühling durfte sich von allen Seiten zu seinem Rollstuhl herandrängen. Denn er redete zu ihm nicht in Worten, sondern in Düften und Farben, in Himmelsbläue und Sonnengold, in leisem Lufthauch und Vogelsang. Und er erwartete auch keine Antwort in Worten, sondern bloß einen dankbaren Blick. Doch selbst diese stumme Erwiderung ward ihm nicht zuteil. Der bleiche Mann, der da vom Tode auferstanden war, blieb völlig teilnahmslos bei der Auferstehung der Natur. Eine unüberwindliche Schwermut wuchtete auf ihm, der gegenüber jeglicher Anreiz zur Aufheiterung versagte.

„Er hat das Lachen verlernt!“ klagte Frau Hénault kummervoll.

„Ach was, das Lachen!“ entgegnete der Doktor. „Ich wäre froh, wenn man ihm auch nur das fadenscheinige Gespenst eines Lächelns entlocken könnte. Der ungeheuere Blutverlust, das Fieber . . .“

„Und irgendein ungeheuerer Wurm, der ihm am Herzen nagt!“ ergänzte Frau Hénault nachdenklich.

„Kurz, so geht das nicht vorwärts,“ fuhr der Doktor fort. „Er braucht eine andere Umgebung als uns zwei langweiligen Alten! Anregungen aus seiner geliebten Kunstsphäre, braucht er, Antriebe aus dem gewohnten Großstadtwirbel. Gleichwohl darf er mir in seinem Zustand aus der frischen Landluft noch nicht nach dem

stickigen Paris zurück. Dafür dürfen die Pariser zu ihm. Wir lassen sie als muntere Meute gegen seine Apathie los."

Seither kamen Freunde, Bekannte, Kunstgenossen, brachten die Neuigkeiten von heute und von gestern, warfen Kunstfragen auf und erhitzten sich. Man saß dabei im Garten, man ging, ritt, fuhr oder ruderte in der Umgebung herum. Roquemont ließ den Wortschwall gleichgültig an sich vorbeirauschen, zuweilen schien er ihn nicht einmal zu vernehmen.

Frau Hénault, die zäh auf ihrer Diagnose von dem ungeheueren Herzenswurm beharrte, heckte unermüdlich neue Pläne aus, ihm das Nagen zu verleiden. „Herr von Roquemont," sagte sie eines Tages, „Sie sind da neulich geduldig im Salon sitzen geblieben, während ich Klavier klimperte. Vielleicht möchte es Ihnen Spaß machen, wenn wir einmal einen Musikabend arrangieren würden — etwa übermorgen, ist es Ihnen so recht?"

Er dankte und sagte gleichmütig ja, wie er es bei jedem Vorschlag tat. Als er an dem festgesetzten Tage von einem Wagenausflug mit dem Doktor heimkam, schien der „ordentliche Musikabend" schon begonnen zu haben. Aus dem Salon quoll der Ton eines Klaviers in den Hausflur. Er schlich auf den Fußspitzen hinein und ließ sich, um keine Störung zu verursachen, in einem Fauteuil neben der Tür nieder. Die Klavierspielerin saß mit dem Rücken gegen ihn. Es war nicht Frau Hénault, sondern eine Dame in einer veralteten Tracht. Auch das Instrument war nicht der große Pleyel-Flügel des Salons, sondern ein Tafelklavier, dem Tone nach ein altes Clavichord, seinem eigenen an Größe nachstehend, jedoch kostbarer ausgestattet. Das Ganze ließ sich wie ein entzückender Ausschnitt aus einem Watteaubilde an. Roquemont, dessen Augen sich jetzt schon an das Helldunkel des Salons gewöhnt haben, kennt diese Klavierspielerin. Es ist die „erdbeerrote Dame" aus seiner Kinderzeit. Der sanfte Kerzenschein lockt aus dem erdbeerroten Seidenkleid Glanzlichter hervor, verkriecht sich in dessen langen, breitgebauschten Falten, spielt durch das blaßgelbe Spitzengewoge des Ärmels mit goldenen Fingern hin. Die Falbeln des Überkleides, das resedagrüne Band, von dem es zusammengefaßt wird, die resedagrüne Schleife im Blondhaare schimmern in luftig hingehauchten Farben. Der schüchterne Lichtstrahl kann sich nicht trennen von dem weißschimmernden Nackenausschnitt, er streichelt die rosige Wange, da gerade ein Streiflein von ihr bei einer Wendung der Spielerin sichtbar wird, er kost mit dem rosigen Ohrläppchen, er huscht über den rosigen Nagel des kleinen Fingers, unter dem eben ein tiefer Baßton grollt.

Sie hatte bei seinem Eintritt Emanuel Bach gespielt und phantasierte dann, ohne abzusetzen, jeweilig mit einem charakterisierenden Zwischenspiel zu den drei Kammerklavierkünstlern Ludwigs XIV. hinüber, zu D'Anglebert, Champion, François Couperin. Davon kam es, daß der Bildausschnitt mit der „erdbeerroten Dame", den Roquemont mit seinen leiblichen Augen anstarrte, vor seiner anschaulich gestaltenden Künstlerphantasie in ein großes figurenreiches Gemälde hineinwuchs. Und dieses ging — nach Art der Wandelpanoramen — fortlaufend mit der Tonmalerei, allmählich in andere, in eine ganze Galerie von Watteaubildern über. Quellen rauschen, Gitarren und Sackpfeifen ertönen, die Schatten hochstämmiger Bäume breiten sich über Marmorbänke und Marmorterrassen, über durchblümten Rasen, über Männer, die kühn flüstern, über Frauen, die zitternd lachen. Wie sich bei der Allemande, Gavotte, Bourrée, welche die „erdbeerrote Dame" jetzt nacheinander ertönen läßt, die Paare wiegen und neigen, zierlich aufhüpfen und sich wenden, wie sie tanzend einherschweben mit der Anmut der Woge! Die Seide knistert, die Rosengewinde duften, die Spitzenfächer säuseln, die Augen flehen, versprechen, schwören. Und wie die Künstlerhände auf dem Klavier dort es Roquemont erleichtern, alle diese Bilder nachzumalen! Wie die Töne sacht anschwellen, sich in die Luft schwingen, leise zu beben beginnen, träumerisch hinschmelzen, schwermütig veratmen! Das sind die alten Tanzarien, die einst seine Mutter gespielt hat. Das sind die zärtlichen Bergeries und Musettes, in denen sie das

Klavier singen, lachen und weinen gemacht, deren Zierlichkeit sie zu holder Anmut erhöht hat. Das ist derselbe Zauber ihres Spieles, das traumartig in eine versunkene Zeit untertauchte und den Hörer mit sich hinabzog —

Roquemont hatte anfangs den Salon, ohne zu stören, nicht durchschreiten können, um der Künstlerin seine Bewunderung auszudrücken. Jetzt hätte er es auch nicht mehr wollen, um seine Erschütterung und Rührung nicht zur Schau zu stellen.

Auf einmal begann das Klavier nach einer zierlich trippelnden Einleitung laut zu gackern:



Von der Türe her vernahm man ein dumpfes Lachen, das sich irgendwo aus einem tiefen Kellergewölbe nicht recht heraufwagt. Aber Rameaus Henne gakkerte unbeirrt weiter, gluckte und scharrte und trippelte nach Herzenslust. Währenddessen stieg bei der Türe das Lachen behutsam die steile Kellertreppe empor, ward herzhafter, lauter, heller, bis es in ungebändigtem Hervorsprudeln den Mann selber aufstürmte. Die beiden Arme der Klavierkünstlerin wurden plötzlich mit erschreckender Gewalt gepackt, wie in Schraubstöcken hart umklammert, und leidenschaftlich abgeküßt.

„Gott sei Dank! Wieder ganz der Kannibalenhäuptling!" sagte die „erdbeerrote Dame" mit einem Lachen, das zitterte, und mit einer Rührung, die sie unter scherzhaften Worten zu verschleiern suchte. „Aber bitte, die Arme nicht vollends zerquetschen und auffressen! Wenigstens nicht, bevor ich die Gackerhenne zu Ende gespielt habe! Man spielt sie ja gerne, um verstimmten Kindern ein Lächeln abzugewinnen — ja, man spielt sie ihnen sogar dann noch gerne, wenn sie durch einen wilden Streich denen viel Leid und Kummer bereiten, die sie lieb haben."

Doktor Hénault und seine Frau schlichen hinaus und drückten einander die Hände. Der Doktor flüsterte freudig: „Er hat gelacht!"

Roquemont starrte mit wortloser Entzückung in das verklärte Gesichtchen der „erdbeerroten Dame" Anne d'Héricourt. Sie aber, um ihr Herzklopfen zu übertönen, begann abermals:



Aber waren die blauen Druckmale an den Armen daran schuld, oder die blauen Augen, die sie anstarrten, sie griff mehrmals daneben. Als sie geendet hatte, bot sie ihm beide Hände hin und sprach: „Da! Jetzt können Sie mich nach Kannibalenbrauch auffressen."

Er kniete vor sie hin, legte den Kopf auf ihre Knie und sagte: „Und wer wird mir dann die gackernde Henne spielen?"

„Sie können mich ja langsam verspeisen . . . ganz langsam . . . so daß Sie bis an Ihr Lebensende mit dem Proviant auskommen . . . die Hände zu allerletzt —"

„Zu allererst also den Mund . . ."

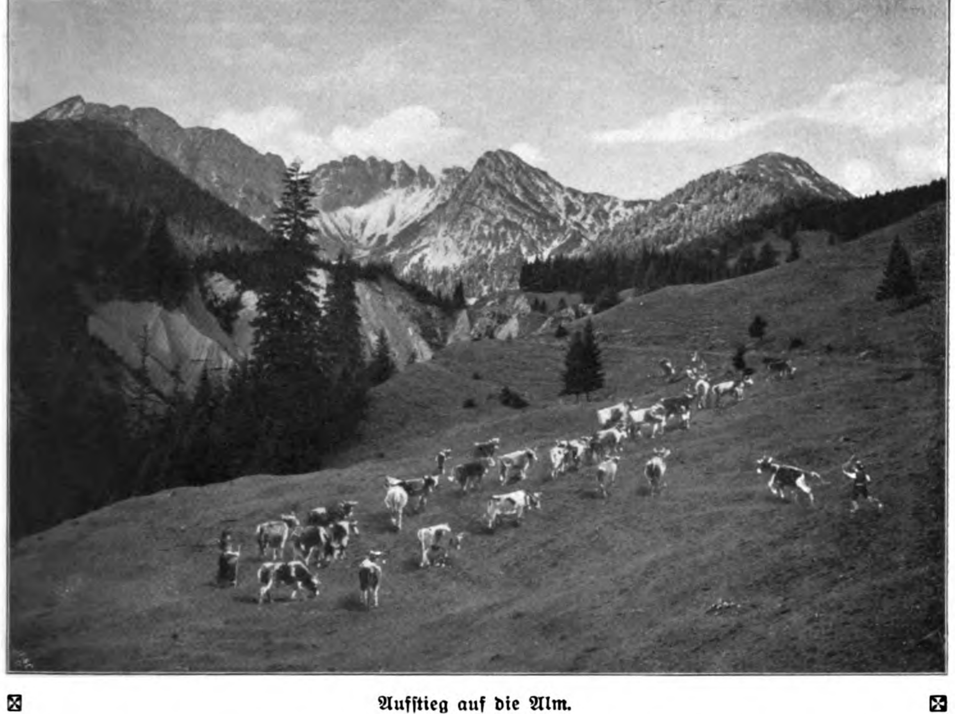
„Da, Du Menschenfresser!" sagte sie und bot ihm die feuernelkenroten Lippen hin.

An —

In diesen trüben Maientagen
Ward meine Seele müd und matt,
Und muß doch noch das Leben tragen,
Bis sie sich Dich gewonnen hat.

Vielleicht mit Dir, in neuen Lenzen,
Nimmt meine Seele neuen Flug,
Und hoch und höher, ohne Grenzen,
Trägt Liebe, die so Leiden trug.

(Aus dem Nachlaß von Wilhelm Holzamer.)



Aufstieg auf die Alm. 

Auf der Alm! Skizze von Anton Frhrn. v. Perfall.

mmer neue Badeorte, Sommerfrischen entstehen, um die ruhebedürftigen Großstädter aufzunehmen, aber in kurzer Zeit erfaßt auch sie der uneindämmbare Schwall, und das arme, abgehetzte Menschentier muß von neuem sein Bündel schnüren, den Frieden zu suchen. Mit dem Strande ist's bald zu Ende, bald wird die Kette der Mode und der Spekulation keine Lücke mehr zeigen.

Mit dem Gebirg steht's anders. Unüberwindliche Hindernisse türmen sich da entgegen, der Fels ist trutziger als der Sand. Hier finden sich noch immer stille Winkel, — als ultima Thule die Alm mit ihrem nie veraltenden bukolischen Reiz.

Die „Alm" — selbst der Norddeutsche spricht längst nicht mehr „Alpe" — nein, die Alm, tausendmal besungen, auf den Brettern agiert, im Roman behandelt, die Heimat eines biederen, kindlich naiven Geschlechts, voll der Romantik, und last not least ein Ort, an dem all die harte Moral der Täler aufgehoben ist. „Auf der Alm gibt's kein' Sünd'!" Ein ausgemachtes, heimliches Liebesnest, also in dem Dirndl und Buab'n, frei von jeder Konvention und Sitte des Tales, sich frei ausleben können, wie es im Tone der Modernen heißt, und damit ein Ideal für den nur heimlich, in Angstgebärden genießenden Städter.

Und Kunst und Wort tun alles, um dieses Ideal bis zur lächerlichen Verzerrung zu erhöhen.

Als Priesterin dieses Liebeskultus ist die Almerin auf den meisten Bildern stets à quatre épingles gekleidet: schwarzes Mieder, schlohweiße Hemdärmel, unter dem koketten Röckerl blitzen die schneeweißen Strümpfe und zierlichen Stieferl hervor, auf dem wohlfrisierten Haupt trägt sie das lustige Hütl mit Adlerflaum oder Spielhahnstoß, immer steckt ein Blumenstrauß im Mieder. So sitzt oder steht sie träumerisch vor der Hütte, betrachtet elegisch den Sonnenuntergang und wartet sehnsüchtig ihres Buben. Stall und Vieh, Arbeit, Müh und Dreck gibt es nicht für sie, auch ist sie immer musikalisch, spielt Zither und Gitarre und hat ein glocken-

reines Stimmerl, das weithin tönt über die Almpracht.

Kommt aber des Abends der heißersehnte Geliebte, von weitem schon juchzend und singend, heraufgestiegen, der bildsaubere Bua mit dem aufgedrehten Schnurrbart, in tadelloser, kurzer Wichs, da erwidert sie ihm mit holden Locktönen, wenn sie es nicht vorzieht, die Hand aufs Herz zu pressen und Tränen im Auge ihm innig zu danken für die Wonne und Freud'.



Sennerin bei grober Arbeit.

Er drückt sie liebestrunken an sich, küßt ihren verführerischen roten Mund, der nach Erdbeeren riecht. Sie legt ihr Köpferl an seine Brust und sieht ihn an: „O mei' liab'r, süaß'r Bua, was hab' i g'woant um Di', die ganze Woch'. Hast mi' a denn wirkli' liab? Sag's, und i sterb' vor laut'r Glück."

„Lis'l, red' nix vom Sterb'n," erwidert er schluchzend, „jetzt is ja all's guat, der liabe Vater hat nachgeb'n: Wennst a nix hast, liaber Toni, hat er g'sagt, als Dei' G'wand, Dei' treu's G'müt is mir liaber als Geld und Guat. Werd's glückli' mitanand, mei' Seg'n soll Euch net fehl'n."

„O das liabe, guate Vaterl, gel Toni, wir woll'n eahm den Austrag recht leicht mach'n — das versprichst mir."

„Meid', Lisl, all's versprech' i Dir, grad um a bißl Liab tät i Di' bitt'n."

„Toni!" Sie umfaßt ihn fester, daß die Miederschnüre sich lösen in der Leidenschaft, „Du bist mei' all's, bei unsern liab'n Wendelstoan schwör' i Dir's, daß i Dir treu sei' will mei' Leben lang."

Der Mond ist aufgegangen, noch einmal bleiben sie stehen und werfen einen Blick auf die glänzende Scheibe, in ihren Augen blitzen Tränen.

„Und im Lenz is d' Hochzeit!" flüstert er selig; schämig senkt sie die blauen Augensterne; da küßt er sie auf die kindliche Stirne und reißt sich gewaltsam los.

„Leb' wohl, Lisl! I fühl' mi' schwach werd'n — und i muaß mi' Deiner würdig zeig'n, hat d' Muatt'r g'sagt."



D' Wab'n auf der Schlagalm. Auf dem Herdfeuer ein Schmarrn.

„O Du grundbraver Bua, unser Herrgott schütz' Deine Weg'."

Der Bua entflieht rasch der Versuchung, die Lisl sinkt mit einem leisen Seufzer auf die Bank, von Mondlicht überflutet. — —

So las man es früher in unzähligen Erzählungen. In der Schrift ist seit dreißig Jahren eine starke Wandlung eingetreten. Selbst der opti-

mistischste Dorfdichter wird heute so etwas nicht mehr wagen.

Nur die Malerei kann seltsamerweise von dieser verlogenen Süße und entstellten Wahrheit nicht loskommen. Die Gründe dürften wohl darin liegen, daß sich gerade dem Almleben, das doch so unendlich viel reizvolle Motive bietet, nur äußerst selten ein wirklicher Künstler widmet, während anderseits der Kitschmaler ganz genau weiß, daß er für seine Weise immer gläubige Abnehmer findet, die ihren Blick stets nur auf das Gegenständliche richten, das noch dazu nicht aufdringlich genug in der Wirkung sein kann.

Auch das bayrische Bauernstück bewegt sich im ewigen Gleichmaß in diesen alten ausgefahrenen Geleisen und beweist nur mit der Zähigkeit seiner Existenz immer von neuem, daß es dem Bedürfnis und dem Geschmack wenigstens des bergfremden Publikums nachkommt.

Man muß nur einmal in Berlin ein Kostümfest mitgenießen und die „Tiroler" und „Tirolerinnen" gesehen haben, die dort ob ihrer Echtheit bewundert werden, von Leuten, die doch selbst alle Jahre die bayerischen Berge besuchen, dann gibt man jede Hoffnung auf, daß die Menschheit „sehen" lernt.

Tritt man dann vor die harte Wirklichkeit, so erfolgt nicht selten eine bittere Enttäuschung, die da und dort zu den drolligsten Äußerungen führt, die ich selbst mit angehört.

„Aber sagen Sie mir nur, was machen Sie für eine große Sache aus Ihren Almen! Das singt und jodelt und plattelt (schuhplattelt) durch die ganze Welt, und wenn man dann sich glücklich hinaufjegattert, — nischt — aber jar nischt, als eine schmutzige Hütte, freundlich von Jauche umjeben, und darinnen eine noch schmutzigere ruppige Person, mit unappetitlichen Füßen und einer Hausknechtstimme — grob wie Bohnenstroh — vom Dearndl nich eine Spur! Das nennen wir bei uns zu Lande Vorspiegelungen falscher Tatsachen."



Sennhütte auf der Gindelalm bei Schliersee.

Sonderbar ist es dabei, daß sich gerade auf das Gebirge und seine Bewohner diese Verfälschungskunst geworfen, diese ekle Versüßelung. Der Norddeutsche wird es sich schwerlich bieten lassen, seine knorrigen Völker so verballhornisieren zu lassen. Er würde es gewiß nicht dulden, daß mit dem starken, trutzigen Mecklenburger, mit dem bodenechten Holsteiner, mit dem ernsten, wortkargen Märker, daß mit diesen scharfen, männlichen Cha-



Ständchen der Jäger vor der Almhütte.

rakteren solches Puppenspiel getrieben und damit jeder Zauber der Stammeseigentümlichkeit verwischt und verwaschen wird. Ich weiß auch kein Beispiel dafür, weder in der Erzählung, noch auf der Bühne.

Da sagte mir einmal jemand: Ohne ein bißchen Idealisieren geht es eben nicht, die Wirklichkeit dürfte doch den meisten Lesern oder Beschauern zu abstoßend sein und aufhören Kunstobjekt zu sein.

Wie grundfalsch. Es gibt kein anderes Ideal wie die Wahrheit. Die Wirklichkeit ist nie abstoßend, wenn sie künstlerisch wiedergegeben ist, und Kunstobjekt ist lediglich die Natur, an der nichts herumzubasteln ist. Künstler aber ist nur, wer die unbedingte Ehrfurcht vor der Natur sich zu bewahren weiß.

Dazu kommt noch, und das ist die Hauptsache, daß gerade unser Gebirgsvolk und speziell die Alm, mit ihren Leuten, dieser albernen Glättung und Verfälschung in das sogenannte Ideale — durchaus nicht nötig hat. Die volle Wahrheit über sie enthält noch genug des Poetischen, was ich am letzten leugne, der es jahrzehntelang ausgenossen, ja des allein Poetischen einer großen Natur, in der ungekünstelte, arbeitsharte, auf sich selbst gestellte Menschen sich geben wie sie sind, fernab von jedem Angelernten, Menschen, die allein hineinpassen in diese rauhe, kraftvolle Natur, die sie umgibt. Gerade in dieser Harmonie liegt die Poesie der Alm, während die Puppenköpfe einer Scheinkunst, erfüllt von der Sentimentalität der Welt, eine Disharmonie in sie hineinbringen. —

Also zur ungeschminkten Wahrheit, die auch die Pfütze nicht scheut und sich die Nase nicht zuhält vor jedem Geruch, der nicht zu den Parfüms gehört!

Die Almwirtschaft ist der wichtigste Faktor in der Wirtschaft des Gebirgsbauern, mit ihr steht und fällt er. Sein Stall wird vier Monate, vom Juni bis Anfang Oktober, entlastet, wodurch ihm ermöglicht ist, die Fütterung für den endlosen Winter zu ersparen; das Jungvieh gedeiht selbstverständlich viel besser in der Höhen- als in der Stalluft, sein Körper wird abgehärtet, die Knochen kräftiger durch die ständige Bewegung, die Alpengräser mit ihrem hohen Futter-

gehalt beschleunigen nicht nur das Wachstum, sondern haben für die ganze Ausbildung, Milchergiebigkeit und anderes den besten Einfluß. Die ganze Zucht des prächtigen Allgäuer, Simmentaler, Miesbacher Viehes und andrer Arten wäre gar nicht denkbar ohne die Almwirtschaft.

Daß solchem hohen wirtschaftlichen Wert vom Gebirgsbauern die größte Liebe und das größte Interesse entgegengebracht wird, ist klar.

Nun ist aber die nutzbringende Bewirtschaftung der Alm durchaus nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheint. Eine Fülle von Arbeitskraft ist dazu nötig, die nicht der nächste beste Knecht oder die nächstbeste Dirn zu leisten vermag.

So kam es auch, daß, früher wenigstens, der Bauer die tüchtigste unter seinen Töchtern, die bei ihm die Lehrzeit durchgemacht, auf die Alm sandte, in der ganz berechtigten Voraussetzung, daß ihr persönliches Interesse daran, als Glied der Familie, vielleicht einstigen Erbin, der gewitzigsten, tüchtigsten gemieteten Dirne vorzuziehen sei.

Jetzt ist es vielfach anders geworden, und zwar sind hauptsächlich die moralischen Bedenken maßgebend geworden. Die übergroße Freiheit und Ungebundenheit führt denn doch zu Gefahren für ein junges Geschöpf, die dem Bauern, trotz seiner vernünftigen freien Ansichten in diesem Punkt, Bedenken einflößen, und er zieht es jetzt fast durchgehends vor, älterere Leute, erfahrene Dirnen oder Senner hinaufzuschicken.

Daß damit der Reiz der Alm, hauptsächlich für den Fremden, bedeutend abgenommen, ist nicht zu leugnen. Die Gebirgslyrik hat darunter zweifelsohne wieder einmal schwer zu leiden.

So nach Pfingsten wird „aufgetrieben“. Ein großer Tag im Bauernhaus, voll Angst und Besorgnis, aber auch voll Stolz und Freude über „der Rinder breit gestirnte Schar“.

Voraus schreitet die Almerin, im Sonntagsgewand, dem roten Flanellrock, der nur etwas über das Knie reicht, die weißen Strümpfe freiläßt und das möglichst zierlich ausgenähte Schuhwerk. Der blau- und rotkarierte Spenzer sitzt



Besuch bei der Resl auf der Alm.

drall zum Platzen und läßt die kräftigen Arme frei. Da sieht man noch prächtige Gestalten. Stämmiger Wuchs, rescher Gang und nicht selten ein Köpferl darauf, mit einem ganz madonnenhaften Zug, braunen Rehaugen und Vornehmheit der Züge, daß keine Prinzessin unfrieden damit wäre; ein andermal wieder wahre Mannsgesichter, arbeitshart, wettergebräunt, aber fast immer voll Frische und Lebenslust, heute nun ganz besonders, wo es durch die Dorfschaften geht, wo vor jedem Wirtshaus ein Standerl gemacht wird, wobei es an Courschneiderei nicht fehlt, ein letzter Flirt auf lange, lange Zeit.

Gewöhnlich macht ein Almbub den Adjutanten, der an der Flanke der Herde auf und ab saust, das Seitwärtsgrasen möglichst zu verhindern; beginnt dann der Bergwald, geht aber die Mühe schon los. Eine Heidenarbeit ist's, den Zug zusammenzuhalten, vorwärtszubringen, und aus dem Madonnenmund tönen die derbsten Laute: „Gehst aussa, Du Schlamp'n schlechter!" Klatschend fällt der Stecken auf den Kuhrücken. „Hu — ho — ho — Das Luad'r schau' an, das g'schlegki — ja sakra, seid's denn ganz narret. Hansl, i reiß' Dir d' Ohr'n aus, bald ma auf's ‚Kranzl' (Namen der Kuh) net bess'r aufpaßt, Lausbua dalketer. Hussa! ho — ho —"

Der ganze Bergwald tönt davon. Da kommt gar leicht der Abend oder gar die Nacht darüber. Die Hütte bietet schlechten Willkomm, eisige Winterkälte herrscht noch in dem Raum, der Wind fegt die kalte Asche vom Herd. Nebel sinkt in den Kessel, ratlos, fremd, schnaubend und scharrend drängt sich die Herde zusammen.

Das erste Feuer, dessen Schein die schwarzen Wände umgaukelt, gibt neue Zuversicht.

Ist die Almerin Novizin in ihrem Amt, oder zieht sie zum erstenmal auf diese Alm, so bedrückt sie wohl das große Schweigen. Da ist das beste Mittel, ein Juchschroa, in den Nebel hinabgesendet, und fest zugegriffen, bis einigermaßen Ordnung geschaffen ist.

Den andern Morgen beginnt das harte Tagwerk. Wo anfangen! Das Kühvieh, der Weide noch ungewohnt, umdrängt sie brüllend, die Melkkühe wollen ihrer Last entledigt sein, zugleich soll der Trank gerichtet, für den eigenen leeren Magen gesorgt werden.

Ist das alles für das erstemal nur provisorisch geschehen, geht es mit dem Geißbuben hinaus in den triefenden Nebel, die Herde auf der Weide einzuführen.

Erst sucht das Vieh instinktiv aus freien Stücken den rechten Futterplatz, aber dabei darf es in der Folge nicht bleiben. Jeder Platz hat seinen Zweck, seine Bedingungen. Auf der Schattenseite steht das Gras noch kurz, kaum mit dem Äser zu erfassen, während auf der Sonnenseite schon reiches Wachstum sich zeigt. Hier wächst saueres dort süßes Gras, je nach feuchtem oder trockenem Untergrund. Hier bietet es im Anfang, dort erst später die beste Nahrung.



Das Fremdenbett auf der Ochsenalm.

Das Vieh in seinem Ernährungsdrang gibt darauf nicht Obacht. Die Alm würde völlig unökonomisch abge-



Blumen- und Gemüsegarten der Sennerin auf der Ochsenalm.

weidet und frühzeitig abgenutzt, wenn die Almerin nicht mit weiser Vorsicht ihre Anordnungen träfe.

Stundenlang springt sie mit nackten Füßen über das rauhe Gestein, über Steilen und Höhen, um dem störrigen Vieh den rechten Platz zu weisen, es vor Übertreten der Almgrenzen abzuhalten, ein verlorenes Stückl aufzusuchen. Das kostet Mühe und Fleiß und Schweiß in Sturm und Regen, Glühhitze oder Hundekälte, wenn die Schneiden frühmorgens weiß beschneit sind.

Kommt sie dann heim, heißt's den Stall reinigen, in der Kuchl Feuer machen, kehren, die Milch besorgen, buttern, und unzählige andere Dinge, — immer resolut zugreifen und für alles im kleinen Reich die Augen offen halten, dazu paßt kein Mieder und kein Rockerl und kein Schucherl. Ein zwilchener Kittl, die Röcke in die blaue, unförmige Hose gesteckt, Holzschuhe an den kotigen Füßen, die Haare kaum gezöpft, das ist Almbrauch!

Gewiß wird zuweilen ein Liedel gesungen, ein Juchzer hinausgeschickt zur offenen Tür einer Kollegin zu, auf der andern Bergseite, das hält frisch und erleichtert die Arbeit. Mehr leid's aber in der Woch' wenigstens nicht fürs G'müt, besonders wenn die Alm weit ab liegt und es nicht einmal einen abendlichen Plausch vertragt in der Nachbarhütte.

Ihre Gedanken stehen ihr aber auch gar nicht danach, so summt ihr der Kopf voll Wirtschaftssorgen. Almbesucher sind da oft gar nicht erwünscht mit ihren neugierigen Fragen und ihrem vielen Begehren, sie halten nur die Arbeit auf. Da ist's kein Wunder, wenn oft harte Worte fallen, die Mienen nicht sehr freundlich sind.

Und was sie alles hören muß! Natürlich sie ist ja das erwartete Unterhaltungsobjekt und wird schon möglichst jovial, oft in einem ihr völlig fremden Sprachidiom angesprochen.

„Grüß' Dich Gott, Diandl!“ kommt ihr der sächsische Jüngling schon mit ausgebreiteten Armen entgegen und kneift ihr die Backen. Ein kräftiger Schlag mit der Hand wehrt ihm: „Geh' ma do' weit'r, Du Dapp!“

Dann „sie“ in Loden und Jägerhut, in Schweiß gebadet, sich in der Kuchl umsehend. „Aber sagen Sie, Freilein, 's is aber gar nich schene bei Ihne, gar keene Aussicht, das drikt ja aufs Gemit.“

Und „er“: „Aber laß' se doch, Eugenie. Kann man ä Schälchen Heesen haben, Jungfrau?“ Er lacht grinsend: „Eine Tasse Kaffee, wenn Se nich deitsch verstehn. Wie heißt De denn, — nun red' doch — Ihr sollt doch so lustig sein, Ihr Almerinnen —“

„Wenn ma a so a dumm's G'schwätz anhör'n müass'n, san ma's g'wiß net. Hokt's Enk halt, der Kaffee wird scho komma!“

„Na, da hast Du se ja, Deine Alm!“ sagt er ärgerlich. „Wärst Du mit mir auf de Schneekoppe jegangen, hättste ene Aussicht und en freindlichen Wirt jesehen, wie's bei uns zu Hause enmal iblich ist.“

Die Abrechnung: dreißig Pfennig die



Die Sennbuben der Hirschalpe entdecken die ersten Fremden beim Aufstieg.

Tasse, Butter und Brot, erregt von neuem allgemeinen Unmut.

„Na so was! Da zahl' ich ja in Leipzig im scheensten Lokal nich mehr —"

Das sind aber noch harmlose Leute, viel schlimmer ist die Münchener Sonntagsjugend, die die Alm stürmt und im mißverstandenen Freiheitsgefühl sich über Sitte und Anstand erhaben fühlt. Die ganze Alm erscheint als ihr Eigentum, die Sennerin als die wehrlose Beute ihres Übermutes, wenn nicht schlimmerer Instinkte. Da braucht es schon einer energischen, kraftvollen Person, die nicht viel Federlesens macht, und die finden die Herrchen auch zur rechten Zeit. Ich habe es selbst zu meinem Staunen erlebt, wie eine Almerin, die nicht einmal zu den starken ihres Geschlechts gehörte, ohne meine Beihilfe — ich kam gerade am Schluß der Debatte — ein halb Dutzend solcher Burschen aus der Hütte wies, daß sie das Wiederkommen auf lange Zeit vergessen haben werden.

Auch die Jägersleut sind wohl keine guten und glauben ein gewisses Herrenrecht auf den Almen ihres Reviers zu haben, von dem Streunervolk gar nicht zu reden, das eine direkte Gefahr für die Almerin bietet.

So ist es kein Wunder, daß nur eine harte, ganz auf sich gestellte Natur dieses Amt richtig versehen kann und daß sowohl ihr Äußeres als ihr Inneres eine strenge Linie annimmt, und all der tändlerische Nimbus, mit der Dichter und Künstler sie umgeben, notwendig verschwinden muß.

Daß sie deshalb weicheren Regungen nicht unzugänglich ist, leugne ich gewiß nicht. Dazu ist der Samstag da, an dem ihr Herzallerliebster kommt, an dem es wohl keiner fehlt, ernst oder weniger ernst genommen.

Ihm entgegenjodeln tut sie nicht, noch weniger tut er es, sondern die Begegnung vollzieht sich ganz im stillen, wenn die Dämmerung schon eingetreten. Der Bursch kommt womöglich auf lautlosen Sohlen, Diskretion ist für ihn die Hauptsache, ohne sie winkt keinem der Preis.

Meistenteils, besonders wenn es sich um eine gute Bauerntochter handelt, wird die Sache ernst genommen, wobei es nicht fehlt, daß auch einmal ein Jäger oder ein besseres Knechtl etwas zu erwischen bekommt.

Sehr dramatisch spielt sich die Sache gewöhnlich nicht ab, ebensowenig mit so krankhafter Erotik, wie gewöhnlich an-

genommen. Ein Gespräch über Talneuigkeiten und Wirtschaftsangelegenheiten macht ganz harmlos die Einleitung, wobei die Anwesenheit des Geißbuben, der gewöhnlich gute Witterung hat, nicht im geringsten behindert, Flaschenbier und Kaffee ist das einzige Aphrodisiacum der Almerin.

Erst allmählich erwärmen sich die Gemüter, die Hand sucht die Hand, der Geißbub drückt sich. Die persönlichen Nöte, Hoffnungen oder Befürchtungen kommen an die Reihe. Der eine ist wohl stürmischer als der andere, aber im großen ganzen, bei aller starken Sinnlichkeit auf beiden Seiten, bleibt das letzte unausgesprochen. Unflätige Redensarten, zynische Witze liebt der Bergler nicht, wie der feinere Beobachter jederzeit bemerkt, der Bodenechte wenigstens, dem richtigen Bauernstand Angehörige. Daß sich mancher lockere Zeisig auf der Alm herumtreibt unter den Almerinnen, besonders soweit sie Dienstboten, manches arge Unkraut, will ich gewiß nicht leugnen. Den Grundton bildet derartiges Volk aber gewiß nicht.

„Maxl, jetzt geh, mach' Di' durch — net daß hoaßt —" meint sie nach ein paar Stunden.

„Aber geh, Reserl, bei dem Wett'r schickst mi' z' Haus? Grad a Platzl in der Heutenn' wirst ma do' gunna, bis D' aufstehst, bin i scho' lang davo'."

Strömender Regen, Sturm und Nebel sind ihm sehr günstig. — Das Reserl kann auch halt nicht so sein.

„No ja, weg'n mein'r, aber daß D' ma koane G'schicht'n machst, woaßt scho', sonst ruf' i den Buab'n — —"

„Wie werd' i denn, Reserl — koan Halmerl soll si' rühr'n. Guat Nacht, Reserl! Am nächst'n Samstag, gel?"

„Also brav sei', hörst!"

„Feit Dir nix, Reserl, i bin koan sellerner net."

Noch einige kleine Zärtlichkeiten, über die der Maxl nichts weniger als erhaben ist, und er zieht sich auf die Tenne zurück, das Reserl in ihre Kammer, nicht ohne den Zeigefinger in den Weihwasserkessel zu tauchen und sich zu bekreuzigen.

Die Nacht sinkt herab auf die Alm und verhüllt das Geheimnis, ob der Maxl auf der Tenne geblieben. Er ist kein Schwätzer und kein Renommist und besitzt in dieser Beziehung mehr Takt und Ehrgefühl als mancher Herrische.

Auch der Liebe auf der Alm fehlt nicht die Poesie, die ihr ja überall eigen, auch wenn sie diesen Namen nur im



☒ Sonntag-Nachmittag auf der Alm. ☒

realistischen Sinn verdient. Nie fast fehlt ihr der gesunde, natürliche Sinn, der selten in absolute Sittenlosigkeit, noch seltener in weichliche Sentimentalität verfällt.

Im großen und ganzen steht immer die Ehe im Hintergrunde almerischer Liebesabenteuer, und sie ist denn auch der endgültige Abschluß des eigentlichen Liebeslebens, an dessen Stelle eine kühle, aber vernünftige wirtschaftliche Lebensgemeinschaft tritt.

Wie zu der Liebe stellt sich die Almerin auch zu der sie umgebenden Natur. Sie denkt nicht daran, darüber zu philosophieren, ihrer Schönheit und Größe sich bewußt, zu bewundern oder gar sich darüber zu äußern. Und doch steckt in ihr ein kräftiges, unbewußtes Naturgefühl, das sich in einem wohligen Behagen, in einer wirklichen Liebe und Anhänglichkeit äußert, die sie dem kleinen grünen Fleck ihrer Wirksamkeit schenkt. — „D' Luft is halt so viel guat — und Dei' Fried' hast herob'n."

Die Sennerin mit dem Sennbuben von der Zwieselalm.

Mit dem letzteren ist es allerdings vorbei, wenn die Hütten, wie es oft vorkommt, ein ganzes Almendorf bilden. Dann fehlt es auch hier nicht an der Unrast des Tales, und der böse Geist der Zwietracht und des Neides ist dann auch hier bald heimisch und macht den Vorzug einer gewissen Geselligkeit und gegenseitigen Hilfleistung bald zuschanden. Das allgemein Menschliche macht sich eben überall gleichmäßig geltend.

Soviel steht fest, daß die Alm, wie sie wirklich ist, mit all ihrer scharfen Lebenshärte noch der Anmut und des keuschen Naturreizes genug enthält, um alle Bemäntelungen und Idealisierungen recht gut entbehren zu können.

Ebenso, wie es meine feste Überzeugung ist, daß man auf der Alm mit einem Vortrag der Iphigenie wenig Eindruck machen wird, daß eine Almerin nie von dem Zauber einer Mondnacht gesprochen und, in seinen Anblick versunken, über ewige Dinge nachgedacht hat, ebensowenig möchte ich behaupten, daß das kraftvolle Völkchen da oben, bar jeder zarten Empfindung, etwa auf dem Standpunkt des stumpfsinnigen Realismus steht, der in den Dörfern des Flachlandes so oft zu finden.

In medio veritas. — Der Bergler ist ein eigenes Kapitel in der Psychologie unseres bayerischen Volkes, und wie niemand leugnen kann, eines der reizvollsten für alle Freunde kräftiger Bodenständigkeit.

Laßt sie, wie sie sind, in voller Harmonie mit ihrer Umgebung, verwirrt sie nicht mit Fortschritten und Lebensanschauungen, die sie zu dem untauglich machen, zu dem sie geboren sind, und die nur Halbmenschen erzeugen.

Der gefahrvolle Lebensdilettantismus, der sich heutzutage überall breit macht, verführt leicht dazu. Gebt der Wahrheit die Ehre in Schrift und Bild und Wort.

„Laßt sie stahn!" gut lutherisch ausgedrückt, und unsere Berge und ihr Volk werden noch jahrhundertelang allen Wegmüden, allen Natursuchern ein Born der Erquickung und neuer Kraftsammlung bleiben.

Freunde. Erzählung von Hermann Hesse.


Der niedere Kneipsaal war voll Rauch, Biergeruch, Staub und Getöse. Ein paar Füchse fuchtelten mit Schlägern gegeneinander und hieben flüchtige Wirbel in den dicken Tabaksrauch, ein schwer Betrunkener saß auf dem Fußboden und lallte ein sinnloses Lied, einige ältere Semester knobelten am Ende der Tafel.

Hans Calwer winkte seinem Freunde Erwin Mühletal und ging zur Tür.

„He, schon fort?" rief einer der Spieler herüber.

Hans nickte nur und ging, Mühletal folgte. Sie stiegen die alte, steile Holzstiege hinab und verließen das schon still werdende Haus. Kalte Winternachtluft und blaues Sternenlicht empfing sie auf dem leeren, weiten Marktplatz. Aufatmend und den eben zugeknöpften Mantel wieder öffnend, schlug Hans den Weg nach seiner Wohnung ein. Der Freund folgte ein Stück weit schweigend, er pflegte Calwer fast jeden Abend nach Haus zu begleiten. Bei der zweiten Gasse aber blieb er stehen. „Ja," sagte er, „dann Gutnacht. Ich geh' ins Bett."

„Gutnacht," sagte Hans unfreundlich kurz und ging weiter. Doch kehrte er nach wenigen Schritten wieder um und rief den Freund an. „Erwin!"

„Ja?"

„Du, ich geh' noch mit Dir."

„Auch recht. Ich geh' aber ins Bett, ich schlafe schon halb."

Hans kehrte um und nahm Erwins Arm. Er führte ihn aber nicht nach Hause, sondern zum Fluß hinab, über die alte Brücke und in die lange Platanenallee, und Erwin ging ohne Widerspruch mit. „Also was ist los?" fragte er endlich. „Ich bin wirklich müde."

„So? Ich auch, aber anders."

„Na?"

„Kurz und gut, das war meine letzte Mittwochskneipe."

„Du bist verrückt."

„Nein, Du bist's, wenn Dir der Betrieb noch Spaß macht. Lieber brüllen, sich auf Kommando vollsaufen, idiotische Reden anhören und sich von zwanzig Simpeln angrinsen und auf die Schulter klopfen lassen, das mach' ich nimmer mit. Eingetreten bin ich seinerzeit, wie jeder, im Rausch. Aber heraus gehe ich vernünftig und aus guten Gründen. Und zwar gleich morgen."

„Ja aber —"

„Es ist beschlossen, und damit fertig. Du bist der einzige, der es schon vorher erfährt; Du bist auch der einzige, den es etwas angeht. Ich wollte Dich nicht um Rat bitten."

„Dann nicht. Also Du trittst aus. Ganz ohne Skandal geht es ja nicht."

„Vielleicht doch."

„Vielleicht. Nun, das ist Deine Sache. Es wundert mich ja eigentlich nicht besonders, geschimpft hast Du immer, und es geht ja auch bei uns soso zu. Nur, weißt Du, anderwärts ist es kein Haar besser. Oder willst Du in ein Korps, mit Deinem bißchen Wechsel?"

„Nein. Meinst Du, ich springe heut aus und morgen irgendwo anders wieder ein? Dann könnte ich ja gleich bleiben, nicht? Korps oder Burschenschaft oder Landsmannschaft, das ist eins wie das andere. Ich will mein eigener Herr sein und nimmer der Hanswurst von drei Dutzend Bundesbrüdern. Das ist alles."

„Ja, das ist alles. Ich müßte Dir ja eigentlich abraten, aber bei Dir gewöhnt man sich das ab. Wenn es Dir nach drei Wochen leid tut —"

„Du mußt wirklich Schlaf haben. Dann geh also in Dein Bett und verzeih, daß ich Deine kostbare Zeit mit solchen Dummheiten in Anspruch nahm. Gutnacht, ich geh' noch spazieren."

Erwin lief ihm erschrocken und etwas ärgerlich nach. „Es ist wahrhaftig schwer, mit Dir zu reden. Wenn ich doch nichts dazu sagen darf, warum teilst Du mir dann so was mit?"

„Ach, ich dachte, es würde Dich vielleicht interessieren."

„Herrgott, Hans, jetzt sei vernünftig! Was soll die Reizerei zwischen uns?"

„Du hast mich eben nicht verstanden."

„Auch schon wieder! Jetzt sei doch gescheit! Du sagst sechs Worte, und kaum geb' ich Antwort, so hab' ich Dich nicht verstanden! Jetzt sag' deutlich, was hast Du eigentlich gewollt?"

„Dir mitteilen, daß ich morgen aus der Verbindung austrete."

„Und weiter?"

„Das weitere ist wohl mehr Deine Sache."

Erwin begann zu begreifen.

„Ach so?" sagte er mit erzwungener Ruhe. „Du trittst morgen aus, nachdem Du Dir's lang genug überlegt hast, und nun meinst Du, ich soll Hals über Kopf nachrennen. Aber weißt Du, die sogenannte Tyrannei in der Verbindung drückt mich nicht so heftig, und es sind Leute dabei, die sind mir einstweilen gut genug. Die Freundschaft in Ehren, aber Dein Pudel mag ich doch nicht sein."

„Nun ja. Wie gesagt, es tut mir leid, daß ich Dich bemüht habe. Grüß Gott."

Er ging langsam davon, mit einem nervösen, künstlich leichten Schritt, den Erwin gut kannte. Er sah ihm nach, anfangs mit der Absicht, ihn zurückzurufen, von Augenblick zu Augenblick ward das aber schwerer. Da ging er fort!

„Geh nur! Geh nur!" grollte er halblaut und sah Hans nach, bis er im Dunkel und bläulichen Schneenachtlicht verschwunden war. Da kehrte er um und ging langsam die ganze Allee zurück, die Brückentreppe hinauf und seiner Wohnung zu. Schon tat ihm alles leid, und sein Herz schlug unbeirrt dem alten Freunde nach. Aber er dachte zugleich an die letzten Wochen, wie Hans immer schwerer zu befriedigen, immer stolzer und herrischer geworden war. Und jetzt wollte er ihn durch zwei Worte zu einem wichtigen Schritt bestimmen, wie er als Schulknabe ihn ohne weiteres und ungefragt zum Handlanger bei seinen Streichen angestellt hatte. Nein, das war doch zu viel. Er hatte recht, daß er Hans laufen ließ, es war vielleicht sein Heil. Ihm schien jetzt, während ihrer ganzen Freundschaft sei er immer der Geduldete, Mitgenommene, Untergebene gewesen; auch die Bundesbrüder hatten ihn oft genug damit aufgezogen.

Sein Schritt wurde schneller, ein unechtes Triumphgefühl trieb ihn an, er kam sich mutig und entschlossen vor. Schnell schloß er das Tor auf, stieg die Treppe hinauf und trat in sein Stübchen, wo er ohne Licht zu Bett ging. Zum Fenster sah der Stiftskirchenturm in einem blauen Sternenkranz hinein, im Ofen glomm müde eine verspätete Glut. Erwin konnte nicht schlafen.

Zornig suchte er eine Erinnerung um die andere hervor, die ihm in seine trotzige Stimmung paßte. Er stellte einen Anwalt in sich auf, der ihm recht geben und Hans verurteilen mußte, und der Anwalt hatte vielen Stoff gesammelt. Zuweilen war der Anwalt unfein in seinen Mitteln, er brachte sogar Spitznamen und Scheltworte ins Gefecht, die die Bundesbrüder gelegentlich auf Hans gemünzt hatten, und wiederholte die Argumente früherer empörter Stunden, deren Erwin sich nachher stets geschämt hatte. Er schämte sich auch jetzt ein wenig und fiel dem Anwalt gelegentlich ins Wort, wenn er gehässig wurde. Aber was hatte es schließlich für einen Sinn, jetzt noch Schonung zu üben und die Worte zu wägen? Bitter und grimmig schuf er das Bild seiner Freundschaft um, bis es nichts mehr darstellte als eine Vergewaltigung, die Hans sich an ihm hatte zuschulden kommen lassen.

Er wunderte sich über die Menge von Erinnerungen, die ihm zu Hilfe kamen. Da waren Tage, an denen er mit Sorgen und ernsten Gedanken zu Hans gekommen war, und der hatte ihn gar nicht ernst genommen, hatte ihm Wein vorgesetzt oder ihn auf einen Ball mitgeschleppt. Andere Male, wenn er recht vergnügt und voller genußsüchtiger Pläne war, hatte Hans mit einem Blick und ein paar Worten ihn dahin gebracht, daß er sich selber seiner Lustigkeit schämte. Einmal hatte Hans sogar geradezu beleidigend über das Mädchen gesprochen, in das Erwin damals verliebt war. Ja, und schließlich war es seinerzeit nur auf

Hansens Zureden und Hans zuliebe geschehen, als er in die Verbindung eintrat. Eigentlich hätte es ihm bei der Burschenschaft besser gefallen.

Erwin fand keine Ruhe. Er mußte immer mehr Verborgenes ans Licht ziehen, bis auf sagenhaft ferne, vergessene Abenteuer früher Schuljahre zurück. Immer und immer war er der Gutmütige, Geduldige, Dumme gewesen, und so oft es ein Zerwürfnis gegeben hatte, war immer er zuerst gekommen und hatte um Verzeihung gebeten oder Vergessen geheuchelt. Nun ja, er war eben einmal ein guter Kerl. Aber wozu das alles? Was war denn schließlich an diesem Hans Calwer, daß man ihm nachlaufen mußte? Ja, ein bißchen Witz und eine gewisse Sicherheit im Auftreten, das hatte er wohl, und er konnte geistreich sein, entschieden. Aber auf der andern Seite war er recht eingebildet, spielte den Interessanten, sah auf alle Leute herunter, vergaß Verabredungen und Versprechungen und wurde selber wütend, wenn man ihm einmal nicht wörtlich Wort hielt. Nun, das mochte hingehen, Hans war eben immer etwas nervös, aber dieser Stolz, diese Sicherheit, diese immer souveräne, verächtlich tuende, unbefriedigte Hochnäsigkeit, die war unverzeihlich.

Von den alten, törichten Erinnerungen war eine besonders hartnäckig. Sie waren damals beide dreizehn oder vierzehn Jahre alt und hatten bisher jeden Sommer von einem Baum, der Erwins Nachbarn gehörte, Frühpflaumen gestohlen. Auch diesmal hatte Erwin den Baum beobachtet und von Zeit zu Zeit untersucht, und nun war er eines Abends glücklich und geheimnisvoll zu Hans gekommen und hatte gesagt: „Du, sie sind reif." „Was denn?" hatte Hans gefragt und ein Gesicht gemacht, als verstehe er nichts und denke an ganz anderes. Und dann, als Erwin ihn erstaunt und lachend an die Pflaumen erinnerte, hatte ihn Hans ganz fremd und mitleidig angesehen und gesagt: „Pflaumen? Ach, Du meinst, ich solle Pflaumen stehlen? Nein, danke."

Ah, der Großhans! Wie er sich immer interessant machte! So war es mit den Pflaumen gewesen, und genau so ging es mit dem Turnen, mit dem Deklamieren, mit den Mädchen, mit dem Radfahren. Was gestern noch selbstverständlich gewesen war, wurde heute mit einem Achselzucken und einem Blick des Nichtmehrkennens abgetan. Gerade wie jetzt wieder mit dem Ausspringen aus der Verbindung! Erwin hatte damals zur Burschenschaft gewollt, aber nein, Hans wollte das nun gerade nicht, und Erwin hatte nachgegeben. Und jetzt war mit keinem Wort mehr davon die Rede, daß es damals einzig und allein Hans gewesen war, der sich für die Verbindung entschied. Freilich hatte er Hans manchmal recht geben müssen, wenn er sich über das Verbindungsleben lustig machte oder darüber klagte. Aber darum ging man noch nicht hin und brach sein Wort und sprang wieder aus, einfach aus Langweile. Er jedenfalls würde es nicht tun und Hans zuliebe erst recht nicht.

Die Stunden klangen vom Kirchturm durch die Nachtkühle, die Glut im Ofen war erloschen. Erwin beruhigte sich langsam, die Erinnerungen wurden wirr und verloren sich, die Argumente und Anklagen waren erschöpft, der strenge Anwalt verstummt, und doch konnte er nicht einschlafen. Er war ärgerlich. Warum nur? Erwin hätte nur sein Herz zu fragen brauchen. Das war unermüdlicher als alles andere und schlug, ob der Kopf zürnte und anklagte oder müde schwieg, unbeirrt und traurig nach dem Freund, der im blassen Schneelicht unter den Platanen weggegangen war.

⁂ ⁂ ⁂

Indessen ging Hans in den Anlagen flußabwärts, von Allee zu Allee. Sein unruhiger Schritt wurde im längeren Gehen gleichmäßig, da und dort blieb er stehen und sah aufmerksam in den dunkeln Fluß und auf die dunkle, eingeschlafene Stadt. Er dachte nimmer an Erwin. Er überlegte, was morgen zu tun sei, was er sagen und wie er sich halten müsse. Es war unangenehm, seinen Austritt aus der Verbindung zu erklären, denn seine Gründe dafür waren derart, daß er sie nicht aussprechen und sich nicht auf Antworten und Zureden einlassen konnte. Er sah keinen andern Weg, als auf alle Rechtfertigung zu verzichten und die Wölfe hinter sich her heulen zu lassen.

Nur keine Auseinandersetzung, nur keine Erklärungen über Dinge, die ihn allein angingen, und mit Leuten, die ihn doch nicht verstanden. Er überlegte Wort für Wort das, was er sagen wollte. Zwar wußte er wohl, daß er morgen doch anders sprechen würde, aber je gründlicher er die Situation im voraus erschöpfte, desto ruhiger würde er bleiben. Und darauf kam alles an: ruhig zu bleiben, ein paar Mißverständnisse einzustecken, ein paar Vorwürfe zu überhören, vor allem aber Diskussionen abzulehnen, nicht den Unverstandenen, nicht den Leidenden, auch nicht den Ankläger oder Besserwisser oder Reformator zu spielen.

Hans suchte sich die Gesichter des Senioren und der anderen vorzustellen, besonders die ihm unsympathischen, von denen er fürchtete, sie könnten ihn reizen und aus der Ruhe bringen. Er sah sie erstaunt und unwillig werden, sah sie die Mienen des Richters, des beleidigten Freundes, des wohlwollenden Zusprechers annehmen und sah sie kalt werden, abweisen, nicht begreifen, beinahe hassen.

Schließlich lächelte er, als hätte er das alles schon hinter sich. Er dachte mit verwunderter und neugieriger Erinnerung an die Zeit seines Eintritts in die Verbindung, an das ganze, merkwürdige erste Semester. Er war eigentlich ziemlich kühl hergekommen, wenn auch mit vielen Hoffnungen. Aber dann geriet er in jenen sonderbaren Rausch, der acht Tage dauerte, wo er von älteren Studenten liebenswürdig behandelt, aufmerksam ins Gespräch gezogen wurde. Man fand ihn aufgeweckt und geistreich und sagte ihm das, man rühmte seine geselligen Gaben, an denen er immer gezweifelt hatte, man fand ihn originell. Und in diesem Rausch ließ er sich täuschen. Ihm schien, er käme aus der Fremde und Einsamkeit zu seinesgleichen, an einen Ort und zu Menschen, wo er sich zugehörig fühlen könne, ja er sei überhaupt nicht so zum Sonderling bestimmt, wie er vorher geglaubt hatte. Ihm schien die oft vermißte Geselligkeit, das oft bitter entbehrte Aufgehen in einer Gemeinschaft hier nahe, möglich, erreichbar, ja selbstverständlich. Das hielt eine Weile an. Er fühlte sich wohl und gerettet, er war dankbar und offen gegen alle, drückte allen die Hand, fand alle lieb und witzig, lernte die Kneipsitten mit humoristischem Vergnügen und konnte bei manchen philosophisch-stumpfsinnigen Liedern ganz gerührt mitsingen.

Gar lange dauerte es allerdings nicht. Er merkte bald, wie wenige den Sinn des Stumpfsinns fühlten, wie stereotyp die Witzreden und wie konventionell die nachlässig-herzlichen Umgangsformen der Brüderschaft waren. Er konnte bald nicht mehr mit wirklichem Ernst von der Würde und Heiligkeit der Verbindung, ihres Namens, ihrer Farben, ihrer Fahne, ihrer Waffen reden hören, und sah mit neugieriger Grausamkeit das Gebaren alter Philister an, die bei einem Besuch in der Universitätsstadt bei ihren „jungen Bundesbrüdern" vorsprachen, mit Bier gefüllt wurden und mit verjährten Gesten in die junge Lustigkeit einstimmten, die noch die gleiche war wie zu ihren Zeiten. Er sah und hörte, wie seine Kameraden vom Studium, vom wissenschaftlichen Betrieb, vom künftigen Amt oder Beruf redeten und dachten. Er beobachtete, was sie lasen, wie sie die Lehrer beurteilten; gelegentlich kam ihm auch ihr Urteil über ihn selbst zu Ohren. Da sah er, es war alles wie früher und wie überall, und er paßte in diese Gemeinschaft so wenig wie in eine andere.

Von da bis heute hatte es gedauert, bis sein Entschluß reif geworden war. Ohne Erwin wäre es schneller gegangen. Der hatte ihn noch gehalten, teils durch seine alte herzliche Art, teils durch ein Verantwortungsgefühl, da jener ihm in die Verbindung gefolgt war. Es würde sich zeigen, wie Erwin sich nun hielt. Wenn ihm dort drüben wohler war, hatte Hans kein Recht, ihn wieder mit sich in ein anderes Leben zu ziehen. Er war reizbar und unfreundlich gewesen, auch heute wieder; aber warum ließ Erwin sich alles gefallen?

Erwin war kein Durchschnittsmensch, aber er war unsicher und schwach. Hans erinnerte sich ihrer Freundschaft bis in die ersten Jahre zurück, da Erwin ihn nach längeren schüchternen Bemühungen erobert hatte. Seither war alles von Hans ausgegangen: Spiele, Streiche, Moden,

Sport, Lektüre. Erwin war den sonderbarsten Einfällen und rücksichtslosesten Gedanken seines Freundes mit Bewunderung und Verständnis gefolgt, er hatte ihn eigentlich nie allein gelassen. Aber selber hatte er wohl wenig getan und gedacht, meinte Hans. Er hatte ihn fast immer verstanden, ihn immer bewundert, er war auf alles eingegangen. Aber sie hatten nicht ein gemeinsames, aus zwei einzelnen Leben zusammengewachsenes Leben miteinander geführt, sondern Erwin hatte eben seines Freundes Leben mitgelebt. Das fiel Hans jetzt ein, und der Gedanke erschreckte ihn, daß er selbst in dieser jahrelangen Freundschaft gar nicht, wie er immer geglaubt hatte, der Durchschauende und Wissende gewesen war. Im Gegenteil, Erwin kannte ihn besser als sonst irgendein Mensch, aber er kannte Erwin kaum. Der war immer nur sein Spiegel, sein Nachahmer gewesen. Vielleicht hatte er in all den Stunden, in denen er nicht mit Hans zusammen war, ein ganz anderes, eigenes Leben geführt. Wie gut hatte er sich mit manchen Schulkameraden und jetzt mit manchen Bundesbrüdern gestellt, zu denen Hans nie in ein Verhältnis, nicht einmal in das der Abneigung, gekommen war! Es war traurig. Hatte Hans also wirklich gar keinen Freund gehabt, kein fremdes Leben mitbesessen? Er hatte einen Begleiter gehabt, einen Zuhörer, Jasager, Handlanger, mehr nicht!

Erwins letztes Wort an diesem ärgerlichen Abend fiel ihm ein: „Dein Pudel mag ich nicht sein.“ Also hatte Erwin selber gefühlt, wie ihr Verhältnis war; er hatte sich zeitweilig zum Pudel hergegeben, weil er Hans bewunderte und gern hatte. Und gewiß hatte er das schon früher gefühlt und sich zuzeiten dagegen empört, es ihm aber verheimlicht. Er hatte ein zweites, eigenes, ganz anderes Leben geführt, an dem der Freund nicht teilhatte, von dem er nichts wußte, in das er nicht hineinpaßte.

In unwilliger Betrübnis suchte sich Hans von diesen Gedanken abzuwenden, die seinem Stolz weh taten und ihn arm machten. Er brauchte jetzt Besonnenheit und Kraft für anderes, um Erwin wollte er sich nicht kümmern. Und doch fühlte er erst jetzt, daß für ihn beim Austritt aus seiner Verbindung eigentlich nur die Frage und Sorge noch wesentlich war, ob Erwin mitkäme oder ihn im Stich ließe. Das andere war ja nur noch ein Abschluß, ein letzter formaler Schritt, innerlich längst abgetan. Ein Wagnis und eine Kraftprobe wurde es nur durch Erwin. Wenn dieser bei den anderen blieb und auf ihn verzichtete, dann hatte Hans die Schlacht verloren, dann war sein Wesen und Leben wirklich weniger wert als das der anderen, dann konnte er nimmer hoffen, jemals einen anderen Menschen an sich zu fesseln und festzuhalten. Und wenn es so war, dann kam eine böse Zeit für ihn, viel böser als alles Bisherige.

Wieder ergriff ihn, wie schon manchesmal, ein hilfloser, kläglicher Zorn über all den Schwindel in der Welt und über sich selber, daß er ihm immer wieder trotz alles Besserwissens vertraut hatte. So war es auch mit der Universität und vor allem mit dem Studentenwesen. Die Universität war eine veraltete, schlecht organisierte Schule; sie gewährte dem Schüler eine scheinbar fast grenzenlose Freiheit, um ihn nachher durch ein mechanisch-formelhaftes Prüfungswesen wieder desto gründlicher einzufangen, ohne doch gegen Ungerechtigkeiten von der wohlwollenden Protektion bis zur Bestechung eine Sicherheit zu geben. Nun, das plagte ihn wenig. Aber das Studentenleben, die Abstufung der Gesellschaften nach Herkunft und Geld, die komische Uniformierung, das fahnenweihmäßige, an bürgerliche Männergesangvereine erinnernde Redenhalten, zu Fahnen und Farben Schwören, die schäbig und sinnlos gewordene Romantik mit Altheidelberg und Burschenfreiheit, während man zugleich der Bügelfalte huldigte, das alles existierte nicht nur fort, er war sogar selber in die lächerliche Falle gegangen!

Hans mußte an einen Studenten denken, der mehrmals in einer Vorlesung über orientalische Religionswissenschaft sein Banknachbar gewesen war. Der trug einen dicken, urgroßväterlichen Lodenmantel, schwere Bauernstiefel, geflickte Hosen und ein derbes gestricktes Hals-

tuch und war vermutlich ein theologiestudierender Bauernsohn. Dieser hatte für die ihm unbekannten, einer andern Welt zugehörigen, eleganten Kollegen mit Mützen und Bändern, feinen Überziehern und Galoschen, goldenen Zwickern und strohdünnen Modespazierstöckchen immer ein ganz feines, gutes, beinah anerkennendes und doch überlegenes Lächeln. Seine etwas komische Figur hatte für Hans öfters etwas Rührendes, manchmal auch Imponierendes gehabt. Nun dachte er, dieser Unscheinbare stehe ihm doch viel näher als alle bisherigen Kameraden, und er beneidete ihn ein wenig um die zufriedene Ruhe, mit der er seine Absonderung und seine groben Rohrstiefel trug. Da war einer, der gleich ihm ganz allein stand, und der doch Frieden zu haben schien, und der offenbar das beschämende Bedürfnis, den andern wenigstens äußerlich gleich zu sein, gar nicht kannte.

2.

Hans Calwer quittierte aufatmend das kleine vom Vereinsdiener gebrachte Paketlein, das einen lakonischen letzten Brief des Schriftführers und sein Kommersbuch nebst einigen in der Kneipe liegen gebliebenen Kleinigkeiten seines Besitzes enthielt. Der Diener war sehr steif und wollte anfangs nicht einmal ein Trinkgeld annehmen, es war ihm gewiß eigens verboten worden. Als Hans ihm aber einen Taler hinbot, nahm er ihn doch, dankte lebhaft und sagte wohlwollend: „Das hätten Sie aber nicht tun sollen, Herr Calwer."

„Was denn?" fragte Hans. „Den Taler hergeben?"

„Nein, austreten hätten Sie nicht sollen. Das ist immer bös, wissen Sie. Na, ich wünsch' gute Zeit, Herr Calwer."

Hans war froh, diese peinliche Sache hinter sich zu haben. Von seinen drei Mützen hatte er schon gestern zwei verschenkt und die dritte als Andenken in seinen Reisekorb gelegt, dazu ein Band und ein paar Photographien von Bundesbrüdern. Nun legte er das mit einem dreifarbigen Schild geschmückte Kommersbuch an den selben Ort, schloß den Korb zu und wunderte sich, wie schnell man das alles loswerden konnte. Der Austritt im Konvent war ja ein bißchen aufregend und ehrenrührig gewesen, aber jetzt war alles schön erledigt.

Er schaute nach der Tür. Darunter hatte er am meisten gelitten, daß ihm zu allen Tageszeiten bummelnde Bundesbrüder in die Wohnung gelaufen kamen, seine Bilder anschauten und kritisierten, den Tisch und Boden voll Zigarrenasche warfen und ihm seine Zeit und Ruhe stahlen, ohne irgend etwas dafür mitzubringen und ohne seine Andeutungen, daß er arbeiten und allein sein wolle, ernst zu nehmen. Einer hatte sogar eines Morgens, während Hans nicht da war, sich an seinem Tisch niedergelassen und in der Schublade ein Manuskript gefunden. Es war seine erste größere Arbeit und hatte den etwas eitlen Titel „Paraphrasen über das Gesetz von der Erhaltung der Kraft", und Hans hatte sich nachher förmlich verteidigen und herauslügen müssen, um den Verdacht unheimlichen Strebertums von sich zu wälzen.

Jetzt hatte er Ruhe und brauchte nimmer zu lügen. Er schämte sich jener widerwärtigen Augenblicke, da er atemlos hinter verschlossener Türe stand und sich still hielt, während ein Kamerad draußen klopfte, oder da er lachend und seine Verwundung verbergend zuhörte, wie über eine ihm wichtige Frage im Kneipjargon gewitzelt wurde. Das war vorüber. Jetzt wollte er seine Freiheit und Ruhe wie ein Schwelger genießen und ungestört an den Paraphrasen arbeiten. Auch ein Klavier wollte er wieder mieten. Er hatte im ersten Monat eins gehabt, es aber zurückgegeben, weil es Besuche anzog und weil einer seiner Bundesbrüder fast alle Tage gekommen war und Walzer gespielt hatte. Nun hoffte er wieder manchen guten, stillen Abend zu erleben, mit Lampenschein, Zigarettenduft, lieben Büchern und guter Musik. Auch üben wollte er wieder, um die verlorenen Monate einzubringen.

Da fiel ihm noch eine versäumte Pflicht ein. Der Professor für orientalische Sprachen, den er als Alten Herrn und Mitbegründer der Verbindung kennen gelernt hatte und dessen Haus er oft besuchte, wußte noch nichts von seinem Austritt. Er ging noch am gleichen Tage hin.

Das einfache, vorstädtisch still gelegene Häuschen empfing ihn mit der wohlbekannten wohligen Sauberkeit, mit den kleinen, behaglichen Zimmern voller Bücher und alter Bilder und dem Duft von wohnlich stillem, doch gastfreiem Leben feiner, gütiger Menschen.

Der Professor empfing ihn im Studierzimmer, einem durch Ausbrechen einer Wand gewonnenen, großen Raum mit unzähligen Büchern. „Guten Tag, Herr Calwer. Was führt Sie her? Ich empfange Sie hier, weil ich die Arbeit nicht lange unterbrechen kann. Aber da Sie zu ungewohnter Zeit kommen, haben Sie wohl auch einen besonderen Grund, nicht?"

„Allerdings. Erlauben Sie mir ein paar Worte, da ich nun doch leider schon gestört habe."

Er nahm auf die Einladung des Professors Platz und erzählte seine Sache.

„Ich weiß nicht, wie Sie es auffassen, Herr Professor, und ob Sie meine Gründe gelten lassen. Zu ändern ist nichts mehr daran, ich bin ausgetreten."

Der schlanke, magere Gelehrte lächelte.

„Lieber Herr, was soll ich dazu sagen? Wenn Sie getan haben, was Sie tun mußten, ist ja alles in Ordnung. Aber das Verbindungsleben denke ich allerdings anders als Sie. Mir scheint es gut und wünschenswert, daß die Studentenfreiheit sich in diesen Gesellschaften selber Gesetze gibt und, meinetwegen im Spiel, eine Art von Organisation oder Staat schafft, dem der einzelne sich unterordnet. Und gerade für etwas einsiedlerische, nicht sehr gesellige Naturen halte ich das für wertvoll. Was später jeder, und oft unter peinlichen Opfern, lernen muß, an das kann er hier sich unter bequemeren Formen gewöhnen: mit anderen zusammenzuleben, einer Gemeinschaft anzugehören, anderen zu dienen und sich doch selbständig zu halten. Das muß wohl jeder einmal lernen, und eine gesellschaftliche Vorschule erleichtert das nach meiner Erfahrung wesentlich. Ich hoffe, Sie finden andere Wege dahin und bauen sich nicht vorzeitig in eine gelehrten- oder künstlerhafte Einsamkeit hinein. Wo die nötig ist, kommt sie von selber, man muß ihr nicht rufen. Zunächst sehe ich in Ihrem Entschluß nur die Notwehr und Reaktion eines empfindlichen Menschen auf die Enttäuschung, die jedes gesellschaftliche Leben einmal bringt. Mir scheint, Sie sind ein wenig Neurastheniker, da ist es doppelt begreiflich. Eine weitere Kritik steht mir nicht zu."

Es gab eine Pause, Hans sah verlegen und unbefriedigt aus. Da schaute der Mann ihn aus den etwas müden grauen Augen gütig an.

„Daß Ihr Entschluß," sagte er lächelnd, „mein Urteil über Sie wesentlich ändern oder meine Achtung mindern könnte, haben Sie doch nicht geglaubt? — Also gut, soweit haben Sie mich doch gekannt."

Hans erhob sich und dankte herzlich. Dann errötete er leicht und sagte: „Noch eine Frage, Herr Professor! Es ist das, was mich hauptsächlich hergeführt hat. Muß ich meinen Verkehr in Ihrem Haus nun einstellen oder einschränken? Ich bin darüber nicht im klaren und hoffe, daß Sie die Frage nicht falsch deuten, nicht etwa als Bitte. Ich möchte nur einen Wink haben."

Der Professor gab ihm die Hand.

„Also ich winke, aber nicht hinaus. Kommen Sie nur wie bisher. Die Montagabende freilich nicht; sie sind zwar ‚offen', aber es kommen doch regelmäßig Bundesbrüder her. Genügt das?"

„Ja, danke vielmals. Ich bin so froh, daß Sie mir nicht zürnen. Adieu, Herr Professor."

Hans ging hinaus, die Treppe hinab und durch den dünn und zart beschneiten Garten auf die Straße. Er hatte eigentlich nichts anderes erwartet, und doch war er dankbar für diese Freundlichkeit. Wenn dies Haus ihm nimmer offen gestanden wäre, hätte ihn nichts mehr an die Stadt gefesselt, die er doch nicht verlassen konnte. Der Professor und seine Frau, für die Hans eine fast verliebte Verehrung hatte, schienen ihm vom ersten Besuch an seiner Art verwandt. Er glaubte zu wissen, daß diese beiden zu den Menschen gehörten, die alles schwer nehmen und eigentlich unglücklich sein müßten. Und doch sah er, daß sie es nicht waren, obwohl der Frau ihre Kinderlosigkeit sichtlich leid tat. Ihm wollte es so scheinen, als hätten diese Leute etwas erreicht, was zu erreichen vielleicht

auch ihm nicht verwehrt war: einen Sieg über sich und die Welt und damit eine zarte, seelenvolle Wärme des Lebens, wie man sie bei Kranken findet, die nur noch körperlich krank sind und ihrer gefährdeten Seele über alles Leid hinaus ein geläutertes, schönes Leben gewonnen haben. Das Leiden, das andere hinabzieht, hat sie gut gemacht.

Mit Befriedigung dachte Hans daran, daß es jetzt die Zeit zum Dämmerschoppen in der Krone war und daß er nicht hingehen mußte. Er ging nach Hause, schob ein paar Schaufeln voll Kohlen in den Ofen, ging leise summend auf und ab und sah dem frühen Dunkelwerden zu. Ihm war wohl, und er meinte eine gute Zeit vor sich zu sehen, ein bescheiden fleißiges Arbeiten, schönen Zielen entgegen, und die ganze genügsame Zufriedenheit eines Gelehrtenlebens, dem das persönliche Dasein beinahe unbemerkt hinrinnt, da Leidenschaft und Kampf und Unruhe des Herzens sich ungeteilt auf dem unirdischen Boden der Spekulation umtreiben und verbluten können. Da er nun einmal kein Student war, wollte er desto mehr ein Studierender sein, nicht um ein Examen und irgendein Amt zu erarbeiten, sondern um seine Kraft und Sehnsucht an großen Gegenständen zu messen und zu steigern.

Er brach die Melodie ab, zündete die Lampe an und setzte sich, die Fäuste an den Ohren, über einen stark gelesenen, mit Bleistiftstrichen und Verweisen gefüllten Band Schopenhauer. Er begann bei dem schon doppelt angestrichenen Satz: „Dieses eigentümliche Genügen an Worten trägt mehr als irgend etwas bei zur Perpetuierung der Irrtümer. Denn gestützt auf die von seinen Vorgängern überkommenen Worte und Phrasen geht jeder getrost an Dunkelheiten oder Problemen vorbei, wodurch diese sich unbeachtet Jahrhunderte hindurch von Buch zu Buch fortpflanzen und der denkende Kopf, zumal in der Jugend, in Zweifel gerät, ob etwan nur er unfähig sei, das zu verstehen, oder ob hier wirklich nicht Verständliches vorliege."

⌘ ⌘ ⌘

Hans war, wie die meisten höher begabten Menschen, scheinbar vergeßlich. Ein neuer Zustand, ein neuer Gedankenkreis konnte ihn zeitweilig so erfüllen und mitnehmen, daß er darüber Naheliegendes, eben noch gegenwärtig und lebendig Gewesenes, völlig vergaß. Das dauerte jeweils so lange, bis er das Neue ganz erfaßt und zu eigen genommen hatte. Dann war nicht nur seine peinlich gepflegte Erinnerung an den gesamten Zusammenhang seines Lebens wieder da, sondern es drängten sich Erinnerungsbilder von großer Deutlichkeit ihm in oft lästiger Fülle auf. In diesen Zeiten litt er die bittere Pein aller Selbstbeobachter, die nicht schöpferische Künstler sind.

Für den Augenblick hatte er Erwin ganz vergessen. Er brauchte ihn jetzt nicht, er fühlte sich in der wiedererworbenen Freiheit und Stille befriedigt und dachte weder voraus noch zurück, sondern stillte sein seit Monaten zum wahren Hunger gewordenes Verlangen nach Einsamkeit, Lektüre und Arbeit und fühlte die Zeit des Lärmens und der vielen Kameraden beinahe spurlos hinter sich versunken.

Erwin ging es anders. Er hatte eine Begegnung mit Hans vermieden und die Nachricht von seinem Austritt und die ärgerlichen, zum Teil auch bedauernden Bemerkungen der Bundesbrüder mit trotzigem Gleichmut angehört. Als Intimus des Ausreißers war er in den ersten Tagen manchen Anspielungen ausgesetzt, die seinen Ärger steigerten und seine Abwendung von Hans bestärkten. Denn er wollte diesmal durchaus nicht nachgeben. Doch konnte sein Wille nicht hindern, daß jedes unbillige und gehässige Wort über den Ausgeschiedenen ihm weh tat. Da er aber nicht gesonnen war, unnötig um den Undankbaren zu leiden, vermied er aus Instinkt Alleinsein und Nachdenken, war den ganzen Tag mit Kameraden zusammen und redete und trank sich in eine törichte Lustigkeit hinein.

Und eben dadurch überwand er die Sache nicht und wurde den lästigen Freund im Herzen nicht los. Vielmehr folgte dem künstlichen Rausch eine tiefe Beschämung und Niedergeschlagenheit. Zu der Trauer um den verlorenen Freund kam die Selbstanklage und reuige Erkenntnis seiner Feigheit und seiner unredlichen Versuche, ihn zu vergessen.



Mädchen aus Dalecarlien.

Gemälde von Emerik Stenberg.

Eines Tages, zehn Tage nach Hansens Austritt aus der Verbindung, nahm Erwin an einem Straßenbummel teil. Es war ein sonniger Wintervormittag mit hellblauem Himmel und frischer, trockener Luft. Auf den Gassen der alten, engen Stadt leuchteten die farbigen Mützen der bummelnden Studenten in fröhlicher Pracht, flotte Reiter im Wichs trabten mit hellem Getön über den harten, trokkenen Winterboden.

Erwin war mit einem Dutzend Kameraden unterwegs, alle in prahlend ziegelroten Mützen. Sie flanierten langsam durch die paar Hauptstraßen, begrüßten andersfarbige Bekannte mit großer Beflissenheit und Würde, nahmen demütige Grüße von Dienern, Wirten und Geschäftsleuten nachlässig-stolz entgegen, betrachteten Schaufenster, hielten stehend an belebten Straßenecken Rast und unterhielten sich laut und ungezwungen über vorübergehende Frauen und Mädchen, Professoren, Reiter und Pferde.

Als sie eben vor einer Buchhandlung Stand gefaßt hatten und ausgehängte Bilder, Bücher und Plakate flüchtig betrachteten, ging die Ladentür auf, und Hans Calwer trat heraus. Alle zwölf oder fünfzehn Rotmützen wandten sich verächtlich ab oder bemühten sich, mit starren Gesichtern und überhoch gezogenen Brauen Nichterkennung, Abweisung, Verachtung, vollständige Ignorierung, ja Vernichtung auszudrücken.

Erwin, der beinahe mit Hans zusammengeprallt wäre, wurde dunkelrot und wandte sich scheu mit fliehender Gebärde dem Schaufenster zu. Hans ging mit unbewegtem Gesicht und ohne künstliche Eile vorüber; er hatte Erwin nicht bemerkt und fühlte sich vor den anderen keineswegs befangen. Im Weitergehen freute er sich darüber, daß der Anblick der allzu bekannten Mützen und Gesichter ihn kaum erregt hatte, und dachte mit Erstaunen daran, daß er noch vor zwei Wochen zu diesen gehört habe.

Erwin gelang es nicht, seine Bewegung und Verlegenheit zu verbergen.

„Mußt Dich nicht aufregen!“ sagte sein Leibbursch gutmütig. Ein anderer schimpfte: „So ein hochnäsiger Kerl! Kaum daß er ausgewichen ist! Am liebsten hätt' ich ihn gehauen.“

„Dummes Zeug,“ beruhigte der Senior. „Er hat sich eigentlich sehr tadellos benommen. N'en parlons plus.“

Noch eine Straße weit ging Erwin mit, dann machte er sich mit kurzer Entschuldigung los und lief nach Haus. Er hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß er ja Hans jeden Augenblick auf der Straße begegnen konnte, und wirklich hatte er ihn in diesen zehn Tagen nie gesehen. Er wußte nicht, ob Hans ihn bemerkt und erkannt habe, aber er hatte über diese lächerlich unwürdige Situation kein gutes Gewissen. Es war auch zu dumm, da ging zwei Schritt von ihm sein Herzensfreund vorbei, und er durfte ihm nicht einmal guten Morgen sagen. In den ersten trotzigen Tagen hatte er sogar seinem Leibburschen das Versprechen gegeben, keinen „inoffiziellen Verkehr“ mit Hans Calwer zu pflegen. Er begriff das jetzt selbst nimmer und hätte sich nichts daraus gemacht, dies Wort zu brechen.

Aber Hans hatte gar nicht ausgesehen wie einer, der um einen verlorenen Schulfreund trauert. Sein Gesicht und sein Gang waren frisch und ruhig gewesen. Er sah dieses Gesicht so deutlich: die gescheiten, kühlen Augen, den schmalen, etwas hochmütigen Mund, die festen, rasierten Wangen und die helle, zu große Stirn. Es war der alte Kopf, wie in jenen ersten Schulknabenzeiten, als er ihn so sehr bewunderte und kaum zu hoffen wagte, daß dieser feine, sichere, still leidenschaftliche Knabe einmal sein Freund werden könnte. Nun war er's gewesen, und Erwin hatte ihn im Stich gelassen.

Da Erwin seinem Schmerz um den Bruch mit Hans Gewalt angetan und sich selber mit einem lustigen Gebaren betrogen hatte, fand die Selbstanklage ihn nun vollkommen schuldig. Er vergaß, daß Hans es ihm oft schwer genug gemacht hatte, sein Freund zu bleiben, daß er selber früher schon oft an Hansens Freundschaft gezweifelt hatte, daß Hans ihn längst hätte aufsuchen oder ihm schreiben können; er vergaß auch, daß er wirklich gewünscht hatte, das ungleiche Verhältnis zu brechen, daß er nimmer der Pudel hatte sein mögen. Er vergaß

alles und sah nur noch seinen Verlust und seine Schuld. Und während er verzweifelt an seinem kleinen, unbequemen Schreibtisch saß, brachen ihm unvermutet reichliche Tränen aus den Augen und fielen auf seine Hand, auf die gelben Handschuhe und die rote Mütze.

Richtig betrachtet, war es Hans gewesen, der ihn einst Schritt für Schritt aus dem Kinderland ins Reich der Erkenntnis und der Verantwortung mit sich gezogen hatte. Nun aber wollte es Erwin scheinen, als habe ihn erst seit diesem Verlust die erste, ungebrochene Lebensfreude verlassen. Er dachte an alle Torheiten und Versäumnisse seiner Studentenzeit und kam sich befleckt und gefallen vor. Und so sehr er im Schmerz der schwachen Stunde übertrieb, indem er das alles in unklare Beziehung zu Hans brachte, es war doch eine gewisse Wahrheit darin. Denn Hans war, ohne es zu wollen und ganz zu wissen, sein Gewissen gewesen.

So fiel für Erwin wirklicher Schmerz und wirkliche Schuld mit seiner ersten Anwandlung von Heimweh nach der Kinderzeit zusammen, die fast alle jungen Leute gelegentlich befällt und je nach den Umständen alle Formen vom einfachen Katzenjammer bis zum echten, töricht schönen, töricht sinnvollen Jugend-Weltschmerz annehmen kann. Das unbewehrte, widerstandslose Gemüt des Jungen beklagte in dieser Stunde den Freund, seine Verschuldung, seinen Leichtsinn, das verlorene Kinderparadies, alles miteinander, und es fehlte an einem wachen, kühlen Verstand, der ihm gesagt hätte, aller Übel Wurzel sei in seinem eigenen, weichen, leicht vertrauenden, allzu haltlosen Wesen zu suchen.

Eben darum dauerte die Anwandlung auch nicht lange. Tränen und Verzweiflung machten ihn müde, er ging früh zu Bett und tat einen langen, festen Schlaf. Und als in der animalisch-wohligen, ausgeschlafenen Stimmung des neuen Tages sich die Erinnerung an das Gestrige erheben und neue Schatten um sich verbreiten wollte, da war Erwin Mühletal schon wieder Kind genug, sich bei Kameraden und einem Likörfrühstück in der Konditorei Trost zu suchen. Von frischen Gesichtern umgeben und von lustigen Gesprächen, im Glanz der Farben, von einem hübschen und schlagfertigen Mädchen wortreich bedient, lehnte er wehmütig-froh im bequemen Stuhl, führte kleine Brötchen zum Munde und mischte sich aus verschiedenen Likörflaschen ein sonderbares Getränk zusammen, das zwar nicht eigentlich gut schmeckte, aber ihm und den anderen doch viel Vergnügen machte und im Kopf statt der Gedanken einen leichten, schwimmenden, behaglichen Nebel verbreitete. Auch die Bundesbrüder fanden, Mühletal sei heut ein feiner Kerl.

Nachmittags war ein Kolleg, in dem Erwin ein wenig schlummerte, dann machte die Reitstunde ihn wieder ganz munter, so daß er in den Roten Ochsen ging, um der neuen Kellnerin den Hof zu machen. Und da er dort kein Glück hatte, vielmehr die Begehrte von einem Rudel von Einjährigen in Anspruch genommen fand, beendete er den Tag schließlich zufrieden im Café.

So trieb er es eine gute Weile, ganz wie ein Kranker, der in klaren Stunden sein Übel genau erkennt, es aber durch Vergessen und Aufsuchen angenehmer Reize vor sich selbst verbirgt. Er kann lachen, reden, tanzen, trinken, arbeiten, lesen, aber ein dumpfes, selten bis zur Oberfläche des Bewußtseins herauf dringendes Gefühl wird er nicht los, und für Augenblicke kommt ihm deutlich die Erinnerung daran zurück, daß der Tod in seinem Leibe sitzt und im geheimen arbeitet und wächst.

Er ging spazieren, ritt, focht, kneipte und ging ins Theater, ein gesunder, schneidiger Bursch. Aber er war nicht mit sich einig und trug ein Übel in sich verborgen, von dem er wußte, daß es auch in seinen guten Stunden da war und an ihm fraß. Auf der Straße bangte er oft plötzlich vor der Möglichkeit, Hans zu begegnen. Und nachts, wenn er ermüdet schlief, ging seine unruhige Seele Erinnerungswege und wußte wieder genau, daß die Freundschaft mit Hans ihr bester Besitz gewesen war, und daß es nichts half, das zu leugnen und zu vergessen.

Einmal machte ein Kamerad in Erwins Gegenwart die anderen lachend darauf aufmerksam, daß dieser so viele

Ausdrücke brauche, die von Hans stammten. Erwin sagte nichts, konnte aber nicht mitlachen und ging bald weg. Also jetzt noch war er von Hans abhängig und konnte nicht verleugnen, daß er ihm angehörte und ganze Teile seines Lebens ihm verdankte.

3.

In den Vorlesungen des Orientalisten war Hans Calwer seither jenem bäurisch aussehenden Zuhörer regelmäßig begegnet und hatte häufig neben ihm gesessen. Er hatte ihn aufmerksam betrachtet, und seine ganze Art gefiel ihm trotz des hilflosen Äußeren mehr und mehr. Er hatte gesehen, daß jener die Vorträge sauber und mühelos stenographierte, und ihn um diese Kunst beneidet, die er aus Abneigung nie hatte lernen mögen.

Einst saß er wieder in seiner Nähe und beobachtete, ohne den Vortrag außer acht zu lassen, den fleißigen Mann. Mit Befriedigung sah er in dessen Gesicht das Aufmerken und Verstehen ausgedrückt und in leisen Bewegungen lebend. Er sah ihn einigemal nicken, einmal lächeln, und während er dies lebendige Gesicht beobachtete, empfand er nicht nur Achtung, sondern Bewunderung und Zuneigung. Er beschloß, den Studenten kennen zu lernen. Als die Vorlesung zu Ende war und die Zuhörer den kleinen Raum verließen, folgte Hans dem Lodenmantel aus der Ferne, um zu sehen, wo er wohne. Zu seinem Erstaunen machte der Unbekannte aber in keiner der alten Gassen halt, wo die meisten wohlfeilen Mietzimmer zu finden waren, sondern ging auf einen neueren, weit angelegten Stadtteil zu, wo Gärten, Privathäuser und Villen lagen und nur wohlhabende Leute wohnten. Nun wurde Hans neugierig und folgte in kleinerer Entfernung. Der im Lodenmantel schritt weiter und weiter, schließlich an den äußersten Villen und letzten Gartentoren vorbei, wo die bis dahin stattliche und gepflegte Straße in einen Feldweg verlief, der über einige kleine Bodenwellen, vermutlich Ackerland, hinweg in eine wenig besuchte, Hans völlig unbekannte Gegend hinaus führte.

Noch eine Viertelstunde oder länger ging Hans hinterher, dem Vorausschreitenden immer näher kommend. Nun hatte er ihn beinahe erreicht, jener hörte seine Schritte und wandte sich um. Er sah Hans fragend an, mit einem ruhigen Blick aus klaren, offenen, braunen Augen.

Hans zog den Hut und sagte Gutentag. Der andere grüßte wieder und beide blieben stehen. „Sie gehen spazieren?“ fragte Hans schließlich.

„Ich gehe heim.“

„Ja, wo wohnen Sie denn? Gibt es hier draußen noch Häuser?“

„Hier nicht, aber eine halbe Stunde weiter. Da liegt ein Dorf, Blaubachhausen, und da wohne ich. Aber Sie sind ja wohl hier schon lang bekannt?“

„Nein, ich bin zum erstenmal hier draußen,“ sagte Hans. „Darf ich ein Stück mitgehen? Mein Name ist Calwer.“

„Ja, es freut mich. Ich heiße Heinrich Wirth. Aus dem Buddha-Kolleg her kenne ich Sie ja schon länger.“

Sie gingen nebeneinander weiter und unwillkürlich richtete Hans seinen Schritt nach dem festeren seines Nachbarn. Nach einigem Schweigen sagte Wirth: „Sie haben früher immer so eine rote Kappe aufgehabt.“

Hans lachte. „Ja,“ sagte er. „Aber das ist jetzt vorbei. Es war ein Mißverständnis, hat aber doch anderthalb Semester gedauert. Und winters bei der Kälte ist ein Hut auch besser.“

Wirth sah ihn an und nickte. Fast verlegen sagte er dann: „Es ist komisch, aber denken Sie, das freut mich.“

„Warum denn?“

„O, es hat keinen besonderen Grund. Ich hatte aber manchmal ein Gefühl, daß Sie nicht da hineinpassen.“

„Haben Sie mich denn beobachtet?“

„Nicht gerade. Aber man sieht einander doch. Im Anfang genierte es mich eigentlich, wenn Sie neben mir saßen. Ich dachte: das ist auch so ein Tadelloser, den man nicht anschauen darf, ohne daß er wild wird. Es gibt ja solche, nicht?“

„Ja, es gibt solche. O ja.“

„Also. Und dann sah ich, ich hatte Ihnen unrecht getan. Ich merkte ja, daß Sie wirklich zum Hören und Lernen herkamen.“

„Nun, das tun die andern doch wohl auch.“

„Meinen Sie? Ich glaube, nicht

viele. Die meisten wollen eben einmal ein Examen machen, weiter nichts."

„Dazu muß man doch aber auch lernen."

„Auch, ja, aber nicht viel. Aber man muß dagewesen sein, die Vorlesung belegt haben und so weiter. Was man in einem Kolleg über Buddha lernen kann, kommt im Examen nicht vor."

„Allerdings. Aber — erlauben Sie — zu einer Art von Erbauung sind eigentlich die Hochschulen auch wieder nicht da. Das Unwissenschaftliche, religiös Wertvolle an Buddha zum Beispiel kann man in einem Reclambändchen haben."

„Das wohl. Das meine ich auch nicht. Ich bin übrigens nicht eine Art Buddhist, wie Sie vielleicht meinen, wenn ich die Indier auch gern habe. — Sagen Sie, kennen Sie Schopenhauer?"

„Ja, ich glaube."

„Also. Dann kann ich Ihnen das schnell erklären: Ich bin einmal beinah Buddhist gewesen, sowie ich's damals verstand. Und davon hat Schopenhauer mir geholfen."

„Ganz verstehe ich das nicht."

„Nun, die Indier sehen das Heil im Erkennen, nicht wahr? Auch ihre Ethik ist nichts als eine Ermahnung zur Erkenntnis. Das hatte mich angelockt. Aber nun saß ich da und wußte nicht, war das Erkennen überhaupt nicht der Weg zum Richtigen, oder hatte nur ich noch nicht genug erkannt. Und das wäre natürlich immer weiter gegangen und hätte mich kaput gemacht. Da fing ich denn noch einmal mit Schopenhauer an, und dessen letzte Weisheit ist schließlich doch die, daß die Tätigkeit des Erkennens nicht die höchste ist, also auch nicht allein zum Ziele führen kann."

„Zu welchem Ziel?"

„Ja, das ist viel gefragt."

„Nun ja, ein andermal davon. Aber mir ist nicht recht klar, warum das Ihnen geholfen hat. Wie konnten Sie denn wissen, ob Schopenhauer recht hat oder die indische Lehre? Eins steht gegen das andere. Es war also einfach Ihre Wahl."

„Doch nicht. Die Indier haben es im Erkennen ja weit gebracht, aber sie hatten keine Erkenntnistheorie. Die hat erst Kant gebracht, und wir können es nimmer ohne sie machen."

„Das ist richtig."

„Gut. Und Schopenhauer geht ja ganz von Kant aus. Ich mußte also zu ihm Vertrauen haben, gerade wie ein Luftschiffer zu Zeppelin mehr Vertrauen hat als zum Schneider von Ulm, einfach, weil seither reale Fortschritte gemacht worden sind. Also stand die Wage doch nicht ganz gleich, sehen Sie. Aber die Hauptsache lag freilich anderswo. Es stand meinetwegen eine Wahrheit gegen die andere. Aber die eine konnte ich nur mit dem Verstand fassen, für den war sie fehlerlos. Die andere aber fand in mir Resonanz, ich konnte sie durch und durch fassen, nicht nur mit dem Kopf."

„Ja, ich begreife. Darüber soll man auch nicht streiten. Und seither sind Sie also mit Schopenhauer zufrieden?"

Heinrich Wirth blieb stehen.

„Mensch, Mensch!" rief er lebhaft, doch lächelnd. „Mit Schopenhauer zufrieden! Was soll nun das bedeuten? Man ist einem Wegweiser dankbar, der einem viel Umwege gespart hat, aber man fragt doch den nächsten wieder. Ja, wenn man mit einem Philosophen zufrieden sein könnte! Dann wäre man ja am Ende."

„Aber nicht am Ziel?"

„Nein, wahrhaftig nicht."

Sie sahen einander an und hatten Freude aneinander. Sie nahmen das philosophische Gespräch nicht wieder auf, da sie beide fühlten, es sei dem andern nicht um Worte zu tun und sie müßten sich erst besser kennen, um weiter von solchen Dingen zu sprechen. Hans war es zumute, als hätte er unversehens einen Freund gefunden, doch wußte er nicht, ob der andere ihn ebenso ernst nahm, er hatte sogar ein mißtrauisches Gefühl, als sei Wirth trotz seiner sorglosen Offenheit viel zu sicher und fest, um sich leicht hinzugeben.

Es war das erstemal, daß er vor einem beinah Gleichaltrigen eine solche Achtung hatte und sich als den Nehmenden fühlte, ohne sich darüber zu empören.

Hinter schwarzen, mit Schnee gefleckten Ackerfurchen stiegen jetzt zwischen kahlen Obstbäumen helle Giebel eines Weilers auf. Dreschertakt und ein Kuhgebrüll tönte durch die Stille der leeren Felder herüber.

„Blaubachhausen," sagte Wirth und deutete auf das Dörfchen. Hans wollte Abschied nehmen und umkehren. Er nahm an, sein Bekannter wohne ärmlich und möge das nicht zeigen, oder das Dorf sei vielleicht seine Heimat und er hause dort bei Vater und Mutter.

„Nun sind Sie gleich zu Hause," sagte er, „und ich will nun auch umkehren und sehen, daß ich zum Mittagessen komme."

„Tun Sie das nicht," meinte Wirth freundlich. „Kommen Sie vollends mit und sehen Sie, wo ich wohne und daß ich kein Landstreicher bin, sondern eine ganz stattliche Bude habe. Essen können Sie im Dorf auch haben, und wenn Sie mit Milch zufrieden sind, können Sie mein Gast sein."

Es war so unbefangen angeboten, daß er gerne annahm. Sie stiegen jetzt einen Hohlweg zwischen Dornengestrüpp zum Dorf hinab. Beim ersten Hause war ein Brunnentrog, ein Knabe stand davor und wartete, bis seine Kuh genug getrunken habe. Das Tier wandte den Kopf mit den schönen, großen Augen nach den Herankommenden um, und der Knabe lief herüber und gab Wirth die Hand. Sonst war die Gasse winterlich leer und still. Es war Hans wunderlich, aus den Straßen und Hörsälen der Stadt unvermutet in diesen Dorfwinkel zu treten, und er wunderte sich auch über seinen Begleiter, der hier und dort lebte und heimisch schien und der den stillen, weiten Weg zur Stadt tagtäglich ein- oder mehrmal ging.

„Sie haben weit in die Stadt," sagte er.

„Eine Stunde. Wenn man dran gewöhnt ist, kommt es einem viel weniger vor."

„Und Sie leben wohl ganz einsam da draußen?"

„Nein, gar nicht. Ich wohne bei Bauersleuten und kenne das halbe Dorf."

„Ich meine, Sie werden wenig Besuch da haben — Studenten, Freunde —"

„Diesen Winter sind Sie der erste, der mich besucht. Aber im Sommersemester kam öfters einer heraus, ein Theolog. Er wollte Plato mit mir lesen, und wir haben auch angefangen und es drei, vier Wochen getrieben. Dann blieb er allmählich aus. Der Weg war ihm doch zu weit, er hatte ja auch in der Stadt noch Freunde, da verleidete es ihm. Für den Winter ist er jetzt in Göttingen."

Er sprach ruhig, fast gleichgültig, und Hans hatte den Eindruck, diesem Einsiedler könne Gesellschaft, Freundschaft, Bruch der Freundschaft wenig mehr anhaben. „Sind Sie nicht auch Theolog?" fragte er.

„Nein. Ich bin als Philolog eingetragen. Ich höre, außer dem indischen Kolleg, griechische Kulturgeschichte und Althochdeutsch. Nächstes Jahr, hoffe ich, gibt es ein Sanskrit-Seminar, da will ich teilnehmen. Sonst arbeite ich privatim und bin drei Nachmittage in der Woche auf der Bibliothek."

Sie waren vor Wirths Wohnung angekommen. Das Bauernhaus lag still und sauber mit weißem Verputz und rotgemaltem Fachwerk, von der Straße durch einen Obstgarten getrennt. Hühner liefen umher, jenseits des Hofes wurde auf einer großen Tenne Korn gedroschen. Wirth ging seinem Besucher voran ins Haus und die schmale Treppe hinauf, die nach Heu und getrocknetem Obst roch. Oben öffnete er in der halben Finsternis des fensterlosen Flurs eine Tür und machte den Gast auf die altväterisch hohe Schwelle aufmerksam, damit er nicht falle.

„Kommen Sie herein," sagte Wirth, „hier ist meine Wohnung."

Der Raum war, trotz seiner bäuerlichen Einfachheit, weit größer und behaglicher als Hansens Stadtzimmer. Es war eine sehr große Stube mit zwei breiten Fenstern. In einer ziemlich dunklen Ecke stand ein Bett und ein kleiner Waschtisch mit einem ungeheuren, grau und blauen Wasserkrug aus Steingut. Nahe bei den Fenstern und von beiden her beleuchtet stand ein sehr großer Schreibtisch aus Tannenholz, mit Büchern und Heften bedeckt, eine schlichte Holzstabelle dabei. Die eine, äußere Wand ward ganz von drei hohen, bis oben gefüllten Bücherständern eingenommen, an der Wand gegenüber stand ein gewaltiger braungelber Kachelofen, der reichlich geheizt war. Sonst war nur noch ein Kleiderschrank da und ein zweiter, kleiner Tisch. Auf diesem stand ein irdener Hafen voll Milch, daneben lag ein Holzteller mit einem Brotlaib.

Wirth brachte eine zweite Stabelle herbei und bat Hans zu sitzen. „Wenn Sie mit mir halten wollen," meinte er einladend, „so essen wir gleich. Die kalte Luft macht Hunger. Sonst bringe ich Sie ins Wirtshaus, ganz wie Sie wollen."

Hans zog es vor dazubleiben. Er bekam einen blau- und weißgestreiften Napf ohne Henkel, einen Teller und ein Messer. Wirth schenkte ihm Milch ein und schnitt ihm ein Stück Brot vom Laib, danach versorgte er sich selber. Er schnitt sein Brot in lange Streifen, die er in die Milch tauchte. Da er sah, daß seinem Besuch diese Art zu essen ungewohnt war, lief er nochmals hinaus und kam mit einem Löffel, den er ihm hinlegte.

Sie aßen schweigend, Hans nicht ohne Befangenheit. Als er fertig war und nichts mehr nehmen wollte, ging Wirth an den Schrank, brachte eine prächtige Birne und bot sie an: „Da hab' ich noch etwas für Sie, damit Sie mir nicht hungrig bleiben. Nehmen Sie nur, ich habe noch einen ganzen Korb voll. Sie sind von meiner Mutter, die schickt mir alle Augenblicke so was Gutes."

Calwer kam nicht aus der Verwunderung. Er war überzeugt gewesen, der Mann sei ein armer Schlucker und Stipendientheolog, nun hatte er erfahren, daß er lauter brotlose Künste treibe, und sah außerdem an dem stattlichen Bücherschatz, daß er nicht arm sein könne. Denn es war nicht eine ererbte oder aus zufälligen Geschenken entstandene Verlegenheitsbibliothek, die man mit sich schleppt und beibehält, ohne sie zu brauchen, sondern eine Sammlung guter, zum Teil ganz neuer Bücher in einfachen, anständigen Einbänden, alles offenbar in wenigen Jahren erworben. Der eine Ständer enthielt Dichter aller Völker und Zeiten bis zu Hebbel und sogar Ibsen, nebst den antiken Autoren. Alles andere war Wissenschaft, aus verschiedenen Gebieten, ein Fach voll ungebundener Sachen enthielt vieles von Tolstoi, eine Masse Broschüren und Reclambändchen.

„Wieviel Bücher Sie haben!" rief Hans bewundernd. „Auch einen Shakespeare. Und Emerson. Und da ist Rohdes ‚Psyche'! Das ist ja ein Schatz."

„Nun ja. Wenn Sachen dabei sind, die Sie lesen möchten und nicht selber haben, dann nehmen Sie nur mit! Es wäre ja schöner, wenn man ohne Bücher leben könnte, aber man kann es doch nicht."

Nach einer Stunde brach Hans auf. Wirth hatte ihm geraten, einen anderen, schöneren Weg nach der Stadt zurück zu gehen, und begleitete ihn nun eine kleine Strecke, damit er nicht irr gehe. Als sie auf die untere Dorfstraße kamen, schien Hans die Umgebung bekannt, als sei er schon einmal hier gewesen. Und als sie an einem modernen Wirtshaus mit einem großen Kastaniengarten vorübergingen, fiel jener Tag ihm plötzlich wieder ein. Es war in seiner ersten Zeit gewesen, gleich nach seinem Eintritt in die Verbindung, sie waren in Landauern herausgefahren und hatten hier im Garten gesessen, alle fidel und schon angetrunken, in einer lärmigen Fröhlichkeit. Er schämte sich. Damals war vielleicht jener Theolog, der nachher untreu wurde, bei Wirth gesessen, und sie hatten Plato gelesen.

Beim Abschied wurde er zum Wiederkommen aufgefordert, was er gerne versprach. Erst nachher fiel ihm ein, daß er seine Adresse nicht angegeben habe. Doch war er ja sicher, seinen neuen Bekannten im indischen Kolleg wieder zu treffen. Während des ganzen Heimwegs machte er sich neugierige Gedanken über ihn. Seine plumpe Kleidung, sein Wohnen da draußen bei Bauern, sein Mittagsmahl von Brot und Milch, seine Mutter, die ihm Birnen schickte, das alles paßte gut zusammen, aber es paßte nicht zu den vielen Büchern und nicht zu Wirths Reden. Gewiß war er auch älter als er aussah, und hatte schon manches erlebt und erfahren. Seine einfache, unbefangen freie Art zu sprechen, Bekanntschaft zu machen, sich im Gespräch herzugeben und doch in Reserve zu bleiben, war im Gegensatz zu seiner sonstigen Erscheinung beinahe weltmännisch. Unvergeßlich aber war sein Blick, der ruhige, klare, sichere Blick aus schönen, warmen, braunen Augen.

Auch was er über Schopenhauer und die indische Philosophie gesagt hatte, war zwar nicht neu, aber es klang ganz und gar erlebt, nicht wie gelesen oder auswendig gelernt. In Hansens Erinnerung

klang noch mit unbestimmt erregendem, mahnendem Ton wie das Nachsummen einer tiefen Saite das Wort, das jener von seinem „Ziel“ gesagt hatte.

Was war das für ein Ziel? Vielleicht dasselbe, das ihm selber noch so dunkel und doch als Ahnung schon da war, während jener es schon erkannt hatte und mit Bewußtsein verfolgte? Aber Hans meinte zu wissen, daß jeder Mensch sein eigenes Ziel habe, jeder ein anderes, und daß scheinbare Übereinstimmungen hier nur Täuschungen sein könnten. Immerhin war es möglich, daß zwei Menschen große Wegstrecken gemeinsam gingen und Freunde waren. Und er fühlte, daß er dieses Menschen Freundschaft begehrte, daß er zum erstenmal bereit war, sich einem anderen unterzuordnen und hinzugeben, eine fremde Überlegenheit willig und dankbar gelten zu lassen.

Etwas müde und durchfroren kam er in die Stadt zurück, als es schon dämmerte. Er ging nach Hause und ließ sich Tee machen, da erzählte ihm seine Wirtin, es sei zweimal ein Student dagewesen und habe nach ihm gefragt. Das zweitemal habe er sich Hansens Zimmer öffnen lassen und dort länger als eine Stunde auf ihn gewartet. Hinterlassen habe er nichts. Die Frau wußte seinen Namen nicht, beschrieb ihn aber so, daß Hans wußte, es war Erwin gewesen.

Tags darauf begegnete er ihm am Eingang der Aula. Erwin sah blaß und übernächtig aus. Er war in Couleur und in Gesellschaft von Bundesbrüdern, und als er Hans erkannte, wandte er das Gesicht und sah geflissentlich von ihm weg.

Hans überlegte sich, ob er ihn besuchen solle, kam aber zu keinem Entschluß. Er kannte Erwins Schwäche und Bestimmbarkeit wohl und zweifelte nicht daran, daß es nur auf ihn ankäme, um ihn wieder unter seinen Einfluß zu bringen. Doch wußte er selbst nicht, ob das für sie beide gut wäre. Daß Erwin ihn allmählich vergäße und im Umgang mit so vielen anderen selbständiger würde, war vielleicht doch die beste Lösung. Es tat ihm leid, keinen Freund mehr zu haben, und es war ihm sonderbar peinlich daran zu denken, daß ein ihm fremd Gewordener ihn so gut kennen und so viele Erinnerungen mit ihm gemeinsam haben solle. Aber lieber das, als ein so einseitiges Verhältnis gewaltsam weiterführen! Er gestand sich, daß es ihm ein wenig wohl tat, die Verantwortung für den allzu unselbständigen Freund los zu sein.

Dabei vergaß er, daß er noch vor vierzehn Tagen ganz anders gedacht hatte. Damals kam es ihm wie eine beschämende Niederlage vor, wenn Erwin das Bleiben in der Verbindung seiner Freundschaft vorzog, jetzt ließ ihn das kühl. Das beruhte zwar zum Teil einfach auf seiner augenblicklichen Zufriedenheit mit dem Leben, die ihn ruhig machte, weit mehr aber noch, und mehr als er selbst wußte, auf seiner jungen Bewunderung für Heinrich Wirth und auf seiner Hoffnung, an ihm einen neuen, ganz anders geliebten Freund zu bekommen. Erwin war ein Spielkamerad gewesen, der andere aber konnte ein wirklicher Teilnehmer an seinem Denken und Leben, ein Ratgeber, Führer und Weggefährte sein.

⌘ ⌘ ⌘

Indessen war es Erwin nicht wohl. Seine Kameraden mußten sein ungleiches erregtes Wesen bemerken, und einige fühlten heraus, daß Hans die Ursache war. Das ließ man ihn gelegentlich merken und einer, ein grober Patron, machte sich den Spaß, Erwins Freundschaft mit Hans eine „Liebschaft“ zu nennen und ihn zu fragen, ob er sich jetzt, da Hans Gott sei Dank weg sei, nicht endlich in ein Weib verlieben wolle, wie es unter gesunden Jungen Sitte sei. Die rasende Wut, in die Erwin darüber geriet, hätte beinah zu einer blutigen Rauferei geführt. Er stürzte sich auf den Spötter, den man ihm mit Gewalt entreißen mußte, und die älteren Kameraden fanden kein Mittel, ihn zu beruhigen, als daß sie den Ungezogenen zwangen, Erwin um Verzeihung zu bitten. Da die Verzeihung so erzwungen war und so wenig von Herzen kam wie die Bitte darum, blieb der Riß klaffen, und Erwin hatte nicht nur einen Feind, den er täglich sehen mußte, sondern fühlte sich auch von den anderen mit einem gewissen Mitleid behandelt, das ihm

alle Unbefangenheit nahm. Nun spielte er den Forschen nimmer nur sich selber, sondern ebensosehr den anderen vor, und es gelang ihm schlecht.

Am Tag jener Beleidigung hatte er die beiden Fehlgänge zu Hans getan. Nun nahm er ihm übel, daß er nicht zu finden gewesen war, und sah mit einer traurigen Genugtuung den Augenblick verpaßt, in welchem Beleidigung und frischer Zorn ihm einen kühnen, befreienden Schritt erleichtert hätten. Er ließ jetzt alles wieder gehen, wie es mochte, und es ging schlecht genug. Unter den Augen der Kameraden hielt er sich mit Gewalt aufrecht, indem er sich auf dem Hauboden und in der Reitschule besondere Mühe gab. Weiter reichte seine Kraft nicht, und da er sich bei den Kameraden beobachtet oder geschont fühlte und es doch zu Hause, bei der Arbeit oder auf einsamen Spaziergängen nicht lange aushielt, gewöhnte er sich daran, zu beliebigen Tagesstunden die Cafés und Trinkstuben aufzusuchen, da ein paar Gläser Bier, dort einen Schoppen Wein, hier ein Glas Likör zu nehmen, so daß er nahezu den größeren Teil seiner Zeit in einer wüsten Betäubung umher lief. Richtig betrunken sah man ihn nie, aber auch selten vollkommen nüchtern, und in kürzester Zeit hatte er einige von den bekannten Trinkergewohnheiten und Gebärden angenommen, die gelegentlich so komisch drollig, auf die Dauer aber traurig und scheußlich sind. Ein in Freude oder Zorn getrunkener Rausch kann befreiend, lustig und liebenswürdig sein, während der halbwache Dusel des Wirtshausbruders, der sein Leben auf eine bequeme, langsame, träge Weise zerstört, stets ein Jammer und Ekel ist.

Eine heilsame Unterbrechung brachten die Weihnachtsferien. Erwin reiste nach Hause und blieb, da er sich krank fühlte, noch eine Woche länger, ließ sich von der Mutter und Schwester pflegen und erfreute sie, die anfangs über sein verändertes Wesen erschrocken waren, durch eine fast knabenhaft hervorbrechende Zärtlichkeit, die einer Reue über seine Dummheiten und einem Zufluchtbedürfnis seines unbeständigen Gemüts entsprang.

Er hatte einigermaßen damit gerechnet, Hans Calwer würde die Feiertage ebenfalls im Heimatstädtchen zubringen und es werde sich hier eine Versöhnung oder doch eine Aussprache ergeben. Darin sah er sich enttäuscht. Calwer, dessen Eltern nicht mehr lebten, hatte die Ferien zu einer Reise benutzt. Erwin in seiner krankhaften Unselbständigkeit ließ es dabei bewenden und begann nach der Rückkehr zur Universität das alte Leben. Es war ihm in nüchternen Stunden ganz klar, daß sein Zustand unhaltbar sei, und er war eigentlich längst entschlossen, die rote Mütze abzulegen und sich zu Hans zu bekennen. Doch ließ er sich, in seinem Zustand von Selbstbedauern und Schwäche, immer wieder treiben und erwartete von außen, was er nur in sich selber finden konnte. Dazu kam noch eine neue Torheit, die ihn bald gefährlich festhielt.

Nach der Art verbummelnder Studenten, denen es sowohl an richtiger Arbeit wie an rechten Freunden fehlt, suchte er seine Zerstreuung immer mehr außerhalb seiner Gesellschaft und fand in geringen Kneipen, deren Besuch ihm eigentlich verboten war, den Umgang armer Teufel, entgleister Studenten und Sumpfhühner. Bei diesen Leuten gab es, neben gänzlichem Stumpfsinn, auch manche begabte und originelle Köpfe, die im Dunkel liederlicher Trinkstuben ein melancholisch-revolutionäres Geniewesen trieben und den Eindruck bedeutender Originalität machen konnten, da sie nichts anderes taten als ihrem sinnlosen Leben einen erklügelten Sinn unterzulegen. Hier blühten boshafter Witz, frappierend kecke Redensarten und ein unverhüllter Zynismus.

Als Erwin in einer kleinen, schäbigen Vorstadtkneipe zum erstenmal einige dieser Leute kennen lernte — es war bald nach Weihnachten — ging er mit Begier auf dies Unwesen ein. Er fand den Ton hier weit geistreicher als den Komment seiner Verbindung, und dabei merkte er doch, daß er hier als Mitglied einer angesehenen, farbentragenden Verbindung, trotz aller darüber gemachten Witze, einen gewissen Respekt genoß.

Natürlich wurde er gleich beim erstenmal geschröpft. Man fand ihn „verhältnismäßig genießbar", wenn auch „noch sehr junger Hund", und man tat ihm die



Hirtenpredigt. Gemälde von Erich Erler-Samaden.

Ehre an, ihn die Zeche für die kleine Tafelrunde bezahlen zu lassen.

Das alles war am Ende nicht schlimm und hätte ihn kaum länger als einige Abende gefesselt. Aber man nahm ihn, sobald er sich als guten Kerl und gelegentlichen Spendierer erwiesen hatte, in ein merkwürdiges Café „Zum blauen Husaren“ mit, wo man ihm unerhörte Genüsse in Aussicht gestellt hatte. Mit diesen Herrlichkeiten sah es nun zwar nicht allzu glänzend aus, die Bude war dunkel und schmierig, ein elendes, lichtscheues Loch mit einem alten Billard und schlechten Weinen, und die gefälligen Kellnerinnen waren nicht halb so verführerisch, als der arme Mühletal sich gedacht hatte. Immerhin atmete er hier eine diabolisch verdorbene Luft und genoß das mäßige und doch für Harmlose anziehende Vergnügen, mit schlechtem Gewissen an einem verpönten Ort zu weilen.

Und dann lernte er bei seinem zweiten Besuch im Blauen Husaren auch die Tochter der Wirtin kennen. Sie hieß Fräulein Elvira und führte das Regiment im Hause. Eine Art von bedauerlicher, gewissenloser Schönheit verlieh ihr Macht über die jungen Männer, die wie Fliegen auf den Leim gingen und über die sie unbedingt herrschte. Wenn ihr einer gefiel, setzte sie sich ihm auf den Schoß und küßte ihn, und wenn er arm war, gewährte sie ihm freie Zeche. War sie aber nicht bei Laune, so durfte auch der sonst Wohlgelittene sich keinen Scherz und keine Liebkosung erlauben. Wer ihr nicht paßte, den schickte sie fort und verbot ihm ganz oder zeitweise das Haus. Schwerbetrunkene ließ sie nicht herein, auch nicht wenn es Freunde waren. Anfänger, die noch den Eindruck schüchterner Unschuld machten, behandelte sie mütterlich; sie duldete nicht, daß ein solcher sich betrank oder von den anderen um Geld gebracht oder gehänselt wurde. Zuzeiten war ihr wieder alles verleidet, dann war sie den ganzen Tag unsichtbar oder saß unnahbar in einem Polstersessel und las Romane, wobei niemand sie stören durfte. Ihre Mutter fügte sich in alle ihre Launen und war froh, wenn es ohne Stürme abging.

Als Erwin Mühletal sie zum ersten Male sah, saß Fräulein Elvira in ihrem gepolsterten Schmollsessel, hatte einen schlecht gebundenen Jahrgang einer illustrierten Zeitschrift vor sich liegen, in dem sie unaufmerksam und nervös blätterte und schenkte den Gästen und ihrem Treiben keinen Blick. Ihre nur scheinbar nachlässige Frisur ließ das gepflegte, schöne, geschmeidige Haar weit über die Schläfen in das blasse, bewegliche und launische Gesicht hängen, schmale Lider mit langen Wimpern bedeckten die Augen. Ihre unbeschäftigte linke Hand lag auf dem Rücken einer großen, grauen Katze, die aus grünen, schrägen Augen schläfrig starrte.

Erst als Erwin mit seinen Begleitern längst mit Wein bedient und mit einem Würfelspiel beschäftigt waren, hob das Fräulein die Lider und betrachtete die neuen Gäste. Sie sah namentlich den Neuling an, und Erwin wurde verlegen unter ihrem unverhüllten, prüfenden Blick. Doch zog sie sich bald wieder hinter den Folianten zurück.

Aber als Erwin nach einer Stunde unbefriedigt aufstand, um zu gehen, erhob sie sich, zeigte ihre schlanke, biegsame Gestalt und nickte ihm, als er zum Abschied grüßte, fast unmerklich lächelnd und einladend zu.

Er ging verwirrt davon und konnte ihren zärtlichen, ironischen, versprechenden Blick und ihre feine, damenhafte Figur nicht vergessen. Er hatte nicht mehr den unbeirrt unschuldigen Blick, dem nur das fehlerlos Gesunde gefällt, und war doch unerfahren genug, das Gespielte für echt zu nehmen und in dem katzenhaften Fräulein zwar keinen Engel, aber dafür ein anziehend dämonisches Weib zu sehen.

Von da an suchte er, so oft er abends sich unkontrolliert seiner Gesellschaft entziehen konnte, den Blauen Husaren auf, um je nach der Laune Elviras ein paar aufregend glückliche Stunden oder Demütigung und Ärger zu haben. Sein Freiheitsverlangen, dem er seine einzige Freundschaft geopfert hatte und das auch die Gesetze und Pflichten seiner studentischen Vereinigung auf die Dauer lästig fand, unterwarf sich jetzt ohne Widerstand den Einfällen und Stimmungen eines koketten und herrschsüchtigen Mädchens, das dazu noch in einer widerwär-

tigen Höhle heimisch war und kein Geheimnis daraus machte, daß es zwar durchaus nicht jeden Beliebigen, aber doch mehrere, sei es nacheinander oder nebeneinander, lieben könne.

So ging Erwin den Weg, den schon mancher Besucher des Blauen Husaren gegangen war. Einmal forderte das Fräulein Elvira ihn auf, sie mit Champagner zu traktieren, ein andermal schickte sie ihn heim, da er Schlaf brauche; einmal war sie zwei, drei Tage für ihn unsichtbar, ein andermal bewirtete sie ihn mit guten Sachen und lieh ihm Geld.

Zwischenein empörte sich sein Herz und Verstand und schuf ihm verzweifelte Tage mit oft wiederholten Selbstanklagen und mit Entschlüssen, von denen er wußte, sie würden nicht zur Tat werden.

Eines Abends, nachdem er Elvira ungnädig gefunden hatte und unglücklich durch die Gassen strich, kam er an Hansens Wohnung vorbei und sah Licht in dessen Fenster. Er blieb stehen und sah mit Heimweh und Scham hinauf. Hans saß oben am Klavier und spielte aus Lohengrin, die Musik drang in die ruhige, dunkle Gasse heraus und hallte in ihr wider, und Erwin ging auf und ab und hörte zu, wohl eine Viertelstunde lang. Nachher, als das Klavier verstummt war, fehlte nicht viel, so wäre er hinaufgegangen. Da erlosch das Licht im Fenster, und bald darauf sah er seinen Freund, wie er in Begleitung eines großen, unfein gekleideten jungen Menschen das Haus verließ. Erwin wußte, daß Hans nicht jedem Beliebigen Lohengrin vorspielte.

Also hatte er schon wieder einen Freund gefunden!

4.

In der Wohnung des Studiosus Wirth in Blaubachhausen saß Hans am braunen Kachelofen, indes Wirth in der geräumigen, niederen Stube auf und ab ging.

„Nun denn,“ sagte Wirt, „das ist bald erzählt. Ich bin ein Bauernsohn, wie Sie wohl schon gemerkt haben. Aber allerdings war mein Vater ein besonderer Bauer. Er hat einer bei uns verbreiteten Sekte angehört und sein ganzes Leben, soweit ich davon weiß, damit hingebracht, den Weg zu Gott und zu einem richtigen Leben zu suchen. Er war wohlhabend, fast reich und besorgte seine große Wirtschaft gut genug, daß sie trotz seiner Gutmütigkeit und Wohltätigkeit eher zu- als abnahm. Das war ihm aber nicht die Hauptsache. Viel wichtiger war ihm das, was er das geistliche Leben nannte. Das nahm ihn beinahe ganz in Anspruch. Er ging zwar regelmäßig in die Kirche, war aber mit dieser nicht einverstanden, sondern fand seine Erbauung bei Sektenbrüdern in Laienpredigt und Bibelauslegung. In seiner Stube hatte er eine ganze Reihe Bücher: kommentierte Bibeln, Betrachtungen über die Evangelien, eine Kirchengeschichte, eine Weltgeschichte und eine Menge erbaulicher, zum Teil mystischer Literatur. Böhme und Eckart kannte er nicht, aber die deutsche Theologie, einige Pietisten des XVII. Jahrhunderts, namentlich Arnold, und dann noch einiges von Swedenborg.

„Es war beinah ergreifend, wie er mit ein paar Glaubensbrüdern sich einen Weg durch die Bibel suchte, immer einem geahnten Licht nachspürend und immer im Gestrüpp irrgehend, und wie er mit zunehmendem Alter immer besser spürte, daß zwar sein Ziel das richtige, sein Weg aber der falsche sei. Er fühlte, daß es ohne methodisches Studieren nicht gehe, und da ich schon früh auf seine Sache einging, setzte er auf mich seine Hoffnung und dachte, wenn er mich studieren ließe, müsse andächtiges Suchen und wirkliche Wissenschaft zusammen doch zu einem Ziel führen. Es tat ihm leid um seinen Hof, und der Mutter noch mehr, aber er brachte das Opfer doch und schickte mich in städtische Schulen, obwohl ich als einziger Sohn den Hof hätte übernehmen müssen. Schließlich starb er, noch ehe ich Student war, und es war ihm vielleicht besser, als wenn er es erlebt hätte, daß ich weder ein Reformator und Schriftausleger, noch auch nur ein richtiger Christ in seinem Sinn wurde. In einem etwas anderen Sinn bin ich es ja, aber er hätte das kaum verstanden.

„Nach seinem Tod wurde der Hof verkauft. Die Mutter machte vorher noch Versuche, mich wieder zum Bauer zu

überreden, aber ich war schon entschieden, und so gab sie sich ungern darein. Sie zog zu mir in die Stadt, hielt es aber kaum ein Jahr lang aus. Seither lebt sie daheim in unserem Dorf bei Verwandten, und ich besuche sie jedes Jahr für ein paar Wochen. Ihr Schmerz ist jetzt, daß ich kein Brotstudium treibe und daß sie keine Aussicht hat, mich bald als Pfarrer oder Doktor oder Professor zu sehen. Aber sie weiß noch vom Vater her, daß denen, die der Geist treibt, nicht mit Bitten und nicht mit Gründen zu helfen ist. So oft ich ihr davon erzähle, daß ich den Leuten hier bei der Ernte oder beim Mosten oder Dreschen geholfen habe, wird sie nachdenklich und stellt sich mit Seufzen vor, wie schön es wäre, wenn ich das als Herr auf unserem Hof täte, statt so bei fremden Leuten ein ungewisses Leben zu führen."

Er lächelte und blieb stehen. Dann seufzte er leicht und sagte: „Ja, es ist sonderbar. Und schließlich weiß ich nicht einmal, ob ich nicht doch einmal als Bauer sterbe. Vielleicht kommt es doch noch so, daß ich eines Tages ein Stück Land kaufe und das Pflügen wieder lerne. Wenn einmal ein Beruf sein muß und wenn man nicht gerade ein Ausnahmemensch ist, gibt es doch am Ende nichts Besseres, als das Feld bestellen."

„Warum denn?" rief Hans.

„Warum? Weil der Bauer sein Brot selber sät und erntet und der einzige Mensch ist, der direkt von seiner Hände Arbeit leben kann, ohne Tag für Tag seine Arbeit in Geld und das Geld wieder auf Umwegen in Nahrung und Kleidung zu verwandeln. Und auch darum, weil seine Arbeit immer einen Sinn hat. Was der Bauer tut, das ist fast alles notwendig. Was andere Leute tun, ist selten notwendig, und die meisten könnten gerade so gut etwas anderes treiben. Ohne Frucht und Brot kann niemand leben. Aber ohne die meisten Handwerke, Fabriken, auch ohne Wissenschaft und Bücher, könnte man ganz gut leben, viele wenigstens."

„Ja nun. Aber schließlich läuft der Bauer, wenn ihm was fehlt, zum Arzt, und die Bäuerin, wenn sie einen Trost haben muß, zum Pfarrer."

„Manche schon, aber nicht alle. Jedenfalls brauchen sie den Tröster mehr als den Arzt. Ein gesunder Bauernschlag kennt nur ganz wenige Krankheiten, und für die gibt es Hausmittel, und schließlich stirbt man eben. Aber den Pfarrer oder statt seiner einen anderen Ratgeber, das brauchen die meisten. Darum will ich auch nicht wieder Bauer werden, ehe ich nicht Rat geben kann, mindestens mir selber."

„Das ist also Ihr Ziel?"

„Ja. Haben Sie ein anderes? Dem Unverständlichen gewachsen sein, den Tröster in sich selber haben, das ist alles. Dem einen hilft Erkennen, dem anderen Glauben, und mancher braucht beides, und den meisten hilft beides nicht viel. Mein Vater hat es auf seine Art probiert und ist fehlgegangen, wenigstens hat er eine vollkommene Ruhe nie erreicht."

„Ich glaube, die erreicht niemand."

„O doch. Denken Sie an Buddha! Und dann an Jesus. Was die erreicht haben, meine ich, dazu sind sie auf so menschlichen Wegen gekommen, daß man denken sollte, es müsse jedem möglich sein. Und ich glaube, es haben schon sehr viele Menschen das erreicht, ohne daß man davon weiß."

„Glauben Sie wirklich?"

„Gewiß. Die Christen haben Heilige und Selige. Und die Buddhisten haben ja auch viele Buddhas, die für ihre Person die Buddhaschaft, die Vollendung und vollkommene Erlösung, gewonnen haben. Sie stehen darin dem großen Buddha ganz gleich, nur hat er das weitere getan, daß er seinen Erlösungsweg der Welt mitgeteilt hat. Ebenso hat Jesus seine Seligkeit und innere Vollendung nicht für sich behalten, sondern seine Lehre gegeben und ihr sein Leben zum Opfer gebracht. Wenn er der vollkommenste Mensch war, so wußte er auch, was er damit tat, und er wie jeder von den großen Lehrern hat ausdrücklich das Mögliche gelehrt, nicht das Unmögliche."

„Nun ja. Ich habe darüber wenig nachgedacht. Man kann ja dem Leben diesen oder jenen Sinn beilegen, um sich zu trösten. Aber es ist doch eine Selbsttäuschung."

„Lieber Herr Calwer, damit kommen

wir nicht weit. Selbsttäuschung ist ein Wort, Sie können statt dessen Mythus, Religion, Ahnung, Weltanschauung sagen. Was ist denn wirklich? Sie, ich, das Haus, das Dorf? Warum? Diese Rätsel sind unlösbar, selbstverständlich, aber sind sie denn so wichtig? Wir fühlen uns selbst, wir stoßen mit dem Körper an andere Körper und mit dem Verstand an Rätsel. Es gilt nicht, die Wand wegzuschaffen, sondern die Tür zu finden. Der Zweifel an der Realität der Dinge ist ein Zustand; man kann in ihm verharren, aber man tut es nicht, wenn man denkt. Denn Denken ist kein Verharren, sondern Bewegung. Und für uns kommt es nicht darauf an, das als unlösbar Erkannte zu lösen."

„Ja, wenn wir aber doch einmal die Welt nicht erklären können, wozu dann noch denken?"

„Wozu? Um zu tun, was möglich ist. Wenn jeder sich so bescheiden wollte, dann hätten wir keinen Kopernikus und keinen Newton, auch keinen Plato und Kant. Es ist Ihnen ja auch nicht ernst damit."

„Allerdings, so nicht. Ich meine nur, von allen Theorien sind die über die Ethik am gefährlichsten."

„Ja. Aber ich sprach nicht von Theorien, sondern von Menschen, deren Leben eine Problemlösung, also eine Erlösung bedeutet. Aber wir sind noch zu weit auseinander; wir müssen uns erst besser kennen, dann findet sich schon ein Boden, auf dem wir uns richtig verstehen."

„Ja, das hoffe ich. Wir sind wirklich weit auseinander, das heißt, Sie sind mir weit voraus. Sie fangen schon an zu bauen, und ich bin noch am Einreißen und Platzschaffen. Ich habe noch nichts gelernt, als mißtrauisch sein und analysieren, und weiß noch nicht, ob ich je etwas anderes können werde."

„Wer weiß? Sie haben mir gestern vorgespielt und aus ein paar Proben und Stücken mir eine Vorstellung von einem Kunstwerk gegeben, so daß ich wirklich etwas davon hatte. Das ist schon nicht mehr Analyse. — Aber kommen Sie jetzt, wir wollen noch hinausgehen, eh' es dunkel wird."

Sie traten miteinander aus dem Hause in den kalten, sonnenlosen Januarnachmittag und suchten auf rauh gefrorenen Feldwegen einen Hügel auf, wo fein verästete Birken standen und eine Aussicht auf zwei Bachtäler, die nahe Stadt und entfernte Dörfer und Höhen sich auftat.

Als sie wieder ins Sprechen kamen, war es über persönliche Angelegenheiten. Hans erzählte von seinen Eltern, von seiner burschikosen Zeit, von seinen bisherigen Studien. Sie stellten fest, daß Wirth beinahe vier Jahre älter war als Hans. Dieser ging neben Wirth her mit dem beinahe ängstlichen Gefühl, daß dieser Mensch ihm zum Freund bestimmt und daß es doch noch nicht und vielleicht noch lange nicht Zeit sei, davon zu reden. Er empfand, daß sein Bekannter ihm im Wesen unähnlich sei, und daß eine Freundschaft mit ihm nicht auf Annäherung und Vermischung, sondern nur darauf beruhen könne, daß jeder im Bewußtsein seiner eigenen Art dem anderen in Freiheit sich näherte und Rechte zugestand.

Und dabei fühlte Hans sich seiner selbst weniger sicher als jemals. Seit dem Erwachen seines Bewußtseins war er sich als ein nicht zur Menge gehörender, von allen anderen genau unterschiedener, sehr deutlich geprägter Mensch erschienen; es war ihm auch immer lästig gewesen, sich so jung zu wissen. Statt dessen kam er sich jetzt, Wirth gegenüber, unfertig und wirklich jung vor. Er merkte nun auch wohl, daß seine Überlegenheit über Erwin Mühletal und andere Kameraden ihm eine falsche Sicherheit verliehen hatte und von ihm mißbraucht worden war. Diesem Heinrich Wirth gegenüber genügte es nicht, ein wenig geistreich und dialektisch geschickt zu sein. Hier mußte er sich selbst ernster nehmen, bescheidener sein, seine Hoffnungen nicht wie Erfüllungen hinstellen. Diese Freundschaft würde denn auch kein Spiel und Luxus mehr sein, sondern ein Zusammenfassen und beständiges Messen seiner Kraft und seines Wertes am anderen. Wirth war ein Mensch, dem alle Probleme im Denken und Leben schließlich zu ethischen Aufgaben wurden, und Hans empfand nicht ohne Peinlichkeit, daß das eine ganz andere Rüstung war als sein geistiger Habitus, der allzu viel Schöngeisterei an sich hatte.

Wirth machte sich weniger Gedanken. Er spürte wohl, daß Hans ein Bedürfnis nach Freundschaft habe, und hieß ihn im Herzen willkommen. Aber Hans war nicht der erste, der sich ihm so näherte, und er machte sich im voraus darauf gefaßt, eines Tages auch ihn wieder abfallen zu sehen. Vielleicht war Calwer auch einer von den vielen, die „sich für seine Ziele interessierten", und Interesse war nicht das, was Wirth brauchte, sondern lebendiges Mitleben, Opfer, Hingabe. Was er sonst von niemand beanspruchte, würde er von einem Freund verlangen müssen. Doch zog ihn immerhin eine absichtslose, sanft zwingende Neigung zu Hans. Der hatte etwas, was Wirth fehlte und darum doppelt hoch schätzte, ein angeborenes Verhältnis zum Schönen, keinem Zwecke Dienenden, zur Kunst. Die Kunst war das einzige Gebiet des höheren Lebens, dem er mit Bedauern fremd geblieben war und von dem er doch ahnte, es berge Erlösung. Darum sah er in Hans nicht einen Schüler, der ihm einiges ablernen und dann weitergehen würde, sondern fühlte die Möglichkeit und Hoffnung, selbst von ihm zu lernen und einen Wegweiser an ihm zu haben.

Gedankenvoll nahmen sie voneinander Abschied, ohne einen herzlichen Ton zu finden. Sie waren sich allzu schnell nahe gekommen und empfanden beide ein instinktives Widerstreben vor der Hingabe und dem Augenblick vollkommener Offenheit, ohne den keine Bekanntschaft zur Freundschaft wird.

Nach hundert Schritten wendete Hans sich um und sah dem anderen nach, in der halben Hoffnung auch er möchte zurückschauen. Aber dieser ging mit gleichmäßigem Schritt davon, seinem Dorf und der frühen Abenddämmerung entgegen, und sah ganz aus wie ein bewährter Mann, der seinen harten Weg allein so sicher geht wie zu zweien und sich von Neigungen und Wünschen nicht leicht beirren läßt.

‚Er geht wie in einer Rüstung' dachte Hans und spürte ein brennendes Verlangen, diesen wohl Bewehrten dennoch heimlich zu treffen und durch einen unbewachten Spalt zu verwunden. Und er beschloß zu warten und zu schweigen, bis auch dieser Zielbewußte einmal schwach und menschlich und liebebedürftig wäre. Seine Hoffnung und sein Verlangen und Leiden war, ohne daß er es wußte oder daran dachte, beinah genau von derselben Art wie vor langer Zeit, in Knabenzeiten, die Werbung und sehnliche Geduld, mit der ihn damals Erwin verfolgt hatte. An ihn dachte Hans heute nicht und überhaupt nicht mehr viel. Er wußte nicht, daß einer um ihn und durch seine Schuld litt und in der Irre ging.

⁂ ⁂ ⁂

Erwin war noch immer in das Fräulein Elvira verliebt oder glaubte es zu sein. Trotzdem lag er seinem Lasterleben mit einer gewissen Vorsicht ob und hatte neuerdings wieder häufig Stunden der Abrechnung und der guten Vorsätze. Sein eigentliches Wesen, so sehr es im Augenblick betäubt und hilflos lag, wehrte sich heimlich gegen die unsäuberliche Umgebung mit einem moralischen Übelbefinden. Die launenhafte Elvira erleichterte ihm das, indem sie sich meistens spröd und bissig zeigte und zwei, drei anderen Stammgästen vor ihm den Vorzug gab.

In manchen Augenblicken meinte Erwin, das alles schon hinter sich zu haben und den Rückweg zu Selbstachtung und Behagen zu wissen. Es brauchte ja nur einen kräftigen Entschluß, eine kurze Zeit standhafter Enthaltung, vielleicht eine Beichte. Allein das alles kam keineswegs von selber, und der noch gar zu knabenhafte Entgleiste mußte zu seinem Schrecken erfahren, daß begonnene üble Gewohnheiten sich nicht wechseln lassen wie ein Hemd, und daß das Kind sich erst schmerzlich verbrannt haben muß, ehe es das Feuer kennt und meidet. Er glaubte allerdings verbrannt genug zu sein und Elend genug gekostet zu haben, aber darin täuschte er sich sehr. Es waren ihm noch Bitternisse vorbehalten, die er sich nicht vorgestellt hatte.

Eines Tages besuchte ihn, als er noch im Bett lag, sein Leibbursch, ein flotter und eleganter Student, den er anfangs gern gehabt hatte. In der letzten Zeit war aber sein Verhältnis zur ganzen Gesellschaft so gespannt und künstlich geworden, daß ein persönlicher Verkehr auch

mit einzelnen kaum mehr bestanden hatte. Darum erweckte ihm der unerwartete Besuch Unbehagen und Mißtrauen.

„Servus, Leibbursch,“ rief er, künstlich gähnend, und setzte sich im Bett aufrecht.

„Wie geht's denn, Kleiner? Noch im Bett?“

„Ja, ich steh' gleich auf. Ist denn heut Hauboden?“

„Das mußt Du selber wissen.“

„Na ja.“

„Nun hör' mal zu, Kleiner! Mir scheint, es gibt einige Sachen, die Du zu meinem Erstaunen nicht selber weißt. Da muß ich mal ein bißchen revidieren.“

„Grade jetzt?“

„Es wird am besten sein. Ich hätte Dir's schon dieser Tage gesagt, aber Du bist ja nie zu Haus. Und im Goldenen Stern möchte ich Dich doch nicht aufsuchen.“

„Im Goldenen Stern? Wieso?“

„Junge, mach keine unnötigen Sprünge! Du bist zweimal im Goldenen Stern gesehen worden, und Du weißt, daß Dir das Lokal verboten ist.“

„Ich war nie in Couleur dort.“

„Das will ich hoffen! Du sollst aber überhaupt nicht hingehen, und auch nicht in den Walfisch. Und Du sollst auch nicht mit stud. med. Häseler verkehren, den kein anständiger Mensch mehr ansieht, und auch nicht mit dem stud. phil. Meyer, der vor drei Semestern bei den Rhenanen wegen Falschspiel gewimmelt worden ist und bei zwei Forderungen gekniffen hat.“

„Herrgott, das konnte ich ja nicht wissen.“

„Desto besser, wenn Du's nicht gewußt hast. Die Tatsache, daß Du den Umgang dieser Herren dem mit Deinen Bundesbrüdern vorziehst, wird für uns dadurch ein bißchen weniger beschämend.“

„Du weißt ganz gut, warum ich mich von den Kameraden etwas ferngehalten habe.“

„Ja, die Geschichte mit Calwer —“

„Und die Art, wie ich bei Euch beleidigt worden bin —“

„Bitte, das war einer, zugegeben ein Grobian, und er hat Abbitte getan.“

„Ja, was soll ich denn tun? Dann trete ich eben aus.“

„Das ist schnell gesagt. Aber wenn Du ein anständiger Kerl bist, tust Du das nicht. Du mußt nicht vergessen, daß Du nicht Calwer bist. Bei dem lag der Fall anders. Sein Austritt war uns ja peinlich, aber — alle Achtung — der Mensch war einwandfrei. Bei Dir steht es ein wenig anders.“

„So? Bin ich nicht einwandfrei?“

„Nein, Kleiner, es tut mir leid. Übrigens laß jetzt das Heftigwerden womöglich, mir zulieb. Mein Besuch ist nicht offiziell, wie Du vielleicht meinst, ich kam ganz freundschaftlich. Also sei gescheit! — Siehst Du, wenn Du jetzt bei uns austreten wolltest, wäre es nicht sehr fein von Dir, denn Du hast Dummheiten gemacht und solltest das zuerst wieder in Ordnung bringen. Dazu gehört nicht viel. Ein paar Wochen tadellose Haltung, weiter nichts. Dann vergehen Dir auch die unnützen Gedanken. Schau, es ist schon vielen so gegangen wie Dir, Deine kleinen Exzesse sind ja noch harmlos, und es sind viel bösere Sachen schon wieder in Ordnung gebracht worden. — Und dann, um auch das zu sagen, könnte es für Dich peinlich werden, wenn Du jetzt austreten wolltest.“

„Warum?“

„Begreifst Du nicht? Man könnte Dir dann zuvorkommen.“

„Du meinst, mich hinausschmeißen? Weil ich ein paarmal im Goldenen Stern war?“

„Ja, es wäre ja eigentlich kein Grund. Aber, weißt Du, im Notfall würde man es vielleicht doch tun. Es wäre schroff, auch ungerecht, aber Du könntest nichts dagegen tun. Und dann wärst Du fertig. Es mag ja Spaß machen, gelegentlich mit so ein paar defekten Existenzen einen Schoppen zu trinken, aber auf sie angewiesen sein — nein, das wäre schlimm, auch für robustere Naturen als Deine.“

„Aber was soll ich denn tun?“

„Gar nichts, als den Verkehr dort abbrechen. Du brauchst auch kein Verhör zu fürchten. Ich werde sagen, Du habest eingesehen, daß Dein Verhalten in letzter Zeit zu wünschen übrig ließ, und mir versprochen, es sofort und gründlich gut zu machen. Dann ist alles erledigt.“

„Wenn ich aber doch nicht zu Euch

passe und mich bei Euch nicht wohl fühle?"

„Das ist Deine Sache. Ich weiß nur, es ist schon vielen so gegangen und sie sind es vollkommen wieder losgeworden. So wird's Dir auch gehen. Und wenn es schließlich nicht anders geht, kannst Du immer noch austreten. Aber jetzt nicht, unter keinen Umständen."

„Das sehe ich ein. Ich bin Dir auch dankbar, daß Du mir helfen willst, wirklich. Also ich werde nimmer in den Stern gehen und mir Mühe geben, Euch zufrieden zu stellen. Genügt das?"

„Meinetwegen. Nur mußt Du, bitte, daran denken, daß ich — — ich wollte sagen, ich habe die dumme Sache jetzt quasi auf mich genommen, damit Dir eine offizielle Mahnung erspart bleibt. Natürlich kann ich das nur einmal tun, das siehst Du ja ein. Wenn Du je wieder —"

„Selbstverständlich. Du hast jetzt schon mehr getan, als Du tun mußtest."

„Nun gut. Jetzt nimm Dich eben ein wenig zusammen: zeig' Dich häufiger bei uns, auch wenn nichts Offizielles los ist, geh' öfter mit ins Café und zum Bummeln und gib Dir auf dem Hauboden Mühe. Dann ist ja alles gut."

Das war freilich Erwins Absicht nicht. Er fand, es sei alles schlimmer geworden, und hatte weder die Hoffnung noch die Absicht, eine befriedigende Laufbahn als Couleurstudent zu vollenden. Er nahm sich vor, nur noch solange in der Verbindung zu bleiben, bis er mit Anstand und Ehren freiwillig gehen könnte, etwa bis zum Schluß des Semesters.

Er mied denn auch, ohne sie zu vermissen, jene verbotenen Kneipen und ihre Stammgäste von nun an vollkommen. Allerdings mit Ausnahme des Blauen Husaren. Den suchte er schon nach wenigen Tagen wieder auf, wenn auch mit der halben Absicht, es einen Abschiedsbesuch sein zu lassen. Da hatte er aber nicht mit Elvira gerechnet. Die merkte sofort, wie es um ihn stand, und war an jenem Tag so lieb und zugänglich, daß er gleich am folgenden wiederkam. Da lockte sie ihm das Geheimnis seiner Sorgen ohne Mühe ab. Sie riet ihm sehr dringend, ja in seiner Verbindung zu bleiben, sonst möge sie ihn gar nimmer sehen.

So stahl er sich mit Diebesgefühlen immer wieder in das schlimme Haus und geriet so tief wie je unter die Gewalt des Mädchens. Und kaum war sie seiner wieder ganz sicher, da waren auch alle Launen wieder da. Darauf machte er in Zorn und wirklicher Erbitterung ihr eine heftige Szene, jedoch mit üblem Erfolg. Sie ließ ihn toben und brachte still ein kleines, unsauberes Büchlein zum Vorschein, in dem waren seine Zechschulden und die gelegentlich erhaltenen baren Darlehen, an die er längst nimmer gedacht und deren früher von ihm angebotene Rückzahlung sie damals lachend abgelehnt hatte, Summe auf Summe gebucht und machten einen ganz erstaunlich hohen Betrag aus. Es war oft an vergnügten Abenden Champagner und teurer Wein getrunken worden, ohne daß er ihn ausdrücklich bestellt hätte, und die Zechbrüder hatten fleißig mitgehalten und ihn einschenken lassen. Auch diese Flaschen und Bouteillen standen alle wohlgezählt hier in dem kleinen Büchlein und blickten ihn treulos grinsend an. Die ganze Summe war viel zu groß, als daß er sie, wenn auch allmählich, aus seinem monatlichen Gelde hätte abzahlen können, und außerdem waren das leider nicht seine einzigen Schulden.

„Stimmt das oder nicht?" fragte Fräulein Elvira mit stiller Majestät. Sie war ganz darauf gefaßt, daß er protestieren werde, und hätte äußerstenfalls einen guten Teil wieder gestrichen. Allein Erwin protestierte nicht.

„Ja, es wird schon so sein," sagte er ergeben und kleinmütig. „Verzeih, ich hatte daran im Augenblick gar nicht gedacht. Natürlich will ich es sobald wie möglich bezahlen. Kannst Du noch ein wenig warten?"

Dieser Erfolg übertraf ihre Erwartungen so sehr, daß sie gerührt wurde und ihn mütterlich streichelte.

„Siehst Du," sagte sie mild, „es ist nicht bös gemeint. Ich wollte Dich nur dran erinnern, daß ich nicht bloß Schimpfworte bei Dir zugute habe. Wenn Du brav bist, dann bleibt das Büchlein ruhig, wo es ist, ich brauche das Geld nicht,

und wenn es mir einfällt, werf' ich's ins Feuer. Aber wenn Du nimmer zufrieden bist und mich aufregst, dann könnte es passieren, daß ich einmal über Deine Rechnung mit den Herren von Deiner Verbindung rede."

Erwin wurde blaß und starrte sie an.

„Na," lachte sie, „Du mußt keine Angst haben."

Das kam zu spät. Er hatte Angst, er wußte nun, daß er im Garn war und seine Tage von der Gnade einer Spekulantin fristete.

„Ja, ja," sagte er und lächelte blöde. Und dann ging er demütig und traurig fort. Sein bisheriges Elend, das sah er jetzt wohl, war eine Kinderei gewesen und seine Verzweiflung lächerlich. Nun wußte er plötzlich, wohin ein bißchen Leichtsinn und Torheit führen kann, und sah die Umgebung, in die er mit ebensoviel Harmlosigkeit wie bösem Gewissen geraten war, auf einmal in unbarmherzig grellem Licht.

Jetzt mußte etwas geschehen. Mit der Schlinge um den Hals herumlaufen konnte er nicht. Und alles Unsäuberliche und Verfehlte dieser paar Monate, das gestern noch einen Schein von Liebenswürdigkeit und Unverbindlichkeit getragen hatte, umgab ihn jetzt unversehens scheußlich und übermächtig, wie der Sumpf einen umgibt, der nach ein paar tastenden, noch halb sorglosen Schritten plötzlich bis zum Halse einsinkt.

Früher hatte Erwin, wie jeder junge Mensch von einigem Leichtsinn, gelegentlich in Katerstunden den Gedanken vor sich spielen lassen, daß man ja, wenn alle Freude zu Ende wäre, einen Revolver nehmen und ein Ende machen könne. Jetzt, wo die Not da war, war auch dieser schlechte Trost verflogen und tauchte nicht einmal als Möglichkeit mehr auf. Es galt jetzt nicht, eine letzte Feigheit zu begehen, sondern eine schlimme, ärgerliche Reihe von dummen Streichen mit aller Verantwortung auf sich zu nehmen und womöglich abzubüßen. Er war aus einem traumhaften, verantwortungslosen, unbegreiflichen Dämmerzustand erwacht und dachte keinen Augenblick daran, wieder einzuschlafen.

Die Nacht verbrachte er mit Pläneschmieden. Allein so notwendig es war, nach Hilfe zu suchen, noch mächtiger trieb es ihn dazu, immer wieder und immer noch einmal mit Verwunderung und Grausen das Unbegreifliche zu betrachten. War er denn in ein paar Wochen ein ganz anderer Mensch geworden? War er blind gewesen? Er spürte ein Grausen darüber, aber er wußte, es war ein nachträglicher Schrecken, die Gefahr war vorbei. Nur mußte um jeden Preis diese Geldschuld sofort abgetan werden, alles andere würde von selber kommen.

Am Morgen war sein Plan fertig.

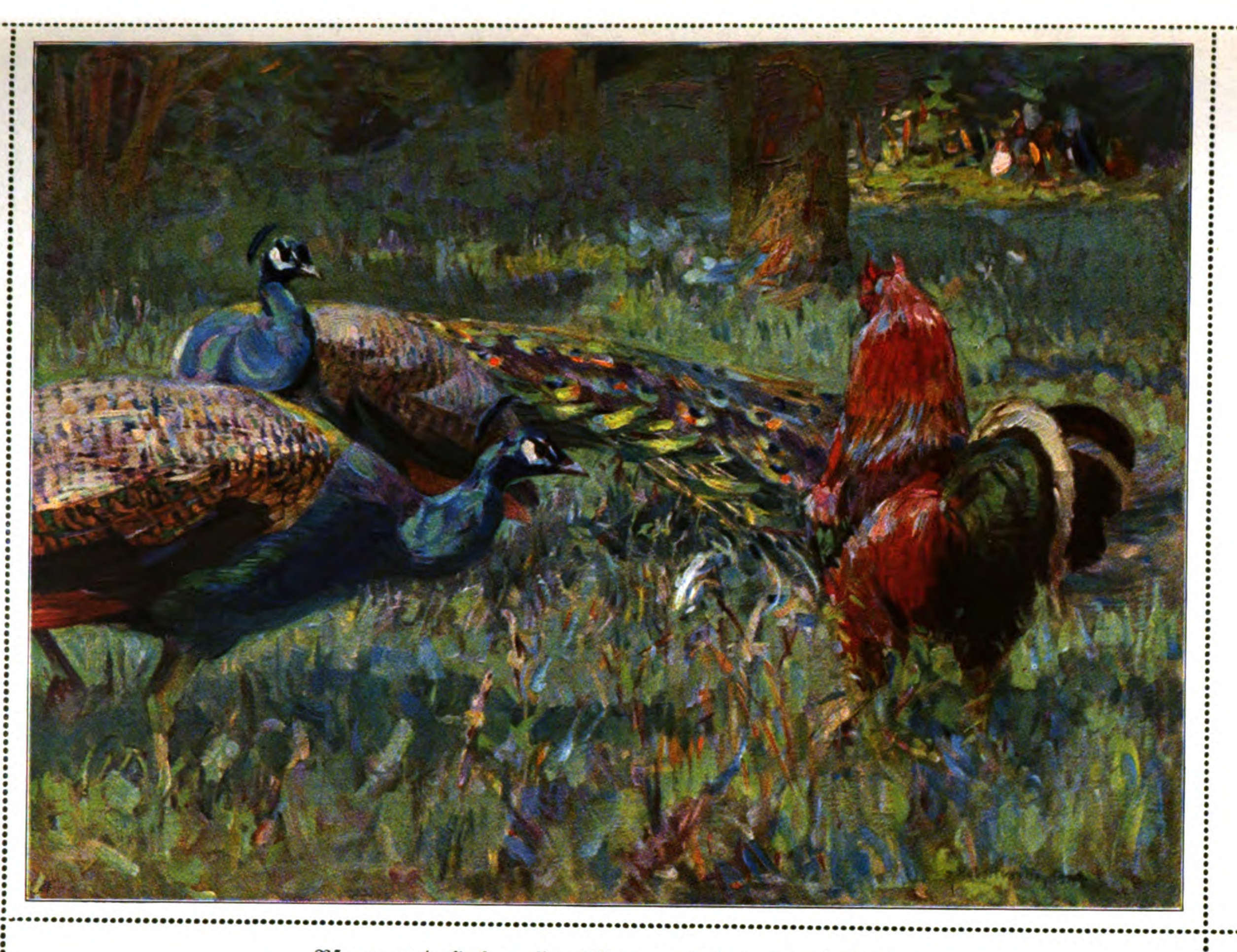
Er ging zu seinem Leibburschen, den er beim Rasieren antraf. Der erschrak über sein Aussehen und fürchtete, es sei ein Unglück im Gang. Erwin bat ihn, er möchte ihn für einen oder zwei Tage entschuldigen, da er sofort verreisen müsse.

„Ist Dir jemand gestorben?" fragte der andere teilnehmend, und Erwin nahm in der Eile die so angebotene Notlüge willig an. „Ja," sagte er rasch. „Aber ich kann jetzt keine Auskunft geben. Spätestens übermorgen bin ich wieder da. Sei so gut und entschuldige mich in der Fechtstunde! Später erzähl' ich Dir dann. Also danke schön und adieu!"

Er lief fort und zur Eisenbahn. Nachmittags kam er im Heimatstädtchen an ging schnell, auf Umwegen das Haus seiner Mutter vermeidend, in die Schreibstube seines Schwagers. Der war Teilhaber an einer kleinen Fabrik und der einzige Mensch, an den sich Erwin zurzeit um Geld wenden konnte.

Der Schwager war nicht wenig überrascht, ihn da zu sehen, und wurde ziemlich kühl, als er sofort erklärte, er sei in einer Geldverlegenheit gekommen. Dann setzten sie sich beide in einem Nebenzimmer einander gegenüber, und Erwin sah dem Mann seiner Schwester, für den er nie viel Interesse gehabt hatte, mit Verlegenheit in das bescheidene, solide Gesicht. Aber einmal mußte er sich doch wehe tun und büßen, also tat er es lieber gleich jetzt, und nach einigem Atemholen gab er sich preis und legte dem erstaunten Kaufmann eine vollkommene Beichte ab. Sie dauerte, mit kurzen Zwischenfragen, eine gute Stunde.

Darauf folgte eine peinliche Pause.



Pfauen und Hahn. Gemälde von Hubert von Heyden.

und wenn es mir einfällt, werf' ich's ins Feuer. Aber wenn Du nimmer zufrieden bist und mich aufregst, dann könnte es passieren, daß ich einmal über Deine Rechnung mit den Herren von Deiner Verbindung rede."

Erwin wurde blaß und starrte sie an.

„Na," lachte sie, „Du mußt keine Angst haben."

Das kam zu spät. Er hatte Angst, er wußte nun, daß er im Garn war und seine Tage von der Gnade einer Spekulantin fristete.

„Ja, ja," sagte er und lächelte blöde. Und dann ging er demütig und traurig fort. Sein bisheriges Elend, das sah er jetzt wohl, war eine Kinderei gewesen und seine Verzweiflung lächerlich. Nun wußte er plötzlich, wohin ein bißchen Leichtsinn und Torheit führen kann, und sah die Umgebung, in die er mit ebensoviel Harmlosigkeit wie bösem Gewissen geraten war, auf einmal in unbarmherzig grellem Licht.

Jetzt mußte etwas geschehen. Mit der Schlinge um den Hals herumlaufen konnte er nicht. Und alles Unsäuberliche und Verfehlte dieser paar Monate, das gestern noch einen Schein von Liebenswürdigkeit und Unverbindlichkeit getragen hatte, umgab ihn jetzt unversehens scheußlich und übermächtig, wie der Sumpf einen umgibt, der nach ein paar tastenden, noch halb sorglosen Schritten plötzlich bis zum Halse einsinkt.

Früher hatte Erwin, wie jeder junge Mensch von einigem Leichtsinn, gelegentlich in Katerstunden den Gedanken vor sich spielen lassen, daß man ja, wenn alle Freude zu Ende wäre, einen Revolver nehmen und ein Ende machen könne. Jetzt, wo die Not da war, war auch dieser schlechte Trost verflogen und tauchte nicht einmal als Möglichkeit mehr auf. Es galt jetzt nicht, eine letzte Feigheit zu begehen, sondern eine schlimme, ärgerliche Reihe von dummen Streichen mit aller Verantwortung auf sich zu nehmen und womöglich abzubüßen. Er war aus einem traumhaften, verantwortungslosen, unbegreiflichen Dämmerzustand erwacht und dachte keinen Augenblick daran, wieder einzuschlafen.

Die Nacht verbrachte er mit Pläneschmieden. Allein so notwendig es war, nach Hilfe zu suchen, noch mächtiger trieb es ihn dazu, immer wieder und immer noch einmal mit Verwunderung und Grausen das Unbegreifliche zu betrachten. War er denn in ein paar Wochen ein ganz anderer Mensch geworden? War er blind gewesen? Er spürte ein Grausen darüber, aber er wußte, es war ein nachträglicher Schrecken, die Gefahr war vorbei. Nur mußte um jeden Preis diese Geldschuld sofort abgetan werden, alles andere würde von selber kommen.

Am Morgen war sein Plan fertig.

Er ging zu seinem Leibburschen, den er beim Rasieren antraf. Der erschrak über sein Aussehen und fürchtete, es sei ein Unglück im Gang. Erwin bat ihn, er möchte ihn für einen oder zwei Tage entschuldigen, da er sofort verreisen müsse.

„Ist Dir jemand gestorben?" fragte der andere teilnehmend, und Erwin nahm in der Eile die so angebotene Notlüge willig an. „Ja," sagte er rasch. „Aber ich kann jetzt keine Auskunft geben. Spätestens übermorgen bin ich wieder da. Sei so gut und entschuldige mich in der Fechtstunde! Später erzähl' ich Dir dann. Also danke schön und adieu!"

Er lief fort und zur Eisenbahn. Nachmittags kam er im Heimatstädtchen an ging schnell, auf Umwegen das Haus seiner Mutter vermeidend, in die Schreibstube seines Schwagers. Der war Teilhaber an einer kleinen Fabrik und der einzige Mensch, an den sich Erwin zurzeit um Geld wenden konnte.

Der Schwager war nicht wenig überrascht, ihn da zu sehen, und wurde ziemlich kühl, als er sofort erklärte, er sei in einer Geldverlegenheit gekommen. Dann setzten sie sich beide in einem Nebenzimmer einander gegenüber, und Erwin sah dem Mann seiner Schwester, für den er nie viel Interesse gehabt hatte, mit Verlegenheit in das bescheidene, solide Gesicht. Aber einmal mußte er sich doch wehe tun und büßen, also tat er es lieber gleich jetzt, und nach einigem Atemholen gab er sich preis und legte dem erstaun[illegible]ten Kaufmann eine vollkommene [illegible] ab. Sie dauerte, mit kurzen [illegible] fragen, eine gute Stunde.

Darauf folgte eine pein[illegible]



Pfauen und Hahn. Gemälde von Hubert von Heyden.

Schließlich fragte der Schwager: „Und was tust Du, wenn ich Dir das Geld nicht geben kann?"

Erwin hatte sich in seiner Beichte so weit hergegeben, daß er der Grenze nahe war und seine Offenheit schon fast bereute. Nun hätte er am liebsten gesagt: ‚Das geht Dich nichts an.' Aber er hielt an sich und schluckte es hinunter. Schließlich sagte er zögernd: „Es gibt nur einen Weg. Wenn Du nicht willst oder kannst, muß ich zu meiner Mutter gehen und ihr alles sagen. Du weißt, wie weh ihr das tun wird. Es wird ihr auch schwer fallen, das Geld gleich aufzubringen, obwohl sie es sicher tun wird. Ich könnte vielleicht auch zu einem Geldverleiher gehen, aber vorher wollte ich doch zu Haus anfragen."

Der Schwager stand auf und nickte ein paarmal nachdenklich.

„Ja," sagte er zögernd, „ich gebe Dir natürlich das Geld, zum gewöhnlichen Zinsfuß. Du kannst nachher im Bureau den Schein unterschreiben. Ich kann Dir keine Ratschläge geben, nicht wahr? Es tut mir leid, daß es Dir so gegangen ist. Trinkst Du nachher den Tee bei uns?"

Erwin dankte ihm verlegen, nahm aber die Einladung nicht an. Er wollte noch vor Abend wieder reisen. Das schien auch dem Schwager das klügste zu sein.

„Ja, wie Du meinst." sagte er. „Den Wechsel kannst Du dann gleich mitnehmen."

5.

Die philosophischen „Paraphrasen über das Gesetz von der Erhaltung der Kraft" waren zwar dem ursprünglichen Gedanken nach ausgeführt worden, machten aber ihrem Autor kein rechtes Vergnügen mehr. Hans Calwer stand schon stark unter dem Einfluß des bäurischen Denkers Wirth, dessen Art, Probleme anzufassen, allerdings zwar einseitiger, aber weit zielsicherer und folgerichtiger war als die seine. Er hatte daran gedacht, sein Manuskript ihm vorzulegen, hatte aber sofort wieder auf dieses Vorhaben verzichtet, denn er glaubte genau zu wissen, daß jener seine Arbeit schöngeistig und unnütz finden würde. Und allmählich kam sie ihm selber so vor. Er fand, sie sei zu sehr auf das Interessante gerichtet, fast feuilletonmäßig und im Stil zu selbstgefällig. Vernichten mochte er die sorgfältig geschriebenen Blätter nicht, die er soeben nochmals gelesen hatte, aber er rollte sie zusammen, verschnürte sie und legte sie in eine Ecke seines Schrankes, um sie nicht sobald wiederzusehen.

Es war Abend. Die Lektüre und die peinliche Selbstkritik hatten ihn erregt und schließlich traurig gemacht. Denn er sah wohl, daß er noch nicht dazu reif sei, etwas wirklich Wertvolles, Positives zu leisten, und doch plagte ihn der Trieb, sich heimlich auszusprechen und seinen Meditationen und Einfällen eine abschließende, sorgfältige Form zu geben. So hatte er als Schüler Gedichte und Aufsätze gemacht und ein-, zweimal im Jahr alles wieder durchgesehen und vernichtet, während doch sein Verlangen, etwas Bleibenderes zu leisten, immer sehnlicher wurde.

Er warf seine ausgerauchte Zigarette in den Ofen, stand eine Weile am Fenster und ließ die Winterluft herein und ging schließlich ans Klavier. Eine Weile tastete er phantasierend dem Thema einer Schumannschen Symphonie nach, doch ergab sich die gesuchte Stimmung nicht. Da nahm er nach kurzem Überlegen die dreiundzwanzigste Sonate von Beethoven vor und spielte sie mit wachsender Sorgfalt und Innigkeit durch.

Als er fertig war und noch geneigt auf dem Klavierstuhl saß, klopfte es an der Tür. Er stand auf und öffnete. Erwin Mühletal kam herein.

„Du, Erwin?" rief Hans erstaunt und etwas befangen.

„Ja, darf ich?"

„Natürlich. Komm herein!"

Er streckte ihm die Hand entgegen.

Sie setzten sich beide beim Tisch, im Lampenlicht, und nun sah Hans das bekannte Gesicht verändert und merkwürdig älter geworden. „Wie geht Dir's?" fragte er, um einen Anfang zu finden. Erwin sah ihn an und lächelte.

„Nun, es geht so. Ich weiß ja nicht, ob mein Besuch Dir lieb ist, aber ich wollte es einmal versuchen. Ich wollte Dir ein wenig erzählen und Dich vielleicht auch um einen Dienst bitten."

Hans hörte der wohlbekannten Stimme zu und war darüber verwundert, wie

wohl sie ihm tat und wieviel verlorenes, kaum mehr vermißtes Behagen sie ihm brachte. Er bot ihm nochmals, über den Tisch hinweg, die Hand.

„Es ist lieb von Dir," sagte er herzlich. „Wir haben uns solange nicht gesehen. Eigentlich hätte ich vielleicht zu Dir kommen sollen, ich hatte Dir wehgetan. Nun, jetzt bist Du da. Nimm Dir eine Zigarette."

„Danke. Es ist behaglich bei Dir. Ein Klavier hast Du ja auch wieder. Und noch die gleichen guten Zigaretten. — Bist Du mir bös gewesen?"

„Ach bös! Weiß Gott, wie das gegangen ist. Die dumme Verbindung — ja so, verzeih!"

„Nur zu. Ich bleibe wohl auch nimmer lang."

„Meinst Du? Aber doch nicht meinetwegen? Natürlich, Du hast ja durch mich gewiß viel Unangenehmes gehabt. Nicht?"

„Das auch, aber das ist schon lang vorbei. Wenn Du Zeit hast, erzähl' ich Dir meine res gestae."

„Sei so gut. Und schone mich nur nicht."

„O, Du kommst fast gar nicht darin vor, wenn ich auch die ganze Zeit an Dich gedacht habe. Ich hätte damals mit Dir austreten sollen. Du warst ja in den Tagen etwas kurz angebunden, und ich war trotzig und wollte nicht so durch dick und dünn mitgehen. Na, das weißt Du schon. Es ist mir seither nicht gut gegangen, und ich war selber schuld daran."

Er fing nun zu erzählen an, und Hans bekam zu seinem Erstaunen und Schrecken zu hören, wie es seinem Freund gegangen war, während er wenig an ihn gedacht und sich ganz gut ohne ihn beholfen hatte.

„Ich weiß nicht recht, wie das kam," hörte er ihn sagen. „Eigentlich sind ja solche Sachen gar nichts für mich. Aber ich war eben damals nie ganz bei mir. Ich lief immerfort in einem leichten Dusel herum und ließ es gehen, wie es mochte. Und jetzt kommt das Hauptkapitel. Es spielt im Café zum Blauen Husaren, von dessen Existenz Du wohl nichts gewußt hast."

Und nun kam die Geschichte mit dem Fräulein Elvira. Die erschien Hans so traurig und doch so lächerlich, daß Erwin über sein Gesicht lachen mußte.

„Und was jetzt?" fragte Hans am Schluß. „Natürlich brauchst Du Geld. Aber woher nehmen? Meines steht ja zur Verfügung, aber es reicht nicht."

„Danke schön, das Geld ist schon da," sagte Erwin fröhlich und berichtete auch noch das, worauf Hans seinen Schwager einen anständigen Kerl nannte.

„Aber womit kann ich Dir helfen?" fragte er dann. „Du sprachst doch von so etwas."

„Jawohl. Du kannst mir einen großen Dienst tun. Nämlich, wenn Du morgen früh dorthin gehen und mir die dumme Rechnung einlösen wolltest."

„Hm, ja, natürlich kann ich das besorgen. Ich frage mich nur, ob Du das nicht selber tun solltest. Es wäre doch ein kleiner Triumph für Dich und ein tadelloser Abgang."

„Das wohl, Hans. Aber ich meine, ich verzichte darauf. Es ist nicht Feigheit, dessen bin ich ziemlich sicher, sondern einfach Widerwillen, daß ich die Bude und die ganze Gasse nimmer sehen mag. Und dann dachte ich, wenn Du hingehst, siehst Du das Milieu auch einmal, als Illustration zu meinem Bericht, und wir haben dann eine gemeinsame Erinnerung an diese Zeit und an den Blauen Husaren."

Das leuchtete Hans ein, und er nahm den Auftrag nun mit ziemlicher Neugierde an. Als Erwin die Scheine und Goldstücke herauszog und auf den Tisch zählte, rief Hans lachend: „Herrgott, ist das ein Haufen Geld!" Und er fügte ernsthaft hinzu: „Weißt Du, eigentlich ist es eine Schande und Dummheit, das alles zu zahlen. Die Elvira hat Dir ja sicher das Dreifache angekreidet und ist froh und macht ein gutes Geschäft, wenn sie die Hälfte vom Ganzen kriegt. So ein Sündengeld! Das geht nicht. Ich kann ja für alle Fälle einen Schutzmann mitnehmen."

Aber davon wollte Erwin durchaus nichts wissen.

„Du magst ganz recht haben," sagte er ruhig, „und übrigens hab' ich mir's auch schon überlegt. Aber ich mag nicht.

Sie soll ihr Geld haben, und wenn sie es vollständig und mit Zinsen kriegt, habe ich auch meine ganze Freiheit wieder. Und wenn das jetzt auch gründlich vorbei ist, ich war doch eine Zeitlang in sie verliebt."

„Ach, Einbildung!" zürnte Hans.

„Meinetwegen. Ich war's doch. Und ich will, daß sie mich für einen Dummkopf und anständigen Kerl hält, aber nicht für ihresgleichen."

„Nun denn," gab Hans zu, „eine Donquichotterie ist freilich immer das nobelste. Es ist dumm von Dir, aber fein. Also besorge ich's morgen. Ich gebe Dir dann Bericht."

Sie trennten sich vergnügt, und Hans war froh, etwas für den Freund tun und damit einen kleinen Teil seiner Schuld abtragen zu können. Er ging gleich am nächsten Morgen in den Blauen Husaren, wo ihn Elvira erst nach längerem Wartenlassen und mit großem Mißtrauen empfing. Einen unsicheren Versuch, sie über die Unlauterkeit ihres Manövers zur Rede zu stellen, gab er ihrer großartigen Miene gegenüber sofort wieder auf und begnügte sich damit, ihr das Sündengeld zu übergeben und eine Quittung darüber zu verlangen, die er denn auch bekam und der Sicherheit wegen auch noch von Elviras Mutter unterschreiben ließ. Mit diesem Dokument ging er zu Erwin, der es ihm aufatmend und lachend abnahm.

„Darf ich jetzt noch etwas fragen?" fing dieser dann befangen an.

„Ja, was denn?"

„Wer ist denn der Student, der manchmal abends bei Dir war und dem Du aus dem ‚Lohengrin' vorgespielt hast?"

Hans war verlegen und gerührt, wie er sah, daß Erwin sich so um sein Leben bekümmert und sogar vor seinem Fenster gelauscht hatte.

„Der heißt Heinrich Wirth," sagte er langsam, „vielleicht lernst Du ihn auch noch kennen."

„Habt Ihr Freundschaft geschlossen?"

„Ein wenig, ja. Ich kannte ihn vom Kolleg her. Das ist ein bedeutender Mensch."

„So? Nun, ich sehe ihn vielleicht einmal bei Dir. Oder stört's Dich?"

„Was denkst Du! Ich freu' mich, daß Du wieder zu mir kommst."

Ganz im stillen störte es ihn aber doch ein wenig. Ein leiser Ton der Eifersucht war in Erwins Frage gewesen, der gefiel ihm nicht, denn er hatte nicht im Sinn, Erwin Einfluß auf sein Verhältnis zu Wirth einzuräumen. Doch sprach er das nicht aus, und seine Freude über die Versöhnung war echt genug, um fürs erste keine Sorgen in ihm aufkommen zu lassen.

⁂ ⁂ ⁂

Es kam nun eine ruhige Zeit, zumal für Erwin, der mit dem Glücksgefühl eines Genesenen umherging und nun auch seine Kameraden und ihre Ansprüche an ihn milder und gerechter betrachtete. Er glaubte zu wissen, daß sein erneuter Umgang mit Hans Calwer seinen Bundesbrüdern nicht verborgen geblieben sei, und freute sich, daß man ihn nicht darüber zur Rede stellte. Desto lieber gab er sich Mühe, seine Pflichten zu erfüllen. Er fehlte bei keiner Zusammenkunft, schloß sich seinem Leibburschen wieder freundlich an, machte die Exkneipen der älteren Semester mit, und da er das alles nimmer verdrossen und gelangweilt tat, sondern mit Laune und gutem Willen, fand man ihn bald hinlänglich gebessert und kam ihm mit neuer Freundlichkeit entgegen. Dabei wurde ihm wohl, er fand Gleichgewicht und Humor wieder, und es dauerte nicht lange, so war die Gesellschaft mit ihm und er mit sich selber ganz zufrieden. Sein Austritt schien ihm durchaus keine Notwendigkeit mehr zu sein, jedenfalls hatte er es damit nimmer eilig.

Auch Hans befand sich dabei wohl. Erwin besuchte ihn zwei-, dreimal in der Woche, und wenn er selbständiger geworden war und keine Miene machte, sich wieder in die alte Abhängigkeit zu begeben, so blieb dafür Hans selber freier und empfand das lockerer gewordene Verhältnis nur angenehm.

Gegen das Ende des Semesters kam Erwin einmal zu ihm und begann von seinem Verbindungsleben zu sprechen. Er meinte, jetzt sei der Augenblick, um entweder auszutreten, was er nun in allen Ehren tun könne, oder aber aus freiem Entschluß Couleurstudent zu bleiben, da er jetzt zum Burschen vorrücken werde.

wohl sie ihm tat und wieviel verlorenes, kaum mehr vermißtes Behagen sie ihm brachte. Er bot ihm nochmals, über den Tisch hinweg, die Hand.

„Es ist lieb von Dir," sagte er herzlich. „Wir haben uns solange nicht gesehen. Eigentlich hätte ich vielleicht zu Dir kommen sollen, ich hatte Dir wehgetan. Nun, jetzt bist Du da. Nimm Dir eine Zigarette."

„Danke. Es ist behaglich bei Dir. Ein Klavier hast Du ja auch wieder. Und noch die gleichen guten Zigaretten. — Bist Du mir bös gewesen?"

„Ach bös! Weiß Gott, wie das gegangen ist. Die dumme Verbindung — ja so, verzeih!"

„Nur zu. Ich bleibe wohl auch nimmer lang."

„Meinst Du? Aber doch nicht meinetwegen? Natürlich, Du hast ja durch mich gewiß viel Unangenehmes gehabt. Nicht?"

„Das auch, aber das ist schon lang vorbei. Wenn Du Zeit hast, erzähl' ich Dir meine res gestae."

„Sei so gut. Und schone mich nur nicht."

„O, Du kommst fast gar nicht darin vor, wenn ich auch die ganze Zeit an Dich gedacht habe. Ich hätte damals mit Dir austreten sollen. Du warst ja in den Tagen etwas kurz angebunden, und ich war trotzig und wollte nicht so durch dick und dünn mitgehen. Na, das weißt Du schon. Es ist mir seither nicht gut gegangen, und ich war selber schuld daran."

Er fing nun zu erzählen an, und Hans bekam zu seinem Erstaunen und Schrecken zu hören, wie es seinem Freund gegangen war, während er wenig an ihn gedacht und sich ganz gut ohne ihn beholfen hatte.

„Ich weiß nicht recht, wie das kam," hörte er ihn sagen. „Eigentlich sind ja solche Sachen gar nichts für mich. Aber ich war eben damals nie ganz bei mir. Ich lief immerfort in einem leichten Dusel herum und ließ es gehen, wie es mochte. Und jetzt kommt das Hauptkapitel. Es spielt im Café zum Blauen Husaren, von dessen Existenz Du wohl nichts gewußt hast."

Und nun kam die Geschichte mit dem Fräulein Elvira. Die erschien Hans so traurig und doch so lächerlich, daß Erwin über sein Gesicht lachen mußte.

„Und was jetzt?" fragte Hans am Schluß. „Natürlich brauchst Du Geld. Aber woher nehmen? Meines steht ja zur Verfügung, aber es reicht nicht."

„Danke schön, das Geld ist schon da," sagte Erwin fröhlich und berichtete auch noch das, worauf Hans seinen Schwager einen anständigen Kerl nannte.

„Aber womit kann ich Dir helfen?" fragte er dann. „Du sprachst doch von so etwas."

„Jawohl. Du kannst mir einen großen Dienst tun. Nämlich, wenn Du morgen früh dorthin gehen und mir die dumme Rechnung einlösen wolltest."

„Hm, ja, natürlich kann ich das besorgen. Ich frage mich nur, ob Du das nicht selber tun solltest. Es wäre doch ein kleiner Triumph für Dich und ein tadelloser Abgang."

„Das wohl, Hans. Aber ich meine, ich verzichte darauf. Es ist nicht Feigheit, dessen bin ich ziemlich sicher, sondern einfach Widerwillen, daß ich die Bude und die ganze Gasse nimmer sehen mag. Und dann dachte ich, wenn Du hingehst, siehst Du das Milieu auch einmal, als Illustration zu meinem Bericht, und wir haben dann eine gemeinsame Erinnerung an diese Zeit und an den Blauen Husaren."

Das leuchtete Hans ein, und er nahm den Auftrag nun mit ziemlicher Neugierde an. Als Erwin die Scheine und Goldstücke herauszog und auf den Tisch zählte, rief Hans lachend: „Herrgott, ist das ein Haufen Geld!" Und er fügte ernsthaft hinzu: „Weißt Du, eigentlich ist es eine Schande und Dummheit, das alles zu zahlen. Die Elvira hat Dir ja sicher das Dreifache angekreidet und ist froh und macht ein gutes Geschäft, wenn sie die Hälfte vom Ganzen kriegt. So ein Sündengeld! Das geht nicht. Ich kann ja für alle Fälle einen Schutzmann mitnehmen."

Aber davon wollte Erwin durchaus nichts wissen.

„Du magst ganz recht haben," sagte er ruhig, „und übrigens hab' ich mir's auch schon überlegt. Aber ich mag nicht.

Sie soll ihr Geld haben, und wenn sie es vollständig und mit Zinsen kriegt, habe ich auch meine ganze Freiheit wieder. Und wenn das jetzt auch gründlich vorbei ist, ich war doch eine Zeitlang in sie verliebt."

„Ach, Einbildung!" zürnte Hans.

„Meinetwegen. Ich war's doch. Und ich will, daß sie mich für einen Dummkopf und anständigen Kerl hält, aber nicht für ihresgleichen."

„Nun denn," gab Hans zu, „eine Donquichotterie ist freilich immer das nobelste. Es ist dumm von Dir, aber fein. Also besorge ich's morgen. Ich gebe Dir dann Bericht."

Sie trennten sich vergnügt, und Hans war froh, etwas für den Freund tun und damit einen kleinen Teil seiner Schuld abtragen zu können. Er ging gleich am nächsten Morgen in den Blauen Husaren, wo ihn Elvira erst nach längerem Wartenlassen und mit großem Mißtrauen empfing. Einen unsicheren Versuch, sie über die Unlauterkeit ihres Manövers zur Rede zu stellen, gab er ihrer großartigen Miene gegenüber sofort wieder auf und begnügte sich damit, ihr das Sündengeld zu übergeben und eine Quittung darüber zu verlangen, die er denn auch bekam und der Sicherheit wegen auch noch von Elviras Mutter unterschreiben ließ. Mit diesem Dokument ging er zu Erwin, der es ihm aufatmend und lachend abnahm.

„Darf ich jetzt noch etwas fragen?" fing dieser dann befangen an.

„Ja, was denn?"

„Wer ist denn der Student, der manchmal abends bei Dir war und dem Du aus dem ‚Lohengrin' vorgespielt hast?"

Hans war verlegen und gerührt, wie er sah, daß Erwin sich so um sein Leben bekümmert und sogar vor seinem Fenster gelauscht hatte.

„Der heißt Heinrich Wirth," sagte er langsam, „vielleicht lernst Du ihn auch noch kennen."

„Habt Ihr Freundschaft geschlossen?"

„Ein wenig, ja. Ich kannte ihn vom Kolleg her. Das ist ein bedeutender Mensch."

„So? Nun, ich sehe ihn vielleicht einmal bei Dir. Oder stört's Dich?"

„Was denkst Du! Ich freu' mich, daß Du wieder zu mir kommst."

Ganz im stillen störte es ihn aber doch ein wenig. Ein leiser Ton der Eifersucht war in Erwins Frage gewesen, der gefiel ihm nicht, denn er hatte nicht im Sinn, Erwin Einfluß auf sein Verhältnis zu Wirth einzuräumen. Doch sprach er das nicht aus, und seine Freude über die Versöhnung war echt genug, um fürs erste keine Sorgen in ihm aufkommen zu lassen.

⌘ ⌘ ⌘

Es kam nun eine ruhige Zeit, zumal für Erwin, der mit dem Glücksgefühl eines Genesenen umherging und nun auch seine Kameraden und ihre Ansprüche an ihn milder und gerechter betrachtete. Er glaubte zu wissen, daß sein erneuter Umgang mit Hans Calwer seinen Bundesbrüdern nicht verborgen geblieben sei, und freute sich, daß man ihn nicht darüber zur Rede stellte. Desto lieber gab er sich Mühe, seine Pflichten zu erfüllen. Er fehlte bei keiner Zusammenkunft, schloß sich seinem Leibburschen wieder freundlich an, machte die Exkneipen der älteren Semester mit, und da er das alles nimmer verdrossen und gelangweilt tat, sondern mit Laune und gutem Willen, fand man ihn bald hinlänglich gebessert und kam ihm mit neuer Freundlichkeit entgegen. Dabei wurde ihm wohl, er fand Gleichgewicht und Humor wieder, und es dauerte nicht lange, so war die Gesellschaft mit ihm und er mit sich selber ganz zufrieden. Sein Austritt schien ihm durchaus keine Notwendigkeit mehr zu sein, jedenfalls hatte er es damit nimmer eilig.

Auch Hans befand sich dabei wohl. Erwin besuchte ihn zwei-, dreimal in der Woche, und wenn er selbständiger geworden war und keine Miene machte, sich wieder in die alte Abhängigkeit zu begeben, so blieb dafür Hans selber freier und empfand das lockerer gewordene Verhältnis nur angenehm.

Gegen das Ende des Semesters kam Erwin einmal zu ihm und begann von seinem Verbindungsleben zu sprechen. Er meinte, jetzt sei der Augenblick, um entweder auszutreten, was er nun in allen Ehren tun könne, oder aber aus freiem Entschluß Couleurstudent zu bleiben, da er jetzt zum Burschen vorrücken werde.

Und als ihm Hans lächelnd erklärte, er finde, die Farben stehen ihm gut, und er rate ihm, sie weiter zu tragen, rief er lebhaft: „Du hast recht! Sieh, wenn Du ein Wort gesagt hättest, wär' ich sofort ausgesprungen, Du bist mir immer noch lieber als der ganze Rummel dort. Aber Spaß macht er mir doch, und da ich jetzt die Fuchsenzeit ausgehalten habe, wäre es dumm, wegzugehen, wo das eigentlich Lustige erst anfängt. Also wenn Du mir's nicht übel nimmst, bleib' ich dabei."

So war zwar die alte Unzertrennlichkeit dahin, aber es gab auch keine Mißverständnisse, Händel und Stürme mehr; das leidenschaftliche Verhältnis von ehemals war friedlich, behaglich und ein wenig oberflächlicher geworden. Man ließ einander gelten, sprach nicht mehr alles zusammen durch, gönnte einander Ruhe und fühlte beim Zusammensein doch, daß man zueinander gehöre.

Erwin hatte sich freilich anfangs etwas mehr versprochen, doch gab ihm die muntere Geselligkeit in der Verbindung Ersatz für manches Vermißte, und ein unbewußter Stolz in ihm empfand sein allmähliches Freiwerden von Hansens Einfluß als einen Fortschritt. Und Hans war mit diesem Zustand um so mehr zufrieden, da ihm Heinrich Wirth mehr und mehr zu schaffen machte.

Kurz vor dem Semesterschluß traf eines Abends Erwin in Hansens Wohnung mit Wirth zusammen. Er betrachtete den Mann, auf den er eifersüchtig war, mit Aufmerksamkeit, und obwohl ihm jener freundlich entgegenkam, gefiel er ihm nicht sonderlich. Es störte ihn schon das Äußere des bäurischen Weisen, der ihm mit seiner unjugendlichen Würde und mit seinem vegetarischen Lebenswandel wenig imponierte, was Hans nicht ohne Ärger wahrnahm. Er versuchte sogar, den Fremdling ein wenig aufzuziehen, und redete mit übertriebenem Interesse von studentischen Dingen. Und da Wirth ihn geduldig anhörte und ihn sogar durch Fragen ermunterte, ging er auf anderes über und fing an, über Abstinenz und Vegetarismus zu sprechen.

„Was haben Sie nun eigentlich für Vorteile von diesem Asketenleben?" fragte er. „Andere trinken und essen gut und haben doch keine Beschwerden."

Wirth lachte gutmütig. „Nun ja, dann trinken Sie eben weiter! Die Beschwerden werden später schon kommen. Aber es hätte auch jetzt schon Vorteile für Sie, wenn Sie anders leben würden."

„Welche zum Beispiel? Sie meinen, daß ich viel Geld sparen könnte? Daran liegt mir wenig."

„Warum auch? Aber ich denke an anderes. Ich lebe zum Beispiel seit drei Jahren auf meine Art, die Sie asketisch nennen, und habe kaum ein Bedürfnis nach Frauen. Früher habe ich darunter viel gelitten, und es geht wohl allen Studenten so. Was sie durch Reiten und Fechten an Gesundheit und Widerstandskraft gewinnen, geben sie auf der Kneipe wieder aus, und das finde ich schade."

Erwin war etwas verlegen geworden und verzichtete auf eine Fortsetzung des Streites. Er sagte nur noch: „Man könnte meinen, wir seien lauter Krüppel. Ich halte nicht viel von einer Gesundheit, an die man immerfort denken muß. Junge Leute sollten doch etwas vertragen können."

Hans machte dem Gespräch ein Ende, indem er das Klavier öffnete.

„Was soll ich spielen?" fragte er Wirth.

„O, ich verstehe ja nichts von Musik, leider. Aber wenn Sie so gut sein wollen, möchte ich sehr gern noch einmal die Sonate von neulich hören."

Hans nickte und schlug einen Band Beethoven auf. Während er spielte, und wie er im Spielen zuweilen umschaute und Wirths Blick suchte, konnte Erwin wohl bemerken, daß er für diesen allein spiele und mit seiner Musik um ihn werbe. Er sah es, und er beneidete den Bauernlümmel darum. Aber als das Spiel zu Ende und wieder ein Gespräch im Gang war, zeigte er sich höflich und bescheiden. Er sah, daß dieser Mann Macht über seinen Freund gewonnen habe, und er sah auch, daß Hans bei einer Wahl ihn selber, nicht den andern preisgeben würde. Auf diese Wahl wollte er es nicht ankommen lassen.

Ihm schien der Einfluß, den Wirth auf Hans ausübte, nicht gut. Ihm schien,

er ziehe seinen Freund noch mehr auf die andere Seite hinüber, zu der er schon zuviel neigte, in ein Grüblertum und Sonderlingswesen, das ihm halb lächerlich, halb unheimlich war. Früher hatte Hans wohl etwas vom Schwärmer und Denker gehabt, doch war er dabei immer ein frischer, eleganter Kerl gewesen, dem alles Lächerliche unmöglich war. Nun aber, fand Erwin, verführte ihn dieser Wirth und ging darauf aus, ihn mehr und mehr zu einem Stubenhocker und Problemwälzer zu machen.

Wirth blieb ganz harmlos, während Hans die Stimmung fühlte und auf Erwin ärgerlich wurde. Er ließ es ihn auch merken und fiel im Gespräch mit ihm in den alten, überlegenen Ton, den Erwin jetzt nicht mehr ertrug, so daß er frühzeitig Abschied nahm und gereizt fortging.

„Warum waren Sie denn so ruppig mit Ihrem Freund?“ sagte Wirth nachher tadelnd. „Er hat mir gut gefallen.“

„Wirklich? Ich fand ihn heut unausstehlich. Was brauchte er Sie so dumm aufzuziehen!“

„Das war doch nicht schlimm. Ich kann schon einen Spaß vertragen. Wenn es mich geärgert hätte, wäre ja ich der Dumme gewesen.“

„Es galt auch gar nicht Ihnen, es galt mir. Er meint, ich dürfe mit niemand Umgang haben als mit ihm. Dabei läuft er den ganzen Tag mit zwanzig Bundesbrüdern herum.“

„Aber Mann, Sie ärgern sich ja wirklich! Das sollten Sie verlernen, wenigstens Freunden gegenüber. Es war Ihrem Freund unangenehm, Sie nicht allein zu finden, und er hat uns das ein bißchen merken lassen. Aber sonst finde ich ihn nett und liebenswürdig, ich möchte ihn gern besser kennen lernen.“

„Nun, lassen wir's gut sein. Ich begleite Sie noch ein Stück weit hinaus, wenn ich darf.“

Sie gingen in die dunkle Gasse hinab, durch die Stadt, die da und dort von Chorgesang widerhallte, und langsam ins freie Feld hinaus, wo die milde, sternlose Märznacht leise wehte. Von nördlichen Hügelabhängen schimmerte hier und da noch ein schmaler Streifen Schnee mit blassem Schein herüber. Die Luft ging weich und lässig durch das kahle Gesträuch, die Ferne lag schwarz in undurchdringlicher Nacht. Heinrich Wirth schritt wie immer ruhig und kräftig aus, Hans ging erregt neben ihm her, wechselte oft den Schritt, blieb manchmal stehen und sah in die bläuliche Nachtschwärze.

„Sie sind unruhig,“ meinte Wirth. „Lassen Sie doch den kleinen Ärger fahren!“

„Es ist nicht deswegen.“

Wirth gab keine Antwort.

Eine kleine Weile gingen sie schweigend weiter. Ganz fern in einem Gehöft schlugen Hunde an. Im nächsten Gebüsch sang eine Amsel.

Wirth hob den Finger auf: „Hören Sie?“

Hans nickte nur und schritt schneller aus. Dann blieb er plötzlich stehen.

„Herr Wirth, wie denken Sie eigentlich über mich?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Ich meine — wollen Sie nicht mein Freund sein?“

„Ich denke, das bin ich.“

„Noch nicht ganz. Ach, ich glaube, ich brauche Sie, ich brauche einen Führer und Kameraden. Können Sie das nicht verstehen?“

„Ich kann schon. Sie wollen etwas anderes als die anderen, Sie suchen sich einen Weg, und Sie denken, ich könnte vielleicht den rechten wissen. Aber den weiß ich nicht, und ich glaube, es muß jeder seinen eigenen finden. Wenn ich Ihnen dazu helfen kann, dann gut! Dann müssen Sie eben eine Strecke weit meinen Weg mitgehen. Es ist nicht Ihrer, und ich glaube, die Strecke wird nicht lang sein.“

„Wer weiß? Aber wie soll ich es anfangen, Ihren Weg zu gehen? Wohin führt er? Wie finde ich ihn?“

„Das ist einfach. Leben Sie wie ich lebe, es wird Ihnen gut tun.“

„Wie denn?“

„Suchen Sie viel an der Luft zu sein, womöglich draußen zu arbeiten. Ich weiß Gelegenheit dazu. Weiter, essen Sie kein Fleisch, trinken Sie keinen Alkohol, auch nicht Kaffee und Tee, und rauchen Sie nimmer. Leben Sie von Brot, Milch und Früchten. Das ist der Anfang.“

„Ich soll also ganz Vegetarier werden? Und warum?“

„Damit Sie sich das ewige Fragen nach dem Warum abgewöhnen. Wenn man vernünftig lebt, wird sehr vieles selbstverständlich, was vorher problematisch aussah.“

„Meinen Sie? Es kann ja sein. Aber ich finde, die Praxis sollte das Ergebnis des Nachdenkens sein, nicht umgekehrt. Sobald ich einsehe, wozu dies Leben gut ist, kann ich es damit versuchen. Aber so ins Blaue hinein —“

„Ja, das ist Ihre Sache. Sie haben mich um Rat gefragt, und ich habe meinen Rat gegeben, den einzigen, den ich weiß. Sie wollen mit dem Denken anfangen und mit dem Leben aufhören, ich tue das Gegenteil. Das ist der Weg, von dem ich sprach.“

„Und wenn ich den nicht gehe, wollen Sie nicht mein Freund sein?“

„Es wird nicht gehen. Wir können ja trotzdem Gespräche führen und miteinander philosophieren, es ist eine angenehme Übung. Ich will Sie auch gar nicht bekehren. Aber wenn Sie mein Freund sein wollen, muß ich Sie ernst nehmen können.“

Sie gingen weiter. Hans war verwirrt und enttäuscht. Statt eines warmen Zuspruches, statt einer herzlichen Freundschaft wurde ihm eine Art von naturheilmäßigem Rezept geboten, das ihm nebensächlich und fast lächerlich vorkam. ‚Iß kein Fleisch mehr, so bin ich Dein Freund.‘ Wenn er aber an seine früheren Unterhaltungen mit Wirth und an dessen ganzes Wesen dachte, dessen Ernst und Sicherheit ihn so mächtig angezogen hatten, konnte er ihn doch nicht für einen bloßen Apostel Tolstois oder des Vegetarismus halten.

Trotz seiner Ernüchterung begann er sich Wirths Vorschlag zu überlegen und dachte daran, wie verlassen er sein werde, wenn auch dieser einzige Mensch, der ihn anzog und von dem er sich Förderung versprach, ihn allein ließ.

Sie waren weit gegangen und standen schon vor den ersten Häusern von Blaubachhausen, da gab Hans seinem neuen Freunde die Hand und sagte: „Ich will es mit Ihrem Rat versuchen.“

6.

Hans begann sein neues Leben gleich am nächsten Morgen. Er tat es mehr, um sich Wirth willfährig zu zeigen, als aus Überzeugung, und es fiel ihm weniger leicht als er gedacht hatte.

„Frau Ströhle,“ sagte er morgens zu seiner Hausfrau, „ich trinke von jetzt an keinen Kaffee mehr. Bitte besorgen Sie mir jeden Tag einen Liter Milch.“

„Ja sind Sie denn krank?“ fragte Frau Ströhle verwundert.

„Nicht gerade, aber Milch ist doch gesünder.“

Schweigend tat sie, was er wünschte, es gefiel ihr aber nicht. Bei ihrem Zimmerherrn war ein Sparren los, das sah sie wohl. Das viele Bücherlesen bei einem so jungen Studenten, das einsame Klavierspielen, der Austritt aus einer so stattlichen Gesellschaft, der Verkehr mit dem schäbig aussehenden Philologen und jetzt die Milchtrinkerei, das war nicht in Ordnung. Anfangs hatte sie sich ja gefreut, einen so stillen und bescheidenen Mietherrn zu haben, aber das ging zu weit, und sie hätte es lieber gesehen, wenn er wie die anderen zuweilen einen rechten Rausch heimgebracht und sich auf der Treppe schlafen gelegt hätte. Sie beobachtete ihn von jetzt an mit Mißtrauen, und was sie sah, freute sie keineswegs. Sie bemerkte, daß er nimmer ins Gasthaus zum Essen ging, dafür täglich verschämte Pakete heimbrachte, und als sie nachschaute, fand sie seine Tischlade voll von Brotresten, Nüssen, Äpfeln, Orangen und gedörrten Pflaumen.

„O je!“ rief sie bei dieser Entdeckung, und um ihre Achtung vor Hans Calwer war es geschehen. Der war entweder verrückt oder bekam keinen Wechsel mehr. Und als er einige Tage später mitteilte, er werde im nächsten Semester die Wohnung wechseln, zuckte sie die Achseln und sagte nur: „Wie Sie wollen, Herr Calwer.“

Inzwischen hatte Hans eine Bauernstube in Blaubachhausen, in Wirths nächster Nähe, gemietet, die er nach den Ferien beziehen wollte.

Das Milchtrinken und Obstessen focht ihn wenig an, doch kam er sich bei diesem Leben wie in einer aufgenötigten

Rolle vor. Seine Zigaretten aber entbehrte er schmerzlich, und mindestens einmal im Tag kam eine Stunde, in der er trotz allem eine anzündete und mit schlechtem Gewissen beim offenen Fenster rauchte. Nach einigen Tagen schämte er sich aber dessen und verschenkte alle seine Zigaretten, eine große Schachtel voll, an einen Austräger, der ihm eine Zeitschrift gebracht hatte.

Während Hans so seine Tage hinbrachte und nicht allzu heiter war, ließ Erwin sich nimmer sehen. Er war von jenem Abend her verstimmt und wollte durchaus mit Wirth nicht wieder zusammentreffen. Dazu war, da schon in einer Woche die Ferien beginnen sollten, seine Zeit sehr ausgefüllt, denn er wurde jetzt als vielversprechender Jungbursch behandelt und bereitete sich darauf vor, aus dem Fuchsentum in die Reihe der Angesehenen und Tonangebenden zu treten.

So kam es, daß er Hans erst am letzten Tag vor der Abreise wieder besuchte. Er fand ihn am Packen und sah sogleich, daß er die Wohnung nicht behalten wolle, da das Klavier weggeschafft und die Bilder von den Wänden genommen waren.

„Willst Du ausziehen?“ rief er überrascht.

„Ja. Nimm Platz!“

„Hast Du schon eine neue Bude? — Ja? Wo denn?“

„Vor der Stadt draußen, für den Sommer.“

„So — und wo?“

„In Blaubachhausen.“

Erwin sprang auf. „Wirklich? Nein, Du machst ja Spaß.“

Hans schüttelte den Kopf.

„Also im Ernst?“

„Ja doch.“

„Nach Blaubachhausen! Zu dem Wirth hinaus, gelt? Zu dem Kohlrabifresser. — Du, sei gescheit und tu das nicht!“

„Ich habe schon gemietet und werde hinausziehen. Was geht's Dich an?“

„Aber Hans! Laß doch den seine Grillen allein fangen! Das mußt Du noch einmal überlegen. Hast Du mir eine Zigarette?“

„Nein, ich rauche nimmer.“

„Aha! Also darum! Und jetzt ziehst Du zu dem Waldmenschen hinaus und wirst sein Jünger? Du bist bescheiden geworden, muß ich sagen.“

Hans hatte sich vor dem Augenblick gefürchtet, wo er Erwin seinen Entschluß würde mitteilen müssen. Jetzt half ihm der Zorn über die Verlegenheit weg.

„Danke für Dein freundliches Urteil,“ sagte er kühl, „ich konnte mir das ja denken. Übrigens bin ich nicht gewohnt, mir von Dir Ratschläge geben zu lassen.“

Erwin wurde heftig. „Nein, leider nicht. Dann mach' eben Deine Dummheiten allein!“

„Mit Vergnügen.“

„Ich meine es im Ernst. Wenn Du da draußen mit Deinem schmierigen Heiligen lebst, darf ich mich nimmer in Deiner Nähe sehen lassen.“

„Das ist ja auch nicht nötig. Geh Du nur zu Deinen Couleuraffen.“

Nun hatte Erwin genug. Er hätte Hans schlagen können, wenn er ihm nicht immer noch ein wenig leid getan hätte. Ohne Abschied lief er hinaus, schlug die Tür hinter sich zu und war fort. Hans rief ihn nicht zurück, obwohl seine Erregung schon nachließ.

Er hatte sich nun einmal hingegeben, um diesen eigensinnigen, stillen Wirth durch Unterwerfung zu erobern; nun hieß es aushalten und dabeibleiben. Im Herzen begriff er Erwin sehr wohl, diese Jüngerschaft war ihm selber fast lächerlich. Aber er wollte nun einmal diesen beschwerlichen Weg gehen, er wollte einmal seinen Willen gefangen geben und auf seine Freiheit verzichten, einmal von unten auf dienen. Vielleicht war das der Weg, der ihm fehlte, vielleicht führte hier die schmale Brücke zur Erkenntnis und zur Zufriedenheit. Wie einst, als er im Rausch einer Gesellschaft beigetreten war, zu der er nicht paßte, so trieb ihn auch jetzt Schwäche und Unzufriedenheit, wieder einen Halt und eine Gemeinschaft zu suchen.

Übrigens war er überzeugt, Erwin würde nach einigem Schmollen schon wieder zu ihm kommen.

⌘ ⌘ ⌘

Darin täuschte er sich freilich. Nach dem, was Erwin in der Zeit nach seinem Austritt seinetwegen durchgemacht hatte,

hätte er ihn von neuem fester an sich fesseln müssen, um ihn für immer zu halten. Jener hatte sich von seiner Rückkehr zu Hans mehr versprochen. Und außerdem hatte er im Blauen Husaren, im Kontor seines Schwagers und namentlich bei seinen Bundesbrüdern seither einiges gelernt, was Hans nicht ahnte und was die frühere bedingungslose Herrschaft Hansens über ihn zu Fall gebracht hatte. Er war, trotz aller Burschentorheiten, in aller Stille zu einem Mann geworden, und ohne selbst darüber im klaren zu sein, hatte er damit Hansens frühere Überlegenheit überwunden und sehen gelernt, daß der bewunderte Freund mit all seinem Geist doch kein Held sei.

Kurz, Erwin nahm sich den neuen Bruch mit ihm nicht übermäßig zu Herzen. Leid tat er ihm wohl, und er fühlte sich nicht ganz ohne Schuld, im Grunde aber fand er, es geschehe Hans recht, und bald dachte er an diese Sache gar nicht mehr. Es kam jetzt anderes über ihn.

Als er, vom Stiftungsfest und den Nachfeiern angenehm ermüdet, nach Hause in die Osterferien gekommen war, hatte er in seiner neuen Burschenherrlichkeit auf die Mama und die Schwestern einen sehr guten Eindruck gemacht. Er war zufrieden, strahlend, liebenswürdig und launig, machte in einem sehr feinen, neuen Sommeranzug Besuche, spielte mit der Mutter Domino und brachte den Schwestern Blumen mit, gewann die Herzen der Tanten durch kleine Dienste und befliß sich nach allen Seiten einer angenehmen Tadellosigkeit.

Das hatte seinen guten Grund. Erwin Mühletal hatte sich gleich am ersten Ferientage verliebt. Bei seinem Onkel war ein junges Mädchen, eine Freundin der Cousinen, zu Besuch. Die war hübsch, lebhaft, neckisch, spielte Tennis, sang, sprach von den Berliner Theatern und ließ sich von dem jungen Studenten, obschon sie ihn recht gerne sah, nicht im mindesten imponieren. Desto mehr gab er sich Mühe und erschöpfte sich in Liebenswürdigkeit und Diensteifer, bis die Stolze gnädig und schließlich weich wurde und er die schönen Ferien mit einer heimlichen Verlobung krönend abschließen konnte.

Von Hans war nie die Rede. Als Erwins Mutter einmal nach ihm fragte, meinte er kurz: „Der Calwer? Ach, der ist ja nicht gescheit. Das Neueste ist, daß er zu den Abstinenten geht und mit einem Sonderling zusammenlebt, der Buddhist oder Theosoph oder so etwas ist und sich die Haare nur alle Jahr einmal schneiden läßt.“

⁂ ⁂ ⁂

Das Sommersemester fing prächtig an. Die Anlagen blühten und erfüllten die ganze Stadt mit dem süßen Duft von Flieder und Jasmin, die Tage waren glänzend blau und die Nächte schon sommerlich mild. Farbige Studentenhaufen zogen prahlend durch die Straßen, ritten, kutschierten und führten die grünen Keilfüchse spazieren. In den Nächten scholl Gesang aus offenen Fenstern und Gärten.

Von diesem Freudenleben bekam Hans nur wenig zu sehen. Er war in Blaubachhausen eingezogen, ging jeden Morgen mit Heinrich Wirth in die Stadt zu einem Sanskritkolleg, tunkte mittags Brot in seine Milch, ging spazieren oder versuchte bei ländlichen Arbeiten mitzuhelfen und fiel jeden Abend todmüde in sein hartes Strohsackbett, ohne doch gut zu schlafen.

Sein Freund machte es ihm nicht leicht. Er glaubte an seinen Ernst immer noch nur halb und hatte sich vorgenommen, ihn eine rauhe Schule durchmachen zu lassen. Ohne je aus seiner heiteren Ruhe zu fallen und ohne je zu befehlen, zwang er ihn in allem nach seiner eigenen Weise zu leben. Er las mit ihm in den Upanishads der Veden, trieb mit ihm Sanskrit, lehrte ihn eine Sense in die Hände nehmen und Gras schneiden. War Hans ermüdet und ärgerlich, so zuckte er die Achseln und ließ ihn in Ruhe. Fing Hans räsonierend über dies Leben zu reden an, so lächelte er und schwieg, auch wenn Hans wütend und beleidigend wurde.

„Es tut mir leid,“ sagte er einmal, „daß es Dir so schwer fällt. Aber ehe Du die Not des Lebens am eigenen Leib erfahren hast und begreifen lernst, was Unabhängigkeit von Lust und Reizen des äußeren Lebens bedeutet, kannst Du nicht vorwärts kommen. Du gehst denselben



Im Lenz.

Gemälde von Prof. Adolf Hengeler.

Weg, den Buddha ging und den jeder gegangen ist, dem es mit der Erkenntnis ernst war. Die Askese selber ist wertlos und hat noch keinen Heiligen gemacht, aber als Vorstufe ist sie notwendig. Die alten Inder, deren Weisheit wir verehren und zu deren Büchern und Lehren jetzt Europa zurückkehren möchte, die haben vierzig und mehr Tage fasten können. Erst wenn die leiblichen Bedürfnisse ganz überwunden und nebensächlich geworden sind, kann ein ernstliches, geistiges Leben anfangen. Du sollst kein indischer Büßer werden, aber Du sollst den Gleichmut lernen, ohne den keine reine Betrachtung möglich ist."

Nicht selten war Hans so erschöpft und verstimmt, daß es ihm unmöglich war, mit zur Arbeit zu gehen oder auch nur mit Heinrich zusammen zu sein. Dann ging er hinter seinem Hause über die Matten zu einem Weidehügel, wo ein paar breitästige Kiefern Schatten gaben, warf sich ins Gras und blieb lange Stunden so liegen. Er hörte die Geräusche der bäuerlichen Arbeit herübertönen, das helle, scharfe Sensendengeln und das weiche Schneiden des Grases, hörte Hunde bellen und kleine Kinder schreien, zuweilen auch Studenten in Wagen durchs Dorf fahren und lärmend singen. Und er hörte geduldig und müde zu und beneidete sie alle, die Bauern, die Kinder, die Hunde, die Studenten. Er beneidete das Gras um sein stilles Wachsen und um seinen leichten Tod, die Vögel um ihr Schweben, den Wind um seinen lässigen Flug. Wie lebte das alles leicht und selbstverständlich dahin, als wäre das Leben ein Vergnügen!

Zuweilen suchte ihn ein wehmütig schöner Traum heim, — das waren seine besten Tage. Dann dachte er an die Abende, die er früher im Haus des Professors zugebracht hatte, und an dessen schöne, stille Frau, deren Bild fein und sehnsuchtweckend in ihm wohnte, und dann wollte es ihm scheinen, in jenem Hause werde ein ernsthaftes, wahrhaftiges Leben gelebt, mit notwendigen, sinnvollen Opfern und Leiden, während er selber sich ohne Not künstliche Leiden und Opfer schaffe, um dem Sinn des Lebens näher zu kommen.

Diese Gedanken kamen und gingen mit dem Winde, traumartig und ungewollt. Sobald die Müdigkeit und Seelenstille nachließ, stand wieder Heinrich Wirth in der Mitte seiner Gedanken und hielt das ruhige, stumm befehlende Auge fragend auf ihn gerichtet. Er kam von diesem Manne nicht los, ob er es auch vielleicht zuzeiten schon wünschte.

Lange verhehlte er es vor sich selber, daß er anderes von Wirth erwartet habe und enttäuscht sei. Das spartanische Essen, die Feldarbeit, der Verzicht auf alle Bequemlichkeit tat ihm zwar weh, hätte ihn aber nicht so bald ernüchtert. Am meisten vermißte er die stillen Abendstunden beim Klavier, die langen, behaglichen Lesetage und die Dämmerstunden mit der Zigarette. Es schienen ihm Jahre vergangen, seit er zuletzt gute Musik gehört hatte, und manchmal hätte er alles darum gegeben, eine Stunde frisch und wohlgekleidet unter feinen Leuten zu sitzen. Wohl hätte er das leicht haben können, er brauchte nur in die Stadt und etwa zum Professor zu gehen. Aber er wollte und konnte nicht. Er wollte nicht von dem, worauf er feierlich verzichtet hatte, dennoch naschen. Außerdem war er beständig müde und lustlos, das ungewohnte, harte Leben bekam ihm schlecht, wie jede Gewaltkur schlecht bekommt, wenn sie nicht aus eigenem Antrieb und innerer Notwendigkeit unternommen wird.

Am schwersten litt er darunter, daß sein Meister und Freund alle seine Anstrengungen mit stiller Ironie betrachtete. Er spottete nie, aber er sah zu und schwieg und schien wohl zu merken, daß Hans auf falschem Wege sei und sich unnütz abquäle.

Nach zwei heißen, sauren Monaten wurde der Zustand unerträglich. Hans hatte sich das Räsonieren abgewöhnt und schwieg verdrossen. An der Arbeit nahm er seit einigen Tagen nimmer teil, sondern lag, wenn er gegen Mittag vom Kolleg zurückkam, den Rest des Tages auf seiner Wiese, untätig und hoffnungslos. Da fand Wirth es an der Zeit, ein Ende zu machen.

Eines Morgens erschien er, der stets früh auf den Beinen war, bei Hans, der noch im Bett lag, setzte sich zu

ihm und sah ihn mit seinem stillen Lächeln an. „Nun, Hans?"

„Was ist? Schon Zeit ins Kolleg?"

„Nein, es ist kaum fünf Uhr. Ich wollte ein bißchen mit Dir plaudern. Stört Dich's?"

„Eigentlich ja, um diese Zeit. Ich habe wenig geschlafen. Was ist denn los?"

„Nichts. Laß uns ein wenig reden. Sag', bist Du nun eigentlich zufrieden?"

„Nein, gar nicht."

„Man sieht es. Ich glaube, für Dich wäre es jetzt das beste, Du würdest Dir in der Stadt eine nette Stube mieten, mit einem Klavier — —"

„Ach, laß die Scherze!"

„Ich weiß, es ist Dir nicht zum Scherzen zumute. Mir auch nicht. Ich meine es ernst. — — Sieh, Du hast meinen Weg gehen wollen, und ich muß sagen, Du hast Dir's sauer werden lassen. Es will aber nicht gehen, und ich denke, Du solltest der Quälerei ein Ende machen, nicht? Du hast Dich jetzt drein verbissen und Deine Ehre drein gesetzt, nicht nachzulassen, aber es hat ja keinen Sinn mehr."

„Ja, mir scheint es auch so. Es war eine Dummheit, die mich einen schönen Sommer gekostet hat. Und Du hast zugesehen und Deinen Spaß daran gehabt. O Du Held! Und jetzt, wo es Dir genug scheint und langweilig wird, winkst Du gnädig ab und schickst mich wieder fort."

„Nicht schimpfen, Hans! Es kommt Dir vielleicht so vor, aber Du weißt doch, die Sachen sind immer anders als sie uns vorkommen. Ich habe mir zwar gedacht, es würde so gehen, aber meinen Spaß habe ich nicht daran gehabt. Ich meinte es gut und glaube, Du hast doch dabei gelernt."

„O ja, gelernt genug."

„Vergiß nicht, daß es Dein Wille war. Warum sollte ich Dich nicht machen lassen, solange es nicht gefährlich schien? Aber jetzt ist's genug. Das Bisherige können wir beide noch verantworten, scheint mir."

„Und was jetzt?"

„Das mußt Du wissen. Ich hatte gehofft, Du könntest vielleicht mein Leben zu Deinem machen. Das ist nicht gegangen — was bei mir freiwillig war, ist für Dich ein trauriger Zwang, bei dem Du verkommst. Ich will nicht sagen, Dein Wille habe nicht ausgereicht, obwohl ich an den freien Willen glaube. Du bist anders als ich, Du bist schwächer, aber auch feiner, für Dich sind Dinge Bedürfnis, die für mich Luxus sind. Wenn zum Beispiel Deine Musik bloß Einbildung oder Getue gewesen wäre, würde sie Dir jetzt nicht so fehlen."

„Getue! Du denkst nett von mir."

„Verzeih! Der Ausdruck war nicht so schlimm gemeint. Sagen wir statt dessen Selbsttäuschung. So war es mit Deinen philosophischen Gedanken. Du warst mit Dir unzufrieden, Du hast Deinen Freund, den guten Kerl, mißbraucht und tyrannisiert. Du hast es mit der roten Mütze probiert, dann mit Buddhastudien, schließlich mit mir. Aber das Opfer Deiner selbst hast Du nie ganz gebracht. Du hast Dir Mühe gegeben, es zu tun, aber es ging nicht. Du hast Dich selber noch zu lieb. Erlaube, daß ich alles sage! Du glaubtest, in einer großen Not zu sein, und warst bereit, alles daranzugeben, um Deinen Frieden zu finden. Aber Dich selbst hast Du nicht darangeben können und kannst es vielleicht nie. Du hast versucht, das größte Opfer zu bringen, weil Du mich dabei glücklich sahst. Du wolltest meinen Weg gehen und wußtest nicht, daß er nach Nirwana führt. Du wolltest Dein persönliches Leben steigern und erhöhen, dazu konnte ich Dir nicht helfen, weil es mein Ziel ist, kein persönliches Leben mehr zu haben und im Ganzen aufzugehen. Ich bin das Gegenteil von Dir und kann Dich nichts lehren. Denke, Du seist in ein Kloster gegangen und enttäuscht worden."

„Du hast recht, so ähnlich ist es."

„Darum gehst Du jetzt wieder heraus und suchst Dein Heil anderswo. Es war eben ein Umweg."

„Und das Ziel?"

„Das Ziel ist Friede. Vielleicht bist Du stark und Künstler genug — dann wirst Du Deine Ungenüge lieben lernen und Leben aus ihr schöpfen. Ich kann das nicht. Oder, wer weiß, kommst Du doch noch einmal dahin, Dich ganz zu opfern und wegzugeben, dann bist Du

wieder auf meinem Weg, ob Du ihn nun Askese, Buddha, Jesus, Tolstoi oder sonstwie nennen wirst. Der steht Dir immer wieder offen."

„Ich danke Dir, Heinrich, Du meinst es gut. Sag' mir nur noch: wie denkst Du Dir Dein Leben weiter? Wohin führt schließlich Dein Weg?"

„Ich hoffe, er führt zum Frieden. Ich hoffe, er führt dazu, daß ich einmal mich meines Bewußtseins freuen und doch unbekümmert in Gottes Hand ruhen kann wie ein Vogel und eine Pflanze. Wenn ich kann, werde ich einmal anderen von meinem Leben und Wissen mitteilen, sonst aber suche ich nichts, als daß ich für mich den Tod und die Furcht überwinde. Das kann ich nur, wenn ich mein Leben nicht mehr als ein Einzelnes und Losgetrenntes fühle, erst dann wird jeder Augenblick meines Lebens seinen Sinn haben."

„Das ist viel."

„Das ist alles. Das ist das einzige, was ein Wünschen und ein Leben lohnt."

⁂ ⁂ ⁂

Am Abend des nächsten Tages klopfte es an Erwins Türe. Er rief herein und dachte, es sei ein Bundesbruder, den er erwartete. Als er sich umwandte, stand Hans vor ihm. Er sah ihn verlegen und überrascht an.

„Du?"

„Ja, verzeih! Ich will nicht stören. Wir sind das letztemal ohne Abschied auseinander gegangen."

„Ja, ich weiß. Nun — —"

„Es tut mir leid, ich war schuld. Bist Du mir noch böse?"

„Ach nein. Aber verzeih, ich erwarte Besuch . . ."

„Nur einen Augenblick! Ich reise morgen fort, ich bin etwas krank, und im nächsten Semester komme ich jedenfalls nimmer hierher."

„Schade. Was fehlt Dir denn? Doch nichts Schlimmes?"

„Nein, Kleinigkeiten. Ich wollte nur hören, wie Dir's geht. Gut, nicht?"

„O ja. Aber Du weißt ja gar nicht —"

„Was?"

„Ich bin verlobt, schon seit dem Frühjahr. Es war bis jetzt noch nicht öffentlich, aber nächste Woche fahre ich nach Berlin zur Verlobungsfeier. Meine Braut ist nämlich Berlinerin."

„Da gratuliere ich. Du bist doch ein Glückskerl! Jetzt wirst Du Dich auch heftig hinter Deine Medizin setzen."

„Es geht an. Aber vom nächsten Semester an wird geschuftet. Und was hast Du im Sinn?"

„Vielleicht Leipzig. Aber gelt, ich störe Dich?"

„Na, wenn Du's nicht übel nimmst — ich erwarte einen Bundesbruder. Du begreifst, es wäre ja auch für Dich peinlich — —"

„Ja so! Daran hatte ich gar nimmer gedacht. Nun, bis wir uns wiedersehen, sind diese Geschichten wohl vergessen. Leb' wohl, Erwin!"

„Adieu, Hans, und nichts für ungut! Es war nett von Dir, daß Du gekommen bist. Schreibst Du mir einmal? — Danke. Und gute Reise!"

Hans ging die Treppe hinab. Er wollte dem Professor, mit dem er gestern eine lange Unterredung gehabt hatte, noch einen Abschiedsbesuch machen. Draußen sah er noch einmal an Erwins Fenster hinauf.

Im Weggehen dachte er an die fleißigen Bauern, an die Dorfkinder, an die Verbindung mit den ziegelroten Mützen, an Erwin und an alle die Glücklichen, denen die Tage leicht und unbedauert durch die Finger gleiten, und dann an Heinrich Wirth und an sich selber und an alle, denen das Leben zu schaffen macht und die er im Herzen als seine Freunde und Brüder begrüßte.

Aufgeblühte Rosen.

In der schwülen Sommernacht ist es geschehn,
Daß bei dem leidenschaftlichen Wind
Die Knospen zu Rosen geworden sind, —
Und ich glaube, die Sterne haben's gesehn!

Zwischen der Bäume Neigen und Raunen
Wie ewiger Schönheit Erdenhauch
Glühen sie bebend am jungen Strauch
Unter dem Morgensonnenstaunen.

Martha Martius.



Letzter Abend mit der Geliebten.

Von Guy de Maupassant.*)

Aus dem Französischen von Paul Mahn.



Ich mußt' sie lassen. Mich nicht mehr zu schauen,
Schied sie von mir. O Gott: der letzte Abend!
Sie ließ allein mich, grausamste der Frauen,
Mein Lieb' und Leben mit sich selbst vergrabend.
Noch einmal wollt', wie sonst, durchs Feld ich schweifen,
Ein letztes Mal in Liebe sie ergreifen ...
Die Nacht hüllt' uns in Dunkelheit und Schweigen,
Und doch vernahm ich's wie ein Weltengeigen;
Von Gottes Odem schien das All durchschwirrt,
Die Schöpfung bebte; horchend und verwirrt
Spürt' ich von Schauern seltsam mich besessen.
Hochatmend hatt' des Weibs ich fast vergessen,
Das, mehr als mich, ich liebte. Winde brachten
Uns tausend Töne, die im Echo lachten.
Das war nicht mehr der Luft geschwätzig Klingen: —
Es war wie einer Seele Weltumschlingen,
Ein Ur-Ur-Odem, schweifend, allbeschwörend,
Der kam und ging, mich selber fast betörend,
Ein heimlich Tönen, das auf seinem Gang
Der Haine Echo weckte und verschlang.
Im Walde rings ein Leben, Flüstern, Bangen,
Als gält's der Könige größten zu empfangen.
Von Würmlein, Vogel, Busch und Baum
Scholl hohe Rede, da die Welt im Traum ...
Ich stand erschauernd: Dieser Urwelton —
Gott selber war's vom Himmelsthron.

Es war der Gott, der, einsam und voll Macht,
Auf Erden abwarf seiner Größe Tracht,
Der, überdrüssig, müd' der Göttlichkeit,
Der Ehren müd', der Macht, Unsterblichkeit,
Der ew'gen Plagen, die der Größe Fluch,
Mit uns der Menschheit Kleid und Schicksal trug.
Er wählt' die Zeit, da alles schläft und schweigt,
Der Mensch sich fühllos Gottes Werken zeigt
Und, dienstbar nur der Sorg' um Lohn,
Die kurze Ruhe stiehlt der Tagesfron.
Auch war's die Stunde, da das Gotterbarmen
Still segnen kann, die Hände leihn den Armen;
Die Stunde, wo, wer klaglos leidend stöhnt,
Aus Angst, daß Roheit noch sein Unglück höhnt,
Erlöst von fremder Ichsucht Sklavenbann,
Ohn' Furcht vor Mitleid freier atmen kann.
Gott tröstet ihn, springt seinem Elend bei,
Macht Tränen linder, reicht dem Schmerz Arznei,
Läßt süßen Balsam bittre Wunden segnen.

Noch andre wollen keinem Blick begegnen,
Nicht kaltem Menschenaug', dem Lärm der Erde;
Auch sie verlangt es, daß es Stille werde —:
Die Liebenden! — Gott sieht und weiht ihr Glück,
Hört ihre Schwüre, unsichtbar dem Blick.
Er liebt die Liebe, die er niemals schmeckt,
Doch gern im Walde, bei der Nacht, versteckt,
Er weilte hier; sein Hauch schien ob den Gründen
Weithin ein großes Raunen zu entzünden.
All, was er schuf, belebte sich; erregt
Webt' es im Gotte, der die Welt bewegt.
Ein jedes sprach von ihm, im Laub der Wind,
Den Strand umkosten Strauch und Welle lind,
Und all die Stimmen gaben eine bloß:
Gott selbst, der sich im weiten Wald erschloß ...
Wir beide lauschten und vergossen Tränen,
Wenn Liebe scheidet, füllt sie neues Sehnen;
Gleich Diamanten tropften unsre Zähren
Und funkelten in Gräsern und auf Ähren.

Was blieb von dieser schönen Nacht,
Von meiner Liebsten Blütenpracht
Zurück bei nächsten Tages Schein?
Am Morgen früh der Hirt allein,
Der seine Herde trieb zur Weide,
Sah in der Gräser frischem Kleide
Als einz'ges Zeichen unsrer Qualen
Sich unsrer Tränen Tröpflein malen.
Er glaubte nur: der Morgen taut!
„Ist noch nicht trocken heut, das Kraut,"
So sprach er und ging schnell voran.
Er ahnte nicht, der brave Mann,
Wieviel von Bitternis und Leide
Barg dieses Naß im Kraut der Heide.
Die Schafe kamen dann gegangen,
Die Halme fraßen sie; verschlangen
Auch unsre Tränen — nichts verriet,
Was sie vergoß ins junge Ried ...

---

*) Das Gedicht, in Deutschland unbekannt und hier zum ersten Male übersetzt, stammt vom Jahre 1868, aus dem achtzehnten Lebensjahre des Dichters, als er in der obersten Klasse des Lyzeums von Rouen schon mit den Vorwehen zum Bakkalaureate rang. Es soll hier nicht geradeswegs für ein Meisterwerk ausgegeben werden. Aber es enthält in seiner jugendlichen Beredsamkeit viele Schönheiten, die hier ins Deutsche hinüberzuretten restlos gelungen ist. Und es zeigt, neben einer entzückenden jünglinghaften Zartheit, bereits die stille Melancholie, sowie jene im All schwelgende, das All beseelende Naturversenkung, die für die spätere Kunst des Dichters so bezeichnend sind. Die Redaktion.



Dampfer auf dem Genfer See.

Frühling am Genfer See. Von Heinz Grevenstett.

Mit Aquarellen von Karl Kunst in München.



uf der Morgenseite die Blumen des Frühlings, auf der Mittagseite die Früchte des Herbstes, nach Norden hin das Eis des Winters: in demselben Augenblick vereinigt die Natur hier alle Jahreszeiten, an dem gleichen Orte alle Himmelsstriche, auf dem nämlichen Boden entgegengesetzte Erdarten und bringt die Erzeugnisse der Ebenen und die Flora der Alpenwelt in einer Verbindung hervor, die sonst nirgends vorkommt. Nehmen Sie zu alledem noch die optischen Täuschungen, die in verschiedenartiger Beleuchtung strahlenden Berggipfel, die durch Sonnenschein und Schatten hervorgerufenen Lichteffekte und all die Nebenlichter, die sich morgens und abends daraus bilden, so werden Sie sich eine ungefähre Vorstellung von den stets neuen Bildern machen können, die fort und fort meine Bewunderung erregen und wie auf einem wirklichen Theater panoramaartig vor meinen Augen vorüberzuziehen scheinen . . ."

Herr Saint-Preux schwärmt so vom Genfer See in seinen Briefen an Julie. Und an hundert anderen Stellen dieser „Briefe zweier Liebenden" gibt's melodieverwandte Schilderungen. J. J. Rousseau führt dem empfindsamen Herrn Saint-Preux die Feder. Es sind die ersten klassischen Reisefeuilletons vom Lac Léman. Vor anderthalb Jahrhunderten sind sie entstanden, noch vor der Zeit, da Goethe auf seiner Schweizer Reise Lili zu vergessen suchte, damals, als die Schweiz noch ein Land war, kein Riesenhotel, damals, als es noch für ein umständliches Unternehmen galt, von der Kultur aus sich in die idyllische Einsamkeit dieser fernen, alpenumgürteten Gestade zu flüchten.

Noch ein halbes Säkulum nach dem Erscheinen von Rousseaus „Neuer Heloïse" muten Lord Byrons „Manfred" und „Der Gefangene von Chillon" den Kulturmenschen als Bilder aus einer wildfremden Welt an. Eine Schweizerreise bildete da, noch ebenso wie zu Schillers Zeit, ein Vorrecht der besitzenden Klasse. Das Hochgebirge gar, das heute jeder Seminarist und Supernumerarius in seinen Sommerferien mit Rucksack, Jägerhemde und ein paar ersparten Goldfüchsen kennen zu lernen trach-

tet, schwebte als etwas Unerreichbares in und über den Wolken. Und es war noch nicht einmal die Schönheit der Gletscherwelt entdeckt. Die Alpenriesen bargen für die da unten nur große unbekannte Gefahren. Bei ihnen wohnte das Grauen.

Auch die Kunst hatte die Schönheit der Alpen noch nicht entdeckt. Die großen Landschafter des XVII. und XVIII. Jahrhunderts widmeten sich nur der Idylle; Hochgebirgsbilder aber malte als erster der Tiroler J. A. Koch, dessen Ruhm im zweiten Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts aufging. Es folgten die Genfer Diday und Calame und der Münchener Karl Rottmann. Noch immer aber bildeten bei ihnen die Hochalpen nur den majestätischen Hintergrund. Mitten ins Herz der Gletscherwelt führen erst die Künstler, die zugleich Sportsleute waren, die die wuchtigen Eindrücke der Wettergewalten am eigenen Leibe erfahren haben, in deren Seele das eherne Lied der grandiosen Einsamkeit auf Bergeshöh' erklungen ist. So sind es nicht zuletzt die Alpenvereine, die der Kunst ein wundervolles neues Gebiet erschlossen haben. Und natürlich sind es die Engländer, die Pioniere des Alpinismus, die auch hier vorangingen. Man kann die raschen Fortschritte der künstlerischen Gipfelmalerei von den siebziger Jahren an verfolgen. Der Engländer Walton wagt sich zuerst an die neuen kühnen Aufgaben. Die großen und die kleinen Talente folgen einander, drängen und verdrängen sich. Bis der Riese Giovanni Segantini erscheint, dessen wunderbares Werk einer Offenbarung gleichkommt. Der große Maler, der große Mensch Segantini, der große Einsame, hat der Welt die Hochalpen erst in ihrer ganzen unermeßlichen Schönheit erschlossen, nachdem die Worte der ahnenden Dichter und die praktischen Winke der sportlichen Pfadfinder die Vorarbeit geleistet: die Sehnsucht des Aufstiegs zu den höchsten Höhen zu wecken.

Und den Dichtern, den Alpenpionieren und den Malern folgte der Photograph. Rings um den Genfer See herum gibt es auch kein einziges Bergspitzlein mehr, das dem Kodak entrinnen könnte, geschweige denn eine der noch bequemer zu knipsenden Idyllen. Der Photographien- und Ansichtskartenhandel ist für den deutschen Durchreisenden heute fast ebenso wichtig wie vor der Zeit des Antialkoholismus der Bierladen.

Natürlich fließen heute auch die literarischen Quellen reichlicher als zu Zeiten Rousseaus, Goethes und Byrons: die ganze Saison hindurch füllen sich Tag für Tag die Briefkästen der Alpenschutzhütten und Berghotels mit unheimlichen Stößen von Reiseberichten und Ansichtskarten, gereimten und ungereimten. Und

Die Möweninsel im Genfer See.



Auf dem Gipfel des Salève.

jeder dritte Backfisch des deutschen Mittelstandes kann für den Aufsatz im Literaturgeschichtsunterricht aus eigenem Augenschein kontrollieren, inwieweit Schillers Tellstudien der Wirklichkeit entsprechen.

Die Schweiz hat keine Geheimnisse mehr. An früher unzugänglichen Stellen, wo der Gemsjäger sich anklebte mit dem eigenen Blut, prangen weithin leuchtende Riesenplakate mit einer Empfehlung von Chocolat Suchard oder dem Hinweis auf die Zahnradbahn nach einer noch höheren Bergspitze (Berg- und Talfahrt inkl. Diner, Logis und Dejeuner 20 Frcs.).

Und nun gar der Genfer See —! Wer kennt ihn nicht? Wer hat nicht schon von Bord der weißen Dampferchen aus eine prächtig bunte Ansichtskarte mit dem Schloß Chillon oder mit den kreuzweis gestellten Riesensegeln einer Fischerbarke nach Hause geschickt?

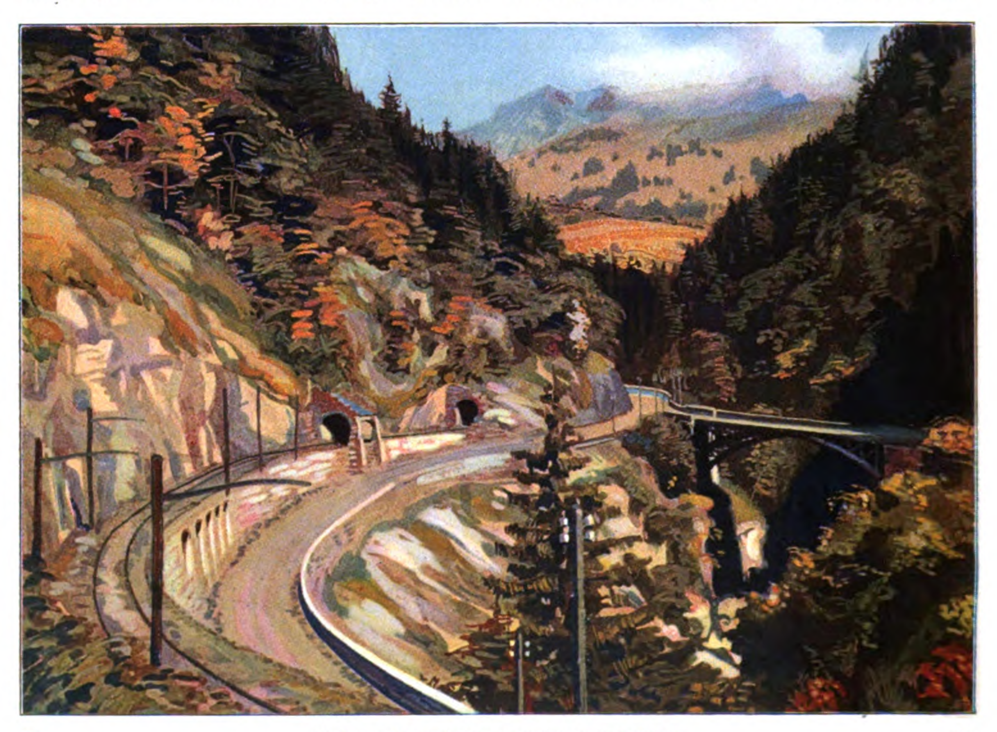
Fast alle modernen Schweizer Reisegebiete haben eine Saison. Neuerdings haben einzelne, in denen der Wintersport aufgenommen worden ist, deren zwei. Aber der Genfer See schlägt den Rekord: er hat vier. Es ist also fast unvermeidlich, daß jeder Reichsdeutsche, der auf Urlaub geht, ihn zu irgendeiner Jahreszeit einmal kennen lernen muß.

Der Hochsommer ist die Reisezeit der Hastigen und Unsteten. Der Bureauurlauber, die in sechs, vier oder gar nur zwei Wochen die ganze Schweiz abklappern und dabei natürlich auch den Lac Léman mitnehmen wollen. Eine teuflische Einrichtung der Schweizer Bahnen sucht es ihnen zu erleichtern: das Generalabonnement, das dem Inhaber das Recht einräumt, zu jeder Tages- und Nachtstunde an jeder Eisenbahnstation der Schweiz jeden fahrplanmäßigen Zug zu besteigen und darin gleichviel wohin, gleichviel wie lang und gleichviel wie weit zu fahren. Man hat Sparsamkeitsfanatiker beobachtet, die während der Gültigkeitsdauer ihres Generalabonnements in kein Hotelbett gekommen sind, die die Nacht lieber zwischen Basel und dem St. Gotthard oder zwischen Genf und dem Simplon im Eisenbahncoupé verbrachten. Die ihren Ehrgeiz nicht wie die Bergfexen in der möglichst hohen Ziffer möglichst hoher, unter Mühsal erklommener Gletscherspitzen befriedigt sehen, sondern denen der Gedanke an die ungeheure Länge der von ihnen für 5 Centimes die Stunde

durchfahrenen Kilometer einen Genuß gewährt. Sie sind die Unglücklichsten der Sterblichen, wenn ein ungünstiger Anschluß sie zwingt, irgendwo Station zu machen. Jede Stunde, die sie anderswo als im rollenden Material der Bundesbahnen zubringen, erscheint ihnen verloren. Zum Raum wird ihnen die Zeit.

Von diesen hastigen Hochsommergästen aus dem Reich hat das Heer der Hoteliers rund um den Genfer See herum keinen Gewinn. Die Bahnhofsrestaurateure sind die einzigen, die sich dieser Gäste freuen. Denn ihr besonderes Kennzeichen ist dies: sie haben immer Durst. Sie geben an einem Tage ebensoviel für schlechte Getränke aus wie Franzosen oder Engländer des gleichen Lebenskreises für ein gutes Nachtquartier. Man erkennt sie auch in Genf in den Brasserien und Cafés sofort daran, daß sie nicht vom Aufwärter die „addition“ verlangen, sondern daß sie einen berlinisch-wienerisch gebildeten Befehlsinfinitiv durch die Hallen schallen lassen: „Garçon, payer!“

Alle, die das nüchterne, langweilige, pietistisch-korrekte Genf nur im Winter gekannt haben — die armen jungen preußischen Leutnants z. B., die zur Ausbildung in der französischen Sprache für fünf Monate dahin kommandiert werden und bloß durch die Anwesenheit der hübschen Handschuhmacherinnen in der Rue du Rhône vor Lebensüberdruß, wenn nicht Selbstvernichtung bewahrt bleiben — sie müssen baß verwundert sein über den lebhaften Pulsschlag, den mit einemmal in den paar Sommerwochen das Treiben in den öffentlichen Anlagen am Kai, in den Parks östlich und westlich der Stadt annimmt. Überall Musik, überall Blumen, überall Schwatzen und Schwadronieren. Die Deutschen glauben da den „französischen Einschlag“ im Blut der Genfer und Genferinnen feststellen zu können. Aber sie täuschen sich. Die Eingeborenen sind noch eben so nüchtern und korrekt wie das ganze Jahr über. Es sind die vielen fröhlichen Fremden, die dem Blumenmarkt, den hügeligen Straßen, den sonst so feierlich stillen Boulevards die bunte Note geben. Für Unzählige bildet eben Genf das Einfallstor in die Schweiz. Hier halten sie die erste Urlaubsrast, hier genießen sie das erste Alpenpanorama, hier erleben sie den ersten



Auf der Bahnstrecke Montreux—Oberland.



Les Avants.

Anblick des Montblanc. Sonnentage in Genf, in sommerliche Ferienlust getaucht, keiner, der sie erlebt, vergißt sie je wieder. Der deutsche Student wie der deutsche Philister, der englische Globetrotter wie die mondäne Pariserin — sie werden alle von dem Sonnenzauber ergriffen, werden trunken von der durchsichtigen Luft, von den Farbenspielen des blauen Sees mit seinem Alpenkranze im Goldrot des sinkenden Feuerballes, im Silberweiß der über den majestätischen Bergriesen schwimmenden Sichel. In diesen paar Wochen steckt ein Feriengast den anderen mit seiner Frohlaune an. Und man merkt darüber nicht, daß auch die Frohlaune nur als Gast in Genf verweilt, auf Urlaub.

In den Wintermonaten ist's garstig in Genf. Die großen Hotels leer. Wenig Eleganz. Lichtpunkte im Einerlei lediglich die Kirchenparade am Sonntag vormittag. Das armseligste Völklein der Welt quartiert dann in den billigen Herbergen und Pensionen von Plainpalais: die Studenten und Studentinnen Halbasiens und der Donaustaaten. Sie kommen ohne jeden Wechsel und wollen sich alle vom Stundengeben ernähren. Aber — du lieber Gott! — welcher mittellose Genfer, welche beschäftigungslose Genferin wollte das nicht auch? Französische Konversationsstunden werden um vierzig Centimes angeboten... Und manche Mahlzeit bildet ein Gericht gerösteter Kastanien, die mit dem Beginn der kurzen Tage in den zugigen, schlecht erleuchteten Straßen feilgehalten werden... Da wärmt dann der verhungerte und verfrorene Student zuerst seine Hände daran, denn von der südlichen Sonne der Sommerferien ist absolut nichts zurückgeblieben. Die grimmig kalte „Bise" fegt über Genf dahin. Auf der Rhônebrücke kann sich kein Passant mehr halten. Mit elementarer Wucht stürzt sich der Gletschergast über den See, peitscht ihn und bringt die Dampfboote ins Schwanken, daß die Fahrgäste seekrank werden wie zwischen Dover und Calais; er zaust die Platanen auf den Promenaden, die Kastanien im Park Eaux vives, beraubt sie des letzten Laubes — und läßt eine kahle, düstere, graue Stadt mit grauem Himmel, düsteren Mienen, blauen Händen und roten Nasen zurück. Den Montblanc hat man seit Menschengedenken nicht mehr gesehen. Man glaubt gar nicht mehr an ihn. Genf

könnte ebensogut Inowrazlaw oder Buxtehude heißen.

Aber da marschiert man an einem trüben Tage fröstelnd den Cours de Rive entlang und bleibt plötzlich, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, vor einem Stationsgebäude stehen.

„Salève . . . Aujourd'hui splendide soleil!“

Sonne! Sonne! Bloß ein Stündchen mit der elektrischen Eisenbahn braucht man zu fahren, und man ist aus dem garstigen Genf heraus, man ist in Frankreich, hoch oben, auf dem Salève, und in der Sonne!

Da hält einen nun keine Macht der Erde mehr zwischen den nebelgrauen Mauern. Man löst sein Billett und fährt los; über Etrambières nach Monnetier und Treize-Arbres. Hier steht man schon 1142 Meter hoch, mitten in der Sonne, sieht die ganze Montblanckette vor sich, drüben den Jura, und wenn man noch zweihundert Meter höher wandert, zur Spitze des Grand-Salève, dann blickt man links nach Frankreich hinein und rechts hinüber nach dem Norduser des Genfer Sees.

Aber das ist ein ganz anderer See als der graue, fröstlich-ungastliche, den wir von unseren verdrossenen Spaziergängern in Genf her kennen. Wie ein blaues Kinderauge lacht er uns heute an.

Von diesem improvisierten Ausflug bringt man also einen tüchtigen Schnupfen mit heim — und eine Sehnsucht. Man will zur Frühlingsseite des Genfer Sees. Man will und muß. Die emsig betriebenen Sprachstudien sind vergessen, die bleiche Konversationslehrerin, die geistlichen Vorträge berühmter Kanzelredner, das Kolleg auf der Universität — sogar die kleine Handschuhmacherin vom Cours de Rive oder von der Rue du Rhône.



Narzissenfeld bei Montreux.

Und in wenigen Stunden nun trägt uns das Dampfschiff auf die Sonnenseite.

Natürlich: den Anschluß an den ewigen Sommer, von dem man in nordischen Landen noch immer fabelt, findet man auch hier nicht. Den sucht man im März und April ebenso vergeblich an der Riviera, in Sizilien, in Griechenland und Tunis. Aber ein lustiger, wenn auch wetterwendischer Lenz ist da, ein kecker Junge, der auf den kaum vom Schnee frei gewordenen Wiesenhängen Blumen streut . . .

Montreux ist der Sammelname für die zwanzig oder mehr Ortschaften am Nordostufer des Sees, die von der Schweizer Fremdenindustrie zu


Schloß Monnetier mit Ausblick.

einem Riesenhotel vereinigt worden sind. Im Frühjahr ist trotz der enormen Bettenzahl kaum ein Plätzchen aufzutreiben in den bevorzugten Pensionen. Die höher gelegenen Hotels, wie die in Les Avants und Caux, die bisher im Schnee steckten und den Sportsleuten mit Rodel- und Bobsleighbahnen und Feldern für den Schisport aufwarteten, lassen die aufgetauten Fahrstraßen und Fußsteige in Ordnung bringen, legen die Tennisplätze trocken, auf denen man bisher Schlittschuh lief, kurz, machen schleunigst Toilette für den Gästeempfang der zweiten Saison. Leidende sind jetzt bei weitem nicht so zahlreich in Montreux anzutreffen, wie ehedem. Besonders die Zahl der Lungenleidenden hat abgenommen. Man schickt sie lieber zu den Liegekuren abseits großer Menschenansammlungen und in staubfreiere Höhenluft. Um so stärker sind die Gesunden vertreten, die Faulenzer aus Passion und Überzeugung. Darunter die unglücklichen Snobs beiderlei Geschlechts aus der österreichischen und reichsdeutschen Finanzwelt und das glückliche junge Albion, das immer Ferien hat, weil es mit seiner Muttersprache, mit Boxen, mit ein bißchen Kopfrechnen und ein bißchen Flirt famos durchs Leben kommt, ohne viel auf Schulbänken herumsitzen zu müssen. Die großen hellen Grandhotelhallen von Territet, Les Avants und Caux zeigen also dasselbe internationale Bild, wie etwa die von Nizza und Monte: ein sonnenverbranntes Publikum tagsüber im ruppigen Sportdreß, abends im tadellosen Gesellschaftsanzug. Und der Kursaal (sprich Kührsall) entwickelt sich mehr und mehr zu einem kleinen Spielhöllchen. Hasardspiele sind dort freilich nicht erlaubt. Nur das der „petits chevaux“. Bei dem ist freilich der glückliche Zufall so ziemlich ausgeschlossen. Es ist stets eins zu drei zu wetten: daß die Bank gewinnt. Moralische Bedenken mögen die Leitung dazu bestimmt haben, die Gewinnchance auf das kleinste Maß zu beschränken. Es soll den habgierigen Kurgästen recht deutlich nahegelegt werden, welch törichtes Beginnen dieses Rößlispiel ist. „Fangt doch gar nicht erst an damit, Ihr lieben, lieben Leute,“ so predigt der Croupier, indem er erbarmungslos die Einsätze zusammenharkt, „es nützt Euch ja doch nichts, Ihr werdet hier todsicher Eure Fränkli los, und wenn ich sie an mich reiße, so geschieht's zu Euerem Besten, — faites votre jeu, rien ne va plus!“



Blick von Clarens auf die Petite Ile.

verzeiht man dem Kursaal dann manches.

Bevor der Frühling kalendermäßig seinen Einzug hält, gibt meist der Winter noch einmal seine Visitenkarte ab. Aber hier kommt er nicht mehr als Schneemann, sondern als ungestümer Sturmgesell: ein unheimliches Klagen geht durch den finsteren Schlund des Chauderon und kriecht an den schroffen Hängen links und rechts vom Gießbach Clarens empor, die Damen bekommen ihre Migräne, und dann fegt der warme, aufregende, regenbringende Föhn von Afrikas Küste übers Mittelmeer und die Savoyer Alpen daher. Die Kleinmütigen denken da schon an Packen, Rechnung bezahlen und heimkehren.

Aber eines Morgens wacht man auf, goldigstrahlend lacht die Sonne am tiefblauen, wolkenlosen Himmel, in den Gärten ist über Nacht das erste Grün aufgesprungen, und die unendlichen Regengüsse haben die Felsenberge blitzblank gescheuert — nur noch die Dent du Midi trägt ihre kleidsame siebenzackige Krone ewigen Schnees.

Und auf den Promenaden am See, am Kai von Montreux, auf den Geländern der Landungsbrücken zappelt's und glänzt und schwirrt es mit flatterndem Flügelschlag: Tausende von Möwen tummeln sich in der Sonne!

Kinder werfen Brotstückchen in die blaue Luft. Da schießen die kreischenden Tierchen im jähen Bogen herbei, die vordersten entreißen den kleinen Händen die Gabe als Beute und hasten weiter. Das ist ein Getümmel! Die Kinder lachen, die Großen

Neben dem Spielhöllchen, in das sich übrigens auch ungeniert der Backfisch wagt, der einmal „zum Spaß" ein paar Taschengeldfränkli setzt (als ob's den spitznasigen und hektisch geröteten Habitués, die sich da alle Tage einfinden, Ernst wäre!), bietet der Kursaal auch ein regelrechtes Tingeltangelchen. Da gibt's Zauberkünstler, Drahtseiltänzer, Akrobaten, Dresseure in buntem Wechsel zu sehen. Zum Glück wendet eine vernünftige Zensur die Greuel internationaler Chansonettenkunst vom Besucher ab. Ein Verdienst der englischen Ladies, die sich die Abgeschmacktheiten der Berliner Spezialitätenbühnen — auch nicht inkognito wie die Damen aus W. — unter keinen Umständen ansehen würden.

Manchmal aber gibt's auch ernste Kunst. Und das sind Feiertage erster Ordnung. Wenn nämlich das große Genfer Orchester nach Montreux kommt und Wagnerabende oder Sinfoniekonzerte veranstaltet.

Für diese wirklich erlesenen Genüsse

kommen dazu und beteiligen sich an der Fütterung der kecken Wilden — und immer neue Scharen von flügelschlagenden, kreischenden Möwen erscheinen auf dem Plan. Man weiß gar nicht, wo sie mit einem Male herkommen. Es sind ihrer Legionen.

Frohsinn und Lebelust herrscht überall am ganzen gesegneten Strande in dieser herrlichen, sonnetrunkenen Gottesluft.

Und nun entwickelt der junge Lenz mit einem Male einen Eifer, eine Behendigkeit, die ans Wunderbare streifen. Dieses Knospen und Blühen der Obstbäume und Ziersträucher! Gestern abend noch stand dort in der Parkecke meines Hotels ein kahler Baum mit knolligen, unansehnlichen Ästenden: heute früh prangt da eine Riesenmagnolie in voller Blütenpracht, schneeweiß und zartrosa. Ich wandere vor Tau und Tag über die dunkeln Wiesen und Matten zu der von Schnee und Eis befreiten Jurakette empor — und als ich andern Nachmittags im Sonnenglast niedersteige, seh' ich Millionen von Schneeglöckchen, wie mit Zauberschlag geboren, auf den saftigen Teppichen der Berghänge verstreut.

Heut kommen die Kinder jubelnd mit Schürzen voll Primeln und Maßliebchen heim — morgen finden sie am Wegrand die ersten hellblauen und weißen Veilchen. Ihren Duft verdrängt dann bald der süße Mandelgeruch der Prunus-, Apfel-, Kirsch- und Birnblüte. Und es nahen die Märzbecher und wilden Orchideen, die Himmelschlüssel — und schließlich die ortsheilige Wunderblume von Montreux, die Narzisse!

Frühling und Narzisse — untrennbar sind die beiden Begriffe hier. Milliarden und aber Milliarden der schlanken, koketten Blumen bedecken mit ihren blendendweißen Sternen die steilen Abhänge.

Und man rüstet in dem sonnenerfüllten Montreux der duftenden kleinen Ortsheiligen ein Fest. Von nahe und fern kommen Gäste, auf dem Markt und im Park zu Montreux errichtet man mächtige Tribünen, und ein farbenbuntes Ballett im Freien, dem ein putziger Umzug von prächtig geschmückten Reitern, von blumenüberdeckten



⊠ Ausblick von Glion auf Territet und Montreux. ⊠

Wagen, Automobilen, Fahrrädern, Ponygespannen folgt, das „Narzissenfest“, bildet einen seit Jahrzehnten von jung und alt, Einheimischen und Fremden mit Begeisterung wahrgenommenen Feiertag. Die warme Luft, der weiche, berauschende Blumenduft, das heitere, frohe Bild der bunten Farben vereinigen sich zu einem Frühlingstraum: die ganze Küste, so weit das Auge reicht, ein einziger blühender Zaubergarten voll Märchenpoesie!

Doch — schade! — wenn es in Montreux am allerschönsten wird, schön warm, gleichmäßig trocken und sonnig und windstill, wenn man keinen plötzlichen Rückschlag mehr zu erwarten braucht, dann leeren sich die Hotels. Eine allgemeine Flucht findet im Mai statt. Man sucht dann mit der malerisch angelegten neuen Bahn, die zum Berner Oberland führt, Gegenden auf, in denen einen noch wochenlanges Regenwetter zur Verzweiflung bringen kann, hochgelegene Gebirgspässe, auf denen Anfang Juni noch Nachtfröste üblich sind, Höhenstationen, die man letzten Endes durch Drahtseil erreicht — falls nicht Schneeverwehungen sie überhaupt von der Mitwelt abgeschnitten haben.

Nun kann es allerdings um die Mittagsstunden barbarisch heiß werden da unten in Montreux — „zum Eierlegen“ würde Heinrich Seidel sagen — aber Feinschmecker der Faulenzerei, die auch auf klimatische Strapazen nicht versessen sind, gondeln da im Juni ganz einfach über den See nach Evian oder Thonon-les-Bains hinüber, wo sich bald „tout Paris“ einstellt. In dem koketten Theater in Evian gibt's eine kurze, aber glänzende Frühsommersaison. Die ersten Berühmtheiten treten vor dem elegantesten Logenpublikum auf. Kaum sechs Wochen währt hier die „Kur“. Die besteht — da sich's nicht um Engländer, sondern zumeist um Franzosen handelt — aus möglichst wenig Anstrengung. Ein bißchen Tennis, ein bißchen Wassersport. Aber viel Wagenpartien und Autofahrten. Dreimaliger Toilettenwechsel ist für die Damen geradezu Gesetz. Die Gruppen der Gäste sind klein, meist nur Madame et Monsieur. Und die eleganten Pärchen sind nicht immer verheiratet.

Ein warmer Abend aber auf einer der Hotelterrassen mit all den internationalen Kunstberühmtheiten, dem geputzten, mondain und demimondain seltsam gemischten Publikum, mit den unzähligen Lichtern am Ufer, den zitternden Reflexen im Wasser, mit der einschmeichelnden Musik der vorzüglichen Kapellen, mit den landenden und abfahrenden Dampfern, mit der Sternenpracht über den himmelragenden Alpenriesen, die all den Luxus und Trubel überschauen, ist schon erlebenswert. Trotz all der Wurmstichigkeit der einzelnen Existenzen berührt doch im Zusammenspiel die Abgeschliffenheit sehr amüsant. Fast wohltuend. Evian ist kein rasch emporgeschossener Parvenu unter den Sommerfrischen wie sie heute zu Hunderten zu finden sind. Man merkt vielmehr das Lebemännische einer älteren Kultur heraus.



Thonon-les-Bains.

Das imponiert immerhin. Aber trotzdem ärgert man sich ein bißchen.

Zu den Bummelfahrten, die man von allen Seiten des Genfer Sees aus am liebsten und häufigsten anstellt, gehört die nach Schloß Chillon. Der massige Turm

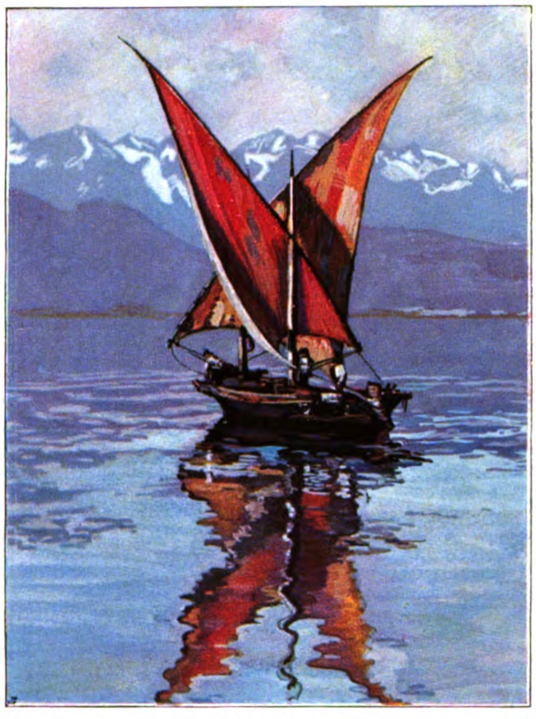
hat seine Geschichte. Wir haben sie alle im englischen Unterricht kennen gelernt: die gruselnmachende Erzählung von dem armen Bonnivard, der da unten im dunkelsten Verließ sechs lange, bange Jahre schmachten mußte.

Und wenn wir nun der schmucken Kastellanstochter folgen, die mit flatterndem Zopf und flatterndem Röckchen vor uns einhertrippelt, um uns das zum Museum gewandelte alte Schloß zu zeigen, die unheimlichen Turmzellen und Kerkergräber, dann taucht die Erinnerung auf an einen heißen Sommertag, wo wir, matt wie die Fliegen, auf der Schulbank hockten und uns bemühten, Lord Byrons klassische Verse zu übersetzen.

Du ew'ger Geist der fessellosen Seele,
Freiheit! am hellsten strahlst Du in der Haft.
Dort ist das Herz Dein Haus, mit aller Kraft
Hängt es an Dir, horcht Deinem Machtbefehle.
Und ob die Kette Deine Söhne quäle
In feuchten Kerkers tageloser Nacht,
Hat oft ihr Leiden frei ihr Land gemacht,
Der Freiheit Ruf bricht Mauern durch und Pfähle.

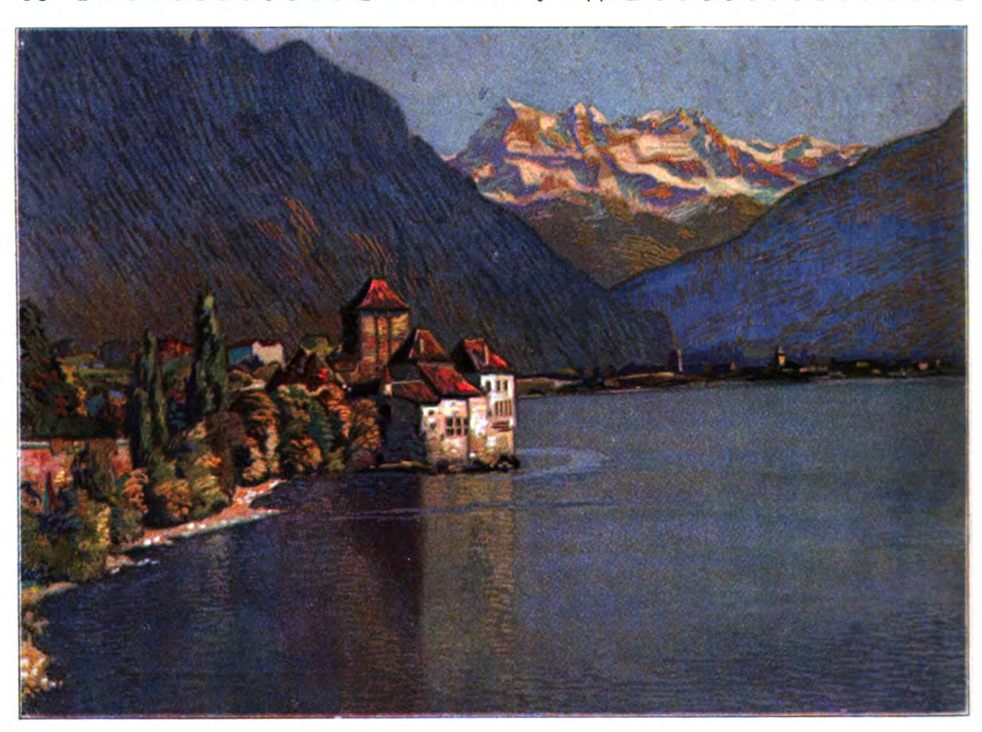
Dein Kerker, Chillon, ist geweihte Zelle,
Dein dunkler Boden ward einst zum Altar,
Er zeigt uns noch wie auf des Rasens Welle

Der Tritte Spur des greisen Bonnivard.
Daß Niemand je verwische diese Stelle!
Sie schreit zu Gott von Tyrannei so klar!



Fischerbarke.

Lord Byron gibt in der Vorrede zu seinem „Gefangenen von Chillon" eine ausführliche Darstellung vom Leben und Leiden seines Helden: Franz von Bonnivard, Sohn des Louis von Bonnivard, gebürtig aus Seyssel und Herr von Lunes, wurde im Jahre 1496 geboren. Er machte seine Studien in Turin. Im Jahre 1510 überwies ihm sein Oheim Jean Aimé von Bonnivard die Priorei von St. Victor, die bis an die Mauern von Genf reichte und ein bedeutendes Benefizium bildete. Bonnivard war stets eine der kräftigsten Stützen Genfs. Niemals zögerte er, die eigene Freiheit aufs Spiel zu setzen, wenn es galt, die der Republik sicher zu stellen. Noch als junger Mann warf sich Bonnivard offen als Verteidiger Genfs gegen den Herzog von Savoyen und den Bischof auf. Aber auch schon im Jahre 1519 wurde er zum Märtyrer für sein Vaterland. Der Herzog von Savoyen war mit 500 Mann in Genf eingerückt. Bonnivard, der die Rache des Herzogs zu fürchten hatte, wollte sich deshalb nach Freiburg zurückziehen. Er wurde aber durch zwei Leute, die ihn begleiteten, verraten und auf Befehl des Fürsten nach Grolée geführt, wo er zwei Jahre lang gefangen saß. Im Jahre 1530 wurde er im Jura von Räubern angefallen, die ihn ausplünderten und von neuem an den Herzog von Savoyen auslieferten. Diesmal ließ ihn der Fürst in das Schloß von Chillon einsperren, in welchem er ohne Verhör bis zum Jahre 1536 verblieb, wo ihn die Berner befreiten, als sie sich des Waadtlandes bemächtigten. Als Bonnivard aus der Gefangenschaft kam, hatte er die Freude, Genf frei und reformiert zu finden. Die Republik beeiferte sich, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihn für die erduldeten Leiden zu entschädigen. Sie ernannte ihn im Jahre 1536 zum Bürger der Stadt, schenkte ihm das früher vom Generalvikar bewohnte Haus und wies ihm eine Pension von 200



Schloß Chillon.

Goldtalern an, so lange er in Genf leben würde. Im Jahre 1537 ward er in den Rat der Zweihundert aufgenommen.

... Wir schütteln Erinnerung und Gruseln rasch wieder von uns ab. Rundum lacht die Natur uns an. Und auf den Hängen zwischen Chillon und Montreux schmort in der Sonne ein guter Tropfen. Kehren wir also aufs Dampfboot zurück, und grüßen wir bei der Abfahrt das gesegnete Fleckchen Erde mit einem Glase feurigen Waadtländers!

Lenzkampf.

Über das Saatgefilde
Naht eine Reckengestalt
Zu Roß, mit Speer und Schilde,
Dem nordischen Winterwald.

Lichtblonde Locken wallen
Unter dem Eisenhut
Hervor wie Gold und fallen
Auf den Harnisch in schimmernder Flut,

Und blaue Augen strahlen
Wie warmer Sonnenschein, —
So reitet der Lenz in den kahlen,
Eisstarrenden Bergwald ein.

Das gibt ein scharfes Fechten,
Ein Klirren von Schwert und Speer!
König Winter, von Deinen Rechten
Gilt bald kein einziges mehr!

Wohl kostet's hartes Ringen,
Bis alle Quellen enteist,
Doch ist's ein sieghaft Zwingen,
Das junge Kraft beweist.

Dann liegt der Winterkönig
Bezwungen tief im Tann,
Es hebt vieltausendtönig
Ein Jauchzen und Jubeln an,

Und zu des Siegers Preise
Kränzt sich der Bergwald grün,
Hart neben dem letzten Eise
Die ersten Blumen blühn.

Adelheid Stier.

Aus der Handwerksburschenzeit.

Von Dr. Franz Schlosser.

Sie nannten sich nicht deshalb Bursch, weil sie auf ihre Art den Studenten spielen wollten. Zwar der Ausdruck Burse war von Hause aus für die Wohnherbergen der Studenten gebraucht worden, und die Akademiker waren somit die ursprünglichen Burßgesellen oder Burschen. Aber diese nachzuäffen, das hätten sich die frisch-wackeren Gesellen des ehrbaren Handwerks niemals einfallen lassen. Die waren sehr stolz, und mit den Studenten war bittere Rivalität und böse Erbfeindschaft. Solche hatten die Studenten und „rechten Pursche“ der alten Jahrhunderte zwar mit allen. Im Mittelalter hatten sie sie als clerici mit dem miles, dem „eingebildeten“ und „dummen“ Ritter, später setzten sie die Häkeleien mit den „Kaufmannsdienern“ fort und mit den Handwerksgesellen, den „Knoten“, „Ulmern“ oder Bruder Straubingern. Und nach wie vor hatten sie sie mit dem Soldaten, sei es mit den jungen Offizieren oder ganz vereinfacht mit dem Dienstmädelschatz vom Kommis. Womit denn, durch diese Hindeutung auf die Tanzböden, die Kirchweihen und ländlichen Sonntagstanzereien der nächstgelegenen Dörfer, die „Ursache der Erscheinung“ auch so ziemlich ausgedrückt ist. Zwischen Studenten und Handwerksgesellen war aber allezeit die engere Berührung und Beziehung. Teils solche der Parallelen und Begegnungen, schon deshalb, weil beide Teile die Wandervögel der Landstraßen waren, die Gesellen durch das ganze Jahr, die Studenten zur Zeit, wenn die Ferien begannen oder wieder schlossen. Anderenteils gab es Beziehungen jener sowohl theoretisch wie praktisch geltend gemachten Eifersucht. Denn in den Studentenstädten gab es allzumeist keinen bedeutenden Kaufmannsstand, wohl aber blühendes und gesellenreiches Handwerk. Hat doch auch Goethe mit der wundervollen kulturhistorischen Plastik seines Faust dieses beständige Viercarré zwischen Handwerksburschen, Studenten, Bürgermädchen und der „Hand, die Samstags ihren Besen führt“, gestreift. Und weil die Studenten am meisten mit den Gesellen zu tun hatten, sollte auch diese in erster Linie der Studentenausdruck „Knote“ ärgern. Er kommt nicht etwa her vom Ziegenhainer oder vom Knotenstock, was ja nebenbei nicht ganz dasselbe ist. Das Wort Knote ist vielmehr ursprünglich Gnote, Genote, die plattdeutsche Form für Genosse. Als solche Genoten hatten sich von alters die Mitglieder der beruflichen Vergesellschaftungen benannt. Insbesondere war es einst die Selbstbezeichnung der organisierten Kaufmannsdiener oder Kaufmannsgesellen gewesen, bis eben die Studenten den Ausdruck unleidlich machten und nun die jungen Kaufleute ihn verleugneten, so daß er dafür an den Handwerksgesellen hängen blieb. Die Erscheinung, daß ein an sich ehrend und vollwichtig gemeinter Ausdruck durch andere spöttische Bedeutung bekommt, begegnet uns ja auch sonst. Dasselbe Wort „Genosse“ will heute zum zweitenmal ein Beispiel hierfür werden, in der ironischen Anwendung der Gegner auf die Zugehörigen der Sozialdemokratie.

Um so weniger aber ließen sich's die Handwerksgesellen verreden und verleiden, das Recht auf den Ausdruck Bursche in Anspruch zu nehmen. Das Wort Burse kam längst nicht mehr allein den Studenten zu, wenn sie auch einst in den Bursen gewohnt hatten. Von den Gebäuden losgelöst, war es überhaupt eine Bezeichnung für Genossenschaften, Vereinigungen geworden, und in diesem Sinne sprach man allgemein von Bursen. Die Kaufleute und Geldmenschen hatten ihre Börse, was früh in den Niederlanden aufkam; die Landsknechte redeten anstatt von einem Fähnlein von einer Burse Knechte; selbst die landfahrenden Bettler, die sich unweit der Heerstraße auf dem Anger ein Feuer machten, um ein „mitgehen geheißenes“ Huhn zu kochen, hatten dabei „eine lustige Burs“. Das Gesellige, das Vergnügtsein wird zu einem vorwiegenden Inhalt des Wortes, und unzählige Male ist davon die Rede, wie die Gesellen in ihren Herbergen eine gute Burs miteinander haben, ungefähr dasselbe wie eine fidele Kompanie. „Vive la Companeia!“ Mit diesem Fremdwort Kompanie und seiner Verbreitung über die verschiedenen Militär- und Zivilstände ging es ja genau ebenso. Kurzum, die Gesellen wollten durchaus nicht den Studenten deren besonderes Burschentum entlehnen, sondern gestanden es ihnen als Eigenrecht gar nicht zu.

Daß ein junger Handwerker weniger sei, als so ein Schlucker und Federfuchser von Student, darüber hätten sie gelacht. An sie kam noch absolut kein Gefühl der „Enterbtheit“, wie es heute von der Agitation und doch auch von mancherlei Verhältnissen den gewerblichen Arbeitern gepredigt wird. Jene hätten keinerlei Veranlassung dazu gehabt: sie hatten mit vollem Recht, namentlich nach ihrer inneren Qualifikation, einen gar ansehnlichen und höchst eifersüchtigen Standesstolz. Den besaßen ja alle in jener Zeit, das heißt alles, was „ehrlich“ war. Und daher hielten sie, wo sie dieses Recht erlangten, strenges und wachsames Standesgericht über ihre Zugehörigen, die Landsknechte und Akademiker voran, und hüteten argwöhnisch diese privilegierten Rechte auf Sondergerichtsbarkeit. Heute hat sich das alles geändert. Es gibt diese scharfe und überscharfe Standeswahrung nach innen und nach außen nicht mehr; wo sie noch auftritt,

bezeichnet man sie nicht bloß von unbeteiligter Seite als unmodern und anmaßlich. Die sozialen Kriterien haben überhaupt gewechselt, sich von den Berufen und Standeskorporationen abgelöst, sie sind sehr viel moderner geworden und heißen Erfolg, Feintuerei und Geld.

Wer Lehrling werden will, muß von ehelicher Geburt sein, darf deshalb auch kein Findling sein, weil das den naheliegenden Verdacht unehelicher Abkunft erweckt. So galt es zu einer Zeit, als Fürstensöhne ohne Makel den Beinamen Bastard führten und Kinder aus unehelichen Verhältnissen Päpste und große Herren geworden sind. Der Lehrling des zunftgerechten Handwerks darf ferner keine Spur von unehrlichem Gewerbe in seiner Ahnenschaft haben, keinerlei Abkunft von Badern, Abdeckern, Henkern, aber auch nicht von Leinewebern und Müllern, die aus Erinnerungen ihrer alten ländlichen Grundhörigkeit jahrhundertelang als nicht vollkommen freie Gewerbe galten und deshalb verhöhnt und verspottet werden. Es ist bekannt, wie unter all dem Schimpf, womit man den Dr. Martin Luther herabzusetzen gesucht hat, eine besondere Rolle die aus der Luft gegriffene Behauptung spielt, seine ehrsame, mühselige Mutter sei vordem eine Badersmagd gewesen. Solche Nachsage hätte in der Tat hingereicht, Kinder und Enkel von einem ehrlichen Handwerk auszuschließen. Weiter darf der Lehrbube nicht zu jung sein, aber erst recht nicht zu alt. Seine Ohren müssen noch willig als Handgriffe für des Meisters Belehrungen herhalten, und seine roten Backen ebenso. Er muß allen Handwerksbrauch gefügig anerkennen, den die Gesellen mit den Lehrbuben ausüben, und ohne Besinnen laufen, wenn sie einen Batzen für ein Bier oder ein Stück Käse anlegen wollen. Trafen alle solche Bedingungen zu, und nahm ein Meister den Jungen mit gutem Gewissen an, so gab es zuerst die Probezeit von zwei bis sechs Wochen, auf die, wenn sich kein Anstand ergab, die richtige Lehrzeit folgte. Da hieß es dann aber auch aushalten; denn wenn der Lehrjunge entlief, so nahm ihn auch am fremden Orte nicht so leicht ein Meister wieder auf. Was der damalige Staat nicht erreichte, daß er seine Malefikanten und Verbrecher noch fassen konnte, wenn sie über eine der unzähligen binnendeutschen Grenzen entwischten, das erreichte das Handwerk durch die Kartelle und Formeln der Zunftorganisation. Dafür schützte aber die Zunft den Jungen in seiner Lehre gegen rechtswidrige Zumutung, gegen unverdiente verächtliche Schimpfworte und gegen „unbillige" Auslegung des Züchtigungsrechts bei Meister und Gesellen.

Das war dann der erste große Tag im Leben des jungen Handwerkers, wenn er Lehrzeit und gutgefertigtes Gesellenstück hinter sich gebracht hatte und daraufhin bei offener Lade vor der Zunft, Vorstehern und Geschworenen, „ausgeschrieben" wurde und seine Freisprechung erhielt: „frei, ledig und los". Jetzt war er Geselle, war Handwerksbursch, was also beides bedeutet: ein Gleichberechtigter, ein selbständiges Glied in seinem Gewerk, der beruflichen Berechtigung nach, wenn auch noch nicht nach sozialem Meisterrecht. Das war es, was ihm der Lehrbrief bescheinigte, dieses zeitlebens in Würden gehaltene, mit ehrbarer Feierlichkeit der Sprache ausgestellte Dokument. Nun ging es in die wahre Freiheit, auf die Wanderschaft hinaus!

Und wiederum der Kern dieser Freiheit war die Art, wie sie auf Ordnung ruhte, stramm und sicher. Nicht pünktlicher hat der Ritter seine courtoise „Zucht" gehütet, nicht penibler der Student des XVIII. Jahrhunderts seinen renommistisch verwickelten Comment, als wie durch all die Zeit, da es noch das alte Handwerk gab, dessen junge Gesellen die sich gehörenden Formen ihrer Wanderburschenherrlichkeit in Ehren gehalten haben. Das ist ihr Palladium und ihr Stolz in ihrer Umdrohung oft von Lebensnot und Sorge, von Hunger und Gefahr der geleitlosen Straßen. Schicklichkeit, Selbstachtung, Respekt sind die festen Grundelemente, womit in der unbekannten Fremde, fern von Heimat, Vater und Mutter, sie der Sinn ihrer Zunft umgibt und ihnen helfen will, sich zu schützen, aber auch sich selbst zu bändigen. Respekt vor dem Handwerk erst einmal an sich, dann vor dessen ehrlichen Meistern, drittens überhaupt vor jener Autorität der älter im gleichen Beruf Stehenden, die sich durch das ganze deutsche Erziehungswesen zieht und durch alle Organisation, oft schon bis zur sachlichen Schädlichkeit. Respekt endlich, wie er sich gehört, vor dem Herbergsvater nebst der „Frau Mutter". Denn diese sind ja noch „persönliche" Wirtsleute, die nicht so sinnen, wie sie ihre Gäste animieren, als daran denken, daß es ordentlich und rechtlich bei ihnen zugehe; sie ergreifen auch selber einmal, wo einer besonders trinklustig ist oder allzusehr die Spendierhosen anhaben möchte, die Initiative, daß es nun genug sei und nichts weiter mehr verzapft werde. Noch grüßen uns ja allerorten, zumal in Städtchen Nordostdeutschlands, diese alten Zunftwirtshäuser, und am langen Eisenarm herausgestreckt hangen die zum Teil prachtvollen oder mindestens geschmackvollen Aushängeschilder, die die zuwandernden Handwerker zurechtwiesen. Oft hängen diese Zunftschilder zu vier oder mehreren nebeneinander über die Straße hinaus. Denn es konnte nicht jedes Gewerbe in jedem Städtchen immer eine besondere Herberge haben, sondern sie fanden sich zu mehreren in demselben Gasthaus zusammen. Dann fragten sich die einzelnen Gesellen, wenn sie ankamen, nach ihren Kollegen zurecht. „Mit Gunst, sind fremde Schmiede hier?" wie Hanne Nüte in der höchst sachkundigen Reuterschen Erzählung fragt.

Diese Formalien sämtlich zu schildern und

zu zergliedern, ist aber rein unmöglich. Gab es sie doch nicht bloß für jedes Gewerk anders, sondern wieder innerhalb des Handwerks auf verschieden gehandhabte Art. Überdies ist ein Grobschmied kein Waffenschmied, Kupferschmied, Kleinschmied, Messerschmied, Sichelschmied und hat mit den Silber- und Goldschmieden schon gar nichts gemeinsam. So reist unser eben erwähnter Hanne Nüte „auf Hufschmiedsch," was im allgemeinen die Grobschmiede aus dem Königreich Preußen tun, während in anderen Staaten auch auf Kumpansch Gewohnheit ist und wieder die aus den Hansestädten auf Seehahnsch gehen. Aber allen diesen Regeln ist doch das Wesentliche gemeinsam. Namentlich machen sie anständiges Benehmen zur Pflicht, und mit all dem verzwickten Detail wollen sie erfüllen und zeigen lassen, daß man die geltende Konvention genau und sicher beherrscht. Daran lag denn auch den Gesellen, es war ihnen persönliche Ehrensache, nicht etwa ein unmündiger Gehorsam. Die stete Einschärfung der Zunftordnungen gegen leichtfertiges und unzüchtiges Reden ist reinlicher von den jungen Handwerkern gehalten worden, als für manchen „höheren" Stammtisch heute zutrifft oder zeitweilig zugetroffen hat für die Unflatliebe der Studenten. Etwas lockerer mag es mit den gleichfalls verpönten Karten und Würfeln gehalten worden sein. Denn die Unterhaltung versiegt auch einmal, und die trüben Stunden beim Kienspan oder der Tranlampe im Winter sind gar lang. Und solange es nicht zum wagehalsigen Glückspiel wird, ist es schließlich das Schlimmste nicht, dagegen ist es ein leicht zur Gewohnheit werdender Zeitverderb.

In den Herbergen waren nicht nur die auf der Wanderschaft begriffenen Gesellen zu treffen, sondern nicht selten auch wohl die ansässigen Handwerksgenossen aus der Stadt. So galt es nicht bloß dem Herrn Vater, sondern auch diesen gerade anwesenden Meistern und älteren Gesellen Rede zu stehen und sich schicklich gegen sie zu zeigen, auch einmal ihr Glas an die Schenke zu tragen und wiederzubringen. Gar mancher kam in eine gute Stelle, ja zu unverhofftem Glück, weil er einem angesehenen Meister durch sein richtiges, gefälliges und wieder freimütiges, nicht streberisches Benehmen als zugereister Geselle gefiel. Die Herberge war nicht bloß Gasthaus und Wirtshaus, sie war das Kasino der Zunft, um es damit zwar sehr modern, aber am kürzesten auszudrücken. Hier wurden am Sonntag nach der Kirchzeit gemeinsame Angelegenheiten erörtert, Beratung und Zunftsprache abgehalten und, wenn nötig, Rügen und Strafen erteilt. Die Herberge war zugleich Zentrale für die Arbeitsvermittelung. Denn das paßte sich nicht, daß ein Geselle den Meistern in die Werkstatt lief, um wegen Arbeit zu fragen, aber ebensowenig, daß ein Meister den Gesellen, den er nötig hatte, auf der Straße aufgriff. Der Arbeitsnachweis liegt also für den einleitenden Teil in den Händen des Herbergsvaters, und um so mehr hat dieser einen Vertrauensposten inne und wird in gewisser Weise mit zum Gewerk gerechnet.

„Mit Gunst, daß ich hereinschreiten möge!" so trat der arbeitsuchende oder sonst das Handwerk grüßende Geselle in die Herberge seiner Zunft. Die Stiefel hatte er schon vor dem Stadttor auf die müden Füße gezogen und den Rock ordentlich zugeknöpft, wie die Vorschrift anständigen Benehmens ausdrücklich verlangte. Den Hut aber behielt er auf dem Kopf. Aufrecht und frei geradeaus sehend, trat er in die Stube ein. Dann kamen, wenn der Gruß erwidert war, die üblichen Fragen, die mit formellem Ernst gestellt und erwidert wurden. Sie lauteten zum Beispiel bei den Steinhauern, um diese hier als Muster zu übernehmen: Auf was hat Er gelernt? — Mit Gunst, auf einen ehrlichen Lehrbrief. — Warum hat Er das Handwerk gelernt? — Mit Gunst, ich will's helfen stärken und nicht schwächen. — Was trägt Er unter seiner Zunge? — Mit Gunst, Verschwiegenheit. — Was trägt Er unter seinem Hut? — Mit Gunst, Zucht und Ehrbarkeit. — Warum trägt Er einen Stock? — Gott und allen braven Steinhauern zur Ehre, mir zum Nutz und allen Hundsföttern zum Trutz! — Nach solchen Einleitungen, wo man dann meistens schon sah, daß man mit keinem Unzünftigen, Bönhasen oder gar Schwindler zu tun hatte, kam man näher zur Sache und somit entweder dazu, daß der Geselle in der Stadt blieb oder daß er ohne unnützen längeren Aufenthalt weiter zog, wenn er keine Arbeit fand oder ohnedies sich weiter in der Fremde umtun wollte. Im Falle, daß er weiter wanderte, erhielt er die „Handwerksgewohnheit" als kleinen Zehrpfennig, mit der stehenden und gleichförmigen Begründung, er erhalte dies, damit er einem ehrlichen Meister zuziehen solle und nicht gleich einem unehrlichen zuzulaufen brauche. „Nimm vorlieb, das Kloster ist arm, der Brüder sind viel, der Abt trinkt selber gern, und wünsche Dir Glück zum kleinen Geschenke!" Mit dem Scheidenden braucht man den leichten Scherz nicht so zu hüten. So späht durch all den etwas steifleinenen Usus ein Stücklein von dem Humor und dem vielgeliebten Schalkswesen der alten Zeiten noch hindurch, ein Stücklein, das nun selber schon wieder formelhaft geworden ist. Übrigens zum Mißbrauch sollte der Zehrpfennig nicht werden dürfen. Vor Ablauf eines Vierteljahrs durfte ihn niemand zum zweitenmal empfangen. Und die „Feierburschen", die man als solche genugsam kannte, die herumlungerten und sich nicht gern um eine Stelle bemühten, schließlich auch kaum noch eine kriegten, die bekamen zwar in den Herbergen einen Ehrentrunk, damit man nicht knauserig scheine, aber dann für ihr Geld, auch wenn sie welches hatten, nichts mehr. Das war die übliche Form, sie aus der Herberge und der Stadt loszuwerden. So sollte es sein; ganz

nach dem satzungsmäßigen Ideal geht es freilich auf die Dauer nirgends zu. Gerade solche Kumpane, die niemand achtet, sind vielleicht amüsante Spaßmacher und Aufschneider, man drückt ein Auge zu, wenn sie hartnäckig dableiben, oder aber man hat auch heimliche Scheu vor ihnen und wagt nicht recht, sie an die Luft zu setzen.

Wie alles übrige, standen die Kündigungsfristen und die Abschiedsformeln fest, wenn ein Geselle aus der Werkstatt und dem Ort, wo er gearbeitet hatte, weiterzuziehen begehrte. „Nimm Gott zum Geleit; grüße mir Meister und Gesellen, soweit das Handwerk ehrlich ist. Ist es nicht redlich, so hilf es redlich machen; ist es nicht redlich zu machen, so nimm Dein Bündel um den Nacken, nimm Deinen Degen zur Seiten und laß Diebe und Schelmen sitzen!“ Der Degen ist ja wieder ein Abschiedsscherz. Am Sonntag, wo die Arbeit ruhte, sollte der Bursch ausziehen, damit ihm, nicht anders als wie bei den Studenten im Comitat, ein freundschaftliches Geleit gegeben werde, Arm in Arm zum Tor hinaus, mit Wanderliedern und Abschiedstrunk.

Das Wanderlied! Es ist schon viel echte Poesie in den Herzen und Stimmungen dieser jungen Handwerkswanderer gewesen, und wenn sie oft verworren war — ist denn nicht das Unausgeklärte das rechte Chiaroscuro der Lyrik überhaupt? Ist das nüchtern Durchsichtige noch Poesie? — Freilich Handwerksburschenpoesie. Aber wir dürfen uns durch das Wort Handwerksbursche, wie es uns zuweilen jetzt im Ohr klingt, nicht bestimmen lassen. Auf der Straße liegende, abgerissene, verlebte Stromer waren eben diese Leute nicht. Frische und freie junge Gesellen waren es, wenn man auf das Ganze, nicht auf die überall zu findenden Ausnahmen sieht. Von ihrem Ziel geleitete, tüchtige junge Leute, welche dereinst bürgerlich angesehene Meister werden und zuvor die Welt sehen wollten, um nicht bloß Erfahrung und Kunst in ihrem Fach, sondern auch Wissen von Land und Leuten, von Menschenwesen aller Art, Kenntnisse, Gesichtspunkte, Bildung, erweiterte Begriffe zu erwandern. Der Ernstliche ist aber immer auch der Fröhliche. Verliebt waren sie natürlich in allen Graden und Schattierungen. So, wie sie empfanden, so haben sie gesungen, in ihren Herbergen und wenn sie ihre Straße zogen, mit guten Kumpanen zusammen oder auch einmal frischweg für sich allein. Und wenn es sich gab, daß sie bis Abend kein gelegenes Städtchen oder keinen Landkrug an der Straße mehr erreichten und durch die Nacht weiterziehen mußten, weil die Tore, wohin sie nun noch kamen, zugeschlossen blieben, so sangen sie erst recht mit starker Kehle durch die unbekannte Finsternis. Denn die Nacht ist keines Menschen Freund, da läuft es eiskalt dem über den Rücken, der allein noch draußen sein muß, da tanzen die Irrwische im Moor und gehen die weißlichen Gespenster und die heulenden wilden Jäger und aller schlimme Zauberkram und Nachtspuk um; die kommen aber weniger leicht an einen, wenn man sich das Gruseln gar nicht merken läßt.

Ein großer Teil unseres Volksliederschatzes ist Handwerksburschenpoesie. Teils originale, teils aus Vorhandenem beliebig zurechtgemachte. Das Volkslied besteht überhaupt zum allergrößten Teil aus zurechtgepaßter Kunstlyrik und hat immer daraus bestanden. Da sind die variantenreichen Lieder vom jung jung Zimmergesell, den des Markgrafen Frau so viel zu gern gehabt hatte, oder das kostbare Lied vom Heidelberger Bettelvogt, oder ‚Es waren drei Gesellen, die täten sich was erzählen, sie hielten unter sich wohl einen feinen Rat, wer unter ihnen wohl das schönste Mägdlein hat‘. Insbesondere aber die sprunghafte Erfahrungsgeographie dieser wenig belesenen Volksschüler, die nun durch das heilige römische Reich und oft zum Reiche noch hinaus ziehen, ist vielbeflissen auch in ihren Liedern. In die selten lokalisierten ländlichen Volkslieder oder in die gedruckte Lyrik, wenn sie sie aufgreifen und flugs für sich redigieren, bringen sie ihr Augsburg, Bamberg, Regensburg, Leipzig, Frankfurt hinein, oder das reiche Köln am Rhein, in jüngerer Zeit mit einer besonderen Vorliebe Hamburg, Bremen und Lübeck, die freien Hansestädte an der See. „Potz Hamburg, Bremen und Lübeck!“ ist ja auch Beteuerungs- und Verwunderungsspruch bei ihnen. Aus dem „Steh nur auf, steh nur auf, junger Schweizerbub“ machen sie zum Beispiel „Steh nur auf, steh nur auf, junger Schlossersgesell,“ mit der bezeichnenden Fortsetzung: „In dem Preußischen da liegt eine wunderschöne Stadt, Berlin tut man sie heißen. Der Neckar ist uns schon bekannt, da müssen wir drauf reisen. — Auf der Kuchelberger Gaß im Braunschweiger Haus da sollen wir einkehren. Da sollen wir nach Handwerks Brauch den Hausvater ehren. — Seid willkommen, seid willkommen, ihr Söhne mein! Da steht eine Kanne mit Weine. Und sollt euer Sinn nach Arbeit stehn, so schenk ich auch noch eine! — Zur Arbeit sind wir gleich bereit und auch die Jungfrau zu küssen. Denn wer brav arbeitet seine Zeit, der will auch hübsche Mädchen nicht missen.“ Aber zur Zote kommt es im noch so „mündlichen“ Volkslied des Handwerksburschentums nicht leicht, lange nicht so leicht, wie bei gewissen älteren Ventilöffnungen des akademischen Winkelbehagens, und es bleibt auch in der Verliebtheit immer das Gewissen des Poetischen und Herzlichen darin. Mit aller Betonung sprechen wir es aus: nicht zum wenigsten der dichtsässige Handwerkerstand der vergangenen Jahrhunderte hat das Verdienst, wenn von Deutschland der fremde Reisende rühmte, er kenne kein so ehrbares und gesittetes Land. So findet die Welt der Wünsche und der Anschauungen des Wandergesellentums in diesen Liedern sich zusammen, und mit seiner Treuherzigkeit stellt sich auch seine Sentimentali-

tät ein, seine stetsbereit das bewegte Gefühl aufnehmende Todestraurigkeit. „Mit dem Strauße in der Hand will ich ziehen durch das Land, bis der Tod mein Auge bricht, lebe wohl, vergiß mein nicht!“

Wir haben mit diesen Zitaten schon an junge Zeiten gestreift. Nicht an die Gegenwart. Das Handwerksburschen-Wanderlied ist nun heute auch schon verweht. Das Volkslied — das richtige, mündliche, das man singen hören muß oder sich allenfalls von jemand aufschreiben lassen kann — bestimmt heute der bunte Rock der Kaserne, oder es wird auf die Rolle zurechtgepaßt, die der Soldat für die Mädchen, wenn er als Urlauber heimkommt, spielt. Wenn der Handwerksbursch ehedem das Volkslied für sich zurechtformte, so schneidet man heute wieder das Handwerksburschenlied auf den Soldaten zurecht, selbst das von dem jung jung Zimmergesell. „Es war einmal ein junger Soldat, war noch ein jung frisch Blut, wohl auf die Wache mußt er ziehn, auf des Herrn Markgrafen sein Gut.“

Es ist eben aus mit der Handwerksburschenromantik. Der Arbeitnehmer von heute, der seine Papiere einschickt und dritter oder vierter Klasse auf der Eisenbahn hinfährt, wenn er für die ausgeschriebene Stelle angenommen wird, der ist der Geselle von einst nicht mehr und hat wenig Verwandtschaft mit ihm. Wir wollen diese Seite des Themas hier nicht mehr anschneiden. Gewiß war zuletzt viel Überlebtes und Enges in den Zünften, es war überhaupt nicht mehr möglich, daß sie inmitten der gewaltig veränderten neuen Verhältnisse fortbestanden. Und erst recht läßt sich eine Entwicklung nicht rückwärts wenden. Ob darum das Neuere und Jetzige an sich besser ist und den Beteiligten — oder uns — wohler dabei ist, ist eine andere Frage. Auch nach der Seite der beruflichen Tüchtigkeit hin. Wir haben die Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen, und überall bietet sich die Bequemlichkeit, Mappen aufzuschlagen und nachzusehen, wie andere es gemacht haben und wie ein Stil oder eine neue Mode aussieht; diese selbe unselige Muster- und Wissensbildung und Modeplemperei, anstatt eines verinnwendigten Geschmacks, die unsere Baukunst und Kunst überhaupt verwüstet, sie macht ihren Einfluß auch auf die Handwerke geltend. Es liegt doch eine ungeheuer eindrucksvolle Sprache darin, daß wir unter allem, was das alte Handwerk geschmiedet, geschlossert, getischlert, gedrechselt, gesteinhauert hat, kaum ein schlechtes Stück entdecken und daß wir mit neidischer Bewunderung aus jeder alten Arbeit lesen, wie Meister und Geselle von damals richtig ihr Handwerk im Leibe hatten. Sie hatten sich nicht hineinstudiert, sondern waren hineingewachsen und richtig hineingelernt und hineinerzogen, und sie hatten kein blödes Examen, wohl aber ein untadeliges Gesellen- und Meisterstück zu machen, wobei sehr vieles begriffen wird. Das ist der eine große Unterschied gegen heute. Und der andere ist die gewissenhafte und frohe Genugtuung ihrer Arbeit, welche ihr rechtes Eigentum war, so gut wie das Gemälde die Arbeit des Künstlers bleibt: der Berufsstolz, der keinem andern Stand wich. Das alles kann ein bloßes Arbeitnehmertum nicht haben, und trotz aller ‚freiheitlichen Errungenschaften‘, die man in diesen Umwandlungen preist, kann der einzelne unter dem Feudalismus des lohnzahlenden Kapitals nicht jenes Gefühl eines vollen Anteils und einer persönlichen Standesfreiheit aufbringen, das der Berufsfreude und Berufstreue des alten Handwerkertumes zugrunde lag.

Die Einsame.

Die andern gehen stolz vorbei
Und gehen in ein blühend Land.
Sie haben Rosen in der Hand
Und gehen lachend zwei und zwei.

Auch meine Haut ist seidenweich
Und weiß wie Schnee, mein warmes Blut
Pocht stürmisch-stark ... Das tut nicht gut.
Die Sehnsucht hat ein weites Reich ...

Und wieder eine Schwester Braut ...
Mir hat noch nie ein Glück gelacht.
Wie lang ist wieder diese Nacht! ...
Mein Mund ist heiß, mein Herz schreit laut ...

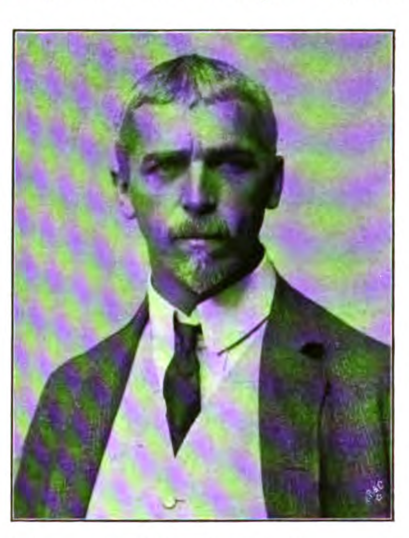
Albert Sergel.

Adolf Brütt. Von Dr. Max Osborn.

Bildhauer“ — ein prachtvolles deutsches Wort! Man sieht bei seinem Klang, wie Schlägel und Meißel hantieren; sieht Männer in weißen Kitteln in hoher, weiter Werkstatt; sieht, wie das Eisen in rhythmischen Hammerschlägen in den Stein getrieben wird, daß die Splitter zur Seite sausen. Handwerksehrlichkeit, fröhliches Schaffen tönt aus dem Wort. Ein körperlicher Kampf mit der Materie entspinnt sich, kommandiert von der schöpferischen Kraft des Menschengeistes. Ein Bild zu „hauen“, welche Seligkeit muß das sein. Da liegt der Block, irgendwo diesseits oder jenseits der Alpen aus einem Felsen gebrochen, aus Trümmern aufgelesen, ein totes Stück unorganischer Natur, ein plumper, schwerer, wuchtiger, lebloser Gesell, ein stummer Klotz ohne Sinn, der nichts als den rohen Wert seiner Stofflichkeit besitzt. Und vor das eckige, ungetüme Gefüge tritt nun ein begnadeter Mensch, und in seiner Phantasie gewinnt das tote Ding Leben, die Stummheit weicht von ihm, das lastende Stück Erde beginnt sich zu bewegen, da in seine kalte Masse, wie durch elektrische Fernwirkung, die Wärme seiner Hand überströmt. Er hebt den Hammer und dringt in das Geheimnis der steinigen Struktur. Funken sprühen, Marmorteile fliegen zu Boden. Und siehe: die Flächen des Blocks senken sich, und aus seinem körnigen Geglitzer erheben sich, in Umrissen zuerst nur, mehr geahnt als deutlich sichtbar, Abbilder menschlicher Glieder. Dem dunkeln Chaos entsteigt ein neues Geschöpf, die Materie hat eine Seele erhalten, das gleichgültige Felsenteilchen wird durch die ordnende Weisheit des Künstlergeistes ein individueller Organismus.

„Ja, mein Lieber: Schaffend an einem plastischen Werke muß einem Künstler zumute sein wie unserem Herrgott am sechsten Tage,“ so schrieb Karl Stauffer-Bern, als er in Rom den Übergang von der Malerei und Graphik zur Skulptur vollzog.

Aber, aber — wie viele unter den zahllosen Bildhauern Deutschlands gibt es heute wohl, die den schönen alten Handwerksnamen im eigentlichen Sinne noch verdienen? Wie viele könnte man aufzählen, die es verstehen, den Stein zu behauen, mit ihrer Hände Kraft Leben aus ihm zu schlagen? Ich fürchte, die Zahl würde sich bei einer Enquête auf Ehr’ und Gewissen noch viel kleiner zeigen, als man ohnehin anzunehmen geneigt ist. Das hat die unselige Trennung des Künstlerischen und Handwerklichen zuwege gebracht, die wir dem XIX. Jahrhundert und seinen Akademien danken. Seit Jahrzehnten haben sich die Adepten der Plastik in der Schule, die sie durchmachen, der „Hochschule“, wie sie gern sagen, daran gewöhnt, ihre Arbeit nach der Fertigstellung des Tonmodells als im wesentlichen abgeschlossen zu betrachten. Das übrige — na, das besorgt der Handwerker, der „Marmorhandwerker“. Bis vor kurzem machte man meist kurzen Prozeß, packte das Modell nach dem Gipsguß auf und verstaute es nach Italien, wo die gute Werktradition noch blühte. Heute hat man die Sache bequemer, da betriebsame Unternehmer, zumeist wiederum Italiener, auch in Deutschland Marmorwerkstätten eröffnet haben. Die Künstler selbst werden in dieser Zwischenepoche der Entstehung ihres Werkes vollkommen aus-



Professor Adolf Brütt.

geschaltet, und erst ganz zum Schluß treten sie noch einmal zu einer überarbeitenden Revision in Kraft. Wieviel Persönliches, wieviel Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit durch diese Methode verloren geht, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Wo bleibt die Seligkeit der Überwindung der Materie, das physische, körperliche Bezwingen des Rohstoffes, das Göttergefühl des Schaffenden, wenn stumpfen Gehilfen eines Großbetriebes die entscheidende Phase der Arbeit anvertraut wird und die Arbeit des „Bildhauers" — verdient er die königliche Bezeichnung noch? — sich fast ganz auf das Kneten des Tons beschränkt? —

Es war ein langentbehrter Anblick, als ich vor kurzem bei einem Besuch im winterlich verschneiten Weimar in Adolf Brütts Atelier den Künstler vor einem prächtigen Stück gelblich-weiß schimmernden Marmorsteins sah, dessen jungfräuliche Masse er mit kosendem Blick betrachtete. Auf die gebirgige Fläche, die nach vorn sah, war mit Kohle und Rötel der Umriß einer kauernden Gestalt aufgetragen. Die sollte hier herausgelockt werden. Denn so war hier der Weg der Arbeit: daß der Stein den Ausgangspunkt des künstlerischen Plans gebildet hatte (anstatt daß ein brauchbarer Klotz nach den Bedürfnissen des Modells gesucht worden war). Links zur Seite lag schon ein Haufen glimmernder Splitter und Stücke. Und nun griff der Meister — auch dies Wort gewann nun seine ehrliche, alte Handwerksgeltung wieder — zu Meißel und Schlägel und hieb ins Gestein, daß es eine Art hatte. Seine hellen Holstenaugen blitzten vor Lust. Man spürte: hier wird geschafft und geschaffen. Man hätte neidisch werden können, wenn die Freude des Zusehens nicht so groß gewesen wäre. Die befreiende Frische und heilige Heiterkeit froher Arbeit strahlte aus diesem Bilde und erfüllte den Raum mit feiertäglicher Stimmung.

Brütt brauchte sich die Fertigkeit zu solchem Tun nicht erst mühselig anzueignen. Sie ist für

Gerettet. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin. Nach einer Photographie von W. Titzenthaler in Berlin.



Eva.



Schwerttänzerin.
Photographie-Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Akt.-Ges., Steglitz-Berlin.

kann, die durch den jetzt üblichen akademischen Betrieb in die Welt gekommen ist. Hunderte, Tausende von Kräften liegen heute brach, verzehren und verlieren sich in Unbefriedigung, Verbitterung und dem schmerzlichen Gefühl eines unnützen Lebens; oder sie sinken in den Kitsch hinab, um das nackte Dasein zu fristen, weil ihr Talent nicht hielt, was es versprach, weil es sie nicht befähigte, auch nur halb so hoch empor zu klimmen, wie ihre glühende Sehnsucht sie einst hoffen ließ, und weil ihnen der Rückweg zu einem anständigen bürgerlichen Beruf verschlossen ist, in dem sie ihr immerhin vorhandenes Kapital an Geschmack und Können für sich selbst und für die Allgemeinheit ertragreich machen könnten. Die ganze Renaissancekunst ist aus dem Handwerk erwachsen, das in ihr nur eine höchste Steigerung fand. Wie viele der Maler, deren Namen als hellleuchtende Sterne am Kunstgeschichtshimmel prangen, haben ihn der Ausgangspunkt seiner künstlerischen Laufbahn gewesen, und das war der Segen, der über ihr ruhte: vom Handwerk stieg er empor! Das will nichts anderes sagen, als daß er eben den Bildungs- und Schulweg gegangen ist, den die aufrichtigen Freunde der deutschen Kunst jedem ihrer Jünger erschließen möchten. Vor zwei Jahren hielt bei der Beratung über den Kunsttitel des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause ein Landtagsmitglied eine Rede, in der diese dringenden Wünsche ein Echo fanden. Er sprach mit geraden Worten das Verlangen aus, die Aufnahmebedingungen der staatlichen Akademien möchten dahin abgeändert werden, daß jedermann, der Einlaß begehre, erst seine Ausbildung in irgendeinem Handwerk nachweisen müsse. Es ist klar, daß nur auf diese Weise der unaufhörlich steigenden Misère gesteuert werden



Meine Söhne.

als Goldschmiede begonnen! Wie viele Bildhauer jener glorreichsten Zeit sind als redliche Steinmetzen in das Leben getreten! Hätte aber die Gottesgabe des Talents nicht gereicht, um die Menschheit zu beglücken, so wären sie als Goldschmiede und Steinmetzen immer noch nützliche Mitglieder der Gesellschaft geblieben.

Brütt gehört zu der kleinen Schar der lebenden Plastiker, die so angefangen haben. Als blutjunger Bursch kam er, der am 10. Mai 1855 in Husum geboren ist, in seiner Adoptivvaterstadt Kiel zu einem wackren Meister namens Müllenhoff in die Lehre, dessen Spezialität Grabdenkmäler waren, und was er dort gelernt hat, blieb ihm in allen Kämpfen der Frühzeit Stütze und Rückhalt. Der zähe, ruhige Holsteiner hat sich nie gescheut, solange es mit der hohen Kunst nicht vorwärts gehen wollte, sein güldnes Steinmetzhandwerk immer wieder aufzusuchen und in Werkstätten und auf Gerüsten seine Arbeit zu tun. Wenn es seiner bescheidenen Natur nicht entgegen wäre, könnte er stolz darauf sein. Denn nun konnte er die Ideale, die ihm, wohl dunkel genug, vorschwebten, auch als Ideale hüten und brauchte sie nicht zu verhökern. Er fand es besser, noch um 1880 am Neubau des Kriminalgerichts in der Berliner Vorstadt Moabit Ornamente zu meißeln, als seine Göttin vor den Wagen zu spannen und mit ihr in die Niederungen der Kompromisse und Publikumsschmeicheleien hinabzukutschieren. So hielt er sich frisch, bis das Glück kam, und war in seiner Kunst unverdorben genug, um nun mit voller Kraft einzusetzen. Das ist ein schlechthin vorbildlicher Entwicklungsgang.


Ausruhende Diana. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin. Photographie-Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Akt.-Ges., Steglitz-Berlin.

Bis das Glück kam! Es meldete sich nicht sogleich zum Worte, als der Kieler Steinmetz den Weg in die weite große Welt antrat. Ein junger Mensch, der mehr praktische Erfahrungen gesammelt hatte als mancher andere Bildhauer in seinem ganzen Leben, zog er aufs Studium nach München, Dresden und namentlich nach Berlin, dessen Akademie, da er sie von 1875—1878 besuchte, ihm nun in Wahrheit nützlich sein konnte. Bei Eberlein kam er dann in einen großen Betrieb, wo es bei den zahlreichen dekorativen Aufträgen, die im Atelier dieses Künstlers der Erledigung harrten, tüchtig mitzuarbeiten galt. Der Baurat Heyden von der Architektenfirma Kyllmann & Heyden, die im Kreise der künstlerisch-geschäftlichen Bauassoziationen jener Jahre eine hervorragende Rolle spielte, zog Brütt dann zu den ersten selbständigen Arbeiten heran. Im Zusammenhang damit stand seine Beteiligung an den Modellen für das große Silberservice, das die preußischen Provinzen dem damaligen Prinzen Wilhelm, dem jetzt regierenden Kaiser, zu seiner Hochzeit als Geschenk darbrachten. Eine Bowle, zwei Kannen, Reliefs für Schalen und Schüsseln und ähnliche Dinge hatte er hierfür zu liefern; es waren die früheſten Dinge, die er für den künftigen Herrscher Deutschlands arbeitete, der ihm in späteren Jahren seine Gunst so reichlich zuwenden sollte.

Der erste Erfolg aber kam erst dem Zweiunddreißigjährigen. Ihn errang er auf der

Berliner Ausstellung von 1887, wo seine lebensgroße Bronzegruppe „Gerettet“ erschien: die berühmte Darstellung des Nordseefischers, der eine junge Schwimmerin im Badekostüm den Wellen entrissen hat und auf seinen kräftigen Armen ans Ufer trägt. Das Werk, das seitdem in Verkleinerungen hundertfach den Weg ins Publikum genommen hat, fand Beifall auf allen Seiten. Die Laienschaft interessierte das glücklich gewählte und ausdrucksvoll behandelte stoffliche Motiv, das Gelegenheit zu allerlei Schnickschnack-Unterhaltungen und Gedanken bot. Die Hochmögenden der Kunstverwaltung fanden gleichfalls Gefallen daran, kauften die Gruppe für die Nationalgalerie an und hängten dem mit einem Schlage in den Vordergrund Gerückten die kleine Goldene um den Hals. Und die Kritischen hatten ihre Freude an der feinen und sicheren Kunst, mit der das Thema bildhauerisch bewältigt war. Mit lebhafter Kontrastwirkung hatte Brütt den schweren, derben Alten von der Waterkant in Gegensatz zu dem schlanken und zarten Körper der Geretteten gebracht. Dort die breite, robuste Männlichkeit eines in Pflicht und Arbeit ergrauten Küstendörflers, in grobem Anzug, mit plumpen Wasserstiefeln (zehn Jahre ehe Meuniers Fischer und Blusenmänner bei uns Eingang fanden, ja, gleichzeitig mit dem Martelleur des großen Belgiers entstanden); hier ein gar holdes Figürchen aus zerbrechlicherem Stoff. Dort fester Tritt, hier die Willenlosigkeit eines fast schon entseelten Körpers. Alter und Jugend, Vierschrötigkeit und süßeste Schönheit, ein bekleideter und ein fast nackter Leib, vertikale und horizontale Linien — ein reiches Vergleichsspiel lockte das Auge. Zugleich überraschte und fesselte der frisch angepackte Naturalismus der Darstellung, der doch nicht in genremäßige Kleinmalerei hinabglitt, und den eine reife plastische Formanschauung in Schranken hielt. Namentlich das junge Mädchen war ein glücklicher Wurf in der Behandlung der gelösten Glieder, des kraftlos herabhängenden Kopfes, der schlaffen Arme und Beine. Treuestes Naturstudium verband sich mit kluger Mäßigung in der Nachbildung des Wirklichen.



Vordergruppe vom Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Kiel.

Die Meisterschaft in der Modellierung des weiblichen Körpers, die Brütt hier an den Tag gelegt hatte, hat er seitdem immer wieder bewährt, von Werk zu Werk höher steigend in der Beherrschung der Formenschönheit, die es hier zu feiern galt.

Die Gruppe der Eva mit ihren Kindern

(1890), die gleichfalls in die Nationalgalerie kam, war die nächste Arbeit dieser Art. Sie war es erst, die den Künstler ganz der hohen Kunst gewann.

Denn noch nach jenem ersten Erfolge schien es, als wollte das Glück nicht von Dauer sein.

Nun fand Brütt in Felix Königs, dem feinsinnigen Sammler moderner Kunst, einen verständnisvollen Freund und Förderer. Und bald begannen die Aufträge ihm zuzuströmen — der Strom sollte nicht mehr versiegen. Die Eva bedeutete zudem den Übergang zum Marmor, an den der Künstler sich von jetzt ab am liebsten hielt, wenn nicht, wie bei den späteren Denkmalsaufträgen, die Bronze unumgänglich war.



Otto von Wittelsbach, genannt der Faule.
Standbild von der Berliner Siegesallee.

Die „Schwerttänzerin“ (1891) und die „Diana“ der Nationalgalerie (1903) stellen sich als die wichtigsten weiteren Etappen seiner Aktbildnerei dar. In beiden Fällen erscheint vor uns die Gestalt eines kräftig gebauten, herrlich gewachsenen Weibes. Hier wie dort in einer bestimmten Nuance der Bewegung von außerordentlichen Reiz. Bei der Schwerttänzerin ein sieghaftes Präsentieren der königlichen Glieder, Sehnen und Muskeln wie aus elastischem Stahl, alles gehaltene Beherrschung der Geste, der Stellung, des rhythmischen Schreitens. Bei der Diana der herbe Stolz der jungfräulichen Göttin, ein Körper, dessen sinnliche Pracht eine kühle Vornehmheit umschwebt, etwas Unnahbares, das erotische Wünsche mit strenger Verachtung von sich weist.

Ohne Zweifel hat hier das Werk eines andern Künstlers die Anregung gegeben: Falguières Statue der keuschen Apolloschwester. Brütt hat durch seine Kopfbedeckung mit dem kleinen Halbmond denn auch offenherzig bekannt, was seinem Werke den Impuls gab. Aber damit ist die „Ähnlichkeit“ der Figuren auch erschöpft. Der Franzose stellte Diana in dem Augenblick dar, da sie einen Pfeil von ihrem Bogen abgeschnellt hat, dem ihr Jägerblick folgt. Der Deutsche schildert sie etwa in dem Augenblick, da sie den Gürtel ablegt, um in olympischer Nacktheit ins Bad zu steigen. Also eine wesentlich verschiedene Situation, die hier wie dort ganz andere Motive in die Formerscheinung bringt. Ihr entspricht bei Brütt die glücklich erfundene Haltung, die dem Bildwerk seine individuelle Haltung gibt: die stolze Rückbeugung des Kopfes, die den edlen Schultern eine ungewöhnliche Linie verleiht und das Wundergebilde des kräftigen Oberkörpers noch ausdrucksvoller macht. Der Kopf der Diana zeigt zugleich die charakteristische Ausprägung der Züge, die Brütt den Gesichtern seiner Geschöpfe gern gibt: jene eigentümliche Mischung aus antikisierender Hoheit und Reinheit der Linien mit

einem stark persönlichen Element, wodurch das Typische des Antlitzes aufgehoben wird. Es ist Griechentum, was in diesen Köpfen steckt, aber man spürt den Geist und die Hand eines Künstlers, der nicht Griechentum nachahmt, sondern vom Griechentum träumt. Hellenische Klarheit ist's, durchsetzt mit den Empfindungen der Wehmut und der leisen Trauer, die der Unsicherheit und dem Zweifel der modernen Welt entstammen.

Der Arbeit Brütts an diesen Werken, die sich streng und gemessen auf den Bahnen der reinen Form hielten, ging parallel eine lebhafte Denkmalstätigkeit. Der Beginn seiner Erfolge fiel zusammen mit dem Anfang der Zeit, da die Monumentalaufträge nur so vom Himmel herunterregneten. Auch er stürzte sich in den Strudel, beteiligte sich an den Wettbewerben und erweckte früh das Interesse des Kaisers, der ihm stets eine besonders freundliche Gesinnung bewahrt hat. Ebenso nahm die Kaiserin lebhaften Anteil an den Arbeiten ihres holsteinischen Landsmanns, der bald zu dem Auftrag herangezogen wurde, eine Porträtbüste der Herrscherin zu modellieren.



⊠ Tiene. Brunnenfigur von Husum. ⊠

Zählen wir Brütts Denkmalswerke zusammen, so ergibt sich folgende Liste: das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Kiel (1894), das Bismarck-Denkmal für Altona (1897), Markgraf Otto der Faule und König Friedrich Wilhelm II. in der Siegesallee (1900), das Standbild Kaiser Friedrichs vor dem Brandenburger Tore in Berlin (1903), das Reiterbild desselben Kaisers in Breslau, eine Statue Bismarcks für das Denkmal auf dem Knivsberg in Schleswig, das Theodor Storm-Denkmal für Husum, die Kolossalstatue Heinrichs des Voglers für das südliche Treppenhaus des Reichstagsgebäudes, zuletzt das Reiterdenkmal des Großherzogs Carl Alexander in Weimar.

Nicht alle diese Schöpfungen stehen freilich in der ersten Reihe von Brütts Lebenswerk. Aber seine sichere und gesunde Kunst, sein Geschmack und sein feines plastisches Empfinden haben sich gewiß auch auf diesem Gebiete trefflich bewährt, und wir könnten glücklich sein, wenn die deutsche Statuenlust der letzten Jahrzehnte nur Meister solchen Ranges auf den Plan gerufen hätte. Freilich, er hat auch die Gefahren dieser knifflichen Kunst kennen gelernt, die dem Bildhauer leider durch endlose Rücksichten, Kompromisse, Vorschriften und Bedingungen Fußangeln auf Fußangeln legt.

Welche Schwierigkeiten ergibt nicht schon der Uniformzwang mit seinen oft geradezu antiskulpturalen Forderungen!

Nicht immer hat Brütt diese Mißlichkeiten völlig besiegen können, und der Respekt vor seinem großen Können verlangt z. B. das rückhaltlose Eingeständnis, daß ihm das Standbild Kaiser Friedrichs vor dem Brandenburger Tore mißglückt ist, wobei freilich die größere Hälfte der Schuld an der unschönen Wirkung der Anlage nicht Brütt selbst, sondern dem Oberhofbaurat v. Ihne zufällt.

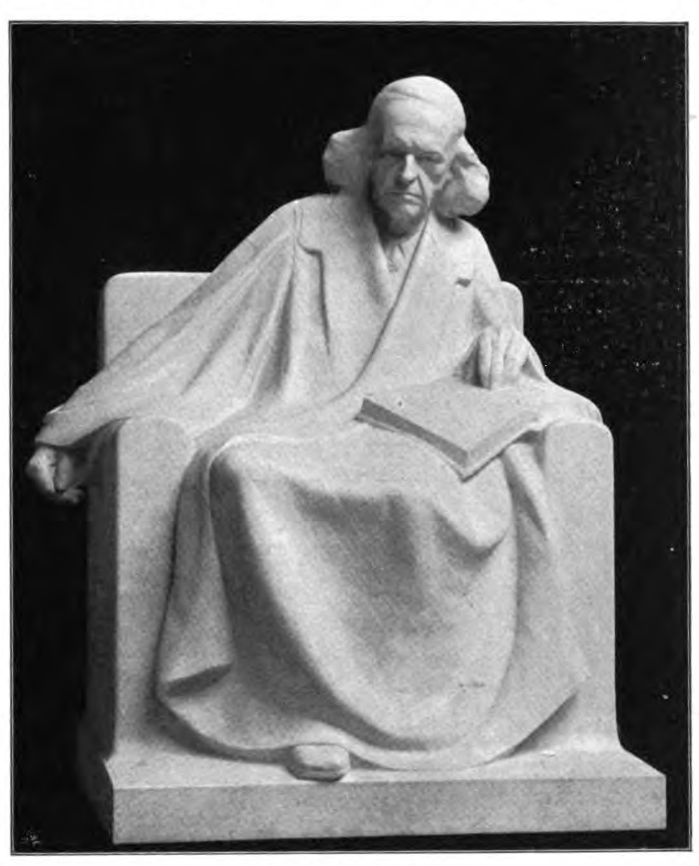
Bei den Reiterbildern hat sich der Künstler künstlerisch oft an dem Pferde schadlos gehalten, dessen edle Bildung den passionierten Tierfreund und Jäger Brütt immer besonders zur plastischen Wiedergabe reizte. Das schönste dieser Pferde ist ohne Zweifel das am Carl Alexander-Denkmal in Weimar, das gewiß auch die schlanke Gestalt und die vornehme Erscheinung des Groß-

herzogs gut zur Geltung bringt, dessen Hauptstück aber das wundervolle Tier bleibt, dem ein herrlicher Insasse des Weimarischen Marstalls als Modell diente.

Zwei glänzende Treffer jedoch stellen die beiden Siegesalleefiguren dar. Otto von Wittelsbach, genannt „der Faule", ist wohl von allen zweiunddreißig Statuen dieser marmornen Galerie die volkstümlichste geworden. Mit glücklichem Griff hat Brütt hier den Beinamen des Markgrafen, der ursprünglich eine dermatologische Bedeutung hatte, nach dem heutigen Sprachgebrauch gedeutet, unhistorisch und eben darum wirkungsvoll für den Zweck eines Standbildes, das sich an die breiteste Allgemeinheit wendet. Man hat darauf hingewiesen, daß auch hier wahrscheinlich ein altes Vorbild dem Künstler vor Augen schwebte, diesmal ihm selbst vielleicht unbewußt: Meister Peter Vischers Theoderich in der Innsbrucker Hofkirche, der gleichfalls in lässiger, gelöster Haltung vor uns steht. Aber Brütt hat diese Anregung, wenn sie wirklich bei seiner Arbeit mitgesprochen haben sollte, so selbständig verwendet, daß es höchst ungerecht wäre, den hohen Wert dieses Bildwerkes durch den Vergleich mit der bewundernswerten Erzfigur des Renaissancemeisters irgendwie schmälern zu wollen. Es ist eine außerordentliche Leistung, wie dieser Faule Otto modelliert ist, wie hier ein träger, schlaffer Körper ohne jede Energie der Muskelspannung in einem gepanzerten Ritterkostüm steckt, dessen Stoffe und Metalle alle Glieder umschließen und doch den Bau und Struktur mit vollendeter Klarheit erkennen lassen. Aber auch der „dicke Wilhelm", das zweite Brüttsche Standbild in der Siegesallee, ist ein ungewöhnliches Historienstück. Famos in dem selbstbewußten, noch ganz dem ancien régime angehörigen Ausdruck der starken Figur und des sinnlichen, herrischen, aber nicht uninteressanten Gesichts. Das Denkmal ist ein Beweis dafür, was ein wahrer Künstler auch aus solchen, scheinbar recht unergiebigen Motiven machen kann.

Doch Brütt war stark genug, sich nicht in diese Denkmalsplastik zu verlieren. Für zahlreiche deutsche Bildhauer war der Zustrom von Aufträgen dieser Art weniger ein Glück als ein Unglück. Brütt hat dabei seine höheren Ziele nicht aus dem Auge verloren.

Die volkstümliche Kraft seines Otto erreichte er nicht minder in dem köstlichen Brunnen für seine Vaterstadt Husum, in dessen Mittelpunkt er die entzückende Ge-



Mommsen-Denkmal.



Die Nacht.
Photographie-Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Akt.-Ges., Steglitz-Berlin.

stalt eines erblühten holsteinischen Landmädchens voll frischer Kraft und Schönheit stellte.

Und das große neue Werk, das im vergangenen Sommer auf der Berliner Kunstausstellung erschien, bewies, wie seine besten Fähigkeiten auch während der Denkmalsjahre im stillen weiter gereift waren.

Er nannte es: „Die Nacht."

Aus einem gewaltigen Marmorblock lösten sich die herrlich modellierten Gestalten eines jungen Mannes und eines holden weiblichen Geschöpfes, die in inniger Umschlingung durch den Raum zu schweben schienen, wie Paolo und Francesca da Rimini. Alle Lust und alle Seligkeit, aller Jubel und aller Schmerz, alle sinnliche und geistige Hingabe, das Durchdringen und Verschmelzen menschlichen Liebesglückes gewann in dieser Gruppe Leben und Ausdruck.

Die Ekstase des Rausches hebt die beiden Menschen hoch empor über alle Kleinheit der irdischen Existenz, ihre Persönlichkeiten lösen sich auf im All, fließen über in die große kosmische Urheimat, der wir entstammen. Und doch naht ihnen schon von fern der Feind menschlicher Wonne: das dämmernde Bewußtsein, daß auf den Traum ein Erwachen folgen muß und folgen wird. Schatten heben sich aus der Tiefe, um den Höhenflug ihrer Seelen zu verdüstern, und aus ihren dunkeln Schleiern hebt sich ein Frauenkopf, dessen Züge tiefes Leid gestempelt hat. Es ist, als

habe die traurige Wahrheit hier sinnfällige Gestalt gewonnen, daß es auf dieser Erde kein großes Glück ohne Unglück gibt — die ewige Kehrseite aller leuchtenden Medaillen, die uns das Schicksal prägt und spendet.

Doch es bedarf nicht solcher literarischen Darlegungen, um die Schönheit des Werkes zu feiern, die vor allem auf der genialen Kraft beruht, mit der diese jugendlichen Kinder Adams und Evas bildhauerisch behandelt und mit der ihre Körperhaftigkeit, von innen her beseelt, als Symbol tiefster Empfindungen, innerlichsten Erlebens gefaßt ist.

Meisterhaft aber ist auch das Material des Blocks handwerklich bezwungen, dessen weißes Gestein wie von ungefähr zarteste grünliche Adern zeigt, als habe das Wasser des Meeres, das diesen Marmorfelsen seit Jahrtausenden küßte, hier die Spuren seiner Umarmungen zurückgelassen.

Und als habe sich der Künstler aus den weichen, süßen Träumen dieses herrlichen Werkes wieder zu der Festigkeit und Stärke wachen männlichen Lebens flüchten wollen,



Die Nacht.
Photographie-Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Akt.-Ges., Steglitz-Berlin.

ließ Adolf Brütt auf die Gruppe der Nacht jetzt die Gestalt eines Jünglings folgen, in dem alles Energie, aufrechtes Wirken, keusche Reinheit ist: für einen Brunnen in Kiel hat er soeben in seiner Werkstatt die Figur eines siegfriedhaften Kämpfers modelliert, überhaupt den ersten großen männlichen Akt, den der Meister in Angriff nahm.

Unerschütterlich steht dieser blühende junge Mensch auf seinen schlanken Beinen; seine Rechte trägt ein breites Schwert hoch erhoben wie ein Banner. Und gerade diese ausdrucksvoll vertikale Linie des Schwertes gibt dem Ganzen einen eigentümlichen Rhythmus. Sie läßt die schwellenden Formen des göttlichen Männerkörpers, den Brütt hier bildete, erst in ihrer wahren Schönheit genießen und würdigen.

Strengste Beschränkung auf die entscheidenden Züge der Natur verlangte hier der monumentale Zweck. So ward in der Gestalt alles gehaltene, sichere Kraft, wie das gesamte bisherige Lebenswerk des Meisters, der diese Brunnenfigur ersann und schuf.

Wie ein Tempelhüter steht er, der Kämpfer, jetzt vor dem Tore, hinter dem die künftigen Werke seines Schöpfers ruhen. Und wir harren erwartungsvoll, welche Gaben uns weiterhin noch gegönnt sein werden, wenn diese Pforte sich uns öffnen wird.



Brunnenfigur für Kiel.

Als in Nebelgrau — —

Als in Nebelgrau der Tag sich neigte,
Sind wir heimwärts durch die Heid' gegangen.
Träge flatterten die müden Krähen.
Faßte Mütterchen mir sanft die Hände:
„Sag' mir, Kind, was brennen Deine Wangen?"
Röter ward ich, suchte nach den Worten:
„Bin so heiß vom Bücken in den Büschen,
Wo ich wilde Beeren aufgelesen!"

Weiter schritten wir im Dämmerscheine
Durch den Nebel fort, durch Busch und Dornen.
Sterne blinkten, roter Mond sich zeigte,
Grau und stumm in ernstem Heideschweigen
Sich der knorrig alte Ölbaum neigte.
Bei den narbig rauhen Römersteinen
Starr und steif mit flachgedrückten Schwingen
Lag ein toter Vogel auf dem Wege —
Grauser Schrecken krampft mein Herz zusammen.

„Sag', was bist Du blaß, mein junges Mädchen?"
Stehen blieb die gute Mutter fragend:
„Heißt die Blässe Kummer und Dein Schweigen Sehnen
Nach dem fernen Liebsten überm Meere?
Sprich, was weinst Du?"

Flossen meine Tränen
Heiß und heißer über Aug' und Wangen.
„Mutter, liebe Mutter — laß das Fragen —
Habe — keinen Liebsten überm Meere ...!"
„Ei, mein Kind, was hast Du angefangen?"
„Ach, ich tat nichts, meine liebe Mutter.
Sieh, der Vogel sang in meinem Traume,
Sang ein Lied, wie war das Lied so traurig.
Sang von Lieb' und Leid und Abschiednehmen,
Und mir war, als sei's des Liebsten Bote.
Mutter, ach, wie schlug das Herz im Traume,
Als ich Köpfchen ihm und Flügel kraute
Und ihn bat: ‚Flieg zu dem einzig Einen,
Bring ihm meiner Liebe treues Sehnen,
Leg' aufs Herz ihm meine bangen Tränen.

Ist er fröhlich, kehre fröhlich wieder,
Ist er traurig, tröst' ihn, bis er heiter,
Ist er tot — o Mutter, liebste Mutter —
Vogel,' bat ich, ‚Deine Botschaft lege
Nieder bei den grauen Römersteinen ...'"

Hede von Trapp.



Farandole.
A l'oumbro que pendoulo, emé lou tambourin
Que met la joio en trin, vivo la farandoulo! F. Mistral.

Frederi Mistral. Von Siegfried Samosch.

Ein Maientag in der Provence! Mit einer Empfehlung von Mme. Julia Alphonse Daudet besuchte ich den „ungekrönten König der Provence", Frederi Mistral, den Dichter der „Mireille", zum erstenmale in seinem Heimatdorfe Maillane. Von Saint-Remy aus, einer der reizvollsten Städte des südlichsten Frankreichs, in deren Nähe ein Triumphbogen und ein Mausoleum aus der Römerzeit, „les Antiques", unmittelbar bei den Alpilles sich erheben, unternahm ich die fröhliche Fahrt, der manche andere mit demselben Ziele folgen sollte. Die provenzalischen Nachtigallen, die dort so zahlreich sind, als fühlten sie sich noch zur alten Heimat der Troubadoure hingezogen, begleiteten mich mit ihrem süßen Gesang. So war der Auftakt für die Idylle in Maillane gegeben.

In dem kleinen Garten vor seinem Hause empfing mich Mistral, dessen imposante Erscheinung — wie hell und freundlich blicken die treuen Augen! — im Verein mit dem natürlichen und wurzelechten Wesen einen herzgewinnenden Eindruck machen muß. Wie dankbar sprach er von seinen deutschen Freunden, die ihm nicht bloß nach seiner Wiedererweckung der provenzalischen Sprache aus ihrem Dornröschenschlaf tatkräftig beistehen, sondern auch für seine Poesien: „Mireille", „Nerto" und die „Goldinseln" tief eindringendes Verständnis und nie versagende Sympathien bekunden! Das Herz geht diesem echten Charaktermenschen auf, wenn er von seiner Provence spricht, und es überrascht nicht, daß er auch bei seiner Beurteilung der Menschen den Maßstab anlegt, wie sie sich zur Langue d'Oc verhalten.

In dem traulichen Heim, in dem Mme. Mistral den Gatten aufs innigste ergänzt und dem nur die Kinder fehlen, plauderten wir von gemeinsamen Freunden, namentlich der Familie Daudet. Dabei überraschte Mistral mich durch den Hinweis, daß die provenzalische Eigenart in dem älteren Sohne Alphonse Daudets, Léon, dem Verfasser der „Morticoles", noch deutlicher hervortrete als in dem Schöpfer des Tartarin de Tarascon. Unwillkürlich drängte sich mir die Annahme auf, Mistral hätte es lieber gesehen, wenn Alphonse Daudet Schulter an Schulter mit ihm in der ersten Reihe für die Sprache und die Literatur der Provence gekämpft hätte. Nun gehören aber beide der Weltliteratur an, mögen sie immerhin auf verschiedenen Wegen zu ihrem hohen Ziele gelangt sein.

Wie Tartarin de Tarascon, dieser echte Sohn der Provence, wird auch Mireille, die holdeste Mädchenblume, allzeit fortleben. Und jetzt gerade wird eine Dichterfeier angekündigt, bei der diese unsterbliche, frei erfundene Gestalt einer genialen Phantasie im Vordergrunde stehen soll. Gilt es doch die „Noces d'or de Mireille" zu feiern, das fünfzigjährige Jubiläum des Erscheinens der epochemachenden provenzalischen Dichtung.

Ungemein bezeichnend für Frederi Mistral ist, daß ihm zugleich eine andere Schöpfung, das von ihm in Arles begründete Museum für provenzalische Ethnographie, das Museon Arlaten, am Herzen liegt. Zugleich mit der Enthüllung des Mistral-Denkmals in Arles soll es eingeweiht werden. Wie begeistert sprach und schrieb er mir stets von diesem Museon Arlaten, das nun aus den Mitteln des dem Dichter verliehenen Nobel-Preises in eigenen Räumen aufs reichste ausgestattet wird. Sogar die Marschroute zeichnete er mir vor, als ich ihn zuletzt in Maillane wieder besuchte. Wohl weiß ich seit Jahren,

daß Mistral jeden Donnerstag sich nach Arles begibt, um dort die Arbeiten und die Einrichtung des Museon Arlaten zu leiten. Ich sollte mich indessen der Führung der belle Arlésienne anvertrauen, die an den anderen Tagen der Woche die in dem provisorischen Museum der Rue de la République aufbewahrten Schätze hütet.

Mit künstlerischem Feingefühl war die Sammlung provenzalischer Trachten aus alter und neuer Zeit bisher bereits angeordnet, und auch im übrigen findet man dort die mannigfaltigsten Erinnerungen an eine reich entwickelte Kultur. Enthusiastisch äußerte sich meine Führerin im Museon Arlaten über Mistral, während sie mir ganz nach seiner Anleitung bald einen provenzalischen Brauch erläuterte, bald mit Sachkenntnis die Einzelheiten einer Volkstracht darlegte. Daß die coiffe provençale, das zierliche Häubchen der Arlésienne, das kokett auf dem Haarknoten getragen wird, weiß sein müsse, galt meiner Führerin als Grundsatz; nur, daß dieses Häubchen, das Entzücken aller Fremden, mit schwarzen Sammet- oder Seidenbändern umwunden werden darf. Das Häubchen und die Bänder bilden dann gemeinschaftlich die coiffure provençale. Als ich „zur Probe" die Finger über die weichen schwarzen Sammetbänder gleiten ließ, meinte die belle Arlésienne, die sich als treue Gehilfin Frederi Mistrals erwies, die rubans wären meine compatriotes, da sie zum großen Teil aus Deutschland kämen.

Auch der holdesten Mädchenblume der Provence, Mireille, Büste, die zugleich mit dem Mistral-Denkmal zu Arles in Saintes-Maries de la Mer enthüllt werden soll, wird die historische coiffe aufweisen.

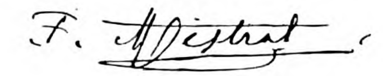
Aus Anlaß der Fêtes de Noces d'or de Mireille hat die Revue de Provence et de Langue d'Oc in Marseille eine Festschrift veröffentlicht, die ein Verzeichnis aller Originalausgaben der Mirèio sowie der Übersetzungen in verschiedene Kultursprachen enthält. An der Spitze figurieren nächst den französischen drei deutsche Übertragungen, worauf englische, spanische, dänische, ungarische, italienische, polnische, rumänische, russische, schwedische und tschechische folgen. Rührend ist, daß auch eine Ausgabe der „Mireille" in der Blindenschrift vorbereitet wird. So ergreifend sind die Lebensschicksale der Heldin und Märtyrerin des provenzalischen Epos, daß Mistrals Dichtung mit ihren rein menschlichen Zügen zu allen Herzen, gleichviel welchem Volke sie angehören, ihren Weg finden muß.

Wie schlicht ist die Haupthandlung! Mirèio, die liebreizende Tochter des reichen Bauern Ramoun, liebt den ebenso braven wie armen Vincèn, den Sohn des Korbflechters Ambròsi. Dieser wird als Freiwerber für Vincèn von Ramoun schnöde zurückgewiesen, während Mirèio, die selbst alle übrigen Heiratsanträge abgelehnt, bis zum Tode dem armen Burschen, den ihr Herz erkor, treu bleiben will. Sie entflieht aus dem Hause der Eltern, um bei den „Heiligen Frauen" in Saintes-Maries de la Mer Schutz zu erflehen, wie der Geliebte ihr einst geraten. Bei dieser Flucht wird sie vom Sonnenstich getroffen und gelangt endlich, dem Tode geweiht, zu der einsamen Wallfahrtskirche am Meeresstrande auf der vom Rhonedelta gebildeten Insel Camargo. Dort sieht sie auch Vincèn wieder, der nach allerlei Gefahren demselben Ziele zugeeilt ist. Die Eltern der Mirèio fanden sich bereits vorher ein und gestatteten zu spät, daß diese ihrer Herzensneigung folgte. Dann aber vollzieht sich das Wunder: die heiligen Frauen erscheinen auf der Höhe des Meeres der Märtyrerin, die beseligt dahinscheidet.

Mit keinem Geringeren als Homer hat Lamartine den Dichter der „Mireille" verglichen, und Ludwig Giesebrecht, auf die symbolische Bedeutung des Epos hinweisend, zieht eine Parallele mit Dante. Jedenfalls hat Frederi Mistral durch seine Poesie und die Wahrheit der Empfindung den Weg zu allen Menschenherzen gefunden. So lebendig erscheint die lieblichste Mädchenblume der Provence, daß sie bereits in Bildwerken, Gemälden und Medaillen dargestellt worden ist.

Frederi Mistral sagte mir, in seinem Hause wäre die Anweisung erteilt, daß ein Provenzale bei ihm nur zugelassen würde, wenn er provenzalisch, nicht





französisch spräche. Auch für die Landschaft hegt er besondere Sympathien. So ist von Gilbault eine Medaille geprägt worden, die den jungen Arlésierinnen verliehen wird, wenn sie sich verpflichten, das costume provençal mit der weißen coiffe zu tragen. Am 17. Mai 1903 fand das erste Festo vierginenco statt, und diese Einrichtung bleibt mit dem Museon Arlaten Mistrals verbunden. Die Medaille in Altsilber wird zur großen Genugtuung des Dichters von den belles Arlésiennes sehr begehrt; sie zeigt uns Mireille in ihrer fünfzehnjährigen Jugendschönheit. Dins si quinge an èro Mirèio — heißt es als Inschrift der Medaille. Ein besonderes Diplom, dessen Zeichnung von Lelée herrührt, wird zugleich verliehen.



Medaille „Mireille“.
Den Arlésierinnen verliehen, die sich verpflichten, die Landestracht zu tragen.

Was uns in „Mireille“ neben den rein menschlichen Zügen am meisten fesselt, sind die landschaftlichen Schilderungen, die provenzalischen Erdgeruch atmen. Mit berechtigtem Stolze bezeichnet Mistral sich in den Versen, in denen er sein ländliches Epos dem Sänger eines Bauernsohnes „Jocelyn“ widmet, als „paysan“. „Ich widme Dir Mireille,“ heißt es in den Worten an Lamartine, „es ist mein Herz und meine Seele, es ist die Blüte meiner Jahre, eine Traube des Craugeländes, die mit allen ihren Blättern ein Bauer Dir darbietet.“

Wie oft ich auch Mistral in seinem weitab vom Weltgetriebe idyllisch gelegenen Maillane besuchte, erhielt ich stets denselben Eindruck abgeklärter Lebensweisheit, die den Dichter auch von Paris fernhält. Unlängst noch wurde ihm von einflußreichen Mitgliedern der Académie Française nahegelegt, sich um einen Sitz unter den vierzig „Unsterblichen“ zu bewerben, da seine wohl einstimmige Wahl gesichert wäre. Mit aller Entschiedenheit lehnte der Dichter jedoch ab, während er mit freudiger Genugtuung mir eine Glückwunschadresse seiner deutschen Verehrer zum siebzigsten Geburtstage zeigte. Daß es gerade die deutschen Romanisten waren, die mit besonderer Wärme für die Verleihung des Nobel-Preises an den Dichter der Mireille, der Nerto und der „Goldinseln“ eintraten, ist ihm gleichfalls nicht entgangen.

Wie pietätvoll bewahrt Frederi Mistral heute noch das Andenken seines Vaters, des Maître François, dem er in den jüngst veröffentlichten Lebenserinnerungen „Mes origines. Mémoires et récits“ verschiedene Kapitel widmete. Manch lustigen Zug berichtete der Dichter mir auch in Maillane, wo Maître François patriarchalisch Haus und Hof regierte. Charakteristisch war in dieser persönlichen Darstellung das Verhältnis des Vaters zu seinem Namensvetter, dem scharfen Nordwestwinde der Provence. So oft Maître François bei einer der recht unvollkommenen landwirtschaftlichen Einrichtungen zum Mahlen des Getreides einer stärkeren Luftströmung bedurfte, rief er zunächst in freundlichem Tone: „Bouffe, mistral, bouffe.“ Setzte dann der Wind scharf ein, so wurde er belobt; Maître François konnte aber sehr ungehalten werden, wenn der Namensvetter mit seiner Hilfeleistung versagte. An solchen Erinnerungen aus dem Leben des Dichters fehlte es nie bei unseren Unterhaltungen, so daß ich manche authentische Ergänzung zu den „Mémoires et récits“ erhielt.

Frederi Mistral berichtet auch, daß er den Namen Mireille zuerst von seiner Großmutter hörte, die, wenn sie eine ihrer Töchter liebkoste, zu sagen pflegte: „Das ist Mireille, die schöne Mireille, mein Liebling.“ Im Scherz sagte dann auch zuweilen Mistrals Mutter beim Anblick einer schönen jungen Provenzalin: „Seht Ihr sie dort, Mireille, meinen Liebling.“ Von frühester Jugend an haftete der ungewöhnliche Name in der Phantasie Mistrals, der oft fragte, welche Bewandtnis es mit dieser Mireille habe, ohne daß ihm jemand bestimmte Auskunft zu geben vermochte. „Eine verlorene Geschichte,“ meint der Dichter, „von der nur der Name der Heldin übriggeblieben und ein Strahl von Schönheit in einem Nebelschleier von Liebe. Das genügt, um einer Dichtung Glück zu bringen, die mittels der den Dichtern eigentümlichen Ahnung die Wiederherstellung eines wirklichen Romans wurde.“

Der poetische Duft, der uns bereits aus dem Namen Mireille entgegenweht, verleitete den Dichter indessen nicht etwa, süßlich zu werden. Wie sehr Mistral daher auch dem Komponisten der „Margarete“ Dank wußte, daß Charles Gounod neben der holdesten Mädchengestalt Goethes auch Mireille auf der musikalischen Schaubühne verkörperte, entspricht der tragische Ausgang des provenzalischen Epos unserem Gefühl doch besser als der versöhnliche in Gounods Oper. So ist der Eindruck, den wir nicht bloß aus den Poesien Frederi Mistrals, sondern auch im

persönlichen Verkehr stets von neuem gewinnen, kraftvoll männlich. Wie zuverlässig ist seine Freundschaft, die er oft durch die Tat bewies! Wie liebevoll äußert er sich heute noch im Gespräch über seine beiden großen Mitstrebenden und Mitbegründer des provenzalischen Dichterbundes, der félibres Roumanille und Aubanel. Die ganze Schönheit, den „Frühlingsblumenflor" der Provence atmen die von August Bertuch vortrefflich übersetzten Strophen Mistrals:

„O Freunde! Jugendzeitgenossen!
Tapfre Feliber, edle Sprossen
Der herrlichen Provence, die ihr ein achtsam Ohr
Geliehen meinen Heimatsängen!
Die Roumanille, in dessen Klängen
Voll Harmonie sich hold vermengen
Volkstränen, Jugendlust und Frühlingsblumenflor."
„Du, der in Wäldern und an Flüssen
Sein Herz in Liebesleidergüssen,
O stolzer Aubanel, in Einsamkeit verzehrt ..."

Gern hätte ich auch bei meinen Besuchen in Maillane Näheres über die Katastrophe vernommen, die für Théodore Aubanel durch die Veröffentlichung seiner berühmten Poesie: „La Vénus d'Arles" herbeigeführt ward. Diese Poesie schließt mit den an das in Arles aufgefundene Marmorbild — heute bewundern wir es im Pariser Louvre-Museum — gerichteten Versen:

„Darum liebt Dich meine Seele, und von Deiner Huld bezwungen,
Hat der Christ, o große Heidin, heute Deinen Ruhm gesungen!"

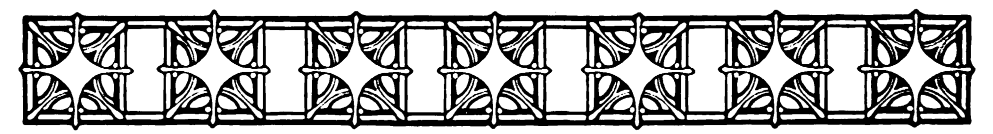
Wie beredt auch Frederi Mistral sonst mit mir über französische und provenzalische Literatur plauderte, über des „stolzen" Aubanel, des bewährten Jugendfreundes letztes Lebensschicksal konnte ich von ihm nichts Näheres erfahren. Dagegen wußte er immer neue Schönheiten seiner Provence zu empfehlen, und da ich noch nicht in Vaucluse gewesen war, schrieb er mir wieder die genaue Marschroute zu der durch Petrarca in unsterblichen Dichtungen verherrlichten Quelle der Sorgue vor. Wie sehr der Sänger der Mireille die landschaftlichen Reize der Provence liebt, erhellte auch aus der Entschiedenheit, mit der er versichert, er selbst ginge nicht mehr nach dem Avignon benachbarten Vaucluse, seitdem dort in barbarischer Weise gebaut worden ist, so daß in den einst so klaren Fluten der Sorgue hohe Fabrikschornsteine sich widerspiegeln. „Je me fais de mauvais sang!" meinte Mistral im Hinblick auf diese Barbarei, und ich fand das scharfe Urteil des Dichters bestätigt, als ich von der kleinen Stadt L'Isle-sur-Sorgue zu den „chiare, fresche e dolci acque" Petrarcas wallfahrtete. Unwillkürlich knüpfen sich dort in der Phantasie zugleich Fäden zwischen den beiden holdesten Gestalten der Provence, der Laura Petrarcas und der Mireille Mistrals, wie verschieden auch deren Lebensschicksale waren.

Auf Avignon, die Stadt der Päpste, wird in der Dichtung „Mireille" selbst hingewiesen. In wenigen Versen entrollt Mistral dort ein anschauliches Bild seiner Heimat und des Frohsinns ihrer Bevölkerung:

„O unermeßne Himmelsgnade!
Ich seh' ein neues Land, Gestade
Voll heitern Sonnenscheins! Seh' junger Mädchen Reihn
Im Farandoletanz sich wiegen
Und Früchtelast die Zweige biegen;
Ich seh' auf Garben Schnitter liegen,
Rings um ein Faß geschart, im fröhlichen Verein!

„Vor allem müssen Sie unsere Farandole sehen," hatte Mistral mir sogleich beim ersten Besuche in Maillane gesagt. Dieser anmutige Reigen der graziösen Provenzalinnen und ihrer Tänzer gehört in der Tat zu den Sehenswürdigkeiten des Landes. In zierlichen Schlangenwindungen bewegt sich der Zug der zu einer langen Kette verbundenen Paare. Charles Gounod hat in seiner Oper Mireille sich den Effekt der Farandole nicht entgehen lassen. Frederi Mistral riet mir auch eines Tages, am nächsten Sonntag dem Wettkampfe in Châtaurenard beizuwohnen, wohin eine Reihe provenzalischer Städte und Dörfer ihre besten Farandole-Tänzer entboten hatte, die dort um den Siegespreis rangen. Jede dieser Gesellschaften führte nach den Klängen derselben Melodie in reizvollen Variationen die Farandole vor, und der Enthusiasmus der Zuschauer zeigte echt südlichen Charakter, so oft ein Tänzer oder eine Gesellschaft sich besonders durch Anmut und Geschicklichkeit auszeichnete. Diese Wettkämpfe sind sympathischer als die courses de taureaux, die jetzt in den Arenen von Nîmes und Arles nicht selten einen blutigen Verlauf nehmen.

„En bon souvenir de Provence" lautet die Widmung des Gedichtbandes: „Les Iles d'Or", den ich von meinem letzten Besuche Frederi Mistrals mitnehmen durfte. Oft genug schweifen die Erinnerungen aus dem Norden nach der sonnigen Provence und zugleich nach Maillane, dem bescheidenen Dorfe, wo der „ungekrönte König der Provence" seinem Volke eine neue Sprache, unvergängliche Poesien geschaffen hat.





Cumuli. Dem Werk „Im Ballon über die Jungfrau“ mit Erlaubnis entnommen.
G. A. Guyer in Zürich phot.

Wolkengebilde. Von Dr. A. Stolberg-Straßburg.

Mit 7 Bildern nach Spezialaufnahmen von Dr. A. de Quervain in Zürich u. A.

Seine Götter hatte auch der blaue Himmel Italiens, doch sind sie dem Volke längst dahingeschwunden. Jene uralten indogermanischen Anschauungen, welche des Luftmeeres natürliche Bilder — Nebel, Wolken und Regenbogen — als lebendige Gestalten personifizierten, dauern aber im Gemütsleben, in der Poesie und der Sprache des Nordländers unbewußt noch heutzutage fort und werden weiter dauern bis in die fernste Zukunft. Jenen zumeist fleckenlos blauen Himmel des Südens, den fast fortwährenden Sonnenschein, würde die seelische Veranlagung des Germanen auf die Dauer gar nicht ertragen. Seine reichere Phantasie braucht eine Bühne, wie sie ihm das großartige Naturelement der Wolken bietet. Der bewölkte Himmel entspricht durchaus dem psychischen Bedürfnis des Nordländers und verdoppelt anderseits nur seine Freude an der ihm spärlicher zugemessenen Sonnenscheindauer. In der sinnreichen Personifikation seiner Sagen, Märchen und Gedichte fließt dem Deutschen noch jetzt die Quelle der Mythologie. —



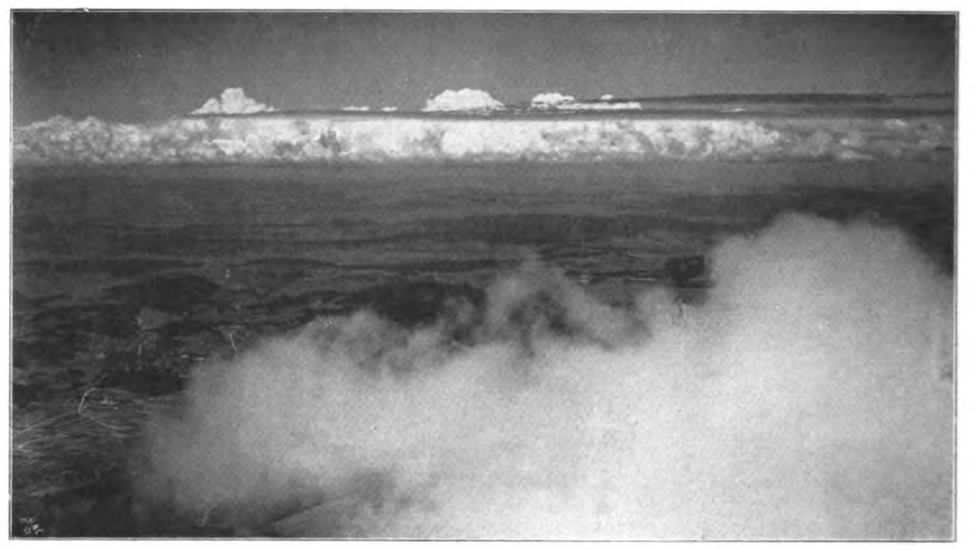
Cumulusturm kurz vor der Umwandlung in Gewitterwolke.

Nicht so einfach hingegen ist es, die phy-

sikalischen Ursachen zu verstehen, die den wechselnden Ausdruck unseres Himmels bedingen. Mythische Vorstellungen, poetische Auffassung und ästhetische Betrachtungsweise stören jedoch hierbei nicht, sie haben neben der physischen Auffassung noch Platz.

Der aus Goethes Werken ebenfalls bekannte Engländer Howard hat zuerst im Jahre 1803 in einer Schrift: „On the modifications of the clouds" diesen Gegenstand in glücklicher Weise behandelt, die grundlegenden termini technici und damit die Basis für die spätere, einheitliche Namengebung — wie solche dann berichtigt und erweitert im internationalen Wolkenatlas festgelegt wurde — geschaffen.

Da wir Menschen auf dem Grunde des Luftmeeres leben, so wollen auch wir an dieser Stelle mit der am Boden auflagernden Wolke, dem Nebel, beginnen, um dann zu den Wolken als dem Nebel der bodenferneren Schichten emporzudringen. Wenn die Nebelkappe alles deckt, dann ist die Stunde da, wo im Tale Erlkönigs Töchter und im Gebirge der Schimmelreiter ihr spukhaftes Wesen treiben. Die Entstehung des Nebels hängt ja mit der Abkühlung des Erdbodens innig zusammen, die sich dann den zunächstliegenden Luftschichten mitteilt. Mit sinkender Temperatur tritt schließlich der Zeitpunkt ein, wo die gesamte in der Luft enthaltene Wassermenge, die bis zu 25 Gramm im Kubikmeter betragen kann, nicht mehr in gasförmiger und demnach unsichtbarer Form zu bestehen vermag. In diesem Augenblick tritt die Kondensation d. h. die Nebelbildung ein. Je feuchter die Luft, desto leichter kommt der Nebel; demnach ist er in sumpfigen Gegenden oder in der Nähe von Gewässern, welche die Luft mit Wasserdampf versorgen, besonders häufig. Auch wird die Kondensation begünstigt, wenn die Atmosphäre staubhaltig ist, z. B. viel Kohlenstaub enthält. Aus diesem Grunde werden große Städte, wir erinnern nur an London, besonders häufig von starken Nebeln heimgesucht. —



Große Cumuli, vom Ballon aus aufgenommen.

Tritt die Kondensation des Wasserdampfes erst in einiger Entfernung vom Erdboden ein, so nennen wir die dabei auftretenden Erscheinungen Wolken. In ihrer imposantesten und eindrucksvollsten Gestaltung sehen wir sie als Haufenwolke, in wissenschaftlicher Sprache Cumulus bzw. Cumulo-Nimbus genannt. Ihre Existenz hängt mit dem aufsteigenden Luftstrom zusammen. Dieser aufsteigende Luftstrom besteht in einer Reihe von Luftsäulen, welche die krönenden Wolken sowohl bilden, als tragen. So entstehen



Cirrostratus densus. Der Überrest einer Gewitterwolke.

jene wundervollen Dunstmassen, in welche die Phantasie alles hineinlegen kann und auch hineingelegt hat. Diese, dem primitiven Menschen geheimnisvollen Vorgänge erfüllten ihn mit Ahnungen, die sich bis zu religiösen Anschauungen verdichteten. Tausende von Metern ragen die Wolkengipfel empor, oft noch magisch durch einen lichten Saum umwoben, dessen Quelle die Sonne ist. Und welch ein gewaltiges Wandelpanorama bieten diese Cumuli! Auf den erwähnten Luftsäulen ruhend und mit deren vertikalen Veränderungen verwachsen, zeigt sich der wundervolle Bau bald als wild zerrissener Gebirgskamm, bald als eine so majestätische Architektur, wie sie nur in der Sprache des Dichters als Burgen der Götter oder Dome zu Ehren des Herrn bezeichnet werden kann. Schließlich quillt aus der Wolkenbasis ein massiger Turm empor, steigt und steigt, — jetzt hat er Himalajahöhe erreicht, und nun nimmt er jene charakteristische Amboßform an, die aus flimmernden und flirrenden Eisnädelchen besteht, in denen das Licht sich wie in einem Prisma bricht. Auf einer Ballonfahrt über die Alpen haben wir selber diesen Vorgang einmal unmittelbar miterlebt. Es war Mitte Mai, wir schwebten in 5000 Meter Höhe über der Gegend des Eibsees, als sich uns ein schauerlich-schöner Anblick bot. In nächster, greifbarer Nähe überhöhte mit Gedankenschnelle eine mächtige Cumuluswolke den Ballon um einige Hundert Meter. Über dem kegelförmigen Scheitel des unheimlichen Gebildes schwebte ein ringförmiger, seidenglänzender Schleier. Während ein eisiger Luftstrom durch den Korbboden wehte, trieben wir lautlos auf die gigantische, weiße, wirbelnde Wolkenwand zu. Wegen der Gewittergefahr mußte das Hineintauchen vermieden werden, wir warfen daher sofort Ballast, worauf der Ballon die Maximalhöhe der Wolke erreichte und um sie herumschwenkte.

Mit der Umwandlung des Wolkenscheitels in Eisnadelgebilde wird die höchste Energie des Wolkenlebens im Innern des Cumulus entfesselt, der Donner rollt, und die Schleusen des Regens sind rauschend geöffnet. Das ist ein Bild der Schlacht und auch deren Getöse! Der Gewittergott im



Gewitterwolke, deren oberer Eisnadelschirm die charakteristische Amboßform angenommen hat.

feuerroten Bart hat mit seinem Blitze schleudernden Hammer die Wolke gespalten.

... und dieses Ungeheuer hat zweimal nicht gedroht:
Es stirbt im eignen Feuer, wie's tötet, ist es tot.

Dem primitiven Menschen ist das Gewitter die Verkörperung der Gefahr, dem Verbrecher ein Schreckbild, das die Gewissensangst entfesselt, dem Gebildeten eine hohe Offenbarung der Allmacht.

... Und die Wolken, —
Vom Winde getrieben,
Zogen — und zogen — und zogen. —
Keine Wolken waren es mir:
Zu lebenden Formen
Geballt,
Zu gewaltigen, atmenden Wesen
Gebildet,
Woben dahin erhabne Gestalten ...

Hat sich das Gewitter entladen, so bleibt meistens jener Eisnadelschirm, die sogenannte Zirrostratusdecke übrig, die dann mit den oberen Luftströmungen in 8000 Meter Höhe und darüber, nach anderen Gegenden weiter ziehend, vielleicht noch tagelang fortbesteht. Je älter diese sich mehr und mehr isolierenden Gebilde werden, um so mehr gehen sie in jene feinen, faserigen, ausgekämmten Formen über, die als Zirren schlechthin bekannt sind. Durch trigonometrische Festlegung der Flugbahn von Registrierballons hat der schweizerische Meteorologe A. de Quervain den Nachweis geliefert, daß in den oberen Schichten der Atmosphäre divergierende Strömungen und auch vollständige Schraubenbewegungen vorhanden sind, welche die mannigfachsten Gestaltungen bewirken können; daß also diese Umwandlung eine rein mechanische ist, wenn auch kaum jemand beim Anblick dieser feinen Gebilde deren Ursprung aus den massigen getürmten Cumulo-Nimbus-Wolken vermuten könnte. Als „Windbaum" bezeichnet sie das Volk, und wenn er „blüht", soll es von neuem Regen geben. —



Gutmütige Schäfchen.

Nach unserer Auffassung sind die Zirren im allgemeinen mehr die Vorreiter, als die zersprengten Nachzügler der Gewitterschlacht. Sie kommen aus Gegenden, wo entweder ein Gewitter stattgefunden haben muß, oder doch zum mindesten das Material zu einem solchen angehäuft war oder, wenn wir in unserem Bilde bleiben wollen, Vorbereitungen zu einer Schlacht getroffen wurden. — Es gibt diesen Zirrusschirmen sehr ähnliche Eisnadelgebilde, aus denen man das Nahen einer Depression voraussagen kann und die als Boten eines Wetterumschlags meist wenig willkommen sind, nämlich die sogenannten Federwolken. Auch sie sind richtige Zirren. Ihr Gebiet sind die höchsten Schichten der Atmosphäre, jene Schichten, in die selbst die Berge des Himalaja nicht mehr hineinragen. Sie schweben oft noch Tausende von Metern über den allerhöchsten Erhebungen unseres Planeten und können — abgesehen von jenen leuchtenden Wolken aus Vulkanstaub, deren Höhe von Jesse in Potsdam auf 80 Kilometer gemessen



Cumulusähnliche Schäfchen bei etwas gestörter Witterung.

wurde — als die entferntesten aller irdischen Gebilde überhaupt gelten. Doch auch in jene eisigen Höhen dringen noch Gebilde von Menschenhand, nämlich die schon genannten Registrierballons. Die junge Wissenschaft der Aerologie sucht auch auf diesem Wege die Gesetzmäßigkeit des atmosphärischen Naturgeschehens zu ergründen. Daß jene Zirren nur ein Gewebe von Eiskristallen sind, ist durch ihr optisches Verhalten bewiesen worden.

Die neuen Untersuchungen haben ferner gezeigt, daß Temperatur und Feuchtigkeit mit der Höhe sich nicht gleichförmig ändern, sondern daß es oft scharf abgegrenzte Luftschichten gibt, zwischen denen die genannten Elemente ganz unvermittelt Änderungen erfahren. —

Daß eine Schicht wärmer als die andere ist und auch mehr Wasserdampf enthält, ist ein häufiger Fall. „Solange die Schichten," so stellt der bereits genannte schweizerische Forscher den Vorgang am anschaulichsten dar, „ganz ungemengt ruhig übereinanderliegen, gibt's noch keine Wolke, sowie aber die wärmere sich da, wo sie sich berühren, mit der kälteren mischt, tritt folgendes ein: Die kälter gewordene Mischungschicht muß einen Teil ihres vorhin unsichtbaren Wasserdampfes



Schäfchenwolken, Gewitter verkündend.

von sich geben, und im Nu ist der Himmel meist in 3 bis 4 Kilometer Höhe mit einer Schicht dünner Wolken überzogen, man weiß nicht woher.“ So können z. B. die weißen Alto-Cumuli entstehen, welche das Volk „Schäfchen“ nennt. Sind diese in frühster Morgenstunde oder im Augenblick des Sonnenunterganges purpurn angestrahlt, so „füttert sie der liebe Gott mit Rosenblättern“. Und in der hellen Sommernacht weidet die Schäfchen der gute Mond. Wie wir dem unschuldigen Namen nach erwarten dürfen, sind unsere „Schäfchen“ gutmütiger Natur; auch die bereits mehr zur Cumulusbildung hinneigenden sind noch harmlos, wohingegen jene mit den charakteristischen kleinen Köpfchen, die über die allgemeine Basis emporwachsen (an sich würden so kleine Cumuli viel tiefer schweben), nicht mehr für so gutartig, sondern als Wölfe in Schafskleidern, ja geradezu als Gewitterwarnungen gelten müssen. —

Wir glauben die Haupttypen der Wolken, wie sie in der wärmeren Jahreszeit dem Beobachter fast täglich vor die Augen treten, im vorstehenden kurz geschildert zu haben. Mit der Wolke aller Wolken aber, der Regenwolke oder dem Nimbus, die bei uns in Deutschland eine so häufige und nicht immer beliebte Erscheinung ist, haben wir uns nicht eingehender beschäftigt. Über diesen Nimbus tristissimus singt der Dichter:

Nun kommt ihr daran, ihr dicken,
Durchgesognen Jammerschläuche:
Graue Tonnen, wasserschwer,
Die ein unermüdlich Regnen,
Unsern Tag zum Tropfenbade
Schaffen, unsre Welt zur Pfütze.
Miserable Wolken! Nirgends
Stehen sie so dicht und breit
Als am Firmament, das schaut
Auf das Land der edlen Deutschen.

Nun, ganz so schlimm ist es ja doch nicht!

Wir sind dem Leser aber noch eine ergänzende Erklärung über das Entstehen der Wolken im allgemeinen schuldig. Das Schweben der Wolke ist nur ein scheinbares, und ihr kürzere oder längere Zeit dauerndes, scheinbar unveränderliches Äußere ist in Wahrheit in jedem Augenblick wechselnd und sich verändernd. Was wir an den Wolken zu sehen glauben, ist nur ein sich fortwährend erneuernder Kondensationsvorgang, der beständige Übergang einer Bewegung in die andere, wobei allein der Wechsel als solcher von Dauer ist: der sich fortwährend erneuernden Brandung am Meeresgestade im gewissen Sinn vergleichbar. Scheinbar ein launenhaftes Spiel, in Wirklichkeit bei aller Unstabilität die Gesetzmäßigkeit selbst durch diese Beständigkeit des Wechsels.

Dann ruhen meine Augen endlich aus,
Müde des Wolkenwebens,
Müde des Wolkenschauens,
Und über mein Grab hinweg
Ziehen — und ziehen — und ziehen
Nächtlich am gewitternden Himmel
Ihren ewigen webenden Wandel
Die Wolken.

Abend am Meer.

Sieh, des Tages Wolkenwände
Sind zerteilt wie Opferrauch,
Und des Abends Friedenshände
Segnen sie mit ros'gem Hauch.

Auch das Meer, so wild sonst brausend,
Hat die Fehden eingestellt,
Aus den Wellen, aus den tausend,
Ward ein stilles, breites Feld.

Und ich muß die Hände falten,
Schau's mit tiefer Andacht an,
Das so schäumend sich zerspalten
Und so groß sich sammeln kann.

Bruno Baumgarten.

Zum 31. Mai 1909

Siziliano

Von

Joseph Haydn.

Siciliano.
(Aus einem Streichtrio.)

JOSEPH HAYDN.





p
f
pizz
pizz
arco
arco
p

Haydns Siciliano

dessen Wiederauffindung wir Herrn Erich Prieger in Bonn verdanken, ist einem der Streichtrios entnommen, von denen ungefähr 125 bis zum Jahre 1772 entstanden. Meistens waren sie für das heute nicht mehr gebräuchliche Baryton, Viola (oder Violine) und Violoncell komponiert. Das Baryton, das Haydns Gönner Fürst Paul Anton Esterházy mit Vorliebe spielte, wurde später durch die Violine, manchmal auch durch die Flöte ersetzt.

Bis auf wenige Nummern, die noch heute in Stimmenausgaben verbreitet werden, sind alle diese Werke aus dem musikalischen Leben der Neuzeit entschwunden, und doch dürfte eine Auswahl noch heute vollkommen frisch wirken und sich ganz besonders für häusliche Kreise eignen, zumal da sie wenig technische Schwierigkeiten bieten. Es ist kerngesunde Musik darin enthalten.

Nach einer anderen Seite bieten sie für die Entwicklung Haydns als Künstler einen ungemein wertvollen Beitrag. Man kann deutlich verfolgen, wie er sich gerade bei diesen kleineren Werken zur Meisterschaft emporgearbeitet hat.

Am 31. Mai 1909 werden es hundert Jahre, daß Joseph Haydn die Augen zum ewigen Schlaf schloß. Wir wollen an diesem Tage mit dem bisher unbekannten kleinen Werk das Gedächtnis des Meisters ehren: der hier unten wiedergegebene Brief deutet darauf hin, in welchem Geiste Haydn diese Musik geschaffen hat.

A Monsieur **Jean Philipp Krüger** Doctor Medicinae und königl. Assessor des Collegii Sanitatis in Stockholm a Bergen auf der Insel Rügen in Schwediss Pommern.

Meine Herren,

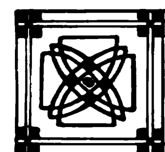
Es war für mich eine wahrhaft angenehme Ueberraschung aus einer Gegend ein so schmeichelhaftes Schreiben zu erhalten, wohin ich nie wähnen konnte, dass die Werke meines geringen Talentes dringen würden. Wenn ich nun aber sehe, dass mein Name bei Ihnen nicht nur bekannt, sondern meine Werke auch mit Beifalle und Vergnügen ausgeführet werden, so gehen dadurch die heissesten Wünsche meines Herzens in Erfüllung: von einer jeden Nation zu welcher meine Arbeiten gelangen würden, als nicht ganz unwürdiger Priester dieser heiligen Kunst beurtheilt zu werden. Sie scheinen mich über diesen Punkt von Seite Ihres Vaterlandes zu beruhigen, noch mehr Sie geben mir die süsseste Ueberzeugung, die der ausgiebigste Trost in der Stunde meines bereits sinkenden Alters ist, dass ich öfters die beneidenswerthe Quelle bin, aus welcher Sie, und so manche, für herzliche Empfindung empfängliche Familie in häuslicher Stille — Ihr Vergnügen — ihre Zufriedenheit schöpfet. Wie beseligend ist nicht dieser Gedanke für mich! — Oft, wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, die sich meinen Arbeiten entgegen stam̄ten, wenn oft die Kräfte meines Geistes und Körpers sanken, und mir es schwer ward, in der angetretenen Laufbahn auszuharren, — da flüsterte mir ein geheimes Gefühl zu: „Es gibt hinieden so Wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kum̄er und Sorge, vielleicht wird deine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der Sorgenvolle oder der von Geschäften lastende Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und seine Erholung schöpfet.“ Diess war dann ein mächtiger Beweggrund vorwärts zu streben, und diess ist Ursache, dass ich auch noch itzt mit Seelenvoller Heiterkeit auf die Arbeiten zurückblicke, die ich durch eine so lange Reihe von Jahren mit ununterbrochener Anstrengung und Mühe auf diese Kunst verwendet habe. Uebrigens dank' ich Ihnen aus vollem Herzen für Ihre gütigen Gesinnungen, und bitte mir es zu vergeben, wenn meine Antwort etwas spät erfolgt: Gebrechlichkeit die unzertrennliche Gefährtinn eines 70jährigen Greises und unaufschiebbare Arbeiten raubten mir bisher dieses Vergnügen. Vielleicht gönnt mir die Natur noch diese Freude, für Sie noch ein kleines Denkmal zu verfertigen, aus welchem Sie die Empfindungen eines bereits allmählich hinsterbenden Greises erkennen mögen, der auch nach seinem Tode in einem so schönen Zirkel noch gerne fortzuleben wünschte, von welchem Sie mir so herrliches Gemälde entwarfen. Ich habe die Ehre, mit vollkom̄enster Hochachtung zu seyn

Ganz gehorsamster Diener

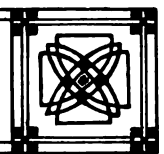
Wien den 22t Febr. 1802.

Joseph Haydn

mppria



Eine Peri. Von Anselma Heine.



(Schluß.)



nde Juni machte Dagny sich auf ins Fichtelgebirge zu ihren Kindern. Die Tournee hatte sich zerschlagen. Dagny war froh darüber; sie hätte jetzt kaum die Ruhe gefunden zu arbeiten. Für ihre Finanzen freilich war es schlimm. Aber Dagny wollte sich jetzt keine Sorge machen. Und in Alexandersbad würde sie billig wohnen.

Stein, der noch immer in ruhiger und freundschaftlicher Art für sie sorgte, hatte ihr Quartier besorgt. Verwandte von ihm, die diesen Sommer im Auslande zubrachten, besaßen eine Villa in Alexandersbad. Der dortige Kurarzt war bisher Assistent im Königsberger Krankenhause gewesen und hatte Ella behandelt, so daß es am geeignetsten erschien, Ella bei ihm und seiner jungen Frau in Pension zu geben. Auch Kunze war mit dieser Anordnung einverstanden, von Dagnys Anwesenheit dort brauchte er nichts zu wissen.

Reinhold war selbstverständlich auch dorthin gereist. Er hatte mit der Zustimmung seines Vaters seine Zelte in Königsberg abgebrochen, sollte zum Winter nach Leipzig gehen und dort mehrere Semester studieren. Die letzten Wochen im „Elternhause" waren eine Hölle gewesen für die Kinder und hatten auch in Ella alle aufkeimenden Gefühle für den Vater wieder zerstört. Kunze hatte sich mit unverhohlenem Wohlgefallen auf dem Niveau der nun offiziellen Beherrscherin des Hauses bewegt. Anfänglich hatte es ihm Vergnügen gemacht, an den Kindern zu zerren, um sie zu sich herabzuziehen. Er verhöhnte sie, ließ sie überall seine Macht fühlen.

„Sie werden viel zu heilen haben," meinte Börnewitz, der Getreue, als er Dagny zur Bahn brachte.

Beim Abschied wurde er melancholisch. Er fragte, ob er nicht mitreisen könnte. Aber Dagny bat ihn, das zu unterlassen.

Sie wollte die Zustände nicht vermengen.

Als sie abfuhr, sah sie, wie er ihr traurig nachblickte. Er winkte noch. Dann rangierte der Zug, und Dagny sah ihn wieder, ohne daß er darauf geachtet hätte. Sie sah, wie er bei einem Herrn stehen blieb, sich den Schnurrbart zurechtzwirbelte und eifrig auf ihn hineinredete. Beide lachten.

Dagny fand sich selber unvernünftig, daß es sie verstimmte, ihn bei seinem vergnügten Alltagsgesicht überrascht zu haben. Sollte er denn da wie angegossen stehen und winken in alle Ewigkeit?

Aber wie sie nun weiterfuhr, fühlte sie sich traurig.

Sie stand im Korridor des D-Zuges und sah zum Fenster hinaus. Die Schienen drehten sich wie ein eiserner Kreisel um den fortjagenden Zug. So öde war alles auf einmal. Es kam ihr vor, jetzt beim Abschied, als wäre ihr Berlin doch lieb geworden. Und das unabhängige Leben dort! Damit war es nun aus. Auch der Abschied von der Pension war ihr schwer geworden. Noch klangen ihr die Äolsharfen nach: „Nie Du da" hatte sie herausgehört diesmal.

Hinter ihr, in einem Coupé erster Klasse, redeten ein paar scharfe Stimmen gegeneinander: „Ich glaube es nicht eher, als bis mir ein Sechzehnender in der Friedrichstraße begegnet."

Im Rauchcoupé daneben saß ein Herr allein. Dagny blickte flüchtig hinein. Dann erschrak sie. Es war der stotternde Assessor. Dagny trat beiseite. Sie mochte nicht von ihm gesehen werden. Es ärgerte sie, daß er da war, gerade jetzt, da alles dies so ewig weit hinter ihr lag.

In ihrem Coupé war sie allein. Sie nahm einen dicken englischen Roman, beruhigte sich an ihm und ließ sich dann fesseln. Jenseits der Elbe sah sie wieder aus dem Fenster. Wie angenehm, schwarze Erde zu sehen anstatt des Berliner Sandes! Sie hatte sich ja an die märkische Landschaft gewöhnt, ihren intimen, feinen Reiz begriffen, zuletzt auch Schönheit darin gefunden, aber jetzt, wo sie stark

sein wollte, hatte sie Lust auf eine banale, gesunde Schönheit.

Vor jedem rotdächrigen Dörfchen, das zwischen seinen grünen Büschen und Wiesen stand, bekam sie Lust, auszusteigen und da sich seßhaft zu machen. Schornsteinrauch, Hundebellen, Frauen, die ihren Männern Essen trugen, Obsthüter, Kinderwindeln auf dem Heckenzaune — alles schien so gemütlich, augenblicksbesorgt, so gesichert in seiner Umzäunung.

‚Ich nur bin immer auf der Reise,‘ dachte Dagny. Dann aber kam es ihr in den Sinn, daß sie ja nun dem künftigen Heimsein entgegenreiste, und es wurde ihr warm und zutraulich. Sie hatte Lust, zu ihren Mitreisenden, die sich allmählich eingestellt hatten, davon zu reden, aber dann mochte sie wieder nichts ausgeben von ihrer Erwartung.

Mittags kam sie in Marktredwitz an, ihrer letzten Eisenbahnstation. Von dort fuhr man mit dem Wagen nach Alexandersbad.

O, wie war das alles grün, ganz staubfrei! Hügel voll lichtgrüner Bäume. Dahinter das Gebirge mit seinen hohen, sanft umkleideten Kuppen, dazwischen Flüsse und Flüßchen, kleine viereckige Seen und in grüne Senkungen eingebettet schmale Dörfer; Städtchen mit vielen Kirchen. Manchmal auf einem Hügel eine burgartige Ruine. Dagny hatte die Landschaft schon ein wenig lieb. Und jetzt begann ihr das Herz zu schlagen. Würden die Kinder sie abholen?

Sie hatte, nach ihrer Art, den Zug nicht ganz genau bezeichnet, nur die Mittagszeit angegeben. Aber Reinhold würde schon im Kursbuche nachgesehen haben.

Und jetzt — und jetzt — standen da nicht zwei? Drüben jenseits des Bahnhäuschens, auf der Chaussee? Die Bäume waren davor, sie konnte nicht genau erkennen. Aber nun fuhr der Zug ein, und sie sah deutlich: hinter der Schranke standen sie. Sie erkannte Reinhold an der Kopfbewegung. Die neben ihm war natürlich Ella. Groß war sie und stark und hatte ruhige Bewegungen. Wie eigenartig ihr Kleid! Grau, dazu lavendelfarbene Ärmel und Bruststück. Ganz einfach floß es an der Figur herab, sie hier und da leise berührend; ein großer grauer Hut hielt das Gesicht im Schatten und ließ nur ein Paar große Augen hervorstrahlen, die dunkel erschienen. Aber hatte Ella nicht blaue gehabt? Konnte diese Große, Eigenartige wirklich das kleine Mädchen sein, das in Königsberg in der Klinik in seinem Bettchen vor ihr gelegen hatte?

Dagny bekam Zeit genug, dies auszudenken. Die beiden jungen Leute bemerkten sie nicht. Ganz eifrig redeten sie zueinander, und eben reichte das Mädchen Reinhold wie zu irgendeinem Versprechen die Hand.

Dagny sah verwundert hinüber. Ganz klein und verlassen stand sie da auf dem Perron, ein Reisetäschchen in der Hand, und wartete.

Jetzt endlich war der Zug weitergesaust, die Schranke öffnete sich, und Dagny ging hinüber.

Nein, es war nicht Ella. Es war eine Fremde.

Jetzt sah Reinhold die Mutter, stürzte auf sie zu, sehr rot und eilig. „Jetzt schon? Wir hatten gedacht Nachmittag? Ella kommt zu dem nächsten Zuge. Wir hatten ja gar nicht gewußt — —?“

„Wieso bist Du dann aber hier? — Bin ich Euch nicht recht?“ sagte Dagny still.

„Recht? Aber Mutter, wir freuen uns ja so! Tagelang schon reden wir von nichts anderem. Aber Du mußt einen Augenblick entschuldigen — ich bringe nämlich Fräulein Bronn auf die Bahn. Sie reist nach München.“

„Dann ist wohl auch kein Wagen da?“ fragte Dagny.

„Das werde ich schon alles besorgen, wenn Du nur — — sie fährt in zehn Minuten.“

Dagny verstand, daß er wünschte, sie möchten die Abfahrt des jungen Mädchens abwarten.

„Gut, ich setze mich inzwischen drüben unter die Tannen und trinke einen Schluck Kaffee,“ sagte sie gefällig und wies auf das Gasthaus gegenüber mit seinem schattigen Vorplatz.

Reinhold flog davon wie ein Pfeil.

Als Dagny saß, kam es ihr in den Sinn, daß sie sich vor dem Wiedersehen

mit Reinhold gefürchtet hatte. Sie lächelte. Diese Furcht hätte sie sich sparen können! Das war ja ein Glück. Natürlich war das ein Glück.

Reinhold kam jetzt mit Luise Bronn herüber, um sie seiner Mutter vorzustellen. Und vor diesem wohltuenden Geschöpf wich aus Dagny jede Bitterkeit.

Man sprach ein paar Worte.

„Sind Sie zur Kur in Alexandersbad?"

„Nein, ich habe hier zu tun."

„Fräulein Bronn ist Bildhauerin," sagte Reinhold. „Jetzt geht sie nach München, Mutter, aber im Herbst kommt sie wieder und modelliert noch die Kinder des Arztes."

„Wirklich?" Dagny sah von einem zum anderen, und allmählich füllte sich ihr Herz mit Wärme.

„Nun aber lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten," sagte sie freundlich. „Reinhold bringt Sie hinüber." Sie wollte den beiden ihren Abschied nicht verkürzen. Und mitten in ihrer Dankbarkeit gegen dieses Mädchen, das ihren Sohn vielleicht die Liebe lehren würde, die erste reine und tiefe Liebe, kam etwas Schmerzliches hinein. Nicht Eifersucht um Reinholds willen; es war Neid. Ihr war solch ein reines Glück niemals gegönnt gewesen. —

Im Wagen saß Reinhold still neben der Mutter, fuhr dann hastig wie aus tiefen Gedanken auf und erzählte: von dem Sanatorium, in dem Ella wohnte und in dem er Mittag aß, von den Leuten im Dorfe, bei denen er sich einquartiert hatte, und von der Direktorsvilla, in der Dagny angemeldet war.

„Da hätte ich bald eine schöne Dummheit gemacht," sagte er. „Der Geheimrat aus Wiesbaden hat Dich als Frau Anna Raeß angemeldet. Wußtest Du das? Ich plumpste ganz dumm mit meinen Reden von Frau Kunze da hinein. Das scheint ja ein Prachtmensch zu sein, dieser Geheimrat denkt an alles."

„An was denn?" fragte Dagny wie abwesend.

„Na daran, daß der Blaubart nicht wissen soll, daß wir Dich hier treffen. Und in der Klinik in Königsberg hast Du Dich ja auch Anna Raeß genannt. Und der Arzt hier kennt Dich bis jetzt nur unter diesem Namen."

„Ja, ja," sagte Dagny beklommen. Sollte sie nun mit einer Lüge anfangen hier?

Farbig und warm war der Tag. Über den Moorwiesen schwebten feine Dünste, blau lagen die Kiefernwälder, und die kleinen Seen blickten mit grauen stillen Augen auf die Vorüberfahrenden.

Dagny sah das alles an wie fragend. Was würde es ihr bringen?

Und Reinhold betrachtete sie wieder mit kritischen Augen.

„Bist Du nicht magrer geworden, Mutter, und blasser?" fragte er endlich.

Dagny fühlte, daß er sie alt fand, heute, da er ihre Züge mit den festen, jungen vergleichen mochte, von denen er eben Abschied genommen hatte.

„Ja ja, man wird älter," sagte sie wehmütig, und es lag irgend etwas Süßes dabei in ihrer Stimme. Sie lehnte sich zurück.

Ach, es war gut, sich alt zu fühlen, unbeteiligt zu sein bei all den Wünschen und Kämpfen der Liebe ringsum. Nichts mehr zu wollen von den Menschen als ein bißchen Güte, ein bißchen Duldung.

„Da kommt Ella," rief plötzlich Reinhold, stand im Wagen auf und winkte.

Dagny sah eine Radlerin die Chaussee hinab auf sie zukommen. Der große Zweig, den sie als Hemmschuh dem Rade angebunden hatte, wirbelte eine Wolke durchsonnten Staubes auf. Jetzt war sie schon ganz nahe, ein zartes, kleines Ding in kurzem hellen Kleide, mit blauem Matrosenkragen und flachem Strohhut. Sie sah gar nicht elegant aus, fand Dagny, eher vornehm. Sie blickte von neuem hinüber, wollte sich Details erhaschen, — sie konnte es nicht. Jäh war eine dunkle Wonne in ihr aufgestiegen, die keine Erklärung duldete, ein Instinkt der Zugehörigkeit zu diesem atemlos dahersausenden Geschöpfchen, dem sie entgegenfuhren. Jetzt waren sie sich nah, jetzt sprang Dagny aus dem Wagen, jetzt lagen sie sich in den Armen und schluchzten in grundlosen Tränen. Sie hatten noch nicht einmal recht ihre Gesichter gesehen gegenseitig.

Reinhold stand verlegen dabei.

Endlich richtete sich Dagny auf. „Warum stehen wir eigentlich hier wie zwei alte Weiblein und heulen?“

Ella lachte, ein dunkles, beherrschtes Lachen. „So habe ich mir Mutter gedacht!“

„Ich habe es nicht ausgehalten,“ sagte sie dann. „Ich hatte so ein Gefühl, Mutter müßte schon angekommen sein.“

„Laß uns ein bißchen gehen,“ schlug Dagny vor. „Ella ist so heiß, und hier ist's so wunderschön.“ — „Nun gehe ich also zwischen meinen beiden Kindern,“ sagte Dagny ein paarmal. Sie hatte sich in Ellas Arm eingehenkt und faßte nun nach Reinholds Hand. Ganz übermütig ging sie im rhythmischen Schlenkern die Straße hinauf. Die jungen raschen Kinder schritten tüchtig aus. Dagny tat mit, gegen den Rhythmus ihres Körpers und ihrer Gewohnheit. Sie war in einem Zustande von Hingebung und Willfährigkeit, daß sie den Kindern ins Meer gefolgt wäre, ohne umzuschauen.

Jetzt bogen sie von der Straße ab und mußten sich auf dem schmaleren Waldwege vereinzeln. Ella ging voran, Dagny folgte, und Reinhold beschloß die Reihe. Nun sie, der unmittelbarsten körperlichen Einwirkung entzogen, etwas ruhiger wurde, betrachtete Dagny kritisch der Tochter undisziplinierten Gang, die derben, schlechtsitzenden Stiefel unter dem hellen Waschkleide. Entzückend fand sie den Kopf, dem die umgelegten dicken Flechten ein freundliches Defregger-Oval gaben. Zu beiden Seiten des Hutes kamen dann ein paar hellbraune Wellen hervor. Aber auch das Haar war nicht das, was es bei raffinierter Pflege sein konnte.

‚Ich werde eine Schönheit aus Ella machen,‘ sagte sich Dagny. Die kleine weiberne Aufgabe, der sie sich vollkommen gewachsen fühlte, gab ihr eine angenehme Sicherheit. Ein Fleckchen Erde gleichsam, auf dem sie festen Fuß fassen konnte, um weiter zu klimmen.

„Ist es schön hier! Nein, ist es schön hier!“ wiederholte sie aus dieser zufriedenen Stimmung heraus immer aufs neue. „Alle die Felder, die sich halbwegs den Berg hinaufziehen. Guckt, Kinder, ein bißchen, ganz klein bißchen Rot liegt über dem Gelben. Und das da hinten, ist das Klee? Nein wirklich, lauter Klee! Daher riecht es hier auch so wundervoll.“

„Du mußt Dich bücken, dann siehst Du alle Farben intensiver,“ riet Reinhold. Er machte es der Mutter vor und erklärte es dann wissenschaftlich.

Dagny sah ihm bewundernd zu. „Du weißt so viel.“

Die Kinder wieder sahen einander lächelnd an, als wollten sie sagen: ‚Welch ein Kind! Wie lieb sie ist!‘

Sie kamen nun aus dem Walde heraus.

„Die Direktorsvilla!“ rief Reinhold und zeigte auf ein langes weiß und grünes Haus, das unten im Tale auf einer großen glänzenden Wiese stand. Niedere Büsche ringsum und niederes blaues Kieferngestrüpp. Dahinter Felder und einzelne hohe Waldföhren.

„Da also,“ sagte Dagny und atmete auf. „Hier wollen wir es uns glücklich machen,“ setzte sie dann wie beschwörend hinzu.

Ella sah sie an und sprach die Worte nach, die ihr fremd und lieblich schienen. „Es uns glücklich machen — ja.“

Der Wagen war indessen herangekommen. Man stieg ein, holperte in raschem, renommistischen Trab hinunter ins Dorf und hielt am grünen Holzzaun der Villa.

Eine runzlige alte Frau kam heran und half dem Kutscher die Koffer abladen und ins Haus bringen. Dann fuhr Dagny weiter, mit den Kindern im Sanatorium ein spätes Mittagbrot zu essen. Sie war gar nicht mehr müde.

⌘ ⌘ ⌘

Dagny hatte einen leichten, hellen Schlaf in dem fremden Hause, das sie im Dunkeln betreten hatte, ein Halbwachen, das doch voll Ruhe war. Wie in einem warmen, duftenden Kornfelde lag sie tief, tief; und über sich wußte sie blauen Himmel. Wenn sie Lust hätte aufzublicken — — — Aber das tat sie nicht. Zuviel Schönes hatte sie zu träumen: Die Kinder, sich, die Zukunft. Alles bewegte sich vor ihr, was sie sich heute abend zusammen ausgemalt hatten: Sie würden sich eine kleine Wohnung nehmen in Leipzig und alle drei arbeiten.

Jeder von ihnen würde durch seine Außenerlebnisse ein wenig Buntheit hineintragen in die Stille. Ein Austausch würde es sein zwischen ihnen.

So lag sie bis zum hellen Morgen und ließ sich streicheln von ihren Gedanken. Als sie die Augen aufschlug, mußte sie lachen. Ihrem Bette gegenüber saß eine ernsthafte große Puppe auf einer kleinen Kommode, die Beine gerade vor sich hingestreckt und starrte sie mit runden braunen Augen an. Es war das Zimmer des Haustöchterchens, in dem man Dagny untergebracht hatte. Der kleine Raum sah vergnügt aus mit seinen geblumten Cretonnegardinen und bunten großen Kakaoreklamen an den Wänden, dazwischen ein auf Holz gebrannter Bibelspruch und die Bilder von Papa und Mama. Am Fenster ein schulgemäßes kleines Schreibpult mit Stuhl und über dem verschlossenen Spiegelschrank eine ganze Bibliothek. Grimm, Andersen, Gulliver und Spyri. An der Decke ein Turnapparat.

Dagny stellte die grüne Markise, so daß Licht und Luft eindrang, und blickte nun durch das große Fenster auf die Terrasse unten und weiter hinaus in den Garten. Der war noch ein wenig jung, nur Rasen und Blumenbeete zwischen den stehengebliebenen Waldbäumen und Obstbäumchen, die gerade jetzt in Blüte standen. Auch aufs Dorf konnte sie sehen.

Rechts lagen friedlich zwischen den Zaunhecken einzelne Gehöfte, Holzhütten, Ställe und schiefergedeckte Steinhäuschen. Überall stiegen graue Rauchfäden gerade in die Luft und versprachen gutes Wetter, die Felder dampften ein wenig, ein guter Geruch von verbranntem Holz kam herein, in der Ferne sah man eine weiße Kirche auf der Erde stehen, daneben, mitten zwischen den Feldern, den Kirchhof. Mit seinen bunten länglichen Hügeln sah er aus wie ein Teppichbeet. Irgend etwas schrie sehr sonderbar. Dagny amüsierte sich, als sie entdeckte, daß es ein Esel war, der vor seinem Karren stand und sang. Eine Ziege meckerte, eine Frau ging neben ihr, hatte den Strick um ihr Handgelenk befestigt, ging langsam die Weide entlang und strickte.

Und gestern noch die Großstadt! Lärm und Hasten, Staub, Geschwätz. Dagny genoß den Gegensatz. Ein Hund schnupperte und kratzte unten im Garten an der Verandatür. Es war ein schöner rotbrauner schottischer Schäferhund. Das Tier sah zum Fenster empor und bellte freundlich, dann lief es die Treppe hinauf. Dagny ließ den Hund ein. Er sah sie verwundert an, dann beschnupperte er den Bett-Teppich und legte sich zufrieden nieder.

Draußen klopfte die Portierfrau und fragte allerhand. Dagny bestellte sich den Kaffee auf die Veranda. Alles, was sie sich in ihrem Koffer mitgebracht hatte, kam ihr zu städtisch vor. Am liebsten wäre sie barfuß gelaufen. Sie zog sich ein weißes, dünnes Kleid an, ihren Pelzkragen darüber, weil es draußen kalt schien, und war sehr froh. Nach dem Frühstück zeigte ihr die Alte alle Zimmer. Sie ging mit einem großen Schlüsselbund und schloß auf. Neben Dagnys Zimmer lag das Schlafzimmer des Ehepaares, dem ein großer Balkon vorgebaut war. Die Frau stieß die Läden auf, um Dagny die schöngestickten Bettdecken bewundern zu lassen. Dabei fiel das Licht auf ein großes Männerporträt, ein Kniestück. Dagny trat näher und wurde ganz bleich.

„Wer ist das?" fragte sie.

„Das? Das ist ja der Vater von Frau Direktor. Vor zwei Jahren ist er gestorben."

Die Ähnlichkeit mit Woldemar Stein war frappant. Dieselbe breite Stirn unter dem kurzen, grauen Haar, derselbe dunkle Spitzbart, dieselben rotbraunen, undurchsichtigen Augen und in der Stirn die gleiche tiefe Furche, die aussah, wie hineingehauen.

Richtig! Frau Direktor Raeß war ja die Schwester von Woldemar Stein! Dagny entsann sich jetzt auch des Todesfalles genau. Stein hatte deshalb nicht nach Paris fahren können.

Frau Brühauf machte die Läden wieder zu. Sie zeigte Dagny nun auch das Zimmerchen gegenüber, in dem „der Geheimrat zu wohnen pflegen". Sie redete dabei Dagny mit Frau Raeß an. Und Dagny — in hilfloser Verwirrung — sagte nichts dagegen. Später berichtigte

sie dann, sie heiße eigentlich Kunze; worauf Frau Brühauf ihr den Doppelnamen Kunze-Naeß beilegte, den Dagny gehorsam annahm. In einem eigentümlichen Gefühle von Befangenheit sah sie dann noch den hübschen, golden tapezierten Salon unten an, wo der Flügel stand, und das kleine grüne Durchgangszimmer nach der Veranda. Man konnte von hier aus die obersten Fenster des Sanatoriums sehen und die Birkenallee, die dorthin führte. Dagny setzte sich auf der Veranda nieder, las ihren Roman zu Ende und wartete auf ihre Kinder.

Es wurde ein froher, harmonischer Tag. Ella, der sonst allerlei tägliche Bade- und Turnpflichten oblagen, hatte sich freigemacht, Reinhold seine Bücher beiseite gelegt, und nun wollten sie bis zur Nacht im Freien beisammen sein. Dagny geriet in einen wahren Wanderrausch. Sie sagte, sie käme sich vor wie ein Pferd, das zu lange im Stalle gestanden hätte. Die Kinder zeigten ihr alles, was sie liebten. Die wild übereinander getürmten Granitblöcke mitten im Walde, die Trümmer der Luisenburg und die wohleingefaßte Quelle mit den dort angebrachten zopfigen Verschen. Reinhold und Ella schlüpften geschickt hinter den Strahl und schöpften von dort. Die Mutter wollte es ihnen nachtun, verfing aber ihren Schleier im Weißdorn und schrie laut auf. Die Kinder mußten sie befreien. Dabei fiel Ella der Mutter um den Hals und küßte sie da in der kühlen Enge unter dem Bogen des Strahls, der feine Tropfen auf sie versprühte. Viele, viele Male küßte sie sie.

„Ich habe mich gestern doch noch nicht so recht getraut," flüsterte sie dabei.

Allen dreien wurde es wohlig bewußt, wie nahe einander sie sich schon fühlten, ganz so, als hätten sie sich lange gekannt.

Dagny wand sich gebückt zurück zum Wege, sah sich ein bißchen um, ob niemand käme, und schlang dann beide Arme um Reinhold, der bereits wieder auf festem Boden war. Sie wollte ihn nicht zurückgesetzt wissen. Reinhold aber, in der jungenhaften Angst, überwältigt zu werden, hielt sie mit steifen Armen von sich ab. Dann küßte er sie derb und schnell auf die Stirn.

„Hast Du schon gemerkt, daß hier alles ‚Luise' benannt ist?" fragte er plötzlich. „Luisenburg, Luisenquelle." Es schien ihn ganz glücklich zu machen.

„Kinder, Ihr riecht so gut," sagte Dagny, „so nach Heu oder sonst nach was Sonnigem." Und es kamen ihr plötzlich die Tränen in die Augen.

„Was hast Du, Mutter?" fragte Ella besorgt.

„Ich weiß nicht. Oder doch — Ihr seid mir eigentlich viel zu prachtvoll, alle beide; ich glaube, es wäre mir lieb gewesen, Euch ein bißchen verhungert und verkommen aufzufinden, so daß ich Euch recht nötig gewesen wäre zum Heraufpäppeln." Gleich aber lachte sie wieder und zählte alles her, was sie den Kindern nützen könnte. Pläne auf Pläne wurden geschmiedet. Gleich morgen wollte Dagny Ellas Stimme prüfen und von da ab jeden Tag ihr Unterricht geben. Ganz systematisch. Auch schneidern wollte sie für die Tochter, oder doch wenigstens angeben, wie alles gemacht werden könnte. Freilich hier draußen sah Ella hübsch genug aus in ihrem weiß und blauen Sommerkleidchen; aber für Leipzig!

„Wenn Du erst einmal so alt bist wie ich, Ella, kommt es nicht mehr darauf an. Jetzt aber sollst Du nett aussehen."

Sie hatte, wie sie es gewöhnt war, einen Protest gegen ihr Altsein erwartet; aber die Kinder sagten nichts. Fanden die Kinder sie also wirklich alt? Es war ein seltsames Gemisch von Enttäuschung und Beruhigung, das Dagny empfand, und nur den letzten Teil ihres Fühlens kleidete sie in Worte, als sie sagte: „Es ist schön, alt zu werden. Gerade so, als würde man eine schwierige Verpflichtung los, die einen gehindert hat, zu den Hauptsachen des Lebens zu gelangen."

Reinhald sah sie prüfend an, und Ella sagte weich und süß mit Dagnys Stimme: „Ich verstehe."

Sie hatte eine merkwürdige Art, mit ganz ernstem Gesicht zu reden und gleich hinterher zu lächeln. Dagny fand das seltsam, lieblich und anziehend. Sie bemerkte, daß sie anfing, Ella lieber zu haben als Reinhold, und gleichsam schuldbewußt hängte sie sich jetzt in seinen Arm und fragte ihn über seine Arbeiten.



Einkehr. Gemälde von Carl Piepho.

Eine Weile gingen sie auf der Chaussee, sahen Wunsiedel vor sich liegen und darüber, bläulich mit weißen Rispen, das Birkenwäldchen des Kathrinenberges mit seiner alten Kirche. Ein Brunnen stand am Wege und klapperte mit einem Blechbecher, d r an dünnem Eisenkettchen im starken Strahle hin und her taumelte. Dagny ließ sich das Wasser über ihre heißen Hände laufen. „Ich merke noch immer, daß ich aus dem staubigen Berlin komme." Nun aber kam auch hier ein tutendes und dünstendes Automobil und störte Dagnys Idyll.

Reinhold redete hohe Dinge. Die Korpsstudenten wären ein Unding heutzutage. Die Korps hätten sich gebildet, um Deutschlands Einheit anzustreben, seit dem Kaisertum hätten sie kein Ideal mehr, keine Ziele. „Wir wollen ihnen ein neues geben," sagte der junge Mann und schritt gewaltig aus. „Es ist erwiesene Tatsache und wissenschaftlich festgestellt —"

‚Wie sie uns immer von vornherein erschlagen wollen mit dem Worte Wissenschaft,' dachte Dagny und lächelte über sich selbst, weil sie fühlte, daß dieses Wort ihr eben denn doch imponierte.

„Wissenschaftlich festgestellt," wiederholte Reinhold, „daß in allen Ländern mit dem Aussterben der germanischen Rasse der Verfall eintritt. Man hat jetzt entdeckt, daß auch in Italien die führenden Männer dem germanischen Typus angehörten. Raffael, Dante, Petrarca, Giordano Bruno müssen, nach den verschiedenen Anzeichen zu urteilen, blond gewesen sein, während die gemeine Rasse den noch jetzt herrschenden brünetten Typus zeigte. Auch wir Deutschen sind also in Gefahr zu degenerieren, wenn nicht energisch dagegen getan wird. Da sollen nun die Korps eintreten, das ist unser Gedanke."

„Wie denn eintreten?"

„Es soll ihnen Gewissenssache werden, die Rassenreinheit zu pflegen, zum Beispiel keine Frau zu wählen, die nicht von rein germanischer Rasse ist."

Dagny lachte laut auf. „Aber man kann doch nicht — das ist ja wie bei Pferden und Ochsen."

„Man kann freilich," sagte Reinhold streng. „Man braucht eben nur das Ideal der Frau, das mit der Zeit gewechselt hat, wiederherzustellen. Diese Frau ist groß und blond —" Und er beschrieb Luise Born.

„Wir zwei können nicht bestehen vor Reinhold," sagte Dagny schelmisch zu Ella, machte sich von Reinhold los und ging zu ihr. „Und doch, nicht wahr, Ella, gibt es eine ganze Menge Männer, die gerade uns heiraten würden." Im selben Augenblick ärgerte sie ihr ‚Wir'. „Dich wenigstens," fügte sie überhastet hinzu.

Ella antwortete nicht. „Vorgestern hat Vater geheiratet," sagte sie leise, wie in einem Gedankengang von Dagnys Worten hin zu ihrem Vater.

Dagny begann aus ihrem sicheren Glücke heraus gut und versöhnlich über Kunze zu reden. „Die Zeit ist längst vorbei, wo ich ihn haßte. Ihr werdet auch noch dahin kommen, ihn zu bedauern." Aber sie fand nur verschlossene, haßerfüllte Mienen.

„Bedauern? Dann müßte man ja jeden Verbrecher bedauern."

‚Müßte man auch,' wollte Dagny sagen. Aber sie besann sich. Sie fühlte, daß eine jugendliche Kraft darin lag, keine Toleranz zu haben. Und es kam ihr in den Sinn: ‚Bitter ist die Weisheit dem ungebrochenen Menschen.' — „Schließlich hat Euch Kunze doch auch Gutes getan," begann sie wieder von neuem. „Er hat Euch anständig erziehen lassen —"

„Das ist seine Schuldigkeit," sagte Reinhold mit richterlichem Tone.

„Wie hart Ihr urteilen könnt, Ihr jungen Leute." Eine unbestimmte Traurigkeit war über Dagny gekommen, aber sie wollte nicht hinmerken darauf und fing an, allerlei Gleichgültiges zu reden. „Und wißt Ihr, daß ich schrecklich hungrig bin? Kann man nicht hier in der Nähe irgendwo Mittag essen?" Sie sah vorwurfsvoll all das Grün an um sich herum, das nicht zur Nahrung taugte.

Reinhold vertröstete sie. In einer halben Stunde wären sie oben am Unterkunftshause der Kösseine.

Der Weg trat nun tiefer in den Berg hinein, mitten durch den Wald. Zwischen die schwarzgrünen Tannen mischten sich

silberstämmige, lichtgrüne Birken. Hellfarbiger wurde es und zugleich dämmeriger zwischen den vollen Baumkronen. Ein Bach trat heran, schwatzte und flüsterte und hüpfte zischend über seine Steine, die blank und farbig am Grunde lagen. Von ferne hörte man das Sprengen im Steinbruch. Nun noch ein steiler Aufstieg, und sie hatten ihr Ziel erreicht, ein Wirtshaus, das stolz wie ein Schloß auf seinem Unterbau von Granit den Waldwipfel krönte. Reinhold bestieg noch den Aussichtsturm, weil er behauptete, Nachmittag gebe es Regen. Dagny und Ella aber begnügten sich mit einem schnellen Pflichtblick auf die Orientierungstafel und saßen müde und zufrieden am Tisch im Tannendickicht und erwarteten ihren Eierkuchen und ihre Schnitzel. Sie redeten nicht, aber Ellas Augen waren voll Güte und Dagnys voll Dankbarkeit.

Und wie sie so saßen, stieg in Dagny eine Sehnsucht auf, einmal ganz ehrlich zu beichten vor der Tochter. Vor das Auge dieses Kindes konnte man alles hinlegen, Leid und Unrecht, Irrtum und Wirrsal. Ihr Blick würde rein und frisch darüber hinspülen wie ein Waldbach über staubiges Geröll. Und danach sehnte sich Dagny so sehr.

Aber Reinhold kam zurück, und sie wagte nicht mehr zu reden.

Nach Tische lagen sie alle drei im Walde und schliefen. Reinhold war kaum zu erwecken. Nach dem Aufwachen blieb er dann noch eine Weile liegen, behaglich auf die Ellbogen gestützt und sah von einer „seiner Frauen" zur andern. „Wie ein Pascha," behauptete Ella.

„Kannst Du radfahren, Mutter?" fragte Reinhold schließlich, wie als Resultat seines langen Schweigens.

Dagny nickte. „Ich kann wohl schon, aber seit Jahren — —"

„Gut, dann machen wir eine Radtour zusammen nach München. Es muß schön sein, Euch drei zusammenzuhaben."

„Pascha," lachte nun auch Dagny. Sie kam hinüber zu ihm und zauste ihm seinen sonnenheißen Schopf. Er ließ es geschehen.

„Nur nicht am Bart," sagte er bedächtig.

Sie beugte sich und sah nun wirklich über seinem vollen, roten Munde den bräunlichen Schatten. Da ließ sie ihn los und setzte sich sittsam, wie ein gutes Hausmütterchen, neben Ella.

⁂ ⁂ ⁂

Vorerst freilich kam es nicht zu solchen Unternehmungen. Mit der Pedanterie der Haltlosen hatte Dagny gleich eine feste Zeiteinteilung entworfen, die ziemlich treu gehalten wurde und zu Plänen keinen Raum ließ. Selbst Reinhold fand, daß die Tage merkwürdig schnell vergingen im Zusammensein mit „seinen Frauen". Zugleich bereitete ihm die Korrespondenz mit Luise Born Freuden, wie er sie in ihrer Gegenwart so ruhevoll und harmonisch nie gefühlt hatte. Er begann Gedichte zu schreiben, die er sorgfältig verbarg. Dagny war stolz, wenn sie einmal eines dieser etwas langzeiligen und steifgefügten Erzeugnisse zu lesen bekam. Meist geschah das früh des Morgens, wenn Ella noch schlief.

Dagny schwelgte dann in Ländlichkeit, ging ohne Hut und Handschuhe, im leichtesten Morgenanzug ins Dorf hinunter, wo Reinhold beim Schmied ein Stübchen hatte. Meist weckte sie ihn erst, er brummte und wollte nicht aufstehen, sie warf aber so lange Sand an das Fenster, bis er sich vor den Nachbarn genierte, die das sehen könnten, schnell aufstand, sich fertig machte und sie dann einließ.

Dann kramte sie in seinen Schubfächern, zupfte und ordnete an seinen Gardinen, stellte die Bücher auf seiner Kommode grader, die Stühle gemütlicher. Sie blieb bei ihm während seines Frühstücks, das er an einer Ecke seines bücherbedeckten Tisches nahm, und sie rauchte eine Zigarette dabei, „um ihn anzuheimeln". Er ließ sich alles gefallen, ohne viele Worte zu machen.

Manchmal hatte Dagny auch ihre Frühpost mitgebracht und ließ sie sich von Reinhold vorlesen. Briefe von der Palcherzim, von Börnewitz, vom Agenten; ohne Auswahl, was kam. Sie tat das nicht absichtslos. In den ersten Tagen hatte sie in ihrer anschmiegenden, sich den andern einfühlenden Art versucht, vor dem Sohne ein bißchen gesetzt und bürgerlich zu erscheinen, älter, als sie sich eigentlich vorkam. Sie schämte

sich aber schnell der Gezwungenheit. Und dann fand sie auch, daß dieses Wesen sie durchaus nicht kleidete. Nun benutzte sie jede Gelegenheit, sich gerade so zu zeigen, wie sie war. Reinhold sollte sich daran gewöhnen.

Das tat er auch. Nur sobald Fremde dabei waren, zeigte er sich befangener. Gerade das reizte sie, und sie ließ sich nun erst recht gehen. Es geschah einmal, daß mitten bei der Table d'hote ihr Haar sich löste, und Reinhold entsetzt dasaß, daß sie es nun vollends locker schüttelte und einen Augenblick so in ihrer wirren Schönheit sitzen blieb.

Einmal nach Tische, als sie mit den Doktorsleuten und deren Anhang noch ein Weilchen auf der Veranda des Restaurants beisammen blieb, schlug sie so ungeniert ein Bein über das andere, daß man ihr bis zum Knie sah. Dann stand Reinhold auf und ging fort oder er machte ein so strafendes Gesicht, daß alle aufmerksam wurden. Er mochte es auch nicht, wenn man sie drei für Geschwister hielt. Dagegen entzückte es ihn, wenn seine Mutter sich von ihm ihre Unwissenheit erhellen ließ. Und das tat sie denn auch, ihm zuliebe, oft genug.

Nach Reinholds Frühstück gingen sie dann zu Ella hinüber ins Sanatorium und betrachteten mit ihr das Badeleben.

Die Kurgebäude von Alexandersbad erheben sich in ein wenig nüchterner Anordnung auf einem langen, sandbestreuten Platz, der mit Anlagen und Springbrunnen ordnungsmäßig geziert ist. Im Kurhaus logiert die Mehrzahl der Gäste, auch die Wohnung des Arztes liegt dort. Es sieht aus wie ein Kloster mit seinen vielen, gleichmäßigen Fensterchen. Auf der anderen Seite des langen Platzes liegt „das Schloß". Es stammt aus dem XVIII. Jahrhundert, hat runde Türen, ein behütliches, braunes Ziegeldach und neben sich zwei lange, schmale, efeubewachsene Logierhäuschen. Vom Schloß führt eine kurze, reizende Birkenallee zur Quelle, an der morgens ein paar Dutzend Leute trinken. Im übrigen kümmert sich keiner besonders um den anderen. Die wirklich Genesung Suchenden liegen auf langen, bequemen Stühlen in der Sonne oder hüten die Zimmer, und die kleine Schar der Naturgenießer versickert spurlos in den ferneren Wäldern.

Dagny und die Kinder hielten sich niemals lange auf in dieser Umgebung. Reinhold arbeitete in den späteren Vormittagsstunden an den Vorbereitungen zu „seinem Lebenswerk", einem Buch über Rassenbiologie, das er plante. Unendliche statistische Tabellen fertigte er sich an, las Bücher jeder Wissenschaft, rechnete sich finster und schrieb sich wieder froh und träumte über seine Zahlen hinweg die Zukunft.

Dagny trieb inzwischen mit Ella Musik. Sie war entzückt von diesem Sopran, der das Schwerflüssige, Dunkle und Süße einer Altstimme hatte. Regelrechten Unterricht gab sie der Tochter nicht. Sie konnte sich nicht entschließen, sie die angreifenden Atemübungen machen zu lassen, von denen sie selbst Gutes erfahren hatte. Aber Ella war in allem so übergewissenhaft. Es war Dagny, als sei es vorerst am wichtigsten, ihr einmal das Spielen beizubringen, das Spielen und das Sichschmücken. Ella war noch gar nicht Frau, sie ging immer noch mit großen, festen Knabenschritten, die ihren zarten Körper erzittern machten. In dem anschließenden hellblauen Kostüm, das die Mutter ihr hatte machen lassen, sah sie aus wie ein sittiges, altdeutsches Jungfräulein, das man aus seiner Burg heraus auf seinen grünen Anger gesetzt hat. Fast immer war sie still und gesetzt, von langsamer Art, besonnen und mehr eine Hörende als Redende. Auf Dagny wirkte sie wie der Frieden selber. Sie hatte immer Lust, bei ihr zu sitzen, ihre Hand zu halten und sich an ihre Schulter zu lehnen. Es geschah oft, daß Ella mütterlich der Mutter Kopf in beide Hände nahm und ihr die Stirn küßte.

Nachmittags ging man spazieren. Dagny namentlich zeigte eine echt städtische Naturwütigkeit; nie setzte sie sich auf eine Bank, sie mußte im Grase oder auf dem Moos liegen; sie lief in die Kuhställe und ließ sich Milch geben, sie redete zu Reinholds Entsetzen alle Leute unterwegs an, störte sie dadurch in ihrem Tagewerk und ließ sich ihre Hantierungen von ihnen erklären. Von allen Blumen kostete sie und entdeckte merkwürdige Süßigkeiten

und Geschmacksnuancen dabei. In Wunsiedel kroch sie in den paar alten, vom Brande verschonten Häusern herum, bewunderte jeden verwitterten Schnörkel, jede schiefe Diele.

„Und hier ist Jean Paul umhergegangen, hier hat er gedichtet!“ rief sie begeistert aus, obgleich sie von Jean Paul nicht mehr viel wußte.

Reinhold schnitt ein Gesicht. „Was hast Du nur an diesem stillosen Gebäude da? Ein eisernes Warenhaus ist mir lieber. Es ist zweckmäßiger und darum schöner. Ich verachte, ja, ich verachte diese moderne Vorliebe für das Altmodische. Wo bleibt da der Fortschritt, das Wachsen? Sage selbst, Mutter!“

„Aber ich weiß nicht, ich finde doch —“ begann Dagny hilflos, und Ella kam ihr freundlich entgegen.

„Bei uns ist es umgekehrte Welt. Mutter ist die Poetische, wir Kinder sind die Nüchternen.“

Reinhold sah sie einen Augenblick überlegen an, dann sagte er in der belehrenden Art, die seinem jungen Gesichte so drollig stand: „Das läßt sich erklären. Wir beide, wir haben Romantik genug erlebt, an unserer eigenen Haut, genug poetisch Lügenhaftes mit anhören müssen, da erholen wir uns eben an allem, was gerade ist und sauber.“

„Ja,“ sagte Dagny versonnen. —

Abends saßen sie allein in der Direktorsvilla. Dagny besorgte mit Frau Brühauf den Tisch.

„Ich tue so gern mal wieder Hausfrauliches,“ sagte sie, wenn sie Brot schnitt und die Eier in das grüngefütterte Körbchen legte, auf dem eine perlaugige halbe Truthenne von Tuch als wärmende Hüterin saß.

Gewöhnlich aßen sie auf der Veranda. Dann kam Dagny ins Erzählen. Von Kopenhagen erzählte sie und von all ihren Reisen, von ihrem Lehrer, alles, was ihr einfiel.

Und es fiel ihr nichts als Reines und Trauriges ein!

Auch die Kinder erzählten. Und dann freute man sich, daß man gegenseitig so vieles voneinander wußte, und fand es doch unwichtig, weil die Gegenwart so stark war.

„Mutter hat die Kunst des Beisammenseins,“ sagte Ella einmal in ihrer leisen Weise.

Vor Schlafengehen machte man noch einen Mondschein- oder Dämmerungsgang. Dann freilich war die Klarheit gewichen. Aus den Seechen stiegen Nebel auf, die sich seltsam formten und färbten. Namentlich der See mit dem Badehüttchen, der nach dem dunkeln Walde zu mit Schilf gefüllt war, sah abends ganz phantastisch aus. Die Nebel fingen sich in dem schwarzen, wehenden Schilfe. Wie dunkles und greises Haar mischte es sich da unten, ein weißer Tanz wehte auf, dann blaßgoldene, geheimnisvolle Stille. Langsam tauschten Wasser, Erde und Himmel ihre Art. Der See lag wolkig und leuchtend da, der Himmel fest, wie schollig, und die Erde schien von einer goldigen Durchsichtigkeit, als flösse sie. Etwas wie Wunder lag über allem, was sich begab und was man fühlte.

⌘ ⌘ ⌘

Zu der Direktorsvilla gehörte ein Tennisplatz, der zwar jetzt, in Abwesenheit der Herrschaft, schlecht gehalten war, aber bei dem trockenen Wetter gut genug schien. Dorthin lud Dagny ein paarmal die jungen Leute des Bades. Es kam ihr egoistisch vor, die Kinder so ganz für sich zu nehmen, sie wollte sie nicht isolieren.

Die beim Spiele Unbeteiligten saßen umher oder lagen auf dem Rasen. Rolf, der Hund, lief angstvoll von einem zum andern und beschnupperte ihn. Er trug einen Kranz von Malvenblüten um den Hals, den die kleine Doktorsfrau für ihn mitgebracht hatte. Niedlich, würdevoll saß das blutjunge, hellblonde Frauchen auf der Bank und sah den Spielen zu. Sie unterzog sich mit Vorliebe der Repräsentation des Bades.

Dagny hätte am liebsten neben der Jugend auf dem heißen Rasen gelegen, aber sie wagte es nicht recht. Alle betrachteten sie hier als eine Art Respektsperson, sowohl als Künstlerin wie als Frau. Luise Born, die seit ein paar Tagen zurück war und nun groß und schön neben ihr stand, sprach fast ehrfurchtsvoll zu ihr mit einem lieben, schüchternen Lächeln in dem ernsten Gesicht.

Dagny hatte eine große Tüte Zucker-

werk aus Wunsiedel mitgebracht, die verteilte sie an die Sieger im Spiele. Diese kleine Handlung bildete die einzige Gelegenheit für sie, mit all den schlanken, hurtigen Gestalten da drüben in Berührung zu kommen. Es war ihr wunderlich, daß niemand sie aufforderte, mitzutun. Dicht hinter dem Tennisdraht lief ein Haferfeld, nicht sehr hoch und noch gelbgrün. An diesem Felde ging sie manchmal entlang, während die andern spielten, nickte ihnen zu und fühlte sich ausgestoßen. Was hatten alle die da für eine freie, frische Jugend! Sie dachte an die ihre, und wie sie unter ihrer Mutter gelitten hatte, und sie nahm sich vor, die Kinder nie zu stören.

In solcher Absicht setzte sie sich dann wohl artig mit der Doktorin auf die Veranda und nahm irgendeine Arbeit vor, die ihr ungewohnt war und ihr komisch anstand. Sie stopfte an Reinholds Unterzeug, putzte Stachelbeeren oder schnitzelte Bohnen zur Abendmahlzeit.

Manchmal kam der feine, stille Doktor und holte seine Frau ab. Er machte in seiner gelassenen Weise Dagny ein ganz klein wenig den Hof, und die kleine Frau wurde sogar ein paarmal eifersüchtig. Aber alles das geschah in humoristischer Form und hätte ebenso sich unter Siebzigjährigen abspielen können.

Dagny hatte einen Kochapparat gefunden, der sie entzückte. Man konnte ihn auf die Lampe setzen, Eier und Schokolade darin kochen, ja Beefsteaks braten. Sie rechnete der Doktorin vor, was für Feuerung man damit erspare. Einmal wollte sie auf diese Weise Artischocken kochen, brannte zwei Bassins Petroleum leer, und die Artischocken blieben hart. Diese Geschichte erzählte sie selber allen Leuten und fühlte sich dadurch entlastet von der Pflicht, praktisch zu sein.

Von da ab requirierte sie Hilfe bei der Jugend, wenn sie mit irgendeiner Hausarbeit nicht zustande kam. Einmal war die Markise in Dagnys Schlafstube ins Rutschen gekommen, und weder Dagny noch Frau Brühauf konnten sie aufziehen. Ein Schlosser war nicht in der Nähe, — da fiel die ganze Gesellschaft droben ein, die jungen Mädchen bemächtigten sich der Puppen, zogen sie an und aus und ließen sie spazierengehen und reden; die jungen Männer bastelten mit Handwerkszeug umher. Dagny sah besorgt ihren dicken, kurzsichtigen, ein bißchen ungeschickten Jungen, der draußen auf einer langen Leiter stand, die nicht ausreichen wollte. Endlich riet ihm Luise Born, die Leiter am Balkon des Nebenzimmers anzulegen. Sie selber hatte die Tür dahin aufgeschlossen und half von oben. Es war ein hübsches Bild, wie sie sich niederbeugte, um die Leiterenden festzuhalten. Reinhold, durch ihre Nähe aufgestachelt, stieg ungestüm hinauf. Dagny stand oben und stieß kleine Angstschreie aus. Denn jetzt sollte Reinhold sich von der Leiter aus seitwärts beugen und die Zugkette der Markise, die sich an Dagnys Schlafzimmerfenster verfangen hatte, von da aus befreien.

„Man kann überhaupt mit Bequemlichkeit vom Balkon aus in Mutters Zimmer klettern," sagte er ein wenig renommistisch. „Nur ein bißchen schwindelfrei muß man sein."

Dagny schrie laut auf: „Ja nicht! Tue es ja nicht."

Ihr Haar ging auf und floß lang hinab über die Balkonrampe. Frau Brühauf schlug die Hände zusammen: „Wie soll man das wieder auskämmen."

Ein junger Student aus Königsberg, der aus Bayreuth hierhergekommen war, machte große Augen.

Nachher gingen alle zu Tisch. Der Königsberger Student war noch geblieben. Er war ein Schulkamerad von Reinhold und machte eine Ferienreise durch die bayrischen Städte; er hatte es sich dabei nicht versagen können, Reinhold hier aufzusuchen.

Es war kühler geworden zum Abend, und man hatte im grünen Durchgangszimmerchen gedeckt.

Ella hörte in ihrer gewöhnlichen ruhigen Weise zu, wie die beiden jungen Leute Schulanekdoten austauschten. Dagny hätte sie lebhafter gewünscht. Sie bildete sich ein, der Student interessiere sich für Ella. Der aber warf manchmal während des Redens verlorene Blicke auf Dagny, die in einem grauen, weichen Kleidchen sorglich umherging.

Der Verandatür gegenüber hing ein langes, silbergerahmtes Bild, das von der untergehenden Sonne warm beleuchtet wurde. Ella liebte das Bild und machte den Studenten darauf aufmerksam. Es stellte drei fast gleiche Frauen dar. Die eine lag nackt auf einer Marmorbahre, die zweite, ihr zu Füßen stehend, griff mit mächtigen schwarzen Flügeln nach einer dritten, rotgekleideten, die tanzte. Der Schatten ihrer Schwingen fiel über die roten Rhododendren am Boden und hatte nur noch nicht den leuchtenden Glanz der fernen Alpen zu erreichen vermocht.

„Ich finde es unnütz traurig," sagte Dagny, „als wäre alles Rote und Farbige nur zum Wegwischen da." Sie schauderte.

Der Student erzählte nun von seinen ersten Semestern in Königsberg. Ein großer Universitätsskandal war vorgekommen. Ein paar Studenten waren relegiert worden.

Warum? wollte Reinhold wissen. Und der Student erzählte:

Die Tochter eines dortigen Professors war verlobt mit einem Studenten im letzten Semester. Plötzlich war das junge Mädchen schwermütig geworden und hatte sich das Leben genommen. Als Grund ihres Kummers erfuhr man, sie habe entdeckt — was übrigens alle Welt sonst wußte — daß der Vater ein Verhältnis mit der von ihr vergötterten Erzieherin hatte. Als der Professor nach der Beerdigung des Mädchens zum erstenmal wieder ins Kolleg kam, empfing ihn ein Mißbilligungstrampeln. Einige Kühne gingen sogar zu ihm hin und verlangten die Entfernung der Erzieherin.

Die Augen der drei jungen Leute flammten.

„Die Erzieherin durfte sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen," berichtete der Student weiter. „Ein paarmal kam sie weinend nach Hause. Die Studenten zogen an ihr in langer Reihe vorbei, ohne sie zu grüßen."

„Das ist recht, das ist schön!" rief Reinhold.

Ella stimmte bei. „Ja, man sollte mutig sein zu rechter Zeit. Vielleicht vermöchte man dadurch doch manches zu bessern."

Dagny war still geworden. Mit zusammengezogenen Lippen saß sie da und blickte von einem zum andern.

„Es ist doch wohl verantwortungsvoll, so zu richten," sagte sie leise. „Die Jugend ist so rasch damit."

Im Laufe des Abends gab sie sich seltsam ausgelassen und jung. Sie erzählte allerhand Geschichten, die Reinhold in Gegenwart seines Freundes verletzten. Es war eine förmliche Lust der Selbstzerfleischung, die sie trieb.

„Ich glaube, die Männer haben einen Instinkt dafür, ob eine Frau frei ist im Herzen oder nicht. Jetzt, wo ich glücklich bin, sieht mich kein Mann mehr an auf der Straße," sagte sie. „Sobald man aber unglücklich ist — — ich weiß, als ich jemand einmal recht lieb gehabt hatte und der ging fort — — in der Zeit war mir immer jemand auf den Fersen."

Der Student wurde dunkelrot, und Reinhold schob mit einem Ruck seinen Stuhl zurück.

Dagny ging ihm nach.

„Soll ich also jetzt eine korrekte, heuchlerische Respektsperson für Euch werden?" Sie lachte dabei, aber es war etwas Keuchendes und Unnatürliches in diesem Lachen. An der Tür sagte sie dann zu Ella: „Ich will, daß Ihr wissen sollt, wie ich sein kann manchmal. Ich habe Euch oft gesagt, daß ich vielleicht manches erlebt habe, dessen ich mich nicht rühmen könnte vor Euch. Aber nie etwas wirklich Niedriges, Ella. Das mußt Du mir glauben."

„Natürlich glaube ich das," sagte Ella verständnislos. Sie begriff der Mutter Aufregung nicht heute abend.

Seit dem Tage aber hatte Dagny das Gefühl, sie habe gebeichtet.

Und nun war alles glatt und klar zwischen ihnen, ungetrübte, hoffnungsvolle Glückseligkeit. —

⌘ ⌘ ⌘

Es verging fast kein Tag in Alexandersbad, an dem nicht vermummte, windzerzauste und aufgeregte Automobilreisende kamen, die von Bayreuth aus einen Abstecher hierher gemacht hatten und bei Tische mit ihren Erzählungen von den Wagnerfestspielen, die in diesem Jahre

ganz besonders gelungen sein sollten, alle Welt sehnsüchtig machten. Überdies hielt der Oberkellner immer eine Anzahl Billetts in Bereitschaft, die er mit einem kleinen Aufgelde und geheimnisvoller Gönnermiene an die dringendsten Bittsteller abließ. Dagny, die eigentlich kein Organ für Wagner hatte, wurde doch von der Suggestion der Menge dermaßen angesteckt, daß sie, als die Schwester ihr unerwartet eine großmütig reichliche Summe sandte, die Kinder und Luise Born einlud zu einer Bayreuthfahrt. Sie fuhren zu viert in aller Morgenfrühe nach Marktredwitz und hatten eine stille, erwartungsvolle Fahrt, bei der sie wechselweise das Textbuch und den Klavierauszug zum Parsifal verschlangen. Reinhold kaufte sich in Bayreuth gleich den Wolframschen Parsifal in zwei Reclambändchen. Er war der aufgeregteste von allen, schien in der Figur des Parsifal ein Gleichbild seiner selbst und seines Ringens nach wunschloser Reinheit zu sehen und war aus lauter Idealismus ziemlich unwirsch und unzugänglich allem Gegenwärtigen gegenüber. Luise Born, die sich seine bald werbende, bald zurückstoßende Art gefallen ließ, weil sie selber nur freundschaftlich empfand ihm gegenüber, ihr Herz schon längst in feste Hände gegeben hatte, sorgte dafür, daß er sein Billett nicht verlor, rechtzeitig mit ihnen umstieg und des Essens nicht vergaß. Vormittags noch kamen sie in Bayreuth an, besahen ehrfurchtsvoll Wahnfried und Wagners hochumgittertes Grab, dann gingen sie zu Liszts Sterbehaus, aßen in einem kleinen sonnigen Gartenrestaurant und machten sich zuletzt zur Wallfahrt nach dem Hügel auf, den das Wagnertheater krönt. Steil ging es hinauf, Wagen und Fußgänger in Menge zogen mit ihnen, und sie empfanden es — nur ganz ihrer Genußaufgabe zugewendet — als etwas Großes, diese Triumphstraße zu schreiten, die dem Werke eines einzigen geweiht war. Ganz, ganz flüchtig dachte Dagny an die steile Straße, die zum Moulin rouge in Montmartre hinaufführt, und die sie oft in lustiger Gesellschaft gegangen war. Sonst aber blieb die Stimmung auf der Höhe vorbereitender, gläubiger Freude. Wie ein Nationalfest erschien das Treiben hier oben, und man konnte sich einbilden, die Zeit sei gekommen, in der nicht Rang und Geld, in der nur Werke Throne schaffen, vor denen man verehrt. Aus dem hellen Mondlichte trat man in das mit elektrischen Lampen erleuchtete Theater. Die Theaterplätze des Oberkellners erwiesen sich als ziemlich bescheidene, hoch auf der Galerie befindliche harte Bänke. Aber auch das erhöhte die Stimmung, die auf Opferwilligkeit gestellt war. Dagny hatte hörbares Herzklopfen. Eine lange Pause folgte dem letzten Fanfarenstoße, die man schweigend in tiefer Dunkelheit erwartete. Ab und zu hörte man das Öffnen eines Operngläsetuis, das Knittern eines Theaterzettels. Zu reden wagte niemand in dem ganzen Hause, dessen Dunkelheit man doch mit vielen tausend Menschen belebt wußte.

Während des Spieles die gleiche religiöse Stille. Dagny machte es sich förmlich zum Vorwurf, daß sie ein paar Bekannte bemerkte, die drunten saßen.

Endlich spülte die Musik auch sie selber mit sich fort, hinein in ein großes berauschtes Schauen, aus dem Frömmigkeit quoll.

In den Pausen entstand draußen ein erregtes Leben. Dagny stand still und schweigend, sah die Sonne untergehen und blickte fremd hinunter in die kleine Stadt, die nur Zubehör schien zu dieser Stunde. Das war ein Wallen von Menschen hinauf und hinab. Reinhold verlor sich regelmäßig von der Seite der Seinen. Er wollte allein sein, nachfühlen, nachdenken. Er wählte die einsamsten Wege und tauchte erst im Theater selber wieder auf, wenn alle schon saßen. Nach der letzten Pause drückte er Dagny heftig die Hand. „Nicht wahr, das macht einen stark? Alle niederen Triebe schweigen und sterben ab.“

⌘ ⌘ ⌘

Nun war alles zu Ende. Man saß im Restaurant und aß tüchtig, jeder war mit sich beschäftigt.

Vom Nebentische wurde Dagny angerufen. Der Agent saß da mit zwei kleinen Sängerinnen, die Dagny kannte. Die drei lachten. Dagny grüßte kühl.

Eine Welt schien ihr heute zu liegen zwischen denen da und ihnen hier.

Abends auf der Terrasse des Festplatzes saß sie still und glücklich zwischen den Kindern.

Wie schön war es im Hafen . . .

⁂ ⁂ ⁂

Kurz vor Mitternacht kamen sie in Alexandersbad an. Der Wagen, der sie von Marktredwitz abgeholt hatte, setzte sie alle drei am Sanatorium ab.

Der Nachtportier berichtete, bei seinem Kollegen hätte heute mittag ein Herr nach ihnen gefragt, der auf dem Wege nach der Direktorsvilla war. Als er gehört hätte, sie seien in Bayreuth, wäre er weitergefahren und hätte gemeint, er käme wohl morgen zurück. Seinen Namen habe er nicht gesagt.

„Der Blaubart," sagte Reinhold grimmig.

Ella war blaß geworden, und Dagny fühlte ihre Lippen zittern. Aber die Beschreibung, die der Tagportier gegeben hatte, paßte nicht auf Kunze. Dagny kam auf die Idee, daß es Börnewitz sein könnte. Sie hatte ihm nun doch erlaubt, sie im Laufe des Sommers zu besuchen.

Reinhold brachte sie nach Hause, kletterte, da Dagny den Pfortenschlüssel vergessen hatte, über das Holzgitter und öffnete von innen. Der Hund schlug leise an, beruhigte sich aber gleich, als er die Ankommenden erkannte.

Oben in ihrem Zimmer fand Dagny ein Billet vor. Die Frau Ministerialrat in Berlin erbat ihre Mitwirkung bei der Wiederholung der „Peri"-Aufführung im Oktober. Die Partie lag bei. Dagny freute sich darüber. Nun hatte sie wieder ein bestimmtes Ziel für ihre täglichen Übungen. Im Oktober waren sie schon zu Hause in Leipzig eingerichtet, sie würde von Leipzig aus als Gast nach Berlin herüberkommen. Aus der Geborgenheit in das Unruhige, Heimatlose.

In der Nacht träumte sie wunderlich. Die neue Aufgabe beschäftigte sie im Schlaf. Einmal wachte sie davon auf, daß sie laut sang. Dann wieder stand sie vor einer hohen, verschlossenen Pforte, Börnewitz kniete vor ihr und hielt ihr eine komisch gelbe Schüssel hin, die sollte sie dem Engel bringen, damit der ihr Eden öffnete. Aber sie mußte erst noch irgend etwas hineinlegen. Sie begann alle ihre Ringe abzuziehen und in die Schale zu tun, aber irgend etwas fehlte, und sie suchte, suchte. Und dann war es wieder der heilige Gral, den er ihr hinhielt, und es war nicht Börnewitz, sondern Reinhold. Sie streckte die Hand aus, aber gerade als die Pforte sich öffnen sollte, erwachte sie, einen goldenen Schimmer vor den Augen. Hell schien schon die Sonne über ihr Bett, und sie hatte ein Gefühl von Feierlichkeit und Pracht in den Sinnen, das sie froh machte.

⁂ ⁂ ⁂

Alle drei waren sie vergnügt, als sie sich am Vormittag trafen. Vergnügt und müde. Sie lagen im Walde, sprachen wenig und träumten. Gegen Mittag, als es zu regnen anfing, saßen sie in der Holzlaube, die auf dem Luisenburger Waldwege lag, schreckten durch ungeselliges und albernes Wesen ein paar gute alte Damen auf, die dort häkelten und klatschten, schickten ihnen Grimassen nach, und dann las Reinhold aus Parsival vor. Draußen rieselte es sacht, wusch die Buchen grüner und betaute das blanke Preißelbeerkraut am Boden mit spitzen Lichtern. Ein kühler, würziger Luftzug wehte vom Walde her. Irgendwo war ein Gewitter niedergegangen. Erst als sie starken Hunger spürten, gingen sie nach Hause und fanden im Kurhotel schon die ganze Gesellschaft bei Tisch.

Wie gewöhnlich saßen sie am oberen Ende der Tafel neben dem Doktorspaar. Die Unterhaltung war lebhaft. Die Bayreuther Reisenden mußten erzählen.

Mitten in der Beschreibung der Fanfarenbläser, die den Wiederanfang des Spiels verkünden, hielt Dagny plötzlich ein. Weiter unten am Tische bemerkte sie auf der weißen Tischdecke eine Männerhand, die ihr seltsam bekannt vorkam, breit und selbstbewußt, einen blinkenden Ring am kleinen Finger. Wer hatte doch nur solche Hände?

Sie beugte sich vor, um mehr zu wissen. Und jetzt sah sie: Ein grauhaariger Herr mit dunkelm Spitzbart und dunkeln Augen, in der Stirn eine senkrechte tiefe Furche, fast wie eine Narbe: Woldemar Stein.



Abendlied. Gemälde von Chr. Speyer.

Und jetzt blickte er auf, jetzt sah, jetzt begrüßte er sie, jetzt stand er auf und kam heran.

Dagny fühlte, wie die Glieder ihr schwer wurden. Sie wollte aufstehn, aus dem Zimmer gehn, um das erste Wiedersehn mit ihm allein abzumachen, aber da war er schon hinter ihrem Stuhl und sie mußte vorstellen: Geheimrat Stein aus Wiesbaden. — „Mein alter Freund" fügte sie hinzu. Die Kinder sahen interessiert hinüber zu dem Manne, von dem ihnen die Mutter so oft erzählt hatte. Sie wußten seit einiger Zeit auch, daß er es war, der damals in Dagnys Namen Geld nach Königsberg geschickt hatte, um ihnen zu helfen. Ella gab Stein die Hand, und Reinhold steckte seinen Klemmer in die Tasche, was immer ein Zeichen war, daß er jemandem gefallen wollte. Diese kleinen Anzeichen beruhigten Dagny. Mehr noch Steins Verhalten selbst, das durchaus freundschaftlich und selbstverständlich war.

Und jetzt kam sich Dagny beinahe lächerlich vor mit ihrer Angst. Was fürchtete sie denn? Glaubte sie, Stein würde sich wie ein Tiger auf sie stürzen und sie entführen?

Sie lächelte bei dem Gedanken. Solche Gewaltsamkeiten sahen ihm nicht ähnlich. Überdies hatte sie sich ja frei gemacht von ihm!

Ganz beruhigt blickte sie jetzt zu ihm hinüber, er sah aus wie sonst, wenn er zu ihr kam: ein bißchen abgearbeitet, die Züge ein wenig schlaff, solange er nicht sprach. Aber als er dem Doktor jetzt antwortete, er mache nur für ein paar Tage Ferien, straffte sich sein ganzes Gesicht. Die allgemeine Reisezeit sei die beste Arbeitsgelegenheit für ihn, meinte er, und wenn er nur ein paar Tage ausgeruht hätte —

Dagny mochte ihn so in dieser kräftigen Gespanntheit. Ihr war dann immer, als müßte er auf einen Fingerdruck hin Funken sprühen.

Sie hatten einander noch nicht angeredet. Jeder wollte wohl dem anderen die Initiative überlassen. Dagny fragte jetzt etwas Gleichgültiges und brauchte ein „Sie" dabei. Nun waren sie im Gleise. Man beschloß noch ein wenig zusammenzubleiben nach Tisch, nicht aber hier oben auf der Terrasse, wo man beständig Menschen zu begrüßen hatte. So ließ man den Nachtisch im Stich und ging im langen Zuge nach dem See, voran der Doktor mit dem Geheimrat, dann die Doktorin mit Ella, zuletzt Dagny mit dem Sohn.

Das Wetter hatte sich geändert. Ein seltsamer Nebel war aufgestiegen, alles war wie in glänzende Schleier gewickelt.

Am See setzten sie sich unter das Dach des Badehauses auf den Steg und ließen die Füße über das Stegbrett hinaushängen. Die Kinder standen bald auf und pflückten blühende Zweige, mit denen sie die Hütte besteckten. Die Doktorin gesellte sich zu ihnen. Dagny blieb mit den beiden Männern sitzen; sie hatte sich fest in ihr Tuch gewickelt. Wie sie so saß, fiel ihr ein, daß Stein sie immer „Mummelweibchen" genannt hatte, wenn er sie so traf. „Gleich wirst Du heiß sein," sagte er dann.

Aber an alles das wollte sie heute nicht denken. Straff richtete sie sich auf. Es war so prächtig, zu wissen, daß alles Unwürdige von früher jetzt unmöglich geworden war für ihr neues gereinigtes Empfinden. Und es machte die kleine Dagny sehr stolz, daß es ihr gelungen war, dies gleich in der ersten Minute Woldemar Stein deutlich zu zeigen. Sehr stolz!

So sprachen sie ruhig. Woldemar Stein ließ sich mündlich noch einmal alle Ereignisse der letzten Zeit erzählen. Der Doktor saß zwischen ihnen und tat hinzu, was er wußte. Zuletzt mahnte er zum Aufbruch, er mußte seine Visite machen. Auch kam die Stunde heran, da hier geheiligter Boden war, Damenbadezeit. Ein warnendes Fähnlein wurde dann aufgesteckt und so die Stelle gefeit. Ella beschloß denn auch dort zu bleiben und zu baden. Schwül war's geworden und luftlos, man sehnte sich nach Kühle. Dagny war müde. Die Reiseanstrengung machte sich geltend, dazu die Aufregung von vorhin. Aber nun war sie so zufrieden! Ganz schläfrig und wohlig.

Absichtlich gesellte sie sich dem Doktorspaare, das ein wenig eilte, und überließ Stein dem Sohne. Denn sie hatte Stein

gebeten, sich etwas mit Reinhold zu befassen, und ihr dann zu sagen, was er von ihm halte. Sie vertraute seinem Urteil unbedingt.

Der Geheimrat blieb denn auch mit Reinhold ein bißchen zurück. Reinhold verschloß sich nicht. Mit ungewohnter Leichtigkeit sprach er von sich und seinen Idealen, seinem Streben. Stein hörte aufmerksam zu, rückte manches durch feine Ironie zurecht, bezeugte anderem Toleranz, was er nicht billigen konnte.

„Sehen Sie, wie sonderbar der blaue Schleier Ihrer Mutter wogt und zittert," sagte er plötzlich.

Reinhold sah ihn verwundert an. Die Stimme des Geheimrats hatte sehr dunkel und tief geklungen, und ein weiches Lächeln, das in seinem Gesicht aufstieg, verwirrte den jungen Menschen und entfremdete ihn dem neuen Berater. Er bereute plötzlich sein Vertrauen, wurde wortkarg, fast abweisend und suchte den Schritt so zu beschleunigen, daß sie bald bei den Voranschreitenden waren. Mißtrauisch sah er dann von Dagny zu Stein. Aber er traf nur auf freundschaftlich vergnügte Gesichter.

Vor dem Sanatorium nahmen die Doktorsleute Abschied.

„Haben Sie sich wieder bei Ihren Verwandten einquartiert?" fragte die Doktorin.

Dagny blickte auf. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Aber noch ehe er antwortete, wußte sie sein Ja. Warum auch nicht? Es hätte sogar auffallen können, wäre er ihretwegen von seiner Gewohnheit, die alle kannten, abgewichen. Noch dazu, da sie ja für eine Verwandte seiner Verwandten galt. Nannte man sie doch hier allgemein Kunze-Raeß.

„Die Villa steht mir ein für allemal zu Gebote," sagte der Geheimrat „und ich kenne keinen Ort in der ganzen Welt, an dem sich so gut nichts denken läßt." Der Doktor lachte: „Sehr schmeichelhaft für uns," und die Doktorin, die alles wörtlich nahm, schmollte. Nur Reinhold machte ein finsteres Gesicht.

Dagny sah es mit Besorgnis. „Schlafe doch auch ein bißchen, das wird Dir gut tun."

„Nehmen Sie mich mit hinunter ins Dorf," sagte der Geheimrat und legte seinen Arm auf Reinholds Schulter, „mein Koffer ist nicht angekommen, ich muß mir verschiedenes da im Büdchen kaufen."

‚Eigentlich schade, daß er nicht mitgekommen ist,' dachte Dagny, als sie sich im Verandazimmer die Kissen ihrer Chaiselongue zurechtlegte. Sie hätte so Lust gehabt, sich mit ihm auszusprechen, ihm zu sagen, wie dankbar sie ihm war für sein Verhalten den Kindern gegenüber. Und dann wollte sie so gern mit ihm über die Kinder sprechen, ihn fragen, wie er sie fände. Und dann — sie hätte doch auch gern gewußt, wie er sie selber fand: — so als Mutter.

Ihn jedenfalls mochte sie lieber, jetzt, da sie so sicher ihm gegenüberstand. So pflichtenlos.

Unter lauter angenehmen Gedanken machte sie es sich auf ihrem Sofa bequem und schlief sofort ein. Fest und gut, so gut, wie sie in der letzten Zeit hier immer schlief.

Dann aber kam ihr der Traum von letzter Nacht wieder, und jetzt hielt sie selber den Gral in der Hand. Sie brauchte nur ein paar Schritte vorwärts zu gehen und an die Pforte zu klopfen. Immer wieder versuchte sie es, aber die Glieder waren ihr gelähmt, sie kam nicht von der Stelle. Endlich, endlich, mit ungeheurer Anstrengung befreite sie sich und klopfte an Edens Pforte, laut, jetzt noch einmal. Sie erwachte und sah nach der Uhr. Sie konnte nur etwa eine halbe Stunde geschlafen haben. Und da klopfte es wirklich.

„Ja, ja," rief sie, noch ein wenig in ihrem Traume, und gleich darauf wacher: „Wer ist es?"

„Ich," sagte Stein und trat zugleich ins Zimmer.

„Du? Ach so, ich komme!" Schnell aber wurde sie völlig wach und schüttelte damit auch den unwillkürlichen Appell ab, zu dem die bekannte Stimme, der sie so oft gefolgt war, sie aufgerufen hatte. Mit einem Ruck richtete sie sich auf und griff nach ihrem Blusenkragen, den sie, zum Liegen, geöffnet hatte.

„Nun, haben Sie Ihre Einkäufe gemacht?" fragte sie dabei fremd.

Von alledem schien Stein nichts zu bemerken, wenigstens nahm er keine Rücksicht darauf. „Laß Dich nicht stören, bleib nur so.“ Dabei setzte er sich mit seiner ganzen Breite und Schwere auf die Chaiselongue und machte Dagny so förmlich zur Gefangenen in ihrer seidenen Decke.

„Laß mich aufstehen,“ sagte sie ernsthafter. „Lassen Sie mich aufstehen.“

Er tat es, und sie stand nun mitten im Zimmer, bemüht, Haar und Anzug zu glätten. Ihr Herz klopfte. Sie war böse auf ihn. Auf sich auch, die wieder einmal den aufrechten Ton nicht zu brauchen wußte, ihm gegenüber.

„Nun, und wie finden Sie Reinhold?“ sagte sie endlich und setzte sich gerade und steif neben ihn auf den Diwan. Es gab keinen Stuhl in dem schmalen Durchgangszimmer.

Wie sie so saß, roch sie den Duft einer feinen Zigarre, den er in seinem Barte trug. Er hatte wohl eben geraucht. „Nun?“ fragte sie noch einmal. Er beugte sich vor und nahm sie in seine Arme. Aber sie machte sich los.

„Nein, ich will nicht,“ sagte sie energisch.

Er betrachtete sie lächelnd, wie sie da vor ihm stand, fein und zierlich, und versuchte, böse auszusehen. „Gehen Sie weg, ich will nicht.“

Ihr fiel nichts anderes ein, als immer nur dieses „Ich will nicht“, dessen Schwächerwerden er ruhig abwartete.

„Ich will nicht,“ sagte Dagny noch einmal zitternd und stemmte beide Hände auf den Tisch, der zwischen ihnen stand.

Stein sah sie schweigend an.

„Nun also, laß uns einmal darüber reden,“ sagte er anscheinend ruhig. „Komm, setze Dich.“ Er selber nahm einen Stuhl ihr gegenüber.

Lange hörte sie ihn nicht, so brauste es in ihren Ohren, aber endlich hörte sie ihm zu.

„Du kennst mich, ich bin kein sentimentaler, verliebter Jüngling und kein Bonvivant. Wenn Du mir wirklich sagst, Du willst mich nicht, gehe ich. Aber alles, was Du mir geschrieben hast, überzeugt mich nicht von der Notwendigkeit unserer Trennung.“

Dagny wollte erwidern, ihm klar machen, was sie empfand, — aber schon empfand sie es nicht mehr. Dieser selbstsicheren Natur gegenüber, die, ohne rechts und links zu sehen, sich nahm, was ihr taugte, schwand ihr wieder jedes Eigenwerk.

Und Stein sprach weiter: „Dich habe ich lieb gehabt vom ersten Augenblick, da ich Dich sah. Das weißt Du. Früher einmal habe ich Dich gebeten, meine Frau zu werden — Du hast es nicht gewollt, weil Du Deine Karriere nicht stören wolltest. Und ich — ich habe dabei nur gewonnen. Das ganze Jahr arbeite ich konzentriert und trage Dich mit mir herum wie in einem hübschen, goldenen Melusinenkästchen. Ist es nicht so? Nie habe ich Dich gefragt, ob Du mir treu bist. Ich selber habe mich nie mit anderen Frauen abgegeben. Wenn Du mich jetzt wegschickst, muß ich irgendein gleichgültiges Verhältnis beginnen, ohne jede seelische Beteiligung. Das ist erniedrigend, das wirst Du für mich nicht wollen.“

‚Aber ich, ich soll mich erniedrigen, mich hingeben, wo ich nicht liebe‘ — wollte Dagny sagen. Statt dessen stammelte sie: „Du kannst Dich aber doch verheiraten.“

„Nein, das kann ich eben nicht. Nicht mehr! Offen gesagt — immer mit einer Frau zusammen zu sein — das kann ich wohl nicht mehr. Eine unselbständige, die alle Nahrung aus mir ziehen will, würde auf mir lasten, und eine starkgeistige, ja, das ist ein ewiges Abwägen; ein Kämpfen; Anregung, wenn man Ruhe braucht. Zu geistigem Verkehr habe ich lieber Männer.“

„Dann war ich also wirklich die Rechte für Dich,“ sagte Dagny, und ihr Mund verzog sich, als ob sie Bitteres schmeckte.

Er strich ihr mit der Hand über den Arm, der kalt auf dem Tische lag.

„Dich, Dagny, Dich habe ich lieb.“

Sie senkte den Kopf. Ganz leise sagte sie dann doch, aber es klang wie abbittend: „Und ich — ich habe Dich wohl nicht recht geliebt.“

„Das mag sein, Dagny. Ich habe mich immer begnügt mit dem, was Du mir geben konntest, und ich habe es Dir gedankt.“

Er wartete einen Augenblick, und von seinem Zögern getrieben, erwiderte Dagny tonlos: „Aber jetzt — jetzt geht das nicht mehr. Meiner Kinder wegen geht es nicht.“ Da er schwieg, sah sie auf und begegnete einem ironischen Lächeln.

„Und Du glaubst wirklich, es änderte irgend etwas, wenn Du mich heute wegschicktest?“

Sie wurde mutiger. „Nicht heute nur. Immer wieder natürlich.“

„Natürlich immer wieder; ich verstehe. Und Du glaubst wirklich, das änderte irgend etwas?“

Sie sah ihn fragend an. Er faßte ihre Hand.

„Du zwingst mich, roh zu sein, Dagny.“

Sie schluchzte auf.

Da trat er hinter ihren Stuhl und küßte sie. „So, nun bist Du wieder meine kleine, liebe Dalla, die so hübsch lachen kann, nicht wahr?“

Sie konnte unmöglich heroisch oder pathetisch sein in diesem Augenblicke. Und es war doch auch ein wenig süß, sich einmal wieder ganz willenlos zu machen vor einem Starken, wieder einmal nur Weib zu sein.

„Na, siehst Du,“ flüsterte er, als er unter seinem Munde ihre Lippen lächeln fühlte. Dann, wie um nicht wieder den Ernst aufkommen zu lassen, setzte er komisch-vorwurfsvoll hinzu: „Wie kann denn auch eine Frau die Liebe verlassen wollen!“

Sie schmiegte sich fest an ihn. Es war ja ihre Jugend, mit der sie sich umarmt hielt; ihre Jugend, die vielleicht bald von ihr ging für immer.

Draußen hatte sich der Himmel inzwischen dicht umzogen.

„Wie dunkel es wird,“ sagte Dagny, die Hand in Hand mit Stein auf dem Diwan saß. Und plötzlich fiel ihr Ella ein. „Ob sie um Himmels willen auch noch vor dem Gewitter nach Hause kommt?“

Stein beruhigte sie: Reinhold hätte sie abholen wollen.

Und jetzt prasselte der Regen nieder; schüttete förmlich. Es war ein Lärmen und ein Rauschen, als säße man vor einem starken Wehr. Ab und zu blitzte es.

Dagny lehnte das Köpfchen an Steins Gesicht. Es war so gut, sich geborgen zu wissen.

„Es kommt jemand,“ sagte Stein und stand rasch auf.

In demselben Augenblick stand Reinhold im Zimmer.

„Ich bin durch und durch naß,“ berichtete er hastig. „Borge mir nur ein paar Schirme, Mutter. Ella steht da drüben vor dem Walde in einer Holzbude unter. Wir dachten erst, es sollte aufhören, aber nun —“ Er hielt plötzlich inne und blickte von unten mißtrauisch um sich. „Ich fürchtete eigentlich, Dich im Schlafe zu stören,“ sagte er bissig.

„Ich auch,“ erwiderte Stein, „aber Ihre Mutter scheint eine Stehaufnatur zu haben! Also, wo liegt das Buch, das ich mir holen sollte?“ fragte er, so, als sei er eben erst und nur zu diesem Zwecke hereingerufen worden.

„Darin,“ sagte Dagny und wies aufs Geratewohl ins Musikzimmer. Ganz weiß saß sie da mit blutroten Lippen. Eifrig beschäftigte sie sich um Reinhold.

„Aber so lasse ich Dich nicht gehen. Warte, ich hole Dir einen Mantel, den großen weißen, für Ella wenigstens.“ Und sie eilte hinauf in ihr Zimmer und holte ihn.

Reinhold stand in der Verandatüre und starrte hinaus in das Unwetter, das die Bäume bog und im Garten kleine Seen eingrub. Er haßte sich selbst. Seine Mutter beargwöhnen! Gab es etwas Schändlicheres? War er denn also wirklich so wie sein Vater? Ging umher und schuf sich Gespenster? Hatte er das doch von ihm geerbt, dieses widerwärtige Mißtrauen?

Als Dagny zurückkam, ging er ihr entgegen und küßte ihr, wie reuig, die Hand. Sie aber, aufgeregt und heiß, bot ihm die Lippen. Da fühlte er, wie seiner Mutter Mund brannte. Und als ihr Gesicht sich dem seinigen genähert hatte, war ihm ein Geruch von Zigarrenrauch entgegengekommen.

War auch das nur Täuschung gewesen?

Wortlos, wie ohne Besinnung, entfloh er.

Dagny aber hatte nichts gemerkt von dieser Flucht. Nur daß er ihr die Hand

geküßt, rief sie sich wieder zurück und lächelte froh. Wieviel Liebe sie doch hatte!

Nie war sie so voll Dankbarkeit gewesen wie heute.

⌘ ⌘ ⌘

„Schon zurück?“ rief Ella dem Bruder entgegen. „Mußt Du aber gelaufen sein!“

Sie hatte, um sich vor dem durchsickernden Wasser zu schützen, ihren Oberrock über den Kopf gezogen, und ihr frisches, lachendes Gesicht nickte ganz sonnig in das Regenwetter hinaus.

„Mutters Abendmantel,“ rief sie vergnügt, als Reinhold näher kam. „Eigentlich viel zu schade für dieses Wetter. Nicht?“ Dabei knöpfte sie sich das pelzig aussehende weiße Ding um, hob sich auf die Zehen und zog den Zipfel des Capes auch um des Bruders Schultern. „Du siehst aus, als ob Du frierst,“ sagte sie dabei, „erkälte Dich nur nicht. Und was für ein wütendes Gesicht Du machst.“

„Wie Vater,“ sagte er leise. Und plötzlich, aus seiner Pein heraus, erzählte er der Schwester seine Wahrnehmungen in der Villa. „Sie haben sich geküßt, ich kann nicht anders, als das glauben, Ella.“

Das junge Mädchen nickte leise. „Weißt Du, daß ich mir das schon immer gedacht habe, es müsse einmal so kommen?“

Er sah sie fragend an.

„Daß Mutter sich verlobt, meine ich. Ich habe mir das schon öfter ausgemalt. Sie ist ja noch so jung. Und sie war doch so unglücklich mit Vater. Und wenn es der Geheimrat ist, den sie heiratet, dann, glaube ich, wird sie es sehr gut haben. — Und wir doch auch,“ fügte sie hinzu und sah dem Bruder ins Gesicht.

Ihre linde, warme Art besänftigte ihn und beschämte ihn zugleich. Stein und die Mutter waren also im Begriff gewesen, sich zu verloben. Sie hatten sich geküßt. Was weiter? Ella hatte recht, die Mutter war noch jung, sah manchmal wenigstens noch ganz jung aus. Sie hatte wohl noch einen Anspruch an das Leben.

Aber ein Stachel blieb in seinem Herzen; etwas, an das er nicht zu rühren wagte, aus Furcht vor Schmerzen.

Neid? War es vielleicht Neid? Und dann — seine Mutter und ein fremder Mann —!

Er wurde so heiß, daß Ella, getäuscht durch die Röte, die jetzt in seinem Gesichte war, ganz beruhigt sagte: „So, nun siehst Du wieder wohl aus. Ich hatte schon Angst, Du würdest krank.“

Sie schritten nun, unter ihrem weißen Mäntelchen ganz eng beisammen, durch das aufgeweichte Gras. Es regnete nicht mehr, und ein wundervoller Duft stieg aus dem Boden auf.

Auf einem von Kühen getretenen Pfade gingen sie quer über die Wiese, die heiße Dünste schickte, kamen zur Chaussee heraus und schritten nun gleichmäßig auf dem trockeneren Wege aus.

„Weißt Du, daß wir die ganze Zeit, seit hier, zum erstenmal allein sind, wir zwei?“ sagte Ella. Und ihr ernstes Gesicht lächelte plötzlich über und über, als habe sie etwas Glückliches entdeckt.

Reinhold nickte. „Ja, wir waren doch immer mit — mit Mutter.“

In diesem Augenblicke kam es ihm nicht mehr so treulos vor von ihr, daß sie heiraten wollte.

Ganz besänftigt ging er nun neben der Schwester her, bis sie am Sanatorium waren.

„Glaubst Du nicht, Mutter wird es uns heut abend sagen?“ meinte Ella. Ihre Stimme war doch ein bißchen zittrig, und Reinhold sah, daß ihr Tränen in die Augen stiegen. Ihre stumme Tapferkeit rührte ihn.

Er kam sich in diesem Augenblick ganz klein und unwürdig vor ihr gegenüber.

Stumm standen sie im Dämmern. Über den Bergen hin und wieder ein fades Wetterleuchten, wie das Aufseufzen eines verweinten Kindes. Der Mond war heraufgekommen und blickte, noch ohne Leuchtkraft, zwischen ziehenden Wolkenfetzen auf die Baumkronen nieder. Schwer tropften die Bäume. Sonst kein Geräusch. Und die stille Lindigkeit von Ellas Wesen umhüllte den armen, zweifelnden Jungen, so wie der reine Duft, der aus den Feldern stieg. Nahrhaft und frisch.

„Heute abend. Vielleicht!“ sagte er nachdenklich. Dann fiel ihm etwas ein. „Aber ich bin ja nicht da, heute abend!“

Er schlug sich vor die Stirn. „Wie ich das vergessen konnte!“

Luise Born war in Marktredwitz, und er hatte versprochen, mit dem Rade hinüberzukommen, dort mit ihr und ein paar Freunden, die man hinbestellt hatte, spazieren zu gehen, und abends wollten sie dann den Zehnuhromnibus benutzen zur Heimfahrt. Es würde wahrscheinlich das letztemal sein, daß er mit Luise, die in den nächsten Tagen reiste, ausführlich zusammen war. Und er hatte sich von diesem Abend das Herrlichste erhofft. Und sollte man das alles nun aufgeben, nur um der Liebe anderer zuzusehen, der Liebe seiner Mutter?

Es war ein seltsames Gemisch von Trotz, Neid, Eifersucht, Glauben und einem Rest von Mißtrauen, als er sagte: „Weißt Du was, ich muß ja sowieso an der Direktorsvilla vorbei, wenn ich Fräulein Born nach Hause gebracht habe und in meine Wohnung will. Ich gehe einfach hinauf zu Mutter und gratuliere ihr. Soll ich?“

„Aber wenn sie nun noch gar nicht will, daß wir es wissen?“

„Dann — dann wollen wir es eben! Wir sind doch auch noch da, Ella. Wir beide. Nein, ganz bestimmt, ich gehe hinauf und sage ihr, daß wir alles wissen.“ Und wieder stritten Weichheit und Bitterkeit in seiner Stimme. Eine sonderbare, unklare Furcht ergriff Ella. „Aber dann ist es ja schon nach elf Uhr,“ sagte sie hastig, „dann ist ja die Gartentür geschlossen.“

„Ich klettere über, ganz einfach! Wie oft habe ich das schon getan. Und drinnen — es steht ja sogar die Leiter noch am Hause — ich klopfe ruhig oben bei der Mutter ans Fenster.“

Dabei blieb er.

Ganz einfach hingehen und die Mutter fragen. Ja, das wollte er.

Mit großen Schritten ging er nun allein weiter, dann ein Stück in den Wald hinein, der stumm und abweisend im schattenlosen Dämmer dalag, dann quer über eine frischgeschlagene Lichtung. Er stolperte ein paarmal über Baumstümpfe, nasses Heidekraut wusch ihm die Beine entlang, halbreife Preißelbeeren knackten unter seinen Sohlen; wie kleine Schüsse aus Kinderpistolen klang es.

Reinhold horchte heut auf alles hin, spürte Duft und Hauch wie eine Sprache an sich heranwehen und litt an allem. Er sah phantastisch aus, wie er so im Dunkelwerden, leise vor sich hinsprechend, dahinschritt. Den weißen Mantel hatte ihm Ella sorglich um die Schultern gehängt, schimmernd flatterte er ihm nach und verfing sich ab und zu im Gezweig, klebte an harzigen Stämmen. Reinhold erhaschte ihn schließlich und wickelte sich fest hinein. Nun, da die Erregung gewichen war, fühlte er die Nässe seines Anzugs. Er fror.

Einmal fiel ihm sein Klemmer, von einem Zweig getroffen, von der Nase, kam aber nicht zu Boden, sondern rutschte in die Falten des Mantels hinein, tief nach innen. Ärgerlich suchte Reinhold. Eine Tasche war wohl da, aber sie schien ganz leer. Und doch fühlte er deutlich, daß das Glas da drinnen saß. Irgend etwas Knisterndes steckte daneben. Ungeduldig untersuchte er und gelangte endlich zu einer aufgetrennten Naht im Futter, griff hinein und holte, förmlich triumphierend, den Flüchtling heraus samt dem zusammengefalteten Papier, das da geknistert hatte. Eine Depesche. Unwillkürlich faltete er sie auseinander und las: „Habe Deinen Brief nicht erhalten, alles bleibt, wie es war. Erwarte Dich zu Ostern, wie sonst, bei mir. Woldemar.“

Das Telegramm war aus Wiesbaden. An seine Mutter gerichtet. Und jetzt erkannte er auch das Datum, den Tag von seiner Mutter Konzert, den Tag, da er sie zum erstenmal sah. Alles kam ihm wieder. Und daneben etwas Neues, Fürchterliches! Langsam, mit dem Finger nachhelfend, las er im Halbdunkel jedes Wort, das Stein an seine Mutter schrieb, damals, als sie ihn, Reinhold, ruhig glauben ließ, das Geld nach Königsberg habe sie selber geschickt. Denn auch das kam ihm jetzt wieder in den Sinn. Und ‚Du‘ sagte dieser Mann seiner Mutter schon damals. Heute nachmittag hatten sie sich ‚Sie‘ genannt ... ‚Alles bleibt, wie es war!‘

Er dachte an Ella und ihre vertrauende Sicherheit. Einen Augenblick versuchte

er sogar mit ihrer Meinung zu denken. Gleichsam probierend. Ella würde vielleicht sagen: ‚Die beiden waren eben schon verlobt damals. Mutter hat das Verlöbnis aufheben wollen, um unsertwillen. Sie hat ihm einen Brief geschrieben deshalb. Aber Stein wollte nicht.‘

Gut! Schön! Aber: ‚Erwarte Dich wie sonst Ostern bei mir!‘

Wie sonst!

In seiner jungen, noch durch keine wirklichen Erlebnisse begrenzten Phantasie stiegen Bilder auf, vor denen ihm ekelte. Und als er jetzt an den Mantel griff und ihn als denselben erkannte, den Dagny an jenem Konzertabend getragen hatte, da riß er sich das weiche Ding vom Leibe, daß die Knöpfe sprangen.

Die Mutter hatte ihn betrogen. Listig betrogen von Anfang an. Denn wenn alles in Ordnung gewesen wäre mit Stein — nur Freundschaft —, warum hätte sie nicht von diesen alljährlichen Besuchen bei ihm erzählt? So wie sie anderes erzählte? Jetzt saßen sie wohl beisammen und lachten über ihn, der so leichtgläubig war.

Er konnte sich nicht genug tun an Geißelung und immer neuem Streichen in die Wunden, die ihn brannten.

Und er hatte sie doch so lieb gehabt!

Auf einmal kamen ihm stromweis die Tränen.

Eine Weile ging er noch im nassen Walde umher, um nicht etwa jemandem zu begegnen, reden zu müssen. Dann schlich er nach Hause. Der Wind leckte ihm das feuchte, salzige Gesicht, ein fremder Hund blieb stehen und sah ihm nach. Zu Hause ging er dann sofort ans Packen. Bücher, Wäsche, alles, was er fand. Dabei traf er auf eine Photographie von Luise Bronn; auf ein paar Blumen, die sie ihm einmal gegeben hatte. Er zerriß das Bild und zerkrümelte die Blumen.

Alle waren sie falsch. Alle!

Vor den halbgefüllten Reisesack setzte er sich dann hin und weinte laut, fast brüllend.

❧ ❧ ❧

„Verstehst Du das, Mutter?“

Ella war schon einmal vor einer Stunde dagewesen, als Dagny noch schlief, jetzt stand sie mit rauhen, rasch zusammengedrehten Zöpfen und blassem Gesicht vor der Mutter, die weiß und frisch, mit träumerischen Bewegungen ins Verandazimmer trat, um zu frühstücken.

„Was ist denn?“ fragte sie und strich der Tochter zärtlich über das Haar. Gestern abend hatten sie sich nur flüchtig gesehen, nur beim Abendessen im Restaurant. Stein war nicht dabei gewesen. Es hieß, er habe einen Spaziergang unternommen. Um neun Uhr erklärte Dagny, sie sei müde, und zog sich zurück.

„Was ist Dir?“ sagte sie jetzt aufs neue.

Ella hielt ihr stumm Reinholds Botschaft entgegen, ein paar Blätter aus einem Notizbuch, die man Ella heute ganz früh vom Stationshäuschen aus zugestellt hatte.

„Ich habe Lust bekommen, eine Fußtour zu machen,“ stand da mit großen, krakeligen Buchstaben, „schicke mir Geld nach Nürnberg, soweit reiche ich wohl. Den Mantel wird meine Wirtin nach der Direktorsvilla bringen. Es steckt ein altes Telegramm in der Tasche. Unsere Mutter wird Dir wohl alles erklären können. Wahrscheinlich sehe ich mir noch die bayerischen Städte an, ehe ich nach Leipzig gehe. Bis dahin werde ich ja auch wissen, wie Du gewählt hast, ob ich ein Zimmer für mich allein oder ein zweites für Dich besorgen soll. Reinhold.“

„Verstehst Du das?“ fragte Ella noch einmal und hob ihre besorgten Augen zur Mutter auf.

Dagny antwortete nicht. Sie las noch einmal, bis die Buchstaben sich verzerrten. Was war das? Was meinte er?

„Er war schon gestern so seltsam,“ sagte Ella.

Und auf einmal, vor dieser weichen, magdalenenhaften Gestalt, die sich in Reue vor ihr wand, tauchte eine Unruhe in ihr auf, die Angst vor etwas Unverständlichem und Fürchterlichem, das auf sie zuzukommen drohte.

„Mutter!“ Es klang wie eine Beschwörung. Sie zog ihr gewaltsam die Hände vom Gesicht und wollte ihr in die Augen sehen.

Aber Dagny litt es nicht. Immer wieder vergrub sie sich in ihrem halb-

erhobenen, zusammengekrümmten Arme. Ella starrte lange auf sie. Dann kam eine Welle brennenden Blutes und überwusch ihr Gesicht, daß es in Feuer stand. Jetzt hatte das Kind begriffen.

Ella wandte sich ab. Sie wollte nicht hinsehen auf die weinende Mutter. Eine furchtbare Verwirrung kam über sie. Halbblind vor Aufregung starrte sie hinaus zur Veranda, wo ein Strauß von Feldblumen auf dem gemütlich gedeckten Kaffeetisch stand. Gestern nachmittag hatten sie zu dreien diesen Strauß gepflückt!

Draußen auf der Veranda erschien jetzt Frau Brühauf mit dem Kaffee. Sie legte ein Bündel auf die Bank, das die Schmiedsfrau eben gebracht hatte, und brummte auf die jungen Herren, die alles verruinieren müßten. Der schöne, feine Mantel sei noch ganz feucht und nun so zusammengerollt. Sie löste, immer noch vor sich hin brummelnd, den Bindfaden und schlug die Falten aus. Das zusammengefaltete Papier, das dabei herausfiel, legte sie auf den Tisch.

Wortlos hatten Mutter und Tochter hinausgestarrt. Es war über Ellas warme, junge Seele ein seltsames Erfrieren gekommen.

Als sie jetzt tief atmete, klang es, als röchelte irgend etwas Sterbendes aus ihrer Stimme. Ihre Augen blickten trocken. Sie sah dem Sonnenscheine zu, der über blanke Kannen und Messer hüpfte.

„Trink Deinen Kaffee, Mutter," sagte sie nach einer Weile tonlos, „er wird kalt."

Und Dagny ging hinaus, setzte sich und schenkte Kaffee ein.

Sie nahm auch das Telegramm auf, las und verstand, daß Reinhold es gefunden. Dies, was hier stand, mußte ihm ja genügt haben, sie zu verdammen. Das sagte sie nun auch zu Ella, gab ihr das Telegramm zu lesen und sagte nur dabei: „Vom Frühjahr."

Aber Ella antwortete nicht. Sie schien nicht zu begreifen, was die Mutter sagte.

Dagny sammelte ihre Gedanken. Was sie in diesem Augenblick erfahren und getan, war eine Überwältigung gewesen. Jetzt dachte sie nach. Beim Ankleiden heute morgen hatte sie sich vorgenommen, sich den Kindern auf keinen Fall zu verraten. Vielleicht würde einmal eine Zeit kommen, wo sie Ella auch dies sagen könnte, hatte sie gedacht, ihr, die ja alles verstand, alles verzieh.

Sie sah fragend auf das junge Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen und verzaustem Haar aussah wie eine Sünderin.

„Ich habe es Euch oft gesagt," fing Dagny behutsam an, „daß Ihr mir allerlei zu vergeben hättet. Nicht wahr? Und wenn ich früher an ein Wiederfinden geglaubt hätte, ich hätte mich aufgespart für meine Kinder. Das weißt Du, Ella, das weiß auch Reinhold."

Sie wartete auf eine Antwort, aber Ella hörte nicht mehr hin auf das, was die Mutter vorbrachte. Der selber klang es nach wie Phrasengeschwätz. Und so ging sie denn hinüber zur Tochter, legte ihren Arm um deren schlanken Schultern und sagte schlicht: „Du ahnst nun alles, Ella. Aber eins sage ich Dir noch: Ich habe Euch nicht betrogen. Ich habe es nicht gewollt."

Ellas Kopf war ganz auf die Brust gesunken. Etwas Zerbrochenes lag in der Haltung ihrer Arme, die unwillkürlich nach der Mutter suchten, dann, wie von einem Schlage getroffen, zurückbebten.

„Ella, Ella!" bat Dagny verzweifelt. Sie wagte das Kind nicht mehr zu berühren.

Schritte klangen am Gitter.

Die Frauen setzten sich wieder. Sie wollten kein Schauspiel sein für Vorübergehende.

„Kannst Du mir wirklich nicht verzeihen, Ella?"

Ella versuchte zu reden, aber noch immer schüttelte sie der Schmerz.

„Ich werde nun gehen und packen," sagte sie endlich. „Es ist wohl am besten, Du schickst den großen Koffer gleich nach Leipzig — den kleinen nehme ich mit."

„Wohin willst Du, Ella?"

„Ich muß doch natürlich zu Reinhold. Er hat mich wohl noch nie so nötig gehabt wie jetzt."

„Nimm mich mit, Ella. Wir wollen ihn zusammen versöhnen. Könnt Ihr mir denn wirklich nicht verzeihen? Kannst Du's auch nicht, Ella?"

Ella schwieg.



Die fünf törichten Jungfrauen. Gemälde von Jan van Boeckhorst in der Fürstlich Liechtensteinschen Galerie zu Wien.
Photographie und Verlag von J. Löwy in Wien.

„Laß doch, Mutter. Laß doch, wozu nur?“ Und nach einer Weile: „Ich kann jetzt nicht sehr gut denken; langsamer noch als gewöhnlich. Aber das weiß ich doch schon jetzt: was wir uns so schön ausgemalt haben —“ Wieder stiegen ihr Tränen auf, und mit ganz verzitterter Stimme sagte sie: „Laß mich, Mutter. Es ist unmöglich, daß es jemals wieder wird, wie es gewesen ist. Denn, nicht wahr, wir können doch nun gar nicht mehr an Dich glauben.“

Sie strich sich die Haare glatt und steckte sie besser.

„Reinhold tut mir so leid. Er hat Dich auch so schrecklich lieb gehabt. Und Du auch, Mutter, Du tust mir auch so leid. Denn nun wirst Du ja immer leiden müssen. Wir hätten Dich so gern recht froh gemacht. Nun wirst Du immer Sehnsucht haben nach uns. Ich kann das so gut verstehen. Denn auch ich, Mutter —“ sie weinte laut auf — „auch ich werde ja so entsetzliche Sehnsucht nach Dir haben.“

„Aber kann ich denn nicht bei Euch bleiben?“ sagte Dagny bittend. Sie kniete vor Ella nieder und umfaßte ihre Knie. „Kann ich denn nicht bei Euch bleiben und Euch pflegen und Euch gut sein? Ihr braucht mir ja nicht mehr zu geben von Eurer Liebe, als Ihr übrig habt für mich. Ich will ja gar nichts mehr von Euch verlangen, Ella, gar nichts mehr.“

Sie schien einer Ohnmacht nahe.

Ella machte sich langsam los.

„Du wirst uns besuchen, Mutter, später, nicht wahr? Wir wollen versuchen, es glücklich zu machen zwischen uns; nicht wahr, Du wirst doch kommen, Mutter?“

Jetzt klangen Schritte im Hause, Stein trat in die Tür. Mit rascher Prüfung sah er über die Frauen hin.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte er.

„Reinhold ist fort.“

Dagny gab ihm den Brief. Sie wollte Ella Zeit lassen, zu gehen. Aber Ella blieb. Ohne Haß und Feindschaft blickte sie auf Stein, mit den Augen eines Menschen, der erfahren will um jeden Preis. Sie wollte ja so gern verstehen, opfern, wenn es nötig wäre. Ihr Herz schien stillzustehen, als sie sich so anschickte, mit offenen, aufmerksamen Augen hinabzublicken in das unbekannte, grauenhafte Land der Leidenschaft und der Sünde, in dem sie diese beiden da vereinigt wußte. Mit großen, scheuen Augen stand sie da. Irgend etwas Gewaltiges mußte sich ja offenbaren zwischen den zweien, die von der Liebe wußten. Ein Aufleuchten, ein überirdisches Beglücktsein. Aber Stein und Dagny schienen nichts Gemeinsames zu haben. Und vor dieser unbegreiflichen Entheiligung des allerfeierlichsten Mysteriums entsetzte sich Ella und entfloh, wie man beim Einsturz eines Tempels fliehen mag, dessen Trümmer uns zu begraben drohen.

„Der Junge ist einfach eifersüchtig,“ sagte Stein. „Ich habe das schon gestern gemerkt.“

Dagny schluchzte auf.

Ein weiches, grüngoldenes Halblicht lag über dem Raum, in dem die Feldblumen frisch und unschuldig dufteten. Stein setzte sich neben Dagny. Nun berichtete sie ihm von Mantel und Telegramm.

„Ich werde hinreisen und ihn zurückholen,“ sagte Stein. „Und übrigens kann er unmöglich etwas gemerkt haben.“

„Sie wissen alles. Ella ahnt, fühlt es wenigstens. Und wenn nicht alles, doch genug, mich zu verdammen.“

„Sei ruhig, ich bringe das wieder ins Geleise.“

„Aber was willst Du sagen?“

„Ich weiß noch nicht.“

„Glaube doch nicht, daß Du irgend etwas erreichst. Du kennst meine Kinder nicht.“ Ein weher Stolz zitterte in ihrer Stimme. „Sie verzeihen mir nicht.“

Stein stand auf. Er ging auf der Veranda umher.

„Nun will ich Dir einmal etwas sagen, Dagny: Die Empfindungen Deiner Kinder kann ich verstehen; für uns aber sind sie doch wirklich kein endgültiger Richterspruch. Die Welt dieser Kinder ist eine zurechtgemachte Welt, die keine Wahrheit hat. Das muß man ihnen klar machen.“

„Nein!“ Dagny schrie es fast. „Ich leide es nicht! Wenn Du gehst, gibt es ein Unglück.“

Er reckte seine kräftige Gestalt. „Keine Angst. So ohne weiteres schießt man mich nicht nieder.“

Sie sah ihn schweigend an. „Wenn Du Reinhold seine Ideale raubst, nimmt er sich das Leben,“ wiederholte sie leise.

„Kind, Kind, was für Gespenster!“

Aber sie hört ihn nicht. In Worten kann sie's nicht verständlich machen, was sie fühlt. Nur das eine weiß sie: ehe sie erlaubt, daß man der Kinder ganzes künftiges Leben ernüchtert und beschmutzt, eher will sie selber beiseite treten und verzichten. Von draußen dann will sie wenigstens zusehen dürfen, wie da drinnen alles golden bleibt und rein. —

„Ich glaube,“ sagt die kleine Dagny aus diesen großen und schweren Gedanken heraus ganz still, „ich glaube, mich werden die Kinder wohl verschmerzen können mit der Zeit.“

Der große, kluge Mann versteht sie nicht. Er kommt auf sie zu. „Nun, willst Du Dich nun schon ganz aufgeben?“ sagt er tröstend. „Bist Du schon ganz hilflos? Vertraue mir nur. Du weißt doch, daß ich nicht ruhen werde, bis ich diese Sache in Ordnung gebracht habe.“

Sie schweigt und sieht ihn seltsam an.

„Zweifelst Du etwa daran?“

Sie schüttelt den Kopf. Dann steht sie auf. „Du hast mich gestern daran erinnert, daß ich Dich nicht habe heiraten wollen, damals, anfangs. — Tu es jetzt. Heirate mich. Ich könnte meinen Kindern ein bürgerlich unantastbares Zuhause geben, eine Atmosphäre, die kein Mißtrauen aufkommen ließe. Auch Du brauchtest kein Mißtrauen zu haben gegen mich, Woldemar, denn Du mußt es ja gespürt haben gestern, wie lieb ich Dich hatte.“

Sie sehen sich nicht an. Beide haben sie die Augen gesenkt. Sein stummes Wesen bedrückt sie.

„Antworte mir.“

Ihre gewohnte Anmut hat sie verlassen. Wie ein Mensch, der zu lange gestanden hat, krümmt sie sich achtlos schief in sich zusammen und stützt sich mit der Hand schwer auf das Gitter. Eine Mücke schwirrt heran und bohrt ihren Stachel durch den dünnen Ärmel hindurch in ihren Arm — sie achtet nicht darauf.

„Antworte,“ sagte sie noch einmal ganz rauh.

„Es ist nicht so leicht, hierauf zu antworten, wie Du denkst, Dagny. Du weißt, wie lieb ich Dich habe und daß Du wohl die einzige Frau bist, mit der ich überhaupt eine Ehe hätte wagen mögen. Aber jetzt — bei einiger Überlegung wirst Du Dir das selber sagen — jetzt könnte ich eher jede andere heiraten als gerade Dich.“

„Mich nicht?“

Er sah sie an. Sie suchte.

„Du meinst — Du meinst wegen der Leute?“

Er nickte. „Es ist unmöglich, daß ich Dich als meine Frau nach Wiesbaden bringe, unmöglich, Dir dort eine Stellung zu machen.“

Sie erhob sich hastig.

„Genug.“

Er ging ihr nach. „Du weißt, daß ich Dir immer bleiben werde, was ich Dir war. Du mußt mir alles sagen, was Du brauchst, ja? Du wirst sehen, auch die Kinder werden sich an mich gewöhnen, sie sollen nur kommen und fragen und fordern — ich werde immer da sein. Auch für sie.“

„Wir wollen nichts von Dir,“ sagte Dagny. Ihr Mund sah groß und blutrot aus in dem ganz fahlen Gesicht. Wie eine offene, zitternde Wunde. „Du hast recht,“ sagte Dagny wieder, „Du kannst mich nicht heiraten. Und die Kinder haben recht; ich kann ihre Mutter nicht sein. Man kann doch wohl nichts unerlebt machen von dem, was geschehen ist. Das war ein großer Irrtum.“ Sie nickte vor sich hin.

„Dalla, komm zu mir. Ich werde Dir schon —“

„Nun adieu, Woldemar, ich gehe ein bißchen schwer von Dir weg, denn nun gerade hatte ich angefangen, Liebe zu fühlen für Dich. Aber auch das war wohl nicht die rechte Liebe. Denn jetzt, Woldemar, jetzt kommst Du mir recht abgetan vor für mich. Es ist wohl, weil ich so viel erlebt habe seit heute morgen. Und Du — gar nichts.“

Sie kam noch einmal zurück.

„Versprich mir, daß Du nicht zu Reinhold gehst.“

Dann glitt sie wie ein graues, dünnes Geistlein durch die Tür ins Haus zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Früh am nächsten Morgen reiste Dagny. Ganz heimlich. Ohne jedes Gepäck. Mochte Frau Brühauf zusammensuchen und einpacken, was da umherlag. Ihr war jetzt alles gleichgültig. Nur fort wollte sie. Von Ella hatte sie nicht Abschied genommen, hatte sich vergeblich am Bahnhof von ihr erwarten lassen. Je früher sie ins Dunkel zurücktrat, desto besser würde es ja sein für die Kinder.

Auf der Umsteigestation geriet sie mit den beiden blonden Sängerinnen zusammen. Sie hatten in Bayreuth noch den Tristan gesehen und fuhren nun nach Berlin zurück. Sie fragten Dagny aus über ihre Pläne zum nächsten Winter. Dagny stand Rede und hörte. Sie fürchtete sich davor, allein zu sein in diesem Augenblick. Wenn erst der Tag und die Nacht vorüber wären, vielleicht, daß man dann begriff, wie man weiterleben soll. Denn das mußte sie. Nur kein Krankwerden jetzt, kein Sterben. —

Und nur nicht denken.

Mit den andern sprach sie weiter. Über gemeinsame Bekannte, über Bayreuth, ob man da wohl einmal ankommen könnte? Im Chor der Blumenmädchen etwa? Was für Konnexionen man da brauche. Dagny sprach mühsam, langsam, als gelte es, sich in einer halbvergessenen Sprache auszudrücken. War sie wirklich einmal zugehörig gewesen zu denen hier?

Und jäh ergriff sie das Gefühl einer seltsamen Einsamkeit. Zu diesen hier gehörte sie nicht mehr. Und in das Paradies, in das sie sich hatte einschleichen wollen, gelangte sie nicht. Wie von bösen Winden hin und her geweht zwischen zwei Welten, würde sie leben.

In bitterem Mitleid mit sich selbst schloß sie die Augen.

⁂

Berlin war staubig, und ein trockener Wind wirbelte die weggeworfenen dünnen Billettchen der elektrischen Bahn hoch in die Luft. Wo Bäume waren, tanzten welke Blätter.

Dagny sah Gesichter, denen sie oft begegnet war. Die Zeitungsfrau, bei der sie immer ihre Kritiken gekauft hatte, saß in ihrer kleinen Bude, die Blumenverkäufer standen an ihren Plätzen. Aber alles war lichtlos im Vergleich zu der blauen Bergluft, aus der Dagny herkam. Nirgends sah man schwarze Erde, und das graue Trottoir gab fahle Farben in alles hinein. Hastig und gehetzt wie im Schattenreiche bewegte sich alles.

Und jetzt fuhr die Droschke eine Straße entlang, in deren Mitte Baumreihen standen, deren Wipfel schon halb entlaubt waren, die Stämme aber waren bis zur Hälfte ihrer Höhe gleichmäßig mit einem grauen Raupenschutz bestrichen. Das sah vollends aus wie aus dem Totenlande.

Im Hause ihres Pensionats auf der Treppe traf sie die Winnicke.

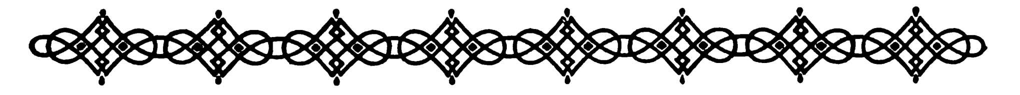
„Wieder zurück? Ist Ihnen das Familiespielen endlich langweilig geworden? Das dachte ich mir. — Oben ist es nicht auszuhalten, lauter Kretins. Wenn Sie wieder da sind, müssen wir mal zusammen in das Kabarett der grünen Lina gehen. Man braucht doch Sensationen."

Mager und bleich stieg sie mit ihren müden Bewegungen vor Dagny die Stufen hinauf. Und Dagny dachte daran, daß auch diese hier einmal jung gewesen war und mädchenhaft, und daß all ihr welkes Toben nichts war als ein unfreiwilliger Tanz der abgefallenen Blätter im Straßenstaube.

‚Sieh Du da?' klangen die Äolsharfenakkorde an der Tür. Und mit steifen, achtlosen Bewegungen, wie ein Gespenst, das an die Stätte seiner früheren Tage zurückkehrt, ging Dagny durch das Eßzimmer, durch den langen Flur, der nach Gas und Schuhlack roch. In ihrem Zimmer, das wieder leer stand, setzte sie sich nieder.

„Sie finden alles, wie es war," sagte Fräulein Hopf. „Nichts hat sich verändert."

„Nur ich," sagte Dagny ganz leise. Dann ging sie zur Kommode und begann ihre Reisesachen da hineinzuräumen.



Adalbert Matkowsky †.

Erinnerungen von Eugen Zabel.

Als der große Schauspieler des Berliner Hoftheaters ein Jahr vor seinem Tode zum ersten Male fühlte, daß er seinen Körper nicht mehr völlig in der Gewalt hatte, ahnte er bereits, welch furchtbares Schicksal sich über ihm zusammenzog. Er sah etwas Grauenvolles tückisch an sich heranschleichen, das mit Krallen nach ihm schlug, ihm die Kehle zusammenschnürte, den Fluß seiner Rede unterbrach und seine für unerschütterlich gehaltene Kraft ins Wanken brachte. Was bedeutete es, daß gerade ihm, der sonst auf der ersten Probe seine Rolle spielend beherrschte und sich niemals um den Einbläser am Proszenium kümmerte, hie und da ein Wort zu fehlen begann? Matkowsky erschrak darüber, raffte aber seinen überlegenen Mut zusammen und lächelte nur bitter über den lästigen Störenfried, der ihm zur Seite ging. Mit einer kurzen, entschlossenen Handbewegung glaubte er ihn zu Boden werfen zu können. Aber nach einiger Zeit tauchte der widerwärtige Geselle aufs neue vor ihm auf und stellte sich ihm dreist in den Weg. Der Künstler konnte mit seiner Stimme die Tonlage, die er sonst in der Leidenschaft lange festhielt, nicht mehr anschlagen und mußte bei Massenauftritten seine Mitspieler bitten, leiser als gewöhnlich zu sprechen. Eines Tages fühlte er sogar, daß ihm bei der Darstellung des Wallenstein der Harnisch, den er sonst am Körper kaum gespürt hatte, zu schwer wurde, und bat den diensttuenden Regisseur, die Rolle ohne die Rüstung, die Schiller vorgeschrieben hat, zu Ende spielen zu dürfen. Wiederum nach einiger Zeit merkte er, daß ihn etwas Schweres und Plumpes am Boden fesselte, wenn er den Schritt beschleunigen wollte. Nun konnte kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß die Widerspenstigkeit seines Körpers, der das Material seiner Kunst bildete und sich bisher jedem Druck des Willens gefügig erwies, nicht nur vorübergehend war, sondern in einer ernsten Störung des ganzen Organismus ihre Ursache hatte. Damit begann der erste Akt der Tragödie, die der unglückliche Schauspieler an sich erleben sollte und die furchtbarer war als alles, was er auf der Bühne jemals dargestellt hatte.



Adalbert Matkowsky †.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

Denn von dem Glauben an das Unverwüstliche seiner Natur, von der Überzeugung, daß ihm das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte dreifach zugeteilt sei, lebte er, so bescheiden er von den Leistungen seiner Kunst manchen Freunden und Bewunderern gegenüber auch sprach. Selbstverständlich hat es ihm an dem Bewußtsein seines überragenden Wertes nicht gefehlt, aber er blickte immer vorwärts und in die Höhe, nach neuen Zielen, zu denen andere nicht emporklimmen mochten, und dachte an die schwierigsten Aufgaben, bei deren Bewältigung den meisten die Luft ausging, während er sich in diesen einsamen Gebieten erst wahrhaft wohl fühlte. In diesem hochgewachsenen, breitschulterigen Ostpreußen steckte eine physische Kraft, die im Leben eine ebenso große Ausdauer versprach, wie seine Schaffensfreudigkeit auf der Bühne. Er hat in seiner Jugend toll mit sich gewirtschaftet und konnte die Dämonen in seiner Brust selbst dann nicht zum Schweigen bringen, als er das fünfzigste Lebensjahr herannahen sah. „Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück, so buhlt er fort nach wechselnden Gestalten," hätte ihm Mephistopheles wie dem sterbenden Faust zurufen können. Jeden Genuß auszukosten, jede Leidenschaft und Gefahr vor sich heraufzubeschwören, war ihm unabweisbares Lebensbedürfnis. Was andere schon längst ins Verderben gestürzt hätte, schien für ihn ein fröhlich sprudelnder Quell zu sein, an dem er sich immer wieder erfrischte. Und nun sollte er bedächtig werden und Maß

halten, auf Warnungen und Ermahnungen hören, mit denen die Natur lange gestundete Schulden endlich einkassierte? Er meinte, die Jugend, die entfliehen wollte, gewaltsam festhalten zu können, und stürzte dabei jäh zu Boden. Er glaubte, sein eigener Arzt sein zu dürfen, und wies allen verständigen Rat zurück, der imstande gewesen wäre, den jäh fortschreitenden Prozeß der Zerstörung aufzuhalten. Er kämpfte und rang, verzweifelte und hoffte immer im Gedanken an die Bühne, der seine ganze Seele gehörte. Wie bleiche Schatten zogen die Gestalten, denen er ehedem eine blühende Farbenfülle zu geben wußte, an den Blicken der Zuschauer vorüber. An die kleine Rolle des Rabensteiners in dem Wildenbruchschen Schauspiel klammerte er sich immer wieder an, um den Boden der Bretter, die sein Königreich bildeten, betreten zu dürfen. Seine letzte Kraft raffte er zur Darstellung des Goetheschen Orest zusammen, die seine seltene Begabung früher im reinsten und schönsten Lichte zeigte. Er führte die Rolle mühsam zu Ende und brach dann völlig zusammen. Die Todesschauer, von denen sich Klytämnestras Sohn verfolgt fühlte, wiesen ihm selbst den Weg ins dunkle Haus.

In seinem Charlottenburger Heim an der Ecke der Joachimstaler- und Kantstraße, wo er die Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche auf seinem Schmerzenslager hörte, ist Adalbert Matkowsky ins Jenseits hinübergegangen. Wenige Stunden vor seinem Tode war ich in seiner Wohnung, die sein Schönheitsdrang mit Kostbarkeiten allerart ausgeschmückt hatte. Seit vielen Jahren war er ein Liebhaber von seltenen Kunstgegenständen, die er auf seinen vielen Reisen eifrig gesammelt und für deren harmonische Aufstellung er in seiner Behausung ganze Wände niedergerissen, Decken und Fenster neu hergestellt hatte. Er berauschte sich geradezu an diesen originell geschnitzten alten Schränken, Truhen und Stühlen, an prächtigen Gobelins, die ihm die öde Tapeziererarbeit an den Wänden verdeckten und große Eindrücke von Natur und Menschen wiedergaben, an den Glasmalereien, die das Licht wie durch Kirchenfenster in seine Studienecke fallen ließen, an den schweren Teppichen, über die sein Fuß geräuschlos hinwegschritt. Er schien sich selbst genug zu sein, wenn er den Gestalten seiner Phantasie nachging und sich immer inniger und lebenswärmer in sie hineinlebte. Er war ein abgesagter Feind unserer feierlichen Geselligkeit und hätte es als einen unerträglichen Zwang empfunden, in Frack und weißer Binde drei Stunden bei Tisch zu sitzen und sich dabei bewundern zu lassen. Man fand ihn nirgends, wo sich Menschen zum Austausch ihrer Gedanken absichtlich zusammenschließen, sondern immer nur in versteckten Winkeln, wo er mit seiner Persönlichkeit vor der Neugier der Menge untertauchen konnte. Auch in seiner Wohnung, die mit ihrer langen Flucht von üppigen Räumen nach Gastfreundschaft zu verlangen schien, war er meist allein. Es gewährte einen fast unheimlich reizvollen Eindruck, den stattlichen Mann mit den leidenschaftlich funkelnden Augen in einem Mönchsgewand einherschreiten zu sehen oder ihn am Harmonium zu erblicken, dem er feierliche Weisen entlockte. Es war gesammelte Kraft und Schönheit in allem, was ihn umgab und in hundertfältigen Erinnerungen an seine Künstlerfahrten stumm beredt von den Wänden sprach. Männlichkeit und Gesundheit hatten ihn wieder emporgetragen, wenn die Brücken unter ihm zusammenbrachen und Lebensprüfungen allerart ihn zur Verzweiflung bringen wollten. Als ich ihn einmal nach einem ernsten Gespräch über künstlerische Fragen freundschaftlich bat, den Bogen nicht zu überspannen, erwiderte er mit seinem hellen Lachen und weit geöffneten Augen, als ob es gar nicht anders sein könne: „Ach was, ich werde hundertzwanzig Jahre alt!“

Und nun lag Matkowsky seit Monaten hilflos, zum Skelett abgemagert, schwach wie ein Greis in seinem Bett, während seine Phantasie wie ein Feuermeer in ihm arbeitete und Träume der Kindheit mit den Erinnerungen an seine schauspielerischen Triumphe, die Irrgänge seines Lebens mit zukünftigen Plänen, nach deren Verwirklichung er begierig die Hand ausstreckte, unaufhörlich wild durcheinander jagte. Er sah sich mit sechs Jahren an der Schwelle eines armseligen Hauses am Steindammer Tor in der ostpreußischen Krönungsstadt spielen, die ihm Spuren ihrer vollen Aussprache und das kraftvolle dramatische R unverkennbar aufgedrückt hatte. Er sah die Not an dem spärlich gedeckten Tisch Platz nehmen, wenn seine Mutter, die mit Näharbeiten in fremden Häusern beschäftigt war, müde und seufzend nach Hause kam. Die Augen der alten und halb gelähmten Großmutter reichten nicht so weit, um den Knaben vor tollen Jugendstreichen zu bewahren. In den dort gastierenden Zirkus schleicht er sich ein und macht im Requisitenwagen die Fahrt von Königsberg nach Danzig heimlich mit, von wo ihn seine in tausend Ängsten schwebende Mutter erst wieder abholen muß. Jahre verschwinden mit vielem, was so schmerzlich teuer ist, daß Wunden, die längst vernarbt zu sein scheinen, wieder aufbrechen.

Der Todkranke will von seinem Lager aufspringen, fällt aber haltlos in die Kissen zurück, um in einen kurzen, unruhigen Schlaf zu sinken. Dabei findet er sich wieder in dem Gewühl des Berliner Lebens, wo es ihm möglich gemacht wird, die Königliche Realschule in der Kochstraße zu besuchen. Er ist unverhältnismäßig in die Höhe geschossen, wirkt mit seinen schlenkernden Gliedern fast wie ein Tolpatsch, findet schwer die richtigen Worte, um seine Gedanken auszudrücken, und verhält sich daher am liebsten still, während andere klug von sich reden machen. Namentlich die Mathematik wie überhaupt alles rein Ver-

standesmäßige verfolgt er mit seinem Zorn, weil er nur in Anschauungen und Bildern zu denken vermag und das lange Sitzen das Blut in seinen Adern rebellisch macht. Erst draußen, wo die Sonne scheint und die Bäume blühen, beim Rennen und Springen, wenn er die Glieder strecken kann, beginnt für ihn das Leben. Einen freudigen Schultag hat er allerdings gehabt, als er bei feierlicher Gelegenheit in der Aula ein Gedicht mit überraschend gutem Ausdruck vortrug. Man spendete ihm Beifall, und auch der alte Direktor Ranke hielt mit seinem Lob nicht zurück, warnte ihn aber vor dem verführerischen Gedanken Schauspieler zu werden. Adalbert mußte dem gütigen Mann versprechen, sich nicht dem Teufel zu übergeben, und hat sein Wort so lange gehalten als es möglich war. Am Kaufmannstisch sucht er sein Temperament zu beherrschen, das den Sprung ins Ungewisse machen wollte, und läßt sich sogar wieder in die Schulklassen einsperren, um nach den Wünschen seiner Wohltäter „ein ordentlicher Mensch“ zu werden.

Da kommt der kritische Tag in seinem Leben, als er Emerich Robert in dem längst abgerissenen Berliner Stadttheater in der Lindenstraße als Hamlet sieht. Das wirkt wie eine Erlösung von allen Zweifeln, wie die Offenbarung eines großen Geheimnisses, das den Inhalt seines Lebens umschließt. „Schauspieler werden!“ Diese Worte, die er damals in die kalte, finstre Winternacht hinausrief, während sein dünner, abgetragener Rock von Schneeflocken bedeckt wurde, glaubt er auch jetzt auf seinem Schmerzenslager wieder zu hören. Dabei rieselt dem Ärmsten etwas durch den Körper, das er für wiederkehrende Gesundheit halten möchte, während es nur ein letztes schwaches Flackern bedeutet, bevor die Glut vollständig zusammenbricht.

In der matten Beleuchtung einer Vormittagsprobe wird die Bühne des Dresdner Hoftheaters vor ihm lebendig mit der strengen Zucht, in die er sich begab, um die schönen Naturmittel, die ihm verliehen waren, künstlerisch abzuschleifen, die unentbehrlichen Griffe des Handwerks zu erlernen und sich zu selbständigem Denken und Empfinden aufzuschwingen. Der Ruhm hatte ihn schnell auf seine Flügel genommen und ihm in jungen Jahren ein weithin wirkendes Ansehen verschafft. Aber der Mann auf der Bühne blieb ein Kind im Leben, schwach und gutmütig, leichtsinnig bis zum Bedenklichen, das sich nicht mehr entschuldigen läßt. Die Träume, die an Erlebnisse aus jener Zeit mahnen, verursachten dem Kranken vor allem nagende Schmerzen, so viel bewundert seine Stellung als Künstler schon damals war. Von der Elbe lockt ihn der Rattenfänger Pollini an die Alster, wo es kein Rasten und Rosten mehr gibt und die Mühle unaufhörlich klappern muß. Endlich wird eine erste Stellung an der Berliner Hofbühne für ihn frei, und der Gedanke an das herrliche Haus Schinkels mit dem Denkmal unseres größten Dramatikers davor wird zum Entzücken für alle seine Sinne. Die Geister Shakespeares und Goethes, Schillers und Lessings scheinen sich segnend zu ihm herabzuneigen. Diese Räume hatte der Weise von Weimar mit seinem herrlichen Griechendrama eingeweiht. Die Namen Iffland und Ludwig Devrient, Seydelmann und Dessoir klingen an Matkowskys Ohr, und alles drängt ihn zu dem Ziel, wo er auch den seinigen in das goldene Buch dieser Bühne für alle Zeiten eintragen kann. Die Eroberung des Berliner Publikums gelingt ihm nicht so leicht, wie er es sich im Überschwang seiner Empfindungen und Hoffnungen vorgestellt hatte. Weshalb verstand man nicht gleich zu Anfang das Großzügige und Titanenhafte, das in ihm aufflammte, und hielt sich kleinlich an gewisse Übertreibungen, die doch nur bewiesen, wie es in seinem Innersten loderte und gärte? Die Romantik der deutschen Bühne schien damals ausgestorben zu sein. Aber er brachte sie wieder mit all ihrer strotzenden Ritterlichkeit und Manneskraft, mit den Ausbrüchen von Leidenschaft, die an einen heißen Lavastrom erinnern, mit dem Sonnigen eines schlichten Gemütslebens, das zu Tränen rührte, und mit einem goldenen Humor, der alle Bitterkeit des Lebens wieder hinwegspülte. So hat vielleicht Emil Devrient in seiner Glanzzeit als Don Carlos, Ferdinand, Mortimer und Romeo ausgesehen oder als Egmont, von Freiheit und Liebe umstrahlt, den Weg zum Schafott angetreten; so mag Talma, der Freund Napoleons, die Heldengestalten Corneilles und Racines verkörpert haben.

Endlich steht es fest, daß er, Adalbert Matkowsky, auf diesem Gebiet keinen Nebenbuhler zu fürchten hat, denn allem, was er schafft, gibt er den Klang des Selbsterlebten und die Farbe eigenster Empfindung. Darf er aber ausruhen auf diesem Wege, der mit den Schätzen unserer klassischen Literatur bis zu Kleist, Hebbel und Grillparzer geschmückt ist? Es gibt für ihn nur eine Losung: vorwärts zu schreiten und dem furchtbaren Ernst der Tragödie immer tiefer ins Antlitz zu schauen. Je größer sein Besitz wird, desto mehr empfindet er, was ihm noch fehlt. Er möchte alles an sich reißen, nichts von der goldenen Jugend aufgeben und zugleich mit der schweren Charakterwucht eines Richard III. oder König Lear verwachsen. Das Leben hat ihm neben dem Schönsten, das es verteilt, auch mit dem Schrecklichsten nicht verschont, und er kann ja nur vergessen, wenn er als Künstler immer höher wächst. Mit seinem Wallenstein, Götz und Lear zeigte er sich als völlig neuer Mensch, und auch aus diesem muß er nach seiner festen Überzeugung sich noch weiter entfalten und alles bisher Erreichte in den Schatten stellen.

Da trifft ihn das Verhängnis, nicht plötzlich und mit einem einzigen Schlag nach Heldenart, sondern mit langsam quälendem Siechtum, das wie ein Vampir jeden Blutstropfen aussaugt und das Abschiednehmen

von allem Lieben zu einer unerhörten Qual macht. Sein Schlafgemach, in dem schon der Tod seine Knochenhand nach ihm ausstreckt, wird noch einmal erhellt durch das Bild eines vierzehnjährigen Knaben, in dem er sich einst wiederfand und froh zu verjüngen hoffte. Er war ihm aus dem Gesicht geschnitten, und er verkehrte mit ihm wie mit einem guten Kameraden, in dessen Gesellschaft ihm ein reines Stück Natur entgegenlächelte, mit dem er spielte, turnte und um die Wette lief, von dem er lernte und sich menschlich läutern ließ, wenn ihm die Unebenheiten seines eigenen Wesens zum Bewußtsein kamen. Er nannte ihn gern seinen Euphorion und machte die Worte, die Goethe ihm in den Mund gelegt hat: „Immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schaun!" zur Richtschnur seines eigenen Lebens. Sein Kind stürzte in einem englischen Seebad von einem Felsenvorsprung ab und blieb tot liegen. Er selbst sollte an sich das Los des Prometheus erfahren und mit unlöslichen Banden an sein Siechbett angeschmiedet werden, ohne daß ihn ein anderer als der Tod von seinen Qualen zu befreien vermochte.

Als der Körper des Unvergeßlichen bereits alle Spuren tiefen Verfalls zeigte, das Auge matt und halbgeschlossen die Dinge kaum erkannte und der Geist in wirrem Phantasieren ausströmte, erinnerte nur noch etwas an seine Persönlichkeit: der Klang seiner Stimme, die fast zwei Jahrzehnte hindurch seine Bewunderer in Berlin erhoben und erschüttert, gerührt und erwärmt hatte. Die edelsten Gedanken, reinsten Empfindungen und stärksten Leidenschaften, die der menschliche Geist jemals in Worte gefaßt hat, sind unserer Seele durch den Klang seines Organs verkündet worden, das wir nun niemals wieder hören sollen. In ihm faßte sich während seiner schwersten Leidensstunden wieder alles zusammen, was ihm im Leben an Freuden und Schmerzen beschieden war. Wenn man diese Stimme hörte, glaubte man immer den Mann mit der hoch gewölbten Brust nochmals vor sich zu sehen, in dem eine so gewaltige Künstlerseele schlug, wie sie die wenigsten zum zweitenmal erleben werden. Selbst im Sterben bewährte sich bei ihm die Gewalt des Lautes, mit dem er als Dänenprinz melancholisch über die Terrasse von Helsingör schritt, als stolzer Othello sich vor dem Senat in Venedig verteidigte und als Wallenstein mit den Gedanken an einen langen Schlaf sich zur ewigen Ruhe begab, wie er früher als Romeo im Garten Capulets Worte zärtlicher Liebe geflüstert und als Homburger sich beim Anblick des aufgeschütteten Grabes selbst zum Manne geschmiedet hatte. Als ich wenige Stunden, bevor das Unabwendbare eintrat, an der Tür des Sterbezimmers stand, hörte ich zum letztenmal den Klang dieser einst so gewaltigen Stimme in einem Klagelaut, tief, düster und furchtbar wie von einem im Wald verendenden edlen Tier, so daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte. Der Dahingegangene schien sich vor der Unerbittlichkeit des Todes nochmals aufrichten zu wollen, der ihn aber seinen Qualen mitleidsvoll entriß, seiner ruhmreichen Laufbahn ein Ziel setzte und um seine unvergeßlichen Leistungen auf dem Gebiet der Menschendarstellung das verklärende Licht unserer dankbaren Erinnerung fallen ließ.

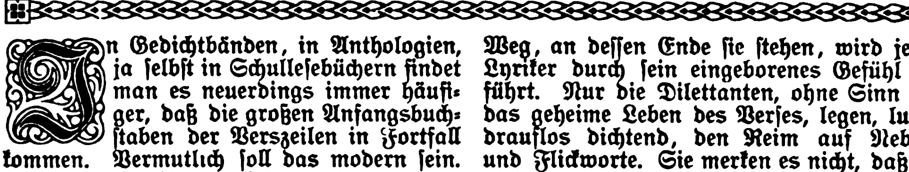
Lichtwolken.

Lichtwolken segelten vorbei am Monde,
Aus Schattengängen gleißten schmale Teiche
Wie blaue Grotten auf, und laubumflossen
Schwamm unsre Bank in dem beglänzten Parke
Wie in bewegter Waldnacht. Alle Wipfel
Verströmten Liebe . . .
Und in meinen Armen
Hing schwer Dein süßer Leib. Ich schloß die Augen
Und bog das Haupt zurück.
Da senkten taumelnd
Sich Deine Küsse warm und feucht, als tropften
Duftmüde Blüten aus bewegter Waldnacht
Auf mein Gesicht.
Nur einmal streiften Flügel
Mit träumerischem Rauschen unsre Stirnen,
Weltfern ein Ruf verscholl, und alle Wipfel
Verströmten klingend Liebe, lauter Liebe.

A. K. T. Tielo.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Neue Versdichtung: Gustav Schüler, Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes. — Wilhelm Arminius, Gedichte. — Frida Schanz, Gedichte; Kinderlieder. — Katharina Weise, Aussaat. — Isolde Kurz, Die Kinder der Lilith. — Wilhelm Brandes, Balladen. — Max Geißler, Soldaten-Balladen. Carl Friedrich Wiegand, Niederländische Balladen. — Verschiedenes.



In Gedichtbänden, in Anthologien, ja selbst in Schullesebüchern findet man es neuerdings immer häufiger, daß die großen Anfangsbuchstaben der Verszeilen in Fortfall kommen. Vermutlich soll das modern sein. Irgendein Lyriker — ich glaube, es war Richard Dehmel — ging damit voran, und im Hammelsprung folgte ihm die Herde. Das Rezept war nicht einmal neu; vor zwei bis drei Menschenaltern war es für kurze Zeit gleichfalls im Schwange gewesen. Nun ist es von neuem Mode, und besonders diejenigen Halbpoeten operieren damit, die den Mangel an echter Originalität durch eine krampfhafte Originalitätssucht wettzumachen suchen und um jeden Preis auffallen wollen. Zu ihnen stoßen die nüchternen und exakten Schulmeisterseelen, denen es völlig einleuchtet, daß der große Anfangsbuchstabe nur dem Satzbeginn und dem Hauptwort gebührt.

Vielleicht scheint es manchem, als wäre das Ganze die richtige querelle allemande, eine bedeutungslose Äußerlichkeit, um die der Streit nicht lohnte. Und hätten die großen Anfangsbuchstaben am Versbeginn kein anderes Recht für sich als das der Tradition, so würde ich mir jede Bemerkung über das Thema sparen. Aber ihre Anwendung ist im Wesen des Verses selber begründet, während die vielgeübte Neuerung auf einer völligen Verkennung dieses Wesens beruht. Deshalb möcht' ich energisch dagegen Stellung nehmen. Die Verszeile ist doch nicht wie die Prosazeile etwas bloß Weiterführendes und willkürlich Abgeteiltes, sondern sie ist im Rahmen der Strophe oder des Gedichtes doch auch für sich etwas Geschlossenes und Fertiges, das nicht geändert werden kann. Wie der Strom, der sehnsüchtig nach dem Meere eilt, drängt sie vorwärts, um im Reim zu münden. In ihm erfüllt und verliert sie sich. Mit ihm erreicht sie ihr Ziel, und nach ihm beginnt ein neuer Drang zu neuem Ziel. Mehr oder minder hat der Reim immer etwas Abschließendes. Unwillkürlich macht man eine kleine Pause dahinter. Und die ideale Forderung wäre natürlich, daß Vers- und Gedankenschluß möglichst zusammenfallen, und daß das Reimwort, in dem die Spannung sich löst, nicht nur dem Klange, sondern auch dem Sinne nach das wichtigste Wort der Zeile ist: ein Hauptträger des poetischen Gedankens. Natürlich sind diese äußersten Konsequenzen praktisch nicht zu ziehen, aber auf den Weg, an dessen Ende sie stehen, wird jeder Lyriker durch sein eingeborenes Gefühl geführt. Nur die Dilettanten, ohne Sinn für das geheime Leben des Verses, legen, lustig drauflos dichtend, den Reim auf Neben- und Flickworte. Sie merken es nicht, daß sie diesen Worten damit eine Würde und Bedeutung verleihn, die in gar keinem Verhältnis zu ihrem Unwert steht. Ebenso häßlich ist die sogar von wirklichen Dichtern neuerdings eingeführte Unsitte, ein einziges, den Satz endendes Wort über den Reim weg auf die nächste Zeile hinüberzuschleifen. Dadurch wird nicht nur die Geschlossenheit des einen Verses gestört, sondern in ganz unorganisch-willkürlicher Weise auch der andere durch eine gleich am Anfang stehende Cäsur zerhackt. Die Cäsur, sagt Heine, ist der Herzschlag des dichtenden Geistes. Solch ein Unglücksvers aber, der sie womöglich schon vorn nach der ersten Silbe hat, will mir immer wie ein Mensch erscheinen, dem das Herz im Knie und nicht in der Brust sitzt. Um also auf den springenden Punkt zurückzukommen: es ist keine bloße Willkür und Gewohnheitsübung, wenn wir jeden neuen Vers mit großen Anfangsbuchstaben beginnen, sondern es liegt dem ein ganz richtiges Gefühl zugrunde — das Gefühl, daß bei aller Gebundenheit der einzelne Vers doch daneben auch etwas Neues und Selbständiges ist, daß er sein eignes Königsrecht hat.

Die Lyriker, die heute genannt werden sollen, sind durch die Bank keine Schleppenträger der jüngsten Mode. Da ist der Märker Gustav Schüler — ein Bauernsohn, aber doch schon zwiespältig in seinem Wesen, nicht mehr naiv, nicht mehr natur- und gotteinig, sondern ein sentimentalisch-pathetischer Natur- und Gottsucher. Schon der breit ausladende Titel seines neuen Versbuches spricht von dem Pathos und dem Vollklang seiner schönsten Verse: „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes" (Leipzig 1908, Fritz Eckardt). Wohl hat auf einzelnes das Volkslied abgefärbt, aber Volkslied und Liebeslied sind Gustav Schülers Stärke nicht. Sein bestes kann dabei nicht herauskommen. Er ist kein Troubadour, der singt; er ist ein Prediger und Frager und Rufer. Er redet nur, doch er redet hin und wieder gewaltig. So übertreffen seine Gedichte nicht nur der Zahl, sondern auch der Bedeutung nach seine Lieder unvergleichlich, und sie sind um so schöner, je mehr sie Gebete sind. Dann dröhnt es oft wie tiefes Orgelbrausen in ihnen, und

die vielen Morgen- und Abendgebete, die Gebete an Jesus und die „um selige Heimgeleitung" stellen vielleicht das Schönste dar, was an religiöser Poesie heut geschaffen ward. Daß diese religiöse Poesie sich nicht in die engen Schranken der Konfession sperrt, braucht kaum gesagt zu werden.

Ich hätte gern gerade von diesen Gebeten eins zitiert, aber sie sind meist zu umfangreich. So möge ein andres Gedicht hier stehen — vielleicht das schönste des ganzen Buches. Es ist nicht aus Bauerntum herausgesungen, sondern aus jener Bauernsehnsucht, die auch den „Jörn Uhl" zeugte. Und als ich es zuerst las, klang mir im Ohre immer Scheffels gewaltiges „Nordmännerlied" mit. „Verlorene Heimat" hat Schüler es überschrieben:

Herbstnebel dampft und Hufschlag stampft,
Die Pflugschar stößt sich Gänge.
Meines Vaters Feld ein Fremder bestellt.
Daß ihm die Pflugschar zerspränge!

Die Not ging vorm Pflug mit dem Säetuch,
Als Vater pflügte dahinter,
All der Garben Gold ist raschelnd verrollt
In weiße würgende Winter.

Der Fremde kam, der Fremde nahm
Haus, Felder, Bäume und Wiesen,
Den braunen Hans — sein Schritt war Tanz! —
Und die Kühe: Lotten und Liesen.

Zum Abschiedsgruß irrte mein Fuß
Zur Nacht auf Vaters Erbe.
Hab' die Schollen geküßt, als ich fortgemüßt,
Die Erde schmeckte todherbe.

Herbstnebel dampft und Hufschlag stampft,
Es schnaufen die pflügenden Pferde.
Eines Fremden Schritt entweiht und zertritt
Meine heilige Vätererde. —

Mit dem Lyriker, der dieses Gedicht geschrieben hat, kann sich der zweite Mann, den ich heut vorzustellen habe, **Wilhelm Arminius**, nicht messen. Auch er ein Märker. Und der Heimat, der Altmark, hat er in seinen „**Gedichten**" (Berlin 1909, Alexander Duncker) gleich an erster Stelle ein Denkmal gesetzt. Keine Berge ragen da empor, nur windweite Heide dehnt sich hin, und loser Sand umstäubt den Pflüger:

„Verdörrend knistern sonngebräunte Flechten,
Ums falbe Strohdach zittert heiß die Luft.
Die Elster lacht im Busch. In Sommernächten
Wächst in die Schwüle herb der Kieferndust."

Die Elster lacht im Busch — durch derartige kleine konkrete Züge, die der Jäger beobachtet hat, der gern mit der Büchse die Triften durchstreift, gibt Arminius vielen Gedichten Farbe. In der Landschaftsschilderung ist er fast immer fein, und nach alter Poetenweise stimmt er sein Herz auf die Erscheinungen der vertrauten Natur. Nicht nur aus der Altmark, auch aus Thüringen und aus dem Harz, aus dem Schwarzwald und vom Achensee bringt er lyrische Beute heim. Erst wenn ihn Natur und Einsamkeit grüßen, fühlt er echtes Leben in sich aufsteigen, und die Verse, die ihm dann auf die Lippen treten, haben meist einen guten lyrischen Tonfall, wenn ihre Pulse auch etwas kräftiger pochen könnten. Es läßt sich nicht leugnen, daß bei allen feinen Einzelheiten die Gedichte im ganzen etwas Mattes haben, als wären sie nicht aus erster Hand, nicht aus ursprünglicher Schöpferkraft geboren, sondern nur die etwas blassen Sprossen sinniger Nachempfindung.

Auch bei der liebenswürdigen **Frida Schanz**, die den vielen Freunden ihres Talentes zum erstenmal eine Gesamtausgabe ihrer „**Gedichte**" vorlegt (Bielefeld, Velhagen & Klasing), hat man hin und wieder wohl den Eindruck, daß einzelne Poëme mehr literarischer Anregung und frühgeübtem Formungsdrang ihr Dasein verdanken, als menschlicher Notwendigkeit. Aber daneben weht uns viel herzlich Erlebtes oder Ergriffenes mit wärmerem Atem an. Das ist meist ein Träumen bei erloschenen Lichtern, ein Träumen, Sehnen und Wünschen in Hoffnung und Resignation, das ist ein lächelndes Zuschauen vom stillen Beobachtungsposten, das ist ein dankbares Genießen, ein Honigsaugen aus bescheidenen Blüten, etwa aus einem sonnigen Reisetag, einer Blumenwiese, einem Alltagsereignis. Das Beschauliche überwiegt. Frida Schanz sagt selbst: „Nach großen Schlachten ging nie mein Trachten, aber ich darf mich doch ehrlich achten." Und sie beschränkt sich durchaus nicht nur auf die traute Enge. Wo ihr leidenschaftliches Fühlen versagt ist, haben Gedanken und Phantasie ihr doch über Gräben und Grenzen geholfen, daß sie Ausblicke in die Weite gewähren kann. Es ist schwer, aus dem reichen Inhalt des Buches, das auch schöne Nachdichtungen altitalienischer Balladen enthält, einzelnes herauszugreifen. Ich persönlich freue mich am meisten an dem jugendlich überströmenden, mitreißenden Gefühlsüberschwang des Frühlingsnachtgedichtes „Der Mond spielt in den Blattgeflechten"; an dem „Kinderfreund": „Was ist der Tod doch für ein Kindernarr"; an dem „Mespole" genannten Reise-Erlebnis, dessen letzte knapp geformte Strophe sich dem Gedächtnis fest einprägt, und schließlich an „Des Teufels Wunsch". Aber zu andrer Stunde mögen andre Gedichte dem Herzen ebenso nahe kommen. In den Schlußversen sagt Frida Schanz: sie möchte nur noch dienend geben „wie eine, die am Brunnen steht und anderen die Krüge füllt". Und daß sie zeitlebens wenigstens dem kleinen Volk die Becherlein zu füllen trachtete, lehrt die vollständige Sammlung ihrer „**Kinderlieder**" (Leipzig, Otto Spamer), über die unsere Buben und Mädels die einzig kompetenten Richter sind. —

Von den neuen lyrischen Talenten, die 1908 im ersten Probeflug die Schwingen dehnten, scheint mir **Katharina Weise**, eine junge, 1888 geborene Stettinerin, die meisten Chancen zu haben. Die charakteri-

sierenden Worte, die ich ihrem Versbuche „Aussaat“ (Berlin 1908, G. Grote) voranschickte, kann ich hier nur wiederholen. Sowohl die äußere Herbheit der Norddeutschen wie die eines bestimmten Entwicklungsalters prägen sich deutlich in ihren Gedichten aus und geben ihnen Charakter. Es ist alles noch Ahnung und Spiel, Sehnsucht und Traum darin, eine Vorfrühlingsstimmung voll selig beklommener Erwartung. In brennender Ungeduld verzehrt sich auch diese Sehnsüchtige nach dem großen, fern von ihr brausenden Leben. In einer „Sehnsucht übergroß“, die noch gestachelt und gespornt wird von der Furcht vor einem frühen Tode, sitzt sie in ihrer kleinen Kammer, von der sie so nett erzählt, daß nicht einmal ein Ofen darin sei, und wartet wie so viele. Und scheu klopft in dem unruhigen Gären des jungen Blutes ihr Herz jener geheimnisvollen Macht entgegen, die sie nur erst aus Traum und Fabel kennt. Noch hat das angesammelte Gefühl kein bestimmtes Ziel gefunden, noch liebt es gleichsam nur um der Liebe willen — ein Feuer, das „ohne Nahrung brennt“ und seine Gluten und Kräfte nur aus Ahnungen und Träumen zieht. Die Mutter der Träume, die holde Nacht, ist deshalb auch diesem Menschenkinde über alles lieb, und an ihr mütterliches Herz trägt es, was es tagsüber in Scheu und Scham verschließt, unter dem Spott der trotzig sich schürzenden Lippen verbirgt.

Im Zeichen des Vorfrühlings, der zagen Erwartung, steht neben der inneren auch die äußere Welt dieser Dichterin. Keine Jahreszeit, die ihr lieber wäre als jene, da sich „Lenz und Winter küßt“; kein Monat, der ihrem Herzen näher käme als der März. Und wie dem werdenden Jahr wird Katharina Weise auch dem werdenden Menschen vorläufig am besten gerecht, nicht nur sich selbst, sondern auch dem unreif-schüchternen Knaben, der von erster Liebe geschüttelt wird und trotzig fühlen muß, daß er noch nicht für voll gilt. Das Unfertige und Zwiespältige seines Wesens konnte sich die Farben leihen von dem eignen Wesen seiner Schöpferin. Denn auch in ihr ist natürlich noch das Unausgeglichene der wunderreichen Werdezeit, das sich nicht zuletzt in der Form verrät und ausprägt: ihre Verse haben ab und zu noch etwas Hartes und Unbiegsames, als hätte sie noch nicht völlig Gewalt über sie. Überhaupt sind ja die hier versammelten Gedichte nicht einer leichten Begabung in seligem Überschwang, sondern einer spröden „fast in Scham“ abgewonnen. Aber ich vertraue darauf, daß, wenn hinter dem Vorfrühling ein Sommer steht, sich die Früchte damit von selbst süßen werden. —

Ein Gedicht von Isolde Kurz: „Die Kinder der Lilith“ (Stuttgart 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg.) mag uns von der reinen, „lyrischen“ Lyrik zur mehr epischen und balladischen Lyrik hinüberführen. Isolde Kurz faßt darin die Lilith wesentlich anders auf, als es sonst geschieht. Nach der gangbaren Annahme war Adams erste Frau ursprünglich eine babylonisch-assyrische Gottheit, die, entthront, zu jenem Nachtdämon ward, von dem die rabbinische Tradition spricht. Ihre Kinder sind demgemäß Ungeheuer, Riesen und böse Geister. Hier aber ist Lilith, halb Göttin, halb Erdenweib, vom Schöpfer geformt, „daß sie mit Liebesdorne“ den Menschen, den trägen Riesen, wecke, stähle, sporne, daß sie ihn emporreiße, bis er, von ihr begeistert, selbst an des Himmels Pforten pocht. Überdrüssig der in einer unwandelbaren Eigenschaft beschlossenen Cherubim und Elohim hat Gott im Menschen das Unvollkommene erschaffen, das aber unter dem Stachel Liliths zur höchsten Vollkommenheit aufstreben sollte, bis der Herr den Vollendeten in seine Brust, aus der er geflossen, zurücknehmen könnte und nicht mehr allein in öder Größe zu thronen brauchte. Aber Sammael-Luzifer, der Führer der himmlischen Heerscharen, murrt, daß selbst die Cherubim der Lehmgeburt weichen sollten, und er stört den Plan, indem er Eva erschafft, das hirnlose, dralle Weibchen. Aus einem Rippenstück des Mannes geformt, sieht es nur in ihm den Gebieter, belebt sich nur unter seinem Blick und zieht Adam, der sich kaum dem Staube entrungen, durch ein dumpf Begehren wieder hinab. Lilith dagegen hat den „gern Beharrenden, im eignen Ich Erstarrenden“ aus träger Selbstsucht aufgerüttelt. In dem Kampf um den Mann bleibt Eva Siegerin; klagend entweicht Lilith; Gott aber legt seinen Fluch auf alles Menschentum und gibt dem lehmgeborenen Paare eine neue Treiberin in der Not. Dumpfheit und Schwere, Knechtschaft und Tod, Mühsal und Mord kommen mit Eva und dem wölfischen Geschlecht, das ihrem Schoß entstammt, auf die Menschheit. Aber auch Lilith, die für immer Entrückte, trug von Adam ein Kind unterm Herzen, auch ihr Same pflanzt sich geheimnisvoll durch die Jahrtausende fort, und stets, wenn die Welt um einen Ruck gefördert werden soll, erscheint einer, der ihrem Blut entsproß. Seine Gestalt wechselt: als Held, als Seher, als Dichter, in immer anderer Form kommt er, vertrauend wie ein Kind, er bringt den verklärenden Schleier Liliths wieder mit und reißt die erdschweren Evaskinder ein Stück höher. Sie aber sind seit Urzeiten seine geschworenen Feinde, die ihn martern, verfolgen und gegen den Lichtgezeugten zusammenstehn.

Vielleicht hat die vor etwa fünf Jahren in den „Mythen und Mysterien“ erschienene Lilith-Dichtung Paul Heyses das Gedicht von Isolde Kurz angeregt. Heysisch ist seine ganze Diktion; Heysisch auch die nicht immer glückliche Um- oder Neubildung von Worten. Im ganzen eine kühne, lebendige, erregende Dichtung von starkem Reiz.

Im gleichen Verlage sind die „Balladen“ von Wilhelm Brandes in dritter vermehrter Auflage erschienen. Wer das Buch

des Wolfenbütteler Schulrats nicht von früher kennt und nun etwa die beiden ersten Seiten des „Claudius Goticus“ aufschlägt, mag mit einem Anschein von Recht befürchten, daß hier nur wieder einer der braven „Hallermünder“ schulgerecht im Balladenstil plätschert. Aber schon die „Kalypso“ macht stutzig; sie entwickelt eine Klangfülle, wie sie dem üblichen Bildungsdichter nicht zu Gebote steht. Und der Abschnitt „Welfenblut“ bläst dann mit einem gar herzhaft frischen Winde alle Zweifel davon. Hier findet man das schöne Gedicht auf Christian von Halberstadt, das ein gutes Tempo vorlegt und mir seit langem lieb ist; hier findet man in dem „Gutsherrn von Vechelde“ ein helles Prachtstück, das die Herzen wärmt wie Wein. Männer und Helden verschiedener Zonen und Zeiten werden außerdem lebendig gemacht, und nur selten möchte man noch etwas mehr „Faust“ wünschen. Daß bei dem Freunde Wilhelm Raabes auch der Humor nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich. So darf man hoffen, daß das Buch auch weiterhin eine gute Statt findet. —

Es wirkt doppelt sympathisch, wenn man gleich darauf die „Soldaten-Balladen“ von Max Geißler liest (Leipzig 1909, L. Staackmann). Diese Balladen tragen den bescheidenen Untertitel: „Ein Buch fürs deutsche Volk.“ Diesen Balladen wird auf dem Umschlag bezeugt, daß sie „eine nationale Tat“ sind (für eine Reichsmark); diese Balladen sollen „ein Ereignis auf dem Büchermarkt“ sein und „eine bleibende Bereicherung deutscher Dichtung, im Dienste deutschen Ruhms, deutscher Tapferkeit und deutscher Ehre“. Dick wie Sirup wird uns der Patriotismus darin aufs Brot gestrichen, der deutsche Aar wird so lange malträtiert, bis er seine Schwingen wieder mal ausspannt, die deutschen Männer stehen natürlich wie die Eichen, und in ebenso origineller Weise dreht sich der Leierkasten weiter. Der deutsche Rhein, das deutsche Schwert, die Trompete von Soundso, die Kaiserschmiede von Sedan, heiß war der Tag und blutig die Schlacht, die Raben, die nicht mehr um den Berg fliegen, die nächtliche Heerschau à la Zedlitz, neues Trompetengeschmetter und Hurra, hurra, hurra! Patriotische Oberlehrerdichtung für Kriegervereinsfeste, unschädlich und nett, wenn sie einzeln auftritt; fürchterlich aber in der Massenfabrikation. Solche Massenfabrikation legt gar zu leicht den üblen Gedanken nahe, daß an den entfachten patriotischen Flammen auch noch ein Privatsüppchen gekocht werden soll.

Was soll ich noch weiter nennen? Vielleicht die „Niederländischen Balladen“ von Carl Friedrich Wiegand (Frauenfeld, Huber & Co.), über denen die Sonne Oraniens steht. Sie sind oft flott und kernig, und eine Schlußstrophe wie die des Ruyter-Liedes:

Am Meere geboren,
Den Blitzen verschworen,
Von Stürmen besiegt,
Wer weiß, wo er liegt?

— eine solche Schlußstrophe erweckt in Verbindung mit den temperamentvollen anderen Gedichten ein günstiges Vorurteil für den Neuling.

Ganz aus dem Rahmen der bisher besprochenen Lyrik fällt ein „Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen“ von Alfons Paquet: „Auf Erden“ (Jena 1908, Eugen Diederichs). Paquet ist unter den Lyrikern sozusagen der erste Weltdeutsche; eine ungewöhnliche und kühne Persönlichkeit mit etwas amerikanischem Einschlag; eine Natur mit frappierenden Geniezügen, die verblüfft, ohne verblüffen zu wollen. Sein Buch hat keinerlei Beziehungen zur sonstigen Lyrik Deutschlands. Wenn es ein Vorbild hat oder besser gesagt einen echten Vetter, so sind es die „Grashalme“ Walt Withmans, des am meisten amerikanischen unter den amerikanischen Dichtern. Ich selbst komme mit dieser neuen Paquetschen Poesie nicht mit, aber ich müßte eine Abhandlung schreiben, um genau zu sagen, weshalb und warum. Vielleicht ist sein Passionswerk ein Speerwurf in die Zukunft. Das muß diese Zukunft dann lehren.

Und nun wieg' ich zögernd noch ein Buch in meiner Hand und weiß nicht, ob ich es nennen darf. Sind es doch meine eigenen „Gedichte“, die Lieder aus erster Jugend, die der Cottasche Verlag in Stuttgart dieser Tage in 6. und 7. Auflage herausbrachte. Auf Wunsch des Verlages steht vor dem Buche auch das Bild des Mannes, den die Leser der „Monatshefte“ seit Jahren nicht so mit der Harfe des Troubadours, wie mit dem kritischen Beil des Liktors kennen. Ein Buch mehr ... laßt's mit den anderen allen Eurer Huld empfohlen sein!

Vorahnung!

Die Lindenblätter atmen frühlingsschwer,
Und heiße Sommerluft schleicht durch die Heide,
Und müde — müde wiegt sich hin und her
In Ährenwellen träge das Getreide.

Vom Frühlingstaumel ist die Erde satt,
Das Lied, das ewig schien, ist schrill verschollen ...
Wie bist Du bang, mein Herz — so sorgenmatt,
Denkst du der Zeiten, die nun kommen sollen ....!

Hans Frentz.

Illustrierte Rundschau.

Frieda Freiin v. Bülow, Gustav af Geijerstam, Rudolf v. Gottschall †. — Neue Landhäuser von Runge & Scotland in Bremen. — Vogelbrunnen von van Berg & Schwede in Stuttgart. — Korbmöbel von M. A. Nicolai. — Von dem Pariser Gastspiel des Düsseldorfer Schauspielhauses. Zu unseren Bildern.



Frieda Freiin von Bülow †.

Rudolf von Gottschall †.

In Frieda von Bülow verloren unsere Hefte eine hochgeschätzte, liebe Mitarbeiterin. Schon im Jahre 1898 debütierte sie bei uns mit einer feinen kleinen Novelle „Die Retterin“, an die sich fast sofort ihr großer Kolonialroman „Im Lande der Verheißung“ anschloß. Wiederholt dann ist die nur langsam, mit großem Ernst arbeitende Dichterin in Velhagen & Klasings Monatsheften vertreten gewesen, zuletzt noch, 1906, mit dem in die Tiefen der Seele greifenden Roman „Die Tochter“. In Berlin am 19. Oktbr. 1857 geboren, hat Frieda von Bülow eigentlich erst spät ihr Talent entdeckt; später, als die jüngere Schwester Margarethe, deren erste Novelle noch Julian Schmidt einführte, die aber, ehe ihre eigenartige Begabung sich voll entfalten konnte, 1885 bei der Rettung eines Knaben auf dem Eise verunglückte. Den Tod der geliebten Schwester hat Frieda von Bülow wohl nie ganz überwunden; auch nicht während ihres langen Aufenthaltes in Ostafrika, wo sie die ersten deutschen Stationen für Krankenpflege einrichtete und wo sie das Stoffgebiet fand, das sie zuerst zum dichterischen Schaffen anregte. Außer dem obengenannten sei hier noch ihrer Romane „Tropenkoller“, „Kara“ und besonders „Allein ich will“ gedacht.

Unter den nordischen Dichtern, die sich in Deutschland eine große Gemeinde gewannen, nahm der kürzlich in Stockholm verstorbene Gustaf af Geijerstam eine besondere Stellung ein. Mit seinem „Buch vom Brüderchen“ hatte er unsere Herzen gewonnen, war er gleichsam einer der Unsern geworden, und jede neue seiner Dichtungen erwarb ihm neue Freunde. Wenigen ist es gegeben gewesen, die Beziehungen zwischen Weib und Mann so fein und so ergreifend dichterisch zu gestalten, wie ihm. Und wenn er in seinen Sturm- und Werdejahren, die ihn vielfach mit Strindberg zusammenführten und von diesem beeinflußt waren, bisweilen bis an die äußersten Grenzen des dichterisch überhaupt Gestaltbaren ging („Nils Tufvesson und seine Mutter“), so führte ihn sein späterer Weg immer mehr zu einer wahrhaft vornehmen Kunst, die mit einfachen Mitteln Gro-



Gustaf af Geijerstam †.
Nach einer Radierung von Hermann Struck.



Atelierhaus (Gartenseite). Entworfen und ausgeführt von den Architekten Runge & Scotland in Bremen.

ßes zu erreichen verstand. Geijerstam ist nur 51 Jahre alt geworden.

Im Patriarchenalter von 86 Jahren starb am 21. März in Leipzig Rudolf von Gottschall. Es heißt ihn nicht verletzen, wenn man ihn als Kärrner da nennt, wo die Könige bauten. Aber sein frischer, schöner Idealismus und eine nimmer versagende Arbeitsfreudigkeit führten ihn zu einer ungemein hochangesehenen Stellung in der Literatur, die er mit zäher Energie zu behaupten wußte. Auf allen Gebieten war er tätig: als Lyriker, im Essay, im Roman, nicht zuletzt für die Bühne, auf der sich u. a. sein Lustspiel „Pitt und Fox" Heimatsrecht eroberte. Am nachhaltigsten wohl wirkte er



Landhaus Vaßmer in Bremen. Von den Architekten Runge & Scotland in Bremen.



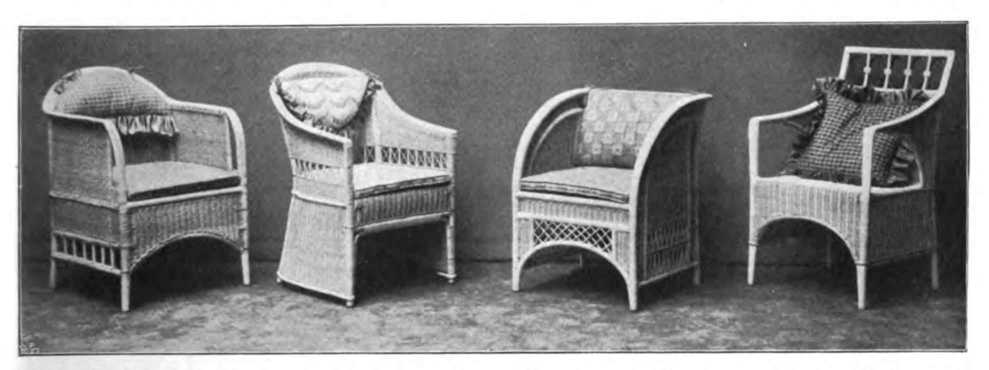
Mauerschmuck im Garten des Atelierhauses. Von den Architekten Runge & Scotland.

als Literarhistoriker, und man muß ihm nachrühmen, daß er noch als Greis für eine so ganz neue Zeit und ihre Gaben Verständnis zu entwickeln wußte. —

Was mir an allen mir bekannt gewordenen Landhäusern der Bremer Architekten Runge & Scotland besonders gefällt, ist die enge Verbindung, die sie immer gleich erfolgreich zwischen ihren Bauten und deren Umgebung zu erreichen wissen. Ohne Zweifel lehnen sie sich bei ihren Entwürfen an das niedersächsische Bauernhaus

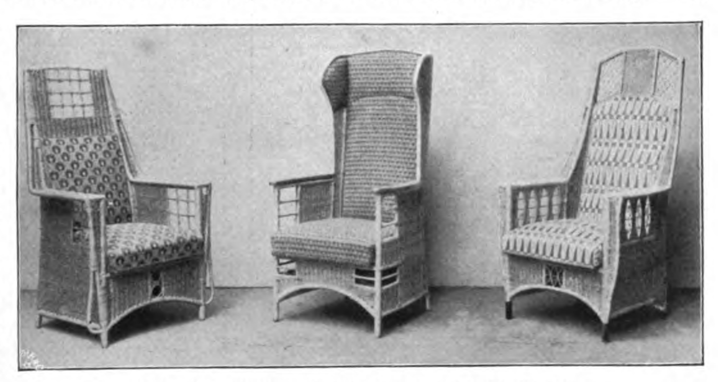


Vogelbrunnen. Entworfen und ausgeführt von den Gartenarchitekten van Berg & Schwede in Stuttgart.



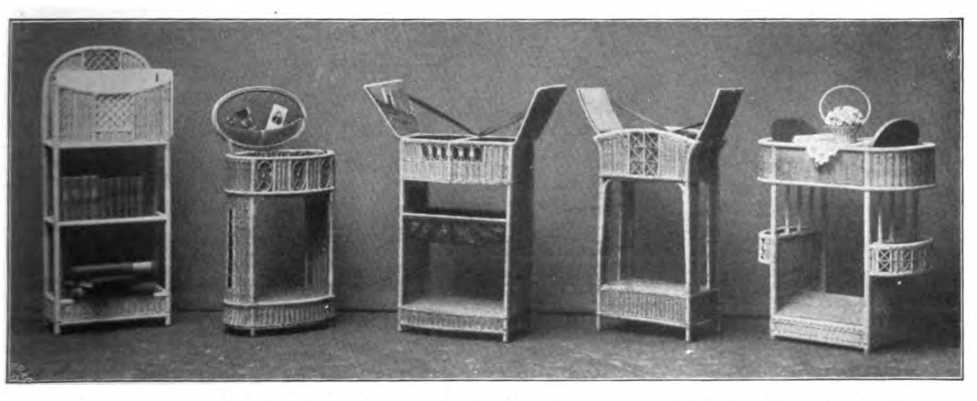
Korbsessel. Entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig in Koburg.

an. Aber ihre Häuser muten doch durchaus neu und voll eigenen Lebens an. Man betrachte sich daraufhin das Landhaus Baßmer mit dem behäbigen Dach und den aus vielen kleinen Scheiben zusammengesetzten Lichtquellen. Wie innig ist hier der Zusammenhang mit dem Garten gewahrt! Selbst die Mauer, die den kreisrunden Wendeplatz der Wagen vor dem Haupteingang einfaßt, ist von Efeuranken umsponnen, und um die Türöffnung schlingt sich ein blühender Rosenstrauch. Dieser reiche, aber so unaufdringlich natürliche Blumen- und Pflanzenschmuck trägt zur freundlichen Wirkung des Hauses nicht wenig bei und verleiht auch der reichgegliederten Mauer im Garten des Atelierhauses der Künstler ihren eigenen Reiz. Im unmittelbaren Anschluß an diese reizvollen und, nebenbei bemerkt, eminent nach der praktischen Seite hin durchdachten Landhäuser ein kleines Gartenbild, ein Vogelbrunnen. Vielleicht gibt die allerliebste Anlage dem einen oder anderen Leser willkommene Anregung zu einer ähnlichen Einrichtung. — Auch im Anschluß an Landhaus und Garten bringen wir Modell neuer Korbmöbel. Hier hat sich eine starke deutsche Industrie erfolgreich von kunstgewerblicher Seite befruchten lassen. —



Korb-Lehnstühle. Entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig in Koburg.

Das Gastspiel des Düsseldorfer Schauspiel-



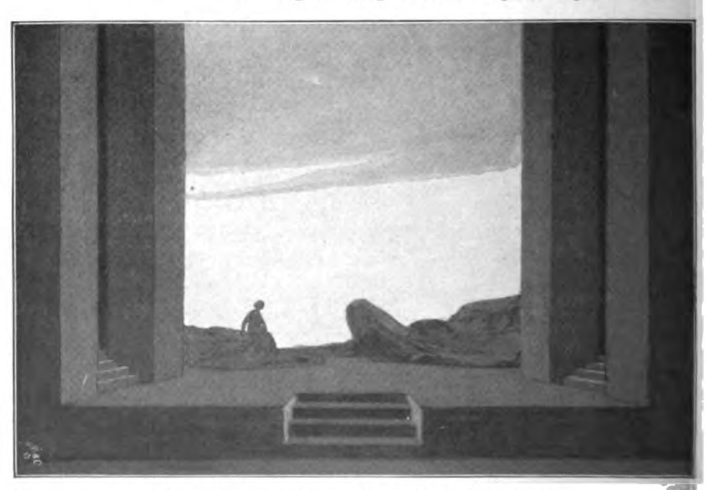
Rohr-Arbeitstischchen. Entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig in Koburg.



Louise Dumont.
Nach einer Photographie von Becker & Maaß, Berlin.

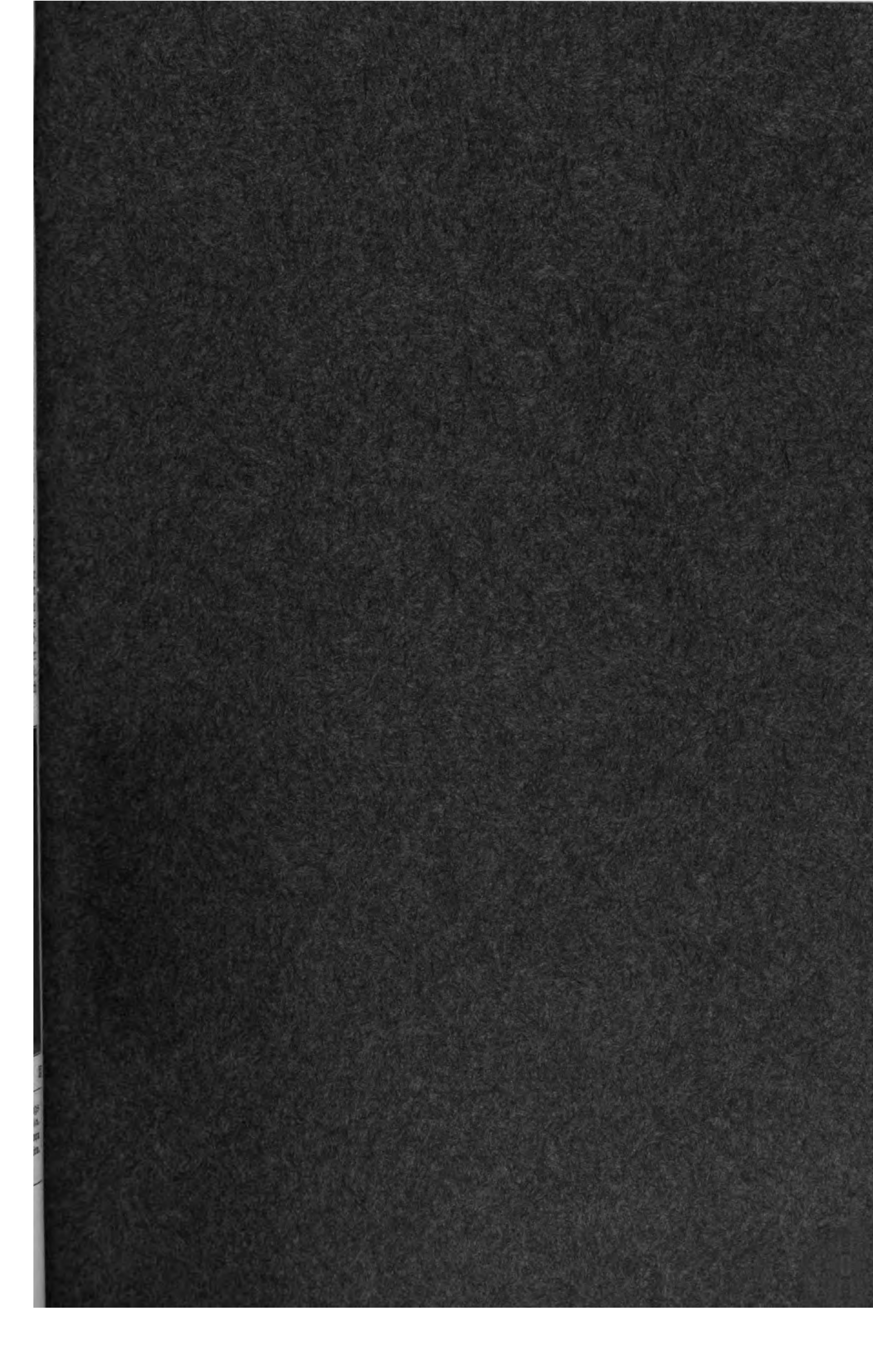
hauses in Paris war ein Wagnis, aber es hatte Erfolg, obwohl der erste Abend, der eine Aufführung der „Medea“ brachte, nicht ganz so glücklich verlief, wie es wünschenswert erschienen wäre. Die „Medea“ liegt dem französischen Empfinden gar zu fern. Das vorzügliche Zusammenspiel der Düsseldorfer, ihre Regiekunst erzielten in Andrejews „Leben des Menschen“ einen tieferen Eindruck. Den schönsten Triumph aber ernteten die Düsseldorfer mit „Hedda Gabler“ und den „Gespenstern“, die beide wiederholt werden mußten. Die Franzosen erklärten, und unter ihnen mehrere der ersten französischen Schauspieler, daß sie noch viel von dieser deutschen Truppe lernen könnten, von der Art, in der die Darsteller in dem Werke aufgehen. Frau Louise Dumonts durchgeistigte Darstellungskraft fand eine verständnisvolle Würdigung ebenso wie die künstlerische Regiekunst, die stimmungsvolle Farbensymbole für das gesprochene Wort schuf.

In unserem Lenzheft haben wir auch heuer wieder der Farbe einen breiten Raum gegönnt. In reichem farbigen Schmuck erscheint unser großer Artikel am Genfer See, farbig sind die vortrefflichen Reproduktionen nach Gemälden von Karl Hartmann, Erich Erler, dem ausgezeichneten Scholle-Mitglied, von Hubert von Heyden und Stenberg. Aber auch die übrigen Einschaltbilder tragen froher Frühlingsstimmung Rechnung. In den „Lenz“ führt uns Adolf Hengeler (zwischen S. 80 u. S. 81), in einen frühlingsgrünen Garten Carl Piepho (zwischen S. 128 u. S. 129). Der andere Bruder Erler, Fritz, gab uns ein reizvolles Bild „Am Springbrunnen“ (zwischen S. 16 u. S. 17) und Chr. Speyer eine duftige Abendlandschaft (zwischen S. 136 u. S. 137). Von Prof. A. Kampf bringen wir auch ein Lenzbild, einen lieben, prächtigen Knaben (zwischen S. 32 u. S. 33). Und wie heitere Frühlingslaune weht es uns an aus dem herrlichen Gemälde von Jan van Boeckhorst, einer der klassischen Perlen der Wiener Liechtenstein-Galerie (zw. S. 144 u. S. 145). Hoffentlich hält der Mai auch Wort — nach so langer, langer Winterszeit. H. v. Sp.



Medea-Inszenierung von Gustav Lindemann.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Velhagen &

Monat

Herausgeber: Hanns

und Paul Oskar



XXIII. Jahrgang 1908/1909

Die Familie Van

Roman in vier Büchern. V

Dachauerin.

Gemälde von Walter Thor.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker



XXIII. Jahrgang 1908/1909  Heft 10. Juni 1909

Die Familie Vanderhouten.

Roman in vier Büchern. Von Adele Gerhard. (Fortsetzung.)



Für den Schreihals da drinnen bist Du natürlich viel zu alt. Aber man muß Dir lassen, Annemarthe, daß Du Dich für Deine Jahre tapfer gehalten hast. Das Bummeln hat ja freilich Dein geliebter Ehegatte getreulich für Dich besorgt."

Ulrich Jaxtehausen, Direktor der Berliner Bank, heftete mit einem langsamen Nicken des Kopfes die Augen unter der goldgeränderten Brille prüfend auf seine Schwester.

Annemarthe saß rosig und blühend da in ihrem dunkelblauen Kattunkleide mit der blendend weißen Halskrause, das schöne schwarze Haar nach ihrer Gewohnheit tief über die zierlichen Ohren hinabgescheitelt. Um sie herum bewegte sich beim Kaffee auf der Glasveranda im blühenden Sommer das Geschlecht, dem sie das Leben geschenkt hatte — Töchter und Söhne, frisch und anmutig zu schauen — und vom Nebenzimmer krähte der kleine Gotthold, für dessen Ankunft der nie sehr rücksichtsvolle Jaxtehausen sie als „viel zu alt" erklärt hatte.

Annemarthe krauste die klare Stirn ein wenig bei den Worten des Bruders. Sie wurde nicht gern an ihr Alter erinnert.

„Man munkelt übrigens, bei Euch gehen große Dinge vor," sagte Jaxtehausen jetzt bedächtig, indem er mit dem silbernen Löffelchen einen leisen Rest Haut von seinem Kaffee vorsichtig entfernte. „Große Dinge. Euer Schwager Hubert soll sich geäußert haben, daß er es müde sei, in dieser Zeit weiter den Papierfritzen zu spielen — das dürfte das Adriänchen von nun an allein besorgen. Er sähe nicht ein, warum nur andere Leute in den Goldgruben von Mexiko graben sollten — in dieser Zeit. Kurz und gut: im Herbst sollten wir eine neue Bankfirma hier in der Reichshauptstadt erleben."

Über das vorsichtige Spielchen mit der Haut und dem Löffel hin spähten die blauen Augen Ulrich Jaxtehausens über den leeren Platz an der Veranda, der für den Hausherrn bestimmt war, zu Annemarthe und dem ältesten Neffen hin. Sah man den im Alter um einundeinhalb Jahrzehnt von seiner Schwester entfernten Jaxtehausen mit dem früh ergrauten, jetzt schon schlohweißen Haar, auf seinen Stock mit der silbernen Krücke gestützt, ins Zimmer humpeln, den Nichten harmlos freundlich aus etwas matten Augen hinter den goldgeränderten Brillengläsern zunicken, irgendeine gleichgültige, gutmütige Frage an Annemarthe richten, um mit unbehilflichen Gliedern in einen eilig hingeschobenen Sessel zu versinken, so glaubte man, einen gutmütigen und ein wenig gebrechlichen alten Herrn zu

sehen, der, etwas gedächtnisschwach, nickte und wieder nickte, in wohlwollender Teilnahme am Gespräch mit seinen Verwandten. Bis dann ein Wort traf, eine Wendung in der Unterhaltung das Eigentliche, das Wirkliche, das Ernsthafte berührte — ernsthaft war für Ulrich Jaxtehausen nur eines: das Geschäft — und eine jähe Veränderung in seine Züge kam. Die schmalen Lippen kniffen sich zusammen, die Augen wurden groß, hell, wach und unangenehm, ein Zug von Härte und Rücksichtslosigkeit, vermischt mit scharfer Intelligenz, trat in das magere Gesicht mit den vortretenden Backenknochen. In solchen Augenblicken, da plötzlich aus einem gutmütigen, geschwätzigen, alten Mann mit schlohweißem Haar und schon etwas zitternden Knien eine unsympathische, beherrschende Persönlichkeit wurde, begriff man, daß Ulrich Jaxtehausen der Begründer der großen Berliner Bank gewesen war, begriff, daß er noch heute von Fachleuten als Finanzgenie angestaunt wurde.

Wenn aber Jaxtehausen geglaubt hatte, daß sich ihm heute, wo er als guter Bruder die Schwester, da sie zum erstenmal wieder gesund im Kreise ihrer Kinder dasaß, beim gemütlichen Familienkaffee besuchte, unenthüllte Dinge enthüllen würden, so hatte er seine Partner falsch beurteilt.

Annemarthe wandte gleichmütig das rosige Gesicht zu ihm und sagte mit wundervoll gespielter Ruhe: „Ach, der Hubert redet seit Jahr und Tag so viel! Bist Du dumm, Ully, Dir das in die Ohren blasen zu lassen! Er wird sich hüten, unreines Wasser auszugießen, ohne reines zu besitzen. Obwohl er gewiß auch ein guter Bankier wäre — so gescheit wie er ist."

„Was Du nicht immer für schöne Dinge von uns weißt, Onkel, an denen nichts Ganzes und nichts Halbes ist! Und immer was Liebenswürdiges! Immer Zuckerbonbons! ‚Papierfritze' — ich wette, diese Etikette ist bei Jaxtehausen gedruckt worden." Theo, der Älteste, sprach es mit blitzenden, gelben Augen. Er saß neben Jaxtehausen und klopfte dem Onkel leicht und boshaft und respektlos auf die Schulter. Er war offenbar das einzige von den Kindern, das den Sinn der freundlichen Rede verstanden hatte. „Bei Jaxtehausen gedruckt!" wiederholte er noch einmal beißend.

Jaxtehausen sah scharf und geärgert in das kecke, junge Gesicht.

„Du gleichst Deiner angenehmen Tante da oben, Bürschchen" — er zeigte mit der Spitze des stets neben ihm stehenden Stockes nach der Decke hin — „kannst es noch weit bringen im Leben, Du Schlingel!"

Die Mädchen und der dreizehnjährige Edgar schauten verwirrt und verständnislos in die geärgerten Gesichter und machten sich mit ihren Kaffeetassen zu schaffen. Annemarthe aber sagte energisch in die Schwüle hinein zu Theo: „Ich glaube, es ist Zeit, in Dein Arbeitszimmer zu gehen," und als er die Veranda verlassen hatte, begütigend zu Jaxtehausen: „Er ist ein Streichholz, das aufglimmt, wenn er meint, der Vater oder ich würden verletzt."

„Ach, dummes Zeug!" brummte der geärgerte Jaxtehausen. Was — wollten die denn hier ihn dumm machen, Annemarthe und der Bengel? Oder wußten sie wirklich nichts? Oder sollte die ganze Sache wahrhaftig eine Ente sein? . . .

Er wurde nachsinnlich, und Annemarthe schenkte ihm sacht die dritte Tasse Kaffee ein.

„Was ist denn mit Deinen Verwandten nebenan, Marthe?" sagte Jaxtehausen mittendrein. „Der Edmund ist mir vorhin begegnet, hält mich an den Knöpfen fest, wie es so seine gute Gewohnheit ist, weil ihm sonst jeder davonläuft, um seiner Langeweile zu entgehen . . Nun also, er führt mich an den Knöpfen als sein Opfer bis hierher und erzählt mir, sein Junge sei plötzlich erkrankt, und dann seine Tochter — und schluchzt: soeben habe sich auch seine Frau gelegt . . ."

Annemarthe hob erschrocken den Kopf. „Krank? Aber davon weiß ich ja gar nichts. Was soll es denn sein?"

Im selben Augenblick fühlte Jaxtehausen unter dem Tisch eine schmale Mädchenhand wie eine Klammer sein Gelenk umspannen und sah zugleich ein Paar Augen starr und wie beschwörend auf sich gerichtet. Es waren die Augen Luciens, seiner ältesten Nichte, deren Sanftmut sonst in der Familie sprichwörtlich war.

Jaxtehausen begann zu verstehen. Ach so — Annemarthe sollte nichts wissen. Was diese Adrians immer für übertriebene Sachen an sich hatten ...

„Gar nichts soll es sein," sagte er grob und erhob sich. „Du weißt doch, der gute Edmund ist immer der Weinerliche. Ein verdorbener Magen war es — oder so etwas. Ich weiß es wahrhaftig nicht mehr. Vielleicht hat sich die schöne Bernhardine auch nur zu blaß gepudert."

Er nahm brummend Abschied und humpelte, auf seinen Stock gestützt, den langen Korridor entlang. Lucie begleitete ihn.

„Mutter soll es nicht erfahren," sagte sie sanft.

„Ja, ja, ich verstehe — ich verstehe schon," knurrte er, „Du hast mich ja kräftig genug gekniffen. Nun, wie Ihr meint. Als ob Diphtheritis gleich der Tod wäre —"

Hinten saß unterdessen Theo am Mikroskopieren. Des Onkels Besuch hatte ihn in dieser Lieblingsbeschäftigung gestört. Nun arbeitete er wieder. Gespannt und mit einer zähen Hingebung. Wie gesammelt erschienen alle seine Lebenskräfte in dieser Arbeit. Wer das junge Gesicht da über das Mikroskop gebeugt sah, ahnte den Forscher, der mit versunkener Liebe in seinem Stoff lebt.

Und doch war noch die große blaue Ader, das Erbteil und Zeichen Vanderhoutenschen Jähzorns, auf Theos Stirn geschwollen; dann und wann murmelte er zwischen seiner Arbeit: „Die Kröte, die giftige Kröte." Und diese „Kröte" war doch der Onkel, der im Grunde Theo Vanderhouten stets Sympathie eingeflößt hatte ... Er war so wundervoll unsentimental, der Alte — und Theo spürte und liebte die harte Kraft, die hinter dem allen steckte. Heute aber hatte Jaxtehausen an eine wunde Stelle Theos gegriffen, und nur der Respekt vor der sanften Mutter hatte ihn gebändigt.

Theo war jetzt von dem Mikroskop aufgestanden, da er nebenan die muntere Stimme des Vaters hörte. Der in der Arbeit aufgelöste Zorn ballte sich wieder von neuem in dem Jüngling. Mochten sie da unten doch ihre eigenen Wege gehen, mochten sie doch! Eine Bitterkeit saß in Theo, die um so stärker war, weil er deutlich fühlte, daß die Kraft und Intelligenz auf seiten Onkel Huberts war, wie sie auf seiten Onkel Ulrichs war. Aufstrebende Mächte ... Ja, sie hatten recht und doch nicht recht. Immer war Erfolg, Vorwärtskommen und Kraft in allem, was Onkel Hubert angeregt hatte. Er war ein Wager und Schöpfer — — Theo wußte mit seinen bald siebzehn Jahren und seiner wachen Intelligenz genug von den geschäftlichen Vorgängen, um das zu verstehen. Gewiß — und doch war's unten ekelhaft — und nicht nur durch die Tante, die „klingende Schelle", wie Theodor sie, des Bibelwortes gedenkend, oft schaudernd genannt hatte — nein, alles war verbogen und zuwider da. Und lächerlich dazu ... Ja, lächerlich. Jeder sprach, und keiner hörte zu, jeder ging seinen Schritt, und trat er dem andern auf den Fuß, so merkte man's nur an dem gereizten Widerwort des Betroffenen ...

Und wieder blickte Theo liebkosend auf sein Mikroskop. Ja, auch bei ihnen hatte es Kämpfe gegeben, lange harte Kämpfe. Der Vater hatte sich so schwer darein gefunden, daß sein Ältester nicht in das Geschäft eintreten und seine Zukunft in der Wissenschaft sehen wollte. Aber über all diesen Kämpfen hatte die milde Hand der Mutter geschwebt, hatte geglättet, versöhnt, verstehen gelehrt. Und wenn er auch noch so sehr mit dem Vater aneinanderprallte, es war kein Groll in ihm zurückgeblieben ...

Theo öffnete die Tür seines Zimmers und blickte auf die Glasveranda, wo die Eltern zusammenstanden. Hand in Hand, die beiden Gestalten von dem warmen und frohen Licht des Sommers umflossen — und in der Art, wie sie einander anschauten, sich einander zuneigten, die gute und starke Liebe von Menschen, aus der nur Gutes wachsen kann.

Der Sohn zog die Tür wieder leise ins Schloß. Im Nebenzimmer hörte er den kleinen Gotthold mit dem Nachbarhahn um die Wette in den Sommer hineinkrähen, der da blau und leuchtend über den Gärten lag — —

✠ ✠ ✠

Der Sommer schenkte in diesem Jahr eine auserlesene Pracht. Der kleine wohlgepflegte Garten der Vanderhoutens erschien, als der Juni die Mitte überschritten hatte, wie ein Nest von blühenden Rosen und schwellenden, langsam reifenden Früchten. Die niedrigen Stachelbeersträucher waren bedeckt mit Beeren, unzählige Früchte blickten von den alten Walnußbäumen, und am Spalier, das die anmutig geschwungenen Rasenflächen umspann, bildeten sich kleine, grüne Äpfel. Von der niedrigen Mauer zum Park des Kriegsministeriums schimmerte der Jasmin weiß und duftschwer, der wilde Wein, der die zu den Geschäftsräumen im Hochparterre führende Treppe umrankte und das hohe Haus dicht und verschwiegen umkleidete, war in diesem Jahr bis zu dem sonst so kahlen Balkon der Noncontenta hinaufgeklettert und hatte Gärtnerarbeit für sie getan. Auf den schmalen Wegen des Gartens aber schimmerte es weiß von den leis herabsinkenden Blumenblättern der Akazien, und rings um den Kinderwagen, wo an einem schönen Sommertage in der Spätnachmittagsstunde der kleine Gotthold schlief, atmete alles die wundervolle und jubelnde Freudigkeit des Sommers.

Daneben aber wehte durch diesen sommerlichen Reichtum, da alles von reifer Fülle zu brechen, zu bersten und zu prangen schien, ein schwermütiger Hauch. Wie oft im Augenblick höchsten Glückes und höchster Kraft das unheimliche Schauern, das zitternde Ahnen der Vergänglichkeit durch die Schöpfung geht . . .

Die Läden an den Fenstern des Nachbarhauses waren geschlossen, und in dem grünen Winkel des Vanderhoutenschen Gartens schritt über die weißschimmernden, blütenüberschneiten Wege Annemarthe langsam und traurig, den Ausdruck eines tiefen und jähen Kummers in den lieblichen Zügen — im schwarzen Kleide, auf dem Arm den schwarzen gehäkelten Schal, den ihr die sorgliche Lucie für die Abendstunde aufgedrungen hatte.

Ihre Blicke gingen immer wieder aufs neue nach dem Nachbarhause, und immer neue Tränen quollen in ihre Augen.

‚In acht Tagen gesund und tot — alle drei — in acht Tagen . . .‘ wiederholten diese Blicke, diese Tränen stets aufs neue.

Und neben dem Kummer war noch etwas anderes in den zugleich fest und bestimmt und doch auch wieder weich erscheinenden Zügen Annemarthens. Etwas anderes — wie eine Frage, ein Vorwurf — ein Selbstvorwurf . . .

Nein, niemand hatte daran gedacht, als hier nebenan alles drüber und drunter ging, als Bernhardine und die beiden Kinder mit der giftigen Krankheit rangen, vergebens rangen, nach Christine zu schicken. Wie sollte man auch! Der Gedanke an die schöne Christine Vanderhouten hatte keinem in der jähen Not kommen können. Ihr Bild stand verschwommen und bedeutungslos im Hintergrunde. Aller Verlangen und Denken war unbewußt zu der einen gegangen — der einen, von der man wußte, daß sie wie kein anderer in der ganzen Familie zu pflegen verstand. Deren kleine, weiße, blaugeäderte Hand bisher noch sorgend und lindernd auf der Stirn jedes erkrankten Kindes, sei es eines ihrer eigenen, sei es eines ihrer Verwandten, geruht hatte.

Aller Verlangen und Denken war zu der einen gegangen, um dann scheu zurückzuweichen. Denn Annemarthe war ja eben von einem späten und schweren Wochenbette aufgestanden, war die Mutter des kleinen, hilflosen Kindes, das gerade erst dem Leben in die Augen zu blicken begann . . .

Und Adrian Vanderhouten, der der geliebten Frau wie stets jeden Schmerz und Kampf zu ersparen versuchte, hatte mit seinen Kindern eine Mauer um Annemarthe gezogen, so daß sie von der schweren Gefahr da drüben erst hörte, als alles längst vorüber und es für jede Hilfe zu spät war.

Annemarthe in seinen Arm bettend, hatte Adrian ihr dann sacht und rücksichtsvoll alles erzählt. So sacht und rücksichtsvoll, daß sie später nicht zu sagen gewußt hätte, in welchem Moment die Furcht vor dem Schrecklichen und dann die Gewißheit sie zuerst gepackt hatte . . . Und dann hatte er ihr tröstend davon gesprochen, wie Irma, die mit der englischen

Erzieherin auf Wunsch des Arztes von Anfang an in den alten Festsaal abgesondert worden sei, ganz verschont wäre — wie Edmund nun doch dieses Kind geblieben sei und wie er schon davon gesprochen, daß Annemarthe ihm nun später bei der Erziehung der Tochter zur Seite stehen müßte.

Und doch ging Annemarthe über die blütenbeschneiten Wege mit schwerem und belastetem Herzen. Fremd waren ihrer reinen, strengen Frauenseele die hochmütige Regina wie die stolze Bernhardine stets geblieben, und ein abweisender Zug hatte sich oft um Annemarthens Lippen geformt, wenn sie das Gebaren und das Leben da drüben sah. Keine Brücke führte aus ihrer Welt in die Welt und Empfindungsweise dieser Frauen.

„Die Kinder sollen nicht soviel um die Mutter weinen," hatte Bernhardine zu Annemarthe im Gespräch gesagt, als sie nach dem Tod der vergötterten Schwester in das Haus des Schwagers kam, um den Verwaisten beizustehen. Und Annemarthe hatte zustimmend mit dem Kopf genickt. Das junge Mädchen hatte recht: Kindern sollte man, soviel es nur geht, eine freudige Jugend erhalten, man sollte sie nicht immer aufs neue um die verlorene Mutter sich abgrämen lassen — —

Ja, so hatte Annemarthe es gemeint und zustimmend genickt.

Bernhardine fuhr erklärend fort: „Denn das viele Weinen schadet den Augen. Sie verlieren den Glanz, und er kommt später nie wieder ganz zurück."

Mit befremdetem, ungläubigem Staunen hatte Annemarthe den Kopf zurückgebogen, auf das schöne Mädchen hinstarrend. „Sie verlieren den Glanz —" War es möglich, diese „Puppe", wie Annemarthe sie jetzt in ihren Gedanken entrüstet nannte, dachte in diesem Moment an solche Dinge! Und doch trauerte sie offenbar wahrhaft um die Schwester, die sie abgöttisch geliebt hatte. Was waren das für Menschen, die in keinem Augenblick von solchen Torheiten absehen, der Eitelkeiten vergessen konnten.

Ja, so hatte Annemarthe damals gefühlt und so hatte sie im Grunde während all der Jahre gefühlt, da die schönen Frauen des Vetters durch die Gemächer des alten Hauses, durch den einsamen Garten dahingeschritten waren. Niemals hatte sie Duldsamkeit oder gar Verstehen diesem Geschlechte gegenüber gelernt, das die Herrlichkeit des eigenen Leibes mit einer tiefen Andacht, mit einer krausen und verstiegenen Phantasie pflegte.

Und die vielen verschnörkelten Schränke des Nebenhauses mit den zahllosen, weißen und gelblichen und seidenen Negligees, den weichen, schleppenden Sammetkostümen, den spitzenverbrämten, schwebenden Gewändern — sie waren für Annemarthe nur eine Sammlung von Torheiten und unnützen Eitelkeiten geblieben. Wenn der Moschus- und Puderduft zu ihr hinwehte, so hob sie den hübschen Kopf in einer tiefen und gesunden Verachtung all dieser „Künsteleien". Sie stieß nicht Luft durch die Nasenlöcher, wie es die Noncontenta in solchen Momenten mit erhöhter Energie zu tun pflegte, aber ihre Seele stieß dafür diesen Hauch in ihrer Weise von sich, weit und verächtlich von sich.

Dies alles aber war aus Annemarthens Empfinden in dieser schweren Abendstunde, da sie einsam durch den duftenden Garten ging und nur der kleine Gotthold in seinen weißen Betten den ruhigen Kinderschlaf hier unten schlief, hinweggeschwunden. Sie fühlte nur in ihrem einfachen, starken Gefühl, daß dem unglückseligen Mann die heißgeliebte Frau, die beiden schönen Kinder hinweggeraubt seien, daß er einsam, ohne Hilfe der Verwandten, an ihrem Kranken- und Totenbette gestanden hatte — allein in dem alten Hause, da jeder scheu vor dem Gifthauch der Krankheit flüchtete.

Annemarthe stieg langsam die weinumrankte Treppe hinauf. Wollte man aus dem Garten wieder zu den höheren Stockwerken, so mußte man durch die im Hochparterre gelegenen Geschäftsräume nach der Vordertreppe gehen. Wenn man nicht den anderen Weg wählte und sich durch den schmalen, dunklen Kellergang tastete, der, die gleiche Linie wie oben der lange Korridor beschreibend, Vorderhaus und Garten verband — dieser merkwürdige, geheimnisvolle Gang, den Annemarthe heute wegen der kühlen und feuchten Luft nach der sommerlichen Wärme

draußen scheute. Als sie aber nun einige Stufen der Treppe hinaufgestiegen war, blieb sie unwillkürlich stehen und schaute wehmütig über die niedrige Mauer auf den Nachbargarten. Er erschien heute, da die weißblühende Pracht der Obstbäume lärgst verweht war, mit dem wild wuchernden Efeu und der verfallenen Fontäne, auf deren Rande die Tauben auf und nieder spazierten, noch weit verlassener und verfallener als an jenem Frühlingsmorgen, da die schönen Gestalten dort ihren sonderbaren Totenreigen getanzt hatten.

Und jetzt, wie Annemarthe in Weh erschaudernd stille stand, sah sie mit einemmal nebenan an der Pforte die unansehnliche, wunderliche Gestalt, die an jenem Maientage dort ihre mahnende, rufende Stimme hinausgeschickt hatte, die Hände zu ihr hinaufstrecken.

„O, Annemarthe, Du warst immer so gut mit mir —“

Sie sah das alte, unglückliche Gesicht. Die Tränen schossen ihr in die Augen.

„Edmund, Du armer, armer Edmund! Daß ich Dir gar nicht helfen konnte!“

Er war näher herangetreten. So nahe, daß sie von ihrem erhöhten Platze jede Falte, jede Linie des verzweifelten Gesichts sah.

Wieder hob er flehend die gefalteten Hände zu ihr.

„Annemarthe, Du warst immer so gut mit mir — Annemarthe, Irma hat sich nun heute auch gelegt — — Ich weiß, es ist Unrecht, Dich zu bitten. Aber Du bist die einzige, die mir sagen kann, wie es steht“ — es zuckte um seine welken Lippen — „die einzige, die sie mir vielleicht noch retten kann . . .“

Annemarthe stand einen Augenblick ratlos still. Ihre Gedanken gingen blitzschnell zu Adrian, zu den Kindern. Ihr Blick flog zu dem Kinderwagen, wo ihr kleiner Gotthold schlief . . . Nein! Sie durfte nicht. Nein. Dann aber sah sie wieder die Augen des Alten in hilflosem Flehen an ihrem Gesicht hängen. Sie sah ihn, wie er einsam dastand, er, der in acht Tagen die schöne Frau, die beiden Kinder begraben hatte — er, den das Leben immer getreten, zertreten hatte.

Das Mitleid schlug über Annemarthe zusammen. Sie warf das schwarze Wolltuch um die Schultern, tastete sich hastig, ohne noch einen Blick auf den Kinderwagen zu werfen, ohne zurückzuschauen, durch den langen Kellergang hindurch und lief hinüber in das Nachbarhaus.

Der Tod stand am Kopfende. Das Kind war verloren.

Annemarthe wußte es, sowie sie ans Lager der armen Irma getreten war, die man unten in dem alten Festsaal gebettet hatte.

Alles lag kraus und wirr umher. Der Hauch des Todes wehte durch den großen, unheimlichen Raum, in dem vor wenigen Tagen die Särge der Dahingegangenen gestanden hatten. Von den Wänden schauten die Bilder der schönen Frauen unheimlich rufend zu der letzten ihres Geschlechts hinab . . .

Mit ihrer leisen, sorgenden Mutterhand ordnete und bereitete Annemarthe alles. Sie wußte, daß es vergeblich sei. Und hilflose Verzweiflung überkam sie, als sie den Alten, verfallen, eine Ruine, dastehen und auf das Kind, seinen einzigen Besitz, das einst so schöne Mädchen, blicken sah, das schon halb bewußtlos in den Kissen lag . . .

Annemarthe hörte die Stimme des Arztes. Sie sah ihn eintreten, sich über die Kranke beugen. Seine Haltung sagte ihr, was sie schon wußte. Wie im Traum hörte sie van Kols Worte, hörte die Vorsichtsmaßregeln, die der Arzt ihr für sie selber gab.

Als er hinausschritt — er wollte in wenigen Stunden zurückkehren — trat sie hastig neben ihn auf den Korridor. Das alte verzweifelte Gesicht Edmunds, das Bewußtsein ihres eigenen Glückes und Reichtums stieg vor ihr auf. In einer jähen Aufwallung preßte sie die Hände des Arztes: „Doktor, Doktor, dieses Kind darf nicht sterben — Sie müssen es retten — Retten Sie, retten Sie! — Dieses Kind darf nicht sterben!“

Kopfschüttelnd blickte der Arzt auf die händeringende Annemarthe. War das dieselbe Frau, die da so sanft mit dem dunklen, tief hinabgescheitelten Haar und den stillen, sorglichen Bewegungen am Bette gesessen, mit ruhigen, mütterlichen

Händen alles bereitet hatte? Wer hätte geglaubt, daß solcher Sturm aus dieser Natur hervorbrechen könnte!

Sanft machte er seine Hände von ihr frei.

„Liebe Frau! Sie scheinen noch zu meinen, daß wir Ärzte über Leben und Sterben bestimmen . . .“

Die ganze Nacht wachte Annemarthe mit dem Arzte an dem Bett der bewußtlosen Irma. Am Morgen war das Kind tot.

Nie hat sich Annemarthe in späteren Jahren erinnern können, wie sie an jenem Abend in das Nachbarhaus hinüber, wie sie am Morgen zu den Ihren zurückgekommen war — — —

Als die Beerdigung vorüber war, verließen die beiden Familien Vanderhouten auf Wunsch des Arztes für einige Wochen das Haus, um eine gründliche Desinfektion vornehmen zu lassen, und bezogen in der Nähe von Berlin Sommerwohnung.

Annemarthe nahm den verlassenen Edmund mit sich aufs Land, und erst nach Monaten kehrte der Alte in das einsame Haus zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Als der Spätherbst einzog, war über dem Portal am Hochparterre des stattlichen Neubaues in der Behrenstraße, auf den sich Ulrich Jaxtehausens Augen schon seit Monaten spähend und forschend hinter den goldgeränderten Brillengläsern gerichtet hatten, in einfachen und mächtigen Lettern eingegraben der Name einer neuen Firma zu lesen: „Hubert Vanderhouten. Bankgeschäft.“

Die geschäftliche Loslösung der beiden Brüder hatte sich scheinbar in großer Ruhe vollzogen, welche inneren Zerrungen, Kränkungen oder Verschiebungen von Gefühlen dabei auch vor sich gegangen sein mochten. Im alten Erdgeschoß in der Wilhelmstraße arbeitete Adrian nun allein weiter, wie er es seit vielen Jahren dort mit dem Bruder getan hatte. Es war beschlossene Sache, daß der zweite Sohn, Edgar, sowie er das Einjährigen-Examen bestanden hatte, in das Geschäft des Vaters eintreten sollte. An Theo war nicht mehr mit Fragen und Bitten gerührt worden. Annemarthens sanfte Hand hat sich schützend über ihren Ältesten gebreitet, über den ernsten Forschertrieb, den sie mit ihren guten und sicheren Instinkten als etwas Echtes, vor Antastung zu Bewahrendes fühlte. Die Gefühle Theos aber für den Onkel und ‚alles da unten‘ waren nicht eben besser geworden, seit die geschäftliche Loslösung das Opfer des Vaters, den ältesten intelligenten Sohn für die Wissenschaft frei zu geben, noch verschärfte.

In der Behrenstraße aber hob sich nun der stattliche Neubau, und über dem Portal grüßte in mächtigen Lettern: „Hubert Vanderhouten. Bankgeschäft.“

Es war ein kaltes und häßliches Allerheiligen in diesem Jahr. Der Wind pfiff die Behrenstraße entlang, als Ulrich Jaxtehausen mit hochgeschlagenem Kragen, den immer gebückten Rücken noch mehr gekrümmt als meistens, fest auf den Stock gestützt, aber mit langsamen Schritten und prüfenden Blicken entlang schritt. ‚Ein guter Bau und eine gut eingeleitete Sache‘, sagten diese Blicke.

Soll man glauben, wenn man's nicht weiß, daß aus dem Sumpf Wasserlilien von betörendem Reiz wachsen? Wer hätte denken mögen, wenn man's ihm nicht gesagt, daß der junge Mensch an Jaxtehausens Seite der Sohn des Alten mit den schon zitternden Knien, dem gekrümmten Rücken, dem mageren Gesicht mit der scharfen Hakennase war! Es war schwer, sich Jugendanmut reicher, blühender, vollendeter vorzustellen, als sie aus dem schönen, siegesgewissen Gesicht Oskar Jaxtehausens lachte, aus jedem Glied des geschmeidigen und zugleich kraftvollen Körpers sprach. Eine naive Einbildung lag um den schwellenden Mund, in den übermütigen, halb begehrend und halb verträumt blickenden Augen. Die Ohren, die kurze Nase waren fein geschnitten, das Kinn weich und schön gewölbt. Nur ein schmaler Saum zeichnete die Oberlippe, aber der starke dunkelblonde Backenbart gab dem hellen Gesicht mit den frischen Farben das sichere Gepräge der Männlichkeit.

Das war der Stammhalter, der zukünftige Geschäftsinhaber, das einzige Kind Ulrich Jaxtehausens. Aber es war keine Milde in dem Blick, mit dem der Alte den schönen Sohn jetzt umfaßte, aus dessen blauen, halb begehrenden und halb ver-

träumten Augen bisher auch freilich mehr die Erinnerung an den Sieg über manchen leuchtenden Frauennacken denn ein Versinken in die großzügigen geschäftlichen Kombinationen des Vaters sprach.

Geschäftliche Kombinationen!

Auch jetzt, wie Ulrich Jaxtehausen seltsam sinnend auf den Sohn, den einzigen, sah, war es nicht liebende Vatersorge, die den Ausdruck seiner Züge prägte. Es schien weit eher, als ob er über ein Geschäft, ein weit ausgesponnenes, in ferner Zukunft realisierbares, nachdächte, in dem dieser Sohn mit den blauen Augen und den schwellenden Lippen ein wichtiger Faktor sei ...

„Schwer reich — der Hubert Vanderhouten," sagte er gedämpft und wies mit der Spitze des Krückstocks leicht gegen das Portal, über dem die einfachen und mächtigen Lettern sich hoben. „Schwer reich. Gut fundiert alles."

Oskar Jaxtehausen hob gleichgültig den schönen Kopf und blickte auf den stattlichen Bau.

„Wie haben sich denn eigentlich Adrians in die Sache gefunden?" sagte er leichthin, nur eben um etwas zu sagen, ein Gähnen unter der schlanken Hand verbergend. Was gingen ihn im Grunde diese Dinge an! Einstweilen saß er in Hamburg, saß da gut und vergnügt, und wenn er auch später zurückkehren und bei der Berliner Bank eintreten sollte — zunächst war das doch noch im Weiten. Was gingen ihn die Dinge hier an — die Vanderhoutensche Neugründung und dies alles? Hamburg aber war nahe — Oskars Gedanken umfaßten dies Nahe ... Eine eigentümliche nervöse Belebtheit kam in das junge Gesicht, etwas Unruhiges, Flimmerndes in die blauen Augen. Die vollen Lippen öffneten sich. Hamburg war nahe — — Für seine aufzitternden Nerven und Sinne näher als das stattliche Bankhaus, das Ulrich Jaxtehausens kühle, kluge Gedanken umkreisten.

„Wie sollen sie sich finden," sagte Jaxtehausen jetzt mit einem starken Unterton von Geringschätzung. „Solange sie konnten, leugneten sie die ganze Sache ab. Mir selber ins Gesicht — der Theo, der Bengel. Und selbst Deine Tante Marthe, die nie ein Wässerchen zu trüben scheint. Und da nun die Sache dasteht" — die Blicke umflogen wieder achtungsvoll den hohen Bau — „nun karrt das Adriänchen eben weiter. So gut und so schlecht es geht. Seide werden sie nicht spinnen."

Er stand einen Moment still und hob wieder leicht den Krückstock gegen das Portal hin. „Aber da ist Zukunft, Oskar! Da ist Zukunft!"

Es war, als ob eine geheimnisvolle Kraft von der Spitze des leicht gegen das Portal gehobenen Krückstockes ausging. Denn eben in diesem Moment öffnete sich das Tor, und Christinens elegante Gestalt trat mit ihren steten, ruhigen und abgezirkelten Bewegungen heraus. Neben ihr steuerte Annemarie in Festtagskleidung. Die vierschrötige Backfischgestalt in eine schöne Pelzjacke gemummt. Der neue Hut saß nicht recht auf dem straff zurückgestrichenem Haar, wie dies so Annemariens Schicksal war. Kein Hut saß auf ihrem Kopf, und sie sah oft mit einem linden Staunen, wie gar anmutig sich diese Dinger auf ihrer Mutter schönem Haupt und dem anderer Frauen ausnahmen. Die Grazie war dem Stern von Utrecht nicht in die Wiege gelegt worden.

Jaxtehausen war auf Frau Christine zugetreten. Sein Schritt war eine Mischung von Stampfen und Humpeln.

„Schöne Frau! Das nenne ich Glück! Die Damen haben wohl eben da drinnen alles bewundert? Nun alle Achtung! Der Bau kann sich sehen lassen, Frau Christine, und sein Inhaber auch. Und seine Damen erst!"

Dabei hatte Jaxtehausen mit einer bei ihm seltenen Liebenswürdigkeit in Ton und Haltung Frau Christinens Handschuh mit seinen dürren Lippen berührt, um dann Annemarie wohlwollend zuzunicken. Oskar stand ein wenig belustigt über die Begegnung. Seine Blicke wanderten von der eleganten Frau zu der schonungs- und geschmacklos in den dicken Pelz gesteckten Annemarie. Herrje! was die mit dem Mädchen machten ...

Er hatte Annemarie immer gut leiden mögen, wenn er sie bei den Verwandten getroffen hatte, aber heute war sie zu schauderhaft ausstaffiert.

„Na, Annemarie," sagte er freundlich, nachdem er Frau Christine begrüßt hatte,



Bauer aus Leutasch.
Gemälde von Walter Thor.

und die weißen Zähne blitzten hinter den schwellenden Lippen. „Wir sind ja schon fast eine Dame geworden, seit ich Dich nicht gesehen habe. Aber den Pelz solltest Du nicht tragen, der kleidet Dich nicht," fügte er prüfend hinzu. „Wenn man Dich in dem Untier sieht, denkt man gar nicht, daß Du immer besser turnen konntest, als alle Deine Brüder."

Annemarie war rot geworden, als der große elegante Oskar sich zu ihr wandte. Sie war es nicht gewohnt, allzuviel beachtet zu werden.

„Ach, Du meinst, es sei der Pelz, der mich so dick macht," sagte sie linkisch. „Nein, glaube das nur nicht. Ich bin einmal so ungeschlacht."

„Was Du nur denkst!" Oskar drückte ihr in seiner gewinnenden Art die Hand zum Abschied. „Ich meine, Du kannst ganz zufrieden sein. Gib acht, wenn ich im nächsten Jahre wiederkomme, bist Du ein schönes erwachsenes Fräulein und guckst mich nicht mehr an."

Er sah noch den strahlenden Blick, der aus den braunen Mädchenaugen zu ihm aufflammte. Ein paar Minuten später aber hatte er die Begegnung völlig vergessen. Während der Alte stumm neben ihm herstampfte und nur dann und wann gedämpft murmelte: „Ein gut fundiertes Geschäft. Sehr gut fundiert . . ."

⌘ ⌘ ⌘

Zweiter Abschnitt.

Ein spätes kühles Frühjahr lag über den einsamen Gärten am Park des Kriegsministeriums.

Die Sonne war eben sacht hinter den hohen Baumgruppen zurückgeschlichen. An dem blaßblauen Himmel zeichneten sich die Linien der schmalen, noch ganz glanzlosen Mondsichel.

In dem van Kolschen Garten, wo die Fontäne längst ausgetrocknet war und Moos und Erde das kleine Becken füllten, hatte nur die Kastanie zu grünen begonnen. Die Birnbäume zeigten erst helle, schimmernde Knospen auf dem schwarzen Holz. Unter ihnen gurrten die Tauben lauter und beharrlicher als in früheren Zeiten, denn jetzt störte sie niemand mehr, und der kleine Garten lag nun ganz traumhaft und versunken wie eine üppig wuchernde Wildnis da.

Nebenan aber schritt langsam über den schmalen Kiesweg, die Mutter liebevoll am Arm führend, Theo dahin, dem jetzt schon ein schwarzes Schnurrbärtchen die Oberlippe säumte. So ein kleines verzagtes Schnurrbärtchen, an dem der Student bei jeder tunlichen und untunlichen Gelegenheit zerrte und riß, als ob solche Mißhandlung dem geliebten und unansehnlichen Kinde mehr stattliche Daseinsfülle und imponierende Kraft verleihen könnte.

Gar behutsam aber führte er die Mutter, deren schon zur Fülle neigende Gestalt er jetzt um Kopfeslänge überragte. Und nun hielten sie mitten in ihrem Gespräch inne und lauschten. Lauschten über die niedere Mauer hin in den Park, wo auf einem der knospenden Bäume ein großer schwarzer Vogel saß und süße Töne in die Abendluft hineinklingen ließ.

Noch ein anderer junger Gast in dem Gärtchen war ganz still geworden, als die Drossel so lieblich zu flöten begann. In der Ecke am Sandhaufen, das wollene Mäntelchen über dem langen weißen Mädchenkleid, stand eine kleine Gestalt mit weißblonden Locken und großen Traumaugen in einem zarten Gesichtchen und horchte, horchte, den Kopf andächtig zur Seite geneigt. Und erst als der süße Sang verhallt war, setzte sie sich wieder auf die unterste Treppenstufe zu dem grauen Kater, den sie da mit weichen, zärtlichen Kinderhänden streichelte und kraute.

Das war der ‚Kleine' — Gotthold — der Spätling, den Annemarthe immer noch nicht ganz den Mädchenkleidern entfremdet hatte, obwohl der Vater und die großen Brüder schalten und in Gotthold den Mann sehen wollten. Aber der Mutter schien der Kleine so wunderlieblich mit seinem schmalen Gesichtchen in den weißen Mädchenkleidern. Und so hatte sie bis zu diesem Frühjahr, da der vierte Geburtstag nahte, eine letzte Frist erwirkt.

Der Kleine wanderte überhaupt so seltsam unter den großen Geschwistern dahin. Es war, als habe er sich noch nicht so ganz in diese merkwürdige Welt eingelebt, in der die anderen Kinder Adrians

und Annemarthens sich doch schnell und gut, jedes in seiner Weise, zurecht gefunden hatten. Nicht nur bei dem süßen Gesang der Drossel, sondern fast stets hielt Gotthold den kleinen Kopf mit den weißblonden Locken ein wenig zur rechten Schulter geneigt, so daß es schien, als ob er mit den großen, unschuldigen, staunenden Traumaugen in die Welt hineinhorche. Meist sah man ihn in Gesellschaft des grauen Katers, der, sonst scheu und zurückhaltend, immer um Gottholds Stuhl herumstrich und von dem Kleinen in einem merkwürdigen und geheimnisschweren Kinderdeutsch als „Kroschentitentauri" begrüßt und liebkost wurde. Wie Ursprung und Bedeutung dieses Namens in Dunkel gehüllt war, so begriff auch kein anderer die zärtlichen Gefühle, die der kleine Gotthold für das allen anderen Menschenaugen nicht eben sonderlich reizvoll erscheinende Katzengeschöpf hegte. Gewiß aber war, daß Kroschentitentauri, von anderen Seiten öfters mit Fußtritten und wenig einladenden Blicken als mit Zärtlichkeiten bedacht, nur unter der Berührung von Gottholds schmaler Kinderhand den grauen Katzenrücken oft und gern mit befriedigtem Schnurren zu einem schönen und stattlichen Buckel rundete.

Und wie der Kleine hier Empfindungen empfing und schenkte, die den Mitgliedern der jüngeren Vanderhoutenschen Linie sonst recht fremd waren, so besaß er in seinem Kindermädchen, das schon vor Jahren mit der Familie vom Rheine hierher gezogen war, eine zweite von allen angestaunte Liebe. Neigte Gotthold den Lockenkopf zur Seite und rief mit seinem zärtlichen Kinderstimmchen: „Blauseidenaugelchen!", so gab sich ein Unbefangener fröhlich der guten Hoffnung hin, nun irgendein liebliches Frauenbild hereinschweben zu sehen. Bis sich die Tür öffnete und, brummend und scheltend zu allen Tageszeiten, ein graues, häßliches, mißvergnügtes Geschöpf, mit seinem bürgerlichen Namen Villa Raueisen geheißen, ins Zimmer trat, mißtrauische Blicke aus ein Paar kleinen Triefaugen um sich schickend. Erst bei einer genauen Prüfung dieser anmutenden Triefaugen entdeckte der enttäuschte Besucher dann unter gelinden Schauern der Seele in einer grünblauen Färbung der Iris den realen Grund des geheimnisvollen Kosewortes.

Indessen nahm man in der Familie Gottholds Zärtlichkeiten den beiden, anderen so wenig verlockend erscheinenden Geschöpfen gegenüber mit der gleichen Duldung hin, mit der man dem sanften und verträumten Spätling manches andere zugute hielt. Lange Zeit war es eine Freude der großen Brüder gewesen, dem Kleinen, der die Umlaute in diesen Jahren noch immer nicht recht beherrschen konnte, mit ehrbarer Miene vorzusprechen: „Sag' doch mal — Gottholdchen — sag': ‚Der böse Löwe ist müde' —", worauf Gottholdchen sehr ernsthaft, sehr eifrig, sehr mühsam, die großen Augen weit geöffnet, sein: „Der bose Low ist mud" hervorbrachte. Das Spielzeug des Hauses, ging der Kleine doch sein eigenes und gesondertes Leben, und neben der Hingebung an „Kroschentitentauri" und „Blauseidenaugelchen" und der guten Liebe zu seinem Mütterchen und einer besondern Freundschaft für den alten Onkel Edmund zitterten in seiner Seele noch andere Regungen. Vor allem eine innige Anhänglichkeit an den großen Bruder Theo, die sich fester und fester in Gotthold einnistete und wohl ursprünglich aus dem Stolz entstanden war, daß ein so „ganz großer Herr", wie Theo, wirklich der Bruder des kleinen Gottholds war.

Annemarthe hatte manches Mal zufrieden gelächelt, wenn sie den großen und den kleinen Sohn Hand in Hand einträchtig dahinwandern sah oder Theo das Brüderchen auf seinen Knien das „Hopp, hopp, Reiterlein" lehrte. Aber als jetzt Gotthold nach einer Weile sich ihnen näherte und Theos Knie schmeichelnd umfaßte, scheuchte sie ihn mit einer leisen Handbewegung — denn bei Gotthold bedurfte es kaum je eines härteren Befehls — hinweg und nickte zufrieden, als Lucie an der Gartentür erschien, um das Brüderchen hinaufzuführen.

Denn Annemarthe wollte in dieser Abendstunde mit Theo allein sein. Morgen fuhr er in die Welt hinaus — morgen trennte er sich zum ersten Mal von ihr. Sie sah in ihren Gedanken ihren Ältesten in die rheinische Universitätsstadt, die ihre eigene Heimat war, einziehen. Sie sah ihn durch die Bonner Straßen wandern — auf den

„Alten Zoll“ steigen und auf ihren geliebten Rhein hinblicken... Sie sah seine Augen glänzen in Jugendkraft und Wissensdurst. Und immer wieder gingen ihre Blicke zu ihm, der, schlank und elastisch, sie am Arme führte und strahlend von seiner Zukunft, seinen wissenschaftlichen Plänen erzählte. Alles lag vor ihm, das ganze reiche, herrliche Leben! Er brauchte nur in die Welt hineinzugreifen — — Und die guten Kameraden, die mit ihm zogen! Lustige und ausgelassene Stunden winkten da neben der ernsten Arbeit — —

Mit ihren guten Mutteraugen blickte Annemarthe ihn von der Seite an, während er überschäumte von Lebenslust und Hoffnungen. „Junge, Junge! So froh wirst Du nicht noch einmal in die Welt hineinziehen!“

Sie stand still, bog seinen Kopf zu sich nieder und küßte ihn bewegt auf die klare, lebensvolle Stirne, hinter der die klugen Gedanken kamen und gingen. Und er sah die leisen Tränen in ihren Augen. Tränen, halb Freude, halb Wehmut. Wieder zog er ihren Arm in den seinen, und wieder gingen sie miteinander über die schmalen Kieswege dahin, während den Himmel im Westen sacht eine gelbliche Färbung zu umziehen begann.

Und Theo sprach nun mit der Mutter von ihren Dingen, wie er es als ihr Ältester, ihr Berater gewohnt war. „Sieh, Mutter, Du kannst doch nun wirklich zufrieden sein. Wie sie sich ineinander einarbeiten — Vater und Edgar! Nicht wahr?“

Annemarthe nickte gedankenvoll. „Ich hätte es nicht geglaubt. Noch vor einem Jahr ward der Vater oft nervös bei der raschen Art. Jetzt aber, es ist seltsam, hat er Zutrauen zu ihm gewonnen.“

„Ja, Mutter. Und mit Recht! Edgar hat wahrhaftig Geschäftsinstinkte. Fast etwas von Onkel Hubert.“

Sie schwiegen. Sie dachten beide das gleiche. Daß es seltsam sei, wie eine sonst so unerhebliche Natur wie Edgar doch geschäftliche Qualitäten besitze.

Dann faßte Theo der Mutter Arm wieder fester. „Wie Edgar heute so bescheiden von der von ihm eingeleiteten Sache sprach! ‚Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln, Theodor,‘ meinte er nachher wie abbittend über sich selbst zu mir. Er war bezaubernd in seiner einfachen Art, Mutter! Ja, über den können wir froh sein... Und wie sich Lucie entwickelt. Wirklich schön wird das Mädchen.“

„Sie gleicht meiner Mutter Zug für Zug.“

Theo nickte. Das Bild der Großmutter erstand vor ihm, wie er es über dem Nähtisch der Mutter in dem altertümlichen Rahmen so oft bewundert hatte. Das Bild der alten schönen Frau mit den ganz regelmäßigen Zügen und den weißen steifen Locken an den Ohren nach der Sitte ihrer Zeit. Annemarthe hatte den Kindern gar manches Mal von ihr erzählt. Mit sechzig Jahren war sie an einem schönen Sommernachmittage mit einer Teerose in der Hand sanft eingeschlafen. Eine blumenhafte Schönheit schien dies stille Hinübergleiten zu umschweben.

„Ja, Lucie,“ fuhr Theo behaglich plaudernd fort, „an ihr hast Du nun eine rechte Hilfe. Ach, Mutter es ist doch weit besser, wie alles jetzt ist — unbelastet und unbeirrt von den anderen.“ Sein Blick streifte das erste Stockwerk. „Sie kommen heute abend?“

„Ich konnte es ihnen nicht abschlagen. Aber was die Loslösung betrifft — vielleicht hast Du recht.“

„Nein, gewiß habe ich recht. Und Du und der Vater werden es immer mehr fühlen. Lieber klein, aber frei und unabhängig.“

Er hob den jungen energischen Kopf und redete weiter in seiner guten und liebevollen Art — suchte ihr alle Sorgen von der Seele zu sprechen.

So gingen sie auf und ab in dem stillen Garten, während die Nacht sich hinabzubreiten begann und die Mondsichel ein starkes und silbernes Licht gewann. Und Annemarthe fühlte die lebensvolle Kraft, die von dem Sohn ausging. Immer wieder betrachtete sie ihn mit stolzen und zugleich sorgenden Mutteraugen. Morgen zog er aus. Morgen flog er aus dem Nest — ihr Ältester — ihr frischer, froher, tatkräftiger Theo mit dem heißen Wissensdrang —

Von oben winkte jetzt eine weiße Mäd-

chenhand in die Abendluft. Luciens Stimme klang hinunter: „Mutter — Theo — kommt schnell! Tante Bethchen ist gekommen und schilt, daß sie auf Euch warten muß.“

⁂ ⁂ ⁂

Ja, die Noncontenta schalt. Der Atem ging kurz und stoßweise durch die breiten Nasenlöcher, und dann und wann warf sie ihren kurzen, harten Husten in die Welt hin. War es eine Sache, einen zum Abendessen einzuladen und die Gäste dann warten zu lassen! Und warum? Weil man unten in der Nachtluft promenierte?

Lucie meinte begütigend: „Sie haben wohl noch manches zu besprechen, Tante.“

„Unten im Mondschein, Kind? Anders geht es nicht?“

„Ich glaube, der Abschied wird Mutter doch recht schwer,“ sagte Lucie gedämpft, indem sie der Tante das Kissen im Sessel zurecht legte und ein Bänkchen unter ihre Füße rückte.

Die Noncontenta schob den Fußschemel mit einer abweisenden Bewegung eines ihrer kurzen Beine energisch von sich.

„Ja, Lucie, Deine Mutter hätte den Theo festbinden sollen ... festbinden. Mit ihrem Schürzenband dicht an sich.“ Sie stieß wieder Luft durch die Nase. „Überhaupt Euch alle. Dann hätte sie Euch wohl nahe genug.“

Es lag etwas in der Luft des Adrianschen Heims, was die Noncontenta dauernd reizte. Was dachten sich denn eigentlich diese Menschen! Es war ja gewiß schön — alle diese Liebe und Wärme und Rücksicht — aber was dachten sich diese Menschen! War das etwa das Leben? Ging man etwa in Watte gepolstert hindurch? Kratzte, biß und zwackte es nicht jeden bei jedem Schritt an einer oder gar vielen Stellen? Was sollte also dies alles? Was dachten sich diese Menschen?

„Ja, Tante, also morgen geht es fort in die Fremde!“ Theo hatte sich neben die Tante an den Teetisch gesetzt und mühte sich vergeblich, den verstoßenen Fußschemel unter ihre Füße zu schieben.

„Annemarthe, sage Deinen Kindern, daß sie mich mit dem Dings da nicht länger martern. Meine Beine sind kurz — gut! Aber durch die Holzbank werden sie nicht länger, und ich stoße mich nur gegen die Zehen. Du gehst fort, Theo — in die Fremde —“ Sie sah, wie Annemarthe leis und gedankenvoll mit dem Kopfe nickte — „Was heißt das: ‚in die Fremde?‘ Als ob wir hier nicht alle in der Fremde wären!“

Wer die Noncontenta nicht kannte, hätte glauben mögen, daß hier eine religiöse Betrachtung sich anbahne. Daß sie davon reden wolle, wo unsere wirkliche Heimat sei, und daß wir alle auf dieser Erde ja nur Fremde wären. Oder Ähnliches. Aber die Noncontenta stand mit der Religion nicht in nahen und nicht in guten Beziehungen. Und ihre Nichten und Neffen wußten auch genau, worauf sie hinaus wollte und welche Wendung erst folgte, wenn sie so einsetzte. Sie saßen denn auch alle jetzt still und geduldig um den Teetisch, und selbst Adrian, der eben eingetreten war, drückte der Schwester nur stumm die Hand und machte keine Miene, sie bei ihrem wohlbekannten Lieblingsthema zu stören.

„Fremde! Heimat! Als ob es in Berlin jemand gäbe, der hier wirklich zu Hause, der hier eingesessen ist! Wir Vanderhoutens doch wahrhaftig allesamt nicht. Wir sitzen hier, trinken unseren Kaffee oder auch Tee, und der Adrian sucht mit Papier, der Hubert jetzt an der Börse sein Vermögen zu vergrößern. Aber eingesessene Bürger — so wie es unsere Eltern in Amsterdam und Deine Eltern, Annemarthe, am Rhein waren — sind wir doch wahrhaftig nicht. Und wer ist es hier? Die Handvoll Menschen, die es sind, machen doch diese Stadt nicht aus. Was sie ausmacht, sind Fremde von Süd und Nord, von Ost und West hergeweht.“

„Ja, Fremde!“ Sie sah sich herausfordernd am Teetisch um, obwohl niemand, wie er auch über dies alles dachte, ihr zu widersprechen begonnen hatte und, als sie schwieg, eine fast bedrückende Pause eintrat.

Dann sagte Theo endlich mit einer Sanftmut, die der Noncontenta, seiner steten Gegnerin, gegenüber teils aus wirklicher Übereinstimmung in diesem Falle, teils aus der Abschiedstimmung entsprang: „Ja, Tante, Du hast wohl recht, und ich

habe es oft gedacht. Alle die hier leben, wenn man von den ganz wenigen absieht, die im Grunde gar nichts bedeuten und der Stadt und dem Leben, wie es heute ist, gewiß nicht den Stempel leihen, sind Fremde, Hergewehte, die erst Wurzeln zu fassen beginnen. Die dem Leben hier, wie es jetzt zu toben beginnt, sich erst anpassen, von ihm geprägt werden — wie sie es ihrerseits in ihrer hundertfach verschiedenen Eigenart prägen und stempeln, die, wie Du richtig sagtest, aus Süd und Nord, aus Ost und West hergeweht ist. Aber das finde ich gerade das Bunte und Schöne und ich meine auch wieder Heimatliche hier — sieh, daß wir Vanderhoutens zum Beispiel hier in unserem stillen Winkel sitzen und so viel Eigenes aus dem Westen mitgebracht haben und nun hier mittun und auch wieder in unserer Weise an allem mitwirken und mitbestimmen."

Die Noncontenta hustete kriegerisch zu Theo hin. „Du willst also so etwa sagen: Du hast Berlin mitgeschaffen, schaffst es mit. Und so ist es Deine Heimat."

„So etwa. Ja, und es ist nicht so lächerlich, wie Du es hinstellen möchtest, Tante." Er hob den dunklen, lebendigen Kopf. „Ja, ich habe Berlin mitgeschaffen — ganz gewiß."

Während die Worte hinüber und herüber gingen, hatte niemand beachtet, daß die Klingel draußen getönt hatte, auf dem Korridor Stimmen hörbar wurden und Lucie leise hinaus geglitten war. Theos letzte Worte klangen noch laut und energisch, als Hubert und Christine Vanderhoutens Gestalten im Türrahmen erschienen.

„Was! Du hast Berlin mitgeschaffen, Junge? Du!" rief Hubert laut und scharf.

Jede Silbe kam schneidend und hart hervor, und die Stimme hatte jenen Unterton von Brutalität, der immer vorklang, wenn irgend etwas Hubert Vanderhouten gereizt hatte und ein mühsam beherrschter Unwille in ihm tobte. Dieser mühsam beherrschte Unwille prägte sich in den beiden schweren, senkrechten Stirnfalten, die heute besonders tief eingegraben waren, in der geschwollenen blauen Ader und in der Art, wie Hubert Vanderhouten mit lauten und starken Schritten sich dem Teetisch näherte. Es war seltsam, wie sehr er, wenn solcher mühsam niedergehaltene Jähzorn in ihm kochte, an ein schönes königliches Tier im Käfig erinnerte, das den heißen Atem des Zornes und der Wildheit ausströmt. Ein schönes königliches Tier im Käfig, dessen Wut sich gezwungenerweise nur in starke und jähe Bewegungen umsetzen kann. — In vergangenen Zeiten, als Ulrich Jaxtehausen noch die ältere Linie Vanderhouten mit kühler Nichtachtung behandelte, hatte er einmal gegen seine Schwester Martha geäußert, der Hubert sei doch eigentlich noch immer eine nicht ganz gezähmte Bestie ... wie denn überhaupt allen Vanderhoutens etwas mehr Zivilisation nichts schaden könnte. In den letzten Jahren fielen solche Bemerkungen über Hubert Vanderhouten nicht mehr von des Bankdirektors schmalen Lippen. Doch Annemarthe kamen sie unwillkürlich in den Sinn, als sie den Schwager sich heute dem Teetisch nähern sah.

Im übrigen wußte jeder der Anwesenden, selbst die zwölfjährige Eva, die an ihrem Ei schälte, daß es geraten sei, dem Onkel, wenn er so eintrat wie heute, mit Engelssanftmut zu begegnen. Ja, wenn ihn etwa die Lust anwandeln sollte, zu behaupten, der Juli sei doch der allerkälteste Monat des Jahres, nach einer scheinbaren leisen Überlegung zu erwidern, er habe wohl recht — und jedenfalls müsse man nach den Erfahrungen der letzten Zeit ihm zustimmen. Die Töne, die zuweilen, wenn eine Auseinandersetzung zwischen dem Onkel und seinen Söhnen stattfand, nach oben und unten drangen, waren vielsagend genug. Man wußte, daß Frau Christine die Doppelfenster an der hübschen Veranda nicht lediglich, um die Winterkälte abzuwehren, hatte einsetzen lassen.

Ja, man hütete sich, den Löwen zu reizen, wenn er so eintrat wie heute abend. Aber das königliche Tier mit dem Rest unzähmbarer Wildheit wirkte immer noch sympathischer als Frau Christine in solchen Momenten. Die Art, wie sie in den Augenblicken, da ein Ausbruch Huberts gefürchtet werden konnte,

die Augen märtyrerhaft niederschlug, wie sie in übertriebener Weise die Stimme senkte und modulierte — die maßlose und beleidigende Sanftmut ihrer Bewegungen, der überlegene und verzeihende Hochmut, den sie ihrem jähzornigen Manne gegenüber ausdrückte: alles weckte unwillkürlich Sympathie für Hubert.

Heute zudem wußten fast alle, daß seine Gereiztheit einen ernsten und verzeihlichen Grund hatte. Bereits seit einigen Monaten hieß es, daß die ältesten und angesehensten Berliner Bankfirmen ein Konsortium zur Übernahme der neuen Anleihe des Deutschen Reiches zu bilden beabsichtigten, und in der letzten Woche war dieses Konsortium in der Tat ins Leben getreten. Es war eine Art Ehrensache, zum Beitritt aufgefordert zu werden. Fast alle größeren aufstrebenden Firmen hatten sich erfolglos bemüht, den Ring, den die alten seit Jahren eingesessenen Namen bildeten, zu sprengen und sich dem Konsortium einzureihen. Nur bei Hubert Vanderhouten schien man zunächst, dank einer diskret aber sehr energisch betriebenen Agitation Jaxtehausens, eine Ausnahme machen zu wollen. Schließlich bewirkten doch mancherlei Bedenken, Rücksichten auf ältere Häuser, daß noch im letzten Augenblick die angesehene, aber doch erst vor wenigen Jahren gegründete Firma bei der Aufforderung übergangen wurde.

Bei Adrians hatte die sympathische Stellungnahme Jaxtehausens Staunen erweckt. Nur Theo war nicht überrascht.

„Er lenkt doch schon seit Jahren Onkel Hubert gegenüber ein," sagte er vertraulich zu den Eltern.

„Ja, gewiß — er ist zahm geworden, Junge. Aber man sieht nicht recht weshalb," erwiderte der Vater.

„Du sagst ja stets, Onkel Ulrich gebe nichts, wo er nicht das Dreifache sicher habe."

„Das Dreifache? Das Sechsfache! Ulrich ist immer Nummero Sicher gegangen, und ein Herr von Geben war er überhaupt niemals."

„Aber was sollte ihn hier bestimmen?" fragte Annemarthe unschuldig.

Adrian zog die Schultern hoch; „Wer kann wissen, was dahinter steckt — irgendeine geschäftliche Manipulation wahrscheinlich. Eine Hand wäscht die andere. Vielleicht braucht er Geld zu einem größeren Wurf und weiß, daß es bei Hubert zu finden ist. Vielleicht denkt er an eine Verschmelzung — —"

Theo lächelte. „Ja, Verschmelzung ... Aber ich wette, eine andere als Ihr meint: Als er neulich Annemarie hier traf, war er wie Honig ..."

Die Eltern blickten ihn zuerst verständnislos an. Dann sagte Annemarthe kopfschüttelnd: „Ach Unsinn, Junge, was Du Dir da zusammen braueſt! Oskar wird gerade an Annemarie denken."

Aber Theo ließ sich nicht einschüchtern. „Oskar nicht — aber der Onkel. Er hat schon früher Annemarie stets so freundlich am Zopf gezogen. So schelmisch ist Onkel Ulrich sonst wahrhaftig nicht."

Ja, Theo hatte seine Instinkte, und das ungläubige Kopfschütteln der Eltern beirrte ihn nicht.

Ja, Theo hatte seine Instinkte. So war er auch am Abschiedsabend heute zunächst ganz still, da er die senkrechten Falten auf Onkel Huberts Stirn gesehen hatte. Ließ gelassen über sich ergehen, daß die Rede über sein Heimatsgefühl in Berlin von dem Onkel ins Lächerliche gezogen wurde.

Bald freilich wurde dann Hubert auch ganz gefügig. Des Neffen Auffassung paßte ihm, nachdem er die „Mitwirkung" bei der Entwicklung Berlins genügend verhöhnt hatte. Es war etwas in Theos Worten, was dem Bankherrn gelegen kam. Denn je mehr das Geschäft aufblühte und an Ansehen gewann, um so mehr liebte es Hubert Vanderhouten, sich als Berliner zu fühlen und betrachtet zu werden.

Er trommelte mit der Hand auf dem Tisch: „Unsere Kinder sind doch fast alle geborene Berliner! Meinethalben nicht ‚geborene.' Aber sie sind Berliner, sind hier aufgewachsen — sind hier groß geworden. Dagegen ist gar nichts zu sagen, Bethchen!"

Die Noncontenta stieß Luft durch die Nasenlöcher.

„Hier aufgewachsen! Hier groß geworden! Was das heißen soll! Sie

haben mit dem alten Berlin, wie es noch vor zwanzig Jahren war, so gut wie nichts zu tun — wissen nichts davon. Sie sind geborene Berliner, zum Teil — ja. In Gottes Namen! Klebe ihnen eine Etikette auf, Hubert: ‚Geborene Berliner —‘ Aber was bedeutet es? Das heutige Berlin, das sie kennen, hat ja keinen Hauch mehr von dem alten. Und was ist dies heutige Berlin? Ein Sammelsurium.“

Hier fiel Theo energisch ein. „Sammelsurium? Ja, nenne es immerhin so. So wie es heute ist und wie wir es werden sehen, gerade so lieben wir es — gerade so, Tante! So ist es für uns Heimat geworden — in seiner Buntheit, seiner Aufwärtsentwicklung, mit seinem hastigen Atem!“

Diesem Ausbruch folgte ein lebhaftes Hin und Her von Meinungs- und Empfindungs- und Gefühlsäußerungen der jüngeren und älteren Generation. Ein Ineinander- und Durcheinanderwogen und Tönen von Stimmen, aus dem sich kein einheitliches Gespräch entwirren wollte.

Christine, die schweigend neben Theo gesessen hatte, steifte den schönen Oberkörper gegen die Lehne ihres Sessels zurück und senkte die Lider sekundenlang, wie gequält. Ihre Leidensmiene, die in stummer Hoheit das „Getöse“ um sie ablehnte, verdroß den stets wachsamen Theo.

„Nun, Tante, Du findest uns Vanderhoutens wieder Kannibalen — nicht? Mit unserem Geschrei und unserem Kampfe?“

Sie schüttelte, nachdem sie noch einmal sekundenlang die Augen geschlossen, den Kopf. Aber diese sanfte Ablehnung war nur eine besonders hochmütige Form der Bestätigung, wie unpassend und degoutant sie den Lärm um sich empfand.

„Ich bin's nicht gewöhnt. Du weißt, bei uns zu Hause war es anders. Meine Mutter hätte ich hier sehen mögen! Aber man gewöhnt sich — man gewöhnt sich ...“

Ein gelinder Schauer überlief Theo bei dieser Erinnerung. Die Großmutter Fabricius! In seiner allerersten Kindheit hatte er die alte Dame in ihrem schleppenden schwarzen Seidenkleide einmal bei seiner Mutter gesehen. Er erinnerte sich, wie sie steif auf dem Sofa gesessen hatte und daß, als er hineingeführt wurde, ihm gewesen war, als ob sie über ihn wegsähe, ihn eigentlich gar nicht sähe, obwohl sie ihm die Hand entgegenstreckte — Und endlose Perioden, lang hinrollende Sätze, die nie enden zu wollen schienen, hatten sich über seine arme Mutter ergossen, die still mit einem merkwürdigen, ermüdeten Gesicht neben der alten Frau saß und ihre Pflicht tat...

‚Die nie endenden Sätze und das Interesse für Kinder hat die Tante wohl von ihr geerbt,‘ dachte Theo bei sich, während er geduldig dasaß und Christinens Konversation zu lauschen schien.

„Bei uns zu Hause war es anders — Du weißt! Wenn ich denke — meine Mutter! Es fällt einem immer wieder ein ... Kein lautes Wort habe ich je gehört. Und wenn erst mein Vater zu Hause war ... Bei den Mahlzeiten durften wir Kinder überhaupt nicht sprechen.“

Theo dachte, daß die Tante sich für das erzwungene Schweigen wohl in späteren Lebensjahren schadlos gehalten hätte —

„Und der Verkehr in unserem Hause! Du weißt wohl: mein verstorbener Vater war Syndikus bei den Grafen Terk — und wir gingen da ein und aus. Es war eben alles anders. Aber man gewöhnt sich — man gewöhnt sich!“ Ihr Oberkörper strammte sich wieder. „Und was Du da eben meintest mit der Buntheit — ich will Dir sagen, Theo: Bei uns in Hamburg, da war's wirklich kosmopolitisch. Man sah etwas — hier und dort ... Wer nach Hamburg kam und etwas war, kam eben zu uns. Gott, wenn ich denke! Ich muß oft lächeln, wenn ich Deine Mutter höre. Lieber Himmel — andere Verhältnisse! Was haben meine Geschwister und ich als Kinder nicht alles gesehen und erlebt. Wer verkehrte nicht bei uns —“

Sie versank gleichsam in ihren Erinnerungen, blickte dann mit gesenkten Lidern auf ihre Hand.

Theo wußte, daß nun die Stunde gekommen war, da die Geschichte der Ringe erzählt wurde, aber er war entschlossen, dieser Stunde um jeden Preis zu entfliehen.

Und eben in diesem Moment öffnete sich die Tür, und Edmund van Kols unansehnliche, zusammengesunkene Gestalt schleppte sich herein. Das Seltsamste an des Alten Erscheinung, die nach dem Tode seiner Angehörigen noch wunderlicher und unansehnlicher geworden war, da aus Edmund van Kol jede Lebenskraft gewichen schien, — das Seltsamste waren die glänzenden braunen Haare über dem Knäuel von Falten und Runzeln, aus dem sich erst bei genauer Betrachtung das alte gute Gesicht mit dem jetzt schlohweißen Backenbart und den traurigen Augen hinter den Brillengläsern entwirrte.

Hilflos, wie er eintrat, ward er sogleich von Annemarthe und Lucie liebevoll empfangen und sorglich zu einem Sessel geleitet. Und Theo, als der Löwe des Abends, benutzte diese schöne Gelegenheit, sich zu Onkel Edmund zu flüchten und so der Geschichte von den vier Ringen zu entgehen.

Mählich lenkte nun das Gespräch um den Teetisch in ruhigere Bahnen ein, und als die Uhr elf schlug und Frau Christine schon mehrfach hinter der schönen Hand ein verzeihendes Aufgähnen verborgen hatte, erhob sie sich würdevoll. Dies bildete das Signal zum allgemeinen Aufbruch. Ein paar Minuten später waren die Gäste die Treppen hinuntergestiegen, man hörte oben das energische Türezuschlagen der Noncontenta, und bald darauf hatte Theo mit einem kurzen Händedruck, da er die Mutter nicht aufregen wollte, den Eltern gute Nacht gewünscht.

Allein geblieben, stand er noch eine Weile am offenen Fenster auf der Veranda und blickte in die Nacht hinaus. Die Sterne funkelten scharf. Dazwischen leuchtete die schmale silberne Mondsichel. Geheimnisvoll in tiefem Schweigen lagen die Gärten, der weite Park. Ganz in der Nähe hörte man einen Brunnen rauschen.

Theo schwang sich aufs Fensterbrett und bog sich weit hinaus in die Nacht. Morgen! Seine Augen leuchteten, das junge Gesicht glänzte in strahlender Erwartung. Ein edles Roß voll Tatkraft und Mut, das brannte, in die Reitbahn des Lebens hineinzustürmen. Ein edles Roß voll Tatkraft und Mut.

Ein Wolke verhüllte einen Augenblick die Mondsichel, glitt über die Sterne ...

⌘ ⌘ ⌘

„Was hast Du getan? Hast Du die Belege, die Hotelrechnungen Wonsacks für mich durchgesehen? Was hast Du getan? Du hast nichts getan!"

„Nein. Nichts."

„Warum hast Du nichts getan?"

Keine Antwort. In dem feinen, blassen, hochmütigen Gesicht Gerharts zuckt es nur ein wenig. Wie kann man diesem Mann eine Antwort geben, diesem Mann, der da schreit und tobt — diesem Mann, der sein Vater ist —

„Warum hast Du nichts getan, Du Schlingel — Du Zeitvertuer — Du Garnichts — Du Garnichts, Garnichts!"

An dem „Garnichts" wächst Hubert Vanderhouten fest.

„Du Garnichts! Garnichts! Garnichts!" Seine Stimme überschlägt sich. Er stößt mit der Faust auf den Tisch.

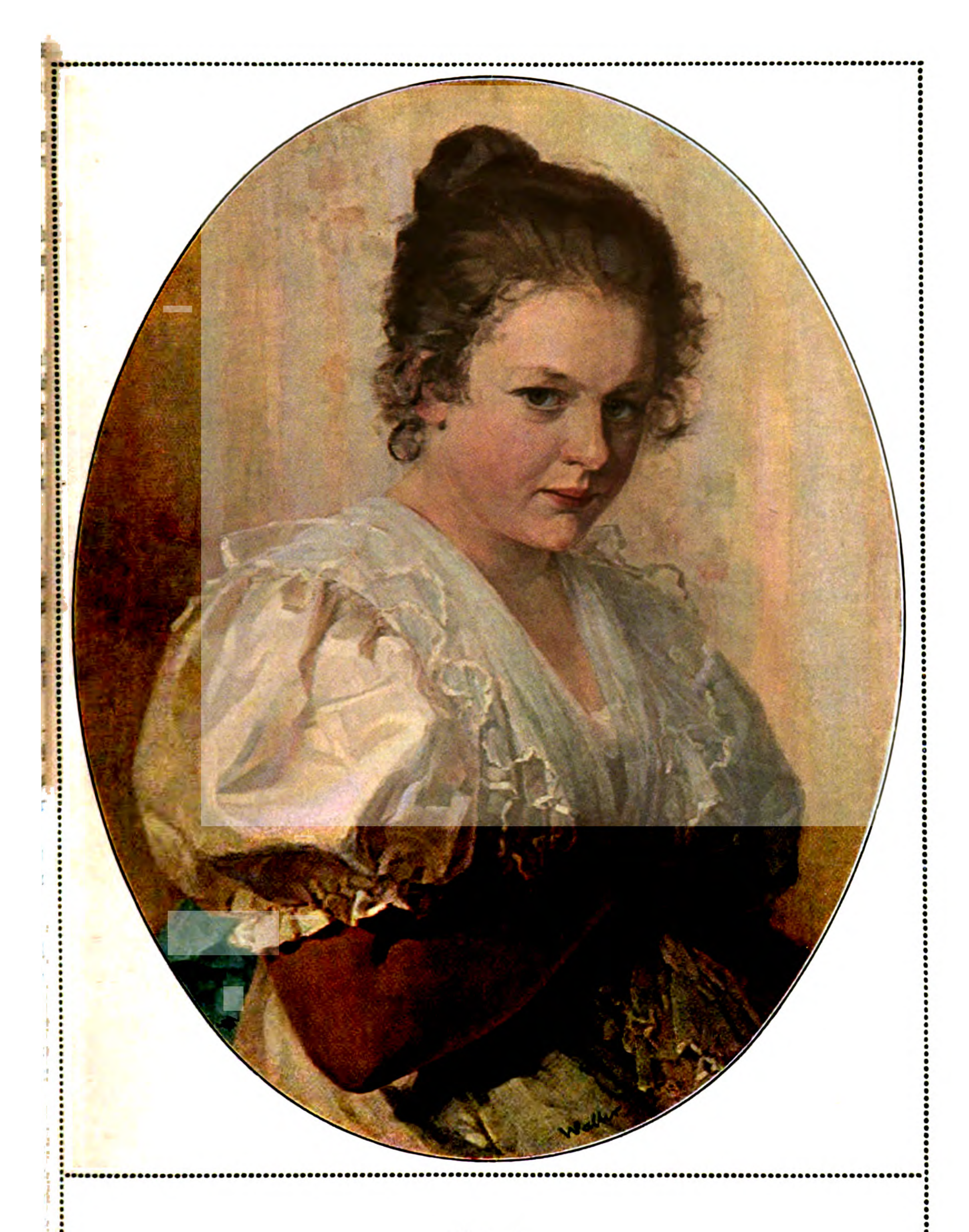
„Garnichts!" Er brüllt, er tobt —

Ohne den geringsten Versuch einer Verständigung, belästigt, ein wenig gequält sieht Gerhart auf den tobenden, schreienden, wütenden Mann.

„Garnichts! Willst Du wenigstens sagen, daß Du bedauerst. Ich schwöre Dir, ich schwöre Dir —"

Hubert Vanderhouten spricht in der Erregung: „schwöäre, schwöäre." Die Ader auf seiner Stirn ist beängstigend angeschwollen.

Gerhart bewegt mit einer abwehrenden Gebärde die Schultern. Nur Ekel und Müdigkeit spricht aus seinem Gesicht. Er denkt, er könnte sagen: ‚Weil ich keine Lust habe, die Geschäftsspesen Deines Prokuristen zu kontrollieren — weil ich es unanständig, gemein finde, durch mich, den Siebzehnjährigen, den Unterprimaner, diesen Mann beaufsichtigen, mit ein paar Mark Mehrausgaben ärgern zu lassen, an diesem Mann zu knausern, der Dir so viel genutzt hat. Weil ich das alles unanständig, gewöhnlich finde ...‘ Aber er schweigt. Er weiß: Der andere, der sein Vater ist, wird ihn doch nicht verstehen. Wird nur wütend



Bildnis.

Gemälde von Walter Thor.

werden über seine Einwendungen, über seinen Widerspruch — wird noch mehr schreien, noch mehr toben, wie er so oft geschrien, getobt hat.

„Du Garnichts! Garnichts! Was bist Du? Was wärst Du ohne mich, Deinen Vater, ohne den Hubert Vanderhouten? Ein Betteljunge. Ein Nichts. Du Gernegroß! Garnichts! Willst Dich wohl noch aufspielen! Aber ich schwöäre Dir, ich schwöäre —“

„Kann ich nun gehen?“ sagt Gerhart dazwischen ruhig, unbeteiligt, beleidigend gelassen.

„Gehen! — Schreib mir das auf! Schreib mir das auf! Nachdem Du nichts, nichts getan hast, fragst Du auf die Vorhaltungen Deines Vaters ob Du nun gehen kannst? Schreib mir das auf!“

Gerhart steht eine Weile unbeweglich, die eine Hand lässig in der Tasche des eleganten englischen Anzugs. Dann macht er eine Bewegung dem Ausgang zu.

Hubert tritt zwischen ihn und die Tür. „Schreib mir's auf!“ keucht er. Sein Gesicht ist rot und gequollen.

Gerhart senkt die Lider; sein Mienenspiel, die Art, wie sich die schön geschwungenen Brauen verziehen, erinnert an seine Mutter. Nur spricht bei Gerhart etwas Echtes aus dem gequälten Zucken des Gesichtes, aus der Art, wie er die Augen jetzt leise schließt.

Dieser fruchtlose, zwecklose Lärm! Was will der Vater nur noch . . .

„Was soll ich?“ fragt er müde.

„Aufschreiben, Aufschreiben!“

Gerhart zuckt die Achseln. Auch das noch! Was soll die Komödie? Liegen in der Schublade des alten Sekretärs nicht schon genug ähnliche Zettel? Muß diese Sammlung heute durchaus noch bereichert werden?

Aber Hubert hat schon den kleinen silbernen Bleistift aus der Westentasche gezogen.

Und Gerhart, müde, resignirert, halb gelangweilt, halb gequält, schreibt mit seiner kleinen, komplizierten, grundstrichlosen Schrift: „Ich fragte auf die Vorhaltungen meines Vaters, daß ich nichts für ihn getan habe, ob ich gehen könnte . . .“

Mit der Miene, wie wenn man einem Wahnsinnigen oder Kinde den Willen getan hat, will er das Blatt in die alte Mahagonischublade legen

„Datum! Datum!“ ruft Hubert außer sich, wütender über den kalten Gehorsam, als ihn jede Widersetzung gemacht hätte.

Gerhart kritzelt das Gewünschte hin.

In diesem Augenblick geht die Tür auf, und Christine rauscht in den vornehmen Raum, von dessen Wänden es wüst zurückschallt.

„Ihr tobt wieder — Ihr schreit — Gerhart, muß das denn sein?“

Ihre Mienen drücken ungemessene Verachtung aus. Von einem Versuch, hier zu glätten, zu vermitteln, sprechen sie nicht — —

„Ich schreie?“ Gerharts Gesicht verzieht sich mit trübem Spott. „Ich glaube, Du irrst, Mutter!“

Und ohne weiter etwas zu erwidern, ist er still, müde hinausgegangen.

Huberts mächtige Gestalt schreitet wortlos, schwer atmend auf und ab. Plötzlich steht er still vor seiner Frau. „Einen angenehmen Sohn hast Du da herangezogen. Hübsches Bürschchen.“ Sein Atem geht keuchend. „Der Bengel! Der Garnichts! Der Nichtstuer! Soll nur nicht glauben, daß er mit den Dingen bei mir weiter kommt! Herr von Habenichts! Betteljunge! Großmaul! Deine Erziehung, Christine — Deine Erziehung!“

Christine strammt den Oberkörper. Ihre Augenlider senken sich mit dem verzeihenden märtyrerhaften Ausdruck. Sie tritt an den Schreibtisch, zieht die Schublade auf. Ihre kühlen, schlanken Finger fassen nach dem obersten Zettel. Dann streifen ihre Augen flüchtig die anderen.

Es ist eine stattliche Sammlung, die sich hier gehäuft hat: „Ich habe meinem Vater heute erwidert, daß er und alles, was er mir sagt, mir gleichgültig ist.

16. Februar 1886.“

„Ich habe meinem Vater bemerkt, daß jede Auseinandersetzung zwischen uns zwecklos sei, da er mich doch nicht verstehen könne.

10. Februar 1886.“

„Ich habe heute meinem Vater geantwortet, daß ich mit einem vor Wut Sinnlosen nicht disputiere.

9. Februar 1886.“

Dazwischen lagen Zettel von einer anderen — unangenehmen, schrägen — Knabenschrift beschrieben.

„Ich habe meinem Vater heute erwidert, er sei ein Prahlhans, ein Schreihals, und ich tue, was ich wolle....

11. Januar 1886."

„Als mein Vater mir die Zigarre weggenommen und zertreten hat, die er mir fünf Minuten vorher geschenkt hatte, habe ich ihn einen Wüterich genannt, der mit niemand Frieden halten könne.

6. Januar 1886."

Christinens Hand glättet mechanisch die Papierstreifen. Dann schließt sie mit der ihr eigenen Akkuratesse die Schublade und zuckt resigniert mit den Schultern. Hinter sich hört sie Hubert weiter poltern.

Inzwischen geht Gerhart langsam nach hinten in das Gartenzimmer, das im vorigen Jahr, indem man die Wand zur Veranda niederriß, bedeutend erweitert wurde. Ein reizvoller Springbrunnen ist in der Mitte angelegt und der ganze helle, luftige Raum durch reichen Ausschmuck mit Blattpflanzen, mit Palmen und Araukarien in eine Art von schwebendem Garten verwandelt worden.

„Es setzte wohl Krach mit dem Alten?" ruft Konrad aus dem nebenanliegenden Billardzimmer Gerhart zu. Dieser nickt kurz und schließt die Tür.

Mit müdem Unbehagen blickt er aus dem grünen, kühlen Raum hinaus in die Gärten, wo die Obstbäume jetzt in weißschimmernder Pracht stehen. Es ist etwas in diesem reichen Blühen, was Gerhart in diesem Augenblicke quält. Er wirft sich in einen der zierlichen Korbsessel und bedeckt das blasse, nervöse Gesicht mit den Händen. Das wird also so weiter gehen — mittags, nachmittags und abends ... Wer Ruhe hätte — — —

※ ※ ※

Annemarie kam eben von einem Gang aus der Leipziger Straße mit einem Haufen kleiner Pakete zurück. Ihr Gesicht glühte. „Puh, ist das heiß!"

Sie warf die Handschuhe ab und trat vor den Spiegel.

Der weiße Strohhut mit den Maiglöckchen und den zarten Chiffonschleiern, an sich ein Märchengebilde von Anmut und Duft, wollte zu keiner Einheit mit Annemariens Kopf verschmelzen. Wie dies eben nun einmal ihr Schicksal bei allen Hüten der Welt war, ob es flache Tellerhüte oder kecke Boleros, unternehmende Amazonen oder kleine sittsame Kapotten waren. Der Hut und Annemarie — das verbindende „und" war in jedem Fall ein Irrtum.

Mit anderen Toilettegegenständen hatte Annemarie kraft ihrer neunzehn Lenze in der letzten Zeit einen sanften Frieden geschlossen. Wie denn überhaupt durch den Zauber dieser Lebensjahre das breite Gesicht etwas Weiches, in den Linien Gemildertes erhalten hatte, die Farben blühender und wärmer erschienen und der unschuldige, treuherzige Ausdruck der Züge über die mangelnde Linienschönheit hinweghalf. Der Gestalt war freilich selbst durch die Mühen der ersten Schneiderateliers keine Eleganz zu geben. Stark, mehr breit als rund, ohne jede Schmiegsamkeit der Glieder, unzweifelhaft eher eine Vanderhouten als eine Fabricius, erinnerte Annemarie doch nicht an Hubert, sondern mehr an den starkknochigen Großvater mit dem groben, unschönen Gesicht. Wie denn auch manche Charaktereigenschaften des alten Holländers: eine gewisse Harmlosigkeit und Einfachheit, verbunden mit einer anschmiegsamen Zärtlichkeit des Gemütes, auf Annemarie übergegangen waren. Auch an die Noncontenta erinnerte der Gesichtsschnitt Annemariens ein wenig, doch war der Ausdruck der gutmütig harmlosen Züge von dem der Tante gänzlich verschieden.

Jedenfalls war sie das einzige der Kinder, das den Vanderhoutens nachschlug und an die holländische Abstammung denken ließ. Während ihre drei Brüder, so sehr auch Gerhart sich in Intelligenz und Eigenart von den Jüngeren unterschied, alle die schlanken Gestalten, die farblosen, schmalen, vornehm geschnittenen Gesichter und das blonde Haar aus Christinens Familie zeigten, doch mehr den Brüdern ihrer Mutter als dieser selbst ähnelten.

Das Seltsame an Annemarie waren ihre Augen — große, traurige, braune Augen, die wie verirrt in dem harm-

losen, banalen Gesicht dastanden. Wie eine unbewußte, tiefe Klage lag es in diesen merkwürdig geschnittenen Augen. Als wenn die Stunde der Entstehung dieses Geschöpfes, ihm selbst unbewußt, aus diesen Augen spräche. Als wenn in ihnen Fleisch geworden wäre eben jene Stunde der Enttäuschung, da der große, starke Mann das schöne Mädchen zum Weibe gemacht hatte — da die blauen Reiche, die sich vor ihr gebreitet hatten, zerrannen und das betrogene Herrscherbewußtsein, die betrogene Glückssehnsucht, sich in Unzufriedenheit, dumpfen, kalten Mißmut umsetzten.

„Puh, ist das heiß!" wiederholte Annemarie und nahm vor dem Spiegel zögernd den duftigen Hut von den Haaren. Sie schien sich in einer merkwürdigen Verblendung nicht gerne von ihm zu trennen. Obwohl sie weit besser aussah, als sie ihn vom Kopf entfernt hatte und man ihr einfaches Gesicht mit den starken braunen Flechten und der guten unschuldigen Stirn ohne das graziöse und raffinierte Gebilde der Pariser Modistenkunst betrachten konnte.

Als Annemarie durch das Billardzimmer nach dem Gartenraum wanderte, machte ihr Konrad mit der Hand ein Zeichen.

„Fürchterliches Unwetter! Der Barometer steht auf Sturm!"

„Ich hörte vorne schon die Türen schlagen." Annemariens Miene ließ erkennen, daß es sich hier weder um neue noch ungewöhnliche Dinge für sie handle. „Was hat's denn gegeben?"

Konrad zuckte die Achseln. „Gerhart — Ich weiß nicht. Er schweigt sich drinnen wieder mal aus."

In der Tat saß Gerhart noch immer im Gartenzimmer, wie er vor einer Stunde schon dagesessen hatte, die Augen mit dem gleichen Ausdruck von Müdigkeit und Qual auf die weißschimmernden Blütenbäume gerichtet. Als Annemarie die Tür öffnete, hob er den Kopf. „Zu Tisch kommen?"

Im ersten Stockwerk war seit der Eröffnung des Bankhauses englische Tischzeit eingeführt, wie denn Lebensführung und Wohnung einer starken Wandlung unterworfen worden waren. Alle Mahlzeiten wurden jetzt vorne in dem großen neu ausgestatteten Speisezimmer eingenommen. An der Jutetapete, die die hohen Wände deckte, zeichneten sich auf gelbem Grunde blauschwarze Greifen mit hocherhobenen Klauen. Die Einrichtung des stolzen Raumes atmete eine vornehme, ein wenig frostige Ruhe.

„Nein, der Franz hat noch nicht zu Tisch gebeten. Und Richard scheint auch nicht zu Hause zu sein. Aber was ist mit Dir? Du hast Dich wieder mit dem Vater gezankt?"

„Wenn Du es so nennen willst —"

„Aber warum nur wieder, Gerhart?"

„Ach Annemarie, als ob der Grund etwas bedeutete. Also gut: ich habe es abgelehnt, Wonsacks Rechnungen und Belege zu kontrollieren — zu konstatieren, daß der Mann, an dem der Vater viele Tausende im Jahre verdient, als Reisespesen in Frankfurt 500 Mark angegeben und wohl nur 480 Mark verbraucht hat. Oder so. Ich habe es abgelehnt, weil ich diese Art einer Kontrolle Wonsack gegenüber für erbärmlich und gewöhnlich und zudem durch mich für ganz unpassend halte."

„Hast Du das dem Vater denn nicht gesagt, Gerhart?" Annemariens einfaches Gesicht verriet wenig Verständnis für die Situation.

„Ich habe ihm nichts gesagt. Wozu auch? Ich habe es längst aufgegeben, mit ihm über gewisse Dinge zu streiten. Denn es ist zwecklos, und jeder Widerspruch bringt nur neue Szenen. Wir werden ihn nicht mehr ändern. Du nicht — ich nicht. Und er fühlt sich ja auch so, wie er ist, sehr wohl in seiner Haut. Sicher wohler als ich in der meinen."

Die Meldung des Dieners: das Mittagessen sei serviert — beendete die Unterhaltung.

Die Mahlzeit nahm einsilbig ihren Gang. Richard erschien spät, und warf unter gesenkten Lidern einen scheuen und spähenden Blick auf des Vaters erhitztes Gesicht.

Als man beim Nachtisch angelangt war, wies eine Handbewegung der Hausfrau den Diener hinaus. Durch langjährige Erfahrung hatte Christine einen sicheren Instinkt für Huberts Stim-

mungen und den Moment, da er seine Haltung einbüßen würde, gewonnen. Und sie fühlte, wie die Szene am Nachmittag ohne stärkere Bedeutung gewesen sei, wie jetzt aber, nachdem noch kurz vor der Mahlzeit der Briefträger einen Einschreibebrief an Hubert abgegeben hatte, irgend etwas anderes, Gefährliches sich vorbereite.

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Diener geschlossen, so brach denn auch Hubert in der Tat los — eben, da Richard seine Serviette zusammenlegte und mit einem undeutlichen Gemurmel von „Arbeiten" und „starkem Kopfschmerz" sich entfernen wollte.

„Hier geblieben!"

„Hiergeblieben! Kröte! Bube!"

Richard war aschfahl geworden. Die andern blickten aufgeschreckt auf Hubert.

„Kröte! Bube! Schandfleck!"

Hubert hatte in die Brusttasche gegriffen. Aus einem Briefkuvert mit amtlichem Siegel zog er einen großen steifen Bogen hervor, faltete ihn mit vor Wut zitternden Händen auseinander und warf ihn auf den Tisch.

Mit der Faust schlug er auf das ausgebreitete Papier.

„Kannst Karriere machen, Bengel — Karriere! Wie alt bist Du, Bübchen? Kennst Du diese Schrift? Von der Schule muß man auf so etwas aufmerksam gemacht werden —" Seine Augen gingen wutschäumend zu Christine.

Er hielt einen Moment inne.

In die schwüle Stille hinein sagte Christine mit ihrer monotonen, abgezirkelten Stimme: „Wenn Du wenigstens die Güte haben würdest, Hubert, mir zunächst zu sagen, um was es sich handelt, ehe —"

„Güte haben wolltest! Handelt! Ja, Christine! Immer fein! Immer formvoll! Du hast recht ... Um was es sich handelt — handelt! Die Fabricius, die wissen doch, was sich schickt! Zum Donnerwetter mit all dem Getue! Man sieht, was dabei herauskommt! Da lies selbst, um was es sich handelt — handelt!"

Er schlug abermals mit der Faust auf das Papier. „Nicht zur Schule gekommen — der Bube! Gestern — vorgestern. — In der Destille bei der Schenkmamsell in der Zimmerstraße hat man ihn gefunden —"

Jetzt erhob sich Christine. „Mir scheint, Hubert, daß das in keinem Falle eine Unterhaltung für der Kinder Ohren ist."

„Was!" schrie Hubert wütend. „Keine Unterhaltung für der Kinder Ohren ... Sieh Dir das ‚Kind' an!"

Außer sich fuhr er mit der erhobenen Hand zu Richard hin, der hinter den Tisch flüchtete.

Bei der Handbewegung hatte sich Gerhart aus seiner Lethargie aufgerafft. „Vater, das nicht! Bitte nicht!"

„Bube! Kröte! Schandfleck! Uns so zu besudeln! Mit sechzehn Jahren — In dieser Destille!

„Annemarie! Konrad! Ihr verlaßt das Zimmer."

Aus Christinens Stimme klang jene Würde, die ihr stets zu Gebote blieb, sowie es sich um die Behauptung der Formen und der Schicklichkeit handelte.

Hubert winkte keuchend mit der Hand. „Geh — Annemarie — geht —"

⌘ ⌘ ⌘

„Ja, mein lieber Edmund — Sie haben recht. Andere Zeiten, schlechtere Zeiten."

„Andere Zeiten, schlechtere Zeiten," wiederholte van Kol mit zitternden Lippen.

Ein paar Tropfen fielen aus seiner großen faltigen Nase auf die mageren Finger des Bankdirektors. Doch keiner von dem merkwürdigen Paar da drinnen im Kabinett der Berliner Bank achtete dieser Tropfen.

Nicht der Alte selber, der sich Rat über die Anlegung seiner Papiere geholt hatte und dann, die Knöpfe an Jaxtehausens Rock fassend, in eine schmerzliche Betrachtung über seine Einsamkeit geraten war. Nicht der Bankdirektor, der, scheinbar von dem andern festgehalten, in Wahrheit doch mit jedem Satz van Kol näher zur Tür hindrängte.

Stets, wenn Edmund van Kol die Bank wegen Anlegung seines großen Vermögens aufsuchte, ward er von Jaxtehausen aufs liebenswürdigste empfangen. Stets aber auch wußte sich der Bankdirektor seiner mit Schnelligkeit zu entledigen. Und wie Ulrich Jaxtehausen

jedes erstrebte Ziel mit einem von aller Sentimentalität und Rücksicht freien zähen Hindrängen erreicht hatte, so auch heute die Tür des Kabinetts.

Er lächelte listig, als der Alte draußen stand — kaum sich bewußt, wie er in allen seinen kummervollen Gefühlen dort hingekommen sei — kaum sich bewußt, wie Jaxtehausen die Hand von dem Rockknopf mit einem sanften aber zähen Griff seiner harten Finger gelöst hatte.

Jaxtehausen lächelte listig und trat dann in sein Kabinett zurück. Dort untersuchte er jenen obersten Knopf, an dem van Kol ihn festgehalten hatte — wie er immer zu tun pflegte, wenn er ins Gespräch mit jemanden kam und nach mancher trüben Erfahrung fürchten mußte, daß sein Partner flüchtig werden wollte.

„Alter Schwätzer!" Jaxtehausen streckte befriedigt die mageren Glieder in seinem Ledersessel. Im selben Augenblick öffnete sich die Tür zum Nebenraum ein wenig, und Oskars Mähne lugte durch den Spalt hinein.

„Beseitigt?" Er trat in das Kabinett.

„Alter Schwätzer!" brummte Jaxtehausen noch einmal. „Erzählt mir da Geschichten — Geschichten — Wie er mit seiner Bernhardine gelebt habe, mit der Moschusprinzessin! Gefasel!"

Oskar warf unter den langen Wimpern einen forschenden Blick auf den Vater.

Obwohl er erst ein paar Monate aus Hamburg zurück war und als Volontär bei der Bank arbeitete, so kannte er doch die geschäftliche Miene des Vaters zur Genüge. Er fühlte wie sich jetzt hinter dem lauten Gebrumme eine stille, große Zufriedenheit barg. Sicher hatte van Kol einen sehr einträglichen Auftrag gegeben. Er war ein ausgezeichneter Kunde, und Jaxtehausen hatte ihn bei der Gründung des Vanderhoutenschen Bankgeschäftes trotz alles sonstigen Entgegenkommens Hubert nicht überlassen, sondern den schwerfälligen und gewissenhaften Edmund mit dem Hinweis auf manche Gefälligkeit, die ihm die Berliner Bank seit Jahren erwiesen habe, festzuhalten gewußt.

Oskar hütete sich zu fragen, bis nach einer Weile Jaxtehausen von selbst zu erzählen begann. Ausführlich, weitschweifend, wie der sonst mit Worten so karge Geschäftsmann werden konnte, wenn ihm irgendeine Sache besonders gut gelungen war.

Der Sohn hörte achtungsvoll zu.

„Glänzend! Zwei mal hunderttausend Mark Aktien von der Thüringischen Gründung hat er übernommen! Glänzend! Da werden die weiteren Aktien auch schon flott werden."

„Ja ja. Der alte Faselhans kam mir grade zupaß." Und Jaxtehausen lehnte den nie fehlenden Krückstock behaglich neben seinen Sessel.

Oskar schien ganz vertieft in die gut geführte geschäftliche Aktion. Erst nach einer Weile wandte er sich zu seinem Kabinett zurück, blieb aber noch einmal stehen.

„Ich vergaß, Dir zu sagen, Vater, daß ich gestern von meinem Freund Thomas Karling einen Brief hatte. Er schlägt mir zu Pfingsten ein Rendezvous in Hamburg vor. Und vielleicht, wenn die Hitze anhält, fahren wir einen Tag nach Helgoland hinaus. In jedem Fall bin ich aber Dienstag wieder hier."

Oskar hatte die ersten Sätze leicht hingeworfen, ohne Jaxtehausen anzublicken. Bei den letzten Worten aber kam er doch ins Stocken.

Denn der Alte, der zuerst nur betroffen aufgehorcht hatte, war plötzlich aufgestanden. Die knochige Hand umklammerte den Krückstock, den er hart gegen den Boden stieß.

„Nach Hamburg? So! Denkst Du! Meinst Du? Du wirst nicht nach Hamburg fahren, Oskar!"

„Aber warum nicht, Vater? Ich kann es Thomas Karling schlecht abschlagen. Und unsere Beziehungen zu der Karlingschen Firma . . ."

Wieder wurde der Krückstock hart aufgestoßen. „Laß das meine Sorge sein, Oskar — die Beziehungen zu der Karlingschen Firma! Wenn Dein Freund Thomas solche Sehnsucht nach Dir hat, so mag er in Gottes Namen von Bremen nach Berlin kommen. Du gehst nicht nach Hamburg."

Oskars weiße Hand streichelte zögernd den dunkelblonden Backenbart. Den sieg=

haften Jugendzauber, der ihn früher umflossen hatte, besaß Oskar Jaxtehausen nicht mehr. Um den schwellenden Mund lag ein Zug der Blasiertheit und Müdigkeit, und in die Stirn waren leise Linien eingegraben, die in diesem Augenblick besonders bemerkbar wurden. Immerhin war er mit den schön geschnittenen Augen, die noch immer die seltsame Mischung von Begehren und Träumerei zeigten, den frischen, von seiner früh verstorbenen Mutter ererbten Farben, der kraftvollen, eleganten Gestalt auch heute noch eine auffallend schöne Erscheinung. Und seine Haltung zeigte das frühere naive Siegesgefühl nun recht bewußt. In diesem Moment aber kämpften Ärger und Betroffenheit in seinen Zügen.

„Ich verstehe nicht recht, Vater, was Du gegen diesen kurzen Ausflug hast?"

Jaxtehausen trat dicht zu dem Sohn. Seine Augen bohrten sich hinter den goldgeränderten Brillengläsern scharf in das erregte junge Gesicht, so daß Oskar den Blick schnell senkte.

„Das habe ich dagegen! Sie unterbleibt — diese Reise. Oskar! Du fährst nicht."

Er hielt einen Augenblick inne, und wieder faßten seine Augen das Gesicht des Sohnes mit einem scharfen, gefährlichen Blick. Dem Blick, mit dem Ulrich Jaxtehausen bei Sitzungen geschäftliche Rivalen, die auf Schleichwegen etwas zu erreichen, ihn zu täuschen suchten, durchschaute und niederschlug. Es war kein guter Blick. Etwas Bösartiges steckte darin, aber es lag Kraft in ihm, eine gehaltene, zähe, harte Kraft.

„Du fährst nicht nach Hamburg, Oskar."

Er beugte sich noch näher zu dem Sohn, den alten, immer schon gekrümmten Rücken noch mehr krümmend, und sagte leise und heiser: „Glaubst Du wahrhaftig, mir etwas vortäuschen zu können? Nachdem Du Jahr um Jahr Deine Rückkehr hierher hinauszuschieben wußtest? Meinst Du, ich hätte nicht durchschaut, was Dich dort hielte? Ich habe Dir vor einem halben Jahr nach Hamburg geschrieben. Du konntest wählen —"

Das Gesicht Jaxtehausens bekam etwas Eisernes.

„Du kannst noch wählen ... Wie Du willst, Oskar. Nur über das eine täusche Dich nicht. Ich arbeite als zweitem Direktor neben mir nur mit einem ernsthaften Menschen. — Mit einem Menschen, der gewisse Dummheiten abgestreift hat. — Wie Du willst, Oskar. Ich habe Dir damals nach Hamburg geschrieben. Die Zirkulare, die Deine Ernennung zum zweiten Direktor mitteilen, sind gedruckt, aber —" der Bankdirektor legte Zeige- und Mittelfinger seiner knochigen rechten Hand auf das Pult des Sekretärs — „sie sind noch nicht versandt, Oskar. Es bedarf nur eines Wortes von mir, Du weißt, und sie werden nicht versandt."

Jaxtehausen holte tief Atem.

„Oskar — Du bist Pfingsten in Berlin. Ich lasse nicht mit mir spaßen. Du bist Pfingsten in Berlin und überhaupt: Du bist in Berlin."

Er hatte bei den letzten Sätzen einen schnellen Blick auf den Sohn geworfen. Der weiche, betroffene Ausdruck Oskars, der nicht den leisesten Widerspruch zu erheben versuchte, wirkte beruhigend.

Und sofort änderte Jaxtehausen seinen Ton. Die Sache war erledigt. Ganz erledigt. Oskar wußte eben, daß er nicht mit sich spaßen ließ. Und nun kein unnötiges Pathos mehr. Nicht den geringsten Zweifel zeigen, als ob der Sohn nur daran denken könne, sich nicht zu fügen.

Jaxtehausen ließ sich schwach in den alten Ledersessel fallen. Er war wieder der alte gebrechliche Mann.

„Ach Oskar" — seine Stimme klang weinerlich, und er griff müd' in das schlohweiße Haar — „Du solltest mir überhaupt alle Auseinandersetzungen ersparen. Habe ich nicht Verdrießlichkeiten genug, ich alter, alter Mann! Jetzt diese Sache mit dem Konsortium! Wie habe ich mich bemüht, den Hubert Vanderhouten hinein zu bekommen. Und es ließ sich so gut an. Und da in der letzten Stunde hintertreibt es dieser Ritzemann doch noch, der spürnasige Halunke."

Oskar blickte überrascht auf. Wenn der Vater von seinem Alter zu reden begann, wenn er weinerlich oder gar gefühlvoll wurde, so hatte man starken Grund, auf seiner Hut zu sein.

„Immer Verdrießlichkeiten, immer Verdrießlichkeiten,“ klagte Jaxtehausen in einem hohen weinerlichen Tone. „Um andere Leute spielen in meinen Jahren Enkelchen herum, und ich muß dasitzen und mich mit solchen Dingen abärgern wie dieser Konsortiumgeschichte.“

Oskar mußte über die Sentimentalität mit den Enkelchen lächeln ... Ulrich Jaxtehausen und ihn umspielende Enkelchen! Er, der nur verlorene Minuten für seine schöne junge Frau gehabt haben sollte, die denn auch mit einem gesunden Haß gegen den Tyrannen gestorben war! Er, der dem einzigen Sohn nie eine echte weiche Regung gezeigt hatte!

Doch wozu den Alten reizen! „Ärgere Dich doch nicht über die Ritzemannschen Quertreibereien. Im Grund geht Dich ja die Konsortiumfrage gar nicht so nahe an. Du wolltest dem Hubert Vanderhouten gefällig sein, und es ging nicht. Gut! Haben wir denn nötig, uns über Hubert Vanderhoutens Position aufzuregen?“

Jaxtehausen lauerte aus seinem Lehnstuhl zu Oskar hin. War der denn wirklich so harmlos?

Er sah das uninteressierte Gesicht des Sohnes —

Ulrich Jaxtehausen übte seine alte bewährte Taktik. Vorwärts! Nur nicht ängstlich sein! Mit dem Kopf durch die Wand! Es gibt keine Sache, die man nicht zwingt, wenn man sie resolut anfaßt.

„Wie gefällt Dir denn die Annemarie?“ sagte er ohne jede Einleitung und heftete die kalten, grauen Augen scharf auf den Sohn.

Oskar hob überrascht den Kopf.

„Annemarie Vanderhouten? Gut! Ein nettes Mädchen.“

„Ja,“ sagte Jaxtehausen gedehnt, „und sie leuchtet ja wie ein Weihnachtslicht, wenn sie Dich mal sieht. Etwas Herzhaftes und Frisches hat die Annemarie, wenn sie auch nicht gerade eine Beauté ist.“

Jetzt war es Oskar, der kühl erwiderte: „Ich glaube, Du kannst beruhigt sagen, daß von irgendeiner Schönheit oder Anmut bei dem Mädchen nicht gesprochen werden kann.“

„Aber sie scheint Dir doch zu gefallen,“ schmunzelte Jaxtehausen listig.

Oskar schaute über den Vater weg. „Ja, sie gefällt mir,“ sagte er kurz mit einer hochmütigen Nuance im Ton.

Er trat in das Kabinett zurück und schloß die Tür hinter sich. Dort stand er eine Weile unbeweglich an sein Pult gelehnt.

Ein Zorn gegen den Vater kroch in ihm hoch. Der Alte sollte ihn in Frieden lassen. — Nicht nach Hamburg! Eine Blutwelle stieg in Oskars Gesicht... Mein Gott, er hatte ja gewußt und ihr's unzählige Male gesagt, daß es ein Ende haben müsse. Im Grunde hatte der Vater ja recht. Aber was wollte der Alte nun heute? Was sollte die Frage mit Annemarie Vanderhouten? Bildete er sich etwa ein, daß er, Oskar, des Vaters geschäftlichem Ehrgeiz zuliebe eine Ehe schließen würde?

Das unschuldige einfache Gesicht Annemaries mit den starken braunen Haarflechten und den traurigen Augen stieg vor Oskar auf. Er hörte den Ton des Alten — „sie leuchtet ja wie ein Weihnachtslicht, wenn sie Dich mal sieht ...“

Ja, Annemarie gefiel ihm ganz gut. Aber gerade deshalb sollte der Vater ihn mit seinen Kombinationen in Frieden lassen.

Er wußte, daß der Wunsch Jaxtehausens seit langem dahinging, die Berliner Bank in ein privates Bankgeschäft umzuwandeln, sich und Oskar ganz unabhängig zu machen. Wußte, daß dazu eine starke Vergrößerung ihres Vermögens notwendig war. Und Hubert Vanderhouten war reich, „schwer reich“, wie Jaxtehausen stets aufs neue zu betonen liebte.

Aber war er, Oskar, etwa eine Schachfigur, die der Vater beliebig dahin und dorthin rücken konnte?

⁂

Auf der Glasveranda, in deren Fenster der Herbst hineinlugte, saß Theo, den kleinen Gotthold auf den Knien, und die Familie rund und bunt um ihn herum. Er war soeben nach glücklich bestandenem Examen zur frohen Überraschung der Eltern heimgekehrt. Aus jeder Ecke rief ein anderer, jeder mit seiner besonderen Stimme, jeder in seiner

besondern Weise: „Ach, ist das schön, Theo! Erzähle! Erzähle!“

Da blickte Annemarthe, die Hand ihres ‚Jungen‘ in der ihren, ihm wieder und immer wieder in die glücklichen Augen. Da saß der Vater, der mit starken, geräuschvollen Schritten, dem vergnügten „Tattatattatam“, das seine Erregung übertäuben sollte, aus dem Kontor hinaufgestiegen war und den Sohn froh in die Arme geschlossen hatte. Da schaute Edgar mit ungemessener Bewunderung, die kleine behagliche Eva in dauerndem Kampf mit einem ihrer Zöpfe, begeistert auf den gebildeten Bruder.

Ganz still in all der lauten Freude erschien Lucie, so still, daß Theos Augen unwillkürlich zu ihr gingen. Ein feiner Stolz lag in dem schönen Gesicht des Mädchens. Die stumme Ablehnung, die Lucie mit ihrer in sich geschlossenen Eigenart vielem, das ihr nur laut und tönend, aber ohne echten Wert erschien, entgegenbrachte, die Kühle, mit der sie mit anhörte, wenn Edgar Geschichten von den geschäftlichen Erfolgen der beiden Oheime vor ihr ausbreitete, war doch mit einem stillen Ehrgeiz in ihrer Natur verbunden. Und mit einer andächtigen Hingebung schaute sie heute zu dem Bruder. ‚Er wird noch Tüchtiges leisten, unser Theo‘ sagten diese Augen.

Die Noncontenta hatte einmal früher Lucie ‚das Madonnchen‘ genannt, und etwas im Schnitt ihrer Züge, der stillen Andacht ihres Blicks erinnerte in der Tat an einen bestimmten Madonnentypus. Es überraschte Theo besonders, als er die Schwester jetzt nach Monaten wieder sah. Mehr aber noch, wie sie, in dem aufstrebenden modernen Leben aufgewachsen, doch ganz unberührt davon geblieben war — wie Oskar es neulich einmal gelangweilt genannt hatte: „unter einer Glasglocke aufbewahrt, gleich einen Mädchen aus Großmutters und Großvaters Zeiten.“

Ruhig wie Lucie dagesessen, glitt sie nach einiger Zeit wieder hinaus, um den Abendtisch bereiten zu lassen. Und mählich wurde es nun um Theo und die Mutter still, da der Vater und Edgar noch einmal ins Kontor hinuntergingen und Eva dem kleinen Gotthold ins Bett half.

Und so wie die Mutter verstand ja doch kein anderer zuzuhören, sich erzählen zu lassen, dachte Theo, während er unter ihrem aufmerksamen Blick, ihren guten Augen immer lebhafter und mitteilsamer wurde.

„Sieh, Mutter, das war eine Freude, von Kekulé geprüft zu werden! Wenn man bei jeder Frage fühlt, was der kann und beherrscht, der einen da fragt! Und wie er dann aufsprang und mir die Hand drückte: ‚Sie können etwas!‘ — Das macht froh, Mutter!“

Theo war jetzt selbst aufgesprungen. Der ganze schlanke junge Mensch war in einer heißen bebenden Bewegung. So glühte noch die Erinnerung an die bewegten Stunden des Examens, glühte die Freude des Könnens, glühten Tatkraft und erste Jugend in ihm.

„Und Ihr — und hier? Nun, Mutter, da wir allein sind — Der Vater macht doch einen zufriedenen Eindruck!“

„Gut — Junge — gut! Edgar tut seine Pflicht in jeder und jeder Hinsicht. Man muß es ihm lassen. Es könnte manches ja noch besser gehen. Die Spuren der geschäftlichen Trennung verwischen sich eben nur langsam.“

Theo sah die Wolke auf der Mutter Stirn. Fragen schwebten auf seinen Lippen, aber er wollte den ersten Abend nicht damit beschweren und lenkte in andere Bahnen.

„Und da unten? Unverändert? Rick ist wirklich relegiert vom Grauen Kloster?“

„Es ließ sich nicht umgehen. Sie haben ihn mit Mühe ins Werdersche Gymnasium bekommen.“ Ein strenger Zug kam in Annemarthens sanftes Gesicht. „Christine hat es jetzt schwer. Aber sie hat sich auch manches vorzuwerfen. Sie hat den Söhnen zu wenig Respekt vor dem Vater anerzogen. So etwas rächt sich immer. Geschäftlich geht es unten ja glänzend. Edgar nennt sie nur: ‚Die neue Großmacht.‘

Theo nahm der Mutter Hand. „Na, und sonst?“ sagte er scherzhaft, die Stimme dämpfend. „Die Verschmelzung? Du schriebst neulich so etwas von einem Gartenfest, wo Annemarie als holländische Bäuerin so gut ausgesehen und Oskar so viel mit ihr getanzt habe. Sollte das



Wilfried, Sohn des Künstlers.
Gemälde von Walter Thor.

ein Wink sein, daß ich recht behielte, Mutter?"

Annemarthe lächelte fein. „Wer weiß, Junge! Der Onkel Ulrich war gestern abend eine Viertelstunde hier. Aber natürlich zugeknöpft bis oben. Kein überflüssiges Wort hat er gesprochen."

„Der alte Fuchs," murmelte Theo, „aber wenn es bei uns etwas aufzuspüren gäbe —"

„Im Herausgehen warf er hin, daß er uns nächstens einmal mit meinem Schwager und meiner Schwägerin bei sich zu sehen hoffe. Aber die Tür hatte er zugeschlagen, ehe ich etwas weiteres fragen konnte."

Theo pfiff leise eine Polonäse vor sich hin. „Hörst Du, Mutter? Nach dieser Melodie werden wir noch auf der Hochzeit von Oskar und Annemarie zusammen tanzen! Du und ich! Und Du sollst dann sagen, ob Dein Theo die Zeitläufte versteht ... Das ‚Summa cum laude' der Bonner Alma Mater macht mich nicht halb so stolz, als wenn ich hier bestanden habe."

⌘ ⌘ ⌘

Wenn der Frühling wieder spät und kühl über den einsamen Gärten am Kriegsministerium gelegen und der Sommer nur wenige warme Tage gebracht hatte, so schenkte dafür der September eine seltene und merkwürdige Pracht. Das farbige Weinlaub umkleidete fest das hohe Haus der Vanderhoutens, und der Garten erschien dicht eingehegt in Baum und Blattwerk. Schwere reifende Trauben und Zwergobst hingen von den Geländern, in tiefdunkler, geheimnisvoller Farbenfülle glühten die Geranien auf dem Rasen, und an schwanken Stielen neigten zahllose Fuchsien die sehnsüchtigen, noch geschlossenen Blüten in schmachtendem Harren auf das Letzte, das sie wach und reif und farbenoffen werden ließ. Am Akazienbaum war eine Dolde erblüht. Eine einzige. Wie ein Märchen stand der grüne Baum mit der verlorenen weißen Blütentraube da.

Es dunkelte bereits, und noch füllte eine warme, lastende Luft den Garten, als Theo mit seinem Vetter Gerhart zufällig an der Gartenpforte zusammentraf, da sie beide noch einmal Luft schöpfen wollten, obwohl, wie sie sagten, es auch hier unten warm genug sei.

Einen Augenblick gingen sie schweigend über die schmalen Wege dahin und sogen den Hauch dieses Abends in sich ein. Wohl hielt er noch die brütende Kraft des Mittags, die Stimmung des Sommers in sich, und doch fühlte man, wie er den letzten Atemzug, den Atemzug des Abschieds, des Sterbens in sich hob — wie schon bald die Farben erloschen, aller Zauber tot sein würde.

Gerhart wies auf die verlorene Blütentraube der Akazie. Eine seltsame Sehnsucht lag in seinem Blick.

„Ist sie nicht wie ein Wunder?" sagte er leis.

Mit verständigen Augen schaute Theo hin. „Die Wärme nimmt uns schon eine Blüte des nächsten Frühjahrs vorweg, ließ sie vorzeitig aufbrechen."

„Man darf nicht mit einem Naturforscher die Dinge betrachten. Ich wollte gerade sagen, wenn ich Prediger wäre, würde mich die späte Dolde zu dem Thema angeregt haben: ‚Kein Boden kann tot, kein Stück Erde ganz unfruchtbar werden'."

Theo lachte. „Du — Prediger, Gerhart! Eine merkwürdige Vorstellung! Nein dazu sind wir Vanderhoutens wohl alle verdorben."

Die Vanderhoutensche Familie stand in der Tat schon durch Generationen in einem freien und kühlen Verhältnis zur Religion. Theos Urgroßvater mütterlicherseits aber war Prediger in einer kleinen Stadt in Westfalen gewesen und wegen seiner freiheitlichen Anschauungen des Amtes entsetzt worden. Seinen Kindern war eine Abneigung gegen die theologische Laufbahn geblieben, und die beiden Söhne hatten sich kaufmännischen Berufen zugewandt. Mit einem gewissen materiellen Erfolg, so daß Annemarthe und ihr Bruder in guten bürgerlichen Verhältnissen heranwuchsen, bis sich dann in Ulrich Jaxtehausen der klare, lebenstüchtige Verstand der Familie zu einer Art geschäftlicher Genialität erweiterte.

„Ach, sage nicht ‚wir Vanderhoutens'," meinte Gerhart mit einem gequälten Ausdruck, „was heißt das ‚wir Vander-

houtens'? — Würdest Du nur eine Nacht in meiner Haut schlafen, Theo — ich wünsche Dir's gewiß nicht — so wüßtest Du, was für ein Unsinn das ist, von ‚uns Vanderhoutens' zu sprechen. Mensch, sag' mal — weißt Du denn, wie schlecht einem sein kann?"

Gerhart zerrte an dem wilden Wein an der Wand.

„Nein, Du weißt es natürlich nicht. Dir geht alles glatt und schön — ach nein, sage nichts!" schnitt er eine Erwiderung Theos ab. „Oder auch nicht glatt und schön. Aber Du bist gesund, Dir ist wohl in Deiner Haut. Du gehörst zum wenigsten in sie hinein. Aber ich gehöre in die meine nicht hinein — entschieden nicht hinein!"

Theo blickte betroffen auf den blassen Vetter an seiner Seite, der mit einem seltsam gequälten Gesicht wieder zu der Akazie hinaufsah.

„Dich regt so etwas nicht auf — nicht? ... Nein, gewiß nicht! Und die da auch nicht?" Er wies mit der Hand auf die feinen, sehnsüchtig schmachtenden Fuchsienknospen. „Du siehst nicht, welche entsetzliche Ähnlichkeit sie mit den schlanken weißen Gestalten von Frauen, Mädchen haben ... Theo, ich weiß, was Du sagen, mir raten willst. Du bist ja Mediziner — Nein, das ist es nicht, wahrhaftig nicht. So einfach sind die Dinge eben nicht. Das nutzt mir ja gar nichts."

Gerhart hob den Kopf und seufzte tief. „Es ist etwas anderes. Die unglaubliche Sehnsucht. Die Einsamkeit. Und die Fremdheit rings um uns ... Fühlst Du es nicht? Nein, Du fühlst es natürlich nicht. Du meinst vielleicht, weil Deine Mutter besonders herzlich ist — Nein, nein — ich weiß das alles, was Du denkst, Theo. Zugegeben! Aber das ist es doch nicht. Und wenn es ganz anders zwischen meinen Eltern wäre, es hülfe mir nichts ... Nein, mir kann keiner helfen, weil keiner den anderen versteht."

Er hielt einen Moment inne und schüttelte finster den Kopf. „Verstehst Du mich etwa, Theo? Oder versteh' ich Dich vielleicht, wenn Du so sicher und gut ins Leben hineinreisest? Verstehst Du mich jetzt, da ich spreche —? Bewahre! Ich tue Dir vielleicht leid, aber wir reden aneinander vorbei."

Er sah die Herzlichkeit in Theos klugem Gesicht, aber sie schien ihn nur zu quälen. „Nein, Theo, wahrhaftig, es nutzt nichts. Vielleicht wird's einmal später anders mit mir. Ganz von selbst. Wer weiß! Jetzt aber kann mir keiner helfen. Und darum ist es auch Torheit von mir, so viel davon zu reden. — Erzähle mir lieber etwas anderes, ganz anderes. Von Dir, Theo! Hast Du schon einen klaren Weg, wie es mit Dir nach dem Staatsexamen wird, in der wissenschaftlichen Laufbahn?"

Theo schüttelte den Kopf. „Nein, Gerhart. Es ist eben doch nicht alles so glatt, wie Du es meinst. Sieh — ich zum Beispiel. Für Dich bin ich der geborene, der bestimmte Naturforscher. Und wenn ich Dir nun sage, daß mir oft ist, als sei dies ein Irrtum? Als sei tiefinnerlich in mir doch etwas, was mich davon fortreiße, mich in eine praktische, eine engere praktische Beschäftigung hineinzerre, hineinlocke? Es ist eben doch wohl in uns Vanderhoutens — obwohl Du das ‚wir' nicht hören magst — etwas, ein letzter Respekt vor dem Praktischen."

Gerhart blickte ihn betroffen an. „Was, Theo, Du willst Kaufmann werden? Jetzt — nach diesem glänzenden Examen?"

„Kaufmann? Wer denkt daran! Aber ob ich so ganz bei der Wissenschaft bleibe? Ich glaube es kaum. Es ist etwas in mir, was mich in die praktische ärztliche Tätigkeit hineinzieht. Es klingt vielleicht lächerlich, aber als ich neulich der kleinen Liese des Portiers den Verband anlegte und das wimmernde Würmchen sich allmählich beruhigte, da die Knochen nun richtig zueinander standen, — da fühlte ich eine ganz merkwürdige Befriedigung."

Ein dumpfer Neid kroch in Gerhart hoch. Er sah den hellen, wachen Verstand im Gesicht des Vetters, das klare Auge, das starke Wollen, fest und sicher auf ein bestimmtes gesundes Ziel gerichtet. Warum konnte er nur nicht fühlen wie Theo? So oder so. Warum war nur in ihm immer diese maßlose, ungewisse Sehnsucht — Sehnsucht —

Sehnsucht — planlos — ungreifbar. Und verbunden mit ihr der nagende Gram, wie zwecklos dies alles im Grunde sei. Wer hätte fühlen können wie Theo, so unangenagt! Wie oft hatte er sogar den Vater beneidet, wenn er wütete und schrie, aber so fest und selbstgerecht auf seinen Füßen stand und er sich ausgetobt hatte und keuchend, aber in jeder Faser nur sein Recht, sein schmählich gekränktes Recht fühlend, im Sessel thronte. — Und Theo war nicht einmal brutal, nur gesund . . .

Gerhart hob die Brust mit einem niedergekämpften Seufzer. „Ja wo man endet, weiß ja niemand," sagte er mit erzwungener Leichtigkeit. „Wo man endet —"

Schritte knirschten auf dem Kies. Schneller als es sonst ihre Art war, war Christine in den Garten und auf die beiden zugetreten. Der schöne blonde Haarscheitel war ein wenig zerzaust, das Gesicht gerötet. Aber Christinens Bewegungen bewahrten ihre stete, hoheitsvolle Würde.

Sie legte ihren Arm leicht um des ganz verblüfften Gerharts Schulter und hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn, während sie die andere Hand Theo sanft entgegenstreckte.

„Kannst uns gratulieren, Theo — kommt hinauf! Unsere Annemarie hat sich soeben mit dem Vetter Oskar verlobt."

⁂

Christine Vanderhouten hatte ihre Tochter Annemarie, sowie diese herangewachsen war, mit jener Sicherheit und Ruhe, die ihrem durch keine Nervosität und Launenhaftigkeit getrübten Naturell eigen war, in die Geheimnisse des gesellschaftlichen Schliffs und der gesellschaftlichen Haltung eingeführt. Annemarie wußte heute tadellos einen Fächer zu halten, eine Kleiderschleppe aufzuraffen, wußte ein Zimmer zu verlassen, ohne auch nur einen der Anwesenden ihre Rückenlinie ahnen zu lassen. Was die ersten Tanzlehrer der Hauptstadt jahrelang vergeblich angestrebt hatten: den ungefügen Backfisch in eine Dame, die sich mit ungezwungenem Anstand bewegte, zu wandeln, hatte Christine Vanderhouten mit nie ermüdender, zäher Ruhe erreicht. War der Gestalt auch mit keiner Anstrengung Eleganz und Schmiegsamkeit zu verleihen, so erschien Annemarie doch als ein frisches junges Mädchen, das in den besten Lebensformen aufgewachsen war und sie mit anmutender und guter Natürlichkeit beherrschte.

Mit der Erreichung dieses Ziels war Christine Vanderhoutens Mission bei ihrer Tochter erfüllt. Wie sie vor der Verlobung niemals mit Annemarie über ihre Gefühle für Oskar gesprochen hatte, sondern jedes Gespräch hierüber vermied, so hatte sie auch andere das Gemütsleben ihres Kindes beschäftigende Fragen nie zu berühren versucht. Wohl erfuhr Annemarie von ihrer Mutter, was den Damen der Gesellschaft die Zeiten der „Krinoline" bedeutet hatten, wohl war über ihren Einfluß sowie die Verschiedenheit der Krinoline von der heute herrschenden „Tournüre" von Christinen in mehrfachen Privatissimen bis in die intimsten Einzelheiten belehrt worden. Aber was jenseits dieser und verwandter Lebensgebiete lag, wurde von Christine mit bewußter und kühler Ablehnung behandelt. Genau, wie sie vor Jahren bei der Ankunft des kleinen Gotthold dem dreizehnjährigen Gerhart mit erfreutem Staunen von der „Überraschung" oben gesprochen hatte, so breitete sie weiterhin auch ihrer neunzehnjährigen Tochter gegenüber dauernd den gleichen dichten Schleier über die Dinge dieser Welt. Wo das Leben begann, endeten im Grunde die Gespräche Christinens mit ihren Kindern. Ganz besonders mit ihrer erwachsenen Tochter. Und Christine Vanderhouten hätte es als Vorwurf empfunden, wenn man ihr anderes hätte nachsagen können.

Sie saß jetzt in ihrer untadeligen, huldvoll graziösen Haltung vorne im Salon und empfing. Empfing die nicht allzugroße, aber gewählte Zahl der Besucher. Denn es hatte von jeher zu den Eigenheiten der beiden Familien Vanderhouten gehört und wurde von Hubert und Christine in den Tagen des Glanzes beibehalten, ihren Kreis nicht über die ihnen seit lange bekannten und angesehenen Familien auszudehnen.

Auch Jaxtehausen hatte nach dem frühen Tode seiner jungen Frau nur ge-

ringen Verkehr unterhalten. Wenn Oskar als Kind den Vater in Frack und weißer Binde fortgehen sah, so handelte es sich meist um ein Herrendiner, das der Bankdirektor irgend einer geschäftlichen Verbindung zuliebe besuchte. Immerhin war auch seine Stellung so angesehen, daß die ersten und bedeutendsten Vertreter der Berliner Handelswelt sich heute zur Gratulationscour einfanden. Weniger ein gesellschaftliches Ereignis, als die, wie man urteilte, geschickt eingerenkte Verbindung zweier geschäftlichen Großmächte galt es zu bewundern und in formvoller Weise zu beglückwünschen.

So füllten vornehme Erscheinungen, ordengeschmückte Spitzen der Finanzwelt, Frauengestalten von diskreter Eleganz, neben den jungen neugierigen Freundinnen Annemariens die stattlichen Räume. Die Kommerzienrätin Laubing, die von Christine Vanderhouten, da sie aus den gleichen Hamburger Kreisen stammte, stets mit besonderer Achtung und Vertraulichkeit empfangen ward, umarmte mit gut zur Schau getragener Rührung die alte Freundin. Gleich hinter ihr rauschte ihre Schwester, die verwitwete Kammergerichtsrätin Leyden, in den Salon. Auch sie legte den Arm zärtlich um Christine und flüsterte ihr, nur ihr hörbar ins Ohr: „Ganz ausgezeichnet, liebste Christine... Un couple bien assorti! Du wirst sehen, was Deine Annemarie aus dem jungen Jaxtehausen machen wird. Das werden gerade die besten Ehemänner.“

Christine hatte einen Moment den Kopf überrascht gehoben. Ach so! davon hatte sie ja früher auch einmal munkeln hören. Das war aber doch nun längst vorüber. Oskar war ja schon fast ein Jahr in Berlin... Was die Leyden für ein Gedächtnis hatte, wenn es sich um die Schwiegersöhne ihrer Freundinnen handelte!

Sie hätte doch lieber bei ihrer eigenen Tochter vorsichtiger sein sollen, als sie die siebzehnjährige Ria mit dem verlebten kränklichen Damian verlobte! Als ob nicht jeder junge Mann seine Geschichte gehabt hätte! Lieber Gott, wer wollte da mit der Laterne ausziehen und suchen?

Christinens Oberkörper strammte sich. Ihre Augenlider senkten sich verzeihend...

Das Brautpaar stand im Erker, Hand in Hand, Annemarie im weißen Kleide, jung und frisch und glücklich. In den einfachen Zügen den Ausdruck eines grenzenlosen, fast demütigen Liebesgefühls. Oskar hatte den Arm leicht um ihre Taille geschlungen. Mit jener ein wenig gerührten Zärtlichkeit, die junge Männer seiner Art oft für das erste, reine, gut gehütete Mädchen aus alter angesehener Familie fühlen, dem sie näher treten, das sie sich zur Frau erwählten und dessen noch ganz unvernutztes und naives Liebesgefühl ihnen nun zuflutet. Seine schwellenden Lippen wölbten sich noch siegesgewisser als sonst. — Wie sie glühte — die kleine Annemarie!

Und gewiß hatte neben Jaxtehausens zähem Willen nur diese unverhüllte und grenzenlose Liebe Annemariens den anfangs widerstrebenden Oskar nach und nach gefangen. Andere Triebkräfte hatten nicht mitgewirkt. Denn Annemariens Eltern waren dem Entgegenkommen Jaxtehausens mit Zurückhaltung begegnet. Hubert fühlte sich in seiner täglich wachsenden Macht, und obwohl ihm des Alten durchsichtige Taktik schmeichelte, hatte er doch stets eine starke Abneigung gegen die „Ulrich Jaxtehausensche Fischnatur“, wie er sie nannte, empfunden. Eine Abneigung, die der Bankdirektor in frühern Jahren, ehe seine geschäftlichen Pläne eine andere Richtung nahmen, redlich mit gleicher Münze zahlte. Diese Abneigung gegen das kalt berechnende Element, das er auch in Oskar vermutete, ward in Hubert erst nach und nach durch die leidenschaftliche Liebe Annemariens, das einzige seiner Kinder, für das er ein stärkeres Gefühl hegte, überwunden. Christine wiederum hatte lange an die ganze Sache nicht geglaubt, hatte Hubert, wenn er Andeutungen machte, mit abweisender Überlegenheit geantwortet. Als sie dann langsam den Ernst der Situation begreifen lernte, erschien ihr eine Verschwägerung mit den Verwandten Annemarthens zuerst recht unerwünscht. Dann meinte sie resigniert, in Kreise, wie sie ihr zur Zeit offen gestanden hätten, könnte Annemarie doch niemals gelangen. Und schließlich fand sie sich mit jener Kälte und tiefinnerlichen

Unberührtheit, die einen Grundzug ihres Wesens bildete.

Immerhin — diese Heirat war respektabel, und Annemarie — man mußte es sich gestehen — nicht eben eine Schönheit. Christinens Blick ging zu den Ringen an ihrer Hand. — Andere Zeiten! — Ihre Haltung war huldvoll. Das resignierte Niederschlagen ihrer matten Augen noch um eine Nuance resignierter und verzeihender ... Andere Zeiten — Die Heirat war respektabel — —

So saß nun Christine Vanderhouten und empfing. Die Klingel tönte. Blumen und Gratulanten strömten immer aufs neue hinein. Im Erker aber stand Annemarie in weißem Kleide, jung und frisch und glücklich, Hand in Hand mit ihrem Bräutigam, den Ausdruck eines grenzenlosen, fast demütigen Liebesgefühls in den einfachen Zügen.

⌘ ⌘ ⌘

Im Speisezimmer mit den blauschwarzen Greifen war die Hochzeitstafel aufgeschlagen. „In Hufeisenform", wie Christine Vanderhouten mit erprobtem Feldherrnblick zu Beginn aller Überlegungen bestimmt hatte.

Nachdem die Trauung in der Dreifaltigkeitskirche und ein kurzer Empfang vorne im Salon, wo das blütenhafte Bild Christine Vanderhoutens in immer junger Anmut von der breiten Wand herablächelte, vorüber war, nahm die Hochzeitsgesellschaft im Speisezimmer Platz.

Trotz des warmen Junitages war es hier kühl und angenehm. Kaum dreißig Personen saßen in dem vornehmen Raum. Man hatte streng darauf gehalten, neben der Familie nur die nächsten Freunde Annemariens und Oskars einzuladen. Man wünschte keine Outsiders. Aus Hamburg war Robert Fabricius, der jüngste Bruder und einzige noch lebende nahe Verwandte Christinens, ein älterer gut soignierter Junggeselle mit feinem, müden, blassen Gesicht, zur Hochzeit herübergekommen. Auch Oskars Freund, der junge Karling aus Bremen, war unter den Gästen.

Schwere silberne Leuchter, prachtvolle alte Tafelstücke schmückten den Tisch. Kristall und Porzellan, langjähriger Besitz teils von der Vanderhoutenschen, teils von der Fabriciusschen Seite — alles war von einer imponierenden Vornehmheit. So daß Theo seiner jungen Tischdame halb achtungsvoll, halb spöttisch ein Wort von den „fürstlichen Kaufleuten" zuflüsterte.

Wie ehrwürdig und ehrfurchtgebietend die schweren silbernen Prachtstücke aber auch sein mochten — die Hochzeitsgäste, die oben die „Ehrentafel", den Kopf, bildeten, während das junge Volk die beiden Flügel einnahm, konnten es in ihrer Weise und in ihrer Prägung mit jenen ehrwürdigen Silberschaustücken aufnehmen.

Da saß an der Seite seiner jungen Schwiegertocher, deren Finger sich stets nur zögernd aus Oskars schöner Hand lösten, Ulrich Jaxtehausen, der heute gewiß nur als der gutmütige alte Herr, der sich nach Enkelchen sehnte, erscheinen wollte. Aber das charakteristische Profil mit der scharfen Hakennase konnte trotz alles zur Schau getragenen harmlosen Behagens doch nicht den Schöpfer der großen Berliner Bank verleugnen, der an diesem Tage auf das endliche Gelingen eines lang überlegten, besonders feinen Schachzuges hinschaute.

Neben ihm thronte die Noncontenta — die kurze Gestalt in einem hell-lila Seidenkleide, unter dem energischen Kinn ein kostbares altes Brillantkreuz, das die dürftige Figur fast zu belasten schien und die flache Brust noch flacher erscheinen ließ. Das lilafarbene Seidenkleid und das große Brillantkreuz hatten schon bei der Hochzeit der beiden Halbbrüder geglänzt, hatten die schöne Christine, die liebliche Annemarthe in Kranz und Schleier gesehen. Frau Christine Vanderhouten hatte zwar vor einigen Monaten einmal, als die Hochzeitstoiletten besprochen wurden, dem „guten Tante Bethchen" sanft angedeutet: ob es nicht, um einmal eine Abwechslung zu haben, vielleicht das lila Seidenkleid schwarz färben lassen wolle? Aber die Noncontenta hatte kühl mit dem Kopf geschüttelt. „Geändert wird nichts. Wenn Du auch lila zu jugendlich für mich zu finden scheinst, Christine."

Man mußte indessen der Noncontenta lassen, daß, wie unglückselig auch die

schlechtgewachsene Gestalt in dem altmodischen hellen Seidenkleide sich zeigte, ihr merkwürdiger Kopf seine Wirkung an der Familientafel nicht verfehlte. Auch Christinens Antlitz hatte eine leichte Erregung wohltuend belebt. Und wie sie, von ihrem Schwager Adrian geführt, neben Oskar an der Tafel Platz nahm, erstand noch einmal die schöne, schöne Christine Vanderhouten, die „Madonna incomparabile," wie ein Bild aus ferner Zeit: mit dem mattgelben Gold des blonden Haarscheitels, dem herrlichen Blau der Augen, der Farbe der Wangen, die an einen besonders lockenden Pfirsich denken ließen, der königlichen Haltung.

Und gleich ihr hatten die beiden Brüder Vanderhouten, die sich heute besonders ähnelten, ihren Festtag. Hubert hatte ausnahmsweise weder mit Gerhart, noch mit Rick, noch mit Konrad einen Zusammenstoß gehabt. Die Anwesenheit des Schwagers aus Hamburg, mit dem Hubert in früheren Zeiten so manchen Strauß ausgefochten hatte, trug dazu bei, daß er sich beherrschte. Und erhöhte anderseits auch seine Stimmung. Denn in gewissem Sinne war es doch ein Triumph, dem der hochmütige, ihn stets kritisierende Schwager Robert beiwohnen mußte. Der konnte nun endlich erkennen, was der Name „Hubert Vanderhouten" heute bedeutete. Und daß der alte Syndikus Fabricius doch nicht so töricht gewesen war, als er, allen zweifelhaften Anträgen von Baronen und Fürsten zum Trotz, die Bewerbung des Hubert Vanderhouten um die schöne Tochter begünstigte.

Neben den machtvollen Faktoren, deren Kräfte heute greifbar wurden, trat die Familie des jüngeren Vanderhouten zurück. Aber Adrian und Annemarthe waren trotz der früher erlittenen Kränkungen zu gütige und wohlwollende Naturen, um nicht Annemariens Festtag mit aufrichtiger Freude mitzufeiern. Die alte tiefe Liebe zwischen den Brüdern schien noch einmal aufzuflammen, als Adrian nach der Trauung Hubert mit einem langen, langen Kuß umarmte. Es lag viel Abbittendes in diesem Kuß von Huberts, unendliche Güte und ein nobles, stilles Verzeihen von Adrians Seite.

Theo und Edgar sahen es mit einer leisen Unzufriedenheit. „Der Vater ist und bleibt eben ein zu guter Kerl, der nichts nachtragen kann," sagte Theo nachher gerührt zur Edgar, „aber schließlich — sie haben ja unten auch wahrhaftig Widerwärtigkeiten genug."

Gleich nach dem ersten Gang hatte sich Hubert Vanderhouten erhoben und in die noch etwas kühle und ungelöste Stimmung hinein die Gäste begrüßt.

Hubert war ein geschätzter und bekannter Redner. Erhob sich seine kraftvolle Gestalt und tönte die markige Stimme bei irgendeiner Versammlung, einem geselligen Zusammensein oder einer geschäftlichen Sitzung, so entstand sogleich lautlose Stille. Weniger was er sprach, als der Klang der Stimme, die Art, wie er betonte, abwog, kleine Pausen nach wohlüberlegten Pointen eintreten ließ, erzwang Achtung. Und die Lebensfülle, die von dem mächtigen Mann, von der kraftvollen Stimme ausströmte, erzeugte eine Art Suggestion, überwältigte.

Nach dem Gruß an die Gäste wandte sich Hubert zu der neuen Familie. Mit echter Wärme hob er hervor, daß es eine Jaxtehausen sei, die ihm seit vielen Jahren schon zur lieben Schwester geworden wäre. Bei den tönenden Schlußworten: daß die neue Familie ihm also im Grunde eine altvertraute und liebe sei, da Annemarthens Verwandte ihm schon seit lange nahe getreten wären ... tauschten Theo und Edgar einen vielsagenden Blick. Doch gingen Annemarthens graue Augen so streng zu den Söhnen, daß der kecke Theo sich erschreckt, wie ein auf einem Diebstahl ertappter Hund, zu seiner hübschen Tischdame, der jüngsten Tochter der Kommerzienrätin Laubing wendete.

Bald nachdem die Stimmwellen Hubert Vanderhoutens verklungen waren, erhob sich Ulrich Jaxtehausen, auf den nie fehlenden Krückstock gestützt — für den oberflächlichen Beschauer ein Bild ehrwürdig gütigen Alters. Der Bankdirektor sprach auf die Vanderhoutenschen Frauen. Er erzählte beredt, wie selbst zu ihm, dem Einsamen, Zurückgezogenen, vor Jahren der Ruhm der „Madonna incomparabile" gedrungen sei, ohne daß er geahnt habe, daß von ihr seinem eigenen Kinde einst das Glück zuströmen würde. Er faßte

liebevoll, mit aufrichtiger Herzlichkeit die Hand seiner jungen Schwiegertochter: „Meine liebe Tochter —“. Es wirkte gut, wie er dastand, mit dem schlohweißen Haar, auf den Krückstock gestützt, und von der unerahnten großen Freude für seine alten Tage sprach. Es wirkte gut, wie der alte Mann mit dem gebeugten Rücken und dem weißen Haar dastand und so sprach ... Und dann schloß er taktvoll und klug mit einem Hoch auf seine Nachbarin zur Rechten, die Seniorin der Familie, deren Charakter und Verstand gleich ungewöhnlich seien, die stets und überall „den Nagel auf den Kopf zu treffen gewußt habe — Frau Elisabeth Deschutter — sie lebe hoch!“

Die Noncontenta saß da in ihrem lila Seidenkleide, mit der zu kurzen Taille, das große Diamantkreuz auf der flachen Brust, und ließ den schwungvollen Toast über sich ergehen. Ja, über sich ergehen. Man konnte es nicht anders nennen. Einmal warf sie ihren harten Husten in die tönenden Worte hinein, und am Schluß, als alles sich um sie drängte, stieß sie mit ihrem Glas an und wieder an. Kurz — plötzlich — ruckweise. Ganz so, wie sie zu sprechen pflegte.

„Warum hustet sie nur immer so verächtlich?“ fragte Thomas Karling seine Tischdame, die älteste, reizlose Tochter der Kommerzienrätin Laubing. „Mir ist jedesmal, wenn die alte Dame hustet, als ob sie uns allen eine Ohrfeige gäbe.“

Worauf Fräulein Laubing kichernd erwiderte, daß die alte Frau Deschutter ein Original sei — und wie sie und ihre Schwestern sich als Kinder immer gefürchtet hätten, ihr die Hand zu geben, wenn sie sie bei Annemarie getroffen hätten.

Luciens Nachbar aber, Alfred Beusing, ein begabter junger Kunstschriftsteller und Jugendfreund Oskars, der sonst bei der ganzen Mahlzeit die Augen nicht von Lucie wandte, skizzierte jetzt auf der Rückseite des Hochzeitsmenus mit ein paar Strichen das Gesicht der Noncontenta.

„Ein wundervoller alter Kopf, finden Sie nicht?“ sagte er leise zu dem schönen Mädchen.

Lucie blickte auf die kleine Bleistiftskizze und dann in das merkwürdige Gesicht der Noncontenta. „Ja, Sie haben gewiß recht,“ sagte sie zögernd. Sie errötete, indem sie den jungen Mann anschaute. „Mir ist es, als erblickte ich jetzt die Tante zum erstenmal. Ich habe früher nie bemerkt, wie gramvoll ihr Gesicht ist.“

„Ich bin oft abscheulich gegen sie gewesen,“ fügte sie langsam, beschämt hinzu, „aber sie hat mich auch gereizt, mich das ‚Madonnchen‘ genannt —“

„Aber ist das etwa eine Beleidigung? Und hat sie nicht ganz recht?“ rief Beusing begeistert. „Ich sah es gleich, daß sie etwas ist. Ein wundervoller alter Kopf,“ wiederholte er entzückt ... Dann aber sah er nur noch Lucie ... Und als sie ihm nach einer Weile wieder sanft versicherte, wie sie durch diese Skizze die Tante erst richtig sehen gelernt habe, legte er ihr das Blatt fast demütig in die feine Hand.

In der Ecke des Zimmers mit den blauschwarzen Greifen aber standen nach dem Toast Theo und Edgar, schon etwas weinselig, die gefüllten Gläser in der Hand, und ihre Augen blitzten, diesmal von der Mutter unbeobachtet, ineinander. „Ja — so! Wie hieß es früher immer: ‚Da oben, die alte Kratzbürste, Eure angenehme Tante —‘ Und nun der Toast: ‚Frau Elisabeth Deschutter, sie lebe hoch! — Wie pflegt Tante Christine zu sagen? ‚Andere Zeiten — andere Zeiten!‘“

Doch trotz des vergnügten Spottes der beiden Adrianschen Söhne trat dann Theo selbst in den Reigen der Tischredner. Er stand da, übermütig und frisch, das winzige schwarze Schnurrbärtchen auf der kecken Oberlippe maßlos mißhandelnd, und sprach seine Worte als Vertreter der jungen Generation.

Ganz offen und frei redete er von der Verbrüderung der beiden „Großmächte“, zu denen sein Knabensinn von frühester Jugend an ehrfurchtsvoll aufgeschaut habe. Mit Überzeugung sprach er von der starken Kraft, der durchdringenden Intelligenz, die er in den beiden Ohmen verehre — sprach von dem Respekt vor der praktischen Leistung, der den Vanderhoutens eingeboren sei. Und lenkte nun zu seinem Thema über: daß er hier als Ältester und Vertreter der jungen Generation rede —

„Ja, der jungen Generation, Frau Elisabeth Deschutter! Oder vielmehr: liebe Tante Bethchen!“ Er bog den Oberkörper, daß er über die Tischgäste hin zu dem grauen Kopf der Noncontenta sah. „Der jungen Generation, die hier ihre Heimat, Heimatsrechte, Heimatsgefühle hat und deren Erste nun hier ihren Herd gründet. Der jungen Generation, die, gleich ob sie hier geboren ist und hier oder an anderen Orten zuerst krähte, doch hier geworden ist, deren Lebensatem mit dem der werdenden Großstadt zusammenfloß. Ja, Frau Elisabeth Deschutter, liebe Tante Bethchen, wir jungen Berliner sprechen — wir ganz eigentlichen Berliner. Denn was haben die Berliner von vor fünfzig Jahren in ihrer Umgrenztheit noch mit der Welt zu tun, die jetzt hier flutet, sich jetzt hier bildet? Diese Welt, dieses Gewühl ist unsere eigentliche Heimat. Und nur die unsere im Grunde.“

Er hielt einen Augenblick inne. Man hörte die Noncontenta Luft durch die Nase stoßen, aber die Augen der Jugend unten am Tisch glänzten, und Theo fuhr beherzt fort: „Für uns junge Vanderhoutens spreche ich, die wir hier im Winkel sitzen. In unserem Winkel, diesem Winkel, von dem man munkelt, daß er noch einmal zu großen Dingen dienen würde, vielleicht das Abgeordnetenhaus beherbergen solle. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß es unser Winkel ist. Daß wir hier zusammmen groß geworden sind und dieses Stück Erde als Heimat fühlen — unser Haus, unsern Garten. Und daß heute unsere Erste hinauszieht, unsere alte Spielgefährtin, mit der wir da unten von der weinumrankten Treppe um die Wette gesprungen sind. Ja, Annemarie, Du hast immer die meisten Stufen genommen. Und Du hast auch jetzt die meisten Stufen genommen, bist uns allen vorausgesprungen in das Glück! Aber wir gönnen es Dir und freuen uns mit Dir, Annemarie! Wir freuen uns und wir rufen Dir mit unserem alten Kosenamen zu — er wird Dich, liebe Tante Bethchen, versöhnen, denn er kündet, daß Eure Wiege in Holland stand — wir rufen mit unserem alten Kosenamen: Annemarie, unsere liebe Braut, das Wunder des Jahrhunderts, der Stern von Utrecht, soll leben! Der Stern von Utrecht soll leben! Aber in Deutschland soll er leben und leuchten... Annemarie, lebe hoch!“

Ein allgemeines Umarmen, Küssen und Händeschütteln folgte. Selbst der Husten der Noncontenta klang um eine Nuance weniger hart. Hubert goß sein Glas in einem Zug hinunter, stieß tönend mit dem Neffen an und küßte seine Schwägerin zu wiederholten Malen, so daß die kleine Annemarthe in seinen mächtigen Armen ganz versank. „Ein prachtvoller Junge, der Theo! An dem werdet Ihr noch Eure Freude und Überraschung erleben!“

Annemarie küßte den Vetter herzlich, und ihr Bräutigam schüttelte ihm mit besonderer Wärme die Hände. Die Erinnerung an die gemeinsame Jugend unten im Garten hatte Oskar wohlgetan. Eine gewisse Starrheit, die seine Züge bei der Trauung gezeigt hatten, schwand. Und als Thomas Karling, dessen Glückwunsch er zuerst mit leichter Befangenheit entgegengenommen hatte, jetzt mit dem Glas zu ihm trat, stieß er vergnügt, den einen Arm um seine junge Frau geschlungen, mit dem Freunde an.

„Tipp topp alles!“ flüsterte ihm Karling begeistert zu. „Reizende Menschen — die Vanderhoutens! Deine Schwiegermutter — allen Respekt! Und Dein Frauchen erst! Nur die alte Deschutter, Oskar, wenn man die sacht hinwegräumen könnte — Dieser Husten! Als ob sie uns alle prügelte.“

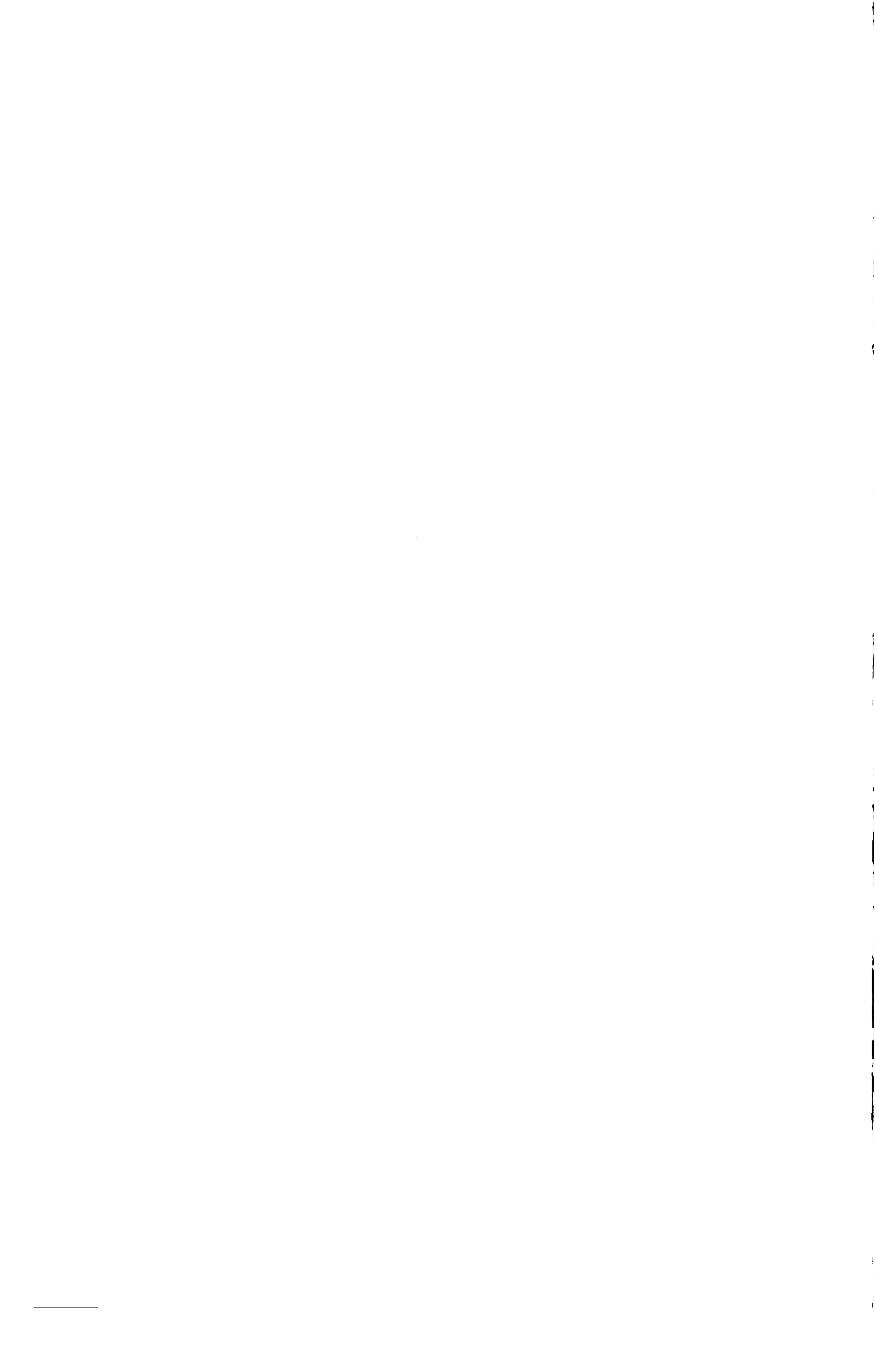
Die Tafel neigte sich langsam ihrem Ende zu. Wie sich nach und nach alles in eine harmlose und weinselige Ungebundenheit löste, hob Christine mit der ihr eigenen Würde die Tafel auf. Und nun steuerten die Alten und Älteren nach hinten in das große Gartenzimmer, während sich die Jugend unten im Garten ergehen sollte.

Dicht an das Fenster hinten war ein bequemer Sessel für die Noncontenta gerückt. Und dort saß sie nun, ihr kluger hart gezeichneter Kopf hob sich scharf von dem pompejanischen Rot der Wand ab, und sie blickte stumm in die weißblühende Pracht des sich bis dicht ins Fenster



Rosengarten.

Gemälde von Emil Czech.



hinaufreckenden Akazienbaumes. Von unten tönten die hellen Stimmen der Jugend ... Einmal, da ein glückliches Lachen Annemariens klang, kam Bewegung in das alte traurige Gesicht der Noncontenta. Dann aber saß sie wieder stumm und trank ruckweise, in kurzen Pausen, den Kaffee aus der feinen goldgeränderten Tasse, die noch aus dem alten Vanderhoutenschen Heim stammte.

Unten im Garten schimmerten zahllose Rosen an den hohen Stöcken, da und dort wehte schon ein weißes Blatt von den Akazien hinab, und die Lippen und Augen der jungen Menschen, die in der sommerlichen Pracht auf den schmalen, geschwungenen Gartenwegen wanderten, glühten und sprachen.

Langsam sank die Sonne, die Farben erblichen. Das war der Moment, da das Werk, das Edgar mit den Vettern seit Tagen vorbereitet hatte, seine Wirkung beginnen sollte. Der lange Kellergang war mit Fackeln behangen, Fackeln schimmerten bunt und gelb an den alten Nußbäumen, der Eiche und den Akazien, in dem dunklen Laub.

Nun wurden die Lampions angezündet, und die ganze Hochzeitsgesellschaft, außer den ganz Alten, zog in feierlicher Polonaise durch Erdgeschoß und Kellergang, durch den kleinen buntglühenden Garten. Theo pfiff bei dem Klange der Polonaise noch seine besondere Weise der Mutter, die er am Arme führte, ins Ohr: „Wer hat's gesagt, Mutter? Wer hat's gesagt?!"

Mählich ward es ganz dunkel. Nur die Fackeln glühten noch gelb und heiß. Und unter den Bäumen flüsterten junge Menschen und schauten sich in die Augen.

Das Brautpaar stand unten an der weinumrankten Treppe. „Auf einen Zug — alle Stufen hast Du genommen, Annemarie," sagte Oskar zärtlich und schlang den Arm fest um seine junge Frau. „Du Flinke, Du Wilde! Ob ich es auch kann?"

Er blickte prüfend hinauf. Ein Übermut packte ihn. Er flog in dem leichten Hochzeitsanzug die Stufen hinauf.

„Oskar! Oskar!" rief Annemarie ängstlich. Aber schon war er hinabgesprungen. Atemlos, mit einem übermütigen Lächeln zog er sie an sich und blickte in ihre strahlenden Augen. „Alle Stufen mit einem Satz, Annemarie ..." Er fühlte, wie ihr Körper in seinen Armen bebte.

Jetzt erschien Christine an der Gartentür und winkte dem jungen Paar.

Eine Stunde später tanzten die jungen der Hochzeitsgesellschaft in dem Zimmer mit den blauschwarzen Greifen, und wieder und immer wieder wurde Lucie von ihrem Tischnachbar im Walzer geschwungen.

Oben in dem zweiten Stockwerk aber saß Theo auf der alten Kommode in seinem Zimmer und ließ achtlos und lässig die Beine hinabbaumeln. Der junge Doktor hatte nach dem glänzenden Toast des Guten gar zu viel getan. Annemarthe stand mit einem sanften Blick, der doch eine nur mühsam verhaltene Strenge barg, vor dem weinseligen Sohn. Der Vater zog ihm entschlossen die Stiefel aus. „Brav, Alter, brav!" Theo klopfte ihm gerührt den Rücken — „Das tat mir in Bonn mein Freund Justus, wenn's gar nicht mehr wollte ..." Die Eltern tauschten einen stummen Blick. —

Es schlug zehn. Vor der Tür des Vanderhoutenschen Hauses setzte sich eben der Wagen in Bewegung, der das junge Paar hinwegführte.

Hinten lag der Garten still und verlassen. Da und dort glühte noch eine einsame Fackel, und von oben quollen die Klänge der Tanzmusik in die Sommernacht hinein ...

Zweites Buch.

Erster Abschnitt.

In der Wilhelmstraße, dem hohen Vanderhoutenschen Hause schräg gegenüber, hatte das junge Ehepaar sein Heim gegründet. Sogleich, als in der Verlobungszeit die Wohnungsfrage am Horizont aufgestiegen war, wanderten Christine Vanderhoutens Augen zu diesem zweistöckigen Bau mit den starken Pfeilern. Breit und nicht allzu hoch, noch mit einer gewissen Raumverschwendung angelegt, zeigte er einen vornehm ruhigen Charakter. Und seit einiger Zeit winkte am Eingangsportal ein verheißungsvoller Zettel: „II. Etage zu vermieten. Herrschaftliche Wohnung mit zehn Räumen."

Man kannte diese Wohnung aus den Zeiten, da dort Bankier Hahnenklee, ein Bruder von Christinens Freundinnen, der Kommerzienrätin Laubing und der Kammergerichtsrätin Leyden, gewohnt hatte. Hahnenklees waren vor zwei Jahren nach der Regentenstraße übergesiedelt, ihren Nachfolgern aber, einem in der Berliner Gesellschaft gut bekannten Baumeister mit seiner Gattin, war nur ein kurzes Erdenwallen in den Räumen beschieden. Denn verschuldet, wie der Baumeister schon bei seinem Einzug war, geriet er in der Zeit, da er die ansehnliche, von Christine durch das Lorgnon stets mit einem gewissen Respekt beobachtete Etage bewohnte, in neue und gefährliche Spekulationen. Und an einem frühen Morgen erschoß er sich in seinem Arbeitszimmer, worauf die verzweifelte junge Frau so schnell als tunlich zu ihren Eltern nach Hannover zurückkehrte.

Nach einigen Monaten, in der Verlobungszeit Oskars und Annemariens, erschien dann der verheißungsvolle Zettel. Da Aberglauben allen Vanderhoutens — und den Jaxtehausens nicht minder — etwas Fernes und Unverständliches war, so störte, als Christine mit einer guten Unbefangenheit auf den Zettel hinwies, das Schicksal der letzten Bewohner wahrlich niemanden. Und besonders in Christinens Hirn war diese Episode völlig ausgelöscht. Dagegen haftete für ihre Augen den Räumen, in denen bis vor kurzem die Verwandten ihrer Freundinnen, die „erstklassigen" Hahnenklees Hof gehalten hatten, ein gewisser Adel an. Da zudem Annemarie mit Entschiedenheit erklärte, nicht im Tiergarten, sondern möglichst nahe der Berliner Bank wohnen zu wollen, so ward nach einigen Vorbesprechungen und gemeinsamen Besichtigungen die gut ausgestattete, von manchem Vergangenheitsreiz umwehte Etage gemietet.

Auch erwies sich bald, daß Frau Christine recht behielt, als sie auf eine Bemerkung der Noncontenta: „Raum genug sei dort allerdings für die zwei Menschen", gedämpften Tones doch voll Überlegenheit entgegnet hatte: „Es werden ja wohl nicht allzulange nur zwei Menschen bleiben." Denn nun, da der erste späte Winterschnee in leisen Flocken hinabschwebte, stand Annemarie in dem geräumigen Hinterzimmer an einer stattlichen Wickelkommode, und ihre Hände ordneten winzige, von feinen rosigen Bändern und Schleifen umwundene Wäscheteile.

Der breiten Gestalt Annemariens stand das Frauenhafte und Mütterliche. Und wenn ihrem Blick auch ganz die verklärte oder ekstatische Hingebung fehlte, die manche junge Frau in dieser Zeit reizvoll umfließt, so lag doch in ihren Bewegungen, im Ausdruck ihres Gesichtes etwas Sorgliches und Mütterlich-Warmes. Heißeres Leben kam erst in ihre Züge, als sich die Tür öffnete.

„Nun Maus, sind wir wieder einmal hier? Und fleißig?" Ein Lächeln huschte um Oskar Jaxtehausens volle Lippen.

Die kaum sechsmonatige Ehezeit hatte genügt, eine Wandlung in Oskars Erscheinung hervorzubringen. Jedes Glied, jeder Zug seines Gesichtes verriet den schönen Mann, der von seiner jungen Frau angebetet wird, und sich dessen immer aufs neue freut. Der sich in diesem hübschen Zustande wohl fühlt, und heftige Wünsche kaum mehr denken kann, geschweige denn noch verspürt.

Eine Befriedigung, die dann und wann als Schlaffheit erschien, prägte das schöne Gesicht. Die Träumerei der Augen war in eine sanfte Schläfrigkeit gewandelt und das Begehrende aus ihnen gewichen. Hier stand ein Mann, der besaß, fest besaß, was er wünschte. Und den diese Sicherheit des Besitzes mit einem fast aufdringlichen Behagen erfüllte.

„Ja Kind, alles sehr schön! Aber nun wird schnell geluncht, nicht wahr?" Oskar lockerte den Arm, den er um seine Frau geschlungen hatte. „Es ist noch ein Haufen zu erledigen, wenn ich wirklich morgen früh mit Onkel Adrian und Richard fahren soll."

„Und Du meinst, Du mußt fahren?"

Annemarie hatte Oskars Hand gefaßt, während sie neben ihm durch den von einer Gasglühlichtflamme matt erhellten Hinterkorridor zum Speisezimmer schritt.

„Es läßt sich wohl nicht umgehen, Maus. Und es hat ja auch schließlich nicht zuviel zu bedeuten, wenn ich nachts wieder zurück bin."

Oskars Blick ging liebevoll zu Annemarie. Er hatte ihre Hand durch seinen

Arm gezogen und führte sie sorglich zu ihrem Sitz am Speisetisch. Nachdem die Suppe serviert worden war, fragte er mit einem leisen Gähnen: „Du warst heute schon drüben? Wie war die Stimmung?"

„Schlecht! Statt daß sie froh sind, daß Papa die Rippenfellentzündung so glänzend überstanden hat, streiten sie unaufhörlich. Papa langweilt sich, und Mama tut fast beleidigt, daß er nicht zur Beerdigung hinüber fahren kann."

„Abgeschmackt!" Oskar lehnte sich kopfschüttelnd in seinen Sitz zurück.

„Ja, nicht wahr? Als ob er sich die Krankheit bestellt hätte . . . Mama faltet die Hände und versichert immer wieder: Zweiundzwanzig Jahre wäre Papa nicht krank gewesen. Gesund wie ein Fisch und stark wie ein Baum. Und nun da es ihren Bruder zu begraben gelte . . ."

Jetzt lachte Oskar hell auf. Es war sein altes junges Lachen. „Ach Maus, das ist wahrhaftig reizend. Die werden beide nicht klug. Und wie haben sie sich über die Nachlaßregulierung geeinigt?"

„Geeinigt?! Gar nicht, Oskar! Sie haben früh nach London an Gerhart depeschiert, er solle sich auf ein paar Tage für Hamburg einrichten und die Regulierung übernehmen. Das ist alles. Mama bleibt dabei, Onkel Adrian sei nicht die geeignete Persönlichkeit; es gehöre dazu eine besondere Kenntnis ihrer Familie und der Eigenart Onkel Roberts."

Oskar pfiff leise vor sich hin. „Weißt Du, Annemie" — er streckte ihr, da das Hausmädchen eben die Tür hinter sich geschlossen hatte, über den Tisch hin zärtlich die Hand entgegen — „das Kleine kann recht rauflustig werden, wenn ich an Deine Eltern denke und die meinen."

Den Kopf in die Hand gestützt, sah sie ihn an, bebend unter der Liebkosung seines Blicks . . .

„Dir soll es ähnlich sein, nur Dir," sagte sie leis, mit mühsamem Atmen.

Es war, wie die schwere Gestalt, die Augen mit ihrer fremden Traurigkeit in dem einfachen Gesicht, zitternd unter seiner Zärtlichkeit zu ihm schaute, als legte sie sich ihm zu Füßen: — sein Geschöpf — nur sein Geschöpf.

Oskar war aufgestanden. Mit einem leichten Vorsichhinsummen zündete er sich eine Zigarre an. „Na Maus, Du willst also noch einmal nach ihnen sehen?"

Er trat zu Annemarie und drückte ihren Kopf leis an sich. „Ärgere Dich aber nicht! Es lohnt nicht. Du weißt, wenn sie sich ausgestritten haben, sind sie nachher noch einmal so frisch und gesund. Der Papa setzt sich in den Sessel und raucht eine seiner schlechten Havannas, die uns Kopfschmerzen machen, nach der anderen, und die Mama streicht ihren schönen blonden Scheitel zurecht und erzählt mir abends von ihren Ringen."

Annemarie lächelte, aber es war ein mühsames Lächeln. Sie ärgerte sich, daß Oskar um des Onkel Roberts willen, der ihr stets gleichgültig gewesen war, sich für einen Tag von ihr trennen sollte. Und sie dachte verdrossen der sanften vorwurfsvollen Töne der Mutter, dieser endlose Suada. Mußten denn beim Tode des Onkels nun alle Regimenter noch einmal aufmarschieren? Sie wußten ja ohnehin allesamt, welche Stellung die Fabricius in Hamburg eingenommen hatten . . . Ja, die Grafen Terk —

Doch es half wohl nichts, es mußte durchgekostet werden.

Und Annemarie nahm, nachdem Oskar sie verlassen hatte, mit einem Seufzer Umhang und Kapotthütchen. Und schickte sich an, mit nicht eben übereilten Schritten in die elterliche Wohnung hinüber zu gehen.

⌘ ⌘ ⌘

Vorn im Salon stand Hubert Vanderhouten, blickte durch das Fenster auf die Wilhelmstraße und trommelte mit der rechten Hand unaufhörlich und mit ausdrucksvoller Kraft auf die Scheiben.

Einige Schritte entfernt im Sessel saß Christine im schwarzen Kleide. Das Haar wie immer sorgfältig gescheitelt, aber in dem regelmäßigen Gesicht mit den heute ein wenig geröteten Lidern Spuren von Abspannung und Ermüdung.

Während Hubert sich überraschend schnell von der Rippenfellentzündung, die ihn im Oktober aufs Krankenlager geworfen hatte, erholte und jetzt, wie er mit den Fingern unausgesetzt und in stets gleicher Stärke auftrommelnd am Fenster dastand, kaum mehr den Rekonvaleszenten erkennen ließ, erschienen Christinens Züge schlaffer als sonst. Es lag in ihrer Natur, daß sie jede Unregel-

mäßigkeit, die das pedantische Gleichmaß ihrer Lebensführung erschütterte, schlecht ertrug, und vollends zur Krankenpflegerin war sie nie geeignet gewesen. Trotz der beiden Pfleger aber, die sich Tag und Nacht bei Hubert abwechselten, hatte Christine nicht alle Last von sich abwenden können. Und es ließ sich nicht leugnen, daß Hubert mit seinem herkulischen Körper, dem Beschwerden oder gar wirkliche Leiden stets fern geblieben waren, ein unleidlicher Kranker gewesen und nun ein noch unleidlicherer Rekonvaleszent war. So traf Christine, als Robert Fabricius einer jähen Verschlimmerung seines chronischen Nierenleidens erlag, die Todesnachricht schon in einem Zustand der Abspannung.

„Wenn man denkt, wenn man denkt —" Christinens Oberkörper strammte sich, ihre geröteten Lider senkten sich verzeihend — „Die letzte Beerdigung, die ich in Hamburg mitmachte war die der Mutter. Als da der Bürgermeister Happe auf mich zutrat und mir sagte: ‚Sie trauern nicht allein, meine Gnädigste, wir begraben in gewissem Sinne unsere Seniorin' —"

Das Taschentuch wurde an Christinens Augen geführt. Sie hielt einen Augenblick inne, fuhr aber sogleich unermüdet fort: „Und was die junge Terk mir erzählte, als wir von der Begräbnisstätte an den Wagen gingen: ‚Ihrer Mutter Erziehung galt bei uns stets als Vorbild —' Und nun — und nun — andere Zeiten . . ."

Obwohl Christine, ohne Hubert im geringsten zu beachten, ganz wie zu sich selbst laut und fließend aus ihrem Sessel dahinsprach, ward doch das Trommeln jäh unterbrochen und Hubert dr hte sich plötzlich zu ihr hin.

„Ja ich weiß, Christine —" jedes Wort, jede Silbe ward einzeln und scharf hervorgestoßen — „und ich weiß auch, wie faul es mit der ganzen Herrlichkeit stand. Wollen wir wetten, daß im Testament Deines Bruders noch keine - -"

„Bitte!" Christine streckte ihre Hand befehlend aus. „Bitte! Wenn ich bitten darf! Was Du da erzählst, interessiert mich ganz und gar nicht. Ich spreche von anderen Dingen."

„Aber mich interessiert es sehr. Sehr sogar. Die Fabricius sind Ritter, ich weiß. Ritter hoher Orden. Haben keinen Deut, brauchen keinen Deut. Oder doch: haben keinen Deut, brauchen um so mehr. Wie, Christine? Wie? Sagtest Du etwas?"

„Die jüngste Terk . . . Gott, wenn ich wüßte, wo der Stiefbruder jetzt ist, der Wannhausen —" fuhr Christine mit gut gespielter Unberührtheit fort, als sei der Klang von Huberts Worten nicht einmal zu ihr gekommen. „Es hieß damals, er müsse eine Weltreise machen. Es war da eine dunkle Geschichte. Er sollte die Tochter des Schmalzhändlers Warenstein verführt haben, eine schöne Person. Die Sache sprach sich herum, die Brüder der Warenstein waren wie wild —"

Jetzt trommelte Hubert mit erhöhter Stärke. So heftig und vertieft, daß er weder das Klingeln Annemariens noch ihren Eintritt ins Zimmer bemerkte. Erst ein Kuß der Tochter von rücklings ließ ihn sich überrascht zurückwenden.

„Na, Mietz, wie bist Du denn hereingekommen?"

Sie überhörte seine Frage und sagte nur diplomatisch, während sie ihm die Hand schüttelte: „Wahrhaftig, Papa, Du siehst von Stunde zu Stunde frischer aus. Wäre nicht noch der dumme Husten, so würde niemand glauben, daß der Wärter noch vor ein paar Tagen im Hause war. Wie fühlst Du Dich denn jetzt?"

„Wie soll ich mich fühlen! Wie man sich eben fühlt, wenn sich niemand um einen kümmert."

Die senkrechten Falten auf Huberts Stirn zogen sich zusammen. Mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers ließ er sich in einen der großen Sessel nieder, daß er unter ihm krachte.

„Morsch. Morsch wie ich selbst. Du kannst mir's glauben, Annemarie, hier tut's weh, da tut's weh! Freilich für die Mutter, für die bin ich ein Jüngling. Am liebsten sähe sie es, wenn ich morgen mit nach Hamburg zur Beerdigung führe. Was meinst Du, Christine?"

„Du mußt nämlich wissen," wandte sich Hubert in einem meckernden, nörgelnden Ton an seine Tochter, „es gilt die Regulierung der Millionen, die der selige Onkel Robert uns hinterlassen hat. Onkel Adrian hat sich ja erboten, an meiner Stelle die Sache zu ordnen, aber Gott behüte! er versteht das nicht — ist auch nicht ‚fein

organisiert' genug, um alle Wünsche des seligen Robert richtig zu erfüllen. Nicht wahr, Christine? Hab' ich recht, Christine?"

Christine hatte inzwischen eine Hand ihrer Tochter ergriffen, ihren Kopf zu sich hinuntergezogen und flüsterte ihr gedämpft ins Ohr: „Gerhart wird gewiß fahren. Er hat zwar noch nicht geantwortet, aber er wird fahren."

In diesem Augenblick klopfte es. Der Diener brachte ein Telegramm, das Hubert, das seit kurzem in Benutzung genommene goldene Pincencz auf die Nase klemmend, erwartungsvoll erbrach. „Tief erschüttert. Wärmstes Beileid der armen Mama. Kann leider zu schmerzlichem Bedauern nicht fahren, da seit vorgestern an leichter Halsentzündung mit Fieber liege. Völlig gefahrlos. Aber Reisen im Augenblick unmöglich. Grüße. Gerhart."

Hubert las die Depesche zuerst stockend, buchstabierend. Dann, ohne die mehrfach nach ihr ausgestreckte Hand Christinens zu beachten, noch einmal laut, dröhnend, mit einem gewissen Nachdruck, den Kopf in den mächtigen Nacken geworfen, die Augen über die goldgeränderten Gläser blickend. Bei dem „tief erschüttert" schoben sich die wagerechten Falten auf seiner Stirne hoch, und er bewegte den Kopf mit einer Gebärde des Unglaubens.

„Nun?" sagte er nach einer Weile, während Christine zuerst mit Annemarie gemeinsam, dann noch einmal allein das Telegramm aufmerksam und langsam durchlas, als ob der ihr widerstrebende Sinn der Mitteilung sich noch anders ausdeuten ließe.

Aber die Worte standen da, klar und deutlich, und Christine lehnte sich mit einer Gebärde der Ermüdung und Indigniertheit in den Sessel zurück, während ihre Hände noch immer die Depesche hielten.

„Leichte Halsentzündung . . ." wiederholte sie mechanisch, „Hoffentlich ist's die Wahrheit und nichts Schlimmeres. Aber Gerhart neigte ja immer dazu."

Annemarie war zu dem Vater getreten. „Es hat doch sicher nichts zu sagen mit Gerhart?" fragte sie halblaut.

„Bewahre!" Hubert schüttelte gelassen den Kopf. „Ist auch ganz gut so. Wozu auch ihn noch alarmieren! Oskar und Richard genügen doch wahrhaftig bei der Beerdigung. Und das andere besorgt Onkel Adrian schon ganz allein."

„Nun?" wandte er sich noch einmal an Christine, die immer noch im Sessel vor sich hinbrütete. „Nun?"

Das „Nun?" klang wie ein Trompetenstoß zum Kampf.

Sie antwortete nicht.

„Also was soll werden?" sagte Hubert jetzt ungeduldig. „Soll ich zu Adrian hinunterschicken und ihn hinauf bitten, daß wir's mit ihm besprechen? Aber bitte, entscheide Dich nun endlich, Christine, entscheide Dich!"

Ein mühsam beherrschter Jähzorn bebte aus Huberts Stimme. In Christinens Zügen aber war in den letzten Sekunden eine Wandlung vorgegangen. Ein Gedanke schien ihr gekommen.

Sie erhob sich schnell und trat zu Annemarie, die sich ermüdet und schwerfällig in einen der breiten Sessel lehnte.

Eine ihrer schönen weißen Hände legte Frau Christine auf Annemariens Schulter. „Das ist das einzige — Kind — gewiß — und so muß es auch sein: Oskar wird die Regulierung übernehmen."

Und Annemariens unangenehme Überraschung nicht beachtend, fuhr sie, zu ihr gewandt, ohne Hubert die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, fort: „Oskar versteht es, Oskar ist ein feiner Mensch. Er hat den armen Onkel Robert gleich bei der Hochzeit charmiert. Lieber Gott, der arme Onkel Robert! Wie vergnügt er damals noch war . . . Ja Kind, Oskar wird es machen! Und Oskar weiß auch in Hamburg Bescheid. Weiß, was da passend ist, und wird alles Nötige erledigen."

Jetzt erst bemerkte sie das verstimmte Gesicht der Tochter und bat: „Trennst Dich wohl ungern, Annemarie? Aber Du mußt denken, es sind ja nur ein paar Tage nötig, und ich bin hier bei Dir. Oskar tut mir schon den Gefallen. Mußt denken, es ist das letzte von meinen Geschwistern, Kind. Onkel Adrian ist ein guter Kerl — gewiß — ich will nichts gegen ihn sagen. Aber er hat nicht die rechte Hand für so etwas. Und da der arme Gerhart — Gott, es wird doch auch nur eine leichte Halsentzündung sein, Annemarie? — da der arme

Junge nicht fahren kann und man Rick nicht aus den Augen lassen darf —"

Sie seufzte tief auf, trat wieder zu ihrem Sessel und fuhr, noch ehe Hubert oder Annemarie einen Einwand erheben konnten, ohne eine Pause zu machen fort: „Es ist der letzte Bruder. Ja wer's fühlt! — Und Konrad ist — Gott behüte! — noch unser Dummer. Und Hubert — ich sage es ja: zweiundzwanzig Jahre stark wie ein Baum, gesund wie ein Fisch... Und nun, da es den armen Robert zu begraben gilt — Er hatte so seine Eigenheiten, Robert! Nein, Annemarie, Dein Oskar ist ein feiner Mensch. Er wird Deiner armen Mutter den Gefallen nicht abschlagen, Kind."

Den Oberkörper gestrammt, den Kopf aber wie gebrochen mit geschlossenen Augen zu der linken Schulter neigend, saß Christine Vanderhouten da. So daß Annemarie keine Antwort fand und Hubert sich mit einem Achselzucken und einem fragenden Blick auf die Tochter wieder zum Fenster wandte, wo er mit erhöhter Kraft zu trommeln begann. Um dann jäh abzubrechen und mit einem Seufzer, der wohl seine Machtlosigkeit und seine Resignation ausdrücken sollte, sich in einen der großen Sessel niederzulassen. Der Sessel krachte, aber weder Frau Christine noch Annemarie beachteten es. Und es blieb eine Weile stumm in dem Zimmer, als ob Christinens Redewellen jede Kraft ringsum gebrochen hätten.

⌘ ⌘ ⌘

„Begreifst Du so etwas? Nein, sage, Annemarie, begreifst Du so etwas? Hat doch gar keinen Sinn. Wenn der Theo Arzt werden will, wozu hat er sich dann mit all den anderen Dingen gequält, die doch ekelhaft schwer gewesen sein müssen? Sag', Annemarie, begreifst Du das?"

„In der Tat, Du hast recht. Aber nimm doch ein Stück Plumpudding, Konrad! Oder nicht? Soll ich läuten? Was ist denn mit Dir — Du nimmst ja gar nichts?"

Annemarie hatte Konrad die Schüssel zugeschoben, aber man sah an ihren abwesenden Augen, wie gleichgültig ihr Vetter Theos Studium, der Plumpudding und Konrads Appetit waren.

„Ja, ich habe einen verdorbenen Magen, Annemarie, ehrlich gesagt."

Konrad, dessen farbloses unintelligentes Gesicht stets ein wenig blöde dreinschaute, erschien jetzt geradezu bedrückt. „Weißt Du, das gute Essen in den zehn Tagen, da ich Dir Gesellschaft leistete, damit Du nicht abends noch einmal die Treppen bei uns stiegst und doch auch nicht allein hier säßest —" Er machte sich mit einer vielsagenden Bewegung an seiner Weste zu schaffen.

Annemarie faßte nach der Klingel. „Also läuten?" sagte sie mechanisch und drückte auf den Kopf. „Reichen Sie das Obst und stellen Sie dem jungen Herrn die Zigaretten hin!" befahl sie dem Hausmädchen.

Konrad sah verdutzt drein und ließ einen zweifelnden Blick zu Annemarie und von ihr dann auf die Zigaretten gehen.

„Also um 10 Uhr 5 morgen abend kommt der Hamburger Zug?" fragte Annemarie eben zum soundsovielten Male.

Statt aller Antwort lachte Konrad. Sein wieherndes, peinigendes, unermüdliches Lachen, das in der Schule seinen Beinamen „Konrad der Einfältige von Lachershausen" mitgeschaffen hatte.

„Nein, Annemarie, weißt Du — es wird wahrhaftig Zeit, daß Oskar zurückkommt! Du hörst ja gar nicht mehr, was man spricht. Erst läßt Du mir Zigaretten hinsetzen, als ich Dir erzähle, daß ich einen verdorbenen Magen habe —" er bewegte die Hand sanft nach der Magengegend — „dann fragst Du zum siebenundneunzigsten Male, wann der Zug kommt, nachdem ich's Dir vor einer halben Stunde im Kursbuch schwarz auf weiß gezeigt habe! Hat es denn Oskar nicht selbst in seinem letzten Brief geschrieben?" fügte er kopfschüttelnd hinzu.

„Ich weiß nicht, der Brief ist ja erst eben gekommen." Annemarie griff in die Tasche und suchte ihren Zügen und ihrer Haltung eine gewisse Festigkeit zu geben. Sie faltete das Papier auseinander. „Er schreibt sehr kurz. Er sei ja nun endlich morgen abend wieder hier. Recht abgespannt scheint er. Die blöde Angelegenheit hat ihn unglaublich in Anspruch genommen. Und wie sie sich hinzog. Erst sollten es fünf Tage sein, dann wurden es acht — jetzt sind es glücklich zehn. In Zukunft mag Mama solche Dinge von anderen ordnen lassen. Alle diese Finessen des

schrulligen Onkel Robert — Es ist rein lächerlich!"

Annemarie war übellaunig aufgestanden. Und auch Konrad, der sich wieder in der Magengegend zu schaffen machte, hatte sich erhoben.

„Weißt Du, Annemarie, ich gehe lieber schon hinüber. Ich glaube, es wird eine unruhige Nacht bei mir. Und nun hast Du ja auch Oskar schon morgen abend wieder hier!"

Er hatte ihr die Hand zum Abschied gegeben, blieb aber noch einmal, mit der kurzen schmalen Nase umherschnüffelnd, stehen. „Na, Annemarie. Du wirst ja eine Dame — eine Dame," wiederholte er wiehernd, „seit wann riecht es denn bei Dir so nach Patschuli? . . ."

Er wandte mit einem unangenehmen, erfahrenen Blick in dem ausdruckslosen Gesicht den Kopf und sog Luft durch die Nasenlöcher. Als ob er etwas ihm gut Vertrautes begrüße . . .

„Ja, den ekelhaften Geruch hat mir die Mix Laubing hinterlassen," sagte Annemarie mißlaunig. „Zwei Stunden saß sie heute nachmittag fest und war nicht hinauszutreiben, die Komödiantin. Und als sie wegging, stank es — ja wahrhaftig, man kann's nicht anders nennen."

Konrad lächelte überlegen. „Geschmackssache, Annemarie! Geschmackssache!" Der alte erfahrene Ausdruck in seinem Gesicht trat noch mehr vor. „Aber nun schlaf wohl. Mein Magen . . . Es wird wahrhaftig Zeit hinüber zu kommen."

Und Annemarie hielt ihn nicht. Sie wanderte langsam, da das Gehen ihr schon schwer ward, in ihr Schlafzimmer. Es erschien ihr heute noch leerer und unbehaglicher als an den vorhergehenden Abenden. Fröstelnd blickte sie in dem großen, gut durchheizten Raume um sich, blickte auf die schweren bordeauxfarbenen Tuchportieren und Vorhänge, die ihr stets das Zimmer so wohnlich gemacht hatten, blickte hinauf zu der roten Ampel über dem Bett, blickte auf das leere Lager neben dem ihren.

Eine quälende Sehnsucht stieg in ihr auf. Sie zog die Uhr. Noch vierundzwanzig Stunden! Vierundzwanzig Stunden! Wie ein Endloses erschienen sie ihr.

Sie zog Oskars Brief aus der Tasche. Er war kurz, offenbar nicht in der besten Stimmung geschrieben. „Komme in keinem Falle zum Bahnhof, selbst wenn Du noch so wohl bist," hieß es am Schluß kurz, „ich bin ja abends um ½11 Uhr in der Wohnung, und es würde mich nur belästigen, wenn Du mich abholtest. Denn ich bin todmüde und habe mir zudem eine Erkältung bei dem Hin- und Herfahren zwischen Blankenese und Hamburg geholt. Ich freue mich aufrichtig, wenn ich erst wieder zu Hause bin und, wenn der Ausdruck gestattet ist, alle viere von mir strecken kann. Sage Mama, daß die Dinge nun endlich in Ordnung sind. Mündlich mehr. Dein Oskar."

‚Er ist müde und erkältet — und verstimmt dazu,' dachte Annemarie trübe. ‚Kein Wunder. Diese endlose Hinzieherei.'

Aber obwohl sie es sich nicht eingestand, verletzte sie der kurze, barsche Ton. ‚Ich hätte Mama nicht nachgeben sollen. Er ist ärgerlich, auch über mich.'

Schließlich siegte doch eine schwere körperliche Müdigkeit über alle Gedanken und Schmerzen. Und als Annemarie am nächsten Morgen, frischer als seit Tagen, erwachte, und ein Telegramm ihr in der Frühe bestätigte, daß Oskar heute abend käme, begriff sie gar nicht, was sie gestern abend mit solcher dumpfen, ungreifbaren Qual hatte erfüllen können. ‚Ein Glück, daß ich die Mama gleich energisch für den Abend abgewimmelt habe,' dachte sie, als sie in beklommen glücklicher Erwartung in der letzten halben Stunde vor Oskars Ankunft auf und ab ging. ‚Rick und Konrad, haben ihn ja am Bahnhof schon in Empfang genommen —'

Jetzt, kaum 10¼ Uhr, rasselte der Wagen vor. Die Mädchen eilten hinunter. Annemarie beugte sich einen Augenblick in die eisige Winterluft und erkannte Oskar, der mit Rick aus der Droschke stieg. Ein Freudenschauer überlief sie. Sie warf hastig das Fenster zu und ging, so schnell sie konnte, an die Etagentür.

Enttäuscht sah sie Ricks schlanke Gestalt eben die obersten Stufen hinaufspringen. Hatte sie nicht deutlich genug gesagt, daß niemand mit hinaufkommen sollte?

„Annemarie," sagte Rick leise und hastig, „ich komme mit. Du brauchst Dich nicht zu erschrecken. Es hat sicher nichts zu be-

deuten, aber Oskar ist nicht recht wohl. Er hustet sehr stark — es ist wohl am besten, man läßt bald den Arzt kommen. Es sagt, er habe Dir schon geschrieben, daß er erkältet sei —"

Annemarie war erbleicht.

„Was ist?" fragte sie tonlos mit halbem Verstehen, die Klinke der Tür umspannend.

„Du brauchst wahrhaftig nicht zu erschrecken! Es wird nichts sein, aber ich möchte doch für alle Fälle Sanitätsrat Hausner rufen. Oskar hat so seltsamen blutigen Auswurf — und auch sonst — mir ist, als ob er fiebere —"

In diesem Augenblick sah Annemarie Oskar auf der Treppe. Ein wahnsinniger Schreck packte sie. Er ging ziemlich langsam, an dem Geländer sich haltend. Jetzt sah sie das Gesicht in dem matten Licht des Treppenhauses. Es war stark und ungleich gerötet, die Augen glänzten fiebrig.

„Na Maus — —" Oskar war jetzt oben und schlang mit einer unruhig-unsicheren Bewegung den Arm um sie, „na Maus, also wieder hier. Alles gut hier — alles gut? Erzählen soll ich? Ja später. Jetzt nur —"

Er griff nach dem Kopf. „Mir ist nicht so recht..."

Sie hörte den kurzen, keuchenden Atem...

Ein Hustenstoß, kaum daß er ins Zimmer getreten war, erschütterte ihn. Er ließ Annemarie los und griff schwankend nach dem Sessel, den sie ihm entsetzt hingeschoben hatte.

Sie sah den blutigen Auswurf.

„Oskar, wir wollen nach hinten! Du mußt Dich gleich hinlegen, mußt zu Bett gehen —"

„Ja Kind — gleich — zu Bett! Das ist wohl das beste... Zu Bett! Wie das klingt..."

An Ricks Arm tastete er sich nach hinten.

Eine Stunde später stand Annemarie mit dem sehr ernst dreinblickenden Sanitätsrat Hausner, den sie schon als Kind gekannt hatte, im Speisezimmer. Auch Christine war hinübergekommen.

„Ruhe, Ruhe, meine liebe Frau Annemarie: Sie dürfen um Himmels willen nicht gleich den Kopf verlieren. Es ist eine Lungenentzündung — Sie haben ganz recht — Sie haben mit Ihren sorgsamen Augen ja gleich erkannt, um was es sich handelt. Und er ist wohl schon einen Tag damit herumgegangen, vielleicht sogar zweie — gewiß! Aber das geschieht so oft, und Sie brauchen sich darüber ganz wahrhaftig nicht zu erregen. Die Hauptsache ist, daß die Sache lokalisiert bleibt. Es sieht sich bis jetzt, obwohl es Sie natürlich erschreckt hat, wirklich alles zum Besten an. Das Wichtigste und Einzige, was jetzt geschehen kann, ist aufmerksame Pflege. Und da kann ich ja hier beruhigt sein, wie selten."

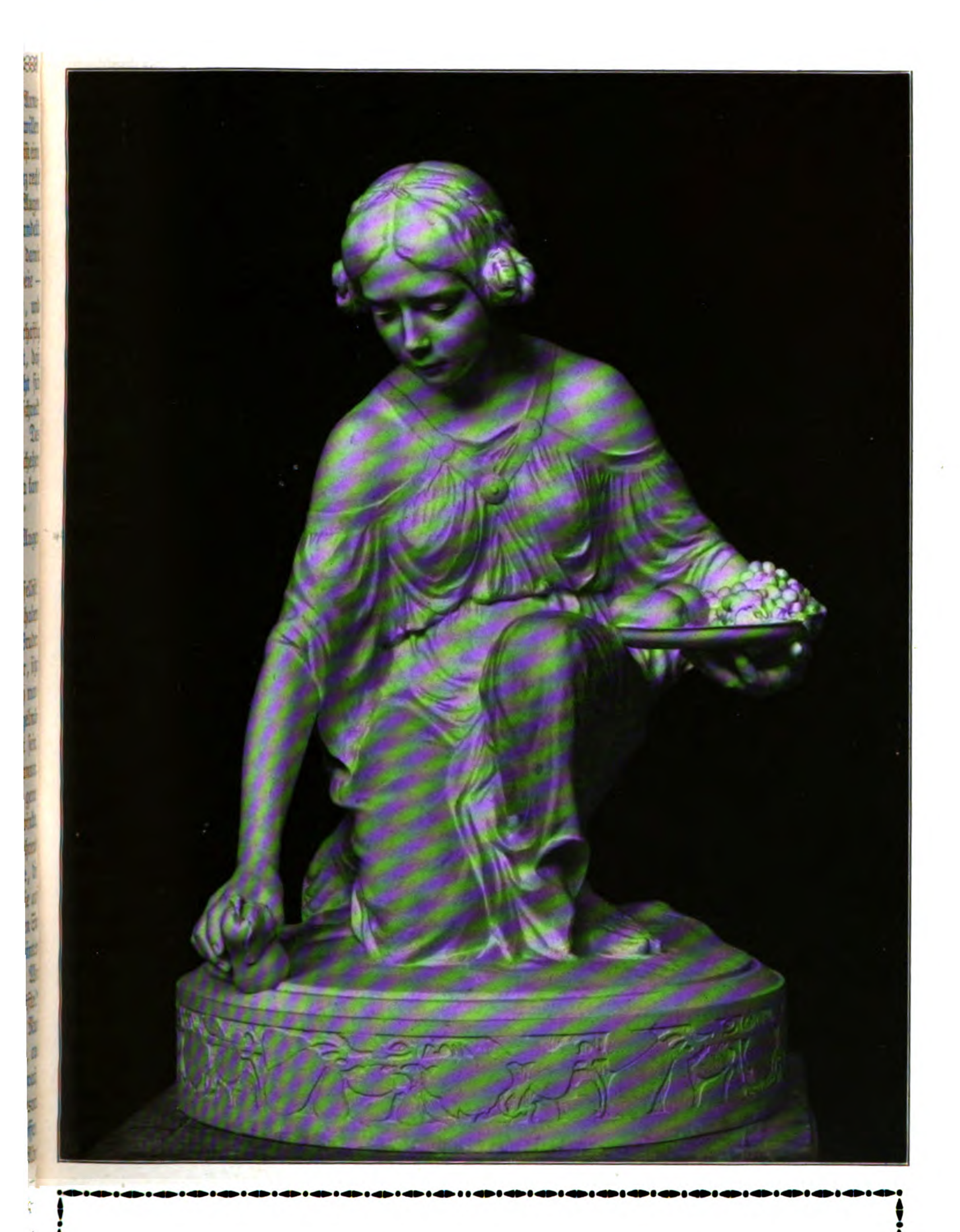
Er sah die großen verzweifelten Augen Annemariens, den schweren Körper.

„Aber nun ein Wort über Sie selbst! Sie haben nicht nur an sich, Sie haben auch an Ihr Kind zu denken. Der Bruder Hinrich, einer unserer besten Pfleger, sitzt dadrinnen bei Ihrem Mann. Gleich morgen schicke ich einen zweiten zur regelmäßigen Ablösung. Aber es darf nicht sein, daß Sie selbst sich unaufhörlich anspannen. Da ist Ihre Mutter, die nötigenfalls gerne mit Ihnen abwechselt —" er winkte, Christinens bestätigende Suada abwehrend — „da ist Ihre Tante Annemarthe, die erprobte Krankenpflegerin. Wenn Sie auf mich hören, Frau Annemarie, so legen Sie sich jetzt in dem Vorderzimmer am Hinterkorridor für ein paar Stunden hin. Wir brauchen wirklich später noch Ihre Kräfte!"

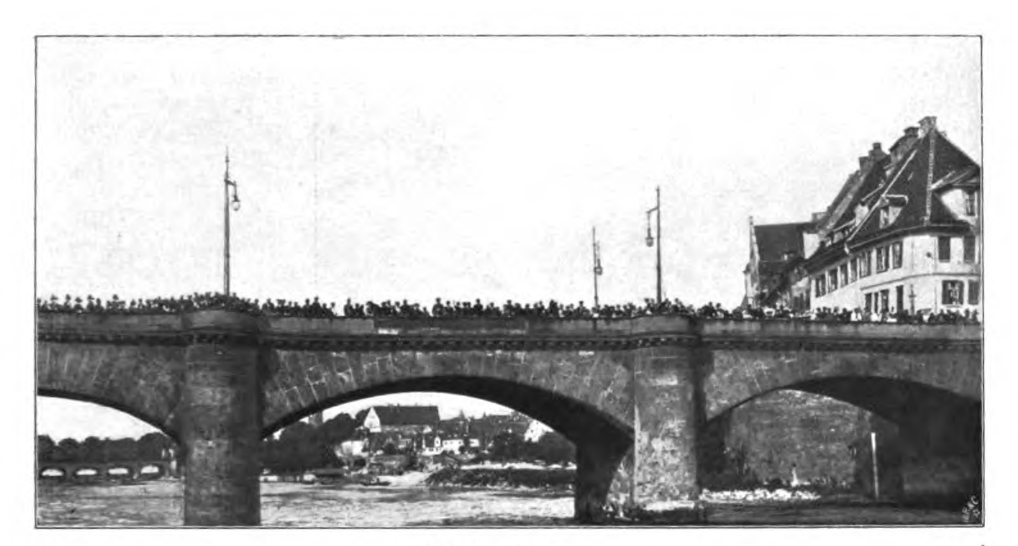
Annemarie hatte wortlos zugehört. Nun schüttelte sie mit einer harten Energie, aus der eine maßlose, erschütternde Angst sprach, den Kopf. „Ich danke Ihnen, Sanitätsrat, ich danke Ihnen. Ich will auch hoffen, daß alles wird, wie Sie sagen... Aber die Nacht bleibe ich bei meinem Mann —" Sie schluchzte trocken auf. „Mein Kind — ich weiß nichts davon. Ich weiß nicht —"

Mit einem jähen Aufstöhnen brach es hervor: „Ich will meinen Mann gesund — meinen Mann — meinen Mann — meinen Oskar —"

(Fortsetzung folgt.)



Fruchtsammlerin.
Marmorskulptur von Reinhold Boeltzig.



Abschied von Ulm.

Eine Fahrt auf der Ulmer Schachtel. Von J. Hahn.

Mit Originalaufnahmen von Prof. Dr. Hauthal in Hildesheim.

„Durch die Geschichte der Völker, die an einem Strome wohnen, zieht sich der Fluß wie ein leitender Faden hin," sagt der biedere J. G. Kohl noch 1851 gerade im Hinblick auf die Donau, den größten Strom Deutschlands, der den Westen unseres Vaterlandes mit der Südostmark verbinden sollte und auf dem von den grauen Tagen der Vorzeit bis vor einem Menschenalter der Orient und der Okzident Handel und Wandel austauschten.

Wieviel deutsches Wesen ist mit den kleinen und großen Fahrzeugen hinabgeglitten!

Und heute?

Still und öde liegt seit einem Menschenalter der mächtige Strom. Leise singend fluten die Wellen unbenutzt hinab, tot und still sind seine Ufer, nur hindernd drängen sich die Wogen zwischen die Dörfer und Städte an seinen Ufern. Brücken mußten geschlagen werden, und sein Bett verschlingt Unsummen von ethischen und materiellen Werten, damit er, wenn er zur Zeit der schwellenden Wasser wächst, nicht im Zorn das Menschenwerk an seinem Gestade zerstöre.



Unter dem Ulmer Münster.

Ist es wirklich wahr, daß unsere Geschichte nun plötzlich ganz andere Wege flutet? Wird es immer dabei bleiben, daß unser Blick sich ausschließlich dem Westen, der Neuen Welt zuwendet, wie wir es seit zwei Menschenaltern gewohnt wurden? Gibt es nur noch da drüben große Handelswege, ist nur von dort wirtschaftlicher Segen zu erwarten?

Wenn in den Tagen, wo der Einzug unseres großen Heros Bismarcks in die Walhalla gefeiert wurde, so oft von den weit in die Lande schauenden Schöpfungen Ludwigs I. von Bayern die Rede war, ist das nur ein Rückblick auf vergangene Zeiten? Oder hat diese große Lebensader deutscher Kultur, die Donau, die

an der deutschen Befreiungshalle und an der Walhalla vorbeirauscht, doch noch eine Rolle in der künftigen Geschichte?



Zunft-Brosche.

Wir haben uns daran gewöhnt, den Rhein, um den wir kämpfen mußten, nun ganz als Mittelpunkt der deutschen Geschichte anzusehen. Die Donau, die durch die Erblande der Staufen floß, an der die Zollern und Schwaben saßen, die von den Bayern in immerwährenden Kriegen gegen Ost und Nord, gegen Hunnen und Franzosen so oft umstritten wurde, die scheint uns so zum Deutschen Reiche zu gehören, daß wir kaum mehr Wert auf sie legen. 250 Kilometer sind wir hinabgeglitten, von der Stelle, wo die Donau schiffbar wird, ehe wir das erste lastentragende Schiff fanden, und auch dann war's nur ein Ziegelkahn. Hat sie das verdient?

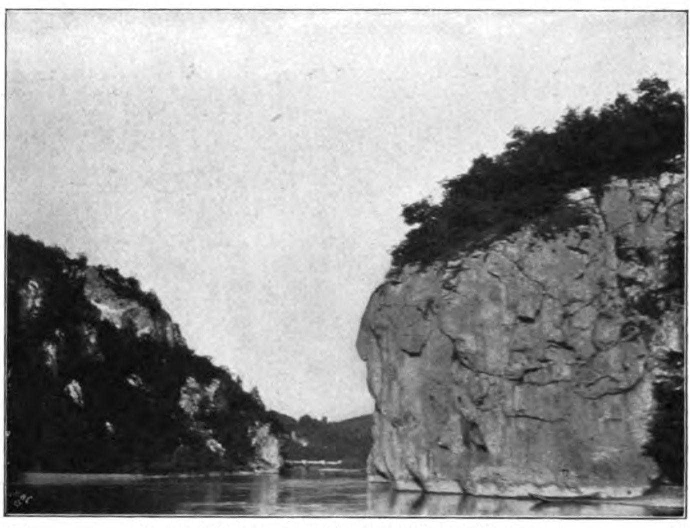
Im Sommer 1907 wie 1908 wurde in Ulm auf der alten Schiffslände — dem Schopperplatz — ein kleines Hausboot für uns gebaut, in dem wir, unabhängig von Wind und Wellen, dem alten Wanderpfad der Schwaben hinab bis zum schönen, lustigen Wien folgen wollten. Beide Male



Torturm von Ingolstadt.

war das Schiffchen nach alter Art zunft- und ordnungsgemäß tüchtig gebaut. Das rechte Schiff gut aus neuen Brettern gefügt, die mit Moos „geschoppt", das heißt wasserdicht aneinander gespundet waren. Beide Male aber war nach alter Sitte das Hüttchen darauf leicht und oberflächlich aufgebaut. Gilt es doch, es gleich nach der Ankunft zu verkaufen und so dem Ofen zu überliefern. So ein „Hüttele" wird eben nur als Brennholz gewertet in der Kaiserstadt Wien. Und doch umschloß dieses bretterne Ding wirklich ein Heim, in dem sechs Menschen in schönen wie schlechten Tagen, bei Sonnenglut, wie Regen und Sturm, selbst bei einem Wolkenbruch sich gemütlich fühlten. Roh und rauh freilich sind die Wände, derb und massig ist das Gestell zum Bett, dürftig die Ausstattung in Küche und Wohnzimmer. Aber lachend wird das alles getragen: in dem Stolz, so ganz unabhängig von Zeit und Ort zu sein. Wahrhaft genial ist die Anlage der Fenster, wie sie wohl schon ein Kelte oder sein Vorfahr erschuf. Aus der Planke ist ein Stückchen Holz herausgesägt, das nun, von Leisten gehindert nach vorn zu fallen, an einer Schnur auf und nieder gezogen werden kann. Ein Nagel hindert es am Abrutschen, ein zweiter hält die Schnur, wenn das Fenster geschlossen werden soll, und Regen und Wind sind gleich gut ausgesperrt. Ein festes Segeltuch schützt das Dach des Hauses, ein schmaler Streifen solchen Tuches ersetzt die beste Sprungfedermatratze für die kurze Zeit. Die Kisten, in denen das Bettzeug ankam, dienen hier unten als Waschtisch, als Stuhl, als Tische der Küche. Aber für das schlechte Wetter ist sogar eine neumodische Einrichtung da: die Petroleummaschine. Oben an Deck — unserer Veranda — ersetzen die Kisten die Fauteuils und den Eßtisch. Bunte Decken scheiden die einzelnen Räume, in denen es nun gemütlicher ist als auf manchem Küstendampfer. Draußen aber lodert auf dem hölzernen Schiff, trotz Wind und selbst Sturm, ein lustiges Holzfeuer, wie es vordem auch auf jedem Wikinger-

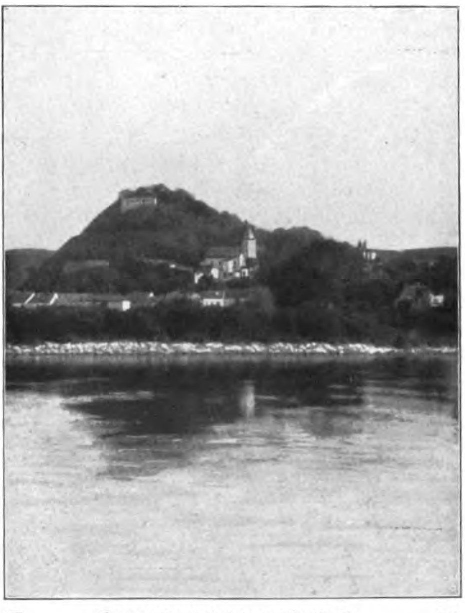
schiff gebrannt hat. Ebenso einfach wie praktisch ist dieser häusliche Herd. Ein dickes Brett mit einem kleinen Rande nimmt feinsten Flußsand auf. Einige große Ziegelsteine halten das Feuer zusammen, und nun brodeln, durch einen hölzernen Schirm geschützt, lustig der sehr geliebte Kaffee oder die bis Pesth hinab altberühmte Ulmer Suppe und die so vielbewährten Nudeln oder die schwäbischen Knödel. Hier und da brennt wohl einmal der Windschirm an, aber ein rascher Griff und die gütige Donau hat das Unglück schon abgewendet.



Vor Kehlheim. Im Hintergrunde Weltenburg.

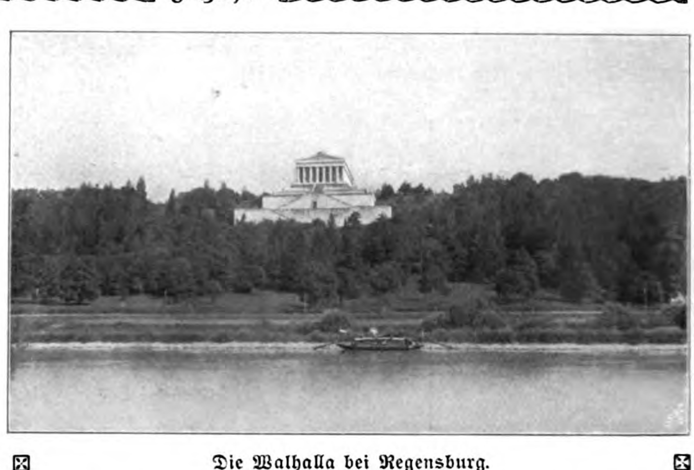
In einer gleichen Hütte fuhr Jacob Grimm als Legationsrat 1815 von Regensburg nach Wien — hat sich aber furchtbar gelangweilt. Vielleicht trübte ihm eine Vorahnung dessen, was ihn dort erwartete, die Reise. Denn genau ein Jahrhundert früher sprach die Lady Montague sich ganz anders über ihre Fahrt aus. Da hieß es: „Wir fuhren von Regensburg die Donau hinab, eine wirklich angenehme Reise, in einem jener kleinen Schiffe, die man sehr richtig Holzhaus (wohl Schachtel) nennt und die alle Bequemlichkeiten eines Palastes mitführen, Öfen in den Zimmern, die Küche“ usw. usw. — Auch Maria Theresia ist nach der Krönung ihres Gemahls in Frankfurt so gefahren, und zwar in nur fünf Tagen von Ulm nach Wien, und ihre Suppe wird auf dem Küchenschiff auf einem gleich primitiven Herd gekocht sein, wie es der unsere ist. Der so überaus gründliche Fr. Nicolai berichtet uns in einer sehr breiten Schilderung seiner Reise 1783 auch von dem Inventar. Da gibt's vor allem einen Strohsack, ein Bettuch, ein (geliehenes) Kopfkissen und einige Decken. Als notwendigsten Hausrat zählt er auf: Leuchter, Lichtputze, Kaffeekanne, schlechte Tassen, was ihn insgesamt 54 Kreuzer kostete.

Ganz so billig kamen wir nun freilich mit unserer Ausstattung nicht davon, aber es war doch auch für unseren Geldbeutel nicht ungemütlich. Und auch andern Reisenden können wir eine Schachtelfahrt empfehlen. Wohl lassen sich Kosten des Schiffs und der Fahrt genau erst übersehen, wenn die Anzahl der Teilnehmer genau bekannt ist. Aber diese so originelle, anregende, erquickende Fahrt wird im ganzen nur wenig mehr als etwa ein Aufenthalt in einem mittelgroßen deutschen Badeorte kosten.



Donaustauf bei der Walhalla.

Und so ging denn 1907 an einem strahlenden Sonntag unsere erste Fahrt von Ulm aus den Strom hinab. Die schöne, alte Promenade, die Vauban noch den Ulmern gebaut hat, die alten Bastionen, die Ufer, die steinerne Brücke, alles war dicht besetzt mit fröhlichen Menschen, blau war der Himmel, freundlich winkten die hellen Kleider der vielen schönen Ulmerinnen, und all die Ulmer Glocken läuteten den Sonntag ein — und unsere Fahrt dazu, wie wir wohl meinten.



Die Walhalla bei Regensburg.

So schoß unser kleines Schiffle, von fröhlichen Menschen besetzt, dahin. Eine zahlreiche Mannschaft rührt die langen Ruder. Mancheiner hatte es sich nicht nehmen lassen, die erste Fahrt, die seit langem wieder stattfand, mitzumachen. An Bord kommandiert der Veteran, der letzte der alten Schiffsmeister; seine Söhne, rüstige Männer, steuern das Schiff. Freilich die Ulmer Schifferfrauen bleiben zurück, aber dafür haben sie ein paar Vorrechte, die wohl ziemlich einzigartig in den Zünften sind. Einmal haben sie den Trunk zu tun für eine gute Fahrt. Hatte das Schiff am Schwahl gegenüber Ulm seine Fahrt begonnen, zogen die versammelten Frauen der Schiffenden in die Waisenkirche, um zu opfern (auch noch im protestantischen Ulm). Dann ging's in die Sonne, das Zunfthaus, zum Weintrunk. Und noch ein anderes, noch besseres Ehrenzeichen gaben die Ulmer ihren Frauen. Ein Meisterknecht konnte wohl ein Schiff führen, doch nie auf eigene Rechnung; wir finden diesen Titel unter den Bildern der Zunftmeister mehr als einmal vertreten. Aber ein Meister war der Ulmer Schiffer erst dann, wenn er nach halbjähriger Ehe hinunter nach Pesth gefahren war und nun seinem Weibe das Zunftzeichen heimbringen durfte (Abb. auf Seite 202).

Am letzten heißen Junitage ging's also hinab in die grünen Auen der Donau. Lange noch winkt uns der hohe, majestätische Münster die Grüße Schwabens nach in die tiefe Einsamkeit. Aber schon beginnt die Geschichte ihr seltsames Spiel mit uns. Hier bald von diesem, dort aus jenem Jahrhundert entlehnt sie den Faden, bunt und bunter wird das Gewebe, das sie vor uns ausbreitet, und bis hinab nach dem schönen Wien rollt sie es vor uns auf. Die graue Vorzeit gibt den Grundton. Bald sind es dann Hagen und seine Mannen, darauf die Römer und die ganze deutsche Geschichte von Attila, der Geißel Gottes, bis hinunter zur Völkergeißel der Neuzeit, dem kleinen, großen Korsen, die ihr die Einschlagfäden für den Teppich, den sie für uns wirkt, bereiten müssen.



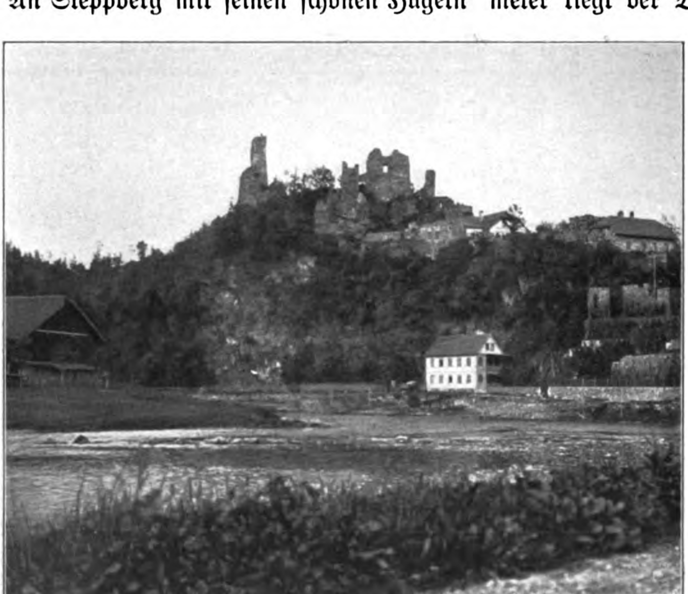
Stadtbild von Straubing.

Wenig Kilometer abwärts von Ulm liegt am linken Ufer Elchingen und weiter hinab rechts das anmutige Günzburg mit seinen mittelalterlichen Tortürmen. Heute nur ein freundliches Städtchen, aufgebaut aber auf mächtigen römischen Grundmauern, die ihm wohl für das Einstmal die Bedeutung von Ulm zusprechen, wenn nicht gar der Brückenübergang hier die Macht Augsburgs und Ulms vereinigte. Bis weit hinaus zur Reisensburg birgt das hohe Ufer der Donau jene Fundamente. Dann folgen nahverbunden die Schwesterstädte Lauingen, die Stadt des Albertus Magnus, die neben diesem größten Mann noch ein größtes Pferd und eine schönste Frau unter seinen geschichtlichen Ruhmeszeichen nennt, und Dillingen, die Universität des Bischofs von Augsburg. Doch schon zieht Höchstädt unsere Augen auf sich und Blindheim und Tapfheim; über dieser friedvollen Gegend liegt es wie ferner Rauch brennender Dörfer, und wie von wildem Schlachtgetümmel scheint die Donau zu singen. Dort, auch am linken Ufer, taucht der Schellenberg auf, oft umstürmt, und ihm zu Füßen im anmutigen Tale der Wörnitz liegt Donauwörth. Heute für den Touristen, der nach Süden strebt, nur ein Bahnsteig, auf dem man ein gutes Glas Bier bekommen kann, ehemals die Residenz der Bayern, bis der unselige Ludwig der Strenge (1256) hier sein Weib hinrichten ließ aus törichter Eifersucht. Hier in den weiten, fast stolzen Straßen des kleinen Städtchens spielte sich einmal das Ereignis ab, das den großen Dreißigjährigen Krieg heraufziehen sollte. Heute werden der kriegsgewaltige Marlborough und Ludwig von Baden, die im Jahre 1704 den Schellenberg erstürmten, ebensowenig heraufbeschworen in der Erinnerung der Reisenden, wie die holde, liebliche Marie von Brabant und ihr allzu rascher Gemahl. Donauwörth aber lebt für das große Cassianeum mit seinen Druckereien, seinem Verlag, der Bibliothek und seiner Erziehungsanstalt. Nun aber nehmen uns weite Moose und Donauriede auf, hoch abgedämmt gegen den Strom; vergeblich versuchen wir hineinzuschauen in diese Auen, von denen uns berichtet wird, daß die Wiedertäufer vor etwas mehr als einem Jahrhundert hier die weiten Moräste, die der Lech geschaffen hat, in fruchtbares Land umwandelten. Und schon nahen wir seiner Mündung, der stolzesten, die wir auf deutschem Boden sehen sollen, so kraftvoll auch Iller und Inn ihre Wogen der grünen Donau aufdrängen. Majestätisch rollt der Sohn der Berge seine grauen Wogen heran, als wisse er, daß sein Name



Blick auf Passau mit Festung Oberhaus und Ilzstadt, von der Innstadt aus gesehen.

uns unwiderstehlich die Großtat Ottos des Großen, den Sieg über die Hunnen, aufdrängen solle. Jetzt eilt unser gutes „Fuhrwerk“, wie es im Donaudeutsch heißt, wieder schneller dahin, der Bergstrom „zieht“ besser, und rascher geht es an welligen Ufern entlang. Einstmals floß die Donau hier anders. Weiter nach Norden hinauf nicht allzu fern von der Stelle, wo Karl der Große schon einen Main-Donau Kanal begann, sind wir einmal mit den Geographen an einem heißen Tage in ihrem alten Trockenbett gewandelt, das jetzt von der Altmühl eingenommen, doch nicht ausgefüllt wird. An Steppberg mit seinen schönen Hügeln geht es vorüber auf das hochaufragende stolze Schloß von Neuburg zu, dem Otth-Heinrich einen schönen Giebel zurückließ, als er von hier wieder nach Heidelberg zog. Bei unserer ersten Fahrt hat uns hier ein Brückenumbau, der jeden Donauverkehr auf lange Zeit — man sprach von drei Jahren — festgelegt hatte, viel zu schaffen gemacht. Heut hielt er uns nur Stunden auf, denn man ließ uns schließlich doch durch, ohne daß wir das Hüttchen abbrechen mußten; aber bei den drei wolkenbruchartigen Regen, die das Jahr 1907 uns brachte, da hatten wir noch oft Gelegenheit, seufzend an Neuburg zu denken, das eine ungewöhnliche und nicht zunftmäßige Art des Baues für unser Hüttele bedingt hatte. Es lief nun eben der Regen auf allen Seiten durch die Ritzen hinein. Damals gab es in Neuburg eine besonders geruhsame Nacht, schaukelte unser rüstiges Schiffle doch fröhlich wie auf hoher See in dem kleinen Wellenstrudel, den die Brücke hervorrief. Am Morgen ging's dann durch anmutige Auen hinab nach Ingolstadt mit seiner arg mitgenommenen und doch so prächtigen gotischen Kirche. Diese hochgerühmte alte Festung ist so recht ein Bild davon, wie heute die Donau und der Verkehr zueinander stehen. Drei Kilometer liegt der Bahnhof vor der Stadt, ohne daß der Laie einsieht warum. Die Festung allein kann es nicht sein; Strategen pflegen doch gerade den Bahnhof in diese hineinzuziehen. Eher wohl werden es Bauplatzspekulationen sein, die dies Phänomen hervorriefen. Nicht lange, da taucht Vohburg auf, ein freundliches Städtchen mit mittelalterlichem Schloß, in dem einmal Agnes Bernauerin ihre Flitterwochen verlebte. Weit droben aber im Norden an der böhmischen Grenze steht noch in Trümmern die Kapelle, in der die letzte Erbin der Vohburger dem großen Barbarossa angetraut wurde. Wenige hören darauf, wie weit auch damals schon Krieg und Liebe die Deutschen herumtrieb, wenn sie Eger aufsuchen, wo ja nur der Tod des Wallensteiner uns hinlockt. Doch noch weiter hinab in die Geschichte soll uns der Strom tragen. Drüben, jetzt fern der Donau, liegt auf römischem Boden das freundliche Neustadt, und schon locken uns die Höhen von Eining mit dem alten, stolzen Abusina, das mächtig und immer mächtiger herausstrebt aus dem Boden, den ihm die Jahrhunderte als schützenden Mantel umhingen. Wer in diesem riesigen Trüm-



Blick auf Hals.



Der Jochelstein an der Grenze von Bayern und Österreich.

merfelde umherwandert, soll über der Ehrfurcht, die er dem fremden, stolzen Volke zollt, doch auch nicht vergessen, wieviel sie ihren Gegnern, unsern Vorvätern zutrauten. Solche Mauern und Quadern, eine solche Fülle von Verteidigungswerken setzt man nur einem recht gefürchteten Feinde entgegen. Und wenn dahinter die Trümmer der friedlichen Stadt immer weiter und umfassender heraufstreben ans Tageslicht, so müssen wir uns dazu doch auch eine recht große Zahl von Händlern und Kaufleuten, also auch Käufern, denken. Neben dem römischen Leben steigt dabei vor unserem geistigen Auge auch das germanische herauf. Für mehrere Stunden begleiten uns hier die Erinnerungen an die Römer, aber auch keltische Gräber und weiterhin auch prähistorische Scherben führen uns tief und tiefer hinab in die Vorzeit. Und schon nimmt uns das schönste Stück der Donau auf. Gleich hinter dem Kloster Weltenburg öffnet sich vor uns die Enge. Hell und licht steigen hier die weißen Kalkklippen mit ihrem zarten grünen Mantel, den der Wald um sie legt, aus den graugrünen Fluten auf. Eingepreßt in diese steilen Ufer, stürmt der Fluß rascher als zuvor; aber als ob er die Schönheit nicht stören wolle, so scheinbar ruhig und glatt eilt er dahin. Da sind keine gurgelnden Wirbel und keine Untiefen, die wenigen Klippen, die der Schiffahrt sich entgegenstemmen wollen, liegen harmlos neben dem Fahrwasser, und der Schiffende kann ganz der Poesie solcher wunderbaren Schönheit leben, wie das schöne deutsche Vaterland sie wohl kaum zum zweiten Male birgt. Aber die Donau war nur befahren, als noch der Sinn für Naturschönheit in uns Deutschen schlief, und nur die Schiffer gaben diesen schönen, bizarren Formen ihre Namen. Da stehen ein paar Brüder nebeneinander, dort reitet Napoleon traurig gen Frankreich, dort liegen die bayerischen Dampfnudeln im Wasser, und noch ganz andere, wirklich nicht recht salonfähige Namen klingen an unser Ohr. Aber noch



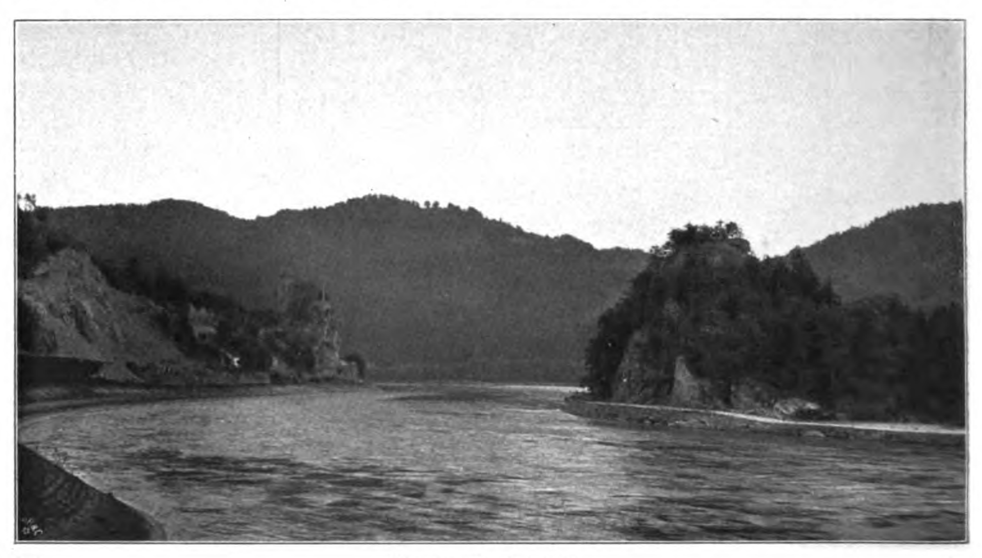
In den Schlägen beim Adlerbach zwischen Passau und Linz.

fehlen der Donau die Brentanos und ihre Zeitgenossen, um eine Lorelei aufzuwecken.

Doch wunderschön ist's und wohl wert, von Regensburg hierher zu wandern, hinauf auf die stolze Befreiungshalle mit den herrlichen Schildjungfrauen zu klimmen, dann durch den frischen grünen Wald nach Weltenburg und nun mit dem bereitliegenden Schiffle wieder hinab nach dem freundlichen Kelheim. Hier ragt ein keltischer finsterer Turm an der Stadtmauer auf, der Straßenplan ist noch ganz ungestört römisch, das Mittelalter bis zur Neuzeit kennt die Stadt als den Ausgangspunkt großer Flotten von Donaufahrzeugen mit den Kelheim-Solnhofer Platten, 1863 noch sah die Befreiungshalle sich öffnen als Abschluß des Ludwigskanals. Und wir — nun wir, wir Heutigen verspotten diesen Kanal, lassen die Donau all ihre Kraft ungenutzt hinabtragen gen Osten und „schmücken" die Kelheimer Enge mit all ihrer Pracht durch ein Zementwerk!

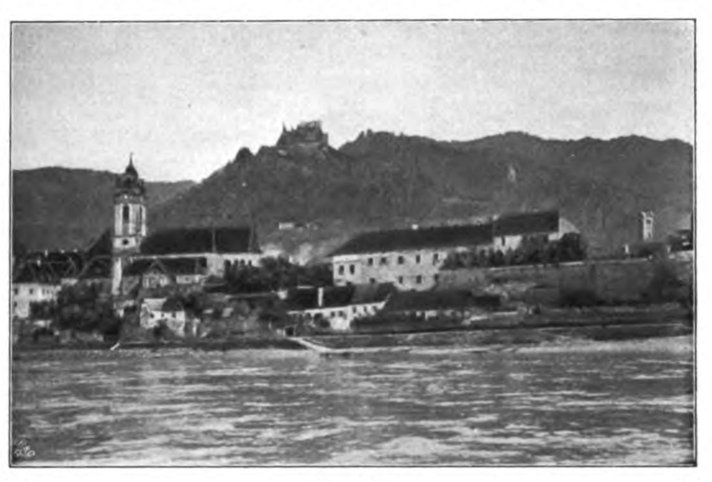
Doch schon eilt unser Schiffchen durch all die lieblichen Bilder, die die Donau gerade hier in Fülle bietet, weiter auf ihr neues großes Zentrum zu, auf Regensburg. Wieder steigt damit ein stolzes Städtebild herauf, machtvoll überragt von den zahllosen Türmen seiner Kirchen und daneben von den trutzigen Geschlechtertürmen, die der heutigen Generation so unverständlich sind.

Froh steuern wir von dannen, hat doch hier als einzigartig unser Schiffle wieder wie seit Olims Zeiten eine doppelte Wache nötig gehabt gegen die bösen Buben, die es mit Steinwürfen traktierten. Warum hier und warum nur hier? Die Tradition überlebte die lange Zeit, in der kein Schiff hier vorüberkam. Und noch in der Stadt selbst naht die andere Gefahr. Die schöne alte Römerbrücke bot den Schiffern Gelegenheit, vom Strudel zu singen, nun hat die neue Zeit, die mit der Donauschiffahrt nicht rechnet, die Eisenbahnbrücke so daneben gebaut, daß ein doppelter Schwall entsteht. Aber selbst das Hochwasser von 1907 ließ uns ruhig durch, unsere Schiffer sind ein guter Schutz gegen solche Gefahren.



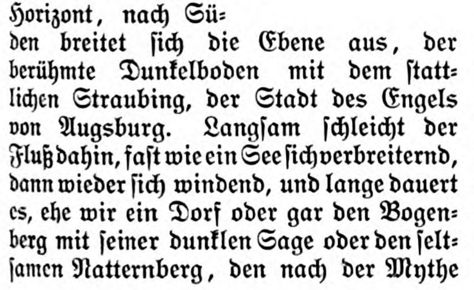
Am Struden bei Grein.

Von Regensburg an kommt der große Verkehr; bis hierher gehen die Schlepp- und Frachtdampfer. Ein- bis zweimal im Tag, gelegentlich auch dreimal, werden unsere Sachen an Deck durcheinander geschüttelt von den Wellen, die ein Dampfer erregt. Wenig, wenn die vollen Raddampfer bergauf sich arbeiten, tüchtig, wenn die leeren Schlepper mit ihren leeren Kähnen neben sich hinabtanzen. Denn wunderlich ist der Verkehr auf der Donau. Es lohnt, Petroleum und Holz bergauf zu schleppen, talab ist die Fracht nicht lohnend genug. — Noch im Angesicht Regensburgs taucht fremdartig



Dürnstein

in ihrer Schönheit die Walhalla auf, uns noch lange nachwinkend mit all den Erinnerungen, die sie weckte, die langweiligste Strecke des Flusses verschönend. Aber auch diese äußere Muße hat ihr Gutes. Hier können Körper und Gemüt einmal ausruhen von all dem Genossenen: hier kann man prächtig faulenzen!



Der Böhmerwald steht neben uns am Horizont, nach Süden breitet sich die Ebene aus, der berühmte Dunkelboden mit dem stattlichen Straubing, der Stadt des Engels von Augsburg. Langsam schleicht der Fluß dahin, fast wie ein See sich verbreiternd, dann wieder sich windend, und lange dauert es, ehe wir ein Dorf oder gar den Bogenberg mit seiner dunklen Sage oder den seltsamen Natternberg, den nach der Mythe der Teufel verlor, überwinden, bis hinter dem rührigen Deggendorf am Fuß des Bayrischen Waldes die Isar kommt und den Schiffern „ziehen" hilft. Nun Vilshofen und das Gehachlet, eine Flußstrecke, bös durchsetzt mit Klippen, und schon taucht ein neuer Stern auf. Passau, du schöne Stadt, zwischen den beiden mächtigen Strömen, mit dem lieblichen Seitental, aus



Aus Krems.

dem braun, ganz dunkelbraun die heilkräftige Ilz herausfließt; mit dem hübschen Bädchen Hals und mit all der Schönheit der Donau-, Inn- und Ilzstadt. Wer sah einmal Passau und möchte nicht immer wieder zu dieser Anmut und Lieblichkeit zurückkehren!

Doch dem sonnigen Bilde folgt der Ernst in all seiner düsteren Erhabenheit. Dunkel und menschenleer ziehen die Ufer unseres Stromes Stunde um Stunde hin. Wohl liegen im Anfang noch zwei friedliche Grenzstädtchen in den Winkeln, die die kleinen Flüsse hier hineingruben. Und Ruinen mit stolzen Namen leuchten herab von den Bergen, aber alles überwältigt die gewaltige Einsamkeit, die nur die Gedanken an das Blut und Elend der Bauernkriege aufkommen lassen will. Hier fahren ja schon die Personendampfer, aber wie anders ist das Bild von unserem altmodischen kleinen Schiffle aus. Wieviel besser will uns die eiserne Kette, mit der die Bauern bei Aschach den Strom absperrten, in den Sinn, wie anders aber mutet uns die Erinnerung an die Kreuzfahrer an, die doch auch zwischen diesen dunklen Ufern hinfuhren gegen das sonnige Morgenland, oder auch jene anderen uns so vertrauten Gestalten, die hinabzogen, der Nibelungennot entgegen. Von hier aus wird uns jedes Nachtlager der Helden genannt und aufgezählt. Freilich liegt Efferding, der erste dieser Orte, nicht mehr an der heutigen Donau. Doch schon ist's freundlicher um uns geworden; weiß und sonnig leuchtet der Pöstlingsberg herab, und nun landen wir im allzeit fröhlichen Linz. Und freundlich und fröhlich bleibt's um uns, ob nun die klare Traun, die dunkle Ips oder die grüne Enns uns „ziehen" helfen. Ob Römerzeit oder Rüdiger von Pöchlarn oder der Kuenringe Abenteuer uns unterhalten, ob die wundervollen Ufer der Wachau uns das Herz für immer gewinnen mit den grünen Rebenhügeln oder den stolzen Klippen, auf denen einmal der Dürnstein thronte. In dessen Mauern saß ja der Richard Löwenherz gefangen, bis ihn Blondel fand. Dann, schon bei Wien, winkten uns der Bisamberg und gar der Leopoldsberg — und damit meint schon wieder die Türkennot uns zu schrecken.

Schön und anmutig bleibt die ganze Fahrt wohl auch für den modernen Menschen. Aber wer — wie wir Schachtelfahrer — sich wieder besonnen hat auf die Reiseart der alten Zeit, der kann doch noch anders singen und sagen von den Märchen der Donau. Ja, sie singt dem Fahrenden wirklich. Es ist nicht nur eine Sinnestäuschung. Durch all das Leben und Weben an Bord, durch das taktmäßige Einschlagen der Ruder, durch das Branden der Wellen hindurch tönt sanft und verlockend ihr Lied, eintönig und doch voll Melodie. Und wer das hörte, vergißt sie nie, die Donaunixe, das Donauweible, das uns so geheimnisvoll singen kann von alten und düsteren Zeiten voll Poesie oder voll Tod und Blut. Die aber auch ein gewaltig Lied singen kann von neuen Zeiten, wo sie nicht mehr vergessen sein will, wo aufs neue die Geschicke von Völkern an ihr branden und auf ihr sich abspielen werden. Wahrlich, uns sind die Tage und Stunden geflogen, für die uns unser Schiffle umschloß. Nie sollst Du vergessen sein, Du kleine, freundliche, trauliche Ulmer Schachtel!



Ankunft vor Wien.

Die sinkende Kaufkraft des Geldes.

Von Professor Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst in Karlsruhe.

s hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man dem deutschen Publikum besondere Beweise dafür zu bringen unternehmen, daß die Preisbewegung in den letzten Jahren eine merkliche Tendenz zur Aufwärtsbewegung in sich trug. Besonders guten Bescheid über die Verteuerung des Lebens dürften namentlich die Frauen als Leiterinnen der Haushaltungen zu geben imstande sein. Ist doch ihr Budget, ihr Haushaltungs-Aversum in erster Linie der Wogenbrecher, den die Brandung der Preissteigerung überspülen oder niederreißen muß, bevor es zu jenen Finanzdebatten im intimsten zweigliedrigen Bundesstaate kommt, deren Ergebnis ein schwerer Seufzer des Hausvaters und die Einräumung — einer mehrprozentigen Erhöhung des Haushaltungsbudgets, Küchen-, Toilette- und Taschengeldes u. s. f. zu sein pflegt. Von dieser Preissteigerung weiß also ziemlich jedermann ein Lied zu singen.

Weniger klar ist dagegen das Bewußtsein für die Preisänderungen innerhalb längerer Zeiträume. Warum wohl? Einfach aus dem Grunde, weil neben Preissteigerungen immer gleichzeitig auch Preisermäßigungen zu beobachten sind; ja, es treten sogar gerade für längere Zeiträume ganz enorme Verbilligungen gewisser Güter und Leistungen stark in den Vordergrund der Preistatsachen.

Es imponiert uns doch außerordentlich und beeinflußt unsere wenngleich mitunter naive, doch stets rege Urteilskraft gegenüber der Preisbewegung, wenn wir erfahren, daß das Meter feinen Wolltuches in Reims 1816 nur 16 Franks gekostet hat, Mitte der achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts $1\frac{1}{2}$ Franks; daß die englischen Baumwollstoffe innerhalb fünfzig Jahren um sechzig Prozent billiger geworden sind, daß 12 Dutzend Stahlfedern 1820 noch mit 144 Schilling, 1830 mit 8 und vierzig Jahre später nur noch mit einem halben Schilling bezahlt worden sind. Vielleicht noch großartiger kann die Verbilligung gewisser Transportleistungen genannt werden. So ist die Frachtrate für einen Quarter (rund 280 Liter) Weizen zwischen New York-Liverpool innerhalb 34 Jahren auf ein Fünftel herabgegangen. Trotzdem wird die Mehrheit der Menschen geneigt sein, dem recht zu geben, der da behauptet, daß das Leben als Ganzes auch innerhalb größerer Perioden sich verteuert habe.

Wir möchten hier als Beleg für die Richtigkeit dieser Auffassung zwei konkrete Ziffernbeispiele geben.

In einem netten Büchlein aus dem Jahre 1856 sind die Ausgabeposten eines Karlsruher Kanzleirates anonym veröffentlicht worden. Die Darstellung gewinnt besonderes Interesse durch eine gleichartige Veröffentlichung aus dem Jahre 1886. Hier wie dort ein Subalternbeamter im Alter von fünfzig Jahren mit einer tüchtigen Frau und sechs Kindern! Die Gehaltsbezüge — 1856: 1200 Gulden, 1886: 3816 Mark — sind in beiden Fällen unzulänglich gewesen; ein kleiner Teil des Erfordernisses mußte aus einem bescheidenen Sparkapital gedeckt werden. Der Gesamtaufwand der beiden Familien betrug 1856: 1605 Gulden und 1886: 4427 Mark.

Da heutigen 10 Mark $5\frac{5}{6}$ alte süddeutsche Gulden entsprachen, sind die 1605 Gulden etwa 2750 Mark gleichzusetzen. Der tatsächliche Aufwand im Jahre 1886 stellt sich also mit 4427 Mark um rund 60 Prozent höher, als dem veränderten Metallgehalt der älteren Ziffer entsprochen hätte. Im einzelnen sind u. a. folgende Erhöhungen eingetreten:

	1856			1886
Wohnung	140 fl.	=	264 M	600 M
Speisen und Getränke	740 „	=	1300 „	1841 „
Kleidung	206 „	=	350 „	545 „
Bedienung	40 „	=	68 „	152 „
Kindererziehung	173 „	=	300 „	572 „

Hoch hinaufgeschnellt sind auch die „außerordentlichen“ Ausgaben: von 35 fl. auf 247 Mark, hauptsächlich infolge erhöhter Steuerpflicht und der Eingehung einer Lebensversicherung, von der die Prämie das Budget belastet. Freilich sind die Ansprüche der „Kanzleirats“ gestiegen. Man bescheidet sich z. B. nicht mehr mit der Mansardenwohnung von 3 Stuben und 1 Kammer, sondern wohnt jetzt in 4 Stuben und 1 Kammer im regulären Stockwerk. Aber wenn auch höhere Ansprüche gestellt werden, so ist der Schritt in die „Largesse“ hinein wahrlich noch nicht zu erkennen.

Der andere Fall liegt zeitlich noch näher. Nach den sorgsam geführten Haushaltsrechnungen einer Frankfurter zehnköpfigen Familie mit einem Einkommen von durchschnittlich 10000 Mark ließ sich feststellen, daß die Ernährung eines erwachsenen Haushaltsgliedes täglich gekostet hat:

1896 : 88 Pfennig
1900 : 87 „
1905 : 99 „

Dazu ist aber zu bemerken, daß ein Vergleich mit dem von Physiologen als Norm aufgestellten Ernährungs-Budget folgende Verschiebungen zeigt. Die Familie hat 1896 gegenüber der physiologischen Norm eine Überernährung von 27% erreichen können,

die Ernährung hat 1900 bei 87 Pfennigen eben noch der physiologischen Norm entsprochen, ist aber 1905 bei 99 Pfennigen Aufwand schon mit $2^1/_2$ % unter die zulässige Grenze gesunken. Für das gleiche Nahrungsquantum, das man 1896 um 100 Pfennige kaufen konnte, mußte man 1906 schon 125 Pfennige geben.

Nun gilt es aber wohl zu bedenken, daß neben dieser zeitlichen Veränderung der Geldkaufkraft auch eine lokale Verschiedenheit besteht. Sie bekundet sich darin, daß die Kaufkraft einer bestimmten Menge Goldgeld in Italien eine andere ist als in Deutschland, in Großbritannien eine andere als in den Vereinigten Staaten. Ja, noch in engeren Grenzen bestehen solche Verschiedenheiten. Pensionäre, Witwen, also Leute mit plötzlich reduziertem Einkommen, aber auch verarmte Nachkommen alter Geschlechter ziehen es vor, auf dem Lande oder wenigstens in kleinen Landstädtchen zu leben, um mit ihren beschränkten Einkünften möglichst viel an Lebensbehaglichkeit zu erreichen, wenigstens hinsichtlich notwendiger Lebensbedürfnisse.

Um zu einem verläßlichen Urteil über Verschiedenheiten und Änderungen der Lebenskosten zu kommen, sind recht komplizierte Zusammenhänge zu durchdringen. Gar viele Irrwege ist auch die Theorie auf diesem Gebiete schon gegangen. Ohne auf alle Fehlerquellen eingehen zu wollen, sei nur ein Grundirrtum hervorgehoben, dem man lange Zeit verfallen war. Man hat in dem Verhältnisse zwischen Gütern und Geld, also im Preis der Güter die Schwankungsgründe nur auf Seite der Güter gesucht; den Wert des Geldes hielt man für das Konstante, den der Waren für veränderlich.

Im Verlaufe der Bemühungen, die Preisbewegungen genau zu erfassen, erkannte man erst allmählich, daß der Maßstab, an dem wir die Güterwerte zu messen gewohnt sind, selbst veränderlich ist, daß der Wert des Geldes selbst sowohl in der Zeit als örtlich und vor allem subjektiv, d. h. von Individuum zu Individuum, sehr verschiedenen Wertschätzungen unterliegt.

Man mußte endlich erkennen, daß die Mark in der Tasche des Armen für ihn einen höheren Wert vorstellt, als in der Börse des Reichen, daß die Verfügung über eine Mark für den Armen die Befriedigung dringenderer Bedürfnisse zu ermöglichen vermag, als 100, ja selbst als 1000 Mark für Millionäre, wie man ja auch, von jedem Subjekt absehend, beobachten konnte, daß eine bestimmte Menge Edelmetall an verschiedenen Orten gleichzeitig verschiedene Kaufkraft hat.

Auszugehen ist also von den Veränderungen der Preise. Sie können zwei Wurzeln haben: es kann sich das Urteil der Menschen und ihr Interesse am Besitz ändern gegenüber den Gütern, und es kann sich ändern gegenüber dem Geld.

Als verläßlichstes und richtigstes Mittel zur Feststellung der Geldwertänderung im Laufe der Zeit ist heute wohl die Vergleichung der genauen Wirtschaftsrechnung eines gleichmäßig fortfließenden Haushaltes erkannt. Was kostet ein solcher heute, was erforderte er in früheren Zeiten?

Aber auf lange Perioden ist auch diese Methode unbrauchbar, denn tempora mutantur. Und wir ändern uns mit den Zeiten. Was nützt es uns, zu wissen, daß die Güter, die ums Jahr 1500 für 1 kg Gold zu kaufen waren, jetzt kaum für 3 kg zu erlangen sind, wenn doch der Bedürfniskreis sich so vollständig geändert hat? Ja, eine Haushaltung vor 100 Jahren und heute sind unvergleichbare Größen. Bedarfsgüter von damals sind durch andere verdrängt und ersetzt, heutige kannte man damals nicht. Man denke doch nur an unsere Verkehrsbedürfnisse, z. B. in 12 Stunden von Berlin nach München zu gelangen.

Muß man auf exakte Messungen und Erfassungen der Geldwertänderungen verzichten, so erübrigt doch eine Vertiefung des Verständnisses der Umstände und Gründe, denen eine Geldwertänderung zuzuschreiben ist. Das ist nun ein altes Problem.

Die großen Preisrevolutionen des XVI. Jahrhunderts, die sich in einer gewaltigen Verteuerung der Verkehrsgegenstände bekundeten, sind zum Teil gewiß auf die Überflutung der europäischen Märkte mit Edelmetall zurückzuführen. Die Abnahme der Kaufkraft des Geldes hat nach einer in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts eingetretenen Verbilligung eingesetzt. Nach verläßlichen Untersuchungen dürfte die allgemeine Preissteigerung von 1520 bis 1620 in England etwa 150, in den meisten kontinentalen Gebieten, für die Feststellungen möglich sind, etwa 100 % ausgemacht haben, der Geldwert demnach in England um zwei Drittel, in Deutschland und Frankreich zumeist um die Hälfte gefallen sein.

Die Zeitgenossen dieser schwer empfundenen Preissteigerungen meinten die Gründe derselben, abgesehen von Mißernten als lokalen Verteuerungsgründen, im „unchristlichen Wucher" und im sogenannten Fürkauf der Kaufleute erblicken zu sollen, also die Gewinne der Kaufleute verteuerten die Waren. In zweiter Linie machte man den übertriebenen Luxus in Kleidung, Essen, Trinken und Wohnen verantwortlich.

Auch Luther schrieb: In kurzer Zeit ist es durch Wucher und Geiz dahin gekommen, daß, wer vor etlichen Jahren sich mit 100 Gulden hat können ernähren, der kann sich jetzt nicht mehr mit 200 nähren.

Über die Ursachenreihe zerbrach man sich im übrigen nicht die Köpfe, forderte vor allem Einschränkung des Kaufmannsgewinnes und Verbot des Zwischenhandels. Wichtiger ist, daß der Staatsrechtslehrer Jean Bodin die Aufmerksamkeit auf die Silbergewinnung lenkte: die Menge des Edelmetalles müsse entscheidend sein für die Preisbildung. Der Gedanke ist seither nicht mehr zur Ruhe gekommen; er spielt in der sogen.

Quantitätstheorie noch heute eine bemerkenswerte Rolle in der Literatur. Sie gipfelt darin, daß alle Preise, die in einem gegebenen Augenblick oder Zeitraum zu zahlen sind, sich dem zu Zahlungsakten in der Volkswirtschaft bereitstehenden Geldquantum anpassen müssen.

Langsam beginnt man die Irrigkeit dieser Theorie zu erkennen und insbesondere einzusehen, daß die Preise das Primäre sind und daß der Bedarf an barem Geld sich nach der Höhe der Preise richtet, nicht aber umgekehrt. Je höher die Preise, um so mehr Geld ist erforderlich, um die Umsetzung aller Waren und Leistungen zu bewerkstelligen.

Die Menge an Edelmetallgeld namentlich kann heutzutage schon deshalb nicht mehr für die Preisbildung ausschlaggebend sein, weil doch Preise im Betrage vieler Milliarden Mark gezahlt werden, ohne daß ein Stück Edelmetallgeld bewegt wird, nämlich durch alle bankmäßigen Zahlungsformen: Banknote, Wechsel, Girokonto, Scheck u. s. f. Durch alle diese Formen, insbesondere die Notenausgabe der Banken, ist eine Elastizität des Zahlungsmittelvorrates geschaffen, die der Quantitätstheorie direkt widerstreitet.

Es wird auch behauptet, die Produktionskosten für Gold seien entscheidend für den Gold- und damit für den Geldwert, für die Warenpreise. Was kostet die Gewinnung von 1 kg Gold? so fragen diese Theoretiker und behaupten, daß die Veränderung dieser Kosten die Kaufkraft des Geldes verändern müsse. Durch maschinelle Ausgestaltung der Goldgewinnung werde die Produktion billiger, damit müsse der Geldwert sinken.

Die Auffassung ist besonders leicht zu widerlegen: Solange unser Münzgesetz festgelegt hat, daß aus 1 kg Gold 139½ Zwanzigmarkstücke geprägt werden und solange jeder Goldsucher für 10 Pfund Gold 13920 Mark von der Reichsbank ausgezahlt erhalten muß, solange hat die Frage: „Wie lange und wie viel Geld braucht man, um 10 Pfund Gold zu gewinnen?" nur einen Einfluß darauf, wieviel und in welchen Gegenden Gold gesucht und gewonnen wird. Kostet, naiv gesprochen, das Leben und die Auslage für Werkzeuge, Maschinen u. s. f. mehr als 13920 Mark, dann wird in den betreffenden Goldgebieten jedenfalls das Suchen und Gewinnen abnehmen. Kostet es viel weniger, dann werden sich mehr Leute für dieses Geschäft begeistern, und die Goldproduktion wird steigen. Die Produktionskosten haben also nur einen Einfluß auf die Menge Gold, die in der Welt erzeugt wird. Und damit läuft die Kostentheorie auf denselben Gedanken hinaus wie die Quantitätstheorie.

Die Quelle aller Irrtümer aber sitzt darin, daß die Grundlagen der Preisbildung überhaupt nicht erkannt werden.

Es kommt bei der Preisbildung gar nicht auf die Wertschätzung des Geld**stoffes**, also des Goldes als solchen an. Bei wie vielen Menschen ist wohl überhaupt ein Bewußtsein dafür vorhanden, daß sie für einen Anzug etwa 36, für einen Sitz im Theater 1,79 g Gold hingeben? Weder die größere oder geringere Schwierigkeit der Goldgewinnung noch auch das augenblicklich in Deutschland vorhandene Goldquantum vermag die Kauflustigen auf dem Markte und in den Läden bei Zugestehung dieser oder jener Preisforderung des Verkäufers zu beeinflussen.

Wenn ein Haushaltungsvorstand, ein Familienvater einen Wohnungskontrakt abschließt, so überlegt er keinen Augenblick, wieviel g Gold in den 500, 1000 oder 2000 Mark stecken, die er an Miete zahlen soll, sondern ausschließlich, der wievielte Teil seines Jahreseinkommens dieser Betrag ist. Und wenn eine Hausfrau sich zu entscheiden hat, ob sie am bestimmten Festtage wie bisher eine Gans auf den Tisch bringen kann, obgleich der Händler 7 statt wie bisher 5 Mark fordert, so macht sie die Entschließung doch nur davon abhängig, ob ihr auch der höhere Preis in ihr Budget paßt. Das Verhalten der Hausfrauen gegenüber den Preiserhöhungen ist aber sehr bedeutsam für das Durchdringen der Erhöhungen.

Heute ist es nicht der Geldstoff, wovon die wirtschaftliche Überlegung ihren Ausgang nimmt, wenn es sich um das Verhalten der Konsumenten den Preisforderungen der Verkäufer gegenüber handelt, sondern in erster Linie das Einkommen, oder das Vermögen, kurz die Kaufkraft.

Und wenn wir sehen, wie unsere Lebensführung sich verteuert, und nicht zu erkennen vermögen, daß der Grund dafür in den Erzeugungsverhältnissen der einzelnen Güter, z. B. in schlechter Ernte, Abnahme des Viehbestandes im Verhältnis zum Bevölkerungswachstum u. dgl. liegt, wenn wir also die Abnahme der Kaufkraft des Geldes in einer Entwertung des Geldes glauben suchen zu müssen: dann werden wir den letzten Grund dieser Geldentwertung nicht bei den Produktionskosten des Goldes, nicht bei der Menge des Geldes, nicht beim Geldstoff zu suchen haben, sondern in dem Steigen der Einkommen im allgemeinen und großen Durchschnitt innerhalb der ganzen Volkswirtschaft.

In dem Maße als die große Masse der Nation aus der Naturalwirtschaft herauswächst, als auch der Bauer immer mehr in die Kreditwirtschaft hineingezogen wird, in dem Maße wird die Summe aller Einkommen immer entscheidender für alle Genüsse des Lebens und damit für die Preisbildung.

Leider ist aber auch die Einkommenstatistik zu unvollkommen, als daß sie für eine solche Beweisführung voll verwendbar wäre. Nur die zur Besteuerung namhaft gemachten Einkommen kennen wir in einigen Staaten etwas genauer. Auch in solchen Staaten entgeht also unserer Prüfung schon alles, was unter das steuerfreie Existenzminimum fällt. Immerhin eine einheitliche Tendenz der Einkommen zeigen die Ziffern der in Betracht zu ziehenden Statistiken, was die folgenden

Durchschnittseinkommen, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, erkennen lassen.

Preußen	Baden	Verein. Staaten	Österreich
1872:290 M	1886:252 M	1850: 308 M	1898:104 K
1888:330 „	1896:316 „	1870: 780 „	1900:110 „
1899:350 „	1901:382 „	1890:1036 „	1905:128 „
1906:374 „			

Diese Aufwärtsbewegung, die sich für mehrköpfige Haushaltungen entsprechend höher darstellt, konnte wohl nicht ohne Wirkung auf die Märkte bleiben. Aber es wäre natürlich falsch, anzunehmen, die Preissteigerung ginge proportional mit der Einkommenvermehrung. Falsch schon deswegen, weil ja nicht alle Einkommenbeträge verbraucht werden, sondern ein großer Teil zur Kapitalbildung, zur Ersparung führt. Dann kommt es aber auch noch sehr darauf an, in welcher Richtung das Mehreinkommen verwendet wird, insbesondere ob auf die Erweiterung des Bedürfniskreises, auf die Verbreitung neuer Güter. Und damit hängt aufs engste zusammen, in welchen Gesellschaftsschichten die Einkommensteigerung eingetreten ist. In Arbeiterkreisen z. B. wirkt sie erfahrungsgemäß stark auf den Lebensmittel-, insbesondere Fleisch- und Bierkonsum und drängt damit die Nachfrage in die Höhe.

Die Einkommenverschiedenheit vermag auch für die örtlichen Differenzen der Lebenskosten eine Erklärung zu geben, für die die Quantitätstheorie versagt. Man braucht sich nur die Verschiedenheit der Lebenskosten etwa in England und in Deutschland zu vergegenwärtigen und zu beachten, daß auf den Kopf der Bevölkerung an Einkommen berechnet wurden in Mark für:

	Preußen	Sachsen	England
1881	302	332	673
1886	314	375	690.

Und ebenso bemerkenswert ist der Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten mit 1036 Mark i. J. 1890 einerseits, Preußen mit 335 Mark anderseits.

Je größer also das Einkommen, um so geringer schätzt der Besitzer desselben im allgemeinen die Einkommeneinheit, und da diese in Geld vorgestellt wird, um so geringer die Geldeinheit. Und das ist das Entscheidende für das Verhalten des Individuums gegenüber der Preisgestaltung.

Manche Einwendung wird der Laie vorzubringen geneigt sein. Vor allem glaubt er, das Primäre sei die Verteuerung, die Geldentwertung, nur eine Wirkung derselben sei die Einkommenerhöhung. Das trifft nun allerdings bei fixen Einkommenarten, bei Gehalt, Pension, Rente zu; namentlich die Gehaltserhöhungen pflegen mit Rücksicht auf Lebensverteuerungen gewährt zu werden, also nachzuhinken.

Aber die maßgebenden großen Einkommensgruppen sind einmal die der Unternehmer und derjenigen Kapitalisten, die ihr Vermögen in anderen als fest verzinslichen Fonds anlegen, und zweitens die der Arbeiter.

Die Unternehmer, vor allem in der Industrie und im Handel, sind es, die durch Spekulation, d. h. geschickte Ausnutzung von Preisverschiedenheiten, also Wertverhältnissen, ihr Einkommen stets wieder zu steigern wissen. Wenigstens immer dann, wenn die Konjunktur des Wirtschaftslebens aufsteigt. Gute Dividenden werden dann verdient. Diese bleiben den Führern der Arbeiterschaft nicht unbekannt und lösen, da die Arbeiter nicht zurückbleiben wollen, die Forderung größerer Anteile an dem nationalen Arbeitsertrag, höherer Löhne aus. So steigt das Einkommen auch dieser Gesellschaftsgruppe, und die unausbleibliche Folge ist die Nachfragesteigerung auf den verschiedensten Gebieten der Industrie, insbesondere aber der Bodenprodukte. Und da namentlich in letzteren die Erzeugung nicht so unmittelbar der Nachfrage folgen kann, steigen die Preise.

In denselben Gedankenkreis mündet der Glaube, daß die Erhöhung der Löhne die Produktion verteure, daß also die Löhne als Kostenelement die Preislage bestimmen. Gewiß spielt die Lohnhöhe eine Rolle als Bestandteil der Kosten, aber die Aufwendung von Kosten an sich bewirkt noch niemals die tatsächliche Zahlung von Preisen. Das Entscheidende für das Zustandekommen von Preisen ist in dem Vorhandensein von Kaufkraft zu suchen. Natürlich wird die durchschnittliche Lohnhöhe daher nicht bedeutungslos bleiben können, aber in erster Linie deshalb, weil durch sie die Kaufkraft großer Massen gegeben ist. Mit der Lohnerhöhung wird das Gesamteinkommen gehoben und damit muß eben auch eine Wirkung auf den verschiedenen Märkten zutage treten.

Freilich ist nicht gleichgültig, wie die Individuen als Träger des Einkommens sich dem Einkommen gegenüber verhalten, ob die Einkommenbeträge zur Führung des Lebens aufgebraucht werden, oder ob größere Teile des Einkommens erspart werden. Es ist außerordentlich wichtig für die Preisbewegung, ob die Erhöhung der Einkommen auf den Wohnungs-, Lebensmittel-, Kleidungsmarkt u. s. f. gelangt, ob an der Einkommensteigerung nur wenige und gerade die nach ihrer Wirtschaftslage sparfähigeren Kreise oder ob breite Schichten der Bevölkerung Anteil haben, und schließlich, in welche Kanäle des Wirtschaftslebens die ersparten Einkommenüberschüsse gelenkt werden.

Werden die Ersparnisse im Inland zur Einschlagung längerer, aber dadurch auch billigerer Produktionswege, zum Bau von Maschinen, von Kraftanlagen, zur Gewinnung neuer Produktionsstoffe, also zur Schaffung dauernder Produktionswerte verwendet, mit einem Wort, werden sie in den Dienst der nationalen Produktivität gestellt, dann wirken sie bald auf das Angebot von Waren ein: es werden Genußgüter billiger und deshalb wieder in größerer Zahl hergestellt, und die Preise werden vielfach geradezu eine sinkende Tendenz erhalten. Aber freilich wird mit dieser Befruchtung der Produktion durch Er-

sparnisse eine Steigerung von Arbeitseinkommen ausgelöst, die, wenn auch nicht proportional auftretend, doch wieder die Tendenz hat, auf dem Genußgütermarkt preissteigernd zu wirken. So kann es kommen, daß sich beide Tendenzen als Ausfluß wachsender Kapitalkraft ausgleichen und daß das Wachsen der Einkommen auf die Preisbildung nicht erhöhend einwirkt. Allein die Wahrscheinlichkeit ist gering. Die gehobene Kaufkraft der Arbeiter macht sich überwiegend auf einem anderen Markte geltend, als die Kapitalinvestierung, auf einem Markte, dessen Artikel durch Kapitalinvestierung verhältnismäßig wenig verbilligt werden können, auf dem Lebensmittelmarkt. Nur in längeren Perioden und — was das Entscheidende ist — nur erst nach Erhöhung der Preise der Bodenprodukte, Getreide, Gemüse, Obst u. s. f. tritt eine Steigerung des Kapitalaufwandes in der Urproduktion und damit der Produktivkraft des Bodens ein.

Der regelmäßige Zusammenhang ist also der, daß die Erhöhung der Arbeitslöhne die Tendenz hat das Leben zu verteuern; aber nicht weil durch höhere Löhne die Produktionskosten gesteigert werden, sondern weil die Steigerung der Kaufkraft der Arbeiter als Konsumenten die Preise der Güter allgemeinsten Bedarfs hinaufdrängt.

Nun besteht aber gewiß auch eine starke Abhängigkeit des Geldwertes von Naturell und Temperament der Menschen und damit vom Volkscharakter, von völkerpsychologischen Tatsachen, die ja gerade auch für den durchschnittlichen Sparsinn bedeutungsvoll sind.

Für die Richtigkeit dieser Behauptung lassen sich viele Erscheinungen als Beweismaterial beibringen. Man vergleiche doch nur das an Einkommen keineswegs besonders hervorragende Österreich und namentlich gewisse Gebiete, etwa die Großstädte, namentlich Wien und das Salzkammergut oder gar Ungarn mit Deutschland. Genußfreude und ein entschieden etwas leichterer Sinn eines großen Teiles der österreichischen Völker und gewiß der Ungarn bewirken eine Largesse der Lebenshaltung und einen Mangel an Spartätigkeit, wie man sie in den sozial und nach den Einkommenverhältnissen korrespondierenden Gesellschaftsschichten in Deutschland bis vor einiger Zeit wenigstens nicht gekannt hat. Dort saß mindestens noch vor einigen Jahren, der Gulden außerordentlich lockerer in der Tasche als in Deutschland im Durchschnitt die Mark, und das „Über die Verhältnisse leben" in dem Sinne, daß man auch bei schönem Einkommen nicht eben sehr auf das Zurücklegen einer entsprechenden Einkommenquote Bedacht nimmt, ist dort nur allzusehr zu Hause.

Freilich hat man es darin nicht mit auf die Dauer absolut konstanten Kräften, jedenfalls nicht mit gleichmäßig wirkenden und unveränderlichen Einflüssen zu tun, wenn man die psychischen Anlagen als kausales Element anreiht. Nicht nur deshalb, weil durch Wanderung eine Verschiebung in der Zusammensetzung maßgebender Bevölkerungskreise denkbar ist, sondern weil der ganze Zug des Lebens in einem Volke sich unter dem Drucke materieller Lebenstatsachen ändern kann und tatsächlich zu ändern pflegt. Wie die Not vermag der Reichtum einem Volksleben ein anderes Gepräge, einen andern Stil zu geben und die für das Maß des Aufwandes, für die Genußfreude und Genußsucht entscheidende Stimmung auszulösen, asketische Ideale oder wenigstens deren Vorherrschen zum Schweigen zu bringen. Gerade die Geschichte und Entwicklung des deutschen Volkes läßt uns derartige tiefgreifende Wandlungen erkennen.

Und in dieser völkerpsychologisch begründeten Schmiegsamkeit und Wandelbarkeit hat man neben anderem auch einen Erklärungsgrund für die so merkliche Lebensverteuerung zu erfassen, die bei uns in Deutschland in den letzten Jahren und Jahrzehnten vor sich gegangen ist. Das deutsche Volk ist in der Hauptsache bis in das letzte Viertel des XIX. Jahrhunderts ein verhältnismäßig sparsames Volk gewesen. Eine mehrhundertjährige harte Schule hat das Volk bescheiden, ja genügsam gemacht. Sie begann mit dem uns heute kaum mehr faßbaren Elend des Dreißigjährigen Kriegs und hat mit geringer Unterbrechung bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts gedauert. Das Volk, das im XVI. Jahrhundert noch das Prunkgetriebe des auf seinen Reichtum stolzen Bürgertums gesehen, hatte lernen müssen, sich wieder mit außerordentlich bescheidenen Gütermengen kümmerlich durchs Dasein zu schlagen. Aber dieser ererbte und anerzogene Sparsinn, der da und dort heute noch vorherrscht, diese Bescheidenheit haben eben dieses Volk dann, und namentlich als der Milliardensegen der französischen Kriegsentschädigung und die Reichsgründung Unternehmungsgeist und Kredit befruchteten, reich gemacht; mit den größeren Vermögen kamen die großstiligen Unternehmungen, der alte Hansageist erwachte, der nur vorübergehend durch den Großen Kurfürsten zu kurzem Dasein geweckt worden war, und mit ihm kam man auf dem Boden des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu dauernd großen Einkommen.

In dem Maße aber, als man sich dieses Reichtums bewußt zu werden begann, und der Besitz wie das Einkommen dauerndes Wohlleben zu schaffen vermochten, in demselben Maße belebten sich auch die Märkte, und mit der gewaltigen Hebung der Produktivkraft kam auch ein neuer Geist in die Lebensführung!

Damit ist uns Deutschen der Geist der Romantik freilich abhanden gekommen, der die Kärglichkeit des Lebens ertragen hilft. Und es ist ein gewaltiger Irrtum, wenn man etwa meint, der Grundzug des Biedermeiertums, dem man mit Äußerlichkeiten jetzt nachhängt, sei in unserem Innenleben noch

vorhanden und unsere Lebensführung lasse sich von ihm beherrschen. Die große Mehrheit des deutschen Volkes ist nicht nur genußfroh, sie ist geradezu — und insbesondere verglichen mit früheren Zeiten — genußsüchtig geworden, dabei immer noch mit recht wenig Selbständigkeit und Innerlichkeit, vielmehr getragen von dem armseligen Ehrgeiz, der Standesgemäßheit zu entsprechen und gar oft bar jenes Selbstbewußtseins, das dem Leben Halt und Inhalt gibt. Übertrumpfung der Standesgenossen und Nachahmung des Stils der höheren Gesellschaftsschichten werden immer eine Rolle spielen, aber zurzeit beherrschen sie die Lebensausstattung und damit natürlich auch das Verhalten der Masse auf den Märkten mehr, als im Kulturinteresse wünschenswert ist.

Hand in Hand damit geht aber, psychologisch wie physiologisch nur allzu begreiflich, ein Verlust an Zähigkeit gegenüber den schwierigeren Wirtschaftslagen, an Kraft zum Verzicht, ein Zurückgehen der Fähigkeit sich auch nach der kürzeren Decke zu strecken, sich zu bescheiden, auf diese oder jene gleichwohl gewohnten Lebensgenüsse wenigstens vorübergehend zu verzichten, wenn z. B. ungünstige Ernten das Angebot an Gütern des täglichen Bedarfs beeinträchtigen.

Gerade dadurch aber, daß in solchen Zeiten die Konsumenten auch die unter dem Einflusse der geringeren Marktversorgung erhöhten Preise glatt zugestehen, kommt ein für die Preisbildung außerordentlich wichtiger Faktor zur Wirksamkeit: die Einschätzung der subjektiven Kaufkraft des Publikums seitens des Geschäftsmannes. Haben die Verkäufer von Waren einmal eine gewisse Preishöhe für ihre Waren erzielt, dann entsteht der Glaube, daß diese Preishöhe der Kaufkraft des Publikums entspricht, und es ist nur zu naheliegend, daß sie schwer sich entschließen, davon noch etwas abzulassen. Die Zurückhaltung des Publikums auf dem Markte muß dann immer schon eine besonders auffallende sein, um zu einer Zurückdrückung der Preise zu genügen.

Solange die Metzger ihre Ware auch bei erhöhten Preisen glatt absetzen, solange nicht das Publikum aus der Preiserhöhung scharf die Konsequenz zieht und sich billigeren Ernährungsmitteln zuwendet, kann ihnen ebensowenig zugemutet werden, Konzessionen zu machen, wie den Kohlenzechen. In gewissem Ausmaße ist das Publikum mit verantwortlich an der dauernden Verteuerung der Lebensführung, soweit sie auf die Entwertung des Geldes zurückgeführt werden kann.

Die namentlich dem Laien naheliegende Frage an die Zukunft, ob die Lebensverteuerung auf der Grundlage der Geldentwertung sich fortsetzen wird, fällt außerhalb des Bereiches dieser Betrachtungen. Nur ein paar Worte darüber. Teilweise gibt wohl der Rückblick auf die Vergangenheit einen Ausblick in zukünftige Möglichkeiten. Es liegen genügend Nachweise dafür vor, daß die Masse der Güter zeitweise auch wieder billiger geworden, daß der Geldwert auch wieder gestiegen ist. Allerdings war das in Zeiten, in denen die Wirtschaftsorganisation noch nicht so tief in die Geldwirtschaftsverfassung eingebettet war wie heute. Sofern sich die Geldentwertung als krankhafter Zustand oder als Symptom eines solchen äußert, korrigiert sich die Natur gar oft selbst. Das setzt dann freilich eine K r i s e ab, die den Organismus aufrüttelt und bis in die Grundlagen erschüttern kann, aber doch zur Gesundung führt.

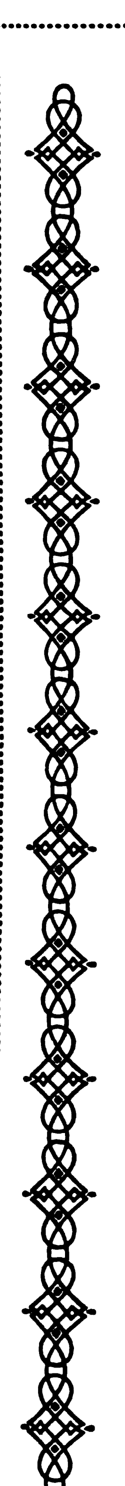
Es darf aber eines auch nicht übersehen werden: es kommen wieder Perioden, in denen die Produktivkraft plötzlich außerordentlich hinaufschnellt und die dadurch eintretende Verbilligung der Produktionskosten bei gleichbleibenden Einkommen einen Rückgang der Preise ermöglicht.

Endlich ist noch ein Faktor zu bedenken: das Aufkommen neuer Güter und Genüsse, die zur Entwicklung neuer Bedürfnisse führen, die immer wieder neue Quoten unserer Einkommen in Anspruch nehmen und verhindern, daß die Einkommensteigerung nur auf die Steigerung der Preise der unserem Bedürfniskreis schon angehörigen Güter verwendet werden kann. —

Aus der Sage und aus alter Dichtung ist genugsam bekannt, welchen Wert das Gold an der Wiege der Menschheit gehabt hat. Wie furchtbar die Menschen auf der Stufe eines Ur- und Naturzustandes von der Macht des Goldes beherrscht waren, das bezeugt ihr Glaube, daß selbst die heiligen Götter durch ihre Gier nach dem gleißenden Golde Schuld auf ihre Häupter laden konnten, eine Schuld, die durch die Götterdämmerung gesühnt werden muß, ein unablässig neues Unrecht fortzeugender Schuldzustand, von dem nur durch den Weltbrand, durch das große Ende Erlösung gewonnen wird.

Die treibenden Kräfte, die in den Grundlagen des Geldwertes zu erkennen sind, scheinen dem Zauber des glänzendsten Edelmetalles immer mehr entrückt: flüchtig gleitet das Gold durch unsere Hände; wir werten es nicht um seiner selbst willen, leicht, immer leichter geben wir es hin. Ist's aber drum besser geworden? Tritt nicht an die Stelle der Goldgier das maßlos sich steigernde Verlangen nach Gütern und nach dem, was uns Anspruch auf sie schafft, nach Einkommen? Fällt nicht ein ähnlicher Schatten, wie er von der Goldgier auf den Wandel der Götter fiel, auch auf unsere Erdenwanderung, die wir an die Güter unser Herz hängen, die das Leben vergänglich zieren?

Zu diesen Fragen kann man optimistisch und kann pessimistisch Stellung nehmen. Das ist Sache der Stimmung. Am besten und zweckmäßigsten fährt wohl, wer in dem Bedürfnis nach Bereicherung des Lebens und der Sinnengenüsse nur den Sporn erkennt, der die Menschheit aus Unkultur zur höchsten Kultur emporgeführt hat, und der darüber die Hast und Unruhe, die das Leben dadurch gewinnt, nicht empfindet.



Toskanische Volkspoesie.

Rispetti und Ritornelle.*) Übersetzt von Paul Heyse.

Bin eines Abends in dein Haus gekommen.
Am Fenster saßest du und wärmtest dich,
Sahst mit den schönen Augen oft auf mich.
So weiß und rot und munter warst du da,
So schön, wie ich zuvor dich niemals sah.
An jenem Abend bei dem Feuer dort
Entflammt' auch unsre Liebe sich sofort.
An jenem Abend, süßes Lieb, begann
Die Liebe, die nun nimmer enden kann.

⌘ ⌘ ⌘

Ich tret' ans Fenster, da Ihr geht vorbei,
Und auf der Stelle hab' ich mich verliebt ...
Welch schönes Pärchen wären doch wir Zwei!

⌘ ⌘ ⌘

O junger Mann, Ihr sollt willkommen sein,
Wie mitten in der Woch' ein Feiertag.
Ihr seid noch schöner als Maiblümelein,
Daß Eure Liebste wohl sich rühmen mag.
Wenn ich es wär', gern wollt' ich häßlich sein,
Wär' dann nur solch ein schöner Liebster mein.

⌘ ⌘ ⌘

Soll Eurem Vater Geld im Beutel hecken,
Würd' er als Schenkwirt sich am besten stehn.
Er brauchte keinen Busch hinauszustecken,
Ließ' er sein Kind nur aus dem Fenster sehn.

⌘ ⌘ ⌘

Als Ihr geboren wurdet, holdes Leben,
War Sonn' und Mond gleich günstig Euch gesonnen.
Der Mond hat seine Klarheit Euch gegeben
Und ihren Schimmer Euch geschenkt die Sonne,
Ein Engel schmückt' Euch mit den blonden Flechten
Und lehrt' Euch, wie Ihr Liebe wecken möchtet.

⌘ ⌘ ⌘

Der Mond hat ein Lamento angehoben
Und ist damit vor Gottes Thron gekommen.
Er will nicht länger stehn am Himmel droben,
Denn Ihr, Ihr hättet ihm den Glanz genommen.
Da seine Sterne jüngst er hab' gezählt,
Klagt er und schreit, da hätten zwei gefehlt.
Daß zwei ihm fehlen, hat er sich beklagt:
Die beiden Augen, die im Kopf Ihr tragt.

⌘ ⌘ ⌘

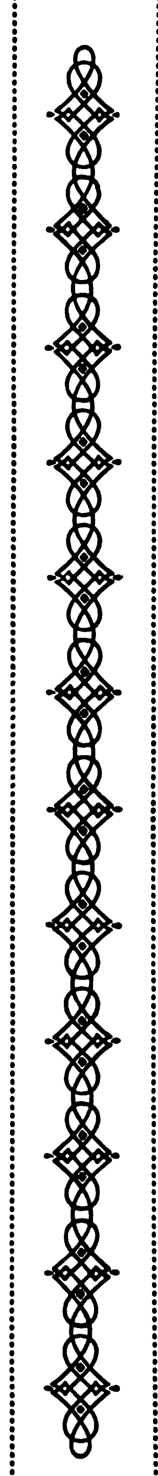
Dies blonde Haar, die zwei verschmitzten Augen ...
Was willst du nur? Was siehst du stets mich an?
Sieh weg von mir! Du willst das Herz mir rauben!

⌘ ⌘ ⌘

Vergangne Nacht stand ich an deinem Bette,
Ob du schon schliefst, ob wach seist, wollt' ich sehn.
Dein rechter Arm lag nackend auf der Decke —
Ach, wie ein himmlischer Engel warst du schön!

⌘ ⌘ ⌘

Blüh'nde Violen.
Wir tun, als wollten wir das Kätzchen rufen,
Und küssen uns geschwind indes verstohlen!

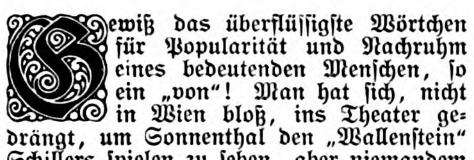


*) Canti popolari Toscani scelti e annotati da Giovanni Giannini. Firenze, Barbèra 1902.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Adolf von Sonnenthal. Von Memor (Wien).

Einiges zu seinem Gedächtnis.



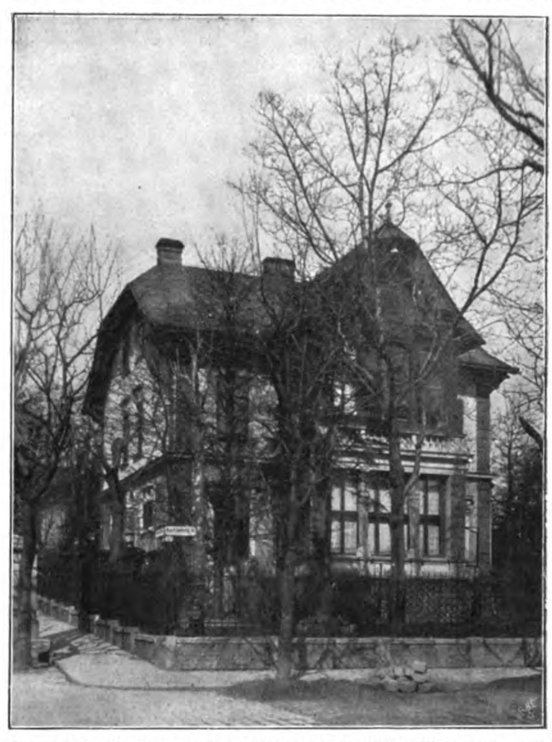
Gewiß das überflüssigste Wörtchen für Popularität und Nachruhm eines bedeutenden Menschen, so ein „von“! Man hat sich, nicht in Wien bloß, ins Theater gedrängt, um Sonnenthal den „Wallenstein“ Schillers spielen zu sehen, aber niemandem wäre es dabei eingefallen, an einen „v. Sonnenthal“ zu denken, so wenig, wie an einen „v. Schiller“ — und doch schien sich dieses „von“ gerade an die künstlerische Persönlichkeit Sonnenthals wie etwas charakteristisch Dazugehöriges anzuschmiegen. Denn der aus einer ungarischen Schneiderwerkstätte dahergekommene junge Anfänger präsentierte sich, den ersten Eindrücken nach, sofort als ein geborener „Edelmann“ des Schauspielertums mit dem Zuge ins Grandseigneuriale, so daß dann seine wirkliche Erhebung in den Adelstand durch den Kaiser von Österreich nur wie die formale Sanktionierung einer faktisch schon bestehenden Tatsächlichkeit wirken mochte. Er war der zweite geadelte Künstler des Burgtheaters, der erste war Carl Laroche gewesen, der den Ritterschlag der Kunst in Weimar noch aus Goethes Hand empfangen hatte und der in Wien durch seine persönliche Respektabilität solche Gunst der Hofkreise gewann, daß er der erste geritterte Komödiant der deutschen Bühne überhaupt wurde. Doch haftete ihm und seiner rundlich behäbigen Figur immer etwas vom geadelten Bourgeois an — die Bourgeoisrollen traf er auch am meisterlichsten, sein Piepenbrink in den „Journalisten“ ist unvergleichbar und unerreichbar geblieben. Sonnenthal dagegen hatte die äußere und die innerliche edelmännische Haltung, wie wenn die Heraldik sich schon von der Ahnenzeit her mit seinem Wappen und Stammbaum zu befassen gehabt hätte. Ein Edelmann der Kunst also, vom Schlage jener hellschauenden und in keinen starren Konservatismus befangenen Tories aber, die mit so reichem und geschicktem Zeitverständnisse als Mittler zwischen Altem und Neuem, Bestehendem und Werdendem zu walten wußten. Als solch ein einsichtsvoller und siegreich wirkender Mittler zwischen alter und neuer Burgtheaterkunst stand Sonnenthal. Wie symbolisch konnte es gedeutet werden, daß er es war, der nach dem Weggange Adolf Wilbrandts von der Direktion dazu berufen wurde, als Interimsdirektor den Umzug des Hofschauspiels aus dem alten Burgtheater in das neue Haus zu leiten — gewissermaßen so auch versinnlichte sich in seiner Person und in seiner Kunst das Ausgleichende zwischen alter und moderner Spielweise, der nicht weichende, fest klammernde Zusammenhang von Burgtheatertradition und dem anstürmenden Drange nach einer Neukunst.

Diesen Zusammenhang hatte Sonnenthal mit instinktivem, ehrfürchtigem Erkennen zu bewahren getrachtet, als er selbst noch einer von den Neuen und Jungen war. Nicht hereingestürmt wie der Revolutionierende, ans Anarchische streifende Bogumil Dawison, mit klugem und schönem Maße herangeschritten war er, an der Hand seines Meisters Heinrich Laube, der auch nicht der gar so arge Revolutionär war, als den ihn die stockkonservativen, auf ihre Legitimität pochenden Alten



Adolf von Sonnenthal.
Bildnis aus dem Jahre 1878. Nach einer Photographie.

verschrieen haben. Auch er hatte nur ein organisches Weiterentwickeln und Erneuern, ein Anpassen an die Geschmacks- und Begriffswandlungen der fortschreitenden Zeit im Plane gehabt, und nur der Widerstand der Verstocktesten unter den Alten trieb's zum offenen Bruche. Aber gerade hier zeigte sich der geheimnisvolle Zauber dieser Burgtheatertradition, die solchen Bann auf die Gemüter übte, daß der Widerstrebendste selbst nicht von ihr los konnte und sich zu ihrem Gehilfen machte. Der extremste von allen, der ergraute Feuerkopf Ludwig Löwe, der Laube ingrimmig haßte, weil der Verjünger des Burgtheaters ihm persönlich nicht die leibliche Jugend wiedergeben konnte, machte sich trotzdem zum Herbergsvater der Jungen, der „jugendlichen Liebhaber“ gerade, die er, einen nach dem anderen, unter seinem Dache aufnahm, an denen er herumbosselte. „Damit der Laube sie nicht ganz ruiniere“, wie er, um sich vor sich selbst zu entschuldigen, schnaubte, wobei er aber doch nur an ihrer Erziehung zu Laubes Zwekken mithalf, das heißt doch nur um des Burgtheaters willen. In einem Vorstadthause nächst der Karlskirche hatte der Alte seine Höhle, wo er als Witwer unbeweibt hauste, und da nahm er die jungen Kunstgesellen ins Quartier. Als ersten den ihm temperamentverwandten Bernhard Baumeister mit dem schwer in Hoftheaterzucht zu haltenden Triebe der Bohême oder des deutschen Wanderkomödiantentums; mit der Zeit ist auch aus dem ein so prächtiglich seßhafter Familienmensch geworden, daß er nun sogar als achtzigjähriger Wittwer noch ein junges Weibchen, seine Nichte Rosa, gefreit hat. Sein Nachfolger in der „Löwenhöhle“ ward sodann der mit ihm scharf kontrastierende, feingesittete, in jungen Jahren schon auf schönes Ebenmaß, nicht der Kunst bloß, sondern auch der Lebensführung bedachte Sonnenthal, der bis zu seiner Verheiratung hier unter Schutz und Schirm des alten Hüters der alten Burgtheatertradition blieb. Fritz Krastel, wieder ein Jugendschäumender, kam später dann als dritter. Die Jungen gerieten in solcher künstlerischer Hut gar nicht übel, auch leiblich nicht, sie nahmen zu nicht bloß an Fülle des Talentes, und eine Zeitlang, als auch der „schöne“ Adolf Landvogt eine kurze Weile dem Burgtheater angehörte — der spätere Berliner Wirtschaftshalter, damals von den entzückten Wiener Frauenaugen als „jugendlicher Apollo“ gegrüßt —, da war's in der Stadt ein geläufiges Wort: „Fett wie ein jugendlicher Liebhaber vom Burgtheater.“ Denn auch Adolf Sonnenthal, der so schlank und lockig gekommen war, wie ihn ältere Bilder zeigen, neigte bald zu Fettansätzen, die er indes gleichfalls mit seinem vorsorglichen Sinne für alles Harmonische an einem bedenklichen Überschreiten der Schönheitsgrenze zu hindern bestrebt war.



Das Wohnhaus des Künstlers in Wien-Währing.

So komisch es klingen mag, dieses eindämmende Zurückweisen des Fettansatzes in die Schranken der Ebenmäßigkeit war symptomatisch für den Menschen, wie für den Künstler. In allem Maß zu halten und Maß zu schaffen, wo ein Abbruch daran drohte, das war und blieb der Grundzug seines Wesens. Eine Tugend, die vielleicht aus einem Mangel entsprang. Sonnenthal war nämlich keine vulkanisch eruptive Natur. Ein heißer Quell mochte er sein, geschaffen dazu, Heil und Gesundung und stärkendes Wohlbehagen den Menschen zu bringen und darum planvoll in die Röhren und Behälter geleitet zu werden — zerstörende Gewalt aber war ihm fremd, oder die Scheu davor ließ ihn nicht das Äußerste seiner Kräfte wagen. In gereiftesten Jahren erst versuchte er sich an dem Kommandodonner Wallensteins und den Wahnsinnsausbrüchen Lears. Das Flammenmeer Othellos aber war nie sein Element gewesen, und einen einmaligen Versuch damit hat er auch mit rühmlicher, bei den Theatermenschen und bei den Menschen überhaupt nicht allzuhäufiger „Selbstberichtigung“ nie mehr wiederholt. Ein ihm befreundeter



A. von Sonnenthal als Uriel Acosta.
Nach einer Photographie von Mertens, Mai & Cie. in Wien.

mitbegangen und den eine verfehlt getroffene Rollenwahl mit verschuldet hatte. Was vom Othello gilt, das gilt bis zu einem gewissen Grade auch vom Mortimer, eine eruptive Zerstörungsgewalt lodert in dem jungen Fanatiker — und darin hatte es Laube mit Sonnenthal versehen, indem er ihn gerade als Mortimer zum ersten Male vor dem Wiener Publikum sich zeigen ließ, dem dieser Neuling ein total Fremder war und das ihn nun aus dieser ersten, ihm entschieden nicht recht sitzenden Rolle heraus beurteilen sollte. Das geriet denn übel genug. Sonnenthal wurde kläglich verkannt, das heißt, er wurde nicht erkannt — wie wenn ein gänzlich Unbekannter auch noch maskiert in einen Ballsaal tritt und sich darüber verwundern würde, daß man ihm nicht, an gewissen Kennzeichen wenigstens, erraten habe. Erst die nächste Gastrolle, der junge Herzog in Hackländers Lustspiel „Der geheime Agent", gab den Wienern des wahren Gesicht Sonnenthals zu schauen, dem es, Zukunftssicherung genug, keinen Eintrag tat, daß bis dahin Karl Fichtners sonnige Grazie diese Lustspielgestalt umleuchtet hatte. Zu den Nichterkennern jenes ersten Abends hatte aber auch besagter Kritiker gehört und dem in äußerst unverblümter Weise Ausdruck gegeben. Mit der Gesamtkorrektur aber, welche das Wiener Urteil an sich selbst vornahm, löste sich auch rasch das Einzelmißverständnis und wich den freundschaftlichsten Beziehungen. Und als am 1. Juni 1881 Sonnenthals 25jähriges Burgtheaterjubiläum begangen wurde, da widmete ihm der grimme Aburteiler von einstmals ein offenes Reuebekenntnis mit der Überschrift: „Meine liebste Blamage."

Kritiker — grundsätzliche oder gar persönliche Gegner hatte er ja überhaupt nicht in der Kritik — suchte die schonendste Form für sein Urteil über die Rolle in der Bemerkung: Sonnenthals Auffassung sei offenbar von dem Gesichtspunkte ausgegangen, ein so hoher Würdenträger Venedigs, eines Staates, der zu jener Zeit die Blüte der Kultur repräsentierte, habe sich in Momenten wildester Leidenschaft selbst doch schwerlich so sehr aller Kulturformen entäußern können, daß der zivilisierte Mensch nicht dennoch erkennbar bliebe." Am selben Tage noch kam ein Billett von Sonnenthal: „Liebster Freund, ich habe Dich sehr gut verstanden, und Du kannst es an den wenigen Zeilen genug sein lassen ohne alle weitere, eingehendere Besprechung. Ich spiele den Othello, des Repertoirebrauches wegen, noch ein- oder zweimal und gebe ihn dann sofort an Kraftel ab." Es war das derselbe Kritiker gewesen, der seinerseits dem Künstler und Freunde einmal ein öffentliches Irrtumsbekenntnis abgelegt, amende honorable geleistet hatte. Der Irrtum eines gar entscheidungsvollen Momentes noch dazu war's gewesen, den freilich so ziemlich ganz Wien

So viele Auszeichnungen und feierliche Gedenktage ihm weiterhin beschieden waren, einen stolzeren hat Sonnenthal kaum erlebt, als diesen ersten Jubiläumstag. Denn er hatte damals wohl noch nicht den Vollinhalt seines Könnens erschöpft, wie die Überraschungen bewiesen, die er in seinen späteren Jahren bot. Aber den Vollinhalt des Burgtheaterrepertoires hielt er damals schon in seinen Händen, mehr noch als Charlotte Wolter, die ja doch wohl auch ins Salonstück, aber nur ins ernstere, nicht ins heitere, beherrschend hineinreichte. Unter zwei Direktoren von so entschiedener Gegensätzlichkeit, wie Laube und Dingelstedt, war er Mittelpunkt des Repertoires geworden; Laube hatte ihn dazu gemacht, Dingelstedt ihn anerkannt und seine

persönlichsten Sympathien auf ihn konzentriert. „Was ihm seine Tochter Susi an Liebesvorrat für andere Menschen übrig läßt“ — äußerte der Generalintendant, Baron Hofmann, einmal über den damit nicht allzu freigebigen Direktionspotentaten — „das hat er dem einen Sonnenthal zugewendet.“ Allerdings durfte weder er noch die Wolter jemals sagen, und es zu beanspruchen, fiel seinem vornehmen Bemessungssinn auch niemals ein: „Das Burgtheater bin ich!“ Das Starsystem ist ja glücklicherweise im Burgtheater bis heute nicht im gefährlichsten Begriffe des Wortes zur Geltung gekommen. Aber der ganze Spielplan wurde doch brüchig, wenn Sonnenthal durch irgendein Ungefähr eine Pause machen mußte. Das erwies sich einmal in höchst unliebsamer Weise, als er das Opfer eines Unfalls wurde, eigentlich das Opfer seiner ehemännischen Ritterlichkeit. Es war bekannt, mit welcher Zärtlichkeit er an der Gattin hing, die er aus Liebe geheiratet hatte; eine Liebe, die sich besonders stark zeigte, nachdem ihr reichgewesener Vater bankerott geworden war und er nicht mehr in den Verdacht einer bloßen Geldheirat kommen konnte. Als die junge Frau nach ein paar Jahren starb und er als junger Witwer zurückblieb, führte er keine Nachfolgerin ins Haus, dessen Führung er der heranwachsenden Tochter Hermine überließ, die hinwiederum dem geliebten Vater ihr ganzes Leben widmete und allein ihm zur Seite blieb, nachdem die drei Söhne das väterliche Haus verlassen und sich selbständig gemacht hatten. Das Andenken der Toten wurde von ihm mit der respektvollen Herzensinnigkeit bewahrt, die er der Lebenden gezollt und die er eben damals bei jenem Unfalle mit der Hintansetzung seiner eigenen Person bewies. Es war im Fasching, und es hatte starkes Glatteis gesetzt. Er sollte seine Frau auf den Ball begleiten, hatte an dem Abend indes zu spielen, und so war verabredet worden, daß sie ihn im Wagen vom Theater nach der Vorstellung abholen solle. So geschah es auch. Als er aber aus dem Bühnentürchen heraus an den Wagen kam, erwies sich der so eng, daß das Ballkleid unbedingt hätte ein bißchen zerknittert werden müssen, wenn er seinen Platz neben der Gattin eingenommen hätte. Das litt seine Galanterie nicht, mit der er's nicht darum leichter nahm, weil es „nur die eigene Frau“ war. Er weigerte sich aufs entschiedenste, einzusteigen, sondern setzte sich auf den Bock neben den Kutscher, weil ja doch, wie er die Einwendungen der Gattin widerlegte, nur eine kurze Strecke zu fahren sei. Doch wurde durchs Glatteis diese kurze Strecke verhängnisvoll. Auf dem Graben glitt ein Pferd aus, kam zum Falle, und Sonnenthal stürzte so unglücklich von seinem Sitze herab, daß er einen Beinbruch erlitt, der ihn mehrere Wochen lang spielunfähig machte. Das waren Leidenswochen auch fürs Theater, das in die ärgsten Repertoirenöte geriet.

Das war auch die Zeit des „Sonnenthalrockes“ und des „Sonnenthalhutes“, da der Salonheld des Burgtheaters zugleich der Tonangeber für die Wiener Herrenmode war, wie die Wolter und die Gabillon die Gefolgschaft der Damen hinter sich hatten. Die Elegants der Stadt schwuren auf Sonnenthal, wie sämtliche Jünger des Charakterfachs in den Theaterschulen auf Lewinskys zerwühlten Haarschopf und finsteres Stirnrunzeln schwuren. Dabei haftete keine leiseste Nuance von Geckerei an Sonnenthals Geschmacksstudium und Sorgfältigkeit in der Kleidung, nichts was den Eindruck ernster Männlichkeit in seiner Erscheinung beeinträchtigt hätte. Und der feine Zug wurde dabei von ihm erzählt, daß er kein für die Bühne bestimmtes Kleidungsstück zum gewöhnlichen Gebrauche, im Haus oder auf der Straße, verwendet habe. „Es würde mich genieren“ — soll er gesagt haben — „denn es käme mir vor, als wenn ich ein Stück Komödie damit ins Leben hineintrüge, als wenn ich noch etwas Theaterschminke auf den Wangen hätte.“ Stimmen würde das gewiß zu seiner ganzen Empfindungsart in allen Lebensdingen, für die das Wort „Keuschheit“ in vergeistigterem Sinne als das bezeichnendste wohl gebraucht werden dürfte. Es war eine Atmosphäre ethischer Sauberkeit, die ihn umgab und in die kein unsauberes Atom eindringen durfte; eine von aller Pedanterie und Spießbürgerlichkeit ferne „Korrektheit“ schien in ihm Verkörperung gefunden zu haben. Mit freiester Leichtigkeit



A. von Sonnenthal als Graf Thorane.
Photographie von Mertens, Mai & Cie. in Wien.



A. von Sonnenthal als Hamlet.
Photographie von Mertens, Mai & Cie. in Wien.

verband er auf dem Theater, wie in der Gesellschaft und im eignen Hause den Eindruck der Würde und einer anmutigen, sich nicht gebieterisch aufzwingenden, sondern freundlich gewinnenden Autorität. Man wird ihm nicht nachsagen wollen, daß er, nachdem ihm sein noch so junges Eheglück zerstört worden war, sich zeitlebens der mönchischen Askese ergeben habe und, umwimmelt von den Schalkgeistern der Frauengunst, immer ungerührt und fühllos abwehrend geblieben sei. Wenn aber das Klatschbedürfnis der Skandälchengier auf ihn und seine etwaigen Herzensaffären sich angewiesen gesehen hätte, wäre es sehr karg damit bestellt gewesen. Über ein Wispern und Flüstern, aber auch das kein bösgeartetes, sondern höchstens ein gefällig schmunzelndes, ging's nie hinaus — denn er ermutigte nicht mit einem selbstgefälligen Blick, nicht mit einem Laut der Erobereritelkeit das lauernde Gerede, er übte die schwierigste und seltenste aller Diskretionen, nie merken zu lassen, daß er etwas zu verschweigen hätte. Gewiß war Männereitelkeit auch ihm nicht fremd — der Ausnahmsmann ist ja so rar, wie die Ausnahmsfrau — aber er reduzierte ihre Äußerungen auf das Mindestmaß, indem er nicht mit affektierter Heftigkeit zurückwies, was ihm Schmeichelhaftes widerfuhr von beachtenswerten Männern und — von schönen Frauen.

Zu dem allen kam noch der Ruf seiner exemplarischen Familienhaftigkeit, nicht nur in der engen Begrenzung des eigensten Hausstandes. Er hatte das unter Umständen recht bedenkliche Talent, ein wirklich „zärtlicher Verwandter" zu sein und es war ein offenes Geheimnis, in Wien, welche Fährlichkeiten ihm diese verhängnisvolle Veranlagung bereitet, in welche Bedrängnisse sie ihn gestürzt, was für Opfer sie ihn auferlegt hatte. Seine erste Amerikafahrt, die ihm allerdings, außer dem reichen Erträgniß, lohnendes Triumphgefühl genug als Entschädigung für die Reisemühen brachte, wäre vielleicht doch nicht unternommen worden, wenn nicht die Lücken zu füllen gewesen wären, die von der Verwandtschaft in seinen Vermögensstand gerissen worden waren und zu deren Reparierung ihn die Vatersorge trieb. Und wie schuftete er dort drüben — man konnte diese Spielstrapaze nicht anders nennen. An einem Tage gab er nachmittags den „Wallenstein" und abends, zur Erholung, den „Marquis von Villemer" oder eine andere der großen französischen Salonkomödien. Was, nebenbei bemerkt, gewiß auch scharf charakteristisch für den eigentlichen Unfug aller dieser Gastspieltreibereien ist. Denn dieser denkbar gewissenhafteste und pflichtgetreueste Schauspieler hätte doch sicherlich höchst energischen Protest dagegen eingelegt, wenn ihm im Engagement zugemutet worden wäre, zwei Gewaltrollen in einem halben Tage zu leisten — als „Gast" aber machte er mit der ungeheuerlichen Aufgabe gar nicht viel Federlesens und ließ sie flott vom Stapel. Doch war er von Haus aus kein erpichter Gastspieler und betrieb es keineswegs, anderen auch berühmten Kollegen gleich, „gewerbsmäßig"; zwar des künstlerischen Erwerbes wegen, aber auch das nur, wie das obige erklärende Moment dartat, mit einer sittlichen Veredlung der Geldabsicht. An den Bericht über solch eine Gastspielfahrt nach Danzig knüpfte sich eine hübsche Anekdote, von ihm selbst erzählt zur lächelnden Ironisierung aller vermeintlichen Berühmtheit. Es war nämlich schon nachdem sein Ruhm den Flug nach allen Windrichtungen genommen hatte, als er der Einladung zum Gastspiele in der nordischen Seestadt folgte. Einige Stationen vor dem Endziel der Reise bekam er einen Mitpassagier ins Coupé, einen stattlichen Danziger Kaufherrn, wie er aus der von diesem sofort angeknüpften Unterhaltung erfuhr; worauf auch er sich dem Manne vorstellte, aber in bescheidentlichem Halbinkognito als „Herr Sonnenthal aus Wien". — „Aha, Sie werden ja in unsrem Theater auftreten?" begrüßte ihn nun erst recht der Kaufherr, sichtlich erfreut, sich unterrichtet zeigen zu können, und um das noch genauer zu erweisen, fügte er hinzu: „Nicht wahr, Sie sind an der Wiener Hofoper engagiert?" Woran Sonnenthal mit heiterer Melancholie die pointierende Bemerkung schloß: „Da hörte ich zu meiner gründlichen Beschämung also, wie weithin es mit meiner Berühmtheit ist."

Sicherlich allerdings nahm er das kleine

Quiproquo des braven Danzigers gleichgültiger auf, als ein anderes Mißverständnis, das ihn auch bei einer Art von Gastspiel in Wien selbst traf — ihn und seine Kollegen vom Burgtheater in ihrer so ganz speziellen gesellschaftlichen Wertung und Stellung. Als im französischen Botschafterhotel zu Wien Graf Duchatel haushielt, veranstaltete die Gräfin einmal eine große Soiree mit Theatervorstellung, deren Arrangement und Regie Sonnenthal übernommen hatte. Zum Schlusse der vorbereitenden Vorstellungen bemerkte ihm die Gräfin noch, was die Künstlerhonorare betreffe, erwarte sie seine Bestimmungen als die allein maßgebenden, die selbstverständlich erfüllt werden würden. Da gab's Sonnenthal einen Ruck, und im verbindlichsten, die Abwehr indeß genugsam markierenden Tone antwortete er der großen Dame: „Verzeihung, Frau Gräfin, aber hier waltet offenbar ein Mißverständnis. Meine Kollegen und ich betrachten es gewiß als eine Ehre und ein Vergnügen in dem illustren Gesellschaftszirkel hier unsere Kunst zu üben — aber bezahlen lassen wir uns nicht dafür.“ Die Gräfin sah etwas verdutzt drein, nahm jedoch, wie sie wohl nicht anders konnte, die Erklärung mit einer artigen Gegenbemerkung zur Kenntnis. Als dann bei Gelegenheit einmal Sonnenthal der Fürstin Pauline Metternich den Vorfall erzählte, belehrte ihn die klassische Sachverständige in Pariser Verhältnissen lachend: „Ich kann mir denken, was für ein kurioses Gesicht die Gräfin dabei gemacht haben mag, denn sie ist an so etwas nicht gewöhnt. Ihr Herrschaften vom Burgtheater nehmt halt die Einladung zu so einer Mitwirkung für eine Einladung zur Gesellschaft, für deren Unterhaltung Ihr etwas beitragt — als gleich zu gleich. In Paris ist das ganz anders, da wird die Sache, von den Künstlern selbst, rein geschäftlich behandelt; jeder Künstler — die allerersten auch, wie Coquelin und Got — haben ihren bestimmten Honorarsatz, sie erscheinen, absolvieren ihre Programmnummer, nehmen ihr Honorar in Empfang und gehen wieder.“ Worauf Sonnenthal, gleichfalls lächelnd, doch ebenso bestimmt, wie der Gräfin Duchatel gegenüber, erwiderte: „Wir müssen uns schon erlauben, bei unserer Wiener Auffassung zu bleiben.“ Das zeichnet auch jenen haarscharfen Unterschied, den Coquelin, als er bei seinem Wiener Aufenthalte die Bühne des Burgtheaters besuchte und mit den Hof-Schauspielern in Verkehr trat, in den prägnanten Ausspruch faßte: „Das sind keine Leute vom Theater, das sind Herren vom Theater.“ Und als solcher nahm eben Sonnenthal den vordersten und häufigsten Platz in der Gesellschaft ein, gewissermaßen als „jugendlicher Gesellschaftsdoyen“ des Burgtheaters. Wohl war Baumeister der ältere der Jungen; der Zug der Ungebundenheit aber, der sich gegen allen gesellschaftlichen Zwang stemmte, war von Baumeister nicht gewichen und hatte ihn den Salonzirkeln fern gehalten. Selbst als er später das regellose Junggesellentum von sich streifte und in den gesitteten Ehestand trat, begab er sich damit nicht in die „Gesellschaft“, sondern lieber noch ins „Spießertum“ hinein, und man konnte ihn am Sonntag, wie einen ehrsamen Schlossermeister etwa, mit Weib und Kind im „Wur-



A. von Sonnenthal als Nathan.
Nach einer Photographie von Mertens, Mai & Cie. in Wien.

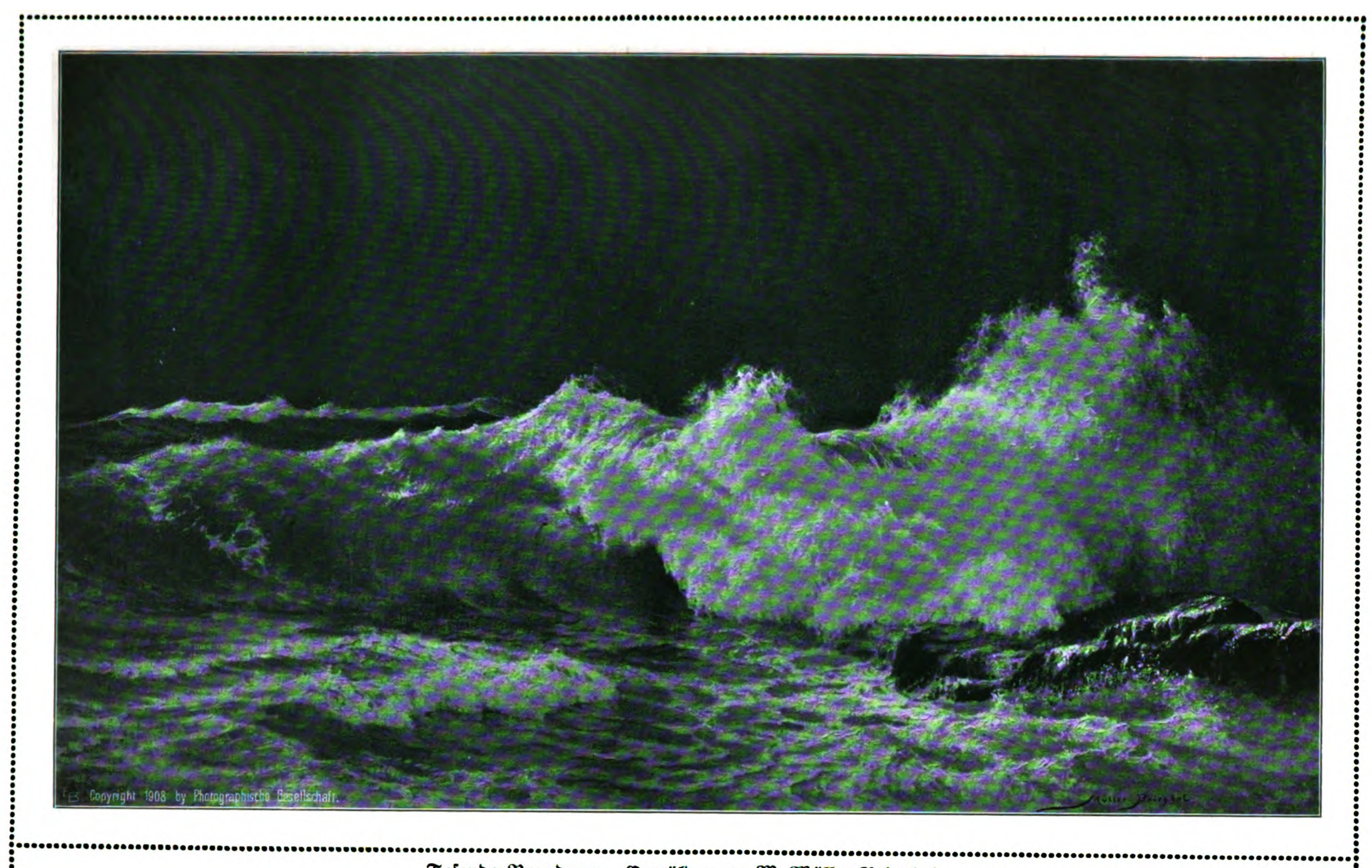
stelprater" sehen, auf einen Biergarten lossteuernd. Auch Louis und Zerline Gabillon und später Ernst und Helene Hartmann unterhielten die lebhaftesten gesellschaftlichen Beziehungen; das eigentlich „Repräsentative", das „acte de présence- Machen", verblieb doch, sozusagen, die „Standesfunktion" Sonnenthals. Und bis in die Hofkreise hinauf erstreckte sich diese „Mission", er fungierte da als der ständige künstlerische Beirat, wenn's im kaiserlichen Hause irgend welche theatralischen Gelegenheitsveranstaltungen galt. Namentlich in der Familie des Erzherzogs Karl Ludwig, des ältesten Bruders des Kaisers, hatte er diese Vertrauensstellung inne. In seinem Studierzimmer befanden sich genug Andenken daran, Photographien der Prinzen, ihm gewidmet, darunter eine, die einen derselben in Sonnenthals mächtigster Rolle der Spätepoche, als Wallenstein, darstellt. Den Mittelpunkt dieser Prinzenrunde aber bildete das Porträt des Kaisers, das der Monarch dem Künstler zugesandt hatte mit der eigenhändigen Widmung: „Der Stütze meines alten Burgtheaters". Denn an diesem alten Burgtheater hing das alte Wiener Herz des Kaisers, wie er es auch beim Wegzuge des Hofschauspiels vom Michaelerplatze nach dem Franzensring im Gespräche mit Sonnenthal laut bekundete: „Mir gibt's einen Riß, daß ich aus dem alten Hause weg soll."



Letzte Aufnahme des Künstlers.
Nach einer Photographie von W. Weis in Wien.

Darin aber erwies sich auch die grundgefestete Unerschütterlichkeit des Künstlertums Sonnenthals, daß alle Ablenkungen nach auswärts doch immer nur das Nebensächliche für ihn waren und nicht ein Pünktchen an der Konzentriertheit seines Studiums und Pflichtübung alterierten. Wenn er eine neue Rolle vor hatte, so gehörten all sein Denken und seine gesammte Nerventätigkeit allein der neuen Aufgabe, und er wühlte sich in diese derart ein, daß das leiseste störende Antippen von außen auf eine sensitive Reizbarkeit stieß, die in heftigsten Eruptionen ausfahren konnte. Wenn er dazu auch noch die Regie bei einer Novität führte, deren Hauptrolle er zu spielen hatte — ein hemmender Mißstand des Regiesystems, der auch von Laube beibehalten und eigentlich erst im neuen Burgtheater nach und nach beseitigt worden ist — wenn er sich demnach im Zustande einer doppelten Reizbarkeit, als Schauspieler und als Regisseur, befand, dann konnte der wahrhaftig gutherzige Mann mit Inspizienten und Requisitenmeister und Garderobier „kotzengrob" werden. Und am Abend einer solchen Premiere gar war es manchmal „lebensgefährlich", ihm allzu nahe zu kommen. Dann ging er in einer dumpfen Aufregung hinter den Kulissen herum, vor sich hinbrütend mit dem sichtlichen Ausdrucke von förmlichen Seelenkrämpfen, so daß man faktisch Mitleid mit ihm haben mußte. Ganz richtig nannte ihn darum einer der ihn Beobachtenden den „Patienten seiner Rolle". Das Schicksal hat es so gefügt, daß diesem vollständigen Aufgehen in seine Kunst auch der Tod entsprochen hat — auf dem Schlachtfelde, zwischen Probe und Abendvorstellung ist er gestorben. Wenige Tage vor dem Antritte seiner letzten Gastspielreise nach Prag war er zur Tarockpartie in einem befreundeten Hause geladen. Während einer Spielpause war die Rede auf diese Gastspielfahrt gekommen, und einer der Partner machte die Bemerkung, warum er sich nicht lieber die Ruhe der Osterferien ungestört gönne. Daraufhin sagte Sonnenthal: „Lieber Freund, so lange das da oben" — wobei er nach der Stirne deutete — „zusammenhält, so lange kann ich vom Spielen nicht lassen. Wenn ich heute mit dem Theater aufhöre, habe ich keine Äquivalent dafür, das mich auch nur annähernd anregen könnte. Nur Tarokspielen kann ich nicht." So hat er denn wirklich auch erst mit dem Leben aufgehört, Theater zu spielen.





Tosende Brandung. Gemälde von W. Müller-Brieghel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Berliner Mietshäuser. Von Dr. Max Osborn.

Nur einen Herrn kennt die Kunst — das Bedürfnis!" so rief vor nunmehr fast fünfzig Jahren der große Erneuerer der deutschen Baukunst: Gottfried Semper, in seinem berühmten Buche über den „Stil in den technischen und tektonischen Künsten". Es war der erste Kampf- und Befreiungsruf, der gegen die unerträgliche Tyrannei des historischen Stilzwangs erscholl, gegen die „Impotenz der halb bankerotten Architektur", wie Semper sich ausdrückte. „Unsere Hauptstädte," grollte er, „blühen als Quintessenzen aller Länder und Jahrhunderte empor, so daß wir in angenehmer Täuschung am Ende selbst vergessen, welchem Jahrhundert wir angehören." Gewiß, Europa hatte durch emsiges Geschichtsstudium ein gewaltiges Wissen von der Kunst der vergangenen Jahrhunderte in sich aufgestapelt; aber gerade dies imposante Wissen, meinte Semper, „führt uns nur fort vom Wichtigsten: von den Bedürfnissen der Zeit. Sie sollen wir vom Gesichtspunkt des Schönen aus auffassen und ordnen und nicht bloß Schönheit da sehen, wo der Nebel der Ferne und der Vergangenheit unser Auge halb verdunkelt."

Mit solchen Worten ward zum ersten Male ein Programm aufgestellt, dessen Bedeutung erst am Ende des XIX. Jahrhunderts ganz klar erkannt werden sollte. Semper selbst freilich blieb immer noch ein Sohn des kunstgeschichtlich geschulten Zeitalters und ein Vertreter der Renaissance, in deren Formenwelt er jedoch tiefer einzudringen wußte als alle seine Vorgänger und Mitstrebenden. Nicht Armut an eigenen Ideen, sondern eine innere Verwandtschaft trieb ihn zu den alten Meistern, und bei allen eklektizistischen Neigungen war er ein Mann von stolzer Unabhängigkeit und genialer Eigenart. So konnte er aus dem Dämmer des Stilwirrwarrs um 1860 schon den Weg erkennen, den die Zukunft gehen würde. Denn das ist die große und unvergängliche Tat der modernen Kunstbe-



Fassade Tauenzienstraße 12a. Von Alfred Messel †.



Fassade der Königin-Augustastraße 28. Von Architekt Georg A. Rathenau, Mitarbeiter Fried. Aug. Hartmann.

zu tief in der Schule der Alten, um den einzig richtigen Ausweg aus diesen Konflikten zu finden. Erst die jüngste Epoche, für die jene neuen Lebensformen nichts Verblüffendes, Beängstigendes, Überwältigendes mehr hatten, der sie vielmehr schon wieder als eine Einheit erschienen, war nun auch imstande, mit geschärftem Blick die verborgenen ästhetischen Werte, die darin ruhten, zu erkennen und zu entwickeln. Und alles das, was die Gegenwart an neuen Dingen hervorbrachte — Eisenbrücken, Bahnhofshallen, Riesengebäude für die Bedürfnisse der modernen Großstadt — begann nun Kunstgesetze aufzustellen, die früheren Zeiten unbekannt waren und bleiben mußten.

wegung gewesen: daß sie die Künstler lehrte, vom äußeren Schein zum inneren Wesen ihrer Aufgaben vorzudringen, überall vorab den sachlichen Zweck zu erkennen, den es zu erreichen gilt. Die ganze historische Periode hatte ihre Tendenzen darauf gerichtet, die neuen, noch ungewohnten, als nichtkünstlerisch oder gar unkünstlerisch empfundenen Formen des modernen Lebens durch die bewährten Schmuckelemente der Tradition zu überwinden, wie sie meinte: zu verklären. Man empfand wohl den Gegensatz zwischen den völlig veränderten Bedingungen der menschlichen Existenz im Zeitalter der Naturwissenschaften, der Eisenbahn, der Elektrizität, und den ästhetischen Elementen, durch welche die Vergangenheit einst ihren Alltag schmückte; aber man steckte

Das großstädtische Mietshaus bot dabei eines der allerschwierigsten Probleme. Seine sachlichen Zwecke sind so kompliziert, sind so vollgestopft mit rein praktischen Forderungen, daß es nicht leicht war, aus diesem verwickelten modernen Gebilde die Hauptlinien des Organismus herauszulösen, auf denen sich erst die Möglichkeiten einer künstlerischen Durchdringung aufbauen konnten. Alle andern Bauwerke der jungen Groß- und Weltstädte ließen sich weit leichter ihrem Wesen nach auf eine bestimmte Formel reduzieren: das moderne Kauf-, Waren- und Geschäftshaus, das Einfamilien-Wohnhaus der Vorstadt, selbst das Arbeiterhaus, das Theater, das Krankenhaus, die Kaserne und alle anderen Gebäude, deren Beruf man rasch erkennen konnte. Das Mietshaus aber,

in dem zahlreiche Menschen und Familien mit völlig verschiedenen Berufen und Lebensgewohnheiten zusammengestopft werden müssen, ließ sich nicht so ohne weiteres bewältigen. Was sich hier jedesmal aus dem Boden erhob, war ein Gebäude, das nach außen hin ein Ganzes repräsentieren wollte und sollte, das in Wahrheit aber ein mosaikartig aus zahlreichen Einzelteilen zusammengesetztes Stückwerk darstellte. Man war ratlos, wie diesen Ungeheuern künstlerisch zu begegnen sei, und verzweifelte fast an der Schwierigkeit der Aufgabe. Länger als bei allen andern Problemen der Baukunst erhielt sich darum hier das alte Rezept: die Form- und Schmuckgedanken der Vergangenheit zu Hilfe zu rufen und mit ihnen das widerspenstige Objekt zu vergewaltigen. So entstanden auch in den letzten Jahrzehnten noch in den deutschen Städten Tausende und Abertausende von kolossalen Bürgerhäusern, bei denen man sich damit beruhigte, die Mannigfaltigkeit der inneren Teile durch eine Fassade im historischen Geschmack zu überkleistern. Und alle Oberflächlichkeit und aller Schematismus der öden Kopierlust, zu der die frühere Generation sich erzogen hatte, kam nun hier zu Worte, wo der Massenbetrieb Kräfte zweiten bis zwanzigsten Ranges mobil machte, und wo überdies die geschäftliche Ausnutzung der immer teurer werdenden Grundstücke weder Zeit noch Mittel genug übrig ließ, um höhere Ansprüche zu befriedigen.

Die Reichshauptstadt Berlin hat unter diesen Verhältnissen am schwersten gelitten. Der Mangel einer organischen Entwicklung ihres Kunst- und Kulturlebens hat sich an keiner Stelle so furchtbar gerächt wie hier. Das Straßenbild Berlins hatte bis zu dem unerwarteten und darum unvorbereiteten Aufschwung der Stadt in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine Einheit gezeigt, die dem geschlossenen und individuellen Charakter der preußischen Königsresidenz entsprach. Nun plötzlich sollte aus diesem Vorort

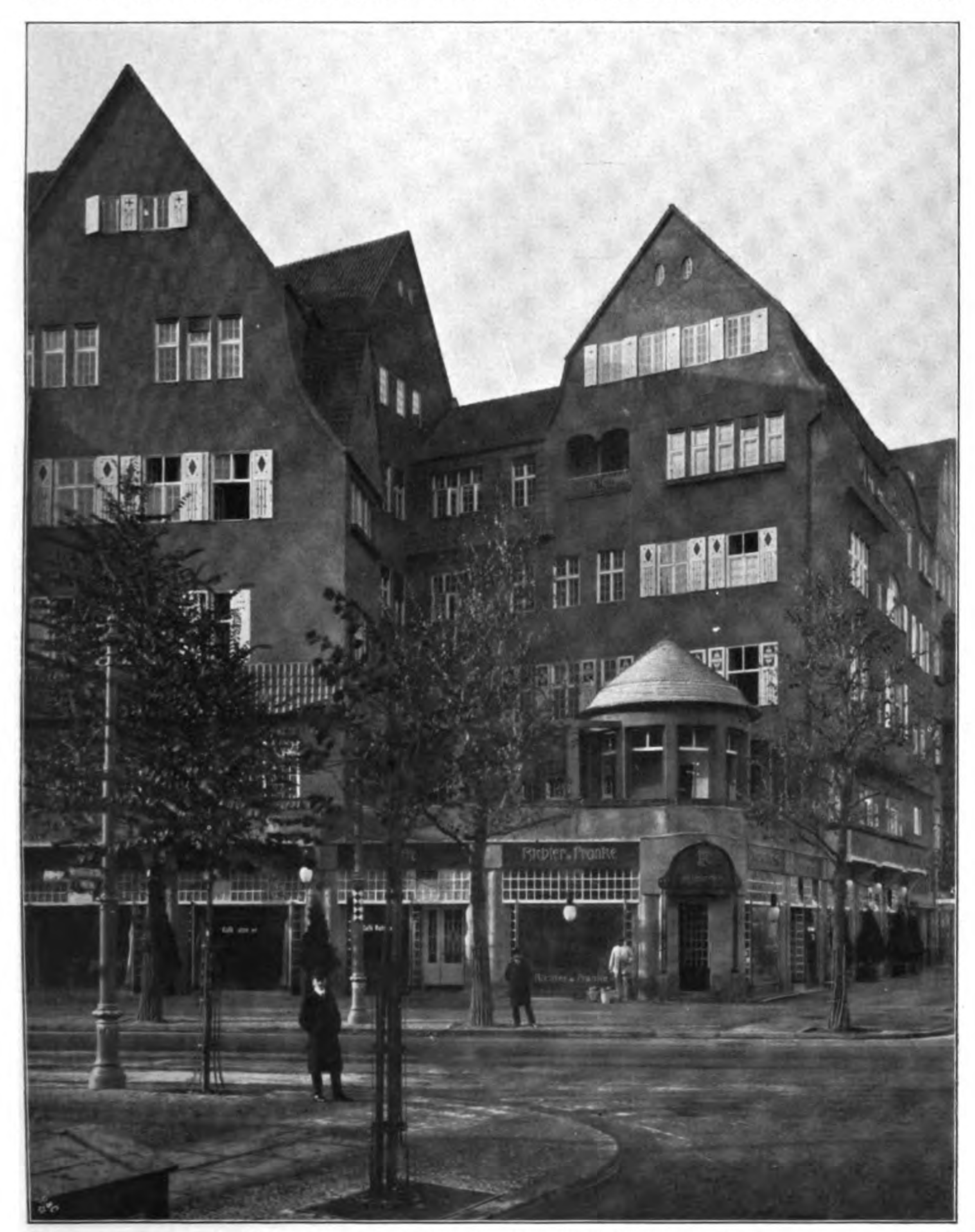


Straßenansicht Mommsenstraße 5. Von Architekt Albert Geßner.

des größten deutschen Einzellandes das Zentrum eines nationalen Staatswesens werden. Über Nacht kam das Glück, und die neuen Forderungen wuchsen der Einwohnerschaft über den Kopf. Zehntausende übersiedelten alljährlich nach Berlin und wollten untergebracht werden. Es galt, rasch Raum für ihre Unterkunft zu schaffen, man zog bis an die Grenze des Weichbildes und bald weit darüber hinaus in aller Eile neue Straßennetze und ließ sich nicht Zeit, einen sinnvollen Plan für sie zu ersinnen. Man baute Häuser neben Häuser, spekulierte auf den unaufhörlich quellenden Zustrom der Bevölkerung, begnügte sich damit, Wohnungen auf Wohnungen zu türmen, und war um das Aussehen dieser Riesenbehausungen weiter nicht besorgt. Künstlerisch gebildete Architekten wurden fast niemals um Rat gefragt. Ehrbare Maurermeister von Unternehmungslust genügten, um den Bedarf zu decken, und was diese geschäftskundigen Leute auf einer kurzen Lehrzeit in den Baugewerkschulen an historischen Motiven von ungefähr errafft hatten, mußte nun dazu dienen, die Häuser, die sie bauten, einigermaßen ansehnlich zu machen. Das brauchte nicht sehr ernst genommen werden; denn die Mieter waren froh, wenn sie eine Wohnung hatten, in der sie ihr Leben fristen konnten, und ihre ästhetischen Bedürfnisse waren minimal. Es genügte vollauf, wenn der Putz der Mauerflächen unten durch wagerechte, oben durch vertikale Linien durchzogen, wenn das Fenster mit ein paar konventionellen Ornamenten umrankt, die Haustür durch einen leicht zu beschaffenden Aufsatz aus Gips und Stuck „geschmückt" war. Als mehr Geld zusammenströmte und die Ansprüche wuchsen, ohne sich zu verfeinern, ging man ins Prächtige. Und nun begann die entsetzliche Zeit der skrupellosen Ornamentkleberei. Mit billigsten Mitteln wurden die Mietshäuser als Pseudopalazzi aufgebaut. Rustika- und Sandsteinlagerungen, Säulen und Pilaster, Simse und Fensterbedachungen aus unechtem Surrogatmaterial sollten reich und großartig wirken. Aus dem Formenschatz der deutschen Renaissance holte man sich die Erker, aus der Gotik die Türmchen, aus dem italienischen Kirchenbau die Kuppeln, aus dem Barock die Simsbekrönungen mit Wappen und Kartuschen, aus anderen Jahrhunderten alle möglichen Schnörkel und Muscheln, Rosetten und Girlanden, Schlußsteine und Giebel, Pyramiden und Obelisken und mischte alles lustig und skrupellos durcheinander. Das Resultat waren ungeheure Zwittergeschöpfe von protziger Parvenüpracht und lächerlich überladenem falschen Prunk, der durch eine Anhäufung schablonenhafter, möglichst billig hergestellter Einzelheiten entstand. Und die Gleichgültigkeit, mit der man die Straßen ihrem Schicksal



Gartenhaus der Grolmannstraße 4/5. Von Architekt Albert Geßner.

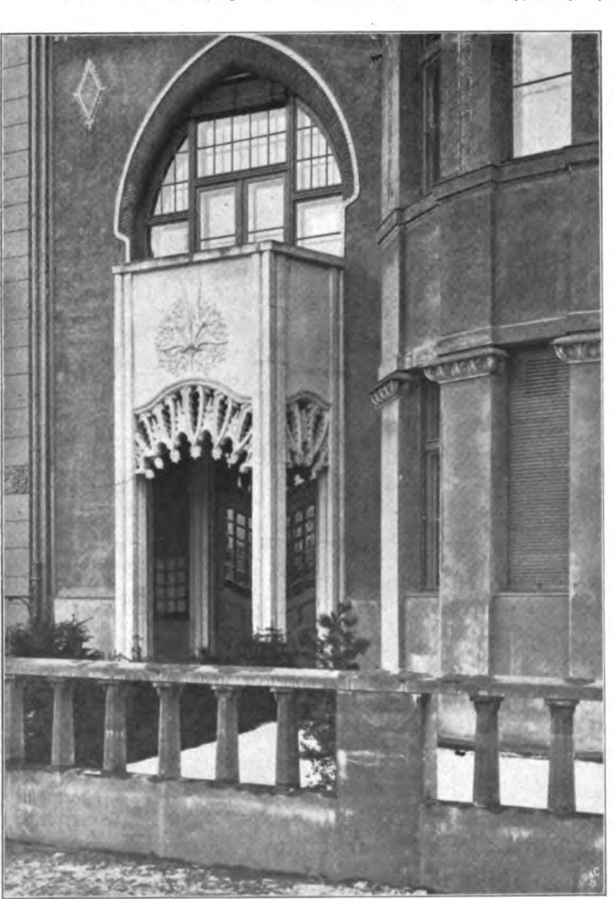


Mietshaus Bismarckstraße 109. Von Architekt Albert Geßner.

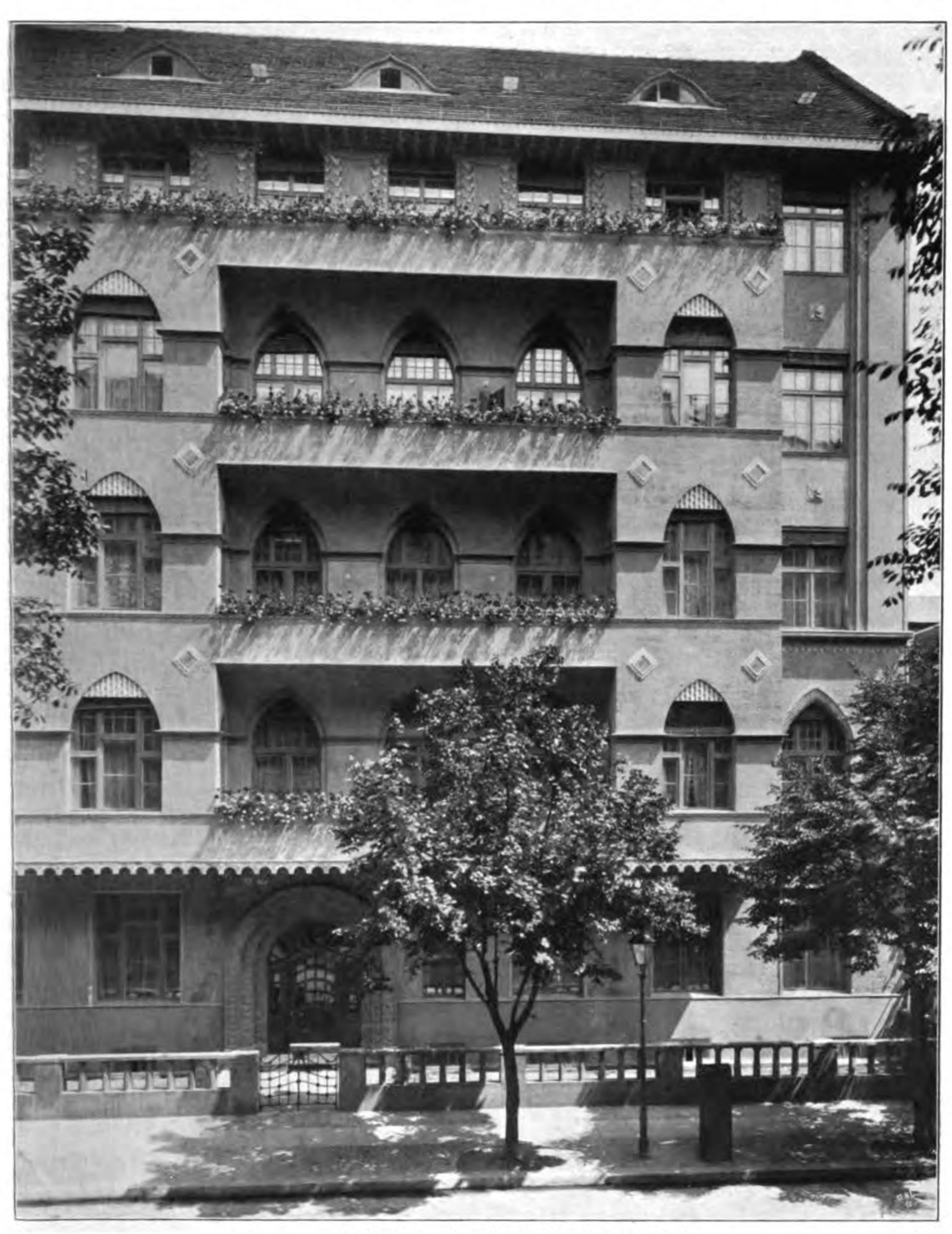
überließ, führte dazu, daß jeder einzelne „Baumeister“ auf seinem Grundstück seine eigene Orgie der Geschmacklosigkeit feiern durfte. Niemand konnte diesen wahnwitzigen Gebilden ansehen, was in ihrem Innern vor sich ging. Dem Grundgesetze aller Architektur: daß man von innen nach außen zu bauen hat, ward lachend Hohn gesprochen. Eine Palastfassade sollte dem ungebildeten Auge etwas vorgaukeln; dahinter versteckten sich winklige Zimmer, dämmerhafte Durchgangsräume, stockfinstere Korridore, muffige Schlafstuben, die um düstere, freudlose Höfe herumlagen. Das berüchtigte „Berliner Zimmer“, ein langgestreckter Verlegenheitsraum, dessen Lichtquelle durch ein einziges Fenster in der Ecke bestritten wird, war die schlimmste Aus-

geburt dieser wilden Bautätigkeit. Und das Sündhafteste war die parvenühafte Scheidung zwischen „Vorder-“ und „Hinterzimmern“, wobei Wert darauf gelegt wurde, daß die „Gesellschafts-“ und „Repräsentationsräume“ einen möglichst fürstlichen Eindruck machten, während die Stuben, in denen sich das eigentliche Leben der Familie abspielte, so eng und luftlos und dunkel sein durften wie nur möglich.

Diesen mißgestalteten Zinshäusern gegenüber bedeuteten die älteren Wohngebäude der Stadt eine Erquickung und Erlösung für den Menschen von Geschmack. Das Berlin des XVIII. Jahrhunderts aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen und das Berlin der Schinkel-Periode war schlicht und bescheiden geblieben, jenes aus altpreußischer Sparsamkeit, dieses durch die wohltätigen Tendenzen des Klassizismus auf Ruhe und Einfachheit. Die Inneneinrichtung der bürgerlichen Wohnungen erfüllte gewiß nicht die praktischen und hygienischen Forderungen, die uns heute selbstverständlich geworden sind. Doch das kannte man damals nicht besser, und die Bevölkerung, noch nicht in die nervöse Unrast einer Weltstadt hineingezogen, hatte noch mehr Muße und Gelegenheit, der Straßen „quetschender Enge“ zu entfliehen. Das Stadtbild aber machte in jenen Zeiten, in denen das ältere Berlin sein Gepräge erhielt, einen einheitlichen und geschlossenen Eindruck. Mit dem ästhetischen Instinkt, den die Menschheit bis zu den Umwälzungen des XIX. Jahrhunderts überall bewährte — seitdem hat sie ihn verloren! — hatte man erkannt, daß eine Straße nicht eine Ansammlung von Häusern, sondern selbst ein Ganzes ist, das seine Gesetze hat und seine Ansprüche stellt; daß sich die Gebäude diesem größeren Organismus, als seine Teile, in gewissen Grenzen unterzuordnen haben. Vielfach wurde auf diese Wahrheit klar und bestimmt hingewiesen: man entwarf Pläne für einzelne wichtige Straßen, nach denen sich die Baumeister zu richten hatten. So war es etwa am Gendarmenmarkt, Unter den Linden, in der neu erstehenden Leipziger Straße, am Dönhoffsplatz usw., wo im XVIII. Jahrhundert die Bebauung durch Gesamtentwürfe des Oberhofbauamts geregelt wurde, und wo die sogenannten „königlichen Immediatbauten“ die Musterbeispiele für die Ausführung dieser Entwürfe abgaben. Aber auch ohne daß besondere Verfügungen erlassen wurden, führte der selbstverständliche Geschmack der Zeit aus angeborener Sicherheit, ohne viel Wesens davon zu machen, zu verständigen Resultaten. Selbst unter dem Regiment Friedrich Wilhelms I., der für



Eingang eines Hauses am Steinplatz. Von Architekt August Endell.



Haus am Steinplatz. Von Architekt August Endell.

die Erweiterung seiner Hauptstadt außerordentlich viel getan hat, war Berlin in dieser Hinsicht sehr gut aufgehoben. Wie die ganze Regierungstätigkeit dieses tüchtigen und umsichtigen Monarchen, ist auch seine Bemühung um die äußere Erscheinung der Stadt lange unterschätzt und falsch beurteilt worden. Was hat man nicht über die „grenadierhaften" Häuserreihen gespottet, deren Errichtung er befahl! Über die Eintönigkeit und Nüchternheit der Straßenzüge, die er mit eiserner Energie aus dem Boden steigen ließ, über die phantasielose Langeweile, die allein man in den Ergebnissen dieser Maßnahmen erblickte. Nichts schiefer und ungerechter als dieser Hohn!

Das „Grenadierhafte" paßte recht gut zu dem Wesen der Soldatenresidenz an der Spree, die schlichte Reserviertheit dieser Straßen und Häuserfluchten zu dem Charakter ihrer Bewohner. Unter Friedrich dem Großen haben dann Architekten der ersten Reihe, wie Gontard und sein Schüler Unger, mit höherem künstlerischen Empfinden dieselben Prinzipien weiterverfolgt. Und die Epoche des Frühklassizismus unter Friedrich Wilhelm II. und schließlich die Schinkelzeit schlossen sich an.

Die Linie dieser guten Tradition war aber verlassen, die ganze Entwicklung der Stadt aus dem Gleichgewicht geworfen worden. Und unsere Gegenwart hat nun alle Hände voll zu tun, um den verlorenen Faden wieder aufzufinden und ihn im Sinne der modernen Bedürfnisse fortzuspinnen. Der Staat und der Hof, früher die bedeutungsvollsten Elemente in dem geschichtlichen Werden Berlins, haben dabei nicht mitgeholfen. Was jetzt an positivem Fortschritt geleistet wurde, mußte das Bürgertum liefern, und auch hier waren es nicht die behördlichen Organisationen der Kommune, die tatkräftig eingriffen, sondern der private Unternehmungsgeist. Die Folge davon ist der heutige Zustand: daß eine ganze Reihe von guten, bedeutungsvollen und zukunftskräftigen Neuerungen zu vermerken sind, daß diese Dinge aber nur verstreute Einzelheiten darstellen, denen der innere und auch der äußere Zusammenhang fehlt. Wie auf dem Gesamtgebiete unserer heutigen deutschen Kultur- und Kunstzustände, ist es auch in dieser begrenzten Provinz: aus einem Meer von Trivialität und Mittelmäßigkeit ragen wie Inseln ausgezeichnete Einzelschöpfungen hervor, die noch nicht imstande sind, die Physiognomie der ganzen Stadt zu verändern, die uns aber doch als bedeutsame Hoffnungen und Verheißungen für die Zukunft gelten dürfen.

Rein äußerlich betrachtet, kommen die bisher erreichten Reformen weit weniger der Gemeinde Berlin im eigentlichen Sinne zugute, als den großen Nachbarkommunen Charlottenburg, Schöneberg und Wilmers-



Eingang Kurfürstendamm 110. Von Architekt Max Bischoff.



⊠ Fassade Kurfürstendamm 110. Von Architekt Max Bischoff. ⊠

dorf, den mit erstaunlicher Schnelligkeit aufgeblühten westlichen „Vororten", die heute einen großen und fast den wichtigsten Teil der bürgerlichen Wohnstadt Groß-berlins in ihren Weichbildern umfassen. Der historische Kern der Riesensiedelung wird immer mehr Geschäftsstadt, oder er gibt, in den nördlichen, östlichen und süd-lichen Revieren, den Aufenthalt für die Hun-derttausende der kleinbürgerlichen, ja der proletarischen Kreise ab, deren Wohnstätten vom Kunststrom der Zeit erst später erfaßt werden können. So kommt für unsere Übersicht über das Neue und Bemerkens-werte vom speziell berlinischen Gebiet nur ein Teil des Westviertels in Betracht, aus

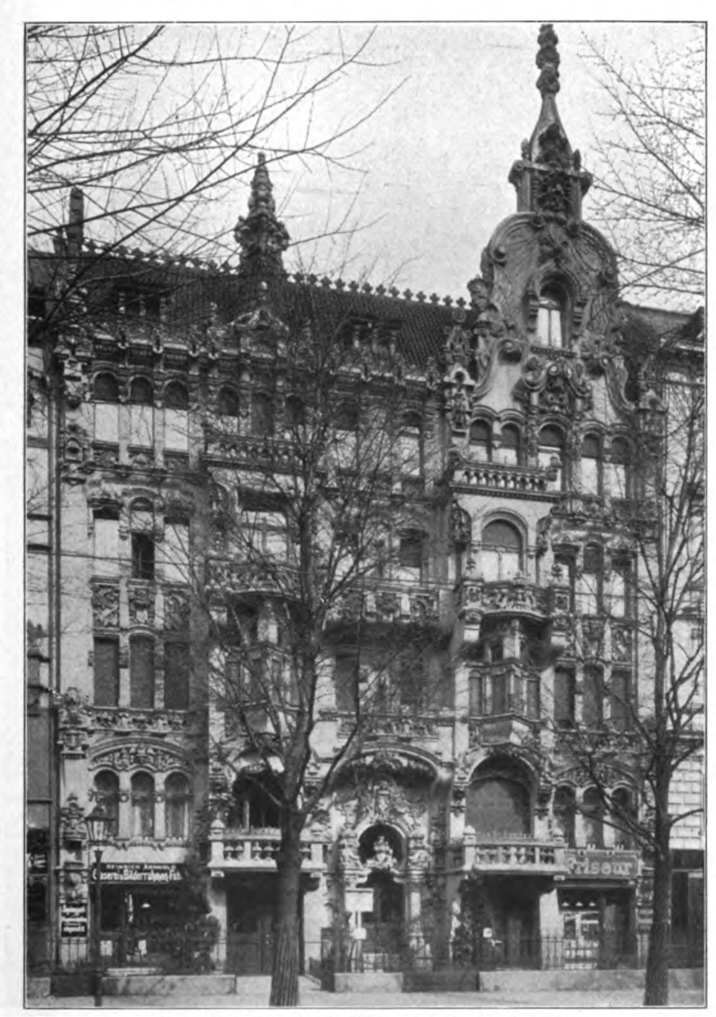


Fassade Kurfürstendamm 37. Von Architekt Kurt Berndt.

dem überdies noch die Villengegend des Tiergartens, wo die Allerreichsten in eigenen Wohnhäusern residieren, ausscheidet. In den übrigbleibenden Straßenzügen des Berliner Gemeindegebiets, dessen Grundstückpreise zu enormer Höhe emporgeschnellt sind, wollen freilich diejenigen modernen Mietshäuser, die künstlerische Ambitionen haben, gleichfalls nur den Wohlhabendsten Unterkunft gewähren. Sie können daher für die Entwicklung eines typischen bürgerlichen Mietshauses im Geschmack unserer Tage, auf die es uns in erster Linie ankommt, nicht recht mitsprechen. Es ist ganz logisch, wenn sie noch an die Tendenzen aufs Reiche und Prächtige Anschluß suchen, die unserem Gefühl nach mit den Normen, die dort maßgebend sein sollen, nichts zu schaffen haben. Von dem Pseudoprunk der faden Gips- und Stuckprotzereien trennt sie aber nun eine Welt. Denn sie sind bestimmt von der geläuterten Kunstanschauung der letzten Jahrzehnte, die nicht nur den Geschmack der Gegenwart selbst, sondern auch ihr Verhältnis zur Vergangenheit von Grund aus umgestaltet haben. Sie suchen Anschluß an historische Bauformen, aber es ist kein schematisches Kopieren alter Motive, was die Baumeister treiben, sondern ein vertieftes und verständnisvolles Eindringen in ihre künstlerische Sprache. An der Spitze der Männer, die dabei mitgewirkt haben, steht der große Architekt, dem Berlin für die Erneuerung seines Stadtbildes die wirksamsten Anregungen verdankt: Alfred Messel, dessen allzufrühen Hingang die deutsche Kunstwelt im Frühling dieses Jahres beklagte. Sein Wohnhaus in der Tauenzienstraße (Abb. auf S. 225) zeigt, wie er seine Fähigkeit, geschichtliche Elemente in neuem Sinn und Geist zu verwerten, auch beim Mietshause bewies. Von der Renaissance wandte er sich zunächst an die Formgedanken des

XVIII. Jahrhunderts, des späten, gemilderten Barock, des Zopfes und des norddeutsch nuancierten Louis XVI-Geschmacks, wie sie in Berlin unter den ersten preußischen Königen Heimatsrecht erworben haben. Keine Nachahmung trieb er, sondern selbständige Neubildung alter Stilmotive, nicht aus der Gelehrsamkeit, sondern aus eigner architektonischer Empfindung geboren, und von den minderwertigen Surrogaten wandte er sich zum echten Material: zum Sandstein oder Kalkstein, dessen feste und stolze Blöcke allein schon den Eindruck des Soliden, Wohlhabenden, Prächtigen hervorrufen. An Stelle der Überladung traten Einfachheit und Zurückhaltung, sparsamer, jedesmal wohlerwogener Schmuck, der um so eindringlicher wirkte. Und vor allem: das Unbekümmerte der früheren Häuserbauerei ist einem feinen Verständnis für die Stellung des Einzelgebäudes im Straßenganzen gewichen. Es fehlen die scharf und anspruchsvoll vorspringenden Erkerausladungen, die den Eindruck der Fläche (der einer Fassade eigen sein muß) zerstören, die notwendige Ruhe der Straßenwand durchbrechen und sich mit dem Ellenbogen neben der Nachbarschaft vordrängen. Alles ist Geschlossenheit, Festigkeit, vornehme Bescheidenheit, die sich ihres Wertes bewußt ist. Das gab ein Beispiel ab, nach dem viele andere Baumeister sich richteten, versteht sich mit verschiedenartigem Geschick, aber doch im ganzen mit gutem Erfolge; eine Probe dafür mag das Haus aus der Königin Augustastraße darstellen, das unsere Abb. auf S. 226 wiedergibt.

Jene Hauptprinzipien des Großstadtwohnhauses: daß es seine künstlerische Individualität wie seine äußere Haltung der Straßeneinheit unterordnet, daß es im Schmuck die Grenzen des Geschmacks innehält und seine Wirkung nicht in Zutaten, sondern in der sinngemäßen Beherrschung der Baumasse sucht, haben auch die andern jüngeren Architekten sich zu eigen gemacht, die diesen Aufgaben ihr Interesse zuwandten. Damit freilich ist das Gemeinsame, das sie verbindet, auch erschöpft. Denn im übrigen folgen sie als echte Deutsche durchaus ihrem individuellen Geschmack. Was



Gegenbeispiel: eine Fassade vom Kurfürstendamm.

die bedeutendsten unter ihnen, denen sich die übrigen enger oder loser anschließen, geschaffen haben, steht einigermaßen für sich, und es ist noch keine Rede davon, daß aus der Summe ihrer Bauten jetzt schon etwas wie ein Keim zu einem künftigen festen Typus herausspränge, der dem Stadtganzen der Zukunft eine Einheit garantieren könnte, ohne daß es damit der Eintönigkeit zu verfallen braucht. Diese Leistungen sind durchweg so persönlich, daß Die individuelle Mannigfaltigkeit bezieht sich vor allem auf die Fassaden; im Innern ist man, wie wir noch sehen werden, weit eher schon zu stabilen Grundformen vorgedrungen, die dann nur, wie es sich gehört, ihre persönlichen Nuancierungen erfahren.

Die markanteste Erscheinung unter diesen Architekten ist Albert Geßner, der an verschiedenen, nicht weit voneinander getrennten, aber auch nicht dicht beisammen



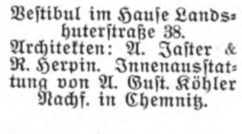
Haus am Lohmühlenplatz. Von Architekt Emil Schaudt.

sie nicht ohne weiteres geeignet erscheinen, allgemeingültige Maßstäbe abzugeben, wie sie sich in den deutschen Städten vergangener Jahrhunderte immer wieder ganz von selbst herausgebildet haben. Das ist nur natürlich; denn die große Gemeinsamkeit des künstlerischen Empfindens fehlt unserer Zeit; sie kann erst wieder in langsamer, ernster Arbeit erworben werden. Trotzdem sind hier überall Samenkörner ausgestreut, aus denen früher oder später doch einmal die Zukunftsblume erwachsen wird.

liegenden Stellen Charlottenburgs seine Neubauten aufgeführt hat. Sie tragen weithin erkennbar ihr Wesen zur Schau: große Gebäude und Gebäudekomplexe, die zusammengeführt sind von der Hand eines starken, unabhängigen Künstlers und die doch klar und offen erzählen, daß sie vielen Menschen, vielen Familien zur Behausung dienen. Malerische Quodlibets, aber energisch konzentriert nach großen Gesamtplänen, im Grunde so etwas wie eine Verbindung von Einzelvillen, eine Türmung

von modernen Landhäuſern, und doch zu einem Ganzen eingeſchmolzen. Eine reizende Abwechſlung von Fenſterformen, Erkervorſprüngen, Balkonanlagen, die auf einen ebenſolchen Wechſel im Grundriß der einzelnen Wohnungen bis zur höchſten Etage hinauf ſchließen laſſen, ſo daß ſich dem Suchenden ganz andere, weit reichere Möglichkeiten bieten, ſeine Wünſche zu befriedigen, als in den landläufigen Häuſern ringsum. Und doch iſt Syſtem in dem Entwurf der geſamten Baumaſſe. Da die




Veſtibul im Hauſe Landshuterſtraße 38. Architekten: A. Jaſter & R. Herpin. Innenausſtattung von A. Guſt. Köhler Nachf. in Chemnitz.



Blick in die Haberlandſtraße.

Preiſe nicht ins Ungeheure gehen, ſondern ſich in bürgerlichen Mittelſchranken halten ſollen, keine koſtſpieligen Materialien, aber auch keine Schwindeleien. Alſo kein Sandſtein, ſondern Putzverkleidung; doch kein Putz, der mit ſeinen Riſſen Steinfugen nachäfft, ſondern ſeine Effekte aus eigenen Koſten beſtreitet, wozu ein Anſtrich in einer zurückhaltenden Farbe (Gelb, mattes Grau, ſchwaches Violett) beitragen kann. Einfache



Vorderfront der Häusergruppe aus dem Einküchenhaus Friedenau. Von Architekt Albert Geßner-Charlottenburg. Aufnahme nach dem Modell während des Baues.

Fenstereinschnitte, lauschige Eingänge, solide Schmiedeeisenarbeiten, ausdrucksvolle Dächer, kleine Laubengänge, im Sommer mit Grün übersponnen, die neue Abwechslung bringen, japanisierende Kontraste von freien Flächen und leicht hingesetzten Schmuckdingen an betonten Stellen, etwa ein eingelassenes kleines Relief, eine in den Putz gedrückte bunte und blanke Kachel, die Reproduktion eines bekannten klassischen Bildwerkes. Und vor allem: künstlerisch ersonnene Höfe mit Rasenfeldern und Blumenbeeten, die dem „Gartenhaus" den ominösen Hinterhauscharakter nehmen.



Salon eines Berliner Mietshauses, Dahlmannstraße 29. Von Arch. Wilh. Klopsch, erbaut von Wilh. Brode.



Diele einer Mietswohnung Dahlmannstraße 29.

Stockwerke in der polizeilich gestatteten Höhe anzubringen, und wirkt doch nicht übermäßig hoch, nicht finster und drohend, weil eine horizontale Lagerung der Hauptlinien der vertikalen Ausdehnung ein Paroli biegt und zugleich die Richtung der Straßenfluchtlinie in sich aufnimmt. Max Bischoff operiert mit dem Backstein, der ihm dient, das Erdgeschoß seines Hauses am Kurfürstendamm schmuck und anziehend zu gestalten. Alte Motive aus der niederdeutschen Gotik steigen auf, wenn man die Reliefffiguren aus Ziegeln betrachtet,

August Endells interessantes Haus am Steinplatz, gleichfalls in Charlottenburg, ist vor allem charakterisiert durch die eigenartige Ornamentalsprache des Künstlers, durch seine reizvollen Ziergebilde, die auf den Urformen der Pflanzen beruhen, wie sie uns das Mikroskop erkennen lehrte (Abb. S. 230). Aber diese Schmuckstücke treten bei seinem großen Wohnhause doch zurück gegen die Energie und Strenge, mit der er die Fassaden nach der Straße wie nach dem Hofe geschlossen und zu Gesamteindrücken gezwungen hat. Mit großer Feinheit sind die Ausbuchtungen der Erker geregelt, die die Zimmer vergrößern und doch vollkommen in die Fläche der Front zurückzusinken scheinen. Alles strebt empor, um möglichst viele



Mietshaus Dahlmannstraße 29. Entwurf von Architekt Wilh. Klopsch, erbaut von Wilh. Brode.



Vorderfronten der Häusergruppe aus dem Einküchenhaus Lichterfelde-West. Von Hermann Muthesius-Wannsee. Aufgenommen nach dem Modell während des Baues.

mit denen er die Pfeiler des hallenartigen Eingangs schmückt. Und über diesem Unterbau strebt dann, logisch und bedacht gegliedert, die Fassade der oberen Etagen empor; namentlich das schwierige Problem der Ecke ist auf diese Weise überaus glücklich gelöst.

Der Kurfürstendamm ist im übrigen eine Schatzkammer zur Belehrung. Reicher freilich an „Gegenbeispielen" im Schultze-Naumburgschen Sinne, in denen die alte Ornamentkleberei noch ihre ärgsten Tänze aufführt (Abb. S. 235). Anderes zeigt Beispiele für die Möglichkeiten, aus den Prinzipien des Zweckmäßigen, Einfach-Sachlichen der neuen Kunst zu lernen.

Die Versuche, ganze Straßen oder gar Viertel einheitlich zu regeln, haben bisher noch nicht zu brauchbaren Resultaten geführt; das Experiment in der Haberlandstraße zu Schöneberg, mit Kreuzungen aus modernen Gedanken und altnürnbergischen Motiven, unter denen sogar das Fachwerk wieder herangezogen wurde, etwas derartiges zu schaffen, ist verfehlt (Abb. S. 237). Das ist wieder die alte Stilspielerei, das alte Dekorationswesen, nur schamhaft in ein notdürftig aufgebügeltes modernes Gewand gehüllt. Ganz andere Fortschritte jedoch hat die Innenausstattung gemacht, die jetzt endlich auch im Mietshause, wie bisher nur im Einfamilienhause, eine Grundlage zur geschmackvollen Einrichtung des Bewohners liefert. Die dunkeln Entrees sind hellen Eingangsräumen gewichen, die sich gern, ein wenig anspruchsvoll, „Diele" nennen (Abb. S. 239). Die Zentralheizung hat die greulichen Öfen, der moderne Geschmack die sinnlosen Tapetenmuster, die angeklebten Papiermaché-Ornamente der Decke mit ihren Vergoldungen verbannt. Weiße oder Ton in Ton kassettierte Plafonds, schlichte Wandverkleidungen mit Holz oder Stoff oder Unitapeten, Türen ohne unnötige Aufsätze geben Behagen und Intimität. Ganz neue Möglichkeiten der Inneneinrichtung des bürgerlichen Wohnhauses erschlossen zuletzt die Einküchenhäuser, die der Einzelhausfrau ihre Sorgen abnehmen und eine soziale Mission erfüllen wollen. In westlichen Berliner Vororten sind mehrere solcher Gebäudekomplexe entstanden, denen Hermann Muthesius' in England geschulter architektonischer Sinn und wiederum Geßner ihre Mitwirkung geliehen haben (Abb. S. 238 u. 240).

So löst sich langsam aus dem Tohuwabohu des Berlin von 1870 und 1880 eine neue Stadt heraus, in der einst die Millionen ihrer Menschen gesündere, behaglichere und würdigere Unterkunft finden werden, als es der Mehrzahl der Heutigen noch vergönnt ist.

Die Hygiene durch die Jahrhunderte.

Ein dunkles Kapitel der Kulturgeschichte. Von Ch. Freiherrn v. Fabrice.



Wie alle „Herrenvölker", haben die Engländer in ihrer nationalen Eigenart von jeher im Auslande ebensooft überschwengliche Bewunderung und kritiklose Nachahmung, wie leidenschaftliche Ablehnung und oft recht triviale Verspottung gefunden. John Bull läßt sich freilich von den Gefühlen und Urteilen der von ihm meist als etwas minderwertig betrachteten Ausländer nicht im geringsten rühren oder anfechten. Bei einer kontinentalen Reise ist er sogar der erste, herzlich zu lachen, wenn z. B. auf französischen volkstümlichen Bühnen, in einem einfältigen, aber durch eine lange Tradition fest eingebürgerten Typus, der Brite als komische Figur, in einer Art Hanswurstrolle das gleichfalls althergebrachte Entzücken der leichtbeweglichen gallischen „Froschesser" erregt. Wie immer man aber über englisches Wesen und Sitten urteilen mag, eines wenigstens sollte dem weltbeherrschenden Britentum unvergessen bleiben und ihm den aufrichtigen Dank der gesamten gesitteten und besonders der wanderlustigen Menschheit sichern: daß die angelsächsischen Vettern, die früher die unbedingte Mehrheit der Touristen ausmachten, es verstanden haben, zuerst allerwärts energisch für die Verbreitung aller jener hygienischen Einrichtungen einzutreten, die uns heute im Zeitalter des Sportes und einer rationellen Körperpflege unentbehrlich scheinen, während sie doch in der „guten alten Zeit", in der Öffentlichkeit wie im privaten Leben vielfach in der unerhörtesten Weise vernachlässigt wurden. Wie trostlos die Zustände in dieser Hinsicht waren, davon findet man noch zahlreiche unliebsame Überreste vor allem in den romanischen und slawischen Ländern, sobald man sich nur etwas von den Haupttouristenstraßen entfernt. Überall aber, wo englischer Einfluß, wenn auch nur zeitweilig, vorherrschend wurde, erwies er sich sichtlich von den segensreichsten Folgen auf dem Gebiete der öffentlichen und privaten Reinlichkeit und der sachgemäßen Bekämpfung aller der krankmachenden Schädlichkeiten, deren Wichtigkeit von Tag zu Tag mehr erkannt wird. Recht offenbar ist dies z. B. auf den Jonischen Inseln im Vergleich zum griechischen Festland, in Gibraltar und den benachbarten spanischen Städten, oder in der Bretagne, wo einige seit Jahrzehnten viel von englischen Dauergästen bevorzugte Städtchen durch ihre Sauberkeit sehr vorteilhaft von den sonstigen bretonischen Ortschaften sich unterscheiden. Wie ein Engländer den Verbrauch an Seife für den besten Bemesser des Kulturzustandes eines Volkes erklärte, so hat sich der reichliche Gebrauch des kalten, warmen und heißen Wassers, das in unserer Zeit für jeden irgendwie als Kulturmensch sich fühlenden zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen gehört, zuerst von England aus wieder in der abendländischen Welt verbreitet, nachdem er seit dem Ausgange des Mittelalters lange Zeit auf ein Mindestmaß beschränkt worden war.

Bis zum XIII. Jahrhundert, vor allem zur Zeit der ersten Renaissance, als in Staat und Kirche die frühesten Versuche zu großen sozialen Neugestaltungen begannen, war die Körperpflege im allgemeinen sorgfältig gewesen. Bildete sie doch den einzigen möglichen und zuverlässigen Schutz gegen die grauenhafte Unreinlichkeit und alle die sonstigen gesundheitsgefährlichen Zustände in den Städten zu einem Zeitalter, wo in ganz Europa die elementarsten Grundprinzipien öffentlicher und privater Hygiene kaum geahnt wurden. Die städtischen Straßen, ohne jede Kanalisation und geregelte Abflüsse, waren eng und oft vor Schmutz und Unrat kaum zu passieren. Nach schweren Heimsuchungen durch Pest und andere Seuchen ließen es die Obrigkeiten nicht an allerlei wohlweisen Verordnungen fehlen, die indessen an den bestehenden Zuständen meist nicht viel änderten. Kirchen und Klöster, Patrizier und Zünfte, jedes machte so lange trutziglich mancherlei Sonderrechte geltend, bis neue Fehden, Rebellionen und Kriege den ganzen Reformplan in Vergessenheit geraten ließen. In den alten wohlhabenden deutschen Reichsstädten und italienischen Kommunen oder Stadtrepubliken war allerdings frühzeitig schon eine Art straßen- und baupolizeiliche Ordnung ausgeübt worden. Augsburg, später lange durch das schlechteste Pflaster berüchtigt, war im XIV. Jahrhundert fast allen deutschen Städten vorangegangen mit der Straßenpflasterung. Dagegen wurde z. B. in Berlin die tägliche Reinigung der Straßen erst durch den Großen Kurfürsten eingeführt, später auch mit der Pflasterung begonnen. Die auf öffentlichen Plätzen lagernden und kleinen Bergen gleichenden Kehrichthaufen wurden entfernt, das Herumlaufenlassen von Schweinen auf den Straßen und die Aufstellung von Schweinekoben verboten. Nicht anders war es in Paris, wo bis zum XVI. Jahrhundert sich Gänse, Ziegen, Schweine, Kaninchen auf allen Straßen ungehindert herumtrieben.

Wegen der Unfähigkeit der städtischen Behörden, die endlich als unerläßlich erkannten Reformmaßregeln durchzuführen, wurden 1674 die Pariser Straßen einem königlichen Polizeimeister unterstellt, nach und nach gepflastert, mit Wasserspülung versorgt und erleuchtet, mit 5000 Laternen im

ganzen. Schon die oft sehr wunderlichen Namen, voll Derbheit, Zynismus und Humor, melden von den entsetzlichen Zuständen, die in den meisten Straßen der alten Städte herrschten. Wohl gab es einzelne prächtige öffentliche Bauwerke, stolze Zunft- und Patrizierhäuser, aber die große Mehrheit der Bevölkerung wohnte in elenden, kleinen, oft durch und durch verseuchten Fachwerkhäusern. Noch im XVII. Jahrhundert, als Paris schon für die prächtigste Residenzstadt Europas galt, war es unmöglich, die Höfe, Treppen und Korridore nicht nur der Klöster, des Justizpalastes und anderer öffentlicher Prachtbauten, sondern sogar die der Königlichen Schlösser, selbst den prunkvollen Louvre nicht ausgenommen, in reinlichem Zustande zu erhalten. Sie boten einen ekelhaften Anblick, wie z. B. mit Bezug auf Fontainebleau die Pfalzgräfin Lieselotte — Schwägerin Ludwigs XIV. — der Kurfürstin von Hannover in einem ihrer ungeschminkten Briefe in derbster Sprache berichtet. Auch der Gestank in den Straßen von Paris sei geradezu unerträglich. Gegen Ende des Jahrhunderts erst wurden für den Louvre bauliche Einrichtungen geplant und dem König als große Neuerung vorgeschlagen, wie sie heute in keinem auch noch so bescheidenen Wohnhause fehlen dürfen. Galt es doch als bemerkenswerter Luxus, daß für den Hof in Versailles mehrere hundert Zimmerklosetts in Gebrauch kamen! Erst wenige Jahre vor der Revolution begann man in Paris und den anderen Haupt- und Residenzstädten geplattete Trottoirs nach englischem Muster anzulegen. Zu den weiteren Annehmlichkeiten eines Spazierganges durch Alt-Paris zählte es bis weit in das XVIII. Jahrhundert hinein, daß, wie überhaupt Kehricht jeder Art, auch alle häuslichen Geschirre einfach aus den Fenstern auf die Straßen geleert zu werden pflegten, so daß man jeden Augenblick einen solchen Guß riskierte. Deshalb mußte ein Herr als Begleiter einer Dame stets auf der äußeren Seite schreiten, so daß bei dem Rufe: „Gare l'eau!" die Schöne sich schnell gegen die Hauswand lehnen und so sich schützen konnte. Die sonstigen Überraschungen einer damaligen Straßenwanderung lassen sich leichter erraten als schildern. Den Franzosen selbst aber mit ihrem lebhaften Sinn für die komische Seite der Dinge waren diese kleinen Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens eine Quelle zahlreicher humoristischer, oft freilich auch recht derber Erzählungen.

Unter solchen, aller Hygiene hohnsprechenden Verhältnissen, wie sie allerwärts, selbst in den Ländern ältester Kultur jahrhundertelang vorherrschend blieben, waren öffentliche, städtische Badeanstalten früh schon nicht zu entbehren gewesen. Vor allem durch die von den Kreuzfahrern vermittelte Kenntnis der orientalischen Badesitten waren sie dann ein absolutes Bedürfnis für alle Stände geworden. Neben den öffentlichen Badeanstalten und Schwitzstuben gab es auch in den besseren bürgerlichen Heimen wohleingerichtete Badestuben. Purgieren, Aderlassen und Schwitzen vertraten bei den Altvordern die Stelle unserer Landausflüge und Badereisen. Kalte Abreibungen, mit denen die alten Römer stets ihre täglich oft drei- bis viermal sich wiederholenden Stationen in den Thermen zu beschließen pflegten, waren später wenig beliebt, obschon gelegentlich freie Schwimmbäder in den Flüssen von beiden Geschlechtern besucht wurden. Man zog dagegen ungemein heiße Wasser- und Schwitzbäder vor, gebrauchte auch fleißig die heilkräftigen heißen Quellen, wie bekanntlich schon Karl der Große sich in den warmen Bädern zu Aachen von den Mühen seiner Feldzüge auszuruhen liebte. Nur Sonn- und Feiertags durften die Bade- und Schwitzstuben geschlossen bleiben. Waren sie doch als öffentliche Lokale annähernd von einer Bedeutung für den geselligen Verkehr, wie jetzt die Wirtshäuser, Konditoreien und Kursäle. Gewöhnlich verbrachte man hier die letzte Nacht vor Antritt einer Reise, und auch die anlangenden Wanderer kehrten gern zunächst hier ein. So wurden an vielen Orten die Badeanstalten zugleich Absteigequartiere der Fremden. Damit freilich auch zu beliebten Treffpunkten der Lebemänner und allerlei leichtfertigen Volkes, denen die hygienischen Veranstaltungen nur als Deckmantel der schlimmsten Orgien dienten. Obgleich die Vorstände der Baderzunft sich eidlich verpflichten mußten, keinerlei Ausschweifungen und Gelage in ihren Häusern zu dulden, kamen im Laufe der Zeit die meisten Schwitzbadeanstalten so in Verruf, daß man im XVI. Jahrhundert durch ihren Besuch geradezu seinen guten Ruf aufs Spiel setzte.

Schon von alters her hatte die katholische Kirche gegen die Badesitten geeifert. In der antiken Kulturwelt waren die großartigen, mit üppigstem Luxus ausgestatteten Thermen, wo auch berühmte Rhetoren und Poeten auftraten, Wettkämpfe veranstaltet wurden usw., als höchste Ausgestaltung der raffinierten Genußsucht der heidnischen Welt erschienen, mit ihren Einrichtungen für die verschiedensten Bäder, Massage, Abreibungen mit feinen Ölen und all den sonstigen langen Prozeduren einer wohldurchdachten wissenschaftlichen Hygiene, durch die man damals so wohl verstand, die von Krankheit, Strapazen und Ausschweifungen erschöpften Körperkräfte tadellos wieder herzustellen. Im Kampfe gegen die zügellose Sinnenlust, die sittliche Verwilderung und ungeheuerlichen Ausschweifungen, die sich in den Thermen konzentrierten, neigten die Kirchenväter bald zu der extremen Anschauung, die Liebe zur körperlichen Reinlichkeit, ja das einfache Waschen als einen Fallstrick Satans zu scheuen. Ein grausam asketischer Irrtum, der vor allem von dem orientalischen Mönchstum vertreten wurde und der für das ganze Mittelalter, während dessen auf so vielen

anderen Gebieten die Kirche die Erhalterin und Vorkämpferin aller Kulturideen war, von den verhängnisvollsten Folgen werden sollte. Als die Kirche siegte, war es um die Reinlichkeit geschehen. Der Fanatismus einer asketischen Weltflucht wirkte geradezu verheerend und ließ Mönche und Einsiedler im Schmutz einen Idealzustand erblicken. Auf Grund einer wildfanatischen Verwerfung aller „Fleisches- und Weltlust“, sowie der maßlosen Überschätzung jeder Art von asketischer Enthaltsamkeit kam man endlich dahin, solche Fanatiker des Schmutzes heilig zu sprechen. So z. B. den Einsiedlermönch Abraham, der von seiner Bekehrung an sich fünfzig Jahre hindurch weder Gesicht noch Hände mehr wusch; eine Silvia, die auf Grund der gleichen religiösen Prinzipien nur ihre Finger zu reinigen geruhte; einen Ammonius, der niemals seinen Körper unbekleidet erblickt hatte usw. Von den 130 Nonnen des berühmten Klosters St. Euphraxia berichtet der Chronist lobend, „daß die frommen Schwestern schon vor der Erwähnung eines Bades zurückschauderten“.

Diese unheimlichen kirchlichen Anschauungen blieben viele Jahrhunderte hindurch vorherrschend, während derer die Klerisei jede Körperpflege als Befleckung und Gefährdung der Seele verabscheute, deshalb die höchstbewunderten Heiligen durchweg auch die schmutzigsten waren. In den Klöstern wurde körperliche Reinlichkeit als eine gefährliche Gewohnheit, sündhafte Eitelkeit, wenn nicht direkt als Sünde betrachtet. Dem Ordensbruder waren gewöhnlich nur zwei Bäder im Jahre, zu Weihnachten und Ostern, gestattet. Die Ordensregel des heiligen Benno bestimmte, daß Bäder für Kranke zuzulassen, Gesunden dagegen nur selten zu bewilligen seien. Dabei wären sie gerade für die Mönche doch recht nötig gewesen, da diese keine Unterwäsche trugen, ihre wollenen Kutten Tag und Nacht anbehielten, überhaupt fast nie erneuten. Eine große Neuerung war es, daß bei den Benediktinern jeder einzelne Mönch einen eigenen Kamm besaß, daß sie sich jeden Sonnabend die Tonsur scheren ließen und sich dabei auch wuschen. Dies war selbst hohen Prälaten so ungewohnt, daß es einem französischen Konzil nötig schien, ihnen besonders vorzuschreiben, sich zu kämmen und nicht mit ungeordnetem Haar die Altarstufen zu betreten. Ebenso verpönt war körperliche Reinlichkeit in den Nonnenklöstern. Nur vereinzelt wird von Äbtissinnen, z. B. der großen deutschen Klöster von Quedlinburg und Gandersheim, oder von Barking und Whitby in England berichtet, die von den Schwestern Reinlichkeit der Seele, des Körpers und der Kleidung verlangten, „weil Christus wolle, daß seine Bräute schön seien“. Noch am Ende des XVII. Jahrhunderts erregte aber die Herzogin von Mazarin in einem Pariser Kloster, wohin sie sich zeitweilig zurückgezogen hatte, einen Sturm der Entrüstung unter der Schwesterschaft, weil sie innerhalb der geweihten Räume ein Fußbad verlangt und trotz aller Vorstellungen ihren Willen durchgesetzt hatte! Wenn nun auch die Nonnen Waschwasser und Seife selten benützten, verschmähten sie doch nicht Puder, Schminke und Rot zu gebrauchen, obgleich, außer den Kirchenvätern, bereits die Propheten des Alten Testaments diese bis auf die Urzeiten der Menschheit zurückreichende Sitte bekämpft hatten.

Der große Dreißigjährige Krieg machte auch der deutschen Badeherrlichkeit ein Ende. In den nachfolgenden Zeiten der Verwüstung, der Armut, der Ausländerei, des geistigen Druckes und der materiellen Tyrannei war gerade hinsichtlich der Körperpflege der kulturelle Rückgang ungeheuer. Wie sich z. B. aus vielen Einzelheiten der sogenannten „grobianischen Literatur“ des XVI. und XVII. Jahrhunderts deutlich ergibt, stand hierin unser Volk zuletzt sogar gegen die slawischen Nachbarn zurück, die bei aller sonstigen Sittenroheit doch wenigstens ihre volkstümlichen Schwitzbäder behalten hatten. Was in der abendländischen Kulturwelt durch das Verschwinden der öffentlichen Bäder die Moralität gewann, gereichte der Reinlichkeit sehr zum Schaden. Waschen kam fast ganz aus der Mode. Bereits im frühesten Mittelalter hatte es als eine Vorschrift höfisch-ritterlicher Sitte gegolten, sich vor Beginn der Mahlzeit die Hände zu waschen, entweder in der Vorhalle oder beim Platznehmen an der Tafel. Dies schien um so nötiger, als Gabeln bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts ziemlich selten blieben, Damen und Herren meist auch keine Taschentücher benützten, die erst gegen Ende des gleichen Jahrhunderts zu den wirklich unentbehrlichen Toilettenrequisiten zählten. Alte Anstandsbücher schreiben daher stets besonders vor, zum Schneuzen der Nase nicht die Hand zu benützen, mit der man in die Schüssel griff! Wie sehr aber später diese immerhin reinlicheren Sitten verfielen, bezeugt z. B. die reizende, vielbesungene Königin von Navarra, die „Reine Margot“, jene liebedürstende Marguerite von Valois, die in Paris maskiert Abenteuer suchte, und die ihr Bruder, König Franz I., in das Schloß Usson einsperren ließ, nicht weil sie wie eine Messalina lebte, sondern weil sie ihre kostbaren Talente nicht in den Dienst der Dynastie stellte. Diese vielgefeierte Schöne, die als echte freie Künstlerin in ihrer Art Männern um so gefährlicher wurde und viele zum Tode führte, unterließ es oft eine ganze Woche hindurch, sich auch nur die Hände zu waschen, und genierte sich durchaus nicht, mit ihren Anbetern darüber recht eigenartig zu scherzen! Wenn solches bei einer eleganten und hochgebildeten Königin möglich war, wie mag es da erst in weniger vornehmen Kreisen hergegangen sein? Vielleicht darf man annehmen, daß es wenigstens nicht schlimmer war. Scheint es doch, als ob sich

in dem arbeitsamen Bürgerstande immerhin einige Überreste der ehemaligen reinlicheren Volkssitte erhalten hätten. Denn der böse Spötter d'Aubigné sagt z. B. in seinen „Aventures du Baron de Faeneste", daß ein Adliger nicht allein an seiner Kleidung, sondern auch an dem ... Duft, den er verbreite, zu erkennen sei! In der Tat, je kostbarer und steifer Tracht und Moden wurden, desto mehr vernachlässigten die gravitätischen Damen und Herren unter den imposanten Allongeperücken, den rauschenden und knisternden Gewändern aus Seidentaft, schweren Sammeten oder Brokatstoffen alle Reinlichkeit und vernunftgemäße Körperpflege. Als dann der Puder aufkam, ohne daß man sich deshalb zu einer öfteren Kopfwäsche als vordem bequemte, traten bisher unerhörte Zustände ein. Der Schlaf Ludwigs XIV. wurde nicht allein durch Regierungssorgen, sondern öfters noch von gewissen nicht näher zu bezeichnenden Parasiten gestört, und die schönen Damen der Hofgesellschaft pflegten besondere goldene oder silberne Stäbchen zu benutzen, um damit unter ihren hochgetürmten, schneeweiß gepuderten Coiffüren lästige „Hautirritationen" zu bekämpfen.

Als ein italienischer Maler der Renaissancezeit die verschiedenen Völker in ihren Nationaltrachten malte, hatte er den Franzosen unbekleidet, mit einem Stück Tuch unter dem Arm und einer Schere in der Hand dargestellt, so den unablässig schnellen Wechsel der französischen Moden zu symbolisieren. Die wechselnden Regierungen Frankreichs haben jederzeit eingesehen, welche Bedeutung für Industrie und Handel die Moden haben. Seit dem frühen Mittelalter waren sie systematisch bemüht, die heimischen Industrien zu fördern, die Einfuhr von Luxus- und Toilettenartikeln aus dem Auslande zu vermindern, die französischen Moden und Erzeugnisse dagegen in ganz Europa zur Anerkennung zu bringen. Bereits 1391 schickten Isabeau von Bayern, die den Deutschen aus Schillers „Jungfrau von Orleans" wohlbekannte Gemahlin Karls VI., und 1496 Anna von Bretagne, die zweite Frau Ludwigs XII., nach der letzten Pariser Mode angezogene Probepuppen an die Königinnen von England und Spanien. Im Zeitalter Ludwigs XIV. war diese Suprematie so fest begründet, daß mitten im furchtbaren Ringen des spanischen Erbfolgekrieges die Kabinette von Versailles und St. James freies Geleit für aus Alabaster hergestellte Puppen bewilligten, die jenseits des Kanals als Muster der Pariser Tagesmode dienen sollten. Der französische Hof war wirklich damals der feinste der Welt und galt allen fremden Hofhaltungen als nachahmungswertes Vorbild. Noch jetzt sehen wir ja, wie die Tradition von der Allgewalt und der höfischen Prachtentfaltung des „Roi Soleil" gelegentlich eine faszinierende Einwirkung auf phantastische Köpfe auszuüben vermag — es sei nur an den unglücklichen Ludwig II. von Bayern erinnert —, nicht zum wenigsten dank einer ganzen literarischen Legende, die aus patriotischen Gründen sich die überschwengliche Verherrlichung des absoluten Königtums ebenso zur Aufgabe machte, wie später die volkstümliche Glorifikation der großen Heldenzeit der Revolution und des napoleonischen Kaiserreichs. Der höfische Prunk und die Vertreibung der gewerbefleißigen Hugenotten führten zum Staatsbankrott von 1718. Die liederliche Sultanwirtschaft und der grenzenlose Egoismus eines Herrschers, der in seiner Person den Staat verkörpern wollte, untergruben die festen Wurzeln des altfranzösischen nationalen Königtums und öffneten den Weg der Revolution von 1793. Wir Deutschen haben noch den besonderen Anlaß, in Ludwig XIV. den skrupellosen, grausamen Gegner des alten römischen Reiches deutscher Nation, den herz- und gewissenlosen Verwüster und ruchlosen Bedränger des ganzen Westens unseres Vaterlandes zu verabscheuen. Bei alledem muß man gestehen, daß Ludwig XIV. sein Metier als König mit Würde, unvergleichlichem Takt und nie nachlassender Aufmerksamkeit, im strengsten Pflichtgefühl erfüllte. „Nur die Furcht vor dem Teufel" — sagt St. Simon — „hinderte den König, sich wie einen Gott verehren und anbeten zu lassen." Er erklärt das für einen schönen Zug, „da es so viele Minister und Könige gibt, die weder Gott noch den Teufel fürchten". Dieses königliche Idol, nicht nur seiner Höflinge, sondern der ganzen vornehmen Welt Europas, war aber nach modernen Anstandsbegriffen selbst sehr schmierig von Person und voll ekelhafter Gewohnheiten. Durch die Hofordnung war jede Einzelheit seines täglichen Lebens genau bestimmt. Sogleich nach dem Wecken um halb neun Uhr früh durch den Kammerdiener mußten der erste Leibarzt und der erste Chirurg den König mit Flanell trocken abreiben und ihm ein frisches Hemd für den Tag reichen, aber nur, „wenn er nachts geschwitzt hatte". Bei der später folgenden zeremoniellen Toilette, in Gegenwart der vornehmsten Herren und auch einzelner Damen des Hofes, genügten Puder und Schminke. Waschwasser fand selten Verwendung, und ein Waschtisch fehlte gänzlich. Über die sonstige am Hofe allgemein herrschende Unreinlichkeit berichten sowohl St. Simon wie die schon erwähnte Pfalzgräfin Lieselotte von Pfalz-Zweibrücken die widerlichsten Einzelheiten, und man kann aus den Briefen der letzteren wohl entnehmen, daß es an den deutschen Höfen, wenn auch manchmal roher, so doch im allgemeinen etwas reinlicher zuzugehen pflegte als in dem glänzenden Versailles. Wenn aber die ehemaligen stolzen Träger der hochklingenden Namen des französischen alten Adels, all die eleganten Hofherren und liebenswürdigen, geistreichen Damen aus der strahlenden Umgebung des „Sonnenkönigs", ja dieser selbst plötzlich wieder zu Erdenbürgern gemacht und mitten in eine moderne Hof-

gesellschaft hineingesetzt werden könnten, so wäre ein allgemeines Naserümpfen und schleunige Flucht unausbleiblich bei dem von ihren erlauchten Personen ausgehenden Gestank, der üblen Ausdünstung schlecht oder auch gar nicht gepflegter Körper, der zu ihren Lebzeiten niemand beunruhigte, während er jetzt kaum den Gästen einer Schenke letzter Ordnung erträglich erscheinen würde. Man suchte diesen für unvermeidlich gehaltenen Übelstand durch scharfduftende Parfüms, Salben und Essenzen zu bekämpfen und gab dafür riesige Summen aus. Der König selbst aber bediente sich nur des Orangenblütenwassers und scheute schärfere Parfüms, wie man meinte, aus Furcht vor Vergiftung. Unausgesetzt waren die Vornehmen mit Etikettenfragen, Kleidermoden und Schmuck beschäftigt, denen eine Wichtigkeit beigelegt wurde wie nie zuvor, während die einfachsten Anforderungen einer reinlichen Körperpflege meist gänzlich unbeachtet blieben. Galt es doch schon als eine raffiniert sorgfältige Toilette, sich allmorgendlich mit einem in parfümierten Alkohol getauchten Wattebausch leicht über das Gesicht zu fahren. Bücher über feine Lebensart — „Civilités" genannt — von 1640 und 1673 empfehlen den Höflingen, die Mühe nicht zu scheuen, sich täglich die Hände zu waschen, das Gesicht „fast ebensooft" und im Sommer gelegentlich auch die Füße — „um den Leuten, mit denen man verkehrt, nicht übel werden zu lassen". Aber noch 1782 erklärte J. B. de la Halle in einem derartigen, seinerzeit weit verbreiteten und hochgeschätzten Anstandsbuch: „Règles de la Bienséance et de la Civilité chrétienne" —: „Gut ist es, sich das Gesicht mit einem feinen Handtuch abzureiben; weniger ratsam ist es, sich mit Wasser zu waschen, das die Haut im Winter zu empfindlich gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze macht." So behielten die Damen die Schönheitspflästerchen auf den Wangen, Arme und Büsten wurden wie die ebenfalls oft tagelang nicht erneuerten hohen Coiffüren dick schneeweiß gepudert, und so jede Notwendigkeit, das gefährliche Wasser zu Toilettenzwecken zu verwenden, glücklich vermieden!

Anna von Österreich, Regentin während der Minorität ihres Sohnes Ludwig XIV., erregte das Erstaunen ihrer Umgebung, weil sie regelmäßig badete und überhaupt durch die Sorgfalt, mit der sie sich reinlich und frisch — „propre et fort nette" — erhielt. Welches Erstaunen würde nicht ein neuzeitlicher höfischer Berichterstatter erregen, der es nötig fände, solches bewundernd von irgendeiner modernen hohen Dame zu melden! Auch ihre Söhne gewöhnte die Königin-Regentin, Bäder wenigstens im Sommer gelegentlich zu benutzen. Bis englische Sitten und Gewohnheiten mehr und mehr Eingang auf dem Kontinent fanden, d. h. bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts, teilten aber viele Damen die Vorurteile der Großmutter George Sands, — der berühmten Vorgängerin der modernen Frauenbewegung, — die, eine vornehme Pariserin der Finanzaristokratie, als ihr Hausarzt ihr nach Wiedergenesung von schwerer Erkrankung die Erlaubnis zu einem Bade erteilte, entrüstet antwortete, wie er sich herausnehmen könne, einer anständigen, ehrbaren Frau so etwas zu raten! So fest wurzelte damals noch das jahrhundertelang von der alten Kirche gepflegte Vorurteil, das jede gründliche körperliche Reinlichkeit als verdächtige Ausschweifung erscheinen ließ! Erst mit der Aufklärungsbewegung und im Revolutionszeitalter kamen vernünftigere Anschauungen zur Geltung. Immerhin erregte noch z. B. Jérôme, der König „Morgen wieder lustick!" das Staunen und die spöttische Heiterkeit seiner westfälischen Untertanen auch dadurch, daß er selbst auf Reisen jeden Tag badete. So sang man von ihm:

Kaum kommt er in die Stadt,
So nimmt er gleich ein Bad,
Des freuen wir uns nicht wenig,
Das ist doch noch ein König,
Der sich gewaschen hat!

Der Gebrauch der Mineralquellen nach ärztlicher Verordnung, zu Trink- und Badekuren hatte sich durch alle Jahrhunderte fort erhalten. Die deutschen Badeorte waren vor allem zahlreich und wie z. B. Aachen, Schlangenbad, Karlsbad, Pyrmont und Baden im Aargau usw. seit ältester Zeit berühmt. Ludwig XIV. suchte verschiedentlich französische Heilquellen auf. Auch Karl II. von England ging im Sommer gern nach den Modebädern von Turnbridge und Bristol, wo sich das Badeleben schon ganz ähnlich dem der Jetztzeit abspielte. Der strenge Zwang der Etikette fiel hier weg. Man wohnte in kleinen, einzelstehenden Häuschen. Des Morgens, — erzählt der Chevalier de Grammont, — versammelte man sich an den Heilquellen, in einer großen schattigen Allee, in der man, seinen Becher leerend, auf- und abspazierte. „Längs der einen Seite dieser Promenade befinden sich lange Reihen von Buden mit allerlei Luxuswaren, Schmuck, Spitzen, Handschuhe, seidenen Strümpfen usw. Auf der anderen Seite wird Markt gehalten und da jeder hingeht und seine Einkäufe selbst besorgt, sieht man hier keine häßlichen schmutzigen Auslagen. Die Verkäuferinnen sind niedliche Bauernmädchen, blond, frisch, mit weißer Wäsche, kleinen Strohhüten und gut beschuht. Sie halten Wild, Gemüse, Früchte und Blumen feil. Man speist also am Ort so gut wie man es nur wünschen kann. Es wird hoch gespielt und zärtliche Intrigen sind überall im Gange. Sobald es dunkelt, trifft man am ‚Boulingrin' zusammen, wo im Freien getanzt wird, auf einem Rasen, der gleichmäßiger und weicher als der schönste Teppich ist. Auch von grünen Hecken umgebene Spielplätze für die beliebten Ballspiele und Hahnenkämpfe sind hier eingerichtet. Die Zuschauer gehen hohe Wetten

ein. Ein Erfrischungszelt fehlt nicht, in dem Apfelwein, Met, schäumendes Bier und spanische Weine ausgeschenkt werden." Alle diese Badelust jedoch beschränkte sich auf wenige Wochen. Fast scheint es unbegreiflich, daß in allem übrigen so raffiniert genußsüchtige Herren und Damen, nachdem sie so einmal die Annehmlichkeit und wohltätige Wirkung auf Geist und Körper einer gewissenhaften Reinlichkeit kennen gelernt hatten, trotzdem zu Hause sofort in ihre schmutzige Nachlässigkeit zurückfielen. Auch ist der endgültige Fortschritt auf diesem Gebiete nicht so sehr den vornehmen Ständen, am wenigsten aber den für das elegante Europa so lange tonangebenden Versailler Hofkreisen zu verdanken.

Zwar hatte anfangs auch die protestantische Geistlichkeit gegen die aus dem sinnenfreudigen Mittelalter überkommenen Badesitten geeifert und so ihrerseits zu dem tiefen Verfall aller Hygiene in der folgenden Zeit beigetragen. Aber mit dem Zeitalter der Entdeckungen, der sozialen Revolution und der religiösen Reformation, lockerten sich doch die alten Fesseln des Vorurteils, die bisher das vorwärtsstrebende Geistesleben auf allen Gebieten niedergehalten hatten. Man hörte mehr und mehr auf, schwärmerische mönchische Wünsche und Träumereien an Stelle der Wirklichkeit zu setzen. Durch die prinzipielle Verwerfung aller asketischen Übungen, wie sie, dem Orient entstammend, in der abendländischen Kirche zu Ansehen und maßlos übertriebener Wertschätzung gekommen waren, führten die kirchlichen Reformatoren, bei aller sonstigen Sittenstrenge, die Menschheit dennoch auch zu einer unbefangenen Wertung der irdischen Güter zurück und lehrten sie, offenen Sinnes die harmlosen Genüsse und Freuden dieser schönen Gotteswelt zu betrachten, ohne in ihnen jederzeit einen Fallstrick des bösen Feindes fürchten zu müssen.

Während noch der elegante Hof der letzten Stuarts, trotz aller Prachtentfaltung, ganz ähnlichen schmutzigen Gewohnheiten huldigte wie sein Vorbild in Versailles, — mit Ausnahme vielleicht der Bäder, die in England jederzeit mehr in Mode blieben als auf dem Festlande, — ist es bemerkenswert, daß nach dem Siege der Volkssache und der protestantischen Thronfolge gerade aus dem aufstrebenden englischen Mittelstand heraus, dessen Grundstock die Moral und die Weltanschauung des Puritanertums bildete, sich eine immer durchgreifendere Reform auch auf dem Gebiete der öffentlichen und privaten Hygiene anbahnte. An Stelle der bunten Abenteuerlichkeiten der stuartschen Zeit, der großmütig-genialen, tapferen, dabei raffiniert-sittenlosen Kavaliere, war eine empfindelnde engherzig sittenstrenge, aber gesunde, lebenskräftig gegliederte bürgerliche Gesellschaft getreten. Unter dem Einflusse der sogenannten „moralischen" Wochenschriften erblickte sie ihr Menschheitsideal in der klügelnden Bewußtheit ihrer Ehr- und Tugendhaftigkeit. In diesem von protestantischem Geiste erfüllten, freien Bürgertum, das die Grundlage des modernen England bilden sollte, erstarkte der Sinn gemeinnütziger Wirksamkeit und für ein festes, häusliches Familienleben mehr als irgendwo anders. Die Wohlfahrt des Einzelnen, das Volk und der häusliche Herd wurden der Angelpunkt des öffentlichen Lebens. Mit den Schätzen aus den Kolonien, besonders aus Indien, und dem Aufblühen der Industrie hob sich der Wohlstand und damit das Bedürfnis nach häuslichem Komfort. Der Odem eines neuen Lebens brachte die sittliche Erhebung weiter Volkskreise und mit ihr das Streben nach Wohlanständigkeit und das Verständnis für die Nützlichkeit der Hygiene, wenn man auch zunächst von ihrer hohen Bedeutung für jedes Gemeinwesen kaum eine klare Vorstellung hatte. Seitdem hat aber das steigende Selbstbewußtsein aller Bevölkerungsklassen und die wachsende Erkenntnis der Bedingungen, unter denen unser Leben gedeihen kann, allerorten immer mehr dahin gewirkt, die Vorschriften der Hygiene zum Allgemeingut werden zu lassen und ihnen in der neuzeitlichen Gesellschaftsordnung eine Wichtigkeit zu geben, von der sich noch unsere Großeltern nichts träumen ließen. So ist in diesem ungeheueren Fortschritt zugleich die entsprechend riesige Umwandlung des ganzen europäischen Geistes- und Volkslebens angedeutet, die zwischen Anfang und Ausgang des XIX. Jahrhunderts fällt.

Drei Kugeln.

„Drei Kugeln verschieß' ich, ich armer Gesell,
Drei Kugeln mein Alles, mein letzter Appell.

Doch jag' ich kein Füchslein in Wald und Feld —
Den pirsch' ich, der mich um die Liebste geprellt.

Ich jag' keine Hindin im tiefen Hag —
Der gilt es, die mir die Treue brach.

Ich jage kein Hirschlein, ich jage kein Reh —
Die letzte Kugel dem eigenen Weh!"

Und der es knirschte mit grimmigem Mut,
Trug Stutzen und Gamsbart am Lodenhut.

Und als die Kugel zum Ersten sprach —
Sein Gegner im Feuer zusammenbrach.

Und als sie zum andern tönte und sang —
Ein Brünnlein aus treulosem Herzen sprang.

Der Tannwald rauschte, der Mond sich hob,
Und silberne Schleier sein Leuchten wob.

„Komm her, mein Stutzen . . .! Wie wohlig Dein Kuß . . .!" —
Da tat er den letzten — den Meisterschuß.

Joseph Lauff.

Jutta. Eine Familiengeschichte von Albert Geiger.

Markttag im Städtchen.



Die Sonne des kalten Wintertages hatte sich gegen die Mittagszeit durch den Nebel gekämpft, der über dem Städtchen lag. Gerade über dem alten zopfigen Rathaus stand sie, mit einem verkümmerten bleichen Lächeln, das niemanden zu erwärmen vermochte. Wie ein verblichenes Talerstück, so fahl und glanzlos schien sie aus der kalten grauen Winterluft, und man merkte es ihr an, daß sie nicht lange zu scheinen gedenke.

Unten auf dem Platze vor dem Rathaus standen frierend, die steifen Arme übereinander schlagend, mit den eisig gewordenen Füßen stampfend die Marktleute. Der Wochenmarkt ging seinem Ende zu. Ein recht trübseliger Markt. Der Metzger hängte die halbgefrorenen Fleischstücke und die groben Landwürste ab, die sich wie Eis anfühlten und keine Erinnerung mehr daran aufkommen ließen, daß sie einmal in einem dampfenden Wurstkessel geschwommen waren. Heute trug sein gutmütiges Gesicht, in dem noch das volle Wohlbehagen der Jugend wohnte, einen unzufriedenen Ausdruck. Der Markt war flau gewesen. Man merkte recht sehr die schlechte Ernte und den mäßigen Herbst des Jahres. Die Metzgerin, in ein dickes gestricktes Tuch ganz eingemummelt, aus dem nur die rotblaue Nasenspitze hervorsah, zählte den Markterlös nach und schüttelte bedenklich den Kopf. Dann standen weiterhin dicke und hagere Weiber, alle halberfroren, boten Butter, Eier, verhutzelte Äpfel und Zwiebeln, Grünkraut, Lauch und Meerrettich feil oder packten ihren Kram zusammen, um im nahen Wirtshaus bei einem bescheidenen Essen sich die Füße zu wärmen. Ein Korbmacher, die Pfeife mit dem Napoleonskopf zwischen den dürren Lippen, hatte Körbe und Siebe zum Verkauf. Ein anderer Mann, mit einem finstern Gesicht und einem langen Bart, wartete schon seit sieben Uhr auf Käufer für seine Futtergabeln, Getreidemaße, Butterfässer und andere bäuerliche Gebrauchsgegenstände, die er ab und zu auf den Wochenmarkt zu bringen pflegte. Gerade vor dem Gasthause zum goldenen Laub stand eine Bude, in der Seifen und Lichter feilgeboten wurden. Die beiden Verkäuferinnen, Mädchen zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, gingen in unförmlichen Umhüllungen hin und her oder schauten über den leerer werdenden Platz hin, ob noch Absatz für ihre Waren zu hoffen sei. Sie hatten die weiße Kernseife und die gelbe Seife in Pyramiden aufgebaut; in einem Fäßchen stand Schmierseife. Dann lagen Unschlittlichter in Haufen zusammen, und weiße und farbige Wachsstöcke bildeten die Verzierung. Da niemand mehr von einem Reinlichkeits- oder Lichtbedürfnis getrieben zu ihrem Stande kam, packten die Schwestern die Ware in Kisten, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, beide in ihre Gedanken versunken. Es fing an zu schneien, und sie waren nicht von Freude erfüllt über die bevorstehende Heimfahrt auf dem holperigen Seifensiederwagen.

Der Metzger trat jetzt aus seinem Stand, rieb sich die Hände, blies den dampfenden Atem von sich in die Winterluft und trat zu den Mädchen hinüber.

„No, Bäsle," sagte er mit etwas heiserer Stimme, „Ihr sehet so unzufrieden daher. Ist Euer Geschäft auch so gut gelaufen wie meins? Mir bricht der Sack heut nicht durch. Ich brauch' auch keinen Schubkarren, um 's Geld heimzuführen."

„Ja, Vetter Burkhard," entgegnete Mathilde, das ältere der Mädchen, „man sollt' meinen, die Leute wüschen sich gar nicht mehr. Ein paar Dutzend Stückle Seife verkauft. Das lohnt noch nicht das Futter für den Gaul. Und dafür friert man sich die Füße ab."

„No, zuleid trinken wir einen Schoppen beim Laubwirt. Er hat einen neuen, der

noch ein bissel trüb ist, aber —“ er schnalzte mit der Zunge und drehte die wasserblauen Augen in die frostgeröteten Augenwinkel. „Kommet, Ihr Mädle, und mach' kein so Gesicht, Frau! Wenn der Himmel einfallt, dann sind die Spatzen tot. Es war schon schlimmer. Ich weiß noch die Zeit, da das Groschenlaible einen Gulden gekostet hat. Da sind wir heut noch besser dran.“

Er gab seinem Burschen die Weisung, Fleisch und Wurstwaren in dem alten, blutfleckigen Karren heimzuführen, und die Mädchen folgten ihm und der Frau ins Laub, das Wirtshaus, in dem sie den Gaul eingestellt hatten. Doch kehrte Mathilde, die Vorsichtige, noch einmal zurück, um die Vorhängschlösser an den Seifen- und Lichterkisten zu prüfen. Jutta wartete.

An der Schwelle des Wirtshauses, dieweil die andern schon eingetreten waren, blieb Jutta, die jüngere Schwester, einen Augenblick stehen und tat einen prüfenden Blick über das Städtchen hin nach dem Wetter.

Wie sie so stand, das Kopftuch einen Augenblick abgeworfen hatte und mit den großen grauen Augen, in denen etwas Suchendes lag, in das Schneetreiben hinausschaute, konnte man sie schön nennen. Das Gesicht hatte trotz der Röte, welche die Kälte über Wangen und Stirne gebreitet hatte, die klassischen Linien eines Madonnenkopfes. Hohe, klare Stirne, runde, reizvoll geformte Augen, eine ziemlich gerade Nase mit feinen, leicht vibrierenden Nasenflügeln, ein kleiner Mund mit schön geschwungenen Lippen über einem weichen und doch kräftigen Kinn — so mochte Albrecht Dürer das Antlitz seiner Madonna mit der Birne gesehen haben.

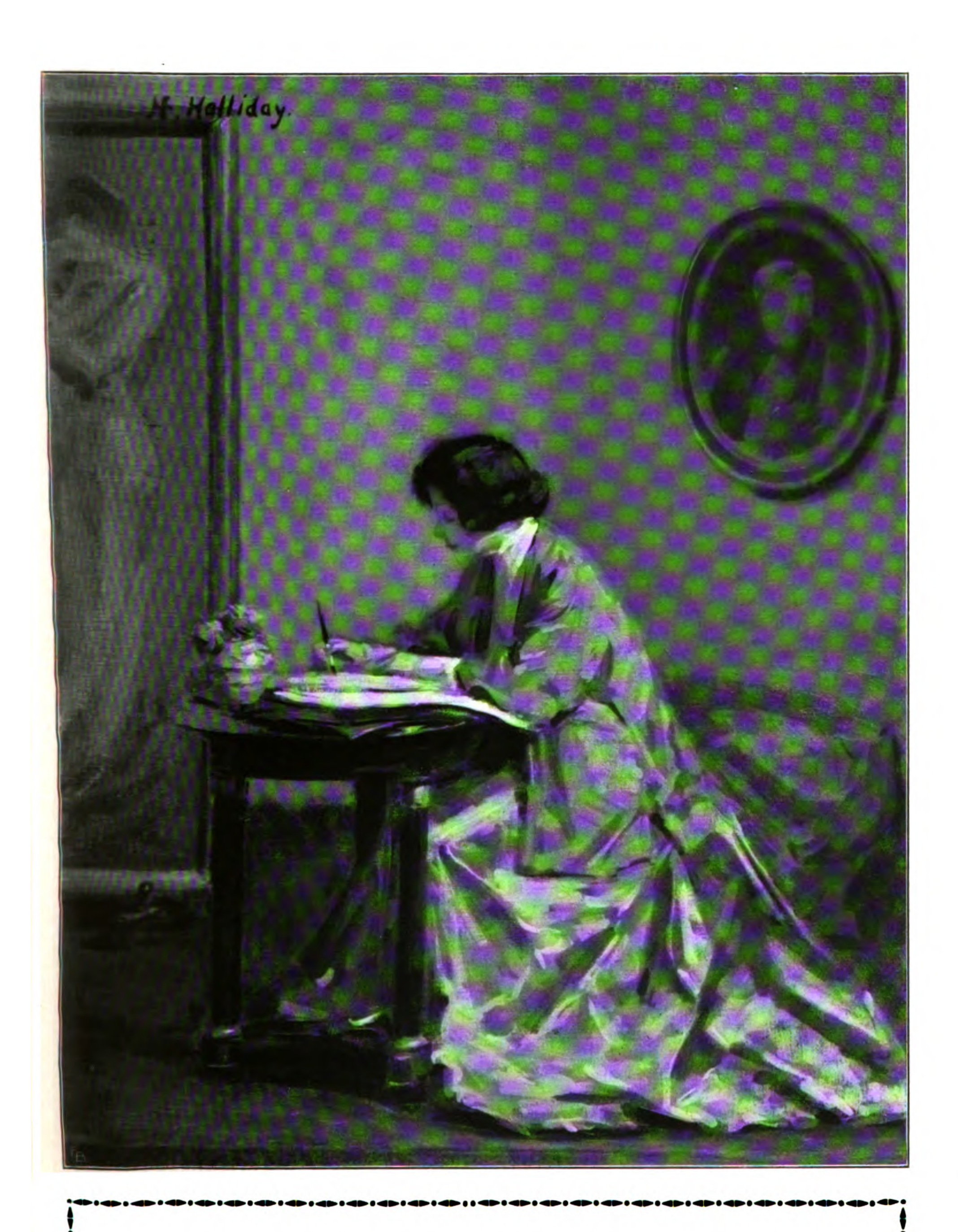
Neben ihr auf der Schwelle saß eine große weiße Katze, die gerne in ein Nachbarhaus gesprungen wäre, aber angesichts des Schneetreibens sich die Sache noch ein wenig überlegte. Und sie konnte das um so eher, als sie auf der Schwelle des Wirtshauses, durch einen namhaften Erker geschützt, der gerade über der Türe mit breiter Ausbauchung und schönen, leider schon etwas vergilbten Malereien hervorsprang, sicher war wie in Abrahams Schoß. Das Schneetreiben hatte zugenommen. Bald hüllte es Gassen und Dächer in schimmerndes Weiß. Das Mädchen faßte mit seinen sinnenden Augen das ganze Bild des Städtchens, das in seiner Schneeflockenverträumtheit ihrem Inneren glich. Das träumte, des Alltagsgeschäftes müde, sie wußte selbst nicht recht, von was. Auf dem Platze stand der alte Brunnen mit dem Bild eines Markgrafen darauf, der trutzig sein Panier in die Schneeluft hinausreckte. Der Brunnen auch mochte träumen, dieweil sein Wasser aus den eisernen Röhren mit derselben steten Hast in das steinerne Becken lief, aus dem es in einer breiten Rinne hell und lustig weiterfloß und sich mit andern Gräblein zwischen Bürgersteig und Gassen vereinigte. Der Brunnen träumte von schönen Sommerabenden, da die Linden über ihm ihre heißduftenden Blüten langsam in sein mondglänzendes Wasser fallen ließen, Gesänge aus den Häusern schallten, die Menschen fröhlich vor den Häusern standen oder sich ergingen und die Welt schön und weit war. Wie anders lagen nun Platz und Gassen da! Auf dem Markt schafften sie die Bänke weg, und einige Marktweiber zogen zwischen Fetzen Kraut und Grünzeug oder zertretenen Eiern mit ihren leeren oder halbleeren Körben fort. Bald war der Platz leer und das Städtchen stille. Nur vor einem Hause gegen den Berg hin luden sie Buchenscheiter ab, und der Bäcker stand hemdärmelig in seinen Schlappen davor, um das Abladen zu überwachen. Aus irgendeinem der Häuser kam ein Geigenton, lang hingezogen, und aus einer Schmiede hörte man den bald hellen, bald dumpfen Klang der Hämmer und Pferdegewieher. Alle diese Laute wurden gebrochen und wie verträumt durch den fallenden Schnee.

Ein Fenster wurde aufgetan, und des Metzgers breites rotes Gesicht guckte heraus.

„No, Bäsle, machst Du Kalender? Wär' wohl gut, daß Du's Wetter machst! Komm herein, ich hab' Euch eine saure Leber kommen lassen, und sie wird eben auf den Tisch gestellt.“

Jutta schrak auf.

Sie schalt sich selbst, daß sie hatte ins



Die Briefschreiberin.

Gemälde von Hughitt Halliday.

Träumen und Sinnieren kommen können. War doch eine Stunde nach der Heimatstadt zu fahren, und daheim gab's eine Menge Arbeit!

Sie seufzte und trat ein.

In diesem Augenblick sprang die weiße Katze die Treppe mit einem Satz hinab und verschwand in dem fallenden Schnee lautlos, selbst wie eine Schneeflocke. Das Wasser in der Wasserrinne zwischen der Gasse und dem gepflasterten Bürgersteig führte einen alten Schlappen daher, der beschaulich weiterschwamm und um die Ecke segelte. Auf dem Dachfirst eines der Häuser erschien ein Kaminfeger. Und der Schnee fiel und fiel.

Das Wirtshaus zum goldenen Laub.

Das Wirtshaus zum goldenen Laub war so ein rechtes altes gutes Besitztum, das von jahrhundertelanger Dauer sprach. Seine Grundmauern hatten den Dreißigjährigen Krieg überlebt, dieweil das stattliche, mit schönen Malereien geschmückte Haus ein Raub der Flammen geworden war. Dann hatte es ein Nachkömmling neu gebaut und mit den Malereien und Sprüchen verzieren lassen, die man jetzt daran sah. Es schaute an schönen Tagen auf den Platz und in die Gassen mit den blühenden Geranien und Fuchsien vor den Fenstern und auf dem Erker wie ein freundlicher Willkommgruß: Hier ist gut sein. Hier sitzt sich's vergnüglich bei einem kühlen Trunk. Es war, als ob alte Volkslieder bei dem Anblick dieses Hauses lebendig würden und über die Gassen klängen.

Schon seit einem Jahrhundert war eine Brauerei mit dem Gasthause verbunden, die annoch in bescheidenen Verhältnissen gedieh, später aber der Grundstein einer jener großen Brauereien werden sollte, welche die kleineren in sich saugten wie ein Schwamm das Wasser.

Es war ein großes Anwesen, das sich hinter dem stattlichen Hause der Kegelbahn entlang mit einem geräumigen Hof, Nebengebäuden für die Brauerei und einem Eiskeller bis zu einem wohlgepflegten Garten hinzog, in den zwischen den Hopfenstangen der angrenzenden Äcker das Gebirge hereinblaute. Im Sommer war es ein vergnügliches Sitzen in diesem Garten, und manche schöne Kinderstunde lachte den beiden Schwestern entgegen mit hellen Augen und rotem Munde, wenn sie an diesen Garten dachten, in dem sie so manchen Ferientag der Jugend verbracht hatten.

Das Innere des Wirtshauses trug jenes Gepräge der Gemütlichkeit, wie man es in Wirtszimmern an der Bergstraße oder im Rheintal und im Schwarzwald noch manchmal findet, angenehm berührt von dem Hauch der alten Zeit, der einem entgegenweht. Die Stube, in die Jutta eintrat, hatte einen weißen, mit barockartigen Ornamenten gezierten Ofen, an den sich eine Bank schloß, auf der gewöhnlich die weiße Katze schnurrte oder die Mutter des Wirtes, die alte Lindenmaierin, saß und mit den halberloschenen Augen auf das Strickzeug in den zittrigen Fingern sah. Eine große Standuhr mit höchst einfachem, aber behaglichem Gehäuse stand im Winkel zwischen zwei Fenstern. Gegenüber ein Kruzifix, darunter eine Maria, die ihr blutrotes Herz, von einem Schwerte durchbohrt, in der Hand hielt. Die breiten Fenster waren ganz von Efeu umsponnen, der sich zum Teil auch oben an den Wänden hinzog und Sommers wie Winters der ganzen Stube ein verträumtes idyllisches Ansehen gab. An den Wänden hingen allerlei Bilder. Zunächst das Fürstenpaar in ovalen Goldrahmen, er ein stattlicher, schöner Mann mit dem zur Zeit beliebten Backenbart, dem man den Namen Kotelettebart verliehen hat. Sie mit hellen, klaren Augen in die Welt schauend, tief ausgeschnitten, in einer breiten Krinoline. Auf dem Gold der Rahmen hatten unzählige Mückengeschlechter die Spuren ihres vergänglichen Daseins hinterlassen. Dann hingen da noch zwei Ansichten von New York und Budapest, ein Bild des Freiheitskämpfers Hecker, den Heckerhut mit der Hahnenfeder auf dem Kopf, die Rechte in die Bluse gesteckt und mit der Linken die Flinte haltend. Wiederum etwas weiter ein dicker Bauer mit mondrundem Gesicht, ein Glas Wein in der Hand und darunter die Worte: „So ist's recht, Rotwasserbauer, noch fünfzig Jahr wie heut." Einer der Stammväter des

Geschlechts. Dazwischen Geweihe von Rehen und Hirschen, ausgestopfte Eichhörnchen und in einem Glaskasten eine ausgestopfte Schnepfe. Ein Diplom für Bienenzucht und ein Brautkranz unter Glas, den die Großmutter am Ofen einst in jungen Tagen vor den Altar getragen hatte, vervollständigten den Wandschmuck der braunen Täfelung, die bis an die weißgetünchte Decke reichte. Blankgeputzte Messinglampen hingen über den Tischen. Eine Glastüre mit einem weißen Vorhängchen führte in das Nebenzimmer. Mitten im Zimmer war eine hölzerne Säule zu sehen, die ganz in der Form eines belaubten Baumes gestaltet und geschnitzt und eine Sehenswürdigkeit in der Umgegend war. Sie war mit Geweihen geschmückt, an denen Hüte, Kappen und Halstücher der Wirtsgäste hingen. Die Einschenke war wie die Säule und Täfelung von Eichenholz und mit Schnitzereien verziert. Da standen Schüsseln mit Schinken, Schweinernem, Würsten, Käseglocken mit Mainzer- und Schweizerkäse. Die Karaffen und Gläser blinkten hell, und bis hoch hinauf waren die Zigarrenkisten geschichtet, die da einen ehrwürdigen Pflanzer, dort eine verwegene Negerschöne mit einer unverhältnismäßig großen Zigarre im Mund, mächtige Rauchwolken von sich blasend, zeigten. Neben der Einschenke hing eine Landkarte Europas.

In dieser Wirtschaft befand sich eine ziemlich bunte Gesellschaft. Da saß an zwei aneinander gestoßenen Tischen zunächst eine Hochzeitsschar, in der landesüblichen Tracht, die Weibsleute, denen man in verbindlicher Weise den Titel: Weibermenscher gab, und die Mannsleute, die man im Gegensatze dazu die Mannskerle hieß, Pärlein neben Pärlein. Sie kamen von der Kirche und nahmen, ehe es zum Hochzeitsmahl ging, einen Imbiß zur Vorbereitung, der aus märchenhaft langen Bratwürsten und bergehohen Schüsseln Sauerkrauts bestand. Es ging nicht eben laut her. Denn der Schlag von Bauersleuten in dieser Gegend ist nicht sehr mitteilsam und taut nur langsam auf. Aber man war auf seine Weise lustig, trank sich fleißig zu, und man sah, daß die Tafelstimmung schon lebhafter werden würde. Der Bräutigam war ein stattlich gewachsener Mann mit breiter Brust, die ein weißer Brustlatz mit schöngesticktem Gürtel umspannte. Er aß bedächtig, aber mit großem Nachdruck; er sah nicht aus, als ob der heutige Tag Epoche in seinem Leben machen würde. Die Braut hingegen, ziemlich klein und nicht gerade eine Schönheit, war sich der Wichtigkeit des Tages mehr bewußt. Sie aß kaum und hatte ein feuerrotes Gesicht. Der Brautvater, ein alter verhutzelter Bauer mit einer Million Runzeln im Gesicht und vorstehenden gelben Stockzähnen, machte allerlei der Würde des Tages angepaßte Witze, und die Brautmutter, eine mächtig dicke Frau, gab ihrer Tochter wohlgemeinte Ermahnungen und gute Ratschläge.

An einem andern Tisch saß ein Hausierer mit einem Stelzfuß, der ab und zu in die Hochzeitsgesellschaft einen kräftigen Spruch hineinrief. Alle kannten ihn, und mit manchem mußte er trinken, was er auch bereitwilligst tat. Er trug einen unter dem Kinn rings herum wachsenden Bart, was seinem martialisch-gutmütigen Gesicht mit der Adlernase und den klugen grauen Augen eine gute Einrahmung gab. Seinen Kasten mit Schuhnesteln, Schwefelhölzern, Wichsschachteln, Briefpapier, Kalendern, Liebesbriefstellern und ähnlichem Kram hatte er neben sich stehen und gedachte, bevor die Gesellschaft aufbrach, ihn anzubieten. Er hatte sein Bein in der Fremdenlegion verloren und wußte viel von jener Zeit zu erzählen, wovon freilich gut die Hälfte gelogen war. Dann sah man verschiedene Bauern und Marktweiber, alle eifrig mit der Stärkung ihres leiblichen Wohles beschäftigt. Der Wirt, ein langer hagerer Mann mit einem gleichmütigen, klugen Gesicht und scheinbar verschlafenen, in Wirklichkeit aber sehr wachen Augen, ging von Tisch zu Tisch, um sich dann an dem Tisch unter dem Kruzifix, an dem der Metzger mit seiner Frau und den beiden Schwestern saß, niederzulassen.

Hier war ein eifriges Gespräch im Gang, und dieses Gespräch drehte sich um allerlei Verwandtschaftsdinge. Die Sippe, wenn wir so sagen dürfen, der die Hauptpersonen unserer Geschichte angehören, saß zuerst hier außen in der

kleineren Stadt und war dann zum Teil in die größere übergesiedelt. In dem Städtchen gehörten ihr als wichtigste Mitglieder der Wirt und der Metzger an. In der Stadt lebte als Hauptzweig die Familie des Seifensieders, des älteren Bruders des Wirtes, der vor einigen Jahren verstorben war. Beide Linien gediehen bisher in langsamer, vorsichtiger Arbeit. Und diesen Gang, so meinte der Metzger im Gespräch, solle man nicht verlassen. Er zielte damit auf den Sohn des Seifensieders, den jungen Paul Lindenmaier, der ein unternehmender, aber auch sehr illusionsreicher Kopf war. Mathilde, die lebhaftere der beiden Schwestern, mit den blitzenden blauen Augen und den beweglichen, von raschem, nicht immer überlegtem Handeln sprechenden Zügen, war Feuer und Flamme bei der Verteidigung des Bruders, den beide Schwestern vergötterten. Jutta, die in sich gekehrtere, schwieg. Das aus dem stillen Schneetag herklingende Geigenspiel hatte sie an mancherlei erinnert, das ihr das Herz eng und die Zunge still machte. Der Metzger, der den Kultus, den die Mutter und die Schwestern mit dem Bruder trieben, nicht mitmachte, äußerte sich in seiner halb jovialen, halb lebhaften Art über Paul Lindenmaiers Zukunfspläne mit der Seifensiederei. Die sollten alsbald, wenn der Sohn sein Einjähriges in der Hauptstadt abgedient hatte, verwirklicht werden.

„Er muß hoch hinaus!" sagte der Metzger, der dem Wein reichlich zugesprochen hatte und nun redselig war. „Die ganze alte Seifenbude muß zu oberst zu unterst gekehrt werden. Zwar hat Euer Vater selig in den alten Kesseln manch hübsches rundes Talerstück ersotten. Nützt alles nichts! Raus müssen sie und neue rein!"

„Ja, er will doch vorwärtskommen! Und da muß er doch das Neueste haben!" rief Mathilde. „Laß mir den Bruder ungeschoren! Er weiß, was er will."

„Weiß schon, Thildele, er ist ja Euer Apostel. Ich glaube an ihn und bete ihn an. Aber von den Kesseln abgesehen, was braucht er neue Versandräume? Und einen neuen Materialspeicher? War der alte nicht gut genug? Ein Reisender soll angestellt werden."

„Mir grad recht," entgegnete Mathilde, erregt über das Tischtuch streichend. „Dann brauch' ich nicht mehr mit dem Wachstuchspäckle voll Seifenmuster im Land herumzufahren. Ein Mädel taugt nicht zum Reisen. Das muß schon ein Mann sein! Einer, der auftreten kann."

„Ja, und große Spesen und wenig Aufträge heimbringt! Warum soll ein Weibsbild nicht auf eine Ware reisen können? Gute Mäuler haben sie ja fast alle, gelt, Thildele —"

Mathilde protestierte, der Metzger lachte, der Wirt greinte still in seinen Bart, und Jutta in Erinnerung manches Wortgefechtes mit der Schwester lächelte ein ganz klein wenig, was einen hellen Schimmer über ihr schönes Gesicht warf. Die Metzgerin nur, die einen lebhafteren Diskurs, wie schon manchmal der Fall, fürchten mochte, trat ihren Mann unterm Tisch auf den Fuß.

„Sapristi, Alte, wir sind doch nicht mehr Brautleute, wo wir uns die Füß' unterm Tisch abgetreten haben."

Die Metzgerin wurde rot und sagte etwas ärgerlich: „Du bist ein rechter Hansnarr! Sei froh, daß Du eine Hausfrau hast, die Dich abhält, dummes Zeug zu schwätzen! Wenn Deine Zunge erst Laufschritt macht, dann geht sie gleich gigax und überecks."

„Amen! Der Herr hat es gut mit mir gemeint, daß er mir so einen fürsichtigen Haussegen geschenkt hat. Aber keine Feindschaft nicht, Thildele! Kommt, trinken wir noch eins! Laubwirt, kriegt man noch eine Halbe? Die Hochzeitsfeier hat was Ansteckendes. Prost, Ihr Hochzeiter!"

„Prost, Metzger!" scholl es zurück. „Deine Bratwürst' sind gut. Nur hätt'st die Därm' länger machen sollen!"

„Füttert Ihr Eure Schwein' besser, alsdann werden auch die Därm' länger!"

„Da hast's, Eustach! Laß Dich mit dem Metzger nit ein. Er ist ein Siebenmalgescheiter."

„Er hat's Pulver erfunden."

„Und den Nürnberger Trichter."

„Ja, und die Stiefelwichs."

„Mir eins!" meinte der Metzger gleichmütig. „Wär' besser als die Metzgerei' Aber was machst denn für ein G'sicht, Andres?" wandte er sich zum Bräutigam.

„Du siehst ja aus, als würdst g'henkt! Freut Dich's Heiraten nicht?"

„Ehestand, Wehestand. Man kauft halt doch immer die Katz' im Sack!" erwiderte der.

„Na, wenn der Beutel recht voll Geld ist!"

„Er hat einen ganzen Maltersack voll."

„Vier Gäul' haben sie 'braucht, um's heimzuführen. Dabei ist noch die Deichsel 'brochen."

So ging Glimpf und Schimpf unter Gelächter hin und her.

Aber Mathilde konnte die einmal begonnene Diskussion nicht so leicht im Stiche lassen. Sie mußte ihren Kropf leeren, wie sich der Metzger in seiner zartbildlichen Weise ausdrückte. Sie spielte mit den Fransen vom Tischtuch, als spinne sie so für sich den Faden des Gesprächs fort. Dann nach einer Weile, als das Hin und Her ein wenig verklungen war, sagte sie mit einer leichten Gereiztheit: „Ich weiß nicht, Burkhard, was Du immer gegen den Paul hast. Ich mein' immer, Du bist eifersüchtig, weil er hat studieren können und Du nicht."

Unter Studieren verstand sie den Besuch des in der Stadt befindlichen Progymnasiums.

Nun wurde der Metzger rot. Wenn sie die Schublade aufzog, da wurde er empfindlich. Denn es herrschte tatsächlich in dem älteren Vetter eine gewisse Eifersucht gegen den jüngeren, von den Mädchen und Weibern vergötterten Seifensiederssohn, den „Apostel Paulus", wie er ihn spottend nannte. In der Tat hatte Paul die Schönheit seiner Schwester Jutta, ins Männliche übersetzt. Damit verband er ein sympathisches Wesen, das ihm schnell die Herzen gewann.

Der von der Natur weniger begünstigte Metzger also hatte eine bittere Entgegnung auf der Zunge, bat aber zuerst den Laubwirt um eine Prise, schnupfte bedächtig, schneuzte sich die Nase mit einem rot- und weißgewürfelten Sacktuch, das er in der Tiefe seines Metzgerschurzes verbarg, und sagte gleichmütig: „Wollen sehen, wer's weiterbringt, er mit der Gelehrtheit oder ich mit meinem gesunden Menschenverstand. Eile mit Weile! Das ist mein Prinzip."

Der Laubwirt nickte. Es war auch das seinige. Er vergrößerte langsam, Stück für Stück. Und fuhr dabei gut. Sein Anwesen gedieh, und er hatte immer die Übersicht über das, was er konnte und nicht konnte. Paul Lindenmaier aber war bereits von der Bauwut der nach dem großen Krieg ausgebrochenen Spekulationsepoche ergriffen.

„Er sagt eben, man muß mit dem Fortschritt gehen," erwiderte Mathilde, hartnäckig auf dem Thema beharrend. „Wer weiß, wie bald ist irgendwo eine Fabrik. Die ist besser eingerichtet, macht die Seife billiger, und wir sitzen da. Dankt's der Herr Wirt! Darum hat sich der Vater selig nicht noch bis auf seine letzten Tage geschunden, daß wir jetzt stehen bleiben. Paul hat recht, und ihr alle solltet ihm helfen, statt über ihn zu spötteln!"

Dabei warf sie den Kopf mit einer entschiedenen Bewegung zurück.

„Hoho, Maidle, nur nicht gleich mit Harnisch und Speer! Ich will Euerm Familienheiligen nichts tun und wünsch' ihm alles Glück! Apropos, was macht der Stephan?" wandte er sich an den Wirt.

„Er ist jetzt Oberkellner im Hotel Bellevue in Nizza. Dann muß er mir nach England. Bevor er sich hier festsetzt, soll er die Welt sehen. Er hat mir Grüße an Euch aufgetragen; besonders an Dich, Jutta. Du sollst ihm doch einmal Antwort geben auf seinen Brief."

„Ja, Kamerädle bleibt Kamerädle," sagte der Metzger mit wiedergewonnener Laune. „Da gibt's Holz zu einer Pfeife, meinst Du nicht, Laubwirt? Wer weiß, trinken wir noch den Hochzeitswein hier!"

Jutta sah still und ernst vor sich hin.

In diesem Augenblick trat ein für diesen Tag gemieteter Aushilfskellner zum Wirt und meldete, daß für die Hochzeitsgesellschaft im oberen Saal angerichtet sei. Da schlürfte er in den buntgestickten Pantoffeln zu den Bauern hin, zog das braune Käpplein und meldete, daß das Essen fertig sei. Diese Botschaft wurde mit der lebhaftesten Freude entgegengenommen. Schon wollte man aufstehen. Da trat der Hausierer, der zugleich der Musikant für Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen-

schmäuse in der Umgegend war, herzu, eine Ziehharmonika an einem ledernen Band in den dürren Händen, zwinkerte mit den Augen, zog die Harmonika auseinander und ließ dann den Ton voll einrauschen. Er stimmte mit einer mächtigen Baßstimme ein Lied an, in das die Hochzeitsgesellschaft einstimmte, ein altes Lied, das also begann:

Komm heraus, komm heraus, Du schöne, schöne Braut,
Deine guten Tage sind alle, alle aus.
O Weyele weh, o Weyele weh!
Was weinet die schöne Braut so sehr?
Mußt die Jungfern lassen stehn,
Zu den Weibern mußt Du gehn.

Springe heut, spring heut deinen letzten, letzten Tanz,
Morgen kannst Du weinen auf den schönen Hochzeitskranz.
O Weyele weh, o Weyele weh.
Ach was weinet die schöne Braut so sehr?
Mußt die Blumen lassen stehn,
Auf den Acker mußt Du gehn.

Die Weise, mehr traurig als froh, zog durch die von Speisendampf und -duft erfüllte Wirtsstube, als täte sich für einen Augenblick die Türe auf und man sähe in einen abendstillen Garten, in dem eine Braut mit ihren Gespielinnen ihr Kränzlein windet und es mit verhaltenen Tränen begießt; dazu singen die Gespielinnen leise die Brautweise. Freilich, wenn man die Gesichter der Braut und des Bräutigams sah, dieser hochrot vom Wein, jene blöd und verlegen, da wurde man sehr an die Wirklichkeit erinnert.

Aber eine summte es mit vollem Gefühl leise mit. Das war Jutta. Sie hatte das schöne, nachdenkliche Gesicht in die Hand gestützt und dachte an Liebe und Meiden und Scheiden und Leiden.

Dieweil leerte sich langsam die Stube, und nur die alte Großmutter blieb, die auf der Ofenbank ihren gewohnten Platz eingenommen hatte und mit den zitternden Händen strickte. Jetzt sah sie auf, und ihr verlöschender Blick irrte einen Augenblick nach dem Brautkranz an der Wand hin.

Schnee und Sehnsucht.

Ein Zuruf Mathildens, die kutschierte, und der alte Trompeterschimmel zog an. Das kleine Bernerwägelchen mit den Seifenkisten darauf rollte fast lautlos durch den schon ziemlich tiefen Schnee die Gasse des Städtchens dahin. Der Schnee fiel nun in dichten, weichen Flocken mit einer stillen, gleichmäßigen Kraft herab. Mathilde trieb den Gaul zur Eile, denn es war schier zwei Uhr geworden über all dem Reden, und schon sprangen die Kinder wieder in die Schule. In der Nähe des Schulhauses ging ein Mensch von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, in schwarzer Kleidung, ein rundes Hütchen auf dem Kopf, einen Violinkasten in der Hand. Er war schlank gewachsen und schwarzhaarig. Als das Wägelchen an ihm vorbeifuhr, sah er auf. Über sein feines, blasses Gesicht ging ein Erröten. Er zuckte zusammen und grüßte, indem die großen braunen Augen verlegen zu den Schwestern hinaufblickten. Auch Jutta errötete, und Mathilde dankte halb widerwillig, halb befangen. Das Wägelein rollte weiter. Der junge Lehrer blieb einige Augenblicke stehen und sah den Davonfahrenden nach. Dann strich er sich über die Stirne, als wollte er dort etwas wegstreichen. Ein helles: „Guten Tag, Herr Lehrer!" aus frischen Mädchenkehlen erweckte ihn wie aus einem Traum, er zuckte die Achseln und trat langsam mit einem Seufzer in das Schulhaus. Bald klangen die Töne seiner Geige, ein Winterlied der Schulkinder begleitend, über den Platz:

O wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd und leer!
Rauhe Winde wehn von Norden,
Und die Sonne scheint nicht mehr.

Auf die Berge möcht' ich fliegen,
Möchte sehn ein grünes Tal,
Möcht' in Gras und Blumen liegen
Und mich freu'n am Sonnenstrahl.

Schon weit draußen fuhr der Wagen, zwischen Bäumen, die wie Schatten vorbeihuschten, durch kleine Dörfchen, seinem Ziele zu, der Stadt. Von den Schwarzwaldbergen, die auf der einen Seite der alten Römerstraße lagen, sah man nur die untersten dichtbeschneiten Gründe. Alles andere wurde von dem dichten Flockenschleier verhüllt. Es war Jutta, die in sich versunken ihren Gedanken nachhing, als trieben sie auf einer Schneeinsel dahin, so still ging die Fahrt, da man kaum den Hufschlag des Gaules hörte, der nur zuweilen ein lautes,

dampfendes Wiehern ausstieß, da er näher und näher dem heimatlichen Stalle kam. Aber es deuchte Jutta süß und traurig zugleich, so dahinzufahren und zu träumen. Denn war sie erst zu Hause, da gab's zu solchem Gefühlsluxus keine Zeit mehr. Sie hatte dabei eine eigentümliche Vorstellung, wie ihre Gedanken überhaupt auf — man konnte fast sagen: dichterischen Pfaden wandelten. Die Empfindung von der Insel im unendlichen Schneemeer verwandelte sich in die Vorstellung, in einem Kahn dahinzugleiten, einem silbernen Kahn auf silberner Flut. Ihre Hand aber hielt einen silbernen Faden, und daran zog sie etwas nach: es war ein glühendes, pochendes, junges Menschenherz. Sie ruhte in dieser Vorstellung eine ganze Weile, bis sie ein am Wege mit lautem Gekrächze aufschwirrender Rabenschwarm an die Gegenwart erinnerte.

Es gingen aber die Fäden hin und her. Denn der junge Lehrer dahinten im Städtchen fühlte ein Ziehen und eine Unruhe in seinem Innern, daß er zerstreut des öfteren an das Fenster trat und in den Schneetag hinaussah. So oft er es abwehrte, es pochte und zog immer wieder.

... Als die Welt weit und blühend war, über die Erde die jungen Saaten in hellen Streifen hinliefen, die Berge in bläulichen Schatten im jungen Wipfelgrün dalagen und über den Weg hin die abfallenden Blüten der Fruchtbäume einen farbigen Teppich breiteten, den zu betreten der Fuß sich scheute — in dieser Zeit hatten sie sich kennen gelernt. Bei der Hochzeit einer Freundin. Der Lehrer, der eine nicht gewöhnliche musikalische Begabung hatte, hatte sie beim Kirchgang geführt. Später dann hatte er gegeigt. Er hatte ein schönes Instrument, das er einem Zigeuner abgekauft hatte. Die Töne kamen mit einem dunkeln Wohlklang daraus hervor und quollen so breit und mächtig hin, daß sie den Hochzeitssaal ausfüllten wie der Klang einer Orgel. Und dann wiederum verloren sie sich in eine selige, schimmernde Höhe und breiteten einen warmen Glanz aus, der wie ein Abendrot in die dunkleren Täler herabfiel. Jutta hatte noch nie so spielen hören. Ihr war's, als verginge ihr die Welt. Sie saß und lauschte, und als der junge Lehrer mit einer Dissonanz jählings abbrach, stieß sie einen fast hörbaren Seufzer aus. Sie war noch eine ganze Weile wie verzaubert, als er sich schon wieder an ihre Seite gesetzt hatte. Er fragte sie, ob sie auch ein Instrument spiele. In jener Zeit war es in vielen Häusern noch üblich, daß man sang und sich mit der Gitarre begleitete. Es gab da manchen Künstler und manche Künstlerin auf diesem Instrument, dem eine musikalisch hochmütigere, in der Empfindung unendlich ärmere Zeit den albernen Namen Wimmerholz beigelegt hat. Jutta war eine Künstlerin. Sie spielte und sang dazu mit einem weichen, vibrierenden Alt. Am liebsten Schubertlieder. Als sie nun der junge Lehrer fragte, überkam es sie wie ein Verlangen, ihm zu zeigen, daß auch in ihr Empfindung wohne. Daß hier unbewußt Seele Seele gefunden hatte, ahnte sie kaum dunkel. Sie nahm also die Gitarre, einige Griffe, in weichen Arpeggien klang es, dann setzte ihre Stimme, zitternd und schwebend, die Melodie an, eine von unendlich süßer Traurigkeit erfüllte Melodie:

Ich geh' im Felde still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht Dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor ...

Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn.
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Die Töne waren verklungen. Aber sie schienen noch zu leben, denn niemand mochte klatschen. Es hatte allen seltsam ans Herz gegriffen; auch denen, die, wie man zu sagen pflegt, nichts von der Musik verstanden. Durch die Fenster schien die Abendsonne, und man stand auf, einen Gang ins Freie zu machen. Man ging durch das sonntagsfröhliche Städtchen, hinaus in die Felder und die Reben, paarweise mit Geplauder und Scherzen. Hoch oben schwammen im tiefern Blau rosige Wölkchen. Die Berge lagen, von der Sonne nicht mehr beleuchtet, in dunkleren Farben, auf denen sich die Blütenbäume der Vorberge mit leuchten-

der Pracht abhoben. Der Mond stand mit schwachem Silberblau am kühlen Himmel, und eine Lerche jubelte hoch oben noch ein Scheidelied. Die beiden sagten eine Weile nichts. Dann begann schüchtern und stockend ein Gespräch. Ein Hin- und Hertasten der Empfindungen. Eine unruhige, dunkle Süßigkeit wogte in den beiden. Ihre heiße, zitternde Hand streifte zuweilen die glatte Rinde der blühenden Kirschbäume, und zuweilen nahm sie sich eine herabgefallene Blüte aus dem schönen schwarzen Haar, um an ihrem Kelch zu saugen. Er sah ihr stille zu, und es war ihm, als sauge leise, unmerklich etwas seine Seele heraus. Schlug sie ab und zu die großen, tiefen, grauen Augen auf und sah ihn voll an, ging es wie ein Schauer durch sein Wesen. Sie sprach leise, und lachen hörte er sie an dem Tage nicht. Später wandelten sie durch das mondbeschienene Städtchen der Stadt zu.

Das Brautpaar ging in der Mitte. Der Bräutigam führte die Braut in das neue Heim in der Stadt. Die ganze Gesellschaft begleitete sie. Man ging zu Fuß, da man in der schönen Mondnacht auf die Wagen verzichtet und sie für später zum Abholen an das erste Wirtshaus der Stadt bestellt hatte. Unter den blühenden Kirschbäumen, die wie Silber im Mondlicht glänzten, ging die Schar dahin, an den schweigenden, in heiterer Helle liegenden Bergen entlang. Die Mädchen sangen alte schöne Lieder, die man heute nicht mehr singt. Das klang wundersam in die Mondnacht hinaus. Und einen seltsam bewegenden Eindruck gab es, die Braut mit ihrem Myrtenkränzlein, das hell vom Mond beschienen war, unter den Hochzeitsgästen dahinwandeln zu sehen. Einigen Frauen kamen die Tränen, die sie nur mühsam verbargen. Auch Jutta war im Innersten bewegt. ‚So,‘ dachte sie, ‚geht man die Straße des Lebens. Wohin wird sie mich führen?‘ Und eine dunkle Wehmut durchzitterte sie. An einem Platze, da hohe Eichen um einen Brunnen standen, der zur Labung der Wanderer bestimmt war, mit Bänken für die, welche Lasten zu tragen hatten, hielt man. Einige Fröhliche hatten Flaschen edeln Weines mittragen lassen, es wurde eingeschenkt, die Gläser klangen, und der junge Lehrer mußte spielen. Im tiefsten Dunkel der Eichen, in das nur da und dort ein silberner Streifen fiel, stand er, und so sang seine Geige wie die Stimme des Brunnengeistes aus dem Dunkel...

An diese Hochzeit hatte Jutta denken müssen bei dem Geigenspiel in dem stillen Schneetag und bei dem Hochzeitslied, das die Bauern im Wirtshaus angestimmt hatten. Und als sie dann den jungen Lehrer gesehen hatte, da war es wie ein Schlag durch ihr Wesen gegangen. Sie hatte auf dem ganzen Heimweg nichts anderes denken können. Und so zog sie wie an einer magischen Kette die Seele des jungen Menschen mit sich in die Ferne. Denn die Menschen, die in sehr starker Sehnsucht aneinander denken, fühlen das gar wohl. Und auch der Lehrer fühlte es.

Und beide seufzten sie dabei. So oft sie einander wieder gesehen hatten — es war nicht oft gewesen — hatte keines dem andern in Worten verraten, wie es um sie stand. Sie fühlten es. Das war genug. Einmal hatte Jutta in einer vertrauten Stunde Mathilde eine Andeutung gemacht. Aber deren aufs Praktische gerichteter Sinn hatte die Idee einer Verbindung zwischen den beiden aufs schärfste zurückgestoßen. Er war ja völlig mittellos. Der Herbst und der Winter waren gegangen. Aber die arme Liebe saß, wenn immer Jutta in das Städtchen fuhr, mit aufgehobenen Händen am Weg und bat mit dunkeln, feuchten Augen.

Die Mutter.

Im unteren Stock der Seifensiederei war es schon ziemlich dämmerig. Durch die Scheiben sahen die verschneiten Dächer herein. Da und dort wurden schon Lichter angezündet. Die alte Mutter aber, die in der Ecke unterm Kruzifix saß und Dochte schnitt, arbeitete in ihrer Sparsamkeit im Halbdunkel weiter. An ihren Augen, meinte sie, sei ohnehin nicht viel zu verderben. Und zu dieser Arbeit war auch kein sehr scharfes Auge vonnöten. Vor sich hatte sie einen runden hölzernen Stab. Um den schlang sie die Dochte, maß sie gleichlang, flocht die beiden Enden zusammen und schnitt sie dann an einem

danebenstehenden Messer durch. Damit war der Docht fertig, und das flüssige Unschlitt konnte dann oben in der Lichtermacherei um den Docht in die Zinnform gegossen werden. So machten sie die Lichter seit Menschengedenken. Und oft blutete der Mutter das Herz bei dem Gedanken, daß das nun aufhören und sie in Zukunft bald keine Dochte mehr drehen und schneiden solle. Denn der Sohn, wenn er heimkam vom Militär, wollte „mit diesem alten Schlendrian" gründlich aufräumen. Die Mutter aber, die mit dem verstorbenen Vater zusammen bei diesem einfachen Geschäftsbetrieb ein hübsches Stück Geld erübrigt hatte, stellte sich mit Schrecken vor, was der Um- und Neubau, die neuen Kessel und Maschinerien, der Reisende kosten würden. Ihr war zumute wie einem alten Seefahrer, der bisher nur die Küstenfahrt betrieben hat und sich nun ins Ungewisse des weiten, offenen Meeres hinauswagen soll.

Sie seufzte und warf die Dochte etwas hastiger um den Stab. Mit der Lichtermacherei sollte es also überhaupt ein Ende haben. Dafür wollte er neue Seifenarten einführen. Sie wagte nicht, ihm zu widersprechen. Er war ihr Liebling. Das jüngste der Kinder.

Da kam Jutta, die mit Mathilde oben in der Lichtermacherei beschäftigt war, zur Tür herein und brachte eine einfache Erdöllampe. Es war ein Muster ältester Gattung. An dem Griff zum Regulieren des Dochtes hing ein rot und weiß gestricktes kleines Säckchen für die Schwefelhölzer. Die Lampe verbreitete ein mildes, den Raum mäßig erhellendes gelblichweißes Licht. Nun sah man erst die Mutter. In einem schwarzen einfachen Kleid, ein weißes Krägelchen darüber, saß sie in vorgebeugter Haltung. Das einfach gescheitelte, etwas über die Ohren gekämmte schwarze Haar, das schwarz geblieben war in Mühen und Sorgen, schimmerte im Schein der Lampe. Als sie sich umwendete, zeigte sie ein etwas vergrämtes, furchiges, aber wohlgebildetes Gesicht, das ihrer Tochter Jutta auf ein Haar glich. Die offene Stirn, die grauen, großen, klugen, etwas schwermütigen Augen, die gerade, fast griechische Nase, das edel zu nennende Oval, alles war hier schon einmal gestaltet von der Natur. Nur der Mund, etwas eingesunken, zeigte nicht eine Spur mehr von dem Jugendreiz der Tochter. Die Gestalt war zierlich. Als sie aufstand, sah man, daß sie ein wenig hinkte.

„Seid Ihr fertig oben?" fragte sie mit ihrer tiefen, etwas müden Stimme. „Dann wollen wir ans Seifenschneiden gehn. Es müssen morgen früh fünf Kisten nach Grafenstadt. Auch von Straßburg, vom Mutschler, ist eine neue Bestellung gekommen. Dann war der Kaufmann Seiler von Nußbach da und hat mir vorgejammert. Ich fürchte, es wird da nicht gut gehen. Ich habe Paul gleich gewarnt. Der Mann führt schlechte Wirtschaft und hat schon den Offenbarungseid schwören müssen. Aber Paul hat nur immer gemeint: großer Umsatz. Ja, und wenn dann die Beitreibungskosten größer sind als der Gewinn! Aber er muß es ja besser wissen. Er ist die Jugend. Ich gehöre zu den alten Leuten. Bei Deinem Vater hat es geheißen: kleiner, sicherer Umsatz — sicherer Gewinn. Alles ist heute anders."

„Sei ruhig, Mutter! Es wird schon recht! Du steckst immer voller Ängste. Aber Du hast ja auch so ein festes Vertrauen auf Paul!"

„Schon! Schon . . . Aber . . ."

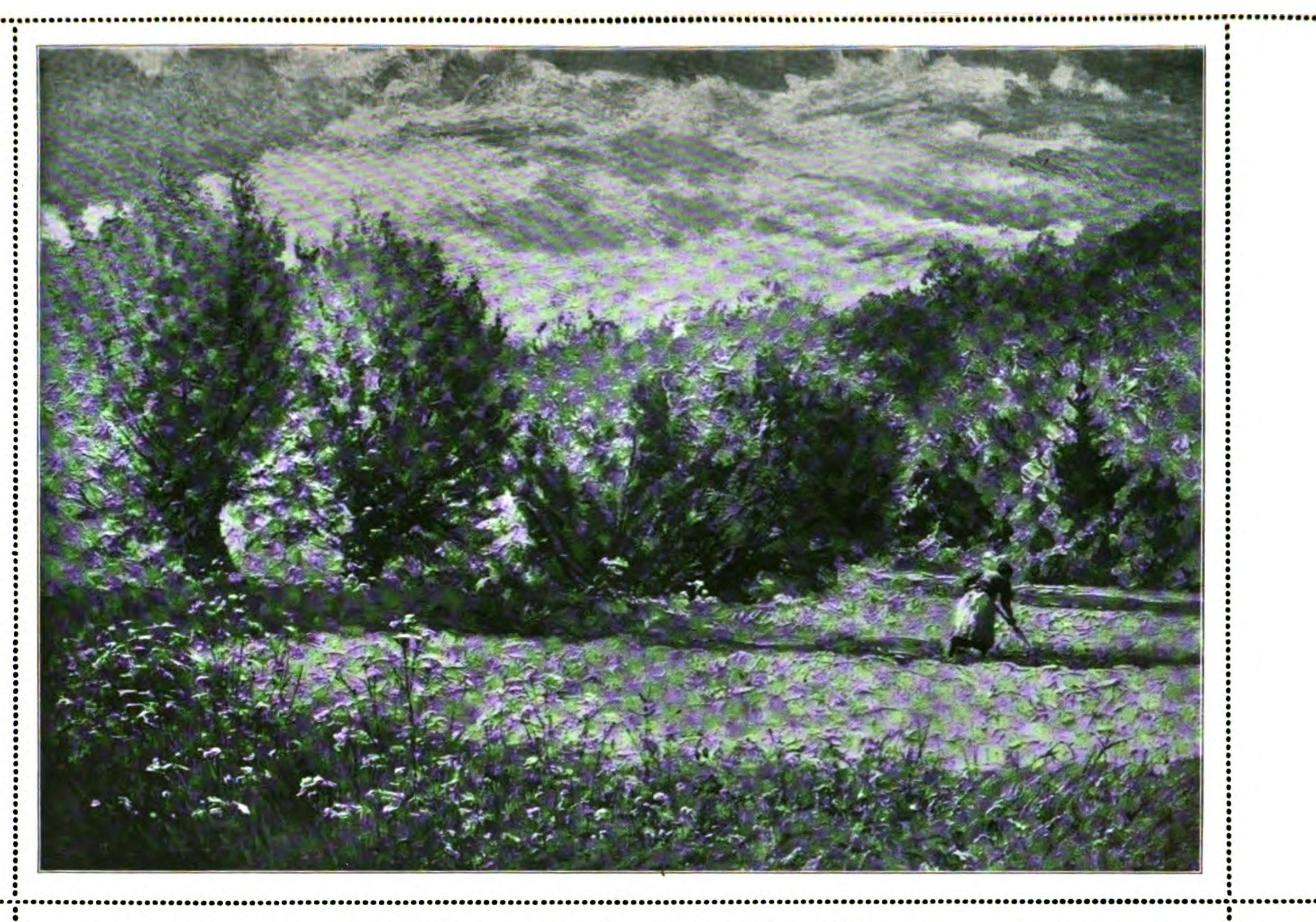
„Nun will ich die Briefe nachsehen, Mutter. Ruhe Dich ein wenig aus. Ich bring' Dir den Kaffee."

„Ausruhen, Jutta? Wann hab' ich 's Ausruhen gekannt? So lange mir's denkt, war mir die Arbeit das Liebst'! Und ich möchte nicht hoffen, daß ich einmal im Alterswinkel sitzen und die Hände in den Schoß legen und müßig herumstehen soll wie ein Spinnrad, das ausgedient hat. Nein, mag nur der liebe Gott sein Schicksalsgarn an mir haspeln bis zum End', ich will nicht murren, ich will's tragen. Nur schaffen bis zum letzten Atemzug! So hat's Dein Vater gehalten. So halt' ich's!"

Ihre Stimme war lebhafter, als sie dies sagte.

Jutta ging auf sie zu, nahm ihren Kopf in die Hände und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Mutter! Du gute Mutter! Wenn eine



Im Hengstbachtal. Gemälde von Prof. Paul Tübbecke.

es verdient hat, in den Lehnstuhl zu sitzen, zu kommandieren und zuzusehen, alsdann bist Du's! Aber jetzt wollen wir Kaffee trinken! Ich bin noch ganz durchfroren!"

„Ihr dummen Kinder, warum habt Ihr nicht gleich getrunken?"

„Ei, wir warten doch immer, bis Du trinkst, Mutter!" Nun kam auch Mathilde, und alle drei setzten sich an den Tisch um die dampfende Kaffeekanne. Die alte Frenz, die seit zweiundzwanzig Jahren im Hause, und zwar zuweilen grillig und grob, aber auch treuergeben war, so ein richtiger, kerniger, alter Schlag Dienstboten, stellte neben den Kaffeetopf einen Gugelhopf oder wie man abgekürzt zu sagen pflegte: einen Kuklupf. Er war von ansehnlicher Größe, reichlich mit Zucker bestreut und roch höchst verlockend. Mathilde, die an ihrem Teil, sobald es sich nicht um den geliebten Bruder Paul handelte, Knauserige, fragte erstaunt: „Na, Frenz, was ist jetzt in Dich gefahren?"

„Die Seifensiederin weiß es schon," sagte Frenz kurz angebunden, mit einem leisen Tadel in der Stimme und ging hinaus.

Die Mutter lächelte vor sich hin und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Ihr Blick fiel auf den Ehering, der schwach glänzte, ein dünn abgeschafft Ringlein, das sich fest in den Finger eingeschnitten hatte, als wolle es sagen: da bin ich und da bleib' ich.

Plötzlich sprang Jutta auf und fiel der Mutter um den Hals: „Es ist ja Vaters und Dein Hochzeitstag! So hast Du nun Töchter! Das sind schöne Kinder! Vergeßliche Kinder!"

Und sie umhalste die alte Frau und küßte ihr Mund und Stirne. Auch Mathilde tat so, etwas weniger stürmisch, wie sie in Äußerungen innersten Gefühls bei aller ihrer lebhaften Natur doch zurückhaltend, fast schamhaft war.

Die Mutter umfaßte alle beide je mit einem Arm, sah jeder voll in die Augen und sagte dann: „Seht Ihr, das ist nun eine Mahnung, daß man über der Gegenwart nicht die Vergangenheit vergessen soll. In mir lebt sie immer weiter und sie ist mir so Gegenwart, daß ich oft nicht weiß, wie eines ins andere fließt. Jetzt in dem Augenblick, da es draußen Winter ist, hab' ich an einen schönen Sommertag denken müssen."

„O Mutter," sagte Jutta, „das versteh' ich so wohl."

Die Mutter streichelte Jutta die Wangen.

„Ja Du, Du bist mir gar zu geistesabwesend. Du lebst nicht in der Gegenwart, sondern immer so in einem eigenen Land, das Du Dir zurechtgemacht hast. Du bist lieb und geschaffenig, aber Du bist immer in Dir selbst und nicht in der Welt außer Dir. Das hast Du wohl auch von mir. Und ich weiß nicht, ob es das Beste ist, was ich Dir mitgegeben habe."

„Aber was ist das mit dem Sommertag, Mutter?" fragte Mathilde. Sie wußte zwar wohl, was es damit war. Aber sie fragte doch. Denn sie wußte, daß es der Mutter wohl tat, und sie hörte sie gerne davon erzählen.

„Ei ja, mit dem Sommertag." Die Mutter lächelte, in sich versunken.

„Jutta, reich' mir doch das Bild dort von der Wand!"

Es war ihr Brautbild, eine jener noch etwas primitiven Daguerrotypien, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hergestellt wurden. Da stand die Mutter, jung, bescheiden und stolz zugleich, und der Vater, ein nicht übergroßer, rüstiger Mann mit einem offenen, heitern Gesicht und energischem Ausdruck.

Die Mutter sah das Bild lange an, dann legte sie die Hand über die Augen und begann ganz leise zu erzählen: „Nun ist es mir, als stünd' es gerade lebendig vor mir da. Es war an Peter und Paul. Und ich ging von Aubach her, ein Körblein mit Honigbirnen am Arm. Euer Vater kam von der Stadt her, um nach der Frucht zu schauen, die reif war, goldbraun, und in den nächsten Tagen geschnitten werden mußte. Ich seh' ihn noch daherkommen. Er hatte einen kaffeebraunen Rock an, und ich glaube, eine blaue Weste mit Perlmutterknöpfen. Nun sah ich seitwärts am Weg ein Taube. Sie mühte sich hin und her, zu fliegen, kam aber nicht weiter. Ich bückte mich und nahm das Tierlein in die Hand und sah, daß es am Flügel, vielleicht durch den Schuß einer Bubenschleuder verwundet, gelähmt war. Ich streichelte es und sprach

ihm recht zärtlich zu, und es ward stiller von seiner Angst und ließ sich's wohlgefallen. Nun war aber Euer Vater schon herangekommen und sah auf mich hernieder, da ich am Ranft niedergesessen war und das Tierlein im Schoß hatte und etwas verlegen war. Nun ward ich aber noch viel verlegener, denn Euer Vater blieb mit seinem kaffeebraunen Rock vor mir stehen und sagte bedächtig, aber in seiner muntern Art: ‚Was fehlt dem Vogel?‘

„Da wies ich's ihm hin. Er hatte so ein freies und offenes Aug' und war so artig dabei, daß ich nicht anders konnte. Ich weiß aber nicht, ob ich nicht rot geworden bin.

„Er nahm das Tier aus meiner Hand, sah es an und untersuchte es, und ganz merkwürdig war's, daß es sich das ganz ruhig gefallen ließ, und ich dachte: er muß wohl eine gute, geschickte Hand haben und derlei Hantierung verstehn, was sich auch nachher als richtig erwies. Alsdann gab er es mir wieder zurück, und unsere Hände berührten sich ein wenig. Nun weiß ich nicht mehr, wie es war, daß er sich neben mich setzte. Ich machte ihm Platz. Er nahm sein Sacktuch und setzte sich darauf. Das gefiel mir gut. Er fragte mich in lustigem Ton: wem ich die schönen Birnen brächte. ‚Meiner Got‘, antwortete ich. Dabei nahm ich eine niedergebogene Ähre in die Hand und ließ sie durch meine Finger gleiten. Und da sagte Euer Vater: ‚Gelt aber, das ist schönes Korn. Das ist meines. Und im Judenfeld hab' ich auch noch Äcker und am Galgenberg. Aber erst mein Tabak! Der kann sich sehen lassen.‘ Dann fing er wieder an zu scherzen und sagte: er sei recht hungrig, und die Birnen seien gar zu schön. Da lachte ich, ich konnte nicht anders, und reichte ihm den Korb hin, und er nahm eine, sah mich an, und biß lustig hinein. Und auch ich bekam Lust und aß. Und dann mußten wir beide wieder lachen, und ich sagte: ‚Die arme Got, jetzt hat sie zwei Birnen weniger. Die hat ein schlechtes Taufkind.‘ Dann aber sprang ich auf, und auch er erhob sich. Wir sahen uns einen Augenblick an, und dann reichte er mir die Hand, sie war braun und verschafft, und ich legte meine hinein, und er sagte mit einer tiefer klingenden Stimme: ‚Adieu, Jungfer, und aufs Wiedersehen. Aber halt, geb sie mir die Taube mit. Ich will sehen, was mit ihr zu machen ist. Ich verstehe derlei. Und wenn sie mir ihren Namen nennen will, so will ich sehen, ihr das Tierlein zu bringen.‘ Da sagt' ich ihm meinen Namen und er mir seinen. Und so gingen wir voneinander. In den blühenden Tag. Als ich nun kurz gegangen war, da konnt' ich's nicht verwinden und sah mich um. Da stand er, die Hand über den Augen, die Taube in der andern, und sah mir nach. Da aber machte ich, daß ich des Weges weiterkam."

Die Mädchen taten einen tiefen Atemzug, und die Mutter sagte, das Bild wieder betrachtend: „Sehet, eigentlich war ja da nichts von Lieb' und so derlei. Und doch, dürft Ihr glauben, war das der schönste Tag meines Lebens. Gerade wie es vielleicht dem Korn am schönsten zumute ist, wenn es mit den grünen Blattspitzen zum ersten Male aus der braunen Erde und zum blauen Frühlingshimmel guckt. Und sieht neben sich wieder ein anderes grünes Blatt. Und denkt: ‚Ei, das ist fein, Du wirst mir ein guter Kamerad sein auf dem Fruchtacker, Frühling und Sommer, bis die Ernte kommt und die Sense klingt.‘ Euerm Vater hat sie schon geklungen. Und wer weiß, wann sie mir klingt!"

Mathilde war schweigend hinausgegangen, und Jutta sann vor sich hin. Die Mutter aber hatte wieder ihr gewohntes Geschäft aufgenommen. Noch lag das Bild auf dem Tisch. Als Jutta nun aufblickte, da nahm sie es, strich zärtlich darüber und hängte es an seinen Platz. Dann ging sie im Zimmer hin und her, ein-, zweimal. Dann blieb sie stehen. Dann war es, als wolle sie gegen die Türe gehen. Dann blieb sie wieder stehen. Und nun hob die Mutter den Kopf von ihrer Arbeit und fragte: „Nun, Jutta, was hast Du?"

Jutta ging einige Schritte gegen die Mutter, dann legte sie die beiden schmalen, schöngeformten Hände auf die Brust, dann blieb sie unbeweglich und dann stieß sie einen leisen Seufzer aus.

Die Mutter hatte dem mit einem leichten Humor im Gesicht zugesehen. Sie warf die Dochte um den Stab und fragte von neuem: „Du tust ja wie ein Hühnlein, das den Pips hat.“

Jutta schossen die Tränen in die Augen.

„Mutter,“ sagte sie, „jetzt redet Ihr ganz anders denn vorhin.“

Die Mutter sah sie mit ihren gütigen Augen ernst und liebreich an.

„Komm, setz' Dich zu mir! Weißt Du, wie Du als Kind immer getan hast, wenn Dir etwas war? Da kamst Du ganz sachte gegangen, strichst so ein paarmal um mich herum und dann hast Du den Kopf in meinen Schoß gelegt und dann hast Du mir gesagt, was Du auf dem Herzen gehabt hast.“

Jutta kniete sich vor ihrer Mutter hin und sagte: „Ich will wieder den Kopf in Deinen Schoß verbergen, gelt? Ich bin wieder ein ganz kleines Kind. Aber dann mußt Du mir auch über die Haare streichen, wie Du dort getan hast.“

Die alte Frau tat so. Es war eine Weile stille. Dann sagte Jutta stockend: „Mutterle, ich glaub': Du weißt, was ich Dir sagen will.“

„Ja,“ sagte die Mutter. „Ich weiß es. Ich seh' es schon fast ein ganzes Jahr. Du hast jemanden lieb.“

„Ach ja, Mutter. Und ich hab' ihn arg — arg lieb. Aber ich fürchte, ich fürchte: es wird nie was daraus.“

Ihr Körper zitterte, und die Mutter empfand das Beben in ihrem Schoß. Und sie dachte: ‚Ich habe Dich getragen. Ich habe Dich geboren. Ich habe Dich gesäugt. O warum kann ich Dir nicht alles Glück der Erde geben?‘

Jutta aber sagte: „Denn, weißt Du, Mutter, er ist arm. Aber es steckt ein echter und rechter Künstler in ihm. Darf der sich einen Bleikloß an die Füße binden? Und ich —“

„Es ist ein Schullehrer von Weilheim?“ fragte die Mutter.

„Ja, er ist ein Schullehrer. Aber ein seltener. Wenn ich nur Geld hätte, um es ihm mit vollen Händen zu geben! Daß er hinaus könnte, lernen, mit seinem Pfunde wuchern. Du weißt gar nicht, wie er spielt! Am Sonntag hab' ich ihn in Weilheim in der Kirche gehört.“

„So, dessentwegen hast Du dort die Messe hören wollen.“

„Aber ich weiß von einer Mondnacht, da hat er gespielt, das war noch unendlich viel schöner. Und er ist ein so einfacher, bescheidener, ja schüchterner Mensch! Ich weiß ja, daß es nichts wird. Und wir haben uns auch nie etwas gesagt, so oft oder so wenig wir zusammengekommen sind. Aber ich darf ihn doch liebhaben, Mutter, darf ich das nicht?“

Die Mutter schwieg eine Weile. Bei aller ihrer Liebe zur Tochter und ihrer Herzlichkeit war ihr dies Geständnis dennoch unwillkommen. In ihr war das Gefühl der Sippe nicht minder fest ausgeprägt wie in Mathilde. Die Verwandtschaft blühend, wachsend, groß zu sehen, voll Macht und Einfluß, dieses immer in ihr wache Gefühl hatte sich nur noch verstärkt, seitdem sie von der steten Angst beherrscht wurde, sie könnten mit Pauls kühnen Plänen in allerlei Wirrsale geraten. Sie war als armes Mädchen in eine begüterte, angesehene Familie gekommen. Sie hatte schaffen helfen, um die Familie höher zu bringen. Aber bald war der, bald jener Verlust gekommen; da eine üble Bürgschaft, von ihrem gutherzigen Mann übernommen; dort Jahre flaueren Geschäftsganges, besonders in den Teuerungszeiten der fünfziger Jahre. Dennoch hatten der Vater und die Mutter mit ruhigem, zähem Fleiße das Geschäft vorwärts geschoben, und bei seinem Tode war ein nettes Vermögen da. Aber wie es all den Ausgaben standhalten würde, die jetzt kommen sollten und mußten, das war der Mutter etwa wie ein sehr schweres Rätsel, an dem man sich Tag und Nacht den Kopf zerbricht. Nur war man insgemein in der Verwandtschaft mit einem stillschweigenden Einverständnis darüber klar, daß Jutta den Wirtssohn in Weilheim heiraten werde. Er hatte ihr schon des öfteren aufs klarste seine Zuneigung kundgegeben, und wiewohl die rührige, erwerbsame, praktisch genaturte Mathilde für ihn und das Gasthaus die passendere gewesen wäre, auch dem tüchtigen Wirtssohn von Herzen gern ja gesagt hätte, so traf es sich mit einer jener unvermeidlichen Launen des Schicksals, daß dieser nicht das ihm Ge-

mäße, sondern das ihn geheimnisvoll Lockende, nicht das ihm Nützliche, sondern das ihn schön Dünkende begehrte. Für die Verwandtschaft war hier auf alle Fälle eine wünschenswerte Verschmelzung der beiderseitigen Interessen gegeben. Hier sah die Mutter, hier sahen Paul und Mathilde einen Rückhalt für kritische Zeiten. Auch waren Jutta und der Wirtssohn Stephan miteinander aufgewachsen, in allen Ferien war sie im Garten zum goldenen Laub heimisch gewesen, hatte auf der Kegelbahn Hopfen zupfen helfen, war mit Mathilde und Stephan ins Haselnußbrechen gegangen, und es war niemandem ein Zweifel, daß dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit wie eine Henne ihr Küchlein unbedingt eine richtige, gute, wohlbestehende Heirat ausbrüten müsse. Daß es auch außerhalb dieses verwandtschaftlichen Zusammenhanges noch menschliche Dinge gäbe, schien den guten Leutchen so unbegreiflich, als würden sie den Mond mit einem Male als Achteck sehen. Jenseits der Verwandtschaft war ihnen die Welt gewissermaßen mit Brettern vernagelt. Die Mutter als Eingeheiratete war von diesem Gefühl, wenn möglich, noch mehr als die andern beherrscht. Sie war eine fast mittellose Waise gewesen, als sie sich verheiratete. Und kein geringer Stolz hatte sie erfüllt, daß sie dieser tüchtigen und wohlhabenden Familie angehören durfte. Nun war denn ihre Ehre und Mehrung ihr oberstes Gebot und ihre höchste Pflicht.

So lag die Sache, und das Herz der Mutter, die da auf ihr gequältes Kind herabsah, war zwischen des Kindes Liebe und dem Heil der Familie in bänglicher Beklemmung hin- und hergerissen. Sie streichelte immer das Haar der Tochter, und es war ihr weh zumute. Sie dachte an ein längstvergangenes Schicksal, da Herz und Pflicht einen harten Kampf im Leben ihres eigenen Mannes gestritten hatten. Sollte sie dem Kind davon sprechen? Ihm sagen, wie der Vater gelitten? Und wie sie ihm geholfen hatte, zu überwinden?

Ach nein, noch nicht. Es gab wohl noch schwerere und schicksalsvollere Stunden als die. Es erbarmte sie zu sehr des jungen Lebens, das da lag und in ihrem Schoß ihr Leid und ihre Liebe versteckte.

„Komm, Jutta," sagte sie sanft. „Du hast mir's nun gesagt. Und nun ist Dir leichter. Jetzt wollen wir an die Arbeit gehen. Und ein anderes Mal sprechen wir wieder davon. Gelt?"

Jutta blieb noch eine Weile liegen. Dann stand sie auf, strich sich die Haare zurecht, fuhr sich über die Stirne und sagte langsam: „Ja, Mutter! Du darfst halt nicht böse sein. Es ist so über mich gekommen. Es war eben Frühling. Ich zwing's schon hinunter, wenn's auch weh tut. Aber ich werde wohl eine Weile brauchen. Und darum bitte ich euch, daß ihr nicht ungeduldig seid. Ich weiß auch nicht, wie ich jetzt für mich bürgen kann. Ich habe den guten Willen, das Beste zu tun. Aber jetzt ist mir's wie einem Kind, dem man eine sehr schöne Blüte nimmt, die es gepflückt hat und an der es sich erfreuen möchte. Daß das Leben mehr ein Dornenstrauch als ein Blütenhag ist, weiß ich ja wohl. Es wird schon noch alles recht werden, und ich werde meinen Weg schon finden. Sei nur getrost! Ja, und jetzt will ich hinübergehen und die Kasse machen. Auch muß ich die Strazze noch ins Hauptbuch schreiben."

Die Mutter sah in ihren Schoß, der jetzt leer war, und es war ihr, als wäre ihr in diesem Augenblick etwas genommen worden. Sie sah vor sich hin, sie konnte nicht aufblicken.

Jutta aber lächelte, es war ein recht seltsames Lächeln, und ging an ihre Arbeit.

Zwei Nachbarhäuser.

Durch die Mitte der Stadt führte ein Flüßlein seine klaren Wellen, um sie zwei Stunden von der Stadt in den Rhein zu ergießen. Es kam von den Schwarzwaldbergen her, hatte seine Quellen hochoben bei einer stillen Mühle im Dunkel hoher Weißtannen, zog durch ein tiefes Felsental, zwischen alten Städtchen und Dörfern hindurch, um dann in der Ebene die Stadt zu durchqueren, behaglich wie ein Wandersmann vor seiner letzten Station. Man hatte ihm seine zuweilen an den Tag tretende Wildheit der Bergjugend in der Nähe der Stadt

durch eine Art von Aderlaß zu beschwichtigen gesucht, indem man einen sogenannten Gewerbekanal aus seinen Wassern abgeleitet hatte. Der ging nur durch einen Teil der Stadt und führte zuletzt unter der Stadtmühle hindurch. Hier war eine letzte Stauung, und durch den Schlund, der sich unter der Mühle auftat, mußten die Flößer hindurch. Rechts und links standen die beiden Häuser. Ein schmaler Steg führte über den Kanal an der Mühle vorbei.

Die Höfe und Gärten von Häusern, die an einem fließenden Wasser liegen, haben etwas ungemein Anmutendes. Sie können vielleicht schmutzig sein. Aber einen Hauch von Romantik werden sie immer haben. Sie spiegeln ihre Wände und Dächer im Wasser. Ihre Höfe, ihre Gärtchen werden von seinem ewig reinen Lauf bespült. Sie baden sich förmlich jung in diesem Element, das ihnen, wie alt sie werden mögen, immer die wirkende, fließende, nie rastende Natur vor die Mauern bringt. Da scheint die Abendsonne herein, das Wasser glänzt golden wie ein Geschmeide, selbst wenn es sich um eine unreine Stirne legt. Dann, wenn nächtlich die Lichter in den Zimmern hin- und herwinken, da fließt das Wasser dunkel wie eine Mahnung des leise pulsenden Lebens. Oder es scheint der Mond durch einen feuchten Nebelschleier und streut matte Perlen in das Wasser. Wie eine schwache Silberstraße wogt es zwischen den dunkeln Häusern hin. Oder in der Frühe eines Herbsttages rinnt es kühl dahin unter einem milchigen Nebel, bis die Sonne aufgeht, und es blitzende Pfeile schießt wie ein polierter Schild. Da treiben ein paar Äpfel oder Birnen, die von einem überhängenden Fruchtbaum heruntergefallen sind, beschaulich auf seinen Fluten dahin, bis sie etwa eines auffischt und doch noch ihrer Bestimmung zuführt. Auch ist es schön, wenn im Frühling die Syringenbäume ihre Blüten über dem Wasser schaukeln und das unten ganz leise zärtlich wie Liebesflüstern zu den Blütenbäumen hinauf vorbeiwogt.

Wenn man das Malerische ins Auge faßt, so boten die beiden Nachbarhäuser davon genug. Auf der einen Seite die Seifensiederei, auf der andern eine Gerberei. Betrachtete man das Arbeitsgebäude der Seifensiederei, so war man geneigt, dem reformendurstigen Paul recht zu geben. Ihre vergitterten Fenster waren klein und die Scheiben halberblindet. Das Innere der Siederei war recht unpraktisch eingerichtet. Da führten Treppen hinauf und hinunter. Überall die Unregelmäßigkeit eines Baues, der dem langsam wachsenden Bedürfnis angepaßt war. Ein schummeriges Helldunkel herrschte, in dem die Seifenkessel, die wenigen bedienenden Leute, die Arbeitsgeräte, große Schapfen, Stangen zum Rühren, Fässer und anderes eine Art von Dämmerleben zu führen schienen. Treppen und Gänge waren von Talg und Seife glatt und glitschig. Der Raum war eng, und man konnte sich beim Arbeiten nur schlecht bewegen. Es war eine durchaus richtige Erwägung, sich zu sagen: hier muß Licht und Raum geschafft werden, soll das Geschäft nicht auf dem bisherigen Stand stille stehen bleiben. Daß aber dieses Stillestehen einem jungen, vorwärtsarbeitenden Menschen nicht behagen wollte, ist begreiflich.

Von der Siederei führte zu dem Materialspeicher eine Art von Hühnerleiter, die im höchsten Maße unbequem war und bei Gelegenheit gefährlich werden konnte. Dort, unter dem Dache, lagen auch die Gesellenkammern. Der Verpackraum, der sich an der andern Seite anschloß, lag höher als der Boden der Siederei, und wenn man von diesem Raum aus in die von Dämmerung erfüllte Siederei hinunterging, so konnte man sich leicht den Fuß verstauchen. Denn wer nicht mit den Örtlichkeiten vertraut war, der konnte das Treppchen in dieses Inferno nicht gewahr werden. Der Verpackraum war zugleich auch Expedition und Kontor. Nebstdem wurde hier mit einem bogenähnlichen, drahtbespannten Instrument die Seife in Stücke zerschnitten. Auch hier war alles eng, nur daß man ein größeres Fenster hereingebrochen hatte, vor dessen Scheiben sich im Sommer ein Apfelbaum und ein Mirabellenbaum mit reifenden Früchten wiegten. In einer Ecke stand ein doppelseitiges Pult, an dem Jutta und Mathilde die Briefe schrieben und die Geschäftsbücher führten.

An den Wänden dieser Gebäulichkeiten waren Aprikosen und Spalierbirnen gepflanzt, die auf den düstern Wänden im Sommer und Herbst ein lichtes Bild von Fruchtbarkeit gaben. An den Hof, der gewöhnlich in seinen Rinnsalen eine vielfarbige, ölglänzende Flüssigkeit hatte, den Ausfluß der Seifenkessel, und in dem zwischen Fässern und Kisten die Hühner hin- und hergackerten, schloß sich ein Gemüsegärtchen mit Buchsbaumeinfassungen und etlichen Rosenstöcken, Feuerlilien und Flox. Der Mirabellenbaum breitete seine Zweige über ein von Feuerbohnen eingeranktes Gartenhaus. Der Apfelbaum aber stand im Herbst wie ein segnender Patriarch hoch über Haus, Hof, Garten und Wasser, voller Vogellieder und rötlicher Früchte. Am Uferzaun wuchsen etliche Syringenbäume.

Nicht minder altmodisch und kleinstädtisch war der gegenüberliegende Betrieb der Gerberei. Von Maschinen war hier noch nichts zu sehen. Man vertraute alles der Hände oder auch der Füße Arbeit an. An manchen Tagen konnte man hier die Gerbergesellen in den braunen Blusen und den blauen Leinenhosen den Lohkäse stampfen sehen, oder, wie man das ortsüblich nannte: Lohkäs träpple. Da lagen ganze Haufen des Gerbstoffes, zermahlene Fichten- und Eichenrinde. Ein herber, scharfer, saurer und doch frischer Geruch stieg empor. Es war etwas darin vom Wald im Herbst, wenn die Rinde stärker duftet, und atmete man eine Zeit den Geruch, so dachte man unwillkürlich an den stolzen, freien, großen Wald voller Duft der Bäume. In gleichmäßigen Regalen lagen die gepreßten Lohkäse da und gaben Zeugnis von dem Nützlichkeitssinn des Menschen, der, folgend der Natur, nichts unverwendet läßt. Im Wasser des Kanals hingen die zum Wässern ausgespannten Häute. Das Wasser gluckste leise um sie herum und trieb sie in seiner Strömung etwas dahin. Man konnte mit nachdenklichem Gemüt lange sitzen und dem Spiel zusehen, das die dahinströmende Flut mit den Häuten trieb. Sie war ja vorbeigeronnen an den Feldern, die das Heu für das Vieh geben, das da seine Haut zu Markt trug. Sie hatte in stillen Abendstunden die Tiere nach dem Futter brüllen hören. Sie hatte es weiden und das breitstirnige Haupt in die frische Morgenluft heben sehen, im Behagen des Kauens der taubenetzten grünen Kräuter. Nun war mit dem Todesstreich des Metzgers das unklare Bild der Welt erloschen, und die Häute hatten nur noch Leben durch die leise bewegende, ewig schiebende, rastlose Flut.

Der die Gerberei betrieb, der Gerberkarl, wie man ihn hieß, ein Vetter der Seifensiederin, war ein selbstherrlicher, besserwisserischer und eigentlich unangenehmer Patron. Er war kein gewöhnlicher Kopf. Allein er war zuzeiten schwer zu ertragen, und wenn er nach Weilheim ins goldene Laub kam, so pflegte der Laubwirt in seiner trockenen Art zu sagen: ‚Es gibt nur zwei, die wahrhaft weise sind. Der liebe Gott und der Gerberkarl.‘ Völlig ungenießbar wurde er, wenn er auf Politik und Literatur zu sprechen kam. Er hatte zuerst Pfarrer werden sollen; dann nach dem frühzeitigen Tod des Vaters hatte er die Gerberei übernehmen müssen. Nun hatte er den Bildungsdünkel des Halbgebildeten und die Unwissenheit des Nichtgebildeten. Er stritt über die schwierigsten Punkte mit einer Sicherheit, die zuerst verblüffte, dann ärgerte und schließlich, nach überwundener Gemütserregung, heiter berührte. Er war das verkörperte Dogma der Unfehlbarkeit. Sein bartloses, scharfgeschnittenes Gesicht mit den scharfen blauen Augen sprach lebhaft von dieser Selbstherrlichkeit. Bei allem dem war der Mann nicht glücklich. Seine Frau hatte früh der Schlag gerührt. Sein Geschäft ging so, daß er sich notdürftig über Wasser halten konnte. Um seine Lage zu verbessern, griff er zu allerlei, für einen Kleingewerbler gewagten Spekulationen. Und sein Sohn war ein richtiger ‚Einspänner‘, grüblerisch, verschlossen, ungesellig, ein merkwürdiger Mensch, der übrigens das vollenden wollte, was in des Vaters Leben wie eine unvollendete Ruine stand: er studierte Theologie.

Durch einen Zufall war sein Entschluß, Geistlicher zu werden, zur Reife gekommen.

Das Denken der Menschen, diese Leuchte, die ihm zum Glück und zum Unglück

gleichmäßig brennt, entzündet sich an mancherlei Dingen. Buddha ward zum Religionsstifter, weil er einen Siechen und einen Toten sah, Jakob Böhme, der Schuhmacher-Philosoph, erhielt seine Erleuchtung durch den Strahl der Sonne in einem Kupferkessel, und des Gerberkarls Sohn Theologie stammte von den Tierhäuten im Bache und dem dunklen Durchlaß des Wassers unter der Stadtmühle. Fuhren die Flößer da unter der Mühle durch, die Köpfe geduckt, in den gähnenden, strudelnden Schlund, nachdem sie noch eben im heitern Tageslicht geatmet hatten, so war es dem Knaben, als habe er ein Bild des Lebens. Und lag oder saß er am Ufer und schaute dem träumerischen Spiel der Flut um die Häute zu, so dachte er an die Vergänglichkeit aller Erscheinung, und auch das ward ihm zum Symbol. Und eines Tages hatte einer der Flößerknechte, der wohl berauscht war, den Kopf an die Mühlwand angerannt, war in die Stauwehr geraten und hing hier halb lebendig, halb tot im Wasser zwischen der Stellfalle und dem Wassergrund. Er hatte dabei den Verstand verloren und lief als Idiot und Insasse des Bürgerspitals herum, alle Welt um Tabak anbettelnd. Dies war dem einstigen stämmigen Flößer mit der Pfeife im Mund als einzige Erinnerung geblieben. Gerhard, des Gerberkarls Sohn, hatte dem Vorgang zugesehen. Und er war noch nachdenklicher geworden. Wenn er früher seinem Vetter Paul und den beiden andächtig lauschenden Schwestern, auf einem Lohkäshaufen stehend, Schillers Gedichte deklamiert hatte, so sonderte er sich nun ab, gab seinen Willen kund, Pfarrer zu werden und las für sich allein Thomas a Kempis ‚Nachfolge Christi'. Er war jetzt im Konvikt und sollte bald in eine Jesuitenanstalt kommen. Kaum kam er noch hinüber ins Nachbarhaus, und wenn er kam, so ging ein Hauch kühler Unnahbarkeit von ihm aus, der den künftigen Priester andeutete. Mathilde lachte ihn zwar aus. Aber auf Juttas empfänglicheres Gemüt machte er einen großen Eindruck. Er hatte einige Male allein mit ihr gesprochen, und das beklemmende Bild alles irdischen Daseins, das er ihr entworfen, hatte sie mit Angst erfüllt. Er war es, der früh in ihre Seele den Keim eines überspannten Verantwortlichkeitsgefühls legte, das Früchte des Wehes zu zeitigen bestimmt war.

Der neue Betrieb.

Es war Oktober. Die Kinder ließen die Drachen steigen, vor den Wirtshäusern sah man die Weinfuhren stehen, und in den Straßen gingen die entlassenen Soldaten mit kleinen Stöckchen, Reitpeitschen, Erinnerungspfeifen herum und sangen Lieder, in denen sie ihrer Freude über die wiedergewonnene Freiheit Ausdruck gaben. Um diese Zeit kam auch der ‚Apostel Paulus' zurück. Und es begann sofort ein eifriges Räumen und Bauen.

Er war vom Manöver — der Sommer war außerordentlich heiß gewesen — braun gebrannt, und zu seinem Schnurrbart ließ er sich jetzt einen Backenbart wachsen, obwohl es eigentlich für ihn noch zu früh war; er zählte jetzt zweiundzwanzig Jahre. Er hatte große blaue Augen, größere als Mathilde und schöner im Glanz. Mit der hohen, intelligenten Stirne und der kräftig und doch fein gebildeten Nase konnte er ein schöner Mann genannt werden, der Sympathien zu wecken wußte. Als er zum erstenmal wieder vor die Mutter trat, umfaßte sie ihn mit beiden Armen, sah ihm lang in die Augen und sagte leise: „Wenn Dich nun der Vater sehen könnte!" Und leiser fügte sie hinzu: „Du bist schön und stark. Nun werde auch glücklich!"

‚Und besonnen,' hätte sie gerne dazu gefügt. Aber als sie in des Sohnes lachende Augen sah, erstarb ihr das Wort auf der Zunge.

Sie mußte die Dinge gehen lassen wie sie gehen sollten. Konnte, durfte sie durch ein ewiges Mahnen zur Sparsamkeit dem emporstrebenden Sohn die Lust an seinem Lebenswerk vergällen? Aber mit heimlicher Angst sah sie, wie ein Tausend ums andere von der Sparkasse geholt werden mußte.

Zunächst zeigte sich beim Bau das beim besten Willen etwas unpraktische Wesen des jungen Lindenmaier. Alte Bauten umbauen, ist ohnehin ein böses Ding. Es ist erstaunlich, was solch altes Ge-

mäuer an Geld einzuschlucken vermag, just als wolle es sich rächen dafür, daß man es in seiner ehrwürdigen Vergangenheit anzutasten wage. Hier machte sich der Götzendienst, der in der Familie mit der Verwandtschaft getrieben wurde und dessen eifrigster Anhänger Paul selber war, sofort in übler Weise bemerklich. Es gab einige junge, tüchtige Baumeister am Ort. Aber der Gerberkarl, der mit seiner herrischen Art sich Pauls zu bemächtigen suchte, wußte einen Verwandten aus Weilheim aufzutreiben, einen gewöhnlichen Polier oder Parlier, wie die Fachleute sagen, der seine Kunst in der Hervorbringung jener neumodischen Bauernhäuser erprobte, die man in den Gemeinden des Landes mit scheußlich blaugetünchten Wänden, grellgestrichenen Läden und trostlos nüchternen Dachfirsten mehr und mehr emporwachsen sehen konnte. Er konnte zur Not ein Haus bauen, wie man es in den Kinderfibeln sieht; aber von einer einigermaßen verwickelteren Aufgabe hatte er nicht den Schimmer einer Ahnung. Nun hub ein Bauen an, das zum Erbarmen war.

Paul hatte einen großen Kessel und drei kleinere bestellt. Die Lieferfrist war so berechnet, daß sie eintreffen sollten, wenn das Haus unter Dach sei. Dann wollte man sie einbauen. Man brachte also einstweilen das Gebäude, dessen Material der Parlier besorgte, in die Höhe. Es war ein Schmutz und ein Durcheinander, vor dem der Mutter graufte und über das Jutta im stillen seufzte. Nur Mathilde war fest von allem überzeugt. Der Vetter Gerberkarl kam nahezu jeden Tag herüber, beriet mit Paul und dem Parlier und hatte die gründlichste Wissenschaft von allen Dingen. Die vorgesetzte Bausumme war bald überschritten, da der Parlier, um den Auftrag zu erhalten, den Voranschlag viel zu niedrig gemacht hatte. Paul machte dem Vetter Vorwürfe, was zur Folge hatte, daß dieser sehr beleidigt war und eine Woche lang nicht auf den Bau kam, bis Paul auf Antreiben der Mutter ihn selbst wieder holte. Und so war denn, wie Mathilde sich ausdrückte, wieder ‚alles Lieb's und Gut's‘.

Einmal im Bauen ging Paul daran, auch die Wohnräume der ‚Neuzeit entsprechend‘ umzugestalten. Wenn er einmal heiraten würde, konnte er sein Weib doch nicht in diese alten Kammern führen. Das freilich war der Mutter das Ärgste, und es gab beinahe Streit. Jutta stand auf Seite der Mutter, Mathilde, die nüchternere, auf der des Bruders. Wenn schon, denn schon. Es war der Mutter, als die Handwerksleute das alte, schöne Getäfel, den lieben, sandbestreuten Fußboden, die alten Türen abrissen und das gute, jahrzehntelang in Ehren gehaltene, gescheuerte und gebürstete Holz in allen Fugen ächzte und krachte — als bräche man ihr eigenes Leben ab. Sie verbrachte die meiste Zeit in einer Kammer bei der Lichtermacherei, in die sie das alte Kruzifix — einen Herrgottswinkel gab's nun nicht mehr — gebracht hatte und in der sie unter dem Bilde des Gekreuzigten ihre Dochte drehte und schnitt. Nicht mehr lange. Denn auch die Lichtermacherei verschwand binnen kurzem. Dort wurden dann wohnliche Zimmer hergestellt. Denn Paul gedachte einen Teil des Hauses zu vermieten. Auch das war der Mutter, die gewohnt war, im eigenen Hause zu schalten und zu walten, zuwider. Am meisten aber bekümmerte es sie, daß sie in Zukunft keine Dochte mehr machen sollte. Das war eine so liebe Beschäftigung gewesen. Man hatte so die Gedanken an ferne Zeit spinnen können. Und nun? Sie würde als die alte, ausgebrauchte Mutter herumsitzen und das Gnadenbrot essen. Und wenn erst eine Schwiegertochter kam! Es ward der Frau bänger und bänger ums Herz.

Unterdessen schritt die ‚Renovierung‘ des Wohnhauses fort. Statt des braunen Getäfels, das an Wintertagen so warm und traulich war, sah man eine goldbedruckte Tapete mit schnäbelnden Tauben und flatternden Schmetterlingen. Andere Zimmer waren mit Rosengirlanden, mit phantastischen Blumenbüscheln, mit Amoretten verziert. Der Tapetengeschmack jener Zeit fand darin sein höchstes Ideal. Der Fußboden wurde weggerissen und ein neuer hergestellt, der, mit Glanzlack gestrichen, glänzend und glatt wie ein Spiegel war. Die alte Standuhr mit dem einfachen Gehäuse und dem



Im Schatten. Gemälde von José Villegas.

behaglichen Ticken ward verbannt und ein Regulator, als hervorstechendes Zeichen der neuen Zeit, ins Zimmer gehängt. Als die Mutter zum erstenmal in dem so umgewandelten Zimmer saß, fühlte sie sich namenlos unglücklich. ‚Was hast Du eigentlich hier noch zu tun?‘ Die neue Uhr schwang ihren Pendel mit dieser Frage so vornehm geringschätzig, als ob die Zeit dieser Frau für ihren Lauf abgetan wäre.

Da es gegen den Winter ging und die Zeit drängte, hatte man an allen Ecken und Enden zu arbeiten, um vor einbrechender Kälte mit dem Fabrikneubau zu Ende zu kommen. Es war ein ungewöhnlich milder Winter, und das war ein Glück. Denn man konnte bis in den Januar bauen, und so kam das Fabrikgebäude unter Dach. Beim Richtfest hielt Paul eine Ansprache, die mit den Worten des Dichters schloß:

Das Alte stürzt. Es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Der Gerberkarl aber hatte einen langen Disput mit ihm wegen des Neubaues. Eigentlich hatte er sich alles anders gedacht.

Nun kamen die Kessel, es kam eine Maschine zum Schneiden der Seife, es kam ein Aufzug, es kam eine moderne Kontoreinrichtung. Aber o weh! In der Eile des Bauens waren die Maße für die Kesselräume versehen worden. Als man den neuen, großen Kessel setzen wollte, war der Raum zu klein. Die ganze Wand mußte herausgerissen und neugebaut werden. Einstweilen, da Kälte einfiel, war man gezwungen, die Kessel auf dem Hofe stehen zu lassen. Der Mirabellenbaum mußte sein Leben opfern. Es war, als ob die alte Zeit an der neuen sich rächen wolle. Denn für diese Monate wurde die Seife noch in den alten Kesseln gesotten. Der Gerberkarl, der den so tüchtigen Baumeister beschafft hatte, sagte mit hochweiser Miene: „Ich hab' es gleich gesagt: es kann nicht stimmen.“ Paul ärgerte sich, besonders da man über die Sache in der Stadt sprach. Aber er war zu sanguinisch, um ernsthaft besorgt zu werden. Freilich war schon ein großes Loch in die Sparkasse gerissen, durch das die Goldstücke ins Nichts zu fallen schienen. Paul beruhigte sich. Der ‚neue Betrieb‘ würde alles doppelt und dreifach einbringen. Mit dem Sommer ward denn alles fertig. Der Voranschlag war um fünfzehntausend Mark überschritten. Und der Sommer brachte eine Überraschung. Es ergab sich, daß der Schreiner zu frisches Holz genommen hatte und daß der Boden zum Teil versport war.

Zum Trost und zur Erhebung aber erhob sich im Hofe in einiger Entfernung von dem alten, bedächtig sein Haupt schüttelnden Apfelbaum ein stolzes Kamin. Und der Gerberkarl wußte auch hier etwas ganz Besonderes. Seit Menschengedenken war auf dem Kamin seines Hauses ein Storchennest. Bei einer Ausbesserung des Daches ergab sich, daß die Balken durch den Unrat des Nestes faulig geworden waren. Nun hatte er einen prachtvollen Einfall. Man würde das Storchennest als Wahrzeichen der Familie und Symbol ihres Weitergedeihens auf das Fabrikkamin setzen. Paul war damit einverstanden, obwohl es ihn etwas lächerlich dünkte. Aber Verwandtschaftssymbol — mit dieser einen Erwägung war alles niedergeschlagen. So baute man denn auf das Kamin noch eine eiserne Brüstung und darauf ward das Wagenrad mit dem Storchennest gesetzt, Die Sache gab zu mancherlei Witzen Gelegenheit. Und man hieß von da ab die Seifensiederei ‚Das Storchennest‘.

Der Gang zur Freundin.

An einem Samstag in einem späteren Jahr sagte Jutta: sie wolle nach Weilheim gehen, um nach einer Freundin zu sehen, die einem Kind entgegensah. Die Mutter, die in ihrer Hüfte, wie schon oft, Schmerzen spürte, konnte sie nicht begleiten, wiewohl sie es gerne getan hätte. Sie hätte gern nach den Feldern und Reben geschaut, die etwa eine starke halbe Stunde vor Weilheim lagen und die sie, ob auch schon lange in der größeren Stadt ansässig, nicht veräußern mochte. Manchmal sah man die alte Frau, den Arm in die Seite gestützt, einen schwarzen Schattenhut auf dem Kopf, durch die Kornfelder, die Klee- und Rapsäcker, die Äcker mit Hanf und Tabak und die Reben gehen. Sie hatte

etwas Mütterlich-Ehrwürdiges, wenn sie so dahinschritt, und jeder, der ihr begegnete, grüßte sie, denn man kannte sie wohl im Städtchen. Alle mochten sie leiden, wie man auch den alten Seifensieder hochgeschätzt und geachtet hatte. Da die Mutter nun heute die Fruchtfelder und Reben nicht besichtigen konnte, so trug sie es Jutta auf.

Die Mädchen kamen nun weniger mehr nach Weilheim, denn sie durften den Markt nicht mehr besuchen. Man hatte ja jetzt einen Reisenden. Und überdies schien Paul diese Art der Geschäftsgebarung veraltet und eines aufstrebenden modernen Geschäftes unwürdig. Statt dessen half Jutta, die eine schöne Handschrift hatte, bei der Korrespondenz und bei der Buchführung, und Mathilde dirigierte im Verpackraum. Die Mutter, die nun keine Dochte mehr drehte, ging ab und zu, half da und dort und fühlte sich im Ganzen tiefinnen recht unglücklich. Wie ein Trümmer des alten stand sie in diesem neuen Geschäft, zu dem sie nichts mehr sagen mochte und nichts mehr sagen konnte. Denn alles machten der Sohn und der Gerberkarl zusammen.

Als Jutta sich in dem Kämmerlein der Schwestern zu dem Besuch bei der Freundin richtete, sah sie drüben am Fenster Gerhard stehen und im Brevier lesen. Er war zu Besuch da. Noch strenger und verschlossener war er geworden, und über Pauls Bauerei hatte er zu Jutta gesagt: „Da bauen und werken die Menschen. Dabei denken sie nicht an ihre Seele.“ Paul und Gerhard waren große Gegensätze geworden. Paul war ‚Liberaler‘ und gedachte sich den Freimaurern anzuschließen. Beides Dinge, die sich dem Geistlichen wie der Teufel in eigener Person darstellten. Dennoch bestand der Verwandtschaft halber, die auch Gerhard nicht beiseite setzen mochte, ein leidliches Verhältnis. Paul machte zuweilen Witze über den frommen Vetter, und der warnte ihn vor dem Teufel und seinem Anhang. Was er damit meinte, wußte Paul wohl und lachte aus vollem Hals. Er hatte ein merkwürdig schallendes Gelächter, in dem sich Selbstbewußtsein und breite Behaglichkeit paarten. Die Mutter schüttelte zu diesen Diskursen den Kopf, Mathilde gab dem Bruder recht, wiewohl sie eine durchaus religiöse Person war und keine Frühmesse versäumte, und Jutta saß still dabei. Zuweilen kam ihr dann der Gedanke, Nonne zu werden. Aber sie scheute sich, ihn auszusprechen. Dennoch erschien ihr das als der einzige Ausweg aus den Bedrängnissen ihres Herzens. Und sie träumte sich einen Kreuzgang mit weißbehaubten Nonnen in der Abendkühle und dem Frieden eines weltfremden Seelenheims.

Nun nahm sie Hut und Tuch und ging. Gerhard hatte sie bemerkt und grüßte ernst herüber. Sie war die einzige, die in ihrer stillen, eingezogenen Art ihm sympathisch war. Er fühlte, daß auch sie tiefer denke, und er glaubte zuweilen, sie dem Frieden, den er in sich trug, zuführen zu müssen. Aber dann scheute er sich wieder vor dem Spott Pauls. Auch glaubte er: ihre Zeit werde wohl noch kommen.

Über dem Kamin kreisten die Störche, und die Jungen machten Flugübungen. Denn es ging bald auf die Fahrt. Jutta ging, ihr Sonnenschirmchen in der Hand, durch das alte Tor und schritt rüstig weiter, durch die fruchtschweren Felder. Zuweilen flogen ihr Sonnenfäden ins Gesicht. Ein herrlicher Goldschein lag über dem Land, und die Berge blauten in die Ebene herab, daß einem das Herz lachte. Es war ein wundervoller Herbsttag. Da und dort brach man Birnen oder Äpfel, und die liebe Gottesfrucht leuchtete verlockend aus den Körben. Auch hochgetürmte Wagen mit Hafer begegneten ihr. An manchen Stellen wurden Kartoffeln ausgemacht, und der bläuliche Rauch des verbrannten Kartoffelkrautes zog durch die von Düften satte, klare Luft. Jutta dachte im Schreiten: ‚Nun müssen wir unsere Äpfel auch bald heimholen.‘ Und wie sie so durch die Herbstfülle schritt, war ihr froher und leichter. Sie begann im Gehen zu summen und sang ein altes Lied vor sich hin, das stimmte wunderlich mit ihren Gedanken und ihrem Gang zusammen. Denn inmittels des Gehens hatte sie an ein altes Bild in der Kirche denken müssen, wie Maria über das Gebirge zu Elisabeth

geht, die einem Kindlein entgegensieht. Der Maler hatte in seiner naiven Art deutsche Fruchtbäume und über dem Weg liegende Äpfel und Birnen dazu gemalt. Sie mochten wohl ein Symbol der Fruchtbarkeit sein. Wie sich nun im Gehen da und dort ihr Fuß an einem Apfel oder einer Birne stieß, kam ihr das Bild immer wieder in Sinn und zugleich das Lied:

Maria, Rosenblüte rot
Sitzt in der Lauben still.
Ihr Herz ist schwer von süßer Not,
Die ihr was sagen will.

Die Weise wollte ihr nicht aus dem Kopf, und sie summte sie noch, als sie schon in der Nähe von Weilheim war. Da hielt sie an. Es war gerade bei den alten Eichen, unter denen damals der Lehrer gegeigt hatte. Sie setzte sich auf die Bank und sann vor sich hin. Sollte sie jetzt durch die Felder und Reben nach Weilheim gehen oder beim Rückweg? Lieber in der Abendsonne. Sie erhob sich und schritt weiter. Aber nun ging es wie ein süßer, langgezogener, verhaltener Geigenstrich mit ihr, und so viel sie wehren mochte, sie verscheuchte es nicht. Da war endlich das Städtchen. Sie ging geradeswegs auf das Haus der Freundin zu. Der Mann, im Kaufladen stehend, begrüßte sie freundlich und sagte ihr: Fanny sei hinten im Garten in der Laube. Jutta ging den Hausflur hindurch. Blühende Oleanderbäume, die zu beiden Seiten des Eingangs in den Garten standen, streiften ihr die Stirne. Sie schritt weiter. Buchs und Reseden, späte Rosen dufteten durcheinander, und hohe Sonnenblumen standen in stolzer Pracht mit reifen Samen. Die Freundin saß in der Laube und häkelte an einem Kittelchen. Sie freute sich sehr, Jutta zu sehen, stand auf und bot ihr nach Klostersitte die beiden blühenden Wangen zum Kuß. Beide hatten sie dasselbe Klosterpensionat in Osterberg besucht.

Die Freundin war etwas verlegen. Aber Jutta empfand es wie eine Feierlichkeit, sie gesegneten Leibes zu sehen. In dieser einfachen Natur wohnte nichts von jener Albernheit, der eine schwangere Frau ein Gegenstand der Prüderie ist. Ihr schien das etwas Heiliges, zumal in diesem Garten voller Früchte. Die Freundinnen schlangen die Arme umeinander und blieben lange in traulichem Gespräch. Dann brachte das Mädchen Kaffee, Kuchen und Eingemachtes. Auch der Kaufmann setzte sich einen Augenblick dazu, seine Zigarre zu rauchen. Mitten im Gespräch sagte er: „Nun ist der Stephan Lindenmaier wieder da. Ei, der ist in Nizza und wo sonst er war, ein Feiner geworden. Spricht Französisch und Englisch, ja sogar Italienisch und hat große Pläne. Er hat auch nach Ihnen gefragt, Fräulein Jutta, ob Sie noch zu haben seien?"

Er lachte. Da Jutta aber ernst blieb und die Frau ihm einen Blick zuwarf, so fing er von andern Dingen zu erzählen an. Vom Streit zwischen dem Hauptlehrer Schwörer und dem Pfarrer. Der Schwörer sei ein tüchtiger Mensch und liberal. Der Pfarrer aber ein Erzpfaffe voller Dummheit und Bosheit, der sich in alle Schuldinge einmenge, die Lehrer despotieren und alles nach seinem Gutdünken anordnen wolle. Da habe der Schwörer, der jüngst erst Hauptlehrer geworden sei, ordentlich aufgemuckt und dem Pfarrer gesagt, daß sie keine Maskenstöcke seien. Ganz Weilheim nahm an dem Streit in Für oder Wider teil. Man befand sich in der vollen Blüte des Kulturkampfes. Jüngst sei sogar ein Regierungskommissär dagewesen, um an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen. Der Pfarrer werde wohl versetzt werden, da er bei der Lehrerschaft verhaßt sei wie der Tod. Doch stehe das noch im weiten Feld, da auch die Kurie in der Bischofsstadt auf ihrem Recht bestehe.

Jutta hörte schweigend zu und verabschiedete sich dann von der Freundin. Die ging noch bis zu den Oleanderbäumen mit, die, vom warmen Abendgold beschienen, in voller Herrlichkeit dastanden. Unterwegs brach sie Jutta einige Teerosen für die Mutter. Sie hatte Tränen im Auge, und auch Jutta wurden die Augen feucht.

Mit schnellen Schritten, in innerlicher Bewegung, ging sie dahin. Vor der Tür des goldenen Laubes, unter den Fuchsien und Geranien des Erkers, stand der Laubwirt, in den üblichen Pantoffeln, die

Pfeife im Mund, das braune Käppchen auf dem Kopf.

„Schau, 's Bäsle! Woher geht der Gang?"

„Ich war bei der Fanny Staiger."

„Und zu uns kommst erst nachher? Wir sind halt keine so feine Leut'!"

„Aber, Onkel, was Du da sagst! Ich komm' ja jetzt fast gar nicht mehr heraus. Und es tut mir fast leid. Es ist halt jetzt alles anders."

„Ja, der Paulus hat aufgeräumt. Er hat die neue Zeit gebracht. Meinem Herrn Filius ist auch nichts mehr recht. Aber ich bremse, damit die Kutsche nicht zu rasch geht. Es ist dumm, daß er gerade heute nach Karlsdorf wegen der neuen Malzdarre gefahren ist. Na, in den nächsten Tagen wird er Euch heimsuchen. Er ist ein ganzer Kerl geworden. Und ich hab' einen rechten Stolz auf ihn. Auch weiß er, was er will. Und ich glaube manchmal selber, ich bin zu ängstlich. Glaub' nur, der verbaut sich nicht wie der Paul."

„Ach, Paul, der hat eben Unglück gehabt mit seiner Bauerei. Das wird sich alles schon geben."

„Er soll nicht so viel auf den Gerberkarl hören. Aber der ist ja sein Orakel. Dabei blieb er besser bei seinem Lohkäs."

„Ja, das ist wahr. Paul ist leicht zu beeinflussen und gerade von ihm. Aber es wird alles schon werden. Es gehen schöne Bestellungen ein, und es wird tüchtig gearbeitet. Wenn er noch mehr Kapital hätte, dann wäre es besser. Aber es ist schon viel hineingeschlupft."

„Will's glauben. Eile mit Weile."

„Ja, jetzt will ich gehen, Onkel. Ich will noch in die Felder. Und nach den Reben sehen."

„Ei, da kannst Du ja durch den Garten zu den Hopfenfeldern hinaufgehen. Da ist's näher. Komm, ich begleite Dich ein Stück."

Sie gingen der Kegelbahn entlang, auf der die Hühner gackerten, am Eiskeller vorbei, durch einen langen Garten, in dem das Spalierobst eine wahre Augenweide bot — es war des Laubwirts Spezialität —, und wo an einem Gartenhaus die Winden in allen Farben kokettanmutig hinaufkletterten. Jutta dachte an manche Kindheitstage in diesem Garten. Auch an Stephan —

Oben an den Hopfenfeldern, wo die Hopfenstangen schon zusammengestellt waren, nahm der Laubwirt Abschied. Er streichelte ihr die Backen, denn er mochte das Mädchen seit Kindheit, da sie so was Feines, Stilles hatte. Das war auch beim Sohn so. Dieses mehr grobknochige Geschlecht verlangte nach etwas Zartem, Weichem. Jutta senkte die Augen. Wie gerne, wie gerne hätte sie dem Vater des Mannes, der sie begehrte, einen vollen Blick des Vertrauens geschenkt. Aber —

„Du bist jetzt so jung und schön," sagte der Laubwirt. „Fast möchte man sich selber in Dich vergaffen. Wunder, wenn's den Jungen so zumute wird. Na, jetzt schwätz' ich halt daher. Adjes! Und hör': sag dem Paulus, er soll nicht zu viel auf den Gerber-Karl hören. Ich weiß, daß der Gerber allerlei Wechselgeschäfte macht mit einem Bankier in Karlsdorf. Daß er nicht in diesen Strudel hineinkommt. Ich möcht's ihm nicht gönnen!"

Er sah ihr noch lange nach, wie sie zwischen den Hopfenfeldern unter den alten Nußbäumen hinschritt, so leicht und ernst zugleich.

„Das wär' eine Rechte, und sie sollt' es gut haben," sagte er vor sich hin, dieweil er vor den Abendsonnenstrahlen die Augen mit der Hand schützte. Nun sah sie sich noch einmal um und winkte mit der Hand. Dann verschwand sie hinter einem Hügelrücken.

Das Abendrot lag auf den Fluren.

Ein Gelöbnis.

Das Umwandeln der Felder und Rebgelände hatte etwas Feierliches. Auch Jutta empfand es immer. Wenn sie Sonntags mit der Mutter nach dem Nachmittagsgottesdienst von der Stadt nach Weilheim ging, dann im Gewann Judenfeld oder im Gewann am Galgenberg oder am Jettenbühel, wo man so schön auf die Berge hinaussah und hinab auf das Städtchen, ihren Spaziergang machte, so war sie stets von der Empfindung beherrscht, wie nahe verwandt die Natur den Menschen sei, die mit ihrer Hände Fleiß ihrem gütigen, so ge-

währungswilligen Leib die Früchte entlocken. Urgroßvater und Urenkel reichten sich hier die Hand, und jeder Acker, jeder Weinberg, jeder Fruchtbaum war ein Stück Menschengeschichte.

Nun ging sie den Flammen des Himmels entgegen, die unter dem kühleren Stahlblau als der allmählich verlöschende Widerglanz der Sonne standen. Sie besah die Reben. Da und dort hing schon eine reife Beere, die sie kostete. Es war ein schönes Bild, wie das Mädchen sich zu dem Weinstock bückte, wie sie langsam und fast kosend mit den weichen Lippen ihr den Saft entsog. Unter den dunkleren Schatten alter Nußbäume ging sie zum Jettenbühel hinauf. Dort war eine Bank, von der man eine wundervolle Schau hatte. Dort wollte sie noch einen Augenblick verweilen und dann gehen. Es würde zwar schon Nacht sein, wenn sie in die Stadt kam. Aber das Gefühl der Furcht war ihr fremd.

Da hörte sie, indem sie den kleinen Weg zwischen den Weinbergen hinaufstieg, mit einem Male einen Geigenton. Schweigend kam er durch die Luft. Er schwoll an und setzte in eine Melodie über, die sie nur zu wohl kannte. Sie strömte über die Weinberge wie der Duft eines alten Weines. Jutta blieb stehen und preßte die Hand aufs Herz. Es klopfte hörbar in wuchtigen Schlägen.

Sollte sie fliehen oder weitergehen?

Sie ging weiter. Sie kam nach oben. Da saß der Spielende und geigte dem Abend entgegen. Der letzte Ton war verklungen. Er ließ die Geige sinken und starrte hinaus in das verdämmernde Abendrot. Hunderte von Grillen sangen, und es war eine süße Schwere in der Natur ringsumher. Nun fühlte er — denn Jutta war lautlos gegangen — die Nähe eines menschlichen Wesens. Der Lehrer drehte sich um, und vor ihm stand Jutta.

Er hielt die Geige in seiner Hand und sah sie nur an. Und auch sie sprach kein Wort. Er war eine stille Größe in diesem Schweigen.

Dann sagte sie ihm — und ihre Töne kamen so langsam wie die ersten Glockentöne des Abends oder Morgens — er solle weiterspielen. Sie wolle hier einen Augenblick rasten und dann heimgehen. Sie habe einen Gang durch die Reben gemacht, weil die Mutter es gewünscht habe, und dann habe sie die schöne Umschau noch genießen wollen.

Da lud er sie ein zu sitzen. Und sie setzte sich, im Innern ein wenig zitternd, neben ihn. Er stimmte an der Geige, und sie spielte mit dem Band an ihrem Hut. Der Abend begann die Täler mit blauen Schatten zu füllen, und der Mond strebte hoch in seinem reinen Lauf. Sie bat ihn noch einmal, zu spielen. Da setzte er die Geige an, und aus seiner eigenen Brust quollen die Töne hervor. Es war eine dunkle Weise, sich immer wiederholend. Wie eine Taube irrte sie in der Dämmerung, eine Taube, die um Einlaß bittet. Sie kommt wieder und wieder, ob das Fenster aufgetan werde. Sie verfliegt sich endlich, und es ist stille. Und nur der zitternde Nachlaut einer starken Sehnsucht schwingt in der Luft.

Jutta saß in sich versunken. Dann schrak sie auf. Nun mußte sie gehen.

Er wollte sie begleiten. Es war nun doch spät. Sie nahm es an. Und stumm gingen sie durch die Weinberge hinab.

An der Straße unten vor dem Städtchen trafen sie auf einen Jungen, der, einen Korb voll Äpfel am Arm, nach Hause ging. Es war ein Schüler des Lehrers. Der Lehrer gab ihm die Geige mit unter nachdrücklicher Weisung, sie gut heimzubringen. Der Junge lachte mit dem ganzen Gesicht. Man sah ihm an, daß er den Lehrer gern hatte. Zärtlich als ob er ein Kind trüge, nahm er Geige und Bogen, und ging dem Städtchen zu, erfüllt von seiner wichtigen Aufgabe.

Die beiden schritten lange stumm nebeneinander her, durch ein Dorf hindurch, immer mehr der Stadt zu.

Mit einem Male, im vollen Mondschein, blieb der Lehrer stehen. Er sah Jutta an, die ihre Wimpern gesenkt hatte. Und man hörte in dieser stillen, holden Nacht den Herzschlag dieser beiden jungen Leben, die sich suchten.

Seine Stimme machte sie erbeben, als er sprach: „Wie steht es mit uns? Ich darf es wohl fragen."

Sie gab keine Antwort. Aber im

klaren Mondlicht sah er nun, wie Träne auf Träne ihr über die Wangen lief.

Da trat er erschüttert näher. Er nahm ihre heiße Hand, und sie ließ ihm die Hand. Leise sprach er: „Habe ich Ihnen weh getan?"

Sie schüttelte den Kopf, weinte aber noch immer. Es war so eine dunkle, schwere Ahnung in ihr.

„Könnten Sie mich nicht ein wenig lieb haben?" fragte er mit einer weichen, zuckenden Stimme.

Da fühlte er einen Druck ihrer Hand, auf die ihre Tränen herabgefallen waren. Aber diese Hand entzog sich ihm dann in unwillkürlichem Erschrecken. Da führte er seine Hand, die von ihren Tränen feucht geworden war, an seine Lippen und küßte die Tränen von der Hand.

Ein Beben ging durch ihre Gestalt.

„Es ist nicht viel, was ich zu bieten habe. Ein Leben voller Arbeit, aber auch voller Feiertagsstunden. So wie heute abend. Was soll ich noch sagen? Ich habe Sie lieb gehabt vom ersten Augenblick. Und wie es werden mag, Sie werde ich nie vergessen."

Sie stöhnte auf. Und jählings schüttelte sie ein vom Innersten herausbrechendes Schluchzen. Sie schwankte. Erschreckt stützte er sie.

Und da war's, als sie seinen Arm fühlte, daß sie von einer schicksalsschweren Gewalt getrieben, den Arm um ihn schlang. Und in diesem Augenblick küßten sie sich heftig und wieder.

Und dann richtete sie sich auf und sagte kurz und stolz: „Komm, Hand in Hand wollen wir zur Mutter gehen! Sie kann mich Dir nicht verweigern!"

Und schweigend gingen sie durch die mondbeglänzte Landschaft der Stadt zu. Hand in Hand. Und es dünkte sie Glückes genug, das nur zu fühlen.

Die Werbung.

Die Mutter saß im Wohnzimmer in ihrem alten Lehnstuhl bei der Lampe und las in den damals beliebten „Stunden der Andacht" von Zschokke. Sie war unruhig, weil Jutta noch nicht da war und sah öfters nach der Uhr. Dabei fiel ihr immer ein, daß hier einst die alte schöne Wanduhr gestanden hatte und daß sie nun draußen im Gang stand. Und dann seufzte sie ein wenig und begann wieder zu lesen.

Sie hatte zuerst vorgehabt, sich ganz in ihr Altenteil in das obere Stübchen zurückzuziehen. Allein die Kinder hatten ihr so eindringlich zugeredet, daß sie davon Abstand genommen hatte. Aber niemals fühlte sie sich so recht wohl.

Nun stand sie auf und ging ans Fenster. Mathilde war drüben bei der Gerberfamilie, wo sie mit dem Gerber und seiner gelähmten Frau Sechsundsechzig um Bohnen spielte, ein insofern unterhaltendes Spiel, als jedes dem andern die Schuld gab, wenn das Spiel verloren wurde. Der Sohn saß in einer Ecke und mußte trotz seines Ernstes über diesen Eifer um einer Bohne willen zuweilen lächeln. Die Gerbersfrau war nicht gerade die angenehmste Person. Ihr Schlaganfall hatte auch ihr Gemüt verdüstert. Sie lästerte gern und wußte jedem etwas anzuhängen. Klein und verschrumpft, mit bösen Blicken, saß sie in einer Ecke des Zimmers, vor ihr ein Spucknapf mit weißem Sand gefüllt. Sie las den ganzen Tag, am liebsten Romane der Gartenlaube. Der Sohn, der eine große Ehrerbietung vor ihr hatte, konnte sich zuweilen nicht enthalten, zu ihr einige Worte über ihre Lektüre zu sagen. Aber als er ihr einmal Thomas a Kempis „Nachfolge Christi" hinlegte, schob sie das Buch energisch weg. Sie war nichts weniger als religionsfreundlich. Das Unglück, das sie heimgesucht hatte, war ihr als ein großes Unrecht an ihrem Leben vorgekommen. Und statt gottesfürchtig zu werden, war sie bitter und gottfremd geworden. Der Sohn sah dies mit wachsendem Schmerz. Allein er konnte es nicht ändern. Er betete viel für sie und ließ sie im übrigen gehen.

Die Seifensiederin preßte ihre Stirne an die Scheiben und sah lange hinüber. Man sah die Schatten der Spielenden hinter den Fenstern. Jetzt erhob sich der Gerbersohn und küßte die Mutter auf die Stirn. Er begab sich auf sein Zimmer. Die Seifensiederin sah wieder nach der Uhr. Gleich neun. Da hörte sie im Hausgang ein Geräusch. Die Türe

ging auf. Jutta stand in der Tür. Und neben ihr ein fremder Mann, der Lehrer.

Es war einige Augenblicke Stille. Dann ging Jutta auf die Mutter zu und küßte sie. Die Mutter war zu betroffen, um den Kuß erwidern zu können. Das tat Jutta weh. Sie trat zurück und verschlang die Hände ineinander. Sie sah vor sich hin, und der ganze Widerstand, den sie erfahren würde, kam ihr mit einemmal in aller Schwere zum Bewußtsein.

Der Hauptlehrer aber trat vor und sagte mit ruhiger Stimme: „Frau Lindenmaier, Jutta und ich haben uns verlobt. Wir haben uns sehr lieb. Machen Sie uns glücklich und geben Sie Ihre Einwilligung."

Die alte Frau hatte sich gesetzt. Ihr Atem ging schwer. Ihre faltigen Hände zitterten leicht. Sie hatte die Brille hinaufgeschoben und betrachtete lange den Mann, der ihre Lieblingstochter zum Weib begehrte. Es war ein vergeistigtes, nicht gewöhnliches Gesicht und eine Erscheinung von schlichter Vornehmheit. Aus dem ganzen Wesen sprach Kraft und Tiefe.

Und sie betrachtete ihre Tochter, wie sie demütig dastand. Fast wie eine Sünderin. In dem Augenblick, da sie der Bann des väterlichen Hauses umfangen hatte, war sie mutlos geworden.

Das Herz der alten Frau sprach: ‚Ja, ihr gehört wohl zueinander. Und er ist Deiner wert.'

Aber ihr Verstand sprach: ‚Was wird die Familie dazu sagen?'

Und dieses Familiengefühl war stärker als das Mutter- und Weibgefühl.

Sie hustete, blätterte in dem Buch und wollte etwas erwidern. Der Uhrpendel tickte geschäftsmäßig hin und her. Nicht so schwer wie der Pendel draußen im Gang. Und dennoch schien es den dreien, als verkünde er Minuten statt Sekunden.

Jutta sah auf und die Mutter an.

„Mutter," sagte sie aus aller ihrer Qual heraus, „Ihr wollt nicht? Du willst nicht?"

Es war halblaut gesprochen und klang doch wie ein Schrei.

„Stephan," sagte die Mutter mechanisch vor sich hin.

In diesem Worte lag ihre stumme Weigerung, lag der Widerstand der Familie, lag die Furcht, den Anker zu verlieren, der das schwer zu steuernde Schiff des Geschäfts vor dem Stranden retten konnte. Wenn das Kapital ausging — und das konnte nicht ausbleiben, denn der alten Frau war es trotz aller Gegenversicherungen Pauls klar, daß man vorerst mit Verlust arbeite — wer konnte, wer wollte dann noch helfen? Und nun stand die Tochter da, ihr ganzes Herz bebte nach dem geliebten Mann hin, und die Mutter sollte nein sagen!

Und die alte Frau wiederholte das Wort: „Stephan."

Sonst wußte sie nichts zu sagen. Aber das war genug. Aus diesem Wort pochte ein ganzes Schicksal.

„Frau Lindenmaier," sagte der Lehrer in seiner einfachen Weise, „es geziemt mir nicht, Sie zu drängen. Sie wissen ja nun, wie es mit uns beiden steht. Liebe läßt sich nicht kommandieren. Aber wir können ebensowenig verlangen, daß Sie sich nun gleich von vertraut gewordenen Gedanken einer anderen Verbindung losmachen können. Ich ehre und achte das Familiengefühl. Es trägt und hebt die ganze Gesellschaft. Aber auch der einzelne hat sein Recht, zu leben. Ja, er hat seine menschliche Pflicht, die ihm die Natur vorgeschrieben hat, das zu wählen, was ihm am zukommendsten erscheint. Glauben Sie nicht, daß ich mich eindrängen will. Aber glauben Sie auch nicht, daß ich ohne weiteres verzichte. Was man gefunden hat, hält man fest. Und ich habe in Jutta einen so köstlichen Schatz gefunden, daß ich ihn aller Welt mißgönne. Aber ich kann warten — ich kann warten. In unserm Beruf lernt man Zuwarten und Geduld."

Die Mutter seufzte. Alles, was er sprach, klang wohlgesetzt und bescheiden. So sagte sie denn nach einer Pause: „Aus allem, was Sie sagen, Herr Schwörer, scheint mir das Bild eines Ehrenmannes hervor. Sie werden gewiß Ihre Macht über Jutta nicht mißbrauchen. Ich leugne es nicht: es ist eine andere Verbindung im Wege mit dem Sohne meines Schwagers in Weilheim. Und unser aller Wunsch wäre es, daß sie glücklich ge-

schlossen würde. So ist es denn an Jutta, sich reiflich zu prüfen und dann zu entscheiden. In ihren Händen liegt nun alles."

„Mutter!" stieß Jutta hervor. „Und ich ganz allein, ich schwaches Mädchen, soll die Verantwortung tragen?"

„Ich helfe Dir!" sagte der Hauptlehrer einfach.

„Nun leben Sie wohl und verzeihen den späten Besuch! Die Liebe fragt nicht nach Brauch und Stunden. Lebewohl, Jutta."

Er faßte ihre Hand, sah ihr in die Augen und ging dann. Ihre Hand war kalt und zitterte.

Die Tür hinter ihm fiel ins Schloß. Man hörte seinen Schritt verhallen und die äußere Tür gehn. Dann war Schweigen.

Jutta hatte sich gesetzt. Sie sah auf ihre Hände herab.

„Mutter!" sagte sie. „Bist Du böse?"

„Ach nein, Kind! Gewiß nicht! Nein, gewiß nicht! Aber — alles das kommt so schnell."

Wieder Stille und der Pendelschlag.

„Nun muß Paul bald heimkommen! Er ist in der Harmonie."

„Gute Nacht, Mutter!"

Jutta küßte die Mutter auf die Stirne. Als die in ihre traurigen, verdunkelten Augen sah, da überkam sie jählings eine Regung. Sie zog sie zu sich nieder, umschlang sie und drückte sie fest an ihre welke Brust. Da lag das junge blühende pochende Leben.

„Mutter," stammelte Jutta, „ich hab' ihn sehr lieb.

Aber die Mutter erwiderte nichts. Sie sah in stummer Ratlosigkeit vor sich hin.

Da erhob sich Jutta und ging zur Türe.

„Nun will ich schlafen gehn."

Sie nahm einen Messingleuchter von altertümlicher Form und zündete das Talglicht an. Ohne sich umzusehen, schritt sie hinaus. Die alte Frau hörte sie die Treppe hinaufgehen, eine Zeit hin und her wandern. Dann ward es stille.

Und die Mutter saß mit gefalteten Händen und brütete.

Und sie las aus dem Buche vor sich mit heißen Tränen die Worte: „Freilich, o mein Gott, o Du Allwissender! Mancher heiße, innige Wunsch bewegt mein Herz, mancher kleine stille Wunsch, welchen ich fast niemanden entdecken möchte, um nicht verkannt zu werden; mancher Wunsch, den ich laut und mit Tränen ausrufen möchte, ach! wenn mir dieser erfüllt würde! O Du kennst ihn; ich darf ihn Dir nicht nennen, — ach! es wäre mein höchstes Glück! —

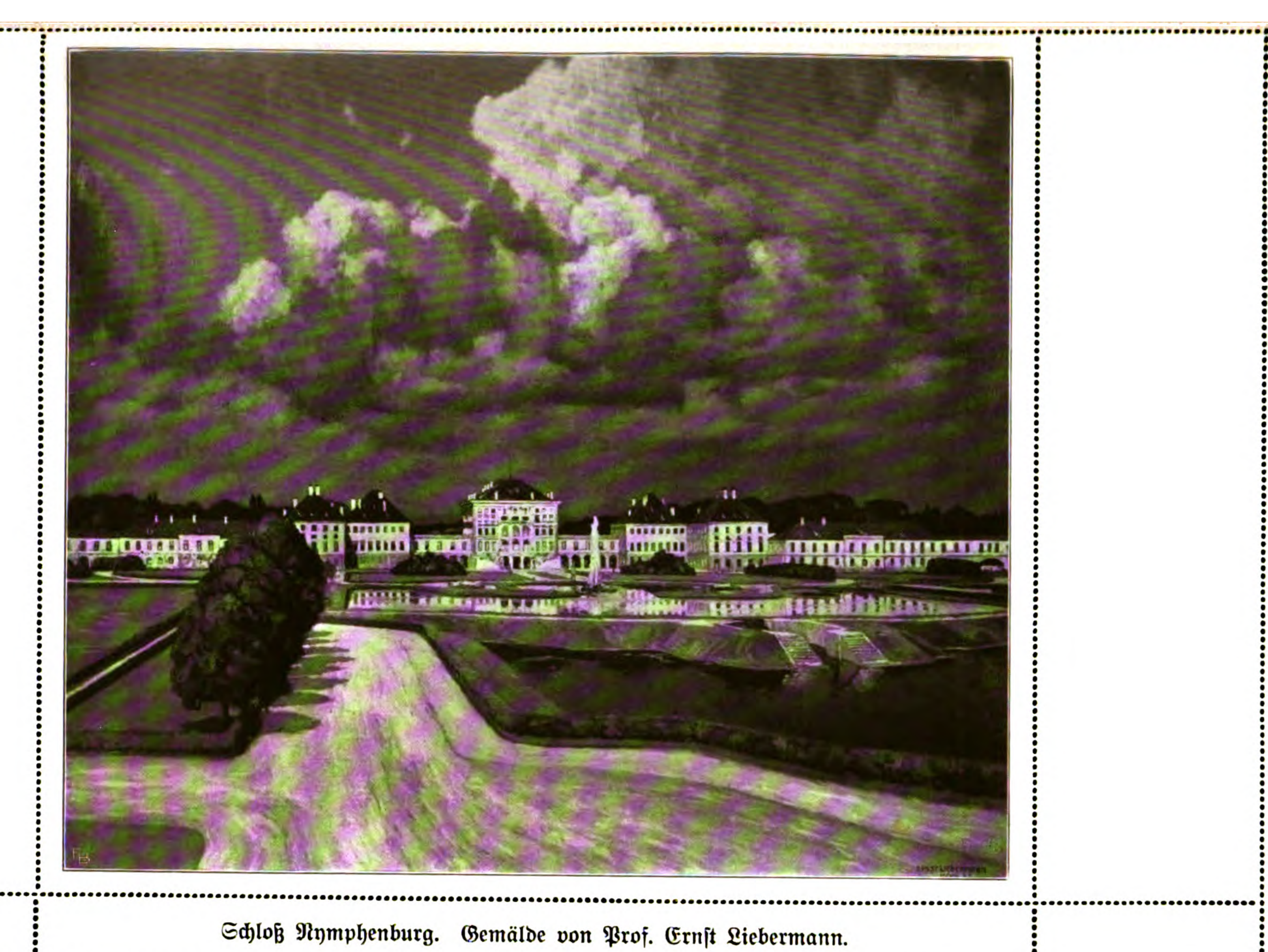
„Nein, nein! was hab' ich gesprochen? Bin ich denn weiser als die ewige Weisheit? Kann ich voraus wissen, was mein Glück sein werde, der ich nicht einmal kenne, was in den nächsten Tagen geschehen wird? Nein, nein, allweiser, liebender Vater, ich stammle Dir, wie ein unwissendes Kind, meine Wünsche vor, Du aber wirst nur die endlich in Erfüllung gehen lassen, die mir wahrhaft nützlich sein können. In Deine treuen Vaterhände gebe ich mich hin, und alle die Meinigen, alle, die meinem Herzen lieb und teuer sind." —

Jutta lag schlaflos auf dem Lager. Etwas später hörte sie Mathilde und Paul nach Hause kommen. Und nach einer Weile ihn laut und ziemlich erregt sprechen. Die Mutter hatte ihm also alles gesagt. Sie drückte ihre glühenden Wangen in die Kissen wie ein Kind, das sich schämt. ‚Ach,' dachte sie, ‚hätte ich mir und ihm noch eine Weile dieses heimliche, stille Gefühl bewahrt! Nun greifen sie alle mit ihren Händen nach meinem Herzen und reißen es hin und her.'

Aber von neuem erwachte ein starker Trotz in ihr. Sie wollte an ihm halten, komme was da wolle!

In dieser Nacht hatte sie einen seltsamen Traum. Sie sah sich gefesselt von Männern und Frauen vor einen Feuerturm von glühendem Erz gebracht. Man löste ihre Bande, und jedes schnitt sie mit einem Schlachtmesser mitten durch. Dann warf man sie in den Feuerturm, und unten floß rotes Gold heraus. Und dann rief eine Stimme ein Wort, das sie nicht verstand. Und darauf stürzte der Turm zusammen und begrub Männer und Frauen.

Mit einem Schrei erwachte sie. Es war Tag.



Schloß Nymphenburg. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann.

Stephan.

Vor der Seifensiederei in der Poststraße hielt eine leichte Chaise. Das Fuhrwerk blitzte vor Sauberkeit, ein flotter, schnittiger Gaul stand davor und scharrte mit den Hufen. Das Geschirr war peinlich geputzt und hatte nicht das kleinste Tädelchen. Vom Bock dieses Gefährts sprang ein junger großgewachsener Mann, gab die Zügel dem Knecht der Seifensiederei und sagte: „Der Fuchs hat sich warm gelaufen. Reib mir ihn gut ab und gib ihm nicht zu viel zu saufen.

„So," sagte der Knecht, indem er begann, das Pferd auszuschirren, „nun seid Ihr also wieder da, junger Laubwirt. Ihr seid noch stärker und größer geworden. Das Heimweh hat Euch, scheint's, nicht umbracht."

„Bin allewege froh, daß ich wieder daheim bin, Andres. Und jetzt wollen wir einmal sehen, wie's der Seifensiederin geht."

Aber bevor er eintrat, betrachtete er den Neubau.

‚Sapristi,' sagte er zu sich, ‚da hat sie tüchtig in den Beutel langen müssen.'

Drinnen kamen ihm Paul und die Mutter mit ausgestreckten Händen entgegen. Er ergriff freudig ihre Hände. Die Mutter besah ihn prüfend. Er war ein flotter Bursche geworden. Lebenslust sprühte aus seinen blauen Augen, Lebenslust lachte von den vollen roten Lippen, die ein der Mode der Zeit entsprechend nach unten gebürsteter Schnurrbart nicht zu verdecken vermochte. Man hatte die Empfindung: das ist ein ganzer Kerl, der zu arbeiten, aber auch zu leben weiß. Den die Fremde gewürfelt hat und der genau sich dessen bewußt ist, was er will.

„Bei Euch hat es sich aber verändert!" rief er aus. „Da ist ja fast kein Stein auf dem andern geblieben! Und Du, Spezel, Du bist jetzt der richtige Fabrikherr geworden" —

Dabei schlug er Paul kräftig auf die Schulter.

„Da wird man ganz neidisch," fuhr er fort, „und das Neuerungsfieber fährt einem in alle Knochen. Aber mein Alter ist ein Vorsichtiger."

„Hat recht, hat recht!" seufzte die Mutter.

„Ach was," lachte Paul. „Mit den ängstlichen Müttern! Wer nicht wagt, gewinnt nicht."

„Aber einen Vollbart hast Du Dir wachsen lassen! Ich komme mir vor wie ein kleiner Bub! Mille tonnerres!"

„Wenn sich's Haus verändert, muß sich auch der Herr verändern."

„Allewege! Allewege!"

Sie traten in das Wohnzimmer, und Stephan, der Laubwirtssohn, bewunderte auch hier die Neuerungen.

„Die Mädchen sind noch in der Vesper. Aber sie werden gleich da sein."

„Ja, ich möchte Euch mitnehmen mit dem Wägelchen in die Rheinlust."

„Die Mädchen werden sich schon freuen. Es ist ein schöner Tag heute."

„Ja, und es hat auch nicht so viele Schnaken."

„Aber mich lasset Ihr daheim! Ich bin eine alte Frau und passe am besten in den Lehnstuhl."

„Was alte Frau! Grad Dir, Got" — sie war Stephans Patin — „grad Dir wird es gut tun!"

„Ei nein! Lasset mich nur! Ich bin am liebsten allein. Seitdem ich so müßig und maudrig herumsitzen muß, ist mir die Einsamkeit am liebsten. So bereitet man sich am besten auf das Ende vor. Was tu' ich auch noch da? Ich bin grad wie ein Möbel, das niemand mehr brauchen mag. Wie die alte Uhr bin ich in den Gang gestellt."

Die alte Frau sagte es scherzhaft. Aber es klang etwas Bitteres hindurch.

Stephan betrachtete sie und fand, daß sie doch recht gealtert habe. Sie tat ihm leid. Paul bemerkte vor lauter Geschäft und Unternehmungen nichts davon. Er gehörte zu jener Sorte gutmütiger Egoisten, die bei aller Biederkeit in allem nur sich sehen und gelegentlich von den schlimmen und hartherzigen kaum zu unterscheiden sind.

Man hörte Schritte im Gang, und die Mädchen traten ein, die Gesangbücher in den Händen, beide in dunkelroten Gewändern mit kleinen Spitzenkragen, die den Hals etwas frei ließen. Um den Hals trugen sie beide Korallenketten und auch solche Ohrringe. Mathilde, in ihrer lebhaften Art, eilte gleich auf Stephan zu.

Er gab ihr einen lauten Vetternkuß, nahm sie in seiner gemütlichen Weise in die Arme, hob sie etwas hoch und sagte: „Na, Thildele, Du bist ja ein Staatsmädel geworden! So recht eine resche! Heiligkreuzsteinach! Dem Mann kann man gratulieren, der Dich einmal kriegt!“

„Ach, Du Franzos!“ erwiderte die, rot werdend und lachend. „Hast Du die Komplimente in Nizza gelernt?“

„Geh mir mit denen! Die sind alle keinen Schuß Pulver wert!“

„Na na, das sagt man so. Nachher war's doch anders.“

„Ja ja,“ lachte Paul, „der Metzger Burkhard hat neulich gesagt, es hätte sich eine aus Liebe erschossen. Und niemand soll schuld sein als der Stephan.“

„Oho! Non vero, ma ben trovato!“

Jutta war während dieser Reden, an einen Kasten gelehnt, still dagestanden. Jetzt ging Stephan auf sie zu, und von allen den fünf Menschen im Zimmer gab keines einen Laut von sich während dieser Begrüßung. Jutta neigte nur den Kopf und ließ sich die kühlen Wangen küssen, und Stephan, der von ihrer blassen Schönheit ins Innerste getroffen war, konnte kein Wort hervorbringen. Dem sonst so muntern, starken Menschen erstarb das Wort auf der Zunge. Mathilde aber dachte mit einer kleinen Eifersucht im Herzen: ‚Mit mir macht er Spaß. Bei ihr gilt es Ernst. Und dann steht sie da, als hätte sie Essig getrunken.‘

Die alte Frenz kam herein und brachte Kaffee und zugleich eine andere Stimmung. Sie duzte Stephan und er sie. Er machte gerne Spaß mit ihr, und als sie nun getrunken hatten und Frenz eine neue Kanne Kaffee brachte, sagte er lustig: „Ja, die Frenz, eine bessere Kaffeeköchin gibt's in der Welt nicht. Mich hat einmal der Prinz von Wales gefragt, wo der beste Kaffee gekocht wird. Da hab' ich a tempo gesagt: ‚Königliche Hoheit, in Burgdorf, in der Seifensiederei Lindenmaier, von einer alten Magd, sie heißt Frenz und ist eine von denen, die nicht auf den Kopf gefallen sind. Gelt, Frenz?“

„Hast die Sprüch' in Nizza gelernt?“

Das war die einzige Antwort. Dann ging sie hinaus.

„Sie ist noch dieselbe. Haare auf den Zähnen!“ meinte Stephan lachend.

Jutta saß still und wußte nicht, was tun oder sagen, dieweil die andern lebhaft sprachen, vom Geschäft, von Stephans Reisen, von Pauls Militärzeit, von der Gerberei und des Gerber-Karls Sohn, dem frommen Gerhard. Es war ihr eine Qual, dazusitzen, von dem Manne neben ihr mit jedem Blicke begehrt und an den andern mit jedem Gedanken, jedem Pulsschlag, jeder Faser gefesselt. Dabei konnte sie sich nicht verhehlen, daß Stephan ein hübscher, offener und tüchtiger Mensch sei. Etwas grobknochig, aber gewiß der Mann, einer Frau gute Tage zu bereiten. Warum, warum war seine Wahl nicht auf Mathilde gefallen? Warum diese Irrungen und Wirrungen?

Die Uhr schlug vier, und man erhob sich. Die Mutter war auf keine Art zu bewegen, mit von der Partie zu sein. Sie wollte mit ihren Gedanken allein sein. Denn sie sah voraus, welche Kämpfe die nächste Zeit bringen würde, und sie marterte ihr gequältes Hirn nach einem Ausweg.

Man fuhr also ohne die Mutter. Die Mädchen im Fond des Wägelchens. Paul und Stephan auf dem Bock.

„Nun mach' auch ein freundlich Gesicht an ihn hin!“ ermahnte Mathilde in leisem Ton die Schwester, als sie einstiegen. „Er ist doch ein prächtiger Kerl!“ Und zu der kleinen Eifersucht kam ein kleiner Ärger über diese Törin, die ihr Glück so gar nicht verstehen wollte.

Man fuhr in flottem Tempo durch die sonntäglichen Straßen, an der Herz-Jesu-kirche, der alten Barockkirche, an dem schönen alten Renaissancerathaus und an dem Schloß, einem prachtvollen, jetzt einsamen Rokokobau mit einer wunderschönen Freitreppe vorbei durch das Rheintor hinaus dem Rhein zu. Hell schimmerte durch die Pappeln der Strom. Es stand da ein altes ehemaliges Jagdschloß mitten in alten Bäumen und sah auf den Rhein hinaus. Niemand bewohnte es mehr. Aber ein Verwalter hatte die Erlaubnis erhalten, im Erdgeschoß eine Wirtschaft zu errichten und auch einen Teil des Gartens unter alten Buchen und Lindenbäumen diesem Zwecke dienstbar zu machen.

hübsche weiße Tische standen da. Auch Lauben und einsame Gänge den Rhein entlang mit weißbemalten koketten Statuen lockten zum Verweilen oder zum Sich-ergehen. Dieser Vergnügungsort des ehemals in der nahen Stadt residierenden Hofes wurde aus der ganzen Umgegend, besonders auch von der elsässischen Seite her, stark besucht. So standen denn auch verschiedene Landauer, Charabancs und Bernerwägelchen da. Stephan fuhr in einem eleganten Bogen an. Paul, der bei der Artillerie gedient hatte, bewunderte diese Eleganz gebührend. Und Mathilde rief: „Ja, da ist halt Chik. Der Stephan war nicht umsonst fort."

Der lächelte gutmütig und hob die Mädchen heraus. Stephan und Paul kannten den Verwalter gar wohl. Sie hatten manches Mal als Schüler hier gekneipt. Er freute sich sehr, führte sie an einen Tisch und zeigte sich in jeder Weise geschäftig. Stephan ließ sich die Weinkarte geben und bestellte eine Flasche Mousseux. Dazu Forellen. Er wollte heute spendieren. Habe noch so etwas vom Reisepfennig. Wenn man draußen gewesen sei, dürfe man sich daheim nicht lumpen lassen.

Es war schön, unter den alten Bäumen, an dem blauweiß schimmernden Strom in der milden Herbstsonne zu sitzen. Der Mousseux kam und öffnete die Herzen. Mathilde schwatzte viel und laut, und Paul sprach von seinen Unternehmungen und Verbesserungen, von denen er immer den Kopf voll hatte. Nun machte er die ersten Versuche mit Toiletteseifen. Dann hatte er angefangen, eine besondere Seife für Waschzwecke zu fabrizieren, die sich sehr langsam verwaschen und die Stoffe möglichst wenig angreifen sollte. Er hatte in der Hauptstadt einige Semester Chemie gehört und gedachte nun, seine Kenntnisse zu nützen. Dies war ein durchaus löbliches Beginnen. Allein alles ging zu hastig und überstürzt, kostete viel Geld, und die Seifen gerieten auch nicht gleich nach Wunsch. Stephan hörte dem allem mit halbem Ohr zu, da er seinen Sinn nur auf Jutta hatte. Nur während des Essens fragte er einmal langsam: „Und glaubst Du denn, daß sich das bald rentieren wird?"

„Sicher," sagte Paul, behaglich mit vollen Backen kauend. „Das wäre ja traurig! Ich muß mit dem Strome schwimmen! Man muß die Konjunktur nützen. Auch hab' ich einen tüchtigen Reisenden. Er versteht zu reden und den Leuten den Brei ums Maul zu schmieren. Er bringt schöne Aufträge. Es wird schon gehen! Prosit! Und Ihr werdet sehen, daß ich mit meinem Vorwärtsgehen recht gehabt habe."

„Sempre avanti!" sagte Stephan, der zwar einige bedenkliche Bemerkungen auf der Zunge hatte, sie aber heute lieber unterließ. Er hatte vor zwei Tagen ein Gespräch mit dem Vater und dem Metzger Burkhard. Sie sprachen allerlei, auch von den Spekulationen, die Paul mit dem Gerber-Karl zusammen machte. Man schüttelte die Köpfe und man war auch von dem Reisenden nicht sehr entzückt. Er ging nur darauf aus, Bestellungen zu bekommen und seine Prozente herauszuschlagen. Aber wie viele ‚faule Kunden' dabei waren, verschwieg er wohlweislich. Paul aber in seinem selbstbewußten Enthusiasmus addierte Woche für Woche die Posten in den Büchern und gab ein so bezauberndes Bild von der Lage des Geschäftes, daß selbst die Mutter sich zuweilen eine Törin schalt.

Stephan, dem alles darauf ankam, den ‚Spezel', wie er Paul nannte, bei guter Laune zu erhalten, bestellte eine neue Flasche. Und Paul, redseliger und offenherziger geworden, sprach von den Spekulationen, die der Gerber-Karl zusammen mit einem Frankfurter Bankier machte. Erst vor kurzem hatte er an Goldminen fünftausend Mark verdient. Der Gerber hatte bei diesem Bankier zehntausend Mark hinterlegt und spekulierte in Hausse und Baisse. Jeden Samstag fuhr er nach Frankfurt, und während der ganzen Woche befand er sich in einer ewigen Aufregung. Paul meinte, jetzt sei die Zeit, schnell reich zu werden. Jetzt oder nie!

„Ja," sagte Stephan trocken, „aber man darf nicht den Boden unter den Füßen verlieren. Spekulationen sind was Schönes. Aber da muß man vif und gewitzigt sein. Eine Stunde früher — und Du kannst ein Vermögen gewonnen — eine Stunde später — und

Du kannst es verloren haben. Ich hab' in einem Börsencafé serviert und hab' so manches gehört, das ich mir nicht um die Ohren geschlagen habe."

Paul schwieg. Sonst hätte er sagen müssen, daß er sich schon heimlich an Operationen des Gerbers beteiligt hatte. Auch er war von dem Schwindel der Zeit ergriffen. Bis jetzt hatte er einiges gewonnen. Nur konnte niemand wissen, wie es werden mochte. Er schaffte von früh bis spät in seinem Geschäft und hatte dabei stille Sorgen genug.

Stephan schlug nun vor, einen Spaziergang am Rhein entlang in den Anlagen zu machen. Er bot galant Jutta den Arm, die ihn nicht kränken mochte und einhängte. Mathilde hängte den Bruder ein, und so schritten die vier jungen Menschen, von manchen Blicken begleitet, dem Rhein zu.

Bei einer Teilung des Wegs ging Paul mit Mathilde einen andern Weg. Jutta und Stephan waren allein. Das Abendrot legte eine rote Brücke über die blausilbernen Wellen. Stephan blieb stehen. Gerade vor einer zärtlichen Schäfergruppe. Ein junger Rokoko-Edelmann kniete mit schmachtender Gebärde vor einem Rokokofräulein, das ihr Gesicht halb im Fächer versteckte. Auf dem Postament stand ein Amor und legte auf den Busen der Schönen einen Pfeil an. Unter dem Bildwerk stand zu lesen:

Nun liegt des Sieges Bahn dem kühnen Hertzen offen.
Heyl dir, Cupido Schalk, du hast das Ziel getroffen!

Es war Stille. In der Ferne hörte man das Gespräch und Gelächter der Gäste. In einer großen silbernen Glaskugel spiegelten sich die Bäume. Im nahen Wasser schnalzten die Fische. Aus der Ferne tönte ein Büchsenschuß. Und drüben über dem Strom hörte man die Töne einer Ziehharmonika.

„Wollen wir nicht weitergehen?" sagte Jutta hastig. „Die andern sind schon voraus."

„Jutta, ich habe Dir etwas mitgebracht," sprach Stephan mühsam. „Es soll ein Zeichen sein, daß ich viel an Dich gedacht hab' da draußen. Sieh, das ist es. Sei gut und nimm's an!"

Er zog ein kleines zierliches Schächtelchen hervor und gab es ihr.

Sie nahm es mit eiskalten Fingern. Alles drehte sich mit ihr. Sie stützte sich auf eine Bank.

„Mach es auf, Jutta. Es ist was Hübsches darin. Von meinem Ersparten hab' ich's gekauft, in Genf."

Jutta hielt noch immer das Schächtelchen und war keines Wortes mächtig. Da nahm er es. Seine Hand zitterte, diese sonst so starke Hand. Er zog es hervor. Da fiel es. Er bückte sich und blies den Sand ab. Es war ein Ringlein, mitten innen ein Opal, außen Brillanten. Eine zierliche Arbeit.

„Wenn Du das tragen wolltest, so würdest Du mir eine große Freude machen!" sagte er einfach. „Ich habe auch für Mathilde etwas. Nun, sagst Du mir nicht einen kleinen Dank?"

„Ich danke Dir, Stephan!" sagte sie mit blutlosen, bebenden Lippen.

Nun hätte sie sprechen sollen — und vermochte es nicht. Sie sah den ehrlichen, guten, einfachen Menschen vor sich stehen mit den treuen Augen und dem bittenden Gesicht. Und zugleich hörte sie wie aus weiter Ferne ein Geigenspiel. Es flimmerte ihr vor den Augen. Sie griff an die Stirne, und dann sprach sie langsam und gepreßt: „Du bist recht gut."

Er drang nicht weiter in sie. Und sie gingen den andern nach.

Sie hatte das Schächtelchen mit dem Ring in der Hand und war so fahl wie eine der Göttinnen auf den Postamenten.

Eine Krise.

Man sah in der letzten Zeit die Mutter oft sorgenvoll. Paul entnahm Geld und abermals Geld von der Sparkasse. Sie mußte bald Angst haben, daß er auch das Erbe der Schwestern angreifen werde. Das aber durfte nie und nimmer geschehen. Wenn er nun aber in Schwierigkeiten käme? Was dann? Was dann?

Sie sah ihn oft mit dem Gerber-Karl zusammen und in großer Heimlichkeit allerlei mit ihm besprechen. Pauls Zuversicht schien dann zuweilen etwas getrübt, und seine hohe, glatte Stirn furchte sich. Einmal trat sie zu ihm, nahm

seine Hände, sah ihm in die Augen und sagte: „Paul, was hast Du? Was hat der Karl mit Dir? Was sind das für heimliche Dinge? Dein Vater hat nie Heimlichkeiten vor mir gehabt.“

„Mutter,“ erwiderte Paul, „was Du da redest! Wir sprechen von Geschäften. Jeder hat seine Sorgen.“

„Der Karl spekuliert. Ich weiß es. Burkhard hat es mir gesagt, als ich in Weilheim war, nach der Wintersaat zu sehen. Paul, ich bitte Dich inbrünstig: Lasse Dich in nichts ein! Du stürzest Dich und uns alle ins Verderben.“

„Mutterle,“ sagte er in heiterm Tone und sehr überlegen, und dabei nahm er ihren alten Kopf in die Hände, streichelte sie und küßte ihr die Stirne, „Du spinnst Dir allerlei zusammen. Sieh doch meine Bücher nach! Der Kundschaftskreis vergrößert sich immer mehr. Noch ein, zwei Jahre, und wir arbeiten mit fünfzig Prozent Gewinn.“

„Aber warum holst Du immer Geld von der Sparkasse?“

Der Sohn ließ die Hände sinken. Er hatte einen roten Kopf und sagte mit veränderter Stimme und schmerzlich berührt: „Ja, Mutter, wenn Du kein Vertrauen zu mir hast!“

„Ich hab' ja Vertrauen, ich will ja nur Dein Glück, Dein und der Schwestern Glück. An mir alten Frau liegt nichts mehr! Aber Ihr! Das würde mir die Sterbestunde vergiften, wenn ich mir Eure Zukunft unsicher vorstellen müßte. Und was würde Dein Vater sagen, wenn ich ihn da oben treffe und ihm gestehen muß: Es steht nicht gut um sie! Sie kämpfen mit Sorgen.“

Paul schritt einigemal im Zimmer hin und her. Er dankte Gott, daß die alte Frau nichts ahnte von der Lage, in der er sich befand.

„Wir können Kapital genug haben, wenn Jutta —“

Er verstummte. Einen Augenblick überkam ihn eine kleine Scham. Er hatte die Schwestern gern und konnte in manchen Stunden der rücksichtsvollste, zärtlichste Bruder sein. Mathilde sagte oft: ‚Man weiß gar nicht, wie lieb er sein kann!‘ Aber wenn es sich um seine ‚Ziele‘ drehte, wie er sich auszudrücken beliebte, da waren Mutter und Schwestern vergessen. Da war er das ‚Ich‘, das seinen Zwecken unbedenklich alles opferte. Opferte mit dem hartnäckigen Optimismus eines Menschen, der seiner Sache sicher ist und auf seinen ‚Stern‘ baut. Das Spiel muß, es muß gewonnen werden! Auch steckte er schon so tief darin, daß es kein Zurück mehr gab.

Jutta!

Ein neuer und noch schwererer Stein fiel auf das Herz der Mutter, das bedrückte und beklommene.

Das Mädchen war in den letzten Jahren eine ganz andere geworden. Sie war wohl nie so schön gewesen wie in dieser Zeit. Ein Hauch von vergeistigter Trauer schwebte über ihren Zügen, über ihrer Gestalt, über dem, was sie sprach und wie sie ging, der ihr eine rührende Anmut verlieh. Die Augen hatten etwas Verdunkeltes und Vertieftes. Der Mund hatte manchmal etwas leise Zuckendes. Immer bebte in ihr ein geheimes Weh. Und ihre Hände sahen so schmal und schlank aus, so voll eines geheimen Ausdrucks, als würden sie oft in schlaflosen Nächten in Verzweiflung gerungen oder gingen ruhelos wandern nach dem gequälten Herzen, nach dem schmerzenden Kopf. Wie eine blasse Blüte leuchtete ihr Gesicht, eine Blüte, der die Lebenskraft langsam genommen wird.

„Jutta!“ wiederholte die Mutter bekümmert. „Die gefällt mir gar nicht! Das ist mir noch der größte Schmerz. Sie leidet unter den Verhältnissen und ich fürchte sehr um sie. Eine Schwester von mir hat sich wegen einer solchen Geschichte zu Tode gehungert.“

„Na, sei so gut!“ sagte der Sohn hastig. „Ich meine, das ist eher, was man einen richtigen Dickkopf nennt. Gerade durch die Wand! Stephan ist ein prächtiger Kerl und mein liebster Freund und würde Jutta der beste und zärtlichste Gatte sein! Aber sie will ihren eigenen Sinn durchsetzen. Ihr und uns allen zum Schaden! Was ist das für eine Geschichte mit dem Hauptlehrer? Aller Ende ist er ein verschrobener Idealist und Prinzipienreiter. Die Sache mit dem Pfarrer kann ihm noch übel aufstoßen. Neulich hörte ich, es sei so was

wie eine Strafzurückversetzung im Wege. Laß mich mit der Geistlichkeit! Sie hat doch immer das Heft in der Hand!"

Hoch der Liberalismus! So hatte Paul auf mehr als einem Feuerwehr- und Turnerfest gerufen. Wohlgemerkt, wenn er nicht gerade mit meinem Geldbeutel zusammenstößt.

„Der Mann ist recht," sagte die Mutter. „Er ist bescheiden, ruhig, in keiner Art aufdringlich. Er wartet. Was er mit dem Pfarrer hat, das sind seine Sachen. Er wird wohl wissen, was er zu tun hat. Und Jutta? Ja, was kannst Du ihr vorwerfen? Sie ist die beste Seele von der Welt! Sie will von dem Mann nicht lassen. Und Stephan und uns mag sie auch nicht wehe tun. Von Dickkopf ist da gar keine Rede. Das arme Ding verzehrt sich, und ich fürchte, ich fürchte —"

„Es fehlt ihr eben doch das richtige Verwandtschaftsgefühl. Das Gefühl, für die Familie und ihre Ziele auch ein Stück von dem lieben ‚Ich' opfern zu können. Das Bewußtsein einer gewissen Verantwortlichkeit als Glied einer engeren Gemeinschaft. Du hast es und Mathilde hat es. Aber sie hat nur das eine vor sich. Du wirst sehen, wenn sie Stephans Antrag endgültig ausschlägt, so wird das dem Laubwirt der größte Affront sein. Von Stephan ganz zu schweigen. Und was erhält uns stark, wenn nicht die Verwandtschaft? Wer hilft uns, wenn nicht sie? Daß Jutta das gar nicht begreifen will!"

„Sie hat ihn halt lieb," sagte die Mutter einfach, mit in den Schoß gefalteten Händen. Und es war ihr wehe zumute bei diesen Worten.

„Wenn Du einmal recht mit ihr sprechen wolltest, Mutter!"

„O barmherziger Gott, ich tue, was ich kann!" stöhnte die alte Frau. „Aber soll ich meinem eigenen Kinde das Herz aus dem Leibe nehmen? Laß noch eine Zeit vergehen! Es wird sich schon noch alles einrichten!"

Sie sah mit einem solchen Blick des Elends zu ihm auf, daß er verstummte, ja, daß ein Schauer durch sein Inneres ging.

Aber er schüttelte das von sich. Er konnte das nicht brauchen.

„Ja, ich will sie nicht mit Gewalt in die Kirche schleppen! Ich will nur ihr Bestes!"

Damit küßte er die Mutter auf die Stirne und ging.

Und dennoch kam der Schauer wieder. Und er ließ sich nicht so leicht mehr abschütteln. Böse Tage gingen ins Land. Die wirtschaftliche Hochflut, die dem Krieg mit seiner Milliardenentschädigung gefolgt war, stockte mit einem Male. Die allgemeine Krise war da, wie ein Strafgericht der waltenden Vernunft für ein törichtes, vertrauensseliges Geschäftsgebaren an allen Orten, wie es seit langem nicht mehr dagewesen war. Die Flut stockte, und die Wellen der Panik, die sie entsandte, drangen in die Städte und die kleinsten Städtchen ein.

Und so kamen auch in den beiden Nachbarhäusern Abende, welche die beiden Geschäftsfreunde, den Lindenmaier-Paul und den Gerber-Karl, mit dicken Schweißtropfen auf der Stirn sitzen und rechnen und brüten und in einer lächerlich-tragischen Ratlosigkeit sahen. Der Gerber-Karl hatte in den letzten Jahren in Aktien verschiedener großer Unternehmungen spekuliert. Er hatte Paul, dem die Seifensiederei zu langsam einen glänzenden Erfolg versprach, hineingezogen in den Strudel. Er machte jetzt mit einer Straßburger Bank Geschäfte, da der Frankfurter Makler ohne Sicherheit keine Käufe abschließen wollte, und er längst die hinterlegten zehntausend Mark hatte zurückziehen müssen. Eine hart ans Ungesetzmäßige streifende Wechselreiterei war in den Schwung gekommen. Allerlei nicht gerade sehr ehrenvolle Schiebungen wurden vorgenommen. Man arbeitete mit allen nicht direkt strafbaren Mitteln. Und man ging immer auf einem Vulkan herum. Bei solchen unklaren und geschraubten Geschäftsverhältnissen braucht es eine Kleinigkeit, um der ganzen trügerischen Herrlichkeit ein Ende zu machen. Und eines Tages kam diese Kleinigkeit in Gestalt eines Wechsels über lumpige zweitausend Mark. Der brachte das Kartenhaus ins Wanken. Von Straßburg kam das Gerücht, daß der Bankier durchgegangen sei. Er war seit einigen Tagen auf einer Ge-

schäftsreise, aber man glaubte nicht recht an diese Reise. Eine andere Bank half noch einmal aus, um nicht gleich alles zu stürzen. Aber die Sache sprach sich herum. Auch von dem Gerber munkelte man bald in Burgdorf. Und auch von Paul. Die Lage war in der Tat eine mehr als kritische. Der Gerber-Karl hatte die Papiere eines Mündels angegriffen, und Paul hatte in blindem Vertrauen — es war ja sein Verwandter, sein Onkel — für eine Summe gebürgt, die das ganze Vermögen verschlang und die Seifensiederfamilie fast zu Bettlern machte. Es handelte sich um Tage, und über den Gerber-Karl kam die Schande und über Paul der unvermeidliche Bankerott.

Heilige Verwandtschaft, hilf! Denn sonst wollte niemand helfen. In der allgemeinen Bestürzung zog jeder sein Geld an sich, und dem blinden, blöden Vertrauen folgte ein ebenso blödes Mißtrauen. Es war ein Glück, daß die großen, staatlichen Geldinstitute feststanden. Sonst wäre die Krisis noch allgemeiner und tragischer geworden.

Das Geständnis.

Und so kam es, daß Paul eines Nachmittags vor der Mutter stand und ihr mit gebrochener Stimme beichtete, daß er fünfzigtausend Mark brauche, solle nicht in den nächsten Tagen des Onkels und sein Bankerott unvermeidlich werden. Konnten die flüssig gemacht werden, so ließ sich das Ärgste vermeiden. Das Geschäft — und das war richtig und es lag in diesem Zusammentreffen mit widrigen, selbstverschuldeten Umständen eine gewisse Tragik — fing jetzt eben an, zu rentieren. Um so furchtbarer wäre es gewesen, alles zusammenbrechen zu sehen.

Fünfzigtausend Mark!

Die Mutter ächzte. Das war mehr, weit mehr, als sie aufbringen konnte, selbst das ihrige und das der Töchter gerechnet. Denn vieles lag in Liegenschaften fest, und wer wollte die kaufen, jetzt? Sie überzählte und überzählte. An der Sparkasse lagen noch siebzehntausend Mark. Die Felder und Weinberge und ein Haus in Weilheim konnten den Rest nicht ausfüllen. Man mußte einen Bürgen haben. Aber es war schwer, ihn aufzutreiben.

Nun war es also doch gekommen, wie sie es gefürchtet hatte.

Sie starrte vor sich hin. Und der Sohn stand da und wußte nicht, was sagen.

Der Gerber-Karl saß drüben am Fenster, sah herüber und trommelte an den Scheiben. Er behauptete auch jetzt noch, daß er selbst ganz richtig operiert habe. Der Straßburger Bankier aber habe zu viel in Zuckeraktien angelegt. Er hab' es ihm immer gesagt.

Aber dabei, angesichts seiner niedergeschmetterten Frau, konnte er eine geheime Angst nicht verwinden.

Die wand sich und stöhnte und weinte und schalt und wußte ja gar nicht alles. Und er sah den Häuten zu, die vom Wasser umspült wurden. Sollte er da hinein und hinunter ins Dunkel des Mühlkanals? Und Paul?

Der selbstherrliche und selbstgerechte Mann, wenn er auch nach außen den Schein der Sicherheit aufrecht erhielt, büßte schwer. Mit den grellen Pupillen sah er herüber zum Nachbarhaus. Würde man Rat schaffen?

Ja, wer sollte Rat schaffen?

Der Sohn war schon seit Tagen bei bekannten Bankiers herumgereist. Aber er fand überall gezuckte Achseln. Er solle einen Bürgen bringen. Dieweil wurden die Gläubiger in der allgemeinen Aufregung immer ungeduldiger.

Und die alte Frau saß und sann. Der Sohn stand vor ihr mit gesenkter Stirn. Am Fenster summte eine Fliege und stieß sich den Kopf an und wollte hinaus.

Draußen im Garten steckte Jutta Salat. Sie kniete vor dem Beet und grub mit den schmalen Händen die Setzlinge ein. Die Nachmittagssonne glänzte auf ihrem Scheitel.

Die Mutter sah hinaus, und der Sohn folgte der Richtung ihrer Blicke. Und dann kehrten der beiden Augen wieder zurück.

Unausgesprochene Gedanken irrten wie Geister in dem Zimmer.

(Schluß folgt.)

Spinnangelei. Plauderei von Fritz Skowronnek.

Das Publikum schöpft seine Wertschätzung des Anglers noch immer aus der Beobachtung der Stipper, die mit primitivem Gerät wertlose, kleine Weißfische fangen und dabei eine Seßhaftigkeit und Geduld entwickeln, die wirklich schon an Stumpfsinn grenzt. Da kann es nicht oft und nicht energisch genug wiederholt werden: dies Stippen ist kein Sport, sondern die längst überwundene Urform des Angelns. Der Sport beginnt erst mit Anwendung der Rolle, die den Weitwurf ermöglicht, die den Angler zur Bewegung nötigt. Der Stipper wartet auf den Fisch oder sucht ihn durch Anfüttern an die Stelle zu locken, wo er seine Angel auswerfen will, der Sportangler sucht zu Fuß oder im Kahn das Gewässer ab.

Dieses Angeln wird allen Anforderungen gerecht, die man an einen Sport stellen kann. Es führt seine Jünger hinaus in Gottes freie Natur, härtet den Körper ab, gibt körperliche Gewandtheit und geistige Regsamkeit. Daß dem Angelsport auch eine volkswirtschaftliche Bedeutung zukommt, ist noch wenig bekannt. Er beschäftigt eine rasch aufblühende Industrie, die jetzt bereits stark nach dem Auslande exportiert, und fördert die Fürsorge für unsere Gewässer, die leider lange Zeit sehr im argen gelegen hat. Und ganz allmählich beginnen auch die Berufsfischer zu begreifen, daß der Sportangler nicht ihr Gegner ist, sondern ihr Freund, der gern in die Tasche greift, wenn es gilt, für die Besetzung der Gewässer Geld aufzuwenden. In Süddeutschland sind dies altbekannte Tatsachen. In Norddeutschland ist die Sportangelei dem Gesetzgeber noch nicht bekannt. Sie wird im besten Fall stillschweigend geduldet. Und nur dem energischen Auftreten des deutschen Anglerbundes ist es zu danken, daß die preußische Fischereigesetzgebung bei der bevorstehenden Reform diesem Sport Rechnung tragen wird. —

So viel Angler, so viel Methoden! Die Zeit, in der jeder Einzelne auf seine eignen Erfahrungen angewiesen war, ist noch nicht lange vorüber. Erst ganz neuerdings sind einige Lehrbücher des Angelsports erschienen, aus denen auch der Anfänger Belehrung schöpfen kann. Freilich: alles kann man nicht aus dem Buch lernen, mag es auch noch so erschöpfend sein. Für die Praxis braucht man immer noch einen Lehrmeister. Früher scheint es damit schlecht bestellt gewesen zu sein, weil jeder Angler seine Erfahrungen wie ein Zunftgeheimnis hütete. Erst die Not hat die Angler die Gemeinsamkeit ihrer Interessen gelehrt. In vielen Städten sind Vereine entstanden, in denen auch Anfänger aufgenommen und „belernt" werden. Aber die Eigenbrödelei ist noch immer nicht überwunden!

Die einfachste Methode heißt Grundangelei. Das Gerät besteht aus einer drei, vier, auch fünf Meter langen Bambusrute, einer Schnur, an deren Ende der Haken sitzt, und einem Schwimmer, der, je nach der Tiefe des Wassers, höher oder niedriger an der Schnur befestigt wird. Er ruht auf der Oberfläche des Wassers und zeigt durch seine Bewegungen an, daß der Fisch den Köder erfaßt und schluckt. Als Köder werden die verschiedenartigsten Dinge benutzt: Regenwurm, Fliege, Käfer, Heuschreck, Käse, Teig, Made, gekochte Erbse, Kirsche usw. Der Angler muß eine ganze Menge von Kenntnissen und Erfahrungen sammeln, um zu wissen, welchen Köder er je nach der Tages- und Jahreszeit, nach der Wetterlage und vor allem nach der Art der Fische, die er fangen will, anzuwenden hat. Er muß ferner wissen, an welchen Stellen und in welchen Tiefen er den Fisch zu suchen hat.

Auch das Angeln selbst erfordert eine gewisse Kunst. Am leichtesten ist der Barsch zu fangen, der in seiner Gefräßigkeit den Wurm ohne Bedenken packt und so tief schluckt, daß auch der Anfänger ihn ohne Mühe erbeutet. Schwieriger

ist schon der Fang der Plötze. Sie nimmt den Köder so vorsichtig, daß der ungeübte Angler sehr oft den Anhieb verpaßt und den leeren Haken emporzieht. Der Fang des Brassen (Blei) und Karpfen ist wirklich eine Kunst. Man muß ihn anfüttern, das heißt, durch Ausstreuen von Ködermengen — Kartoffeln, Erbsen, Regenwürmern — an eine Stelle locken, beim Angeln vom Kahn aus muß man auch das leiseste Geräusch vermeiden, und nicht selten reißt ein großer Fisch die Schnur entzwei, wenn man nicht eine Rolle anwendet, was jetzt allerdings wohl die Regel ist.

Zum Fang des Hechtes müssen Rute, Schnur und Haken besonders stark gewählt werden. Denn der Hecht ist ein sehr ungebärdiger Bursche, der nach dem Anhieb pfeilschnell davonschießt oder sich am Grunde ins Kraut steckt, so daß die Angel einer sehr starken Belastungsprobe unterworfen wird. Mitunter schießt er auch aus dem Wasser und macht schnell hintereinander mehrere fünf, sechs Meter weite Luftsprünge. Oder er fährt steil aus dem Wasser empor und schüttelt sich heftig, um den Haken aus dem geöffneten Maul zu werfen. Als Köder für diese Art der Angelei wird in den allermeisten Fällen ein lebender Weißfisch verwendet.

Nun bin ich der Meinung, daß man diese Tatsache nicht mit allzuviel Sentimentalität betrachten darf, denn der Berufsfischer hat seit jeher lebende Fische als Köder verwendet und wird sie auch für die Folge nicht entbehren können. Beim Angler, der nur zu seinem Vergnügen fischt, liegt die Sache indessen doch etwas anders. Und die Angler selbst fühlen diesen Unterschied. Das zeigt sich darin, daß fortwährend neue Methoden erfunden und versucht werden, um dem Köderfisch die Qualen, die das Einspießen des Hakens und das stundenlange Hängen daran verursachen muß, zu ersparen. Die Methoden sind gut gemeint, aber sie taugen nichts.

Und deshalb steht die Spinnangelei so hoch, weil sie die Verwendung lebender Fische als Köder überflüssig macht. Sie werden durch tote Fische oder gar durch ein blinkendes Blechstück ersetzt. Darüber, daß der Haken dem anbeißenden Fisch ins Maul geschlagen wird, braucht man sich wirklich keine Gedanken



Das Zusammenstellen der Angel.

zu machen. Aus dem gleichen Grunde müßte man nicht nur die Jagd, sondern überhaupt das Töten eines jeden Tieres verwerfen, das uns zur Nahrung dienen soll. Überdies besitzt der Raubfisch in den Knorpeln seines Rachens nahezu gar keine Empfindung. Es kommt oft genug vor, daß er sofort, nachdem er eine Angel zerrissen, mit dem Haken im Maul zum zweitenmal anbeißt. Wenn er Schmerzen empfunden hätte, würde er sich wohl hüten, denselben Köder sofort wieder zu nehmen.

Die Fische, denen man mit dem Spinner nachstellt, sind Lachs, Huchen, Hecht, Barsch, Zander und Wels. Jede Art will anders behandelt sein. Den Zander z. B. kann man im See mit dem Spinner nicht berücken, weil er vor dem geringsten Geräusch, also auch vor dem leise dahingleitenden Kahn davon flieht. Im Fluß dagegen, wo die Strömung das Geräusch verschlingt, geht er ebenso leicht wie der Hecht an den Köder.

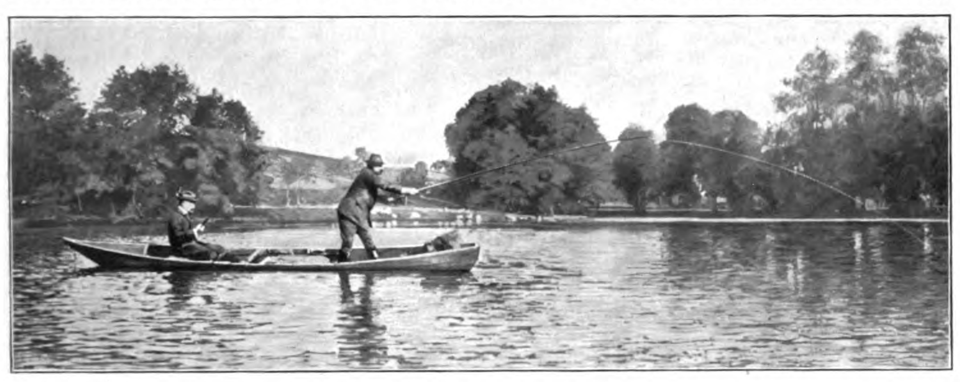
Über den Köder und seine richtige Anwendung wäre allein eine lange Abhandlung zu schreiben. Zunächst der tote Fisch. Er muß, um brauchbar zu sein, künstlich präpariert werden. Die lebenden kleinen Fische von 10 bis 20 Zentimeter Länge werden durch einen Schlag auf den Kopf betäubt und in eine Formalinlösung gelegt, in der sie sofort sterben. Dabei sträuben sich ihre Flossen und bleiben in dieser Lage, was ihnen ein natürliches Aussehen verleiht. Das Formalin hat außerdem die gute Eigenschaft, daß es die Fische dauerhafter macht; die Haut wird lederartig und hält die Schuppen fest, so daß sie beim Wurf und Spinnen nicht abfallen.

Den Köderfisch spannt man in eine Klammer, an der die Haken hängen. An der Spitze dieses Geräts sind zwei winzige Flügel befestigt, die dem Fisch, wenn er mit Hilfe der Rolle eingeholt wird, eine rotierende Bewegung geben. Daß die Raubfische darauf anbeißen, stellt ihrer geistigen Begabung kein gutes Zeugnis aus, denn lebende Fische, die sich im Vorwärtsschießen schnell um ihre Längsachse drehen, gibt es in der Wirklichkeit nicht. Es muß also wohl nur die schnelle Bewegung und das Gleißen und Blitzen sein, das den Fisch anlockt und zum Zuschnappen verführt. Den Anreiz der schnellen Bewegung kann man ja auch bei geistig höher stehenden Tieren, bei Hunden und Vögeln, beobachten.

Nottingham-Haspel mit auswechselbarer Knarre.

Darum ist es auch nicht wunderbar, daß der Fisch auf ein blitzendes Stück Metall zufährt und zuschnappt. Das ist das Gerät, dem der Name „Spinner" ausschließlich gebührt. Die älteste Form ist ein länglicher Löffel, der am Ende einen starken Haken trägt und vorn in einem Wirbel läuft, so daß er sich um seine Längsachse drehen kann. Er genießt mit Recht den Ruf, daß er selten ganz versagt. Mit dem erfreulichen Aufschwung der Angelei hat die Industrie eine unerfreuliche Menge von Phantasieprodukten auf den Markt gebracht, die mit tönenden Worten angepriesen werden. Dem Angler fällt die Aufgabe zu, ihre Wirksamkeit zu erproben. Da gibt es einfache Metallstücke mit zwei Flügeln, da gibt es naturgetreue Fischnachbildungen. Manche sind ganz silberweiß, manche rot oder gelb oder auf jeder Seite anders gefärbt.

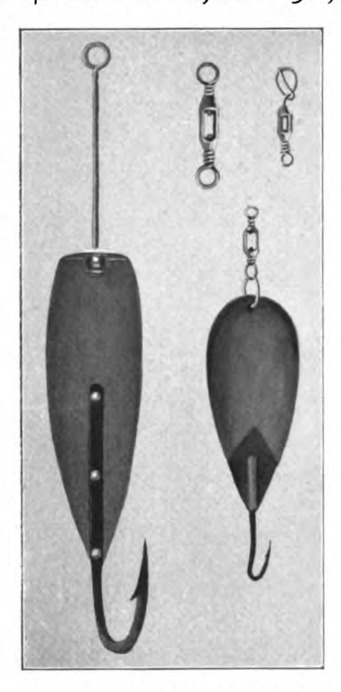
Nach meiner Erfahrung, der ich, ohne unbescheiden zu sein, einiges Gewicht beimessen darf, verhält der Raubfisch sich anders als die Forelle, der man manchmal zehn, zwölf Fliegenarten vorführen muß, ehe ihr eine gefällt. Aber dann beißt jede Forelle auf dieselbe Fliege. Beim Raubfisch wird es sich wohl darum handeln, ob er überhaupt beißlustig ist. Denn die Tatsache steht wirklich fest, daß manche Fischarten, mögen sie auch



Weitwurf nach links.

den Fisch, der ihnen in den Rachen läuft, nicht verschmähen, doch nur zu gewissen Stunden des Tages rauben. Beim großen Barsch sind es z. B. die ersten Stunden des Tages und die Zeit des Sonnenunterganges. Da sucht er die Ukleischwärme auf und fährt dazwischen, daß die geängstigten Tiere wie Lichtstrahlen aus dem Wasser schießen.

Beim Hecht weiß man nie, ob und wann er Appetit hat. Es ist aber erklärlich, daß er im Frühjahr, wenn alle Weißfische laichen, nicht im freien Wasser zu finden ist, weil er im Röhricht aus den dicht gedrängten Scharen der laichenden Fische sich ohne Mühe reiche Beute holt. Da wird man vergeblich mit dem Spinner arbeiten. Um so leichter geht er in den Monaten August, September, Oktober und November an den Spinner, denn das ist die Zeit, in der er im freien Wasser alle Kraft und Geschicklichkeit aufbieten muß, um eine Plötze zu fangen. Man kann sagen, daß er um diese Zeit stets hungrig ist. Ein gewisses Mißtrauen bewahrt sich der Raubfisch stets gegenüber dem künstlichen Köder. Ich habe es mehrfach beobachtet, daß er dem Spinner nachschoß und im letzten Augenblick, ohne zuzupacken, abbog. Da ich die geistigen Fähigkeiten des Hechtes, den ich den Fuchs des Wassers nennen möchte, sehr hoch einschätze, bin ich der Meinung, daß er den künstlichen Köder erkennt und sich trotz seiner Raubgier zu beherrschen weiß.

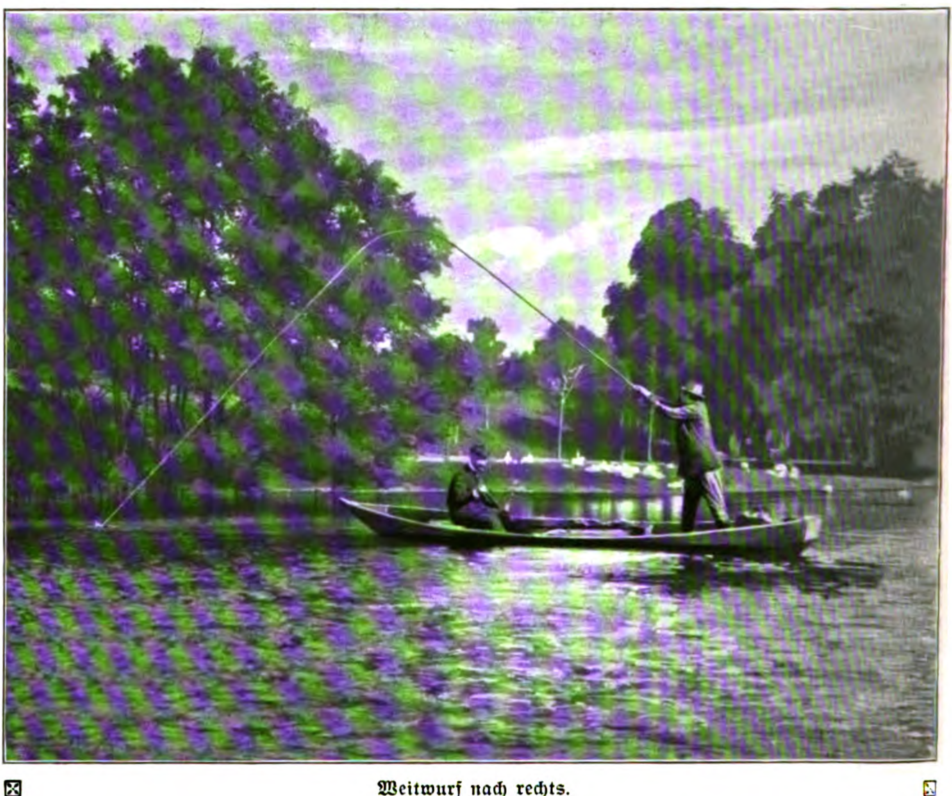


Schwerer Spinner und Löffelspinner. Rechts oben Wirbel zur Verhinderung des Drehens der Schnur, zugleich die Drehung des Köders vermittelnd, und Stahlwirbel mit Knotenschlinge.

Dafür spricht auch eine Beobachtung, die ich im vergangenen Sommer machte. Beim Angeln auf den Friedfisch erblickte ich einen Hecht von rund sechs Pfund, der etwa einen Meter tief unter meinem Kahn stand. Ich nahm die fertig montierte Spinnangel zur Hand und zog ihm einen goldig glänzenden Löffel am Kopf vorbei; von rechts, von links, von hinten, von vorn, er rührte sich nicht. Ich probierte alle meine Spinner durch — vergeblich. Da tötete ich eine Plötze von Handlänge, spannte sie ein und führte sie ihm vor. Im nächsten Augenblick saß er am Haken.

Ähnliche Erfahrungen haben die Angler gemacht, die im Donaugebiet dem Huchen, dem Vetter des Lachses, nachstellen. Wenn kein künstlicher Spinner zieht, wirkt oft ein Köder, der aus dem Schwanzstück des Aales hergestellt ist. Als ich davon erfuhr, kam mir der übrigens nahelie-

gende Gedanke, daß die fluktierende Bewegung dieses Köders wohl eine gewisse Anziehungskraft auf den Raubfisch ausüben möge. Und weil ich wußte, daß der Hecht auf den Schlammpeitzker geradezu versessen ist, verschaffte ich mir einige Fische dieser Art. Sie wurden in Formalin gelegt und nach drei Wochen zum ersten Male angewendet. Der Erfolg war geradezu wunderbar. Da nun die Beschaffung von Schlammpeitzkern recht schwierig ist, habe ich einem Fabrikanten

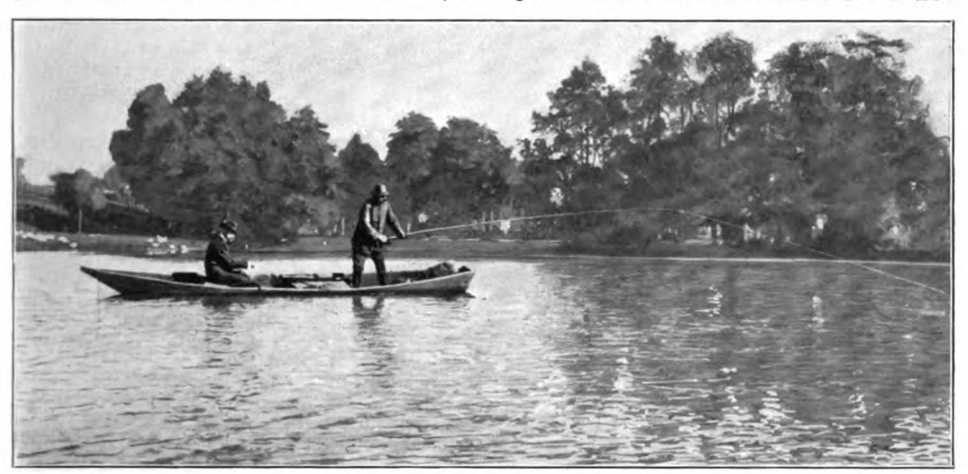


Weitwurf nach rechts.

von Angelgeräten den Auftrag gegeben, eine getreue Nachbildung dieser Fischart aus Gummi oder Schafdarm herzustellen. Ich bin neugierig, wie unsere Industrie diese Aufgabe erfüllen und wie sich die künstliche Nachbildung bewähren wird.

Dem Stipper oder Laien, der die höheren Genüsse des Angelsportes kennen lernen will, möchte ich dringend raten, mit der Spinnangelei zu beginnen. Mancher wird, wie ich, ewig darin stecken bleiben und nie zu den höchsten Feinheiten der Fliegenfischerei vordringen, weil ihm der Kampf mit einem zehnpfündigen Hecht mehr Vergnügen bereitet als das Drillen einer einpfündigen Forelle. Deshalb kann und soll sich Knorr und Knubben gut vertragen, und die empfindlichen Streitereien über die Frage, welche Art der Angelei am höchsten steht, sind zum mindesten überflüssig. Darüber sind sich doch alle Sportangler einig, daß der Fang eines Fisches, bei dem die Stärke des Geräts die Anwendung brutaler Gewalt gestattet, mit Sport nichts zu tun hat. Das mag dem Berufsfischer überlassen bleiben, der ganz richtig handelt, wenn er die Methode anwendet, die den Fisch sehr schnell und sicher in seine Gewalt bringt.

Bei der Spinnangelei ist allerdings auch eine gewisse Stärke des Geräts nicht zu umgehen. Denn ebensowenig wie man mit Kanonen nach Spatzen schießt, kann man einen schweren Raubfisch am Zwirnsfaden fangen. Die Rolle allein



Der Spinner wird eingeholt.

kann nicht Wunder wirken; man muß auch eine gewisse Kraft dem Fisch entgegensetzen können. Deshalb ist die Spinnrute bedeutend steifer als die Fliegenrute. Die Schnur soll stets aus Seide bestehen, weil sie haltbarer ist und daher dünner gewählt werden kann, als eine Hanfschnur. Wenn man sie gut behandelt, hält sie jahrelang. Dazu gehört, daß man sie nach jeder Benutzung von der Rolle auf zwei, mehrere Meter voneinander entfernt stehende Stühle wickelt und dort trocknen läßt. Auf der Rolle würde sie in nassem Zustand bald verstocken und vermorschen. Beim Aufwickeln zieht man sie durch einen mit säurefreiem Öl getränkten Lappen. Daß man die Rute abends mit einem Tuch trocken reibt und die Rolle ölt, ist ebenso selbstverständlich, wie das Reinigen des Gewehres nach der Jagd.

Besondere Sorgfalt muß dem Zusammenstellen der Angel gewidmet werden. In der Theorie ist der ungeteilte Bambusstock, weil er die größte Schwungkraft und die größte Widerstandsfähigkeit besitzt, der beste. In der Praxis wird man nicht drei bis vier Meter lange Ruten mit sich führen können. Man muß zu der drei- und viermal geteilten Rute greifen, die jetzt bereits so gut hergestellt wird, daß man den Unterschied zwischen Natur und Kunst nicht merkt. Beim Zusammensetzen müssen die Zapfen und Ösen vom Öl befreit und fest ineinander gefügt werden. Ebenso fest muß die Rolle in die Ringe gesetzt werden. Der Industrie muß hierbei eine Rüge erteilt werden, weil sie lustig

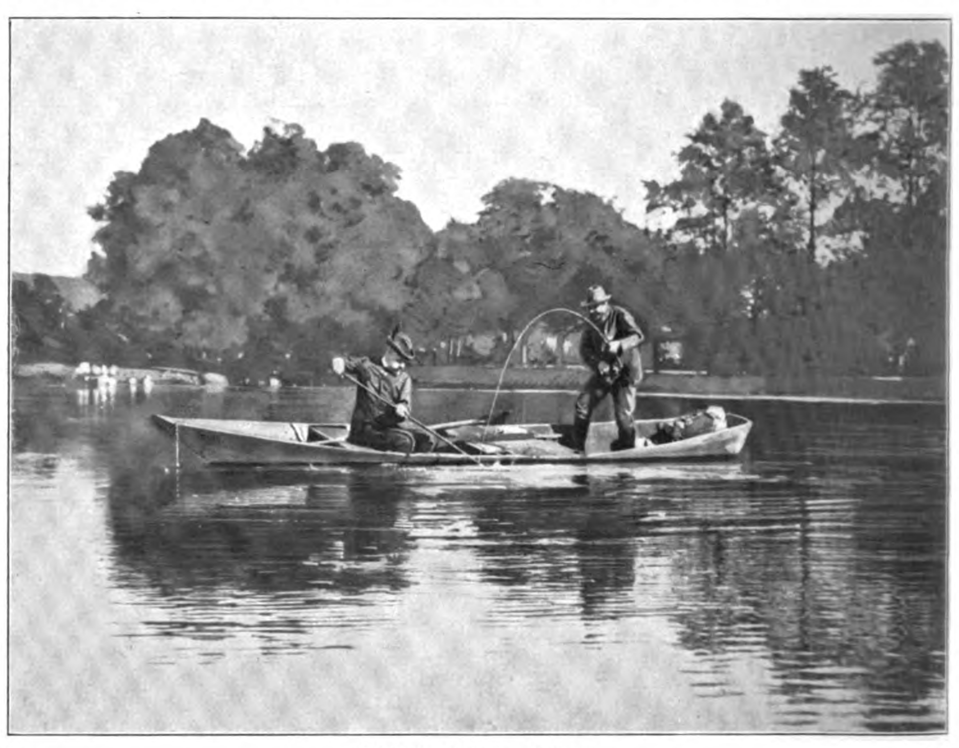


Delphinspinner, Koloradospinner für Schleppangel und Spiralblei. Diese Geräte, wie alle sonst erwähnten, von Fritz Ziegenspeck in Berlin SW. zu beziehen.

darauf los fabriziert, ohne darauf zu achten, daß die Teile des Geräts genau zusammen passen. Da muß der Angler mit der Feile nachhelfen, damit ihm nicht beim Wurf die Rolle aus den Ringen und ins Wasser springt.

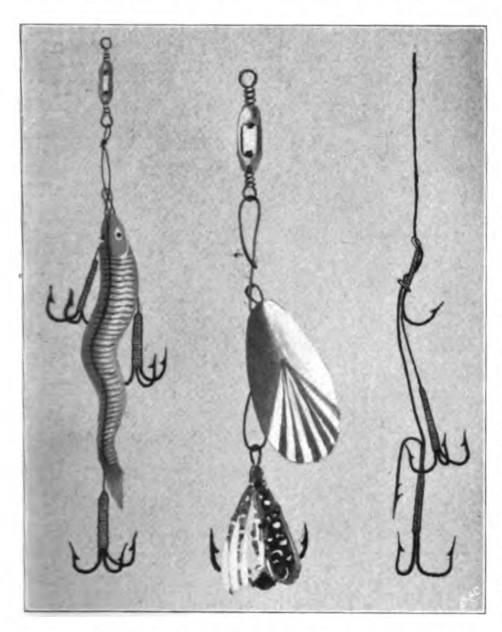
Beim Einziehen der Schnur darf man keinen Ring übergehen, weil sonst die Gefahr entsteht, daß bei heftigem Kampf die Rute bricht. Nun wird der Spinner mit seinem Vorfach aus Galvanodraht durch einen unlöslichen Knoten an die die von dem Schwung in rasende Bewegung gesetzte Rolle schnurrt weiter, die Schnur überläuft sich, verfängt sich, und im nächsten Augenblick hat sie sich zu einem unentwirrbaren Knäuel verschlungen.

Der Fehler liegt in dem Übermaß der aufgewandten Kraft. Nein, der Anfänger darf die ersten Würfe nur mit einem ganz sanften Schwung ausführen. Und er soll sich nicht scheuen, die Hemmung der Rolle, die sogenannte Knarre, vorher einzuschalten. Damit wird einmal das



Ein sehr schwerer Gegner.

Schnur befestigt. Dicht davor legt man das Bleichgewicht an. Es hat einen doppelten Zweck. Erstens erhöht es beim Wurf die Flugkraft des Spinners und zweitens zieht es im Wasser den Köder soweit nach unten, daß er nicht auf der Oberfläche des Wassers angeschossen kommt. Nun ist die Angel fertig, der erste Wurf soll gemacht werden. Dabei wird man stets den erfahrenen Praktiker vom Anfänger unterscheiden. Der letztere holt mit wuchtigem Schwung aus. Der Spinner fällt zehn Meter weit ins Wasser, Verheddern der Schnur vermieden, und zweitens lernt er, durch allmähliche Steigerung des Schwunges, den Wurf auf 20 bis 25 Meter hinauszubringen. Die höchste Kunst, das Hemmen der freilaufenden Rolle mit der Hand, wobei man Würfe von vierzig bis fünfzig Meter Weite erzielt, lernt man nur durch längere Übung. Ebenso will es gelernt sein, den Spinner auf einen bestimmten Fleck im Wasser zu werfen. Doch will ich niemand abschrecken! Die Kunst ist nicht gar so schwer, und viele haben



Biegsamer bemalter Weichgummispinner, amerikanischer Spinner mit Federgarnitur und Bickerdyke-Vorfach mit verschiebbarem Lipphaken.

beim dreißigsten Wurf alte Meister übertroffen.

Nun liegt der Spinner weit draußen im Wasser. Die linke Hand setzt das Ende der Rute fest gegen den Leib, die rechte faßt einen Griff der Rolle und rollt die Schnur auf.

Dafür gibt es so viel Methoden wie Lehrbücher. Der eine hebt und senkt die Rutenspitze, um dem Spinner im Wasser eine wellenförmig auf- und abgehende Bewegung zu geben, der andere erklärt es für Unsinn. Wieder ein anderer macht nach drei, vier Umdrehungen eine Pause oder verlangsamt die Bewegung, um, wie er sich einbildet, dem nachschießenden Raubfisch Gelegenheit zu geben, den Köder einzuholen und zu packen. Wer recht hat, ist nicht zu entscheiden. An manchen Tagen hat jede Methode Erfolg, an manchen verlockt keine Kunst den Fisch zum Anbiß. Aber soviel geht doch daraus hervor, daß die Fischweid weitaus mehr Mannigfaltigkeit bietet, als die Jagd, bei der es nur darauf ankommt, das Ziel richtig zu erfassen und im richtigen Moment abzudrücken.

Und ich stehe nicht an, zu erklären, daß mir der Fang eines schweren Fisches mehr Vergnügen bereitet, als das Erlegen eines Hasen oder Rehbocks. Hier ist mit dem Krümmen des Fingers der Erfolg entschieden, d. h. man hat entweder getroffen oder vorbeigeschossen. Beim Anhauen des Fisches beginnt erst der Kampf. Wer es nicht selbst erlebt hat, wie ein schwerer Lachs oder Hecht sich zu wehren vermag, kann den Reiz des Angelns schwer begreifen. Um den Verdacht zu vermeiden, als ließe ich meiner Phantasie allzu viel freien Lauf, entnehme ich dem Lehrbuch des österreichischen Hauptmanns Wesenberg folgende Schilderung:

„Die ersten Würfe bleiben unbeantwortet, aber beim vierten oder fünften Wurf schießt plötzlich der Lachs empor, faßt die Fliege und verschwindet damit nach der Tiefe. In der Hand fühlt es sich beim Anhieb an, als hinge die Angel an einem festen Gegenstand am Flußgrunde. Sekundenlang reagiert der Lachs auf den Anhieb nicht, und nur ein leises



Der letzte Schlag.

Vibrieren der Leine bestätigt seine Gegenwart. Aber plötzlich schießt er mit solcher Wucht vorwärts, daß das ganze Gerät unfehlbar in Trümmer gehen müßte, wollte man ihm diesen ersten, wilden Sturmlauf mit Gewalt wehren. Doch Daumen und Zeigefinger haben rechtzeitig die Leine ausgelassen, und nun schwirrt die Rolle in rasendem Tempo, bis der Fisch etwa fünfzig Meter Leine abgewickelt hat und nun plötzlich innehält und nicht mehr von der Stelle zu bewegen ist. ‚Er trotzt,‘ ruft mir mein Gefährte zu. Da, mit einem Mal, wird die straffgespannte Leine ganz schlaff: der Fisch kommt wie ein Pfeil nach oben geschossen! Jetzt heißt es, rückwärts laufend, so schnell als möglich aufwinden, um die Fühlung mit dem Fisch sobald als möglich wieder zu erlangen . . .



Anglerlatein.

Plötzlich springt der Lachs aus dem Wasser und macht in einem meterhohen Luftsprunge einen verzweifelten Befreiungsversuch. Gleich einer Silberbarre glitzert er in der Morgensonne. Rasch senke ich jetzt die Rutenspitze und eile einige Schritte vor, um zu verhüten, daß der schwere Fisch beim Niedersprung mit der ganzen Wucht seines Körpers auf die straffgespannte Leine falle, wodurch diese ungeachtet ihrer Stärke wahrscheinlich abgeschlagen würde.“

Es ist wirklich nicht zu viel gesagt, wenn man diese Art von Angelei einen aufregenden, alle Nerven- und Geisteskraft anspannenden Kampf mit der rohen Gewalt des Fisches nennt. Und dann das unbeschreibliche Hochgefühl des Siegers . . . Mitunter gibt's auch einen tüchtigen Ärger, wenn der Fisch die Schnur zerreißt und mit dem Spinner auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Das kommt öfter vor, als man denkt. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die großen Raubfische mit voller Absicht ein Hindernis aufsuchen, um die Leine darum zu verschlingen. Der Lachs und Huchen benutzt dazu Steine, die im Flußbett liegen, der Hecht sucht Stubben auf, die in manchen Gewässern nicht gerade selten sind, oder flieht ins dichte Röhricht.

Dann hat der Angler den Kampf verloren, weil die Schnur dem Anprall des Fisches nicht zu widerstehen vermag, sobald die Elastizität der Rute und die Nachgiebigkeit der Rolle ausgeschaltet ist. In solchen Momenten wird dem Gerät das Äußerste, was es aushalten kann, zugemutet . . .

Der Angelsport hält jedem Vergleich mit allen anderen Leibesübungen stand. Namentlich die Spinnangelei übt eine sehr erfrischende Wirkung aus. Die Städter verfallen fast alle in den Fehler, daß sie nach der sommerlichen Erholungspause das alte Leben, das zwischen harter Arbeit und rauschenden Vergnügungen hin und her pendelt, ungesäumt wieder aufnehmen. Nur die Jäger und Angler wissen den Wert einer kurzen Unterbrechung, die dem Körper Strapazen zumutet, zu würdigen. Man muß sich nur, wenn man an kalten Herbsttagen in starkem Wind einen ganzen Tag an oder auf dem Wasser zubringen will, mit der Kleidung vorsehen. Der Spinnangler noch mehr als der Weidmann, denn das Werfen und Einholen treibt bald den Schweiß aus allen Poren. Besondere Sorgfalt muß man der Fußbekleidung zuwenden. In Süddeutschland bevorzugt man einen

derben, wasserdichten Schuh und Wadenstrümpfe. Und es gibt abgehärtete Naturen, die damit stundenlang in dem kalten Wasser der Gebirgsbäche einherwaten. Wer die Nässe von seinen Füßen abhalten will, greift zu Gummistrümpfen.

Ich bevorzuge den langen Schaftstiefel. Er hat unter dem Vorurteil zu leiden, daß er zu schwer und selten ganz wasserdicht sei. Das Gegenteil ist richtig! Man darf nur nicht die schweren Wasserstiefel aus Rindleder im Laden kaufen, sondern man beschafft sich ein Paar ganz leichte Juchtenschäfte, bei denen die Narbe außen liegen muß, und läßt den Unterboden von einem tüchtigen Schuster, einem richtigen Handwerker alten Schlages, deren es noch immer einige gibt, anfertigen. Der Fußling muß mit Schweinsblase gefüttert sein. Ehe man die Stiefel in Gebrauch nimmt, müssen sie folgendermaßen behandelt werden: die Sohle wird mehrmals mit Leinöl getränkt, bis sie nichts mehr aufnimmt. Das Oberleder wird mit einer Salbe aus Wachs und Talg eingerieben, aber gründlich, bis alle Poren verstopft sind. Wenn man dann die Stiefel nach jedem Gebrauch reichlich mit Fett tränkt, dann kann man stundenlang trockenen Fußes im kalten Wasser waten, ohne auch nur die Kälte zu spüren. Nach dem Gebrauch dürfen die Stiefel nicht ganz trocken werden, ehe man sie aufs neue mit Öl tränkt, weil sonst die Nähte schadhaft werden. Die Annehmlichkeiten eines warmen, trocknen Fußes sind aber so groß, daß man sich die kleine Mühe, die eine solche Behandlung des Schuhwerks erfordert, nicht verdrießen lassen soll!

Ein richtiger Sportangler besitzt stets Humor. Die Sorgen, die ihn drücken, fallen in Gottes schöner Natur wie Spinngewebe von ihm ab. Die kräftige Bewegung, die das Herz schneller schlagen läßt und das Blut in Wallung bringt, trägt auch das ihrige bei. Dazu die anregenden Abwechslungen der Fischweid. Ist es da wunderbar, daß sich bereits ein Anglerlatein ausgebildet hat, das dem Jägerlatein gar nichts nachgibt? Zunächst ist jeder Fisch, der sich abgeschlagen hat, doppelt so groß, als ein glücklich gelandeter. Dort spricht nur das Augenmaß, das unter dem Eindruck der Phantasie stets zu wachsen scheint, hier entscheidet die Wage. Denn jeder ordentliche Sportangler führt im Rucksack eine kleine Federwage bei sich, um das Gewicht der Beute sofort feststellen zu können. Freunde und Bekannte, die nach dem Erfolg einer Angelfahrt fragen, behelligt man nicht gern mit der Angabe des Gewichts, weil sie sich doch keine rechte Vorstellung davon machen können. Man zeigt ihnen lieber die Länge des Fisches am ausgestreckten Oberarm. Und merkwürdigerweise schlägt die rechte Hand stets auf dieselbe Stelle dicht unter der Schulter! Daher soll es kommen, daß alle Angler den Sommer hindurch mit einem blauen Fleck am linken Oberarm herumlaufen . . .

Petri Heil!

Autonachtfahrt.

Die Laternen werfen weiße Garben
Siegend grell in nächtig schwere Farben,

Und zwei große, breite Wanderstege
Laufen zitternd auf dem glatten Wege,

Der erstarrt in wachen Ängsten liegt
Und sich tief ins enge Tal geschmiegt.

Sturmerprobte, wetterharte Bäume
Schrecken aus dem Schweigen ihrer Träume,

Springen hart bis an die Meilensteine
Vor dem ungekannten Geisterscheine. —

Nur ein Reh steht stumm und rührt sich nicht
Und äugt groß und klug ins helle Licht.

Hans Herbert Ulrich.

Goethe und Suleika. Von Joh. Höffner.

... Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna Dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Die Zeit von 1814 und 1815 bedeutet einen besonderen Abschnitt in Goethes Leben. Schon lange war das einst so leidenschaftliche Gefühl für das, was Christiane zu geben vermochte, in ein sattes, hausväterliches Wohlwollen für die ihm nunmehr 25 Jahre verbundene und seit kurzem legitime Gattin gewordene Frau zurückgeebbt. Nach der silbernen Hochzeit pflegen die Gefühle von Sechzigern sich in geordneten Bahnen zu bewegen, aber das Genie erlebt, wie Goethe mit einer gewissen kleinen Ruhmredigkeit zu Eckermann sagt, wiederholte Pubertätsperioden. Es mag nun für die Genialen selbst „ein reizendes Gefühl sein, Amorn die Flügelchen regen zu fühlen", aber für die stumpfe und nicht geniale Umwelt liegt die Gefahr peinlicher Eindrücke bei diesen liebenden Greisen nicht fern, denn nichts tötet Bewunderung und verwandte Gefühle sicherer, als Geschmacklosigkeiten. Aber umsonst hat Goethe nicht in jenem ewig schönen „Wen Du nicht verlässest, Genius!" um den Schutz seines gnädigen Dämons gefleht, denn es gehört zu den seltensten Eigenschaften unseres größten Dichters, daß diese Perioden neu aufflammender Leidenschaften bei ihm stets ergreifend, fast tragisch wirken; sogar das Entflammen des hohen Siebzigers für eine Achtzehnjährige hat nichts von dem, was derartige Johannistriebe widerwärtig macht, sondern bleibt am Horizont dieses scheidenden, mächtigen Lebens stehen wie das große, stille Leuchten des Firnlichtes.

❀ ❀ ❀

Die Gegenwart hatte für Goethe nach den Freiheitskriegen wenig Erfreuliches. Die Weimarer Verhältnisse sind sattsam bekannt. Schiller, der große Ebenbürtige, war tot. Frau von Stein blieb trotz des wieder freundschaftlichen Verhältnisses fern und unerreichbar im seelischen Sinn, denn kein redlicher Wille konnte die Trümmer der „zerstörten schönen Welt" wieder aufrichten; die amtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse waren nicht ohne Verdruß, und das einzige Wesen, das imstande gewesen, Goethe eine neue Jugend heraufzuführen, Bettina, hatte Christianes rohe Eifersucht von seiner Schwelle vertrieben. Und während rings Deutschland in Freudenfeuern stand wegen der Bezwingung des Erbfeindes, stand der Dichter vereinsamt und nicht ohne Groll, daß das Schicksal die Bezwingung des Genieverwandten, an dem sein Stolz sich heimlich aufgerichtet, durch die Vielzuvielen zuließ.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte Du, im reinen Osten,
Patriarchenluft zu kosten.
Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in Euren Hütten, Euren Zelten.
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.

Seit den Tagen der Kindheit, wo Frau Aja, die Erzählerin, den fremden Zauber des Heiligen Landes vor der Seele des Knaben heraufbeschwor, seit Mohammeds Gesang wie klingende Wasser hervorbrach, seit er das Hohe Lied nachdichtete und den Gesang der edlen Frauen Asan Aga schuf, war sein Geist immer wieder morgenwärts gerichtet in die Heimat des Menschengeschlechtes, den Orient, und so flüchtete er auch jetzt dorthin.

Zugleich mit diesem Verlangen wurde das Verlangen in ihm rege, den Staub Weimars von seinen Füßen zu schütteln und die „Main-,



Marianne Willemer.

Rhein- und Neckargegenden" seiner lachenden Heimat zu begrüßen. Wiesbadens Quellen hatten ihn äußerlich verjüngt, und im Verkehr mit den Gebrüdern Boisserée, im Schatten des herrlichen gotischen Mittelalters waren Stimmen seiner schönsten, durch Herder befruchteten Jugend erwacht. Die Heimat hatte ihn mit aller ihrer sommerlichen Herrlichkeit empfangen wie einen geliebten Sohn, das schönste Stück deutscher Erde, der ewige Rhein zwischen Bingen und Winkel, hatte mit seinem Zauber sein Herz umfaßt. „Aufgeschlossen", erfrischt, wiedergeboren wie Faust nach dem Trank wandelte er die Pfade seiner Jugend, an Schultern und Haupt dem Gotte vergleichbar. In dieser Gestalt, hinter der Weimar mitsamt der dick gewordenen Frau Geheimrätin und allem amtlichen Ärger wie grauer Nebel versanken, tritt er der gegenüber, die wie die Hesperide ihn zu verjüngen die Macht hat.

Goethe hatte kurze Zeit vorher scherzweise erklärt, daß „bei vielen Gebrechen, die er wohl eingestehe, Undankbarkeit gegen schöne Augen und Gefräßigkeit nie sein Fehler gewesen sei". Jedoch noch zum Beginn der „temporären Verjüngung" schreibt er, nicht ahnend, daß „Amor, der Lausbub", schon den Bogen wieder spannt, an die wirtliche Gattin ein begeistertes Lob des köstlichen Hanauer „Wirsching und Kohlrabi, wie ich sie in vielen Jahren nicht gegessen", und sein erstes dichterisches Erzeugnis auf seiner Fahrt ins Freie ist das schöne Poëm auf die Artischocke.

Ein Liebchen ist der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich spitze,
Sie hat einen gar so schlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

Das Liebchen, das der kleine Geflügelte dem Olympier in Wahrheit bestimmte, war aber durch Schlankheit minder ausgezeichnet, sondern wie sie scherzhaft übertreibt, „lang wie breit und breit wie lang", wenn auch nicht weniger reizvoll als die geschmackvolle Blüte.

❀ ❀ ❀

Zu Goethes alten Frankfurter Freunden gehörte der Bankier Willemer, dessen dauerhaften Reichtum auch die utopistischsten Bestrebungen nicht hatten zerrütten können. Zu seinen Hausgenossen gehörte seit etwa sechzehn Jahren Marianne Jung, die der philanthropische Mann aus dem Elend einer Tänzerinnenlaufbahn, um Goethes Ausdruck zu gebrauchen, „gerettet" hatte. Diese aus völlig reinen Motiven entsprungene Tat ist Goethe stets als „hohes sittliches Gut" erschienen, und seine Achtung vor Willemers moralischem Wert ist stets groß gewesen, wobei Vergleiche mit seinem eigenen Verhalten der Vulpius gegenüber vielleicht nicht fern gelegen haben. Nachdem Marianne etwa fünfzehn Jahre gleiche Rechte mit seinen Kindern geteilt, heiratete ihr Gönner schließlich unter Zustimmung der ganzen Familie die nunmehr Dreißigjährige. Gerade in diesen Tagen lernte die junge Frau den berühmten Freund des Gatten kennen.

Wir wissen aus den zahlreichsten Zeugnissen, daß der Eindruck, den Goethe auf die Frauen machte, sehr groß war. So schwankend die Zeugnisse von Männern, namentlich aus seinen mittleren Jahren, sind, so findet sich doch keine Frau, die dem Zauber seines Wesens widerstanden hätte. Sicher war die Wirkung wechselseitig, und es bedurfte wohl der ganzen Atmosphäre von Bewunderung und Schwärmerei, die die Frauen nach Art der Zeit offen zeigen durften, um in Goethe jenes Fluidum hervorzurufen, das sein nach außen oft gezwungenes und starres Wesen löste. Keine Frau hat Goethe widerstanden als Charlotte von Stein, um keine Frau hat er zu werben brauchen wie um sie. Marianne Willemers Herz flog ihm bedingungslos zu, aber auch ihre nunmehrige Stieftochter Rosette Städel geborene Willemer, die als Witwe den Haushalt des Vaters teilte, spricht in ganz hingerissenem Ton von dem Eindruck seiner Persönlichkeit.

Marianne stand damals in allem Reiz der voll erblühten Frau. Klein von Gestalt, aber von großer Anmut der Bewegung in der bereits leicht zur Fülle neigenden Figur, blühend und gepflegt in der Sorglosigkeit eines glänzenden Daseins, das keine Pflichten als die, Freude zu bereiten, von ihr forderte, erinnert sie im ganzen Typus eigentlich auffällig an die jugendliche Christiane. Dasselbe Frischfarbige, Mollige, von Gesundheit und Lebenslust förmlich Sprühende, das gewiß nicht dem höchsten Frauenbegriff entspricht, aber auf Goethe stets sehr anziehend gewirkt haben muß. Sehr schön muß ihr Haar gewesen sein, lockig und braun und ganz Natur in einer Zeit, wo in Schillers zärtlichen Briefen Lottens diverse Perücken eine nicht kleine Rolle spielten. Goethe hat diese Locken später als „geliebte braune Schlangen" besungen, und Marianne dankt dann sehr hübsch für diese Verherrlichung, die ihr Haar, „obwohl nicht so schön wie das der Berenice, an die Sterne versetzt habe".

Aus dieser graziösen Wendung geht schon hervor, daß Mariannes Begabung ihrer äußeren Erscheinung entsprach. Glänzend veranlagt, regen Geistes und von einer der Koketterie nicht entbehrenden Anmut der Idee, war sie recht geschaffen, wie ein schöner Spiegel das Bild des Geliebten wiederzugeben, so wie die Vorzüge weiblicher Begabung ja häufig in Anempfindung, in hingebendem Aufnehmen und Sichzueigenmachen fremden Inhaltes bestehen. Darum haben alle Frauen von Goethe genommen, keine ihm gegeben, wie er selbst bemerkt: „Frauen sind silberne Schalen, in welche wir goldene Äpfel legen." Die einzigen Frauen von Adel, bei denen für ihn Empfangen und Geben gegenseitig waren, sind die Stein und Lilli, und beide hat er nicht ertragen können, nicht rastend, bis er wieder „der alte, freigeborene Vogel" war.

Dieser künstlerischen Seite Mariannens, die sie auch zu einer vortrefflichen Interpretin musikalischer Ideen machte — sie besaß einen wundervollen Alt —, und ihrer restlosen seelischen Hingabe für den Dichter verdanken wir jenes erneute Aufblühen des Goetheschen Geistes, das wir unter dem Westöstlichen Diwan zu unsern schönsten geistigen Besitztümern zählen. Sie ist in der Zeit, als der Feueratem des Genius über ihr zusammenschlug, zur Dichterin geworden, deren Verse der schönsten Goetheschen Lyrik ebenbürtig sind. Aber es ist nur Abglanz eines fernen, unerreichbaren Lichtes. Zwar sagt der Dichter:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf.
Als ich aber erwachte,
Ging unvermutet die Sonne auf.

Aber auf Suleikas Gedichte kann dies Wort nicht Anwendung finden. Sie sind ganz Goethes geistiges Eigentum, und:

Du bist die Sonne, die auf Wolken thront,
Du bist die Sonne, und ich bin der Mond —

hätte Marianne mit den Volkmannschen Versen singen können.

Wie grenzenlos aber ihre Selbstverleugnung dem Geliebten gegenüber war, wie schrankenlos die Zurückdrängung ihres eigenen Wesens, sieht man nicht ungerührt aus dem ganz unerhörten Phänomen, daß die Goethesche Lyrik fast reiner und verklärter darin zum Ausdruck kommt, als in Goethes eigenen Gedichten aus dieser Zeit.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dies Rätsel, wie erklärt sich's? wie?

So sind die beiden hinreißenden: „Ach, um Deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich Dich beneide," und „Was bedeutet die Bewegung?" die zumal in der Mendelssohnschen zarten Musik wohl allgemein bekannt sind, nur zu erklären als tatsächliche Geisteskinder Goethes und Mariannens. Unerklärlich ist dabei nur, daß der Dichter die Strophe:

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen,

in:

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße,
Eh' noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse

verballhornt hat, wie man wohl nicht anders sagen kann.

Es dürfte wohl zu den bekannteren Tatsachen gehören, daß erst Hermann Grimm durch Mariannens Vertrauen das Geheimnis dieser Gedichte erfuhr, und es ist gewiß ein sehr hoher Beweis seelischer Vornehmheit, wie sie wenig Frauen eigen sein dürfte, daß Marianne, so oft sie ihre eigenen, bald vertonten Gedichte hat singen und als schönste Lyrik Goethes begeistert hat rühmen hören, schweigend verharrte, das Andenken unvergeßlicher Stunden nicht durch prahlendes Geschwätz entweihend. Sie, die von Haus aus „Heitere, Vorlaute", wie sie sich selbst bezeichnet, ist so, taktvoll zurücktretend, bescheiden schweigend zu einem Charakter vertieft worden, dem mit Recht die dauernde Verehrung und Liebe des Großen durch alle Wechselfälle hindurch blieb, und ihrer ist der schönste Ruhm, mit frauenhafter Sorgfalt seine letzten Jahre gekränzt, durch ihre sinnigen, gehaltvollen Briefe sein Alter oft heiter angeregt zu haben.

Daß Goethe der Freundin nicht die Ehre gab, die ihr gebührte, lag wohl zumeist an dem zarten Verhältnis, das sie verband, das der eigene Gatte, seinem hohen und reinen Sinn gemäß, den beiden „so gern und redlich gönnte", und das rein bewahrt zu haben, bei so willenloser Hingabe der ganzen Seele der Frau, zu den schönsten Zügen von Goethes Menschlichkeit gehört. Zugleich konnte er diese Lieder mit gutem Recht als sein geistiges Eigentum betrachten. „Sie sind Suleikas, sind die Deinen," läßt er sie sagen, und bei der rühmenden Erwähnung des „Ostwindes" durch Eckermann gesteht er, „wie oft habe ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet, was denn auch wohl im schönsten Sinn mein genannt werden durfte. In derselben Stunde fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach Belvedere, und in den Grünhäusern brach ich diese beiden Zweige." Auch sein Tagebuch verzeichnet vom 18. Oktober 1825: Mit Ottilie nach Belvedere, Lorbeer und Myrten geholt. Gedicht zu Eckermanns Schrift. Und sie „die Liebenswürdige", Selbstlose, ließ sich in adliger Bescheidenheit an dem Lorbeer, den der greise Goethe mit Myrte durchwunden ihr darreichte, genügen. Das Gedichtchen:

Myrt' und Lorbeer hatten sich verbunden.
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie, gedenkend sel'ger Stunden,
Hoffnungsvoll sich abermals vereinen,

begleitete den Kranz.

Bei jenem ersten Beisammensein im Jahre 1814 hatte Mariannens seelische Anmut noch nicht den späteren Eindruck auf Goethe gemacht. Es wird wohl der „lieblichen Gesellschaft" Mariannens und der „liebwerten Kleinen" freundlich in seinen Briefen gedacht, aber doch nur in dem begönnernd wohlwollenden Ton, den der Olympier frischer Jugend zuzuwenden liebte. Erst der Aufenthalt in der Gartenmühle mit einigen Unterbrechungen — vom 12. August bis etwa 25. September — brachte dem Fünfundsechzigjährigen eine der schönsten Episoden seines Lebens.

Er, das leidenschaftlich liebende Kind der ewigen Natur, recht hineingesetzt aus den dem Süddeutschen immer etwas karg erscheinenden, bescheidenen Lieblichkeiten Thüringens und der „schmächtigen Ilm", hinein-

versetzt in die Pracht süddeutscher Erde, in den heimlichsten, grünsten, wasserbesprühten Aufenthalt in der traulichen Mühle, an der mit kraftvollem Getrieb der Strom, „der mit dem ewigen Meere verbindet“, seine rauschenden Fluten vorbeidrängt. Grünüberhangen die Terrasse, an deren Stufen die lockenden Wasser murmeln, hell und hoch der Himmel und gesättigte Sommerschönheit über der prangenden Welt. Ringsherum ein Kranz verständnisvoller, dankbarer, vornehmer Menschen, die dem großen Gast am liebsten die Hände unter die Füße breiten möchten, und er selbst verjüngt, erstarkt unter den heilenden Quellen der Heimat. Hier hat ihm das Schicksal das Herrlichste bereitet. An seinem Geburtstag begrüßt ihn das Gartenhaus mit Kränzen, „nach der Farbentheorie geordnet“, und die anmutigen Frauen des Hauses bringen ihm in zartem Sichzueigenmachen seiner jetzigen Neigung für den Orient zwei Körbe voll ausländischer Blumen und „schönster Früchte“, dabei einen Turban von kunstvoll geschlungenem Musselin, mit Lorbeer umwunden. Immer wundervoller erschließen sich die Tage, immer tiefer öffnet sich Mariannens Herz. Am 12. September richtet Goethe an Suleika sein erstes Gedicht: „Nicht Gelegenheit macht Diebe“, am 16. antwortet Marianne mit dem schönen: „Hochbeglückt in Deiner Liebe“. Am 17. abends singt Marianne „ergreifend schön“ den „Gott und die Bajadere“ und „Kennst Du das Land“ „ausdrucksvoller, als man es je von ihr gehört“, und am 18. wiederholt sie das Lied von dem Unsterblichen, der die Geliebte mit feurigen Armen zum Himmel hinanträgt. Auf Goethes Bitte wickelt sich Marianne in den türkischen Schal und setzt den ihr von Goethe geschenkten, von Adele Schopenhauer auf seine Bitte angefertigten Turban auf das schöne Haar. So „sitzend still zu seinen Füßen“ hört sie ihn seine ewigen Verse vorlesen, und der weiße Mond, der im Orient mit unlöslichem Zauber verbindet, füllt das Gemach mit fremder Klarheit. Unten rauschen die Wasser herauf, und die Luft ist schwer von gesättigter Süße, Atem des Sommers und verhauchendem Blumenduft; von weitem tönt der gedämpfte Ruf Hud-huds, des Liebesboten zwischen dem vogelsprachekundigen Salomo und der Königin von Saba, des schönen Vogels, des Kronenträgers, der so oft „ihnen über den Weg gelaufen ist“. Die Wipfel rauschen und schauern um das Haus, das zwei Liebende umschließt ...

⌘ ⌘ ⌘

Während der Trennung, die Goethe für einige Tage nach Heidelberg, Mariannen nach Darmstadt führt, entsteht am gleichen Tage (den 23. September) Goethes Kastanienlied mit dem Schluß:

So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schoß,

und Suleikas Lied: „Was bedeutet die Bewegung?“, nachdem am 22. September Goethes Sehnsucht Ausdruck gefunden hat in „Die Sonne kommt“: „Du nennst mich Liebchen, Deine Sonne, Komm, süßer Mond, umklammre mich!“

Die Wonne des Wiedersehens läßt dann eins der schönsten Goetheschen Gedichte werden:

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich ans Herz!

Am Tage der Trennung entsteht: „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde“, an dem er „Jussufs Schönheit“ borgen möchte, um nie Suleika zu verlieren, und Marianne erwidert:

Nimmer will ich Dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst Du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.

Ein Wiedersehen war gegen den 18. Oktober in Aussicht genommen, aber Goethe überwand sich soweit, auf etwas, was zu gefährlich schien, zu verzichten. Er „flüchtete“, wie er gegen Boisserée äußerte, und wie dieser, ahnungslos über die eigentliche Bedeutung auslegt, vor dem Trubel, den der Aufenthalt Karl Augusts mit Goethes alter Gegnerin, seiner Mätresse Jagemann, in Heidelberg mit sich brachte. Dazu wurde er, wie oft Menschen, bei denen das Seelische einen starken Einfluß auf die Körperlichkeit ausübt, physisch krank; in einem Brief an Willemers Tochter Rosette klagt er über „Brustweh, das sich fast in Herzweh verwandelt hätte“. Marianne tröstete sich mit der Hoffnung auf das Wiedersehen. Umsonst: Goethe ging über Würzburg nach Hause, „allein dadurch beruhigt,“ wie er sagt, „daß ich ohne Willkür und Widerstreben den vorgezeichneten Weg wandle und nun desto reiner meine Selbstsucht nach denen richten kann, die ich verlasse“. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wenn Goethe, der Gereifte und Freudegesättigte, imstande war, groß zu entsagen und nicht den „treuen Anblick des Freundes“, der so voll schönen Vertrauens war, zu kränken, so fiel der Jugendlichen, von der ersten Leidenschaft ihres Lebens Ergriffenen, der Verzicht unsagbar schwer. Sie glich einer Blume, die im Dunkel erblüht, sich einen Sommertag lang im Glanz der alles belebenden Sonne hat baden dürfen und dann von fürsorglicher Hand in schützenden Schatten gerückt wird. Ihr ganzes Wesen war wundervoll aufgeblüht, sie wußte, daß diese Tage für sie Erfüllung des Lebens bedeuteten. Jetzt wandte sich das hohe Gestirn anderen Hemisphären zu, und sie blieb nach dem strahlenden Glanz in banger Dämmerung zurück. Seit sie als kleines Kind den Karneval von Venedig gelesen, dünkte ihr „dies Buch ein prophetisches Vorspiel zu meinem Leben“. Später fuhr sie in jenem Korso selbst als Maske mit, und „schon damals war es meine Überzeugung, ich würde mit Ihnen zusammentreffen, und mein frommer Glaube hat sich bewährt“, schreibt sie

fünfzehn Jahre später, die Erinnerung der Zeit, wo ihrem Hoffen unbegreiflich schöne Erfüllung wurde, wie ein Heiligtum bewahrend.

Ihr war das Wundervollste geworden, was einer Lebenden werden konnte, und nun war es vorbei, gewesen. Als Aufschrei ihrer Sehnsucht nach jenen östlichen Gegenden, wo ihre Seele ihn sucht, entsteht dann ihr ergreifendes und in seiner sanften Resignation so schönes: „Ach, um Deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich Dich beneide.“

Aber ihre Hoffnung, „wir sehn uns wieder“, ging nicht in Erfüllung. Fürchtete Goethe ein Wiederaufflammen so verzehrender Gluten, wußte er, der wohlerfahrene Lebenskünstler, daß die „Natur, die nur das Notwendige tut“, die traumhafte Schönheit jenes Sommers sich nicht würde so schön wiederholen lassen, und wollte er lieber „Dich, höchsten Schatz, im Busen fromm bewahrend“, die Erinnerung an das, was ihn einst „mit morgenroten Flügeln“ über Alter und zeitlichen Verdruß emporriß, ungetrübt sich erhalten? Tatsache ist, daß er 1816 sich zu einem Wiedersehen aufmachte, aber infolge eines Unfalls mit dem Wagen alsbald wieder aufgab: die Himmlischen hatten gewinkt.

⌘ ⌘ ⌘

Wie die Frau in der Liebe im allgemeinen stets die schwerere Last trägt, so war es auch bei dieser Liebe die Frau, der das Leben die Rechnung präsentierte. Einst in jubelndem Überschwang des Gefühls, von dem Einzigen geliebt zu sein, hatte Marianne ausgerufen:

Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Aber was sie auf sich nahm, war leicht zu heben, schwer zu tragen. Ihre sonst so blühende Gesundheit ward erschüttert, sie verzehrte sich in ostwärts gerichteter Sehnsucht. In den weißen Mondnächten in der Mühle, wenn der Strom zu ihren Füßen murmelte, in grünen Einsamkeiten, wenn der goldfarbige Vogel ihrer Liebe, seine schöne Krone auf- und niederklappend, über ihren Weg lief, saß sie verlassen, sich sehnend.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder spielet Stern auf Stern;
Und, smaragden, durchs Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel.
Doch Dein Geist bleibt allem fern,

so daß der Gatte selbst „mit Ehrfurcht und Liebe“ bittet: „Ich sage nicht zu viel, wenn ich Ihnen sage, daß meine Sorgen an Größe nur von meiner Liebe übertroffen werden. Vereinigen wir uns, Freund, einem leidenden Gemüte die verlorene Heiterkeit, einem erschlafften Geist die verlorene Stärke wieder zu verschaffen.“ Man muß Goethe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit großer Zartheit bemüht war, dem „schönen Herzen“ den verlorenen Frieden wiederzugeben und ihren „holden Blick“ wieder heiter zu sehen. Mariannes gute eigene Natur half, und so „bin ich denn,“ sagt sie, „in jenen Zauberkreis der Frauen getreten, nicht, um darin zu bleiben, sondern nach getaner Beschwörung sogleich wieder den stillen Pfad, den ich seit meinen Jugendjahren wandle, zu betreten, und, so Gott will, nie verlassen werde.“ Worauf Goethe mit einer Herzlichkeit, die seine Erleichterung ahnen läßt, „für Lebensansichten und Erfahrungen“ dankt. Es hat sechs Jahre gedauert, bis das arme Herz sich zu diesem Standpunkt durchgekämpft hat, stets getragen und gestützt von der mitfühlenden Zärtlichkeit des Gatten.

Es ist nicht zu leugnen, daß Mariannens rührendes und geduldiges Werben um Goethes schwindende Leidenschaft zuweilen peinlich berührt. Ihre sanfte, treue und anhängliche Natur war es aber auch, die das zarte Gespinst nach Goethes Wunsch bis zum Ende seines Lebens in Schönheit erhielt. Die Stein, im stolzen Bewußtsein ihres Gottesgnadentums, Herrin des Herzens, dem sie soviel gegeben, hatte, als der erste Schatten das Kleinod entstellte, zerbrochen, was ihr so unschätzbar gewesen war. Mariannens einfache, naive Bescheidenheit ließ die schöne Sonate dieser Liebe bis in den zartesten, leisesten Ton ausklingen, in weiblicher Demut nicht mehr begehrend, als er ihr geben wollte, und dankbar für das Geringste, das von **ihm** kam. So hat sie ihn durch lange Jahre wie ein sanftes Gestirn im Westen begleitet. Vierzehn Tage vor seinem Tode ordnete er noch mit zärtlichen Händen ihre Briefe, und sie erhielt sie als letzten Gruß mit dem Gedicht:

Vermächtnis.

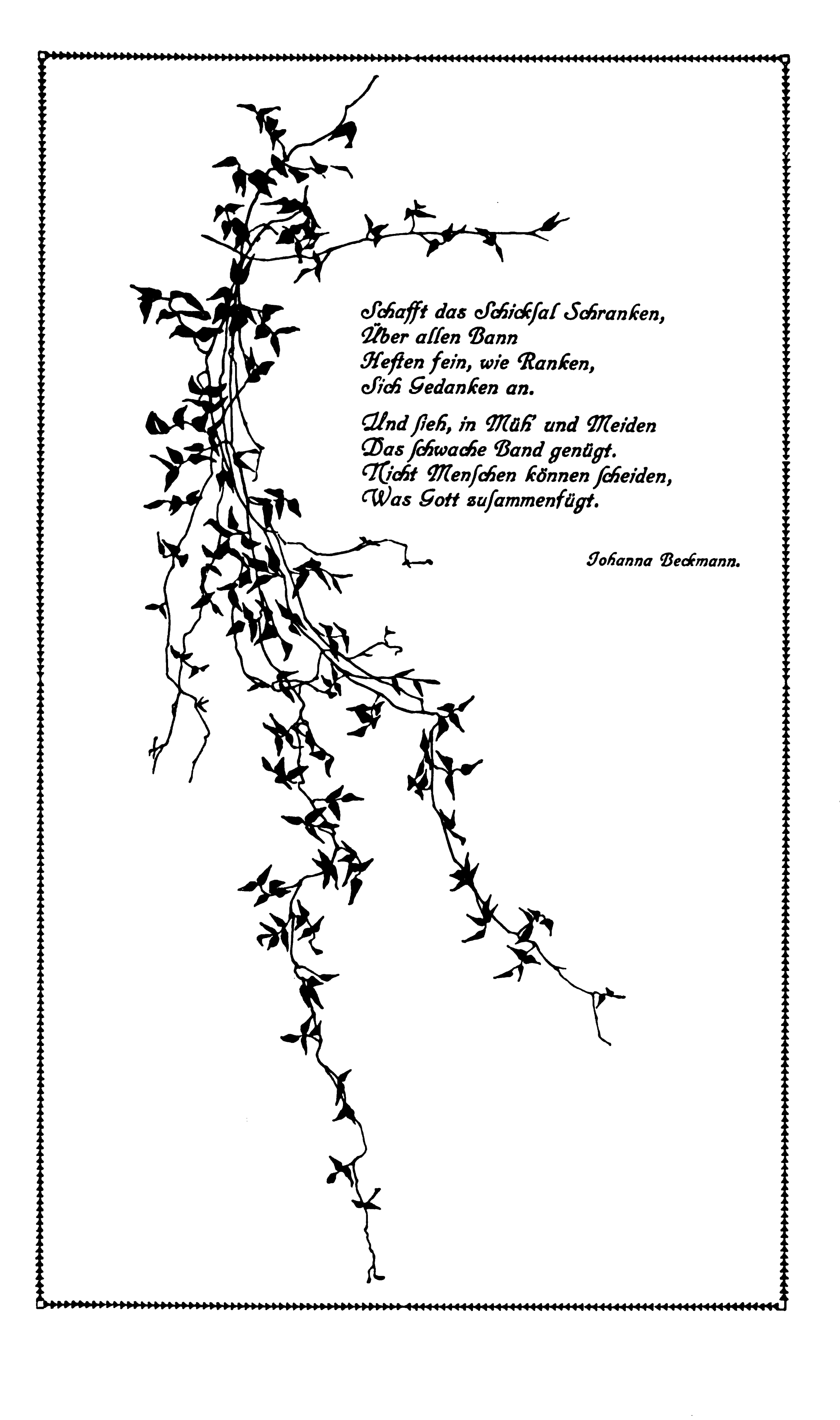
Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben, —
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

⌘ ⌘ ⌘

Welcher Unsterblichen soll der Preis sein? Selbstloser und aufopfernder ist Goethe nie geliebt worden als von dieser Frau, deren Treue und in Verehrung abgeklärte Liebe noch den Achtzigjährigen in einer jener weißen Nächte, wo sie versprochen hatten, einander zu gedenken, zu dem zweiten Gedicht „An den Mond“ beglückten. Wie das erste Charlotte von Stein gewidmet war:

So hinan denn! Hell und heller,
Reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schneller, schneller,
Überselig ist die Nacht.





Schafft das Schicksal Schranken,
Über allen Bann
Heften fein, wie Ranken,
Sich Gedanken an.

Und sieh, in Müh' und Meiden
Das schwache Band genügt.
Nicht Menschen können scheiden,
Was Gott zusammenfügt.

Johanna Beckmann.

Vom Teufel, der nicht sterben wollte.

Kosakenerzählung von Viktor Menzel.

„Ihr lacht über den Teufel, Brüder," hob im Kreise der Zecher am Samstag-Abend der alte tschernomorische Kosak Terentij Harkuscha an, indem er seinen schneeweißen Schnauzbart strich und aus dem kurzen Tschubuk (Pfeifenrohr) den Tabakrauch von sich blies, — „Ihr lacht über den Teufel, und warum solltet Ihr nicht, gibt es doch auf der Erde nichts, worüber der rechte Kosak sich nicht getraute zu lachen. Aber gleichwohl, mit dem Satan ist es so eine Sache. Ihr tätet wahrlich unrecht, seine Macht gering anzuschlagen ... Ihr wißt wohl, wie vor etlichen Jahren plötzlich hier durch die fremden Doktoren die Seuche aufkam. Erst hieß es nur, sie kommt, dann, kaum daß sich die Doktoren hatten blicken lassen, war sie da, gerade wie bestellt. Gesunde Leute wurden von diesen ungläubigen Teufelssöhnen früh ins Spital geschleppt; abends — wurden sie schon herausgetragen, starr, tot, blau von Cholera ... Wie das Saatkorn nicht anders ist auch die Ernte! Wenn nicht endlich das Gnadenbild des heiligen Wundertäters Nikolai geholfen hätte, das man auf Betreiben des hochwürdigen Igumens (Prior) herumführte, wäre die Krankheit wohl noch da. Vor dem aber mußten die Doktoren das Feld räumen. Wollten uns was weismachen, wie wir leben sollten — pah! Ihr kennt das Lied:

Wie zog das Leben lang sich hin,
Als man ‚Diät' noch nicht bedachte;
Gesund der Leib und froh der Sinn,
Man schwärmte, becherte und lachte!
Zu Trank und Freude sind wir da,
Drum, Bruder, sing und trink — hurra! hurra!

So spricht das alte Lied, und es hat recht! Teufelsweisheit bei den Fremden, Brüder, Teufelsweisheit! Nein, der Bjis, das ist schon der Bjis (Teufel), ich sage das, und ich zähle bald hundert Jahre. Es ist gut, sich vor ihm zu hüten! Merkwürdige Beispiele kenne ich da ... Oder entsinnt Ihr Euch nicht mehr der alten Tarassowa, die aus Hühnereiern Wind ausbrütete? Der große Sturm damals war ihr Werk, und bald hätte man sie totgeschlagen. Hoch und teuer mußte sie geloben — nachher ward es besser."

„Pfe!" warf hier der junge Loboda geringschätzig ein und nippte an seinem Becher. „Der Satan hätte viel zu tun, wenn er sich um jedes alte Weib kümmern sollte, das sich Eier ins Bett legt."

„Der Satan," bemerkte der alte Terentij, die buschigen Brauen runzelnd und mit einem mißbilligenden Blicke auf den kecken Sprecher, „es ist ja eben nicht gesagt, daß es immer der Satan selbst sein muß, gleichsam der Jessaul oder gar Ataman des schwarzen Heeres: er hat wohl genug der bösen Schatten unter sich, von denen es irgendeiner mit der Hexe gehalten haben mag ... Ein solcher Geist wird es auch gewesen sein, der seinerzeit jenen Denissij ins Unglück brachte. An ihn dachte ich gerade."

„Und was war es mit ihm?"

„Denissij Wjelitschka," sagte der Alte zögernd, als ginge er ungern an die Erzählung, „ja, das ist eine alte Geschichte. Mein Djeduschka (Großvater) hat sie mir oft genug erzählt; er war selbst noch einer von jenen Saporogern, den alten Dnjepr-Kosaken ruhmvollen Angedenkens, denen die Kaiserin, Mütterchen Jekaterina, gestattet hatte, aus der Türkei zurückzukehren, in die sie sich vor der Übermacht der Moskali (Moskowiter, Großrussen) geflüchtet hatten und die dann hier zwischen Jega und Kuban angesiedelt wurden — unsere richtigen Vorväter. Von diesen Saporogern war auch der Denissij einer, und daher kannte mein Großvater seine Geschichte, die sich nicht lange vor jener Flucht zugetragen hatte. Ich könnte sie Euch wohl erzählen, wenn Ihr vernünftig zuhören und derweil das Maul halten wolltet."

„Hej! Erzähle nur, erzähle! Wir sind schon ruhig," riefen die Kosaken. Loboda und Jermolenko legten ihre tscherkessischen Balalaiken (Lauten) fort, auf denen sie zuvor sich eins geklimpert hatte. Alle füllten ihre Gläser und Pfeifen frisch und saßen in Erwartung.

„Also der Denissij Wjelitschko war ein strammer Kosak und reitet eines Tages auf dem Krimer Schläch (Heerstraße), der am Dniepr über dem Großen Luch zur Perekoper Steppe führte, wohlgemut seines Weges, als er unvermutet Reisebegleitung trifft. Das war ein begüterter Tatar, Bejak Orha mit Namen, ein Promyschlennik (Unternehmer, Händler), der in Geschäften oft hin und her reiste, wenn gerade Friede war; Denissij kannte ihn wohl und auch seine stets gefüllte Geldkatze. Der Bejak Orha war sonst ein umgänglicher Mann, unter den Saporogern wohlgelitten und gastfrei. Nun, die beiden reiten so ein Stück zusammen und schwatzen allerhand, mutterseelenallein in der Wildnis. Ja seht, wie nun so der Kosak mit dem feisten Beschnittenen plappert und bald in sein schiefäugiges Nogaiergesicht, bald nach seinem schweren Sack am Sattel schielt, in dem sicher nicht nur Heu oder Hirse zu finden war — da wird ihm doch, er hat es selbst erzählt und tausendmal beschworen — als fingen die Moneten in dem Sacke an zu klingeln: Schack schack! Drum drum! Und als spräche eine Stimme: Greif zu! Ej, greif zu! Dem armen Kosaken wird jählings das Herz schwer. Ist ja doch nur ein Sohn des Satans, ein Stück Teufel, greif zu! sagt die Stimme, und wie er verstohlen den Begleiter mustert, wahrhaftig, sein breiter, grinsender Mund mit den spitzen Zähnen, die stechenden Augen dazu, eine wahre Teufelsfratze starrt ihn an! Dazu die Stimme, kichert höhnisch: Greif, greif! und das Geld immer lauter: Schack schack! Drum drum! Als wollt' es rufen: Hier bin ich, ich! — Denissij schlägt heimlich ein Kreuz, das Herz pocht ihm, vor seinen Augen flimmert es — rund umher alles so still, nur die Stimme, die Stimme! Er bekreuzt sich wieder und wieder. Es hilft alles nichts, in den Graswäldern ein Geraun und Gewisper, der Tatar grinst, und die Mittagssonne ist auf ihm wie ein fahles Feuer, das Denissijs Hirn versengt — es war kein Zweifel mehr, der Teufel war es oder einer von den Seinen, den er da zur Reisegesellschaft aufgelesen hatte. Wie nun Kreuzschlagen und Stoßgebet und alles nichts fruchtet, fährt es Denissij grimmig durchs brennende Haupt: Ich will Dich lehren, Christen in Angst und Versuchung führen! Und jach zieht er den Kinschal und sticht den Tataren nieder.

Als es nun getan ist und der Heide, der erst kreischte und ächzte und den Begleiter verfluchte, stumm endlich und leblos daliegt, denkt der Wjelitschko: So ist es einmal und nicht anders! — scharrt den Leichnam am Wege im Moor ein, läßt ungern genug das fremde, treffliche Pferd laufen, das ihn verraten hätte, nimmt das Geld an sich, das zwar weniger im Sattelsack als in Gurt, Taschen und Mützenrand des Erschlagenen stak, nimmt's, ein stattliches Sümmchen, und reitet — reitet davon!

Darauf begann ein wildes Leben in Saus und Braus. Alle Tage vom Besten, was der Sinn begehrt: Spanferkel, Buchweizenklöße mit Knoblauch, Schweinskopf mit Meerrettich, Wareniki (Quarkpasteten), Pirogen (gefüllter Blätterteig), Chalwa und Jesir (türkische Näschereien) und ähnliche Leckerbissen, dazu Ungar-, Krimwein, Donskoi und Met aus Krügen, nachher mit den Brüdern ‚Schopfzauser' und andere Spiele und abends hop hop! Zur zwölfsaitigen Kobsa den Kosatschok gesprungen und den Trepak gestampft, ho ho! Auf den Jahrmärkten in Smila schritt unser Kosak einher wie ein Zarensohn, rote Seide die Pluderhosen, Goldtroddeln darunter hervor bis auf die Saffianstiefel, der Kaftan gelbseiden, der Schupan drüber aus griechischem Aksamit (Brokat) mit blausamtenen Flugärmeln, Goldschnüre am blauen Seidengurt, die Pistolen mit Silber beschlagen und Schwarzfuchsbesatz an der goldquastigen Mütze — ein Molodjetz (schneidiger Krieger), nach dem alles sich die Köpfe verdrehte!

Aber nicht lange, so wird Denissij ganz eigen. Kopfhängerisch geht er dahin, daß die andern sich verwundern, finster die Miene, das Herz kalt, nichts will ihn freuen, und wenn ihn einer anredet: ‚Was hast Du, Bruder?' so schüttelt er den Kopf: ‚Nichts — ich kann nicht gut schlafen.' Ihr dürft aber nicht glauben, daß der Wjelitschko ein bänglicher Weichling, etwa eine weibische Puppe gewesen wäre — im Gegenteil, alle kannten ihn als rüstigen, harten Krieger, in seinem Kuren (Kasernengemeinschaft, Abteilung) kam keiner ihm gleich, und man hieß ihn Wolfszahn. Um so größer war die Verwunderung. Oft saß

er ganz einsam auf dem Felsen über dem stürzenden Stromwasser, gleich dem grauen Adler, der von Beute träumt — düster starrte er vor sich hin, murmelte etwas. Grad so war's, als hätte es einer ihm angetan, und nicht anders verhielt es sich auch, jene Sache wollte ihm nicht aus dem Kopfe ... Wenn das Geld klingelte, schrak er zusammen, hörte wieder die Satansstimme: Hier bin ich! Greif zu! ... und immer von Zeit zu Zeit, sooft er eben am lustigsten werden wollte, sah er plötzlich vor sich irgendwo die Teufelsfratze, das Tatarengesicht. Sowie er es einst gesehen hatte, gelb und böse, mit dem Wutgift noch um die gedunsenen Totenlippen, so sah er gelegentlich ganz unvermutet das Gesicht vor sich. Da wurde ihm klar, wie das zusammenhing. ‚Sicher,' dachte er bei sich, ‚das ist es, der Teufel ist nicht tot; ich habe ihn erschlagen, aber er will doch nicht sterben.'

Er suchte es durch Trinken zu verjagen, aber auch das half nicht. Einmal sitzt er wieder am Dnjepr, über der schäumenden Flut, die durch die Porogi (Stromschnellen) rollt und donnert — sinnt und blickt finster. Wie um sich Trost zu schaffen, zieht er sein Pfeifchen, seine Lulka Burunka (Nasenwärmer, vom türkischen Burun = Nase) aus der Mützenborte, dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort, will sich eins rauchen. Ihr müßt wissen, die Saporoger hielten große Stücke auf ihre Pfeifen, machten aus solcher Lulka wirklich eine Art Geliebte. Wie er aber so verdüstert den roten Pfeifenkopf hervorlangt und anschaut, wer malt sein Entsetzen, da der Kopf ihn anblickt mit der Tatarenfratze! ... Mit einem gräßlichen Fluche schleudert er die Pfeife zur Erde, fängt an daraufzuschlagen wie unsinnig, schreit: ‚Willst Du sterben, Teufel, willst Du sterben!' ... Der Kopf hält noch geborsten zusammen, grinst ihn an. Ganz rasend beginnt Wjelitschko mit dem Stiefel auf ihm herumzutreten, haut mit Steinen, bis endlich die Pfeife ganz in Trümmer springt. Da wird ihm freier.

‚Jetzt!' denkt er. ‚Jetzt!' Und wischt sich den kalten Schweiß ab. ‚Ich will Dich doch lehren, will Dich lehren.' Also geht er ohne Pfeife fort, mochte von Stund' an keine sehen, hofft, es loszusein.

Ein paar Tage verstreichen, er muß einmal in den Stall, wo die zahmen Nattern im Heu zu rascheln pflegten — auf einmal steht er wie angewurzelt, denn die eine Natter, die größte von allen, welche unter dem Namen Selenenka (‚Grünchen') bekannt war und samt ihrer Brut gern gelitten wurde, da sie den Pferden die Bremsen wegfing — diese hebt den Kopf zu ihm auf, zischelnd, und blickt ihn an mit demselben verfluchten Gesicht des toten Bejak Orha!"

„Hej! Hej!" riefen die Zuhörer, starrten mit offenem Munde und vergaßen Trinken und Rauchen; als würden sie eiskalt übergossen, so war es manchen.

„Mit Teufelsaugen sieht die Natter im Stalle ihn an, züngelt empor. Er auf sie mit einem Gebrüll. Mit dem Stiel der Nahajka (Kosakenpeitsche) peitscht er auf ihren Kopf los, hämmert, tritt, stampft darauf herum — endlich —! ‚Er war es — er war es wieder,' murmelt der Unglückliche. Er läuft hinaus, läuft, irrt umher — schließlich erzählt er einem die ganze Geschichte.

Der Kamerad, ein vernünftiger Kosak, denkt sich sein Teil, tut aber belustigt, lacht ihn aus: ‚Bruder, sei kein Narr! Was tot ist, das fault, und um den Asiaten ist es gerade der Mühe wert — weißt Du noch, wie wir unter dem Watag (Anführer einer Gesellschaft) Stetzko Kossjol den Kurier Ali Kujuk Aga auszogen und in den Fluß hüpfen ließen und schossen auf ihn um die Wette? Manch lustiges Stück —'

‚Nicht so war dies!' sagte der Denissij darauf. ‚Nicht so, bei Gott!'

‚Ich bitte Dich, laß die Possen — die Würmer haben ihn gefressen und basta! Sauf Dir eins an darauf.'

‚Es hilft nicht!' stöhnt Denissij. ‚Es kommt doch wieder, es ist der Teufel, er kommt wieder — wer weiß, wo ich ihn das nächste Mal sehe, nirgends traue ich mich bald umzuschauen! Bruder, o Bruder ...'

‚So mag es sein, daß Dich das Fieber plagt, dagegen mußt Du Asche in den Branntwein tun.'

‚Was schwatzest Du! Dich selber mag — ich sage Dir, reize mich nicht, ich kenne ihn wohl, den Teufel, ha—ch! Wahrlich, auf der Erde ist nicht Raum mehr für meine Ruhe.'

Der andere kraut sich am Kopfe, speit

aus. ‚Helle Blitze, Du mußt dazu tun, daß Du Dir's aus dem Sinne schlägst! Wie! Um solchen Höllensohn sollte ein Christ und Kosak sich plagen! Eine Schande, Bruder, eine Schande. Was tat der große Ssirko? Er sah den Teufel im Tschortomlyk schwimmen, trrach trrach! schoß er auf ihn, und — hin! — Hej, wenn nichts anschlägt, ich weiß wohl noch einen Rat für Dich.‘

‚Sage ihn! Herzensfreund!‘ beschwor ihn Denessij.

‚Du mußt fort von hier und in ein anderes Leben. Es ist kein Rat für einen Kosaken, aber man muß Dir beistehen. Geh hin, suche unter den Weibern — still, Du willst schon lachen, und das ist gut! Ein lustiges und hübsches Mädelchen suche Dir, eine rosige Schwarzbraune, Himbeer die Wange und mit Kirschlippen, und küsse Dir die Flausen weg! Aber nicht genug, das Liebeln allein wird man bald satt: geh zu den Starschinen (Behörden), bitte Dir Dein Attest und Dein Teil Landes aus und eine Herdstelle im Chutor (Gehöft, meist für mehrere Kosakenfamilien) und heirate! — Ja, Bruder, schüttle nicht den Kopf — es ist das Rechte. Du mußt fort aus dieser Öde; unter den Verheirateten bei Deinem Weibchen wirst Du's vergessen, bei ihrem Kosen wird Dir anders werden. Geh, Bruder! Das hilft Dir.‘

Gut, der Wjelitschko, obzwar zaudernd, denn bei den Weibern war er ein Neuling, nicht wie andere, die da herumbuhlen gleich dem Hahne unter den Hennen — ej was, Du zwinkerst, Jermolenko, es mag sein, daß Du solche wohl kennst... Nun, er geht hin wie im Fieber und doch nicht ohne Hoffnung, weil es ihm neu war — auch mochte es seine Säfte reizen, er war gerade im Alter dazu. Und wirklich, sieh! es ist wie ein Heilmittel. Bei den Weibern wird er warm. Im Schwarzerd-Lande haben sie gar hübsche Dirnchen, sagt man, und obwohl sie vor ihm scheu taten, fanden sich doch nicht wenige, die sich sein wildes Auge gefallen ließen. Vornehmlich die frischen Witwen und so manche liederlichen Molodytschi (junge Frauen) sind hinter solchem her, denn fett Fleisch will Pfeffer, und so wurde er denn bald von den Glattwangen umschwärmt wie der bunte Pilz von Fliegen. Er ließ sich das auch wohlbehagen und ging ins Zeug, bald aber hängte er sich an eine, kam nicht mehr los, ein Mädchen war's wie ein samtener Pfirsich, ganz versessen war er auf sie, und wenn sie bei der Wetschernitscha (Spinnstuben-Abend) sang: ‚Regenfall, Windgebraus — Wer geleitet mich nach Haus?‘... da sprang er euch doch ein, daß jedem andern die Lust verging, mit dem Eisenfresser zu wetteifern. Alles in Ordnung — zur rechten Zeit geht er zum Koschewoi, dem Ataman der Saporoger, der hat ein Einsehn, er kriegt seine Zeugnisse und bei der nächsten Teilung Wohnung und Land. Die Brautwerber kommen, Hanuschas Eltern sehen's nicht ungern, sein Schätzchen noch lieber, und nachher ist die Hochzeit mit Sang und Klang, fast gar zu reich und laut und toll. Ein paar Wochen fließen hin, die beiden leben wie ein Taubenpaar — auf einmal! wie abgeschnitten. Der Denessij treibt sich wieder herum, läßt Haus und Feld liegen, sitzt, grübelt, noch finsterer als zuvor. Der Hospodar (Vorsteher des Chutors) läßt ihn gehörig an, er aber schüttelt den Kopf: ‚Batjko, es hilft nichts, hilft alles nichts, ich wußte es ja, der Teufel, der Teufel ist wieder da.‘ ‚Der Teufel?‘ sagt der Hospodar ganz verblüfft und bekreuzt sich. ‚Wenn Du was mit dem Teufel hast, Du Feindessohn, so rate ich Dir, denke an das Heil Deiner Seele! Das ist nicht zum Spaßen.‘

‚Was soll ich tun, Batjuschka?‘

‚Ej so sattle Dein Pferd und reite zum Meshigorer Kloster oder noch besser zum heiligen Einsiedler Dossipij, der nicht weit vom Kloster in den Waldfelsen haust. Der wird Dir schon zu raten wissen. Solches Zeug könnte uns hier grade fehlen.‘

Der unselige Wjelitschko folgt auch gleich dem Rate, jagt davon, sucht und findet Dossipij in seiner Klause zwischen Stein und Wurzeln.

Als der fromme Mann ihm den Segen spenden will, winkt Denissij nur mit der Hand. ‚Was ist Dir?‘ fragt der Einsiedler erstaunt.

‚Ehrwürdiger, mir geht es schlecht,‘ seufzt Denissij. ‚Mein Herz frißt der Kummer, mit mir ist es nichts mehr.‘

Der Alte beruhigt ihn, heißt ihn sein Leid aussprechen. Der Kosak erzählt ihm nun alles, was er getan und wie es ihm seither ergangen ist.

‚Und siehe, Vater, alles schien nun gut,

und das Glück schien mir wieder zu lachen. Am Halse meiner Hanuscha, meines Seelchens, ward ich wieder froh — und da — und da! . . .'

,Nun?'

,Wie ich da vor einigen Tagen abends, die Arbeit war gemacht, und mir war schon so eigen, trübe und unlustig, als hätte ich geahnt — wie ich da abends zu meinem Weibe in die Kammer gehe, Dämmerung ringsum und still, nur der Wind seufzt sonderbar in der Hecke, und das Herz ist wie gepreßt von Schwermut — da, was geschieht? Im Mondlicht liegt sie da, ganz wie immer, ein Schwanenflaum, aber — aber — das Gesicht ...!'

,Ja, was denn, Unglücklicher? Was war's denn mit ihrem Gesicht?!'

,Das Gesicht,' ächzt Denissij, ,es war ja das Teufelsgesicht — die Fratze von dem toten Tataren — da liegt mein Weib, im Bettchen, in den Kissen, und schon strecke ich die Hände, trostsuchend, nach ihr — und sie sieht mich an, Vater! mit dem Antlitz, dem schrecklichen Antlitz, mit der Teufelslarve ...!'

Der Einsiedler entsetzt sich, und Denissij begann zu weinen wie ein Kind.

,Ej was denn auch!' stammelt schließlich der Heilige. ,Du hast Dir das nur so gedacht, hast wohl —'

,Was!' schreit der Kosak unsinnig auf, mit funkelnden Augen. ,Was sagst Du? Keinem wollte ich raten, es zu sagen, außer Dir! Aber Du meinst es doch gut, hoff' ich. Der Teufel war's, ich kenne ihn wohl, er läßt mich nicht, läßt nicht, er erwürgt mich noch oder macht mich rasend! ... Vater,' schluchzt er wieder, ,was tun? Was tun?'

,Hm,' sagt da Dossipij, der Einsiedler, höchst ernst zu dem Kosaken, ,höre, das geht so nicht weiter. Du hast gesündigt, und Du mußt büßen. Geh in Dich, bessere Deine Seele, bete täglich einmal, faste den dritten Tag und nötigenfalls den zweiten, gelobe auch den Meshigorer Vätern eine Gabe, daß sie Dich losbeten. Denn wirklich, Sohn, es scheint, daß der Schwarze Dir nachstellt.'

Denissij dankt nun recht demütig für den guten Rat. ,Ich wußte es wohl, Du lachst mich nicht aus, verstehst in das Verborgene zu schauen,' spricht er, küßt dem heiligen Manne den Kaftan und geht, zu tun, wie ihm geheißen. Eine Woche verfließt, die zweite auch, und der fromme Dossipij hat die Sache schon halb vergessen. Da tritt er eines Morgens aus seiner Höhle hervor, will zu Gott rufen im Bunde mit den Vögeln, die im Gezweig erwachen, und die Sonne grüßen, die im Tau badet — und da sitzt etwas, da kauert am Quell Denissij Wjelitschko, aschfahl, stier zur Erde blickend, wie entgeistert.

,Unglücklicher!' ruft der Einsiedler erschrocken. ,Gestehe! Was ist's?'

,Ha—ch,' murmelt Denissij, ,Vater, es hat nicht geholfen — einige Tage schien es anzuschlagen, und nun — ich habe gefastet, Vater, viele Tage gefastet, dennoch —! Ich sage Dir, Vater,' flüstert er, ,der Teufel ist es, er ist wieder da, er läßt mich nicht, und ich muß ihn umbringen.'

,Was!' schreit Dossipij. ,Wahnwitziger! Umbringen — was faselst Du?'

,Ich muß — Du siehst ja.'

Der Einsiedler weicht ordentlich zurück vor dem Wjelitschko, er besegnet sich, stammelt nur so. Endlich faßt er sich.

,Höre, Sohn,' spricht er streng, ,ich merke wohl, Dein Sinn ist ganz und gar in Gefahr, in die Hände des Satans zu geraten. Umbringen! Hast Du noch nicht gemerkt, daß der Teufel nicht stirbt? Bringe doch den Quell da um, der aus dem Felsen springt, oder den Wind oben im Baume, hej! Du Narr, so ein Wesen ist nicht umzubringen, aber vertreiben sollst Du ihn, und dazu laß Dir raten. Entsage der Welt, ehe es noch ärger mit Dir wird, tritt an das Tor der Meshigorer Väter, klopfe an und bitte, daß sie Dich aufnehmen in ihre Büßerzelle! Dort reinige Dich, und es wird Dir glücken, allmählich Gnade zu finden, dort wirst Du genesen.'

,Vater,' sagte Denissij ganz gelassen, steht auf und sieht ihn so unheimlich an, ,ich danke Dir, aber glaube mir, mir nützt das nicht. Der Teufel ist da, in meinem Hause hat er Zugang gefunden, und nicht besser wird es, als bis ich ihn umgebracht habe, wie vorhin die Schlange.'

,Du!' schreit der Einsiedler, will ihn packen und traut sich nicht. ,Umbringen willst Du, wen? wen? Ich sage Dir, tust Du einem ein Leids, so hast Du die Schlange wieder! Tu, was ich Dir sage, oder Gott und die Menschen werden Dir fluchen!'

Denissij sagt nichts, verneigt sich nur recht tief vor dem Heiligen, geht. Der Einsiedler möchte ihn halten, sieht sich, an den Gliedern bebend, nach des Kosaken Pferd um, aber der ist schon hinauf und jagt davon. Und der Heilige steht, sieht nicht Sonne noch Tau mehr, hört nicht mehr der Vögel Gruß, sieht nur den Kosaken, wie er hinstiebt, mit der Nahajka das Roß peitschend, daß es stampfend fliegt — und sinkt am Felsen nieder ...

Denissij, zurückgekehrt zum Chutor, verbirgt sich im Ambar (Scheuer, Magazin), schleicht dann immer so um sein Haus, grade wie ein Dieb und Einbrecher. Es wird Abend. Der Apfelbaum vor der Hütte wiegt sich zum Schlafe ein, und Hanuscha, schwermutsvoll und verweint, tritt heraus zu dem Baume, unter dem anfangs ihr junger Gatte so oft mit ihr schön getan. Niemand ist nahe ...

Da springt Denissij hervor wie ein wildes Tier und sticht sein Weib mit dem Kinschal mitten durchs Herz, daß sie lautlos umsinkt. Dann steht er da, keucht, atmet, wischt sich den Schweiß ab, und sagt: ‚So mußte es geschehen.‘ Er hebt seine Hanuscha auf, küßt sie recht zärtlich und trägt sie leise hinein in die Kammer. Er legt sie aufs Bett: ‚Schlafe nun ruhig, Täubchen!‘ spricht er. ‚Und morgen wollen wir endlich wieder fröhlich sein.‘ Und wirft sich beim Lager auf die Bank und schläft ein ...

Am Morgen fand man das Unheil. Er schlich schon entgegen: ‚Scht! Hanuscha schläft noch — stört sie nicht!‘ Es war nicht leicht, ihn zu greifen. Als Hanuschas Vater und Mutter und Brüder und der betäubte Hospodar die Sache nur erst gefaßt und den Täter gebändigt hatten, der nur immer wiederholte: ‚So mußte es geschehen!‘ — und nachdem der Richter der Palanka (Landesbezirk) alles gehörig untersucht hatte, nahmen die Starschinen sich des Dinges an. Wie der heilige Einsiedler vorausgesagt hatte, so geschah es: Denissij bekam die Schlange wieder. Sie hing vom Baume herab, aus Hanf. Und am untern Ende hing Denissij."

Der Alte schwieg, wühlte mit zittrigem Finger in seiner Tabakasche. Alle saßen wie erstarrt, sahen sich an. Harkuscha aber nickte mit dem weißen Kopfe. „Gott behüte uns alle!" sprach er, andächtig sich bekreuzend.

Mädchenlied.

Süße, blaue Akelei,
Liebe Maienpflanze,
Seh' ich Dich, so brech' ich Dich,
Bebst um mich beim Tanze.
Alle Tage Feiertag,
Währt's, so lang es währen mag,
Einmal ist's vorbei,
Akelei!

Süße, blaue Akelei,
Hast auch weiße Schwestern,
Wenn es morgen Winter ist,
Träumen wir von gestern.
Winter ist ein Grämelgreis,
Pfeift uns an und malt uns weiß,
Mai verwelkt um Mai,
Akelei!

Süße, blaue Akelei
Steht ja bei den Nelken,
Wenn der Bursch zu heiß mich küßt,
Mußt Du auch verwelken.
Jetzt ein Küßchen, dann ein Kuß,
Währt's, so lang es währen muß,
Einmal ist's vorbei,
Akelei!

Süße, blaue Akelei,
Laß sie alle werben,
Wenn der eine uns nicht will,
Müssen wir halt sterben.
Feiertag und Werkeltag,
Liebe wandert, wie sie mag,
Glück weht auch vorbei,
Akelei!

Margarete Bruch.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Rudolf Hans Bartsch, Vom sterbenden Rokoko (Leipzig 1909, L. Staackmann). — Georg Engel, Der verbotene Rausch (Berlin 1909, Concordia). — E. von Keyserling, Bunte Herzen (Berlin 1909, S. Fischer). — Heinz Tovote, Fräulein Grisebach (Berlin 1909, F. Fontane & Co.). — Hermann Anders Krüger, Kaspar Krumbholtz (Hamburg 1909, Alfred Janssen). — Friedrich Parmann, Deutschkloster (Berlin 1909, E. Fleischel & Co.).

Die zärtlich-süße, heiter-anmutige Musik von Wolfgang Amadé, aber mit den leisen Schauern darin, als käme von fern etwas Dunkles auf das strahlende Fest der Schönheit und des lachenden Lebens zu. Ein prunkender Saal mit Spiegeln und flammenden Kerzen, mit Blumen und verschüttetem Wein, aber die Gäste sind eben gegangen, die Blumen welken schon leise, und durch das weit aufgerissene schwarze Viereck der geöffneten Tür starrt blindäugig die Nacht in den „grellen Saal des ausgelärmten Lebens". Und wieder die wundervolle Grazie Mozarts — Stöckelschuh und Reigen, lächelnde Frivolität und anmutig Schreiten: das letzte Menuet des Rokoko, getanzt von einem hochansehnlichen Adel Frankreichs, aber getanzt zwischen den schimmeligen Wänden der Keller des Temple und jäh unterbrochen vom Ruf des Jakobinertribunals . . .

Eine Stimmung, eigen und seltsam, gewoben aus Lebensdrang und Todesnot, wunderlich gemischt aus Süße und Bitternis, aus Lust und Weh. Mit der stillen Gewalt des Poeten hat **Rudolf Hans Bartsch**, der Österreicher, in dem ein Teil von Mozarts klingender Seele wieder erwacht ist, diese Stimmung gebannt und beschworen, und alles, was von Heiterkeit und Wehmut in ihr lebt, tränkt sein neues Novellenbuch „**Vom sterbenden Rokoko**" (Leipzig 1909, L. Staackmann). Es wird viele geben, die nichts anderes darin suchen und finden werden, als eine feine und geistreiche Unterhaltung: Sie werden heiter ein heiteres Buch sinken lassen und noch lange von den scherzhaften Historien ein Lächeln um die Lippen tragen. Andre wieder werden höher noch die Meisterschaft schätzen, mit der hier der besondere und eigentümliche Duft, der feinste Gehalt eines ganzen Kulturmilieus eingefangen ist. Und dieser und jener mag an das Wort von Talleyrand denken: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt nicht die Wonne des Daseins." Aus keiner andren Darstellung, aus keinem historischen Werk lernt man dieses Wort so begreifen, wie aus diesen sechs Geschichten eines deutschen Dichters. Noch einmal leuchtet ein Abglanz des märchenhaften Lichtschimmers von Trianon herüber, noch einmal folgen sich „auf der einzigen Straße Frankreichs," der Straße von Paris nach Versailles, die Karossen so dicht, daß die hochfrisierten Damen sich oft mit einem leisen Schrei vorbeugen müssen, weil zwei Pferdehäupter hinter ihnen über dem Fond des Wagens nicken, und noch einmal steigen tausend entzückende Leichtigkeitsbläschen aus den Schaumweinkelchen der französischen Seelen, während ein fernes Murren und Grollen schon das nahende Gewitter der großen Revolution verkündet.

Rudolf Hans Bartsch hat eine heimliche Liebe für die Kultur des ancien régime, eine Liebe für „jene feinst konstruierten Leute aller Zeiten", die es mit Grazie verstanden, unnütz zu sein, und die sich auch angesichts der Guillotine nicht in Tragödienfiguren verwandelten, sondern die „stilgerecht, en rococo", starben, wie sie gelebt hatten. In wundervollen Bildern wird die Stimmung des „sterbenden Rokokos" erschöpft; in entzückend pointierten Geschichten wird ein Rahmen geschaffen für die Großen und Größen der Zeit. Mit Mozart, der das Lachen so geliebt hat und den Luxus, die bunten schönen Kleider und den Champagner, trinken wir angesichts der Totenkränze zu Allerseelen den Heurigen, und wenn er nach lautem Mahl vor verlassener Prunktafel den Don Giovanni vollendet, fühlen wir mit ihm die fremde Macht, die ahnungsvoll zu seiner Seele redet. Wir begreifen, daß sich in den Jubel der Töne mehr und mehr dunkle Schauer verfangen, bis zuletzt aus dem Festsaal zu den adligen Gästen eine Musik herübertönt, schön und ergreifend wie die Liebe zum Leben, mahnend und schauerlich wie das Gericht. Oder der Dichter gesellt uns dem glänzend charakterisierten Beaumarchais zu, der vor der versammelten Blüte des französischen Adels im Schloßtheater zu Morfontaine zum ersten Male die „Hochzeit des Figaro" aufführt — dieses Präludium der Revolution, das von einer zum Untergang reifen Gesellschaft bejubelt wird. Und hinter dem klugen Dichter taucht Cagliostro auf, Großkophta und Graf von eignen Gnaden, der in die böse Halsbandgeschichte verwickelt ist und mit dem Hokuspokus seiner Liebeselixiere kraft seiner überlegenen Menschenkenntnis die Weisheit der Akademiker zu schanden macht. Zuletzt aber reitet gar ein kleiner wilder Artillerist in die Schranken, der das Französische mit italienischem Akzent spricht und auf den komischen Namen Naboulione hört, — ein hungriger Leutnant, der später seinen Degen über die Welt, vorläufig aber nur ein belegtes Brötchen wütend in das Gesicht einer schönen Frau wirft. Episodisch nur tritt dieser schreckliche Mensch auf, der gegen

das oberste Sittengesetz jeder geschlossenen Kultur fehlt: sich zu beherrschen. Er ragt bloß als eine der dunklen, drohenden und mahnenden Gewalten in eine heitere Welt hinein, die noch liebt und lächelt, knickst und kichert, die alles zu einem zärtlich-frivolen und geistreich-lustigen Spiele macht. Seit langer Zeit hat kein Dichter dieses schon von der Ahnung des Endes gespornte Spiel mit solcher Anmut entfesselt, wie Bartsch. Es ist immer unsre große Freude an seiner Kunst gewesen, daß die Realität der Dinge sie so gar nicht beschwert, daß seine Schwingen immer das selig Leichte haben wie nur die Schwingen der geborenen Flieger. Auch hier, im „sterbenden Rokoko“ zeigt sich gerade das in schönster Weise. Man braucht nur die Novelle „Madame Dorette und die Natur“ zu nehmen, die im Vorjahr die Leser des „Almanachs“ dieser Monatshefte entzückt hat. Ich will gewiß den österreichischen Poeten nicht über Gebühr erhöhen, ich weiß wohl, daß andere Erzähler mehr Wucht und Gewalt haben, aber wer, frag' ich, hätte diesen Stoff mit gleicher Grazie behandelt, wer hätte das heimliche Lachen darin so fein herausgebracht, wer hätte die reizend-leichtfertige Pointe noch so liebenswürdig angehängt, daß sie selbst catonische Gemüter nicht beunruhigt? An Kraft ist mancher dem neuen Poeten Österreichs überlegen, an Anmut keiner.

Die Grazie ist es auch, die Rudolf Hans Bartsch, den echten Erben altösterreichischer Kultur, mit den Kindern des ancien régime verknüpft. Sein Mozart sagt charakteristischerweise von den Franzosen, es seien bloß Österreicher mit einer hübschen gefältelten Sprache. „Ich glaube,“ fährt er fort, „die verklärten Seelen der Wiener kommen in Paris wieder auf die Welt.“ Und es gab eine Zeit, da wär' man der Meinung gewesen, unserm Dichter das größte Lob zu spenden, wenn man ihn eine so verklärte Wiener Seele genannt und ihn für Paris würdig befunden hätte. Heutzutage würde sich ein deutscher Poet Gott sei Dank solch Lob verbitten. Unbeschadet ihrer großen kulturellen Bedeutung sind die Franzosen doch eigentlich das unpoetischste Volk Europas, — darin ganz die Nachkommen der Römer, mit deren mittelmäßigen Verstandespoeten unsre Jungens noch immer gequält werden. In Geist, Grazie und Formfeinheit mag sich Rudolf Hans Bartsch mit den gallischen Dichtern messen, aber er hat daneben und darüber noch die Innigkeit des deutschen, speziell des süddeutschen Wesens. Und machen jene ihn zu dem Schriftsteller, an dessen Delikatesse sich der Feinschmecker ergötzt, so macht diese ihn erst zu dem Dichter, den wir lieben und der uns befreit. —

Der Humor von Rudolf Hans Bartsch unterscheidet sich von dem Humor **Georg Engels**, wie sich der Wiener Lackschuh vom Wasser- und Transtiebel der Ostseeküste unterscheidet. Aber das Wort soll nicht werten, sondern nur charakterisieren. Wir wollen uns freuen, daß so viel verschiedene Pflanzen in deutscher Luft gedeihen, daß die eine auf altem Kulturboden im lauen Süd zärtlich rankt und die andre auf kargem Grund im scharfen See- und Salzwind sich kräftigt. Auch Georg Engel hat sechs vergnügliche Geschichten in einem Buche zusammengefaßt, und die erste und beste gab den Titel her: „Der verbotene Rausch“ (Berlin, Concordia. Deutsche Verlagsanstalt). In dieser nachdenklichen Historia wird erzählt, wie Mutter Kriews aus Ärger über ihren Mann, den ewig Arbeitslosen, der ein seliger Säufer ist, sich hinter den Pastor und den Landrat steckt, damit besagter Mann auf die Trunkenboldliste gesetzt wird. Niemand darf ihm mehr Spirituosen verabreichen. Und in fröhlicher Neugier wartet Frau Sophie Kriews des Erfolges. Aber sie hat sich das Resultat etwas anders vorgestellt. Denn der gutmütige Schwärmer und Lächler, der ewig Holdgesinnte, dem die Welt in seinem seligen Rausch so rosig erschien, wird nun, da ihm die nötige Auffrischung fehlt, ein düstrer, zerrissener Mensch mit ernüchterten Augen. Und er sieht, daß seine Gattin ein schlampiges Weibsbild, daß die Wirtschaft verlottert, daß seine Tochter nicht gerade auf guten Wegen ist. Da wird die friedliche Kate, die während zwanzig langer Jahre die Stätte mild geflüsterter Liebesworte gewesen war, zur Stätte des Entsetzens, und heulend irrt die Gattin in die Nacht hinaus. Sie klagt dem weisen Schäfer Sturm ihr Leid, der die Sache bald erkennt „als eine von die umgekehrten Krankheiten, wo die Heilung viel slimmer is als das Übel“. Mit einer Flasche schwarzen Kirschlikörs wird das Glück der Familie neu von ihm begründet, Martin Kriews fährt als seliger Lächler wieder in feurigem Wagen gen Himmel, schwärmt für den weißen „Swanenhals“ seines Süßlings, für die Tugendhaftigkeit seiner Tochter und die Sauberkeit und Gemütlichkeit seines Hauses — ein strahlender Mensch wie früher. Der weise Schäfer jedoch pfeift noch eine philosophische Melodie in der Tonart, daß erstens nur die Dummheit gegen die Gewohnheit in den Krieg zieht, und daß zweitens ein Rausch allemal was Segensreiches ist und auf den Menschen von oben ausgegossen wird wie ein milder Frühjahrsregen auf die harte Erde. Denn manches Erdreich sei so hart, daß es ohne diesen Guß nur giftige Dämpfe von sich geben würde. Solchen Guß solle nun Mutter Kriews tagtäglich mit anderthalb Litern auf ihren Mann niedergehn lassen, damit sie alle auf Erden auch weiterhin Freude und Frieden hätten.

Mit solcher Behaglichkeit ist dieses Garn gesponnen, daß man aus dem Schmunzeln nicht herauskommt. Man sieht freilich auch hier, wie die kräftige Lokalisierung der Gestalten und die Verwendung des Dialekts grade des Humoristen beste Helfer sind. Sie haben hier die Ausgestaltung eines origi-

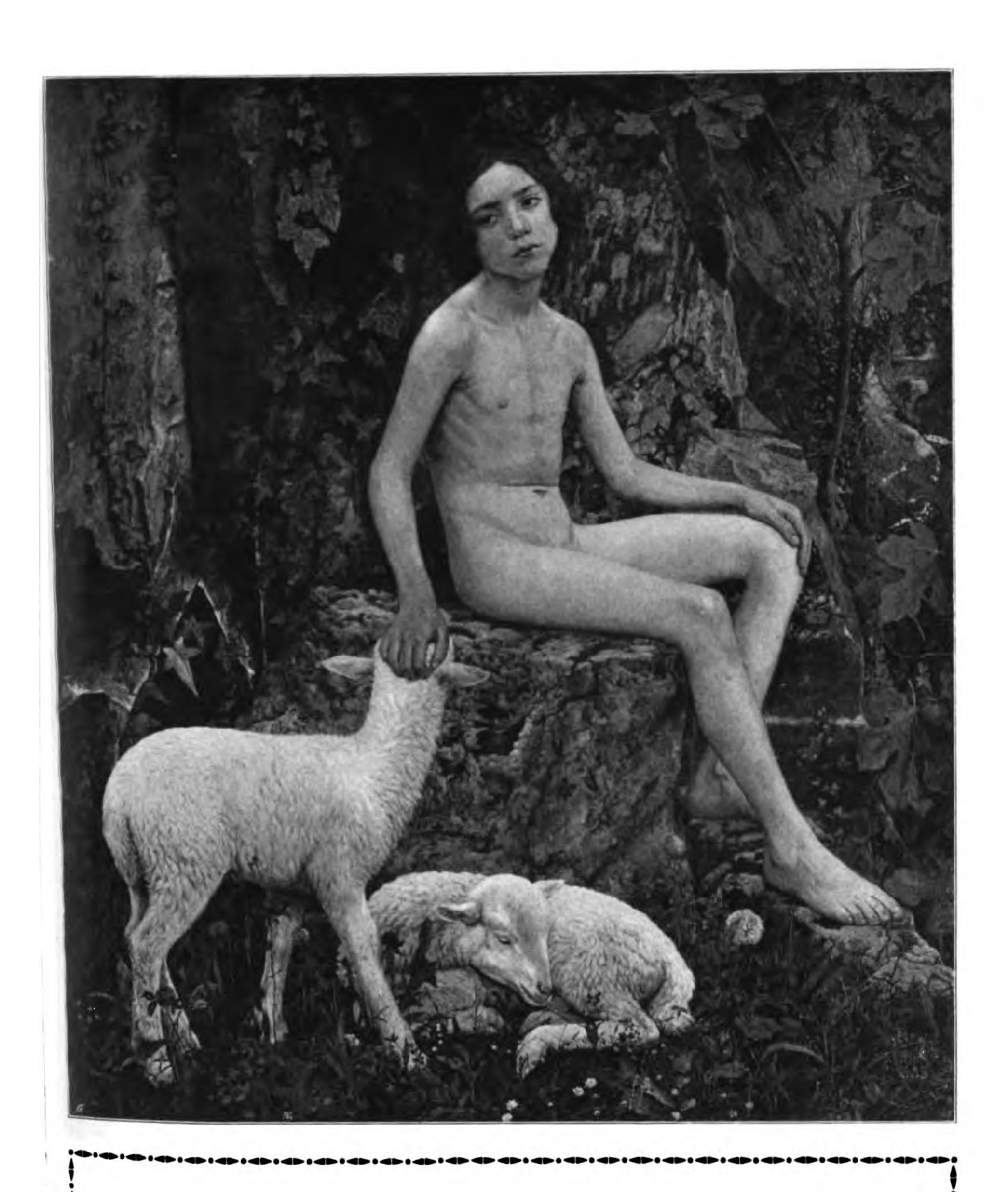
nellen und launigen Einfalls zu einem prächtigen Geschichtchen begünstigt, und sie zeigen ihre Macht noch besser in den folgenden Erzählungen. Denn sie gewähren selbst dem Abgegriffenen noch Halt und Charakter. „Die verbotene Ehe“ und „Das verbotene Stück“ nehmen ihren Flug doch zu dicht am Boden hin, und auch sonst ist Engel öfters in der Gefahr, seine Künste gar zu billig abzugeben. Er schleift dann wohl an den Haaren herbei, was er braucht, und würde uns nicht halten können, wenn die genannten Nothelfer nicht wären. Ihretwegen lassen wir uns auch mal ein Stückchen Katzengold in die Hand drücken, da sie immer wieder echte Münze von gutem Gewicht dazwischen tun. So soll das Abschiedswort freundlich sein. Eine fröhliche Stunde ist dem Leser des „Verbotenen Rausches“ sicher.

Aparter und komplizierter ist ein drittes Novellenbuch: E. von Keyserlings „Bunte Herzen“ (Berlin 1909, S. Fischer). Die Titelnovelle erzählt von der schönen und etwas romantischen Komteß Billy, die sich von dem üblichen sentimental-pathetischen Polenjüngling entführen läßt, aber ernüchtert und angeekelt von dem häßlichen Drum und Dran dieser Entführung spornstreichs wieder nach Hause zurückeilt. Ihrem Vater Hamilcar wird nun doch etwas bange, ob es auch das Rechte war mit jener „hübschen Kultur, die er sorgsam um sich und die Seinen eingehegt hatte“. Und er sagt sich: „Was erziehen wir da für Wesen? Die können ja nicht leben. Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, gar nicht anvertrauen. Ein Stubenmädchen, das zum Stallknecht schleicht, weiß, was es will, aber was wir da erziehen, das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern, draußen umzugehn, und wenn sie hinauskommen, nicht atmen können.“ Die zweite Novelle behandelt ein ähnliches Motiv wie Keyserlings Roman „Dumala“. Ein alter Mann, ein junges Weib, aber nicht das bekannte Dreieck mit einem Hausfreund, sondern ein Viereck mit zweien. Derjenige, der sich von der jungen Frau geliebt glaubt, erzählt die Novelle in Tagebuchform und schaut, als die Dame zuletzt mit dem andern durchgeht, ebenso bestürzt und gekränkt hinter ihr drein, wie der betrogene Gatte. Über dem Ganzen liegt die leise Ironie des Zuschauers wie ein Hauch, und doch möchte man, vielleicht durch die Ich-Form bestimmt, daneben glauben, daß Keyserling hier persönlicher ist, als sonst. Er sagt einmal: „Wir leben unser Leben doch dann nur ganz, wenn wir es verstehen, unser eigenes Publikum zu sein.“ Ich wage nicht zu entscheiden, ob er hier sein eigenes Publikum war. Aber es ist zweifellos, daß der sehr ästhetische Kurländer und der Tagebuchschreiber, der sich für sein Manuskript höchst edles Papier und eine goldne Feder kauft, viel verwandte Züge haben.

Die Erzählungen des Grafen Keyserling sind, wie überall zu lesen steht, außerordentlich kultiviert und subtil. Aber sie gleiten doch auch merkwürdig an einem ab. Die ganze Kunst dieses sehr feinen, doch ebenso blaßblütigen Kulturproduktes besteht darin, Distanz zu halten, niemals einen Menschen oder ein Schicksal ganz an sich herankommen zu lassen. Deshalb sind ja die eigentlichen Helden der sich entwickelnden Handlung niemals auch die Helden Keyserlings. Er steckt sich stets hinter eine Nebenperson. Er greift nie den Stier bei den Hörnern an; seine Hauptkunst ist die des eleganten Ausweichens. Wenn wir im Bilde bleiben wollen: er ist niemals der Espada, der mit dem blanken Schwert in der Hand den Stier erwartet, stellt und fällt, sondern nur der Banderillo, der ihn mit der Schärpe von allen Seiten umkreist, ihn müde macht und ihm geschickt ausweicht. In aller Subtilität bekommt man Sehnsucht nach der Faust, bei aller Kultur Sehnsucht nach ein bißchen Naturkraft. Keyserling mag viele künstlerische Bedürfnisse befriedigen, aber es wird ihm nie gelingen, die Herzen heiß zu machen.

Den drei Novellenbüchern mögen drei Romane folgen. Der erste — „Fräulein Grisebach“ (Berlin 1909, F. Fontane & Co.) — beginnt mit verführten Schulmädchen und endet mit der schweren Hysterie einer Lehrerin. Dafür ist er von Heinz Tovote. Seine Tendenz: die sexuelle Aufklärung der heranwachsenden Jugend. Offenbar ist diese Tendenz aber nicht die Hauptsache, sondern eine aufgeklebte Etikette, denn mit der eigentlichen Heldin und ihrem Schicksal hat sie wenig zu tun. Eine brave, schlichtgescheitelte Lehrerin, Typus blond und evangelisch, gerät in nachhaltige Verwirrung, als sich herausstellt, daß mehrere ihrer besten Schülerinnen heimlich einen alten Wüstling in seiner Wohnung besucht haben. Aus Neugier, aus Sinnlichkeit, aus der furchtbaren Spannung heraus, endlich einmal hinter das Geheimnis zu kommen, um das alle ihre Träume sich drehen. Die Mädchen finden sich schnell genug damit ab, aber die Lehrerin, ihr Fräulein Grisebach, das bisher in kühler Unangefochtenheit die Straße der Ehrbarkeit gewandelt ist, erregt sich bei der notgedrungenen Beschäftigung mit allen diesen Dingen so, daß sie spät, aber um so heftiger vom Fleisch gequält wird.

Ein prächtiger Boccaccio-Stoff scheint sich da zu entfalten, und man erwartet, daß die Lehrerin dem Beispiel der Schülerinnen folgt, wie es etwa in der Gärtnergeschichte des Decamerone die Äbtissin ihren Nonnen nachmacht. Aber Tovote wollte es anders. Er strebte nach der tragischen Seite und geriet dabei ins Peinliche. Diese hysterische Lehrerin, die anonym verrückte Liebesbriefe an einen Kollegen schreibt, ist nicht mehr psychologisch, sondern nur noch pathologisch interessant: sie gehört nicht mehr der Dichtung, sondern der Kaltwasser-Heilanstalt. Unsympathisch wie sie ist das ganze Buch, das die große Gotteswelt nur unter dem Gesichts-



Hirtenknabe.
Gemälde von Otto Sohn-Rethel.

winkel nicht einer gesunden Sinnlichkeit, sondern unter dem einer klebrigen Erotik ansieht. Ich kann mir nicht helfen: es hat etwas Schlüpfriges in all dem Ernst, den es vortäuscht, und seine Symbole — ich denke an den Koller der armen Stute — sind mehr ordinär, als groß. Damit wollen wir diesen fix in wenigen Wochen heruntergeschriebenen Roman ad acta legen. Und dann tun wir erst einen tiefen Atemzug, ehe wir zu Hermann Anders Krüger und seinem neuen Buche übergehn.

Hermann Anders Krüger wird uns wegen seines „Gottfried Kämpfers“ immer lieb und wert sein. Es ist so viel Tüchtiges und Gutdeutsches, so viel Treues und Ernstes in ihm. Ein Mensch, der sich und alle andern schwer nimmt, der sich noch aus seiner herrenhutischen Erziehung heraus mit Dingen herumschlägt, die einen andern schon fremd und mittelalterlich berühren. Als Dichter der typische Bürger, also gar kein Flieger. Ein Verwandter von Gotthelf und Freytag; als sittliche Persönlichkeit größer denn als Poet. Er hat mehr Zeichnung als Farbe; er ist mehr moralisch, als ästhetisch „intentioniert“; er kann nicht schweben, sondern nur klettern. Ich fürchte auch, daß er wie alle Dichter seiner Art versagen wird, wenn es frauliches Wesen in Farb' und Fülle zu schaffen gilt. Im Gegensatz zu den mühelosen Schöpfern ist er zu unbiegsam; das männliche Element überwiegt in seiner Natur zu sehr; er ist mehr ein Trachtender, als ein Trächtiger.

Auf seinen neuen Roman hat er uns lange warten lassen. Und leider, leider hat er das Unklügste getan, was er irgend tun konnte: er hat nämlich seinen „Gottfried Kämpfer“ noch einmal geschrieben. Er heißt diesmal „Kaspar Krumbholtz“ (Hamburg 1909, Alfred Janssen), und man braucht kaum zu sagen, daß der neue Aufguß viel blasser und dünnflüssiger ist, als der vorige. Denn was diesen so stark machte, das war die ehrliche Beichte, das treue Auffangen eigner Jugenderlebnisse, eigner Knabenzeit, eigner Kämpfe und Entwicklungen im Spiegel der Dichtung. Ein zweites Mal dieselbe Jugendgeschichte zu schreiben, ist eine Unmöglichkeit. Bei der Nachlese auf abgeernteten Feldern kam so viel oder so wenig heraus, wie herauskommen konnte. Wir kennen diesen trotzigen und weichen, sehr religiösen und sehr tugendhaften deutschen Jungen, der bei den Herrnhutern erzogen wird, ganz genau, und wir haben eben deshalb keine rechte Lust, noch einmal mit ihm dieselbe Schule zu besuchen, die wir mit Gottfried Kämpfer so gern, aber auch so ausgiebig schon besucht haben. Dasselbe Milieu, derselbe Charakter, dieselben religiösen Bedrängnisse —

Nein, Hermann Anders Krüger wird es mir nicht übelnehmen, wenn ich rate, statt des „Kaspar Krumbholtz“ lieber den Gottfried Kämpfer noch einmal zu lesen. —

Da hab ich nun noch einen Ostmarkenroman von Friedrich Paarmann in der Tasche: „Deutschkloster“ (Berlin 1909, Egon Fleischel & Co.). Es ist kein Wunder, daß es mich heimatlich zu ihm hinzog, denn in dem Ort, der hier Deutschkloster heißt, bin ich zur Schule gegangen, die Lehrer, die hier den schreibenden Helden Bogdan Berend unterrichten, voran der alte Jontef, haben auch mir kühle Weisheit eingeträufelt, und mancherlei sonstige Gestalten, Bilder und Zustände, die hier erscheinen, kann ich aus eigener Erinnerung bestätigen, — nicht zuletzt die Erfahrung, daß unser viele, wenn sie von der Heimat zu sprechen anheben, bis in die alten Tage hinein „mauscheln“. Wer will's mir verargen, wenn ich mit gespanntem Interesse las? Die ersten Seiten, die fest und prächtig dastehen, ließen auch jeder Hoffnung Raum. Man findet das nicht selten: wenn unsre Pfarrer überhaupt schreiben können, dann schreiben sie ausgezeichnet. Es scheint, daß die dauernde Beschäftigung mit der grandiosen Bibelsprache ihnen ein Ohr für Tonwerte verleiht, daß die häufige Pflicht, sich auf bestimmte Gelegenheiten und verschiedene Volkskreise abzustimmen, ihre Sprache schmeidigt. Die Tüchtigen also, die nicht im öligen Pathos stecken bleiben, erfreuen fast immer durch eine vollwertige, klang- und saftvolle Sprache. Auch Friedrich Paarmann schreibt einen Stil, wie man ihn nicht häufig findet. Dieser Stil, der das Wissen besser auszudrücken vermag als das Fühlen, ist ebenso fest, aber auch ebenso biegsam wie Toledostahl; er ist eigen, ohne allzu apart sein zu wollen. Es ist ein prachtvoller Chronikstil, und es war kein glücklicher Gedanke, daß jenes Buch, in dem er sich birgt, die Allerweltsmarke „Roman“ mit auf die Reise nahm.

Denn — und nun kommt die Kehrseite der Medaille — so köstlich unsre Pfarrer oft reden, sie bleiben auch fast stets im Reden stecken.

In dieser Fußangel fängt sich auch Paarmann. Er redet, wo er bilden, er urteilt, wo er darstellen soll, er glossiert Gestalten, anstatt Gestalten zu schaffen. Paarmann hört immer dort auf, wo der eigentliche Darsteller beginnen wird. Auch das ist eher Chronik-, denn Dichtungsart, und das ganze autobiographisch eingekleidete Werk, das in der Ostmarkenfrage einen gemäßigt hakatistischen Standpunkt einnimmt, ist weniger ein Roman, als eine vortreffliche Materialsammlung für einen Milieuroman aus dem Posenschen. Als solche ist es gut und nützlich zu lesen, und ich wünschte trotz aller Einwendungen, daß es kluge Leser finden würde.

Der Ostmarkenroman — der ersehnte, so viel versuchte — steht also immer noch aus. Ich glaube auch nicht, daß er kommen wird. Wenigstens nicht in der deutschen Literatur.

In der polnischen vielleicht . . .

Illustrierte Rundschau.

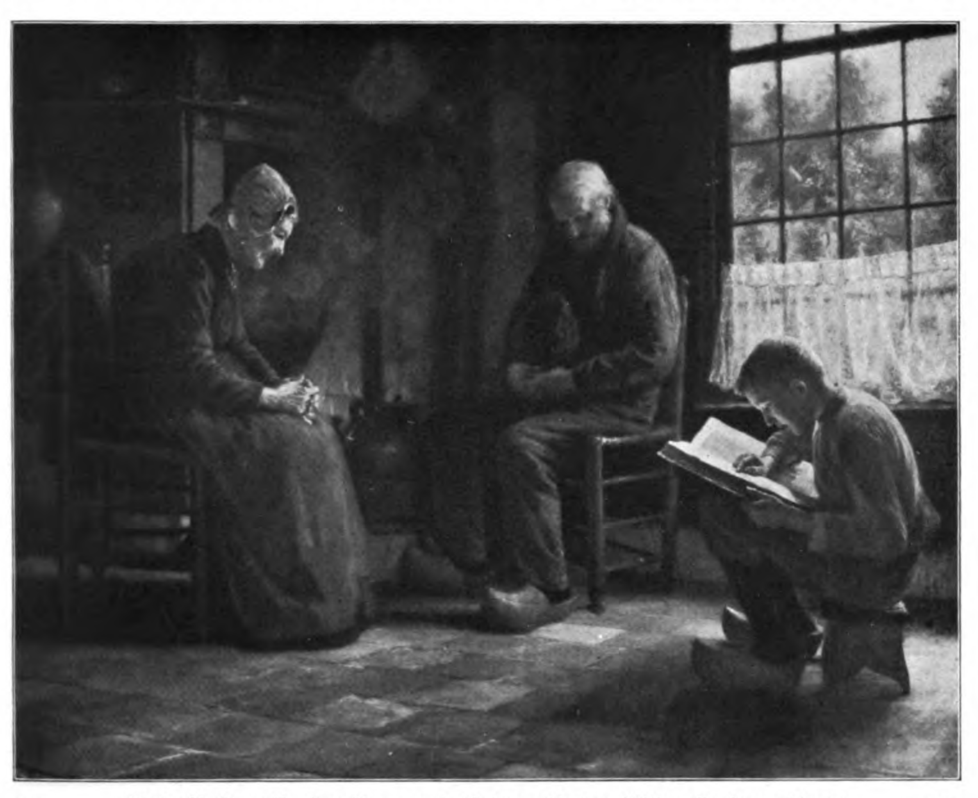
Martin Greif zum 70. Geburtstag. — Willem Kooiman, ein ‚Wundermalerkind‘. — Speisezimmer von Alfr. Altherr in Elberfeld. — Bronzen von Johann Vierthaler in München. — Der Bildnismaler Walter Thor-München (Selbstbildnis und vier farbige Einschaltbilder). — Zu unseren Bildern.



Martin Greif.
Nach einer Photographie von Filip Kester in Friedenau.

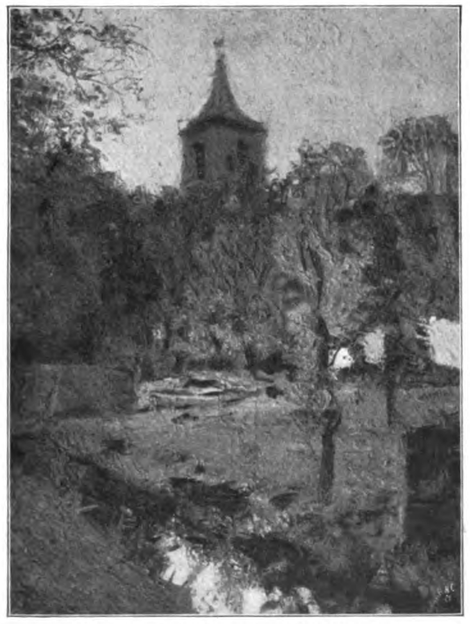
Am 18. Juni feiert Martin Greif seinen 70. Geburtstag. Er zählt zu den deutschen Dichtern, die den Degen mit der Feder vertauschten. Als junger bayerischer Offizier nahm er 1867 seinen Abschied, um sich ganz der Literatur zu widmen; seinen bürgerlichen Namen Max Frey tauschte er später gegen sein Pseudonym Martin Greif ein. Eine stattliche Reihe edel empfundener historischer Dramen, fast ausnahmslos mit starkem patriotischen Einschlag, machte ihn schnell bekannt, ohne doch auf der Bühne dauerndes Heimatsrecht zu gewinnen. Ungleich bedeutender denn als Dramatiker ist er als Lyriker. Er meistert unsere Sprache wie wenig andere im Vers, der Adel seiner Gedanken, der aus seinen Dramen spricht, klingt auch in seiner Lyrik wieder; zarteste Empfindungsmalerei liegt ihm so gut wie starkes Pathos, und von unwiderstehlichem Reiz sind zumal seine Naturbilder. Seine gesammelten Werke sind kürzlich in neuer, reichvermehrter Auflage in C. F. Amelangs Verlag (Leipzig) erschienen; dort auch seine treffliche Biographie von Prof. Wilhelm Kosch. Dem vornehmen Dichter, dem liebenswürdigen Manne, der auch unseren Heften stets ein Gönner war, wünschen wir herzlichst einen frohen und glücklichen Lebensabend. —

Wer ist Willem Kooiman? schreibt uns Friedrich Otto. Ein junger Holländer von sechzehn Jahren aus Edam. Ein Wundermalerkind, das mit noch nicht vierzehn Jahren feinfühlige Landschaften malt. Ein deutscher Künstler, Professor Noster, hat Kooiman entdeckt und ihm mit freundlicher Hand die ersten und schwersten Hindernisse aus dem Wege geräumt. Noster erzählt: „Als ich in Edam an meinem Gemälde ‚Psalm 90‘ arbeitete, malte ich in dem Interieur zu dem bibellesenden Knaben einen vierzehnjährigen Jungen. Dies Modell war Willem Kooiman, dem ich es sofort anmerkte, daß er feiner geartet war als andere Kinder. Er las mir beim Malen aus einer alten holländischen Bibel Kapitel um Kapitel vor und versetzte mich dadurch zurück in die Jahrtausende, denen mein Bild galt. Beim Malen verschlang er mich förmlich mit den Augen, aber er sagte mir nie ein Wort, daß er auch gern einmal gemalt hätte. Da erschien eines Tages seine Mutter bei mir, um mir zu sagen, daß sich Willem eine Palette angefertigt habe und daß er mit den Farbenresten, die er beim Abwaschen meiner Palette gewonnen hatte, einige Malversuche gemacht hätte. Ich solle dem Kinde diese Eigenmächtigkeit nicht übel nehmen. Ich gab nun dem Jungen reichlich von meinen Farben. Willem setzte sich sofort hin und begann eine alte Frau zu malen. Er brachte ganz überraschend malerische Flecke zustande, so daß ich ausrief: Junge, Du hast ja Talent! Bald fing er



Psalm 90, Vers X. Gemälde von L. Noster. (Rechts: Willem Kooiman lesend.)
Nach einer Gravüre aus dem Kunstverlag von Stiefbold & Co. in Berlin.

an, sehr reizende, merkwürdig tief aufgefaßte Landschaften zu malen, so daß ich ihn ganz ernsthaft fragen mußte, bei wem er schon Malunterricht genommen hätte. Willem war über diese Frage sehr erschrocken, denn es hatte ihm in der Tat noch niemand Lehren im Malen erteilt. In Edam malte damals, 1906, auch der berühmte Landschafter Fritz Thaulow an der Straße ein altes Kirchenportal. Eines Tages fragte ich Thaulow, ob er erlaube, daß Willem Kooiman ihm ein wenig beim Malen zusehen dürfe. Das wurde gestattet, und



Kirche am Festungswall in Edam.
Ölstudie von Willem Kooiman.

bei dieser Gelegenheit sah Thaulow auch die ersten Bilder des Jungen. Er war sehr verwundert und sagte ebenfalls: Ein merkwürdiges Talent. Leider mußte ich acht Tage darauf wieder nach Berlin, und ich empfahl das Kind Thaulow, dessen Protektion er sich auch nur acht Tage erfreuen durfte. Dann brach der große Künstler auf dem Damm im Angesicht des weiten Ozeans tot zusammen. — Zu Weihnachten schickte ich dem jungen Holländer einen Malkasten und alles, was dazu gehört, und als ich im Sommer 1907 wieder nach Edam kam,



Wintermorgen bei Edam. Ölstudie von Willem Kooiman.

ßen auf dem Damm waren, vertraute er mir sein großes Geheimnis an. Er werde morgen nicht mehr in Holzschuhen und Kniehosen erscheinen, sondern in langen Beinkleidern. Ich möchte ihm diese Veränderung nicht als Stolz oder Hochmut auslegen. Ich fand nun im Gegenteil, daß es bei seiner Größe reichlich Zeit für diese Veränderung war, und am andern Tage kam er auch in langen Hosen, die er hatte umkrempeln müssen, weil die Mutter sie

sah ich derart vollendete Bilder, daß ein anderer Maler, der noch in meiner Gesellschaft war, in die Worte ausbrach: „Das kann unsereins ja nicht einmal!" — Ich versuchte nun im Interesse des Kleinen meine Bekannten für ihn zu interessieren, um wenigstens die notwendigsten Kleidungsstücke für ihn zu besorgen, denn seine Eltern sind sehr arm. Ich verkaufte auch eine Reihe seiner Bilder für wenige Mark. — Wie köstlich Willem aber bei allem sich seine Naivität bewahrt hatte, beweist folgende Szene. Eines Tages nahm er mich mit großer Feierlichkeit beiseite, um mir eine wichtige Sache mitzuteilen. Erst als wir weit drau-

gleich ‚auf Zuwachs' zugeschnitten hatte. — Den Sommer über malte er dann wieder fleißig, obgleich er nicht viel Zeit übrig hatte, denn er sollte in der Präparandenanstalt von



Studienkopf.
Von Willem Kooiman.

Edam auf den Lehrerberuf vorbereitet werden. Mit seiner Malerei waren viele Leute in der Stadt ganz und gar nicht einverstanden. Sie machten dem jungen Menschen sogar große und schwere Vorwürfe. Er werde ein eingebildeter Mensch werden. Er werde verhungern, verkommen. Kurz, man begoß die junge Blüte reichlich mit Spott und Hohn. Die Entscheidung darüber, ob Willem einen sichern Beruf, den des Lehrers, oder ob er die dornenvolle Laufbahn des freien Künstlers einschlagen sollte, rückte natürlich immer



Aus einem Schlafzimmer. Von Alfred Altherr-Elberfeld.
Möbel weiß gestrichen mit Einlagen aus Ebenholz und Perlmutter.



Aus einem Speisezimmer. Von Architekt Alfred Altherr-Elberfeld.

näher. Meine Zeit in Holland war aber wieder um, und ich mußte abreisen, nachdem ich diesmal dem Willem Kooiman ein unbeschränktes Konto auf Farben und Leinewand hinterlassen hatte. Er schickte mir im Winter denn auch allerlei reizende Bilder, die ich für ihn jetzt schon etwas teurer verkaufen konnte. Im letzten Sommer fielen endlich die Würfel über sein Geschick. Ich konnte den Eltern, als ich wieder in Edam eintraf, mit gutem Gewissen sagen, daß Willem ein geborener Maler wäre und daß er deshalb nicht Lehrer werden dürfe. Die Eltern waren allerdings sehr begeistert, aber nun galt es die schwierige Existenzfrage für Willem zu lösen. Auf den Rat des Vaters begab ich mich mit dem jungen Willem zu seinem Großvater, dem Oudburgermeester van Boven-



Fensternische aus einem Speisezimmer.
Von Architekt Alfred Altherr-Elberfeld.

carspel bei Enkhuysen, in dessen Familie die Bürgermeisterwürde schon seit vielen Generationen beinahe erblich ist. Es gelang mir, den alten Herrn zu besiegen. Er wolle gern von seinem ersparten Altersgelde abgeben, was er entbehren könne. — Nach einer zauberhaften Wanderung durch den Streek, die schönste und fetteste Gegend Westfrieslands, kamen wir wieder in Enkhuysen an. Hier konnte ich mich nicht enthalten, den Erfolg des Tages durch eine halbe Flasche Rotwein in einem Wirtshause zu feiern. Willem hatte dieses Getränk überhaupt noch nicht einmal gesehen. Unter dem Einfluß der schönen Stunde schüttete der stille Junge mir zum erstenmal sein junges Künstlerherz aus. Dieser glückliche Tag erhielt dadurch seine letzte Weihe, daß plötzlich unser berühmter und ausgezeichneter Maler Professor Friedrich Kallmorgen eintrat. Ich begrüßte ihn und bat ihn an unsern Tisch. Als er die Bilder des Jungen sah, meinte er erstaunt: Dies Talent darf nicht untergehen. Wenn Willem Kooiman in Berlin wäre, würde ich ihn sofort in meine Malklasse aufnehmen. Seine Bilder zeigen eine erstaunliche koloristische Feinheit.“ —



Aus einem Speisezimmer. Von Architekt Alfred Altherr-Elberfeld.

Professor Noster setzte dann alle Hebel in Bewegung, um seine Amsterdamer Bekannten und auch die Edamer selbst für das junge Talent zu interessieren. So scheint, wenn nicht alles täuscht, seine Zukunft gesichert. —

Der starke Impuls, der in der neuen kunstgewerblichen Bewegung von wenigen Künstlern ausging, mußte naturgemäß in erster Linie die schlummernden Kräfte in den Kreisen der Fachleute wecken, soweit diese den neuen Anschauungen zugänglich waren. Unter denen, die schon früh für die Bewegung gewonnen wurden, verdient auch Alfred Altherr, der seit einigen Jahren an der Elberfelder Kunstgewerbeschule als Lehrer tätig ist, mit Anerkennung genannt zu werden. Seine gesunde Urteilskraft und sein Vertrautsein mit den Anschauungen und Ansprüchen bürgerlichen Lebens ließen ihn bald erkennen, daß von der individuellen Gestaltung, wie sie ein Behrens, Pankok oder Olbrich liebten, das alleinige Heil nicht zu erwarten war. So beschränkte er sich von vornherein auf Formen, die dem täglichen Leben entsprechen und denen er mit Geschmack eine gewisse natürliche Schönheit zu geben weiß. Charakteristische Proben seiner Schaffensweise sind seine hier abgebildeten Speisezimmer, die ja am allerwenigsten eine vorherrschende persönliche Note vertragen. Ein Speisezimmer, das man mit vielen teilt, soll nur ein freundlich-heiterer Rahmen für eine meist recht angenehme Beschäftigung sein, und nichts in ihm soll aufdringlich zur Bewunderung herausfordern und so im behaglichen Genießen stören. Auch eine Fensterecke, wie sie das eine Bild zeigt, ist in einem Speisezimmer keineswegs so überflüssig, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Es lebt in den Räumen Altherrs Verständnis für das Notwendige und ein gut bürgerlicher Geist. Das befähigt ihn — zumal bei der Wohlfeilheit seiner Arbeiten — zu einem vertrauenswürdigen Berater für den gebildeten Bürgerstand, der sich wieder auf sich selbst besonnen hat und weiß, was seiner gesellschaftlichen Stellung ziemt. — Wo auf den letzten Ausstellungen Münchener Kunst zur Schau gestellt wurde, waren überall auch einige der Bronzen Johann Vierthalers zu sehen, vor dessen Arbeiten man die seltene Erfahrung machen kann, daß sie eigentlich allen gefallen. Die Kleinplastik und in ihr die Darstellung der menschlichen Gestalt ist sein Sondergebiet, und wie er hier das Natürliche zu veredeln weiß, wie er die Lebendigkeit im Ausdruck mit feinem Künstlerempfinden steigert und seine graziösen Geschöpfe in frischer, natürlicher Bewegung gibt, darin offenbaren sich Geschmack und weises Maßhalten. Auch im einzelnen, in der subtilen Behandlung des Muskelspiels, in der ungezwungenen Armhaltung zeigt sich der sachliche Ernst seiner in-

Bronze. Von Johann Vierthaler-München.



Jugend. Bronze von Johann Vierthaler.



Junger Bacchus auf einem Bock. Bronze von Johann Vierthaler-München.

dividuellen Auffassung, und das macht seine Arbeiten so reizvoll und sympathisch.

Der Münchener Walter Thor ist in den letzten Jahren immer entschiedener in die vordere Reihe der deutschen Bildnismaler eingerückt. Er ist keiner der Ultra-Modernen, aber er hat sich nie den Fortschritten der Kunst verschlossen, steht ihnen immer mit offenen Augen gegenüber. In gewissem Sinne fußt er wohl auf Leibl, ohne daß man ihn irgendwie einen Nachahmer nennen dürfte; dazu hat er zu viel eigenes zu geben, aber unser Titelbild, die reizende Dachauerin, weist ohne Zweifel doch die Spuren auf, die von Leibl zu Thor führen. Wie der große Meister von Aibling ist auch Walter Thor, der der Münchener „Luitpoldgruppe" seit deren Bestehen angehört, ein sehr gewissenhafter Künstler, der um jede neue Aufgabe ernst ringt; wie jener sieht er nicht alles Heil allein in der Farbe, sondern schätzt auch die Zeichnung hoch ein, findet erst in beider Verbindung den rechten Weg zur Lösung malerischer Aufgaben. Wenn seinen Bildnissen vielleicht bisweilen — keineswegs immer! — das sprühende Leben fehlt, so geben sie doch stets alle charakteristischen Züge scharf und treffend wieder: sie sind, im guten Sinn, ähnlich. Unsere vierfarbigen Blätter nach neueren Arbeiten des jungen schaffensfrohen Künstlers spiegeln im übrigen seine frische, treffsichere Art ausgezeichnet wider. Das Selbstporträt Thors, das wir auf dieser Seite reproduzieren, kaufte jüngst die Münchener Pinakothek: eine besondere Ehrung für den lebhaft strebenden Künstler. —


Walter Thor. Selbstbildnis.
Gemälde in der Münchener Pinakothek.

Sommerlich angehaucht ist fast der gesamte übrige bildliche Schmuck dieses Heftes. Die Rosen blühen auf dem Gemälde des liebenswürdigen Wieners Emil Czech (zw. S. 192 u. S. 193); in den sommergrünen Thüringerwald, in das schöne Hengstbachtal, führt uns der Weimaraner Paul Tübbecke (zw. S. 256 u. S. 257); der Spanier José Villegas zeigt uns zwei junge Frauen im lauschigen Garten, von Sonnenflecken übersät (zw. S. 264 u. S. 265); die strengen Linien des alten Schlosses Nymphenburg bei München, umrahmt von der Sommerlandschaft, gibt Ernst Liebermann in seiner eigenartigen Weise wieder (zw. S. 272 u. S. 273); die ersten Früchte des Sommers läßt der Berliner Plastiker Reinhold Boeltzig von einer reizenden jungen Gestalt, selber einem rechten Sommerkind, auflammeln (zw. S. 200 u. S. 201). Dann das Meer, der gewaltige Sommer-Jungbrunnen der nervenmüden Großstädter: Müller-Brieghel gibt einen Ausschnitt der ewigen See in seinem prächtigen Gemälde „Tosende Brandung" (zw. S. 224 u. S. 225). Und wieder mahnt uns der eigenartig, fast archaistisch anmutende „Hirtenknabe" von Otto Sohn-Rethel, dem Düsseldorfer (zw. S. 304 u. S. 305) an sonnige wonnige Sommertage im Waldesschatten. Sollen wir die Fäden noch weiter spinnen? Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um auch das Gemälde „Die Briefschreiberin" (zw. S. 248 u. S. 249) von Hughitt Halliday — übrigens einem Berliner Künstler — in den Kreis der echten und rechten Sommerbilder einzuspinnen. Sitzt die schlanke Dame nicht in einem Gartensalon, hat sie nicht eine Vase mit blühenden Blumen vor sich — ist's nicht am Ende gar eine jugendliche Strohwitwe, die dem teuren Gatten, der irgendwie, irgendwo am Strand, in den Bergen, im grünen Wald Sommererholung von angestrengter Winterarbeit suchen muß, einen sehnsuchtsvollen Brief schreibt?! ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud — in dieser lieben Sommerszeit!' sang der gute Paul Gerhardt . . .

H. v. Sp.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Bildnis.

Gemälde von Georg Schuster-Woldan.

Von der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

Im Besitz von Frau Geheimrat Gruschwitz in Neusalz a. Oder.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker 

XXIII. Jahrgang 1908/1909  Heft 11. Juli 1909

Der Trauerflor. Novelle von Carl Bulcke.

In dem großen Festsaal der Philharmonie in Berlin feierte der Alte-Herren-Verband des Kösener S. C. seinen alljährlichen Korpskommers. Zwölfhundert Teilnehmer wohnten dem Feste bei, an langen, sehr schmalen, durch den ganzen Saal gedeckten Tischen sitzend, Korps zu Korps gegliedert. Hier ein Häuflein rote, grüne, gelbe Mützen, dort weiße, hellblaue, rosa Stürmer, sehr viel junges Volk, gelegentlich ein paar eisgraue Häupter mit unförmlichen, aus der Mode gekommenen Schlappmützen. Hier und da, von allen Seiten diskret angestaunt, Würdenträger, Minister, Magnaten, hohe Offiziere, das Korpsband über der Uniform, dann eine Menge Beamte aller Ressorts, Landwirte, kleine Amtsrichter aus der Provinz, Ärzte, gelegentlich auch Kaufleute, Fabrikbesitzer, Ingenieure. Die Hauptsache, junge Leute, die Inaktiven der verschiedenen Bünde. Viele, die aus den Nachbarstädten gekommen waren, um vor Frau und Kind wieder einmal einen Grund zu haben, in Berlin ein paar Tage vergnügt zu sein, viele mit Leib und Seele bei der Sache, schon zu Beginn des Festes das volle Glas schwenkend, strahlend über das ganze Gesicht in posierter Unverwüstlichkeit, alten Bekannten an den Nachbartischen zutrinkend, nach allen Seiten eifrig am Gespräch beteiligt; viele gleichgültig, in ihre Berufsgeschäfte eingesponnen, belustigt um sich blickend, in halblautem Geplauder sich die Zeit vertreibend. Übertriebene Eleganz und gesetzte Bürgerlichkeit, abgearbeitete, enttäuschte Gesichter, zukunftssichere und von ihrem Wert überzeugte Figuren einträchtig nebeneinander.

Das zweite Garde-Grenadierregiment hatte die Musik gestellt. Seit acht Uhr, dem Beginn des Festes, spielte die Kapelle ununterbrochen eine Stunde lang preußische Märsche. Die Fanfaren und Trompeten schmetterten taktfest und gewalttätig die rauschenden Melodien und zwangen in ihren Bann. Zuerst klang es den Gästen, die so, nüchtern und gut gekleidet, noch etwas wortkarg nebeneinander saßen, fast beleidigend, als Radau, als ein Hohngelächter auf Menschen, die Nerven haben, als ein barbarischer Rhythmus, geschaffen zur Begleitung für Kasernenhofdrill und laut vor der Front schreiende Unteroffiziere. Doch man konnte diesem Musik gewordenen Preußentum nicht lange widerstehen. Da rückten im Parademarsch, das Gewehr geschultert, preußische Grenadiere, der alte Dessauer voran, streng und dröhnenden Schrittes, keilförmig gegliedert, auf das Schlachtfeld. Da frohlockte mit klirrenden Klarinetten der Hohenfriedeberger, jetzt dröhnte mit lauten Pauken der Torgauer Marsch. Siegesfröhliches, taktfestes Stampfen der Kolonnen, Pulverdampf, Schreien der Sterbenden, Kommandorufe, Kanonengebrüll, Dankgebet. Die Reiter des Großen Kurfürsten sprengten an, schwere Schwadronen in hellem Pferde-

getrampel, der geputzte Tambourmajor voran, die silbernen Kesselpauken rechts und links vom Sattel, weit ausholend, in geschwungenen Armen die schwarzen blanken Schläger. Der Pariser Einzugsmarsch, klingend, klirrend, voll unbändiger Heiterkeit. Ist das nicht eigentlich eine Operettenmelodie? Nein, nein, es ist unser frohester preußischer Marsch. Und nun in der Luft, getragen von ganz hellen, schrillen Flöten und hüpfenden Trompetentönen, ein unaufhörliches Schwirren wie von Lorbeerkränzen.

Das war alles wohl berechnet. Eine geschlagene Stunde lang sollten diese preußischen Märsche gespielt werden. Dann war jeder im Bann. Man konnte sich auf nichts so sehr verlassen als auf diese Märsche: diese Musik, die mit immer neuen Schauern über den Rücken rieselt, diese unentrinnbare Klangfülle von Macht, Gottvertrauen und Preußentum; vor der man sich in den Offizierkasinos so sehr in acht nimmt; denn jeder jüngste Leutnant weiß, daß sie den Nüchternsten unversehens betrunken macht.

Über den Tischen wölkte sich in langen graublauen, auf- und abflüchtenden Schwaden, noch fast unmerklich, der Zigarrenrauch. Oben auf der Galerie und in den Logen saßen die Damen. Vorn helle Toiletten und große Federhüte. Unten schaute man an den Tischen heimlich hinauf, flüsterte man sich einzelne Namen zu: da, links in der Loge, halb versteckt, saß eine veritable preußische Prinzessin, deren Gatte die Korpsschleife der Bonner Preußen hatte. Auch der Prinz sollte oben sein. Dort, in der Mitte der Galerie, saß, vielbewundert, die bildschöne Prinzessin Thurn und Taxis, die auf der letzen Kieler Woche der Star gewesen war. Jene Dame dort in Schwarz mit riesigen weißen Straußenfedern auf dem Hut, das Gesicht hinter einem Fächer versteckt, sollte eine berühmte Schauspielerin sein, die in ihrem Privatleben die Gattin eines auswärtigen Gesandten war.

Die Musik schmetterte, dröhnte, jauchzte. Nun hörte man das Schwirren der Lorbeerkränze wahrhaftig; nun wurde es im Saal lebendig. Links unten stand ein alter Herr auf, in langem grauen Vollbart, den Gehrock zurückgeschlagen, das Haupt im Nacken, und leerte auf einen Zug sein volles Glas. Genau in der Mitte des Saales unter dem Kronleuchter sah man zwei glatzköpfige Herren, die zehn Schritt einander entfernt wie Ringkämpfer ausholten, aufeinander zutobten und sich mit einem lauten Kuß umarmten. Nun waren auch die letzten Nachzügler erschienen und hatten bei ihren Korps Platz genommen.

Am Präsidium donnerte der Schläger. Die Musik hatte eben geendet, und eine Totenstille trat ein. Am Präsidium hielt Herr Regierungsrat Thormann mit lauthallender Stimme die Kaiserrede. Den linken Arm gewinkelt, die Mütze in der linken Hand unbeweglich auf der Brust, die rechte Hand in den Griff des goldenen Schlägerkorbes verkrampft, ein schlanker, sehr jugendlicher Herr mit blondem gewirbeltem Schnurrbart, das Haupthaar spiegelglatt und über dem linken Ohr schief gescheitelt, das schmale, etwas hochmütige Gesicht durch den großen Stimmaufwand gerötet, stand er da und redete. Im Augenblick, als er die Worte „Seine Majestät der Kaiser" aussprach, erhob sich nach alter Sitte die ganze Versammlung auf einen Ruck von den Plätzen. Auf den Galerien raschelten die Kleider der Damen. Auch hier war alles aufgestanden und blieb stehn, bis die Rede zu Ende war. Herr Regierungsrat Thormann redete laut und ohne Stocken, jedes Wort scharf pronounciert.

„Wer ist der Mann?" fragte Palatia-Gießen, fragte Saxo Borussia-Heidelberg, Mißnia-Leipzig. Man flüsterte einander Bemerkungen zu, richtete sich auf, um den Redner zu sehen, schrie Bravo. Wieder klappte der Schläger, die Unruhe war zu groß geworden. Nun holte der Redner alle Kraft seiner Stimme für die letzten Sätze seiner Rede heraus. „Wir stehen nicht eingeschworen auf dem Standpunkt irgendeiner Partei. Wir lieben in unserem König und Herrn nicht nur den angestammten Herrscher; wir lieben seine Persönlichkeit." Donnerndes Bravo. „Ich fordere Sie auf, meine Herren . . ." Die nächsten Worte erstarben. Die Stühle flogen zurück, die Herren reckten sich in die Höhe. „Ad exercitium salamandri . . . eins . . . zwei . . . drei . . ." Man hob

die Gläser und trank. „Eins ... zwei ... drei ...“ Man setzte die Gläser wieder leise auf den Tisch. „Eins ... zwei ... drei ...“ Die tausend Gläser klapperten auf den Tisch. Bei „Drei!“ wurden sie mit einem harten Schlag niedergesetzt.

Die Musik spielte „Heil Dir im Siegerkranz“. Die Damen auf der Galerie begannen zu singen; schließlich sang der ganze Chorus mit. Nun schwieg die Musik. Man setzte sich wieder.

Herr Regierungsrat Thormann schlug mit dem goldenen Schläger noch einmal auf den Tisch: „Silentium ex.“

Im ganzen Saal drehte sich für ein paar Minuten das Gespräch ausschließlich um Herrn Thormann. Man wußte wohl, daß der alte verehrte Landgerichtspräsident Langmann, der nun bald dreißig Jahre den Vorsitz führte, diesmal durch Kissingen verhindert war. Doch niemand wußte, wer an seine Stelle einspringen würde. Herr Thormann hatte Eindruck gemacht. Die schöne Prinzessin Thurn und Taxis, die ihn beim Sprechen durch ihr Lorgnon beobachtet hatte, schickte sofort ihren Kavalier, einen Inaktiven Isariae-München, zur Feststellung seines Namens hinunter. Die veritable preußische Prinzessin beugte sich aus dem Dunkel ihrer kleinen Loge zu der Gräfin Hallerpforten hinüber und fragte, ob sie den Herrn kenne. Er sehe vorzüglich aus. Frau von Braune, eine geborene Baronin Oppenheim, ließ ihre Brillanten funkeln und wußte bereits, daß der Redner ein junger Attaché bei der Botschaft in Petersburg sei. „Er war neulich auf einem Ball bei uns. Ich besinne mich auf den Namen nicht mehr. Wie soll man all diese Namen behalten.“

Die Herren wußten schnell Bescheid: „Ein Herr Thormann. Noch vor kurzem Gerichtsassessor, irgendwo in der Provinz. Hat vor einem halben Jahr Miß Lilian Atzood kennen gelernt und gleich geheiratet. Sie wissen doch?“ — „Miß Lilian Atzood? Ja, natürlich, ihr Bild war in allen Zeitschriften. Atzood & Schuman. Ganz neue Leute, Kohlenbergwerke in Amerika, Kohlenbergwerke nun auch in der Rheinprovinz, Kalisyndikate in Sachsen, nun, Sie wissen wohl. Erstmal vierzig Millionen in bar. Wie ich Ihnen sage, vierzig Millionen auf den Tisch des Hauses.“

„Nee, nee, Scherz beiseite. Es stimmt. Ich habe es zuerst auch nicht glauben wollen. Die Goldschiffe kommen natürlich von drüben. Ein Palast auf dem Kurfürstendamm. Was meinen Sie? Ein Haus mit Oberkoch, Unterköchen, Vizeköchen; Kammerdienern, Lakeien, Bereitern, Trainern, Grooms, Obergärtnern und Untergärtnern, Sekretären; für jeden Bleistift einen extra Spitzbuben. Ich weiß das. Ein Bekannter von mir verkehrt in dem Hause. Fabelhafter Luxus. Schlösser in der Steiermark, am Rhein, in Mentone ... fabelhafter Kerl. Hat sich schnell in Szene gesetzt ... Wie man das so macht mit vierzig Millionen. Zuerst ein kleines Buch über Volkserziehung, dann ein paar Broschüren über Verbesserung des Volksschulwesens, ... natürlich alles Quatsch mit Sauce. Aber natürlich sofort Regierungsrat und Kultusministerium. Ein anderer läuft sich nach solchem Posten sein Leben lang die Stiebel ab. Drei Jahre Dienstalter ... Was sagen Sie? Übermorgen vielleicht Vortragender Rat.“

„Ein gewisser Thorman. Zweibändermann, Leipziger Franke, Bonner Schwabe. Der Alte ist irgendwo Baurat in Magdeburg. Sechzig Millionen Mitgift, bar auf den Tisch des Hauses. Sech ... zig ... Millionen ... verstanden. Wie er sich den blanken Vogel eingefangen hat? Die einen sagen beim Schneeschuhlaufen in Gossensaß, die andern sagen beim letzten Manöver. Ihr Bild, von dem Norweger Anders Zorn gemalt, hängt dieser Tage bei Schulte. Müssen Sie sich ansehn. Eine Beauté.“

„Auch das noch?“

„Eine Beauté. Was ich Ihnen sage.“

Doch es waren nur die wenigsten Herren, die solcher Erklärung bedurften. Bei den anderen genügte bloß das Wort „Thormann“, um sich auf die Zehenspitzen zu stellen und das Wundertier anzustaunen. Denn die wenigsten hatten ihn bisher von Angesicht gesehen. Er war ja erst knapp ein halbes Jahr verheiratet.

Ein paar ältere Herren lächelten gutmütig, andere ereiferten sich. Sie hielten es für ungesund, eine schnelle Karriere zu machen. Herr Thormann sei schon beim

Gericht als Streber bekannt gewesen. Jedenfalls war die allgemeine Meinung über Herrn Thormann nicht günstig. Es waren zu viele Juristen im Saal.

Herr Thormann stand im Gespräch mit ein paar Korpsbrüdern. Die Franken hatten es also doch für richtig befunden, ihm endlich Guten Tag zu sagen. Seine beiden Bünde feierten schon seit zwei Tagen das Fest und hatten ihn nicht benachrichtigt. Er verzog keine Miene. Aus der Nähe gesehn war sein Gesicht durchaus nicht jugendlich; es hatte einen unruhigen Mund, Falten auf der Stirn und erschreckte, unruhige Augen.

„Du setzest Dich doch nachher zu uns?“ fragte einer. „Morgen ist übrigens Frühschoppen in der Traube.“

„So, so.“

„Ist Deine Gattin hier?“

„Nein, sie ist seit einigen Tagen verreist. Sie trifft sich mit ihren Eltern und einigen amerikanischen Freundinnen in Lugano. Andernfalls hätte ich Euch gern eingeladen.“

Die Korpsbrüder lächelten verbindlich. Ein paar vorübergehende Herren grüßten, einige blieben stehn, Neuhinzutretende stellten sich vor, und um Herrn Thormann schloß sich ein kleiner Kreis. Ein junger lächerlich blonder Herr mit weißem Stürmer näherte sich, blickte unter dem Klemmer kurzsichtig umher, grinste verlegen, als er sich beobachtet sah, zog plötzlich den Stürmer ab, fixierte scharf und ernst die nächststehenden Herrn und sagte akzentuiert: „Jestatten ... von Latten.“

Zwei Herren grüßten höflich erstaunt. Der Vielzublonde ging von einem zum andern im Kreise herum: „Jestatten ... von Latten.“ Das kam so überstürzt, so automatisch heraus, daß man glauben konnte, Herr von Latten sei ein Stotterer. Nun stand er vor Herrn Thormann. „Jestatten ... von Latten.“ Herr Thormann grüßte mit kurzer Verbeugung und nannte seinen Namen.

„Herr Thormann? Hehä ... Habe die Ehre, gnädigste Frau Gemahlin zu kennen ... Erst vor kurzem auf Concours hippique in Frankfurt jesehen ... hehä ...“

Herr Thormann sagte etwas Verbindliches.

„Ungeheuer erfreut, werde mir natürlich sofort erlauben, demnächst Karten abzujeben ... hehä ... janz süperbes Fest ...“

Er grüßte wieder, sah sich kurzsichtig um, grinste und ging weiter.

Die Musik spielte die Egmont-Ouverture.

Herr Thormann stand wieder allein. Ein Herr von Frerichs, Nassoviae-Gießen — er hatte den Herrn nie vorher im Leben gesehen — kam eilig, nahm ihn unter den Arm, redete etwas von Selbstverständlichkeit der Pflichten und behauptete, er müsse ihn sofort den königlichen Herrschaften vorstellen. Königliche Herrschaften hätten bereits seit einer Viertelstunde nach ihm verlangt. Allerhöchste Eile.

Sie kamen in die kleine halbdunkle Loge, Herr von Frerichs trat mit tiefen Bücklingen vor, Herr Thormann blieb im Hintergrunde zurück. Der junge Prinz ging gleich auf Herrn Thormann zu und schüttelte ihm die Hand. „Alte Bekannte ... alte Bekannte ...“ Die Prinzessin reichte die Hand zum Handkuß. „Wie schade, ich höre, Ihre Gattin ist nicht hier ... Sie haben ausgezeichnet gesprochen ... ich sagte das schon zu meinem Mann ... so klar ... jedes Wort zu verstehn ... also bitte, grüßen Sie Ihre Gattin ... Auf Wiedersehen ... bald auf Wiedersehen ...“

Als sie sich zurückgezogen hatten, wünschte Herr von Frerichs ihn auch seiner Frau vorzustellen. „Nicht wahr? Sie tun mir den Gefallen.“ Sie liefen die Galerien entlang bis zu der äußersten Loge. Eine dicke verblühte Blondine, über und über gepudert, mit großen Brillantenboutons in den Ohren, reichte ihm ihre puppenkleine fleischige Hand, redete gleich vom Tattersal, von Rennpferden und dem nächsten Blumenkorso und fragte vertraulich blinzelnd, was die königlichen Hoheiten gesagt hätten. Dann sah sie, als Thormann ein blasiertes Gesicht aufsetzte, gönnerhaft zu ihm empor. „Wir werden uns freuen, Sie und Ihre verehrte Gattin gelegentlich in unserm Hause zu begrüßen.“ ‚Unverschämtheit,‘ dachte Thormann, ‚das hätte noch gerade gefehlt.‘ Doch er verneigte sich auf das liebenswürdigste. Nun war Herr Thormann entlassen. Herr von Frerichs gab ihm gleichgültig die Hand. „Also auf Wiedersehen, ... auf Wiedersehen, lieber Thormann.“

Als er die Galerie zurückging, trat eine

junge, sehr hübsche Dame einen Schritt zurück, so daß er dicht neben ihr vorübergehen mußte, und sagte, während er vorüberging, zu ihrer Nachbarin, so daß er es hören mußte: „Ein bildschöner Mensch.“ Herr Thormann lächelte wie ein geschmeichelter Schauspieler und winkte ihr mit den Augen im Weitergehen, den Kopf zurückgewandt, einen diskreten Gruß. Eine alte dicke Dame in Schwarz, die sechs Plätze weiter saß, sprang auf und stellte sich ihm in den Weg:

„Liebster Herr Thormann, wie gut, daß ich Sie treffe ... sieht man sich auch einmal wieder ... liebe Anne-Liese, darf ich Dir Herrn Thormann vorstellen ... Liebe Amelie, Herr Thormann ... nehmen Sie doch einen Augenblick Platz bei uns, Herr Thormann ... ja, ja, wenn man ein berühmter Mann ist ... die Leute reißen sich ja förmlich um Sie ...“

Herr Thormann verbeugte sich geschmeidig nach allen Seiten. ‚Irgendwo habe ich die Alte schon einmal gesehen,‘ dachte er. Er verbeugte sich wieder und sagte schnell und liebenswürdig, daß er leider sofort auf seinen Platz zurück müsse. Es sei leider ganz unmöglich.

„Aber nicht wahr, liebster Herr Thormann, Sie kommen bald wieder zu meinem Jour? Nächsten Donnerstag vielleicht? Nicht wahr, wir können uns fest darauf verlassen ... Um fünf Uhr, bitte ... und grüßen Sie Ihr hübsches junges Frauchen ... Sie bringen sie natürlich mit ...“

Die alte Dame sah mit verziertem Mund zu ihm auf und stand noch immer so, als Herr Thormann längst verschwunden war.

Als er die Treppe hinunterstieg, blieb er einen Augenlick stehn und sah empor. Die junge hübsche Dame stand über das Treppengeländer gebeugt. Er machte mit den Händen eine Bewegung des Bedauerns und zuckte schmerzlich die Achseln. Dann ging er weiter. Ihm fiel ein, er hätte sagen müssen: Mein Fräulein ich bin kein Tenor. — Doch dazu war es nun zu spät. Nachträglich fielen ihm stets die allerschönsten Antworten ein. Das war sein Ärger.

Unten schlug wieder der goldene Schläger auf den Tisch. Sein Stellvertreter kommandierte das erste Allgemeine. Das Lied „An den Rhein“ wurde gesungen.

Er setzte sich zu den Bonner Schwaben, seinem alten Korps, bei dem er vier Semester aktiv gewesen war. Er wollte mal eine halbe Stunde gemütlich sein. Er legte Wert auf sein Korps. Er legte Wert auf die Freundschaft dieses und jenes und wollte gern die Gelegenheit benutzen, die etwas erkalteten Beziehungen wieder zu erwärmen. Man durfte es ihm nicht verargen, daß er sich in den letzten Jahren wenig um seinen Bund gekümmert hatte, daß er jetzt in Berlin den wöchentlichen Zusammenkünften der Alten Herren und ansässigen Inaktiven bei Voges am Nollendorfplatz ferngeblieben war. Mein Gott, es gab zuviel zu tun. Glückliche Menschen, die fleißig arbeiten und trotzdem immer Zeit finden, auch ihrem Vergnügen nachzugehn. Die Bonner Schwaben hatten gestern abend im Hotel de Rome ein Festessen mit Damen gehabt. Er war doch sehr gekränkt, daß man ihn erst im letzten Augenblick durch das Telephon davon benachrichtigt hatte, und er war, weil er sich ärgerte, dem Fest ferngeblieben. Da saß Landrichter Körner, ganz gewiß der begabteste und tüchtigste von allen Bonner Schwaben, ein ernster, prächtiger Mensch, den alle verehrten. „Tag, Leibbursch,“ „Mahlzeit, Kressin“, „Mahlzeit, Schulze,“ „Mahlzeit, Leßmann“. „Sieh, sieh, sieh,“ meckerte der dicke Amtsrichter Florschütz — sie hatten sich gegenseitig nie leiden können —: „Der Krösus in eigner Person, unser guter Thormann im Glanz seiner braunen Lappen. Man blase Tusch. Die Halbgötter steigen zur Erde ...“ Herr Thormann setzte sich forsch auf einen zufällig leeren Platz, nahm, mit der Hand über die Schulter langend, ein Glas Bier in Empfang, trank einem alten Sanitätsrat zu und redete dann ins Blaue hinein, ohne jemand anzusehen: „Herrschaften ... mal endlich bekannte Gesichter ... Dicker, was machst Du ... Fax, ich gratuliere zum Baby ... Mansleben, sieh da, da bist Du ja auch ... Herrschaften, wir wollen fidel sein ...“ Neben ihm und ihm gegenüber saßen Inaktive, denen er sich erst vorstellen mußte. Die jungen Herren begannen ihn eifrig und wohlerzogen zu unterhalten. Man nannte sich Sie und trank einander zu. Herr Thormann begann laut zu sprechen, forciert zu lachen und versuchte immer wieder mit den alten Semestern anzuknüpfen. Doch da saß vier Plätze weiter

sein Leibbursch, der jetzt Direktor einer chemischen Fabrik war, der einzige, der ihm früher die Stange gehalten hatte, und war ganz in ein Gespräch mit seinem Nachbar, einem Göttinger Sachsen vertieft. „Prost, Leibbursch," schrie er laut über den Tisch und hob sein Glas. Jener sah flüchtig auf. „Prost, prost, Thormann," und redete weiter. Da saß Körner, zurückgelehnt, nach allen Seiten leise beobachtend, dann minutenlang mit gesenkten Augen seine Zigarre betrachtend. Er hatte freilich ganz freundlich genickt, als Thormann kam. Doch sie hatten sich nun wohl drei Jahre lang nicht gesehn; etwas herzlicher hätte die Begrüßung wohl sein dürfen. Der dicke Amtsrichter Florschütz nahm ihn dagegen aufs Korn, grölte über den Tisch und fragte, ob es wahr sei, daß Thormann sechzig Millionen mitgekriegt habe. Die einen hätten gesagt: sechzig, die anderen hätten gesagt: vierzig, und ganz schlechte Menschen wollten behaupten, daß es bloß zwanzig seien. Man wolle doch Bescheid wissen. Dann hätte man doch auch wenigstens ein kleines Vergnügen daran. Thormann sah scharf zu ihm hinüber. Es sei wohl nicht angebracht, sich hier über Vermögensverhältnisse ausfragen zu lassen. Der alte Sanitätsrat kam ihm zu Hilfe: Er müsse Thormann recht geben. Und nun verwickelte er ihn in ein endloses Gespräch über Kuxe. Er habe in dies Bergwerk — er nannte den Namen — leider sein halbes Vermögen gesteckt, und leider scheine die Sache doch oberfaul zu sein. Ob Thormann ihm nicht eine Auskunft geben könne? Thormann sagte, er habe keine blasse Ahnung. Der Sanitätsrat wollte das nicht glauben. Thormann sagte, er wolle sich erkundigen. Gleich morgen. Bestimmt gleich morgen. Der Sanitätsrat schwieg, lächelte ungläubig und sprach nach der anderen Seite weiter. Thormann rief zu dem Assessor Schulze, mit dem er als Renonce eingesprungen war, herüber, ob für morgen ein Programm festgesetzt wäre. Er sei Strohwitwer. Er wolle gern einmal Betrieb machen. — Noch nichts Näheres, rief jener, es sei ja noch so früh am Abend! Assessor Schulze redete gleich wieder nach der anderen Seite weiter. Thormann stand auf und ging zu seinem Präsidenplatz zurück, übernahm wieder das Präsidium und ließ ein neues Lied singen. — — Gut, er wollte sich nicht aufdrängen, er hatte gar keine Lust, sich schlecht behandeln zu lassen.

Nach einer halben Stunde wechselte er die Mütze und ging zu seinem zweiten Korps, den Leipziger Franken. Dort war er nur zwei Semester aushilfsweise aktiv gewesen. Viele der Herren waren ihm fremd. Dort war man freundlicher zu ihm. Thormann versprach, jetzt regelmäßig jede Woche zum S. C.-Abend zu kommen. Er habe bisher doch etwas viel zu tun gehabt; übertrieben schilderte er seinen Dienst und seine Arbeit. Ja, ja, das könne man wohl begreifen, sagten die Herren. — Doch nun sei es besser, er habe jetzt ein anderes Dezernat, wie gesagt, er wolle jetzt regelmäßig kommen. — Für Donnerstag war eine Automobilfahrt nach Potsdam verabredet, Thormann sagte zu. Er wolle nicht aufdringlich sein, doch er könne drei Wagen zur Verfügung stellen; es sei doch immerhin angenehmer, als in gemieteten Droschken zu fahren. Das wurde angenommen. Schließlich kamen sogar einige Herren und boten ihm Brüderschaft an. Sie waren in der Nähe von Berlin ansässig, waren verheiratet, und man verabredete, auch in Familie häufig zu verkehren. Hoffentlich würde der Frau Gemahlin der Verkehr auch angenehm sein. „Aber, ich bitte Dich. Meine Frau wird entzückt sein."

Auch hier kam nicht die rechte Stimmung. Herr Thormann war argwöhnisch und übellaunig; die Franken waren sicher bloß deshalb zu ihm liebenswürdig, weil sie merkten, daß er bei den Schwaben abgefallen war.

Er ging wieder zu seinem Präsidenplatz zurück. Wieder ließ er ein Lied singen. Mißmutig starrte er vor sich hin: also in einer Stunde gehe ich nach Hause.

Die Stimmung begann ausgelassen zu werden; ein paar Krakehler lärmten durch den Saal, über die Tische flogen Bierfilze. Auf den Galerien waren schon die meisten Plätze leer. Um elf Uhr sollte das Semesterreiben beginnen: mochte ein anderer für ihn einspringen; er war schläfrig und wollte nach Hause. Noch einmal sollte ihm das nicht passieren, daß er den Korpskommers leitete. Man hatte ihn in letzter Stunde dazu aufgefordert, er hatte harmlos zugesagt, und nun glaubte sicher alles, er habe sich vorgedrängt und es sei wieder einmal

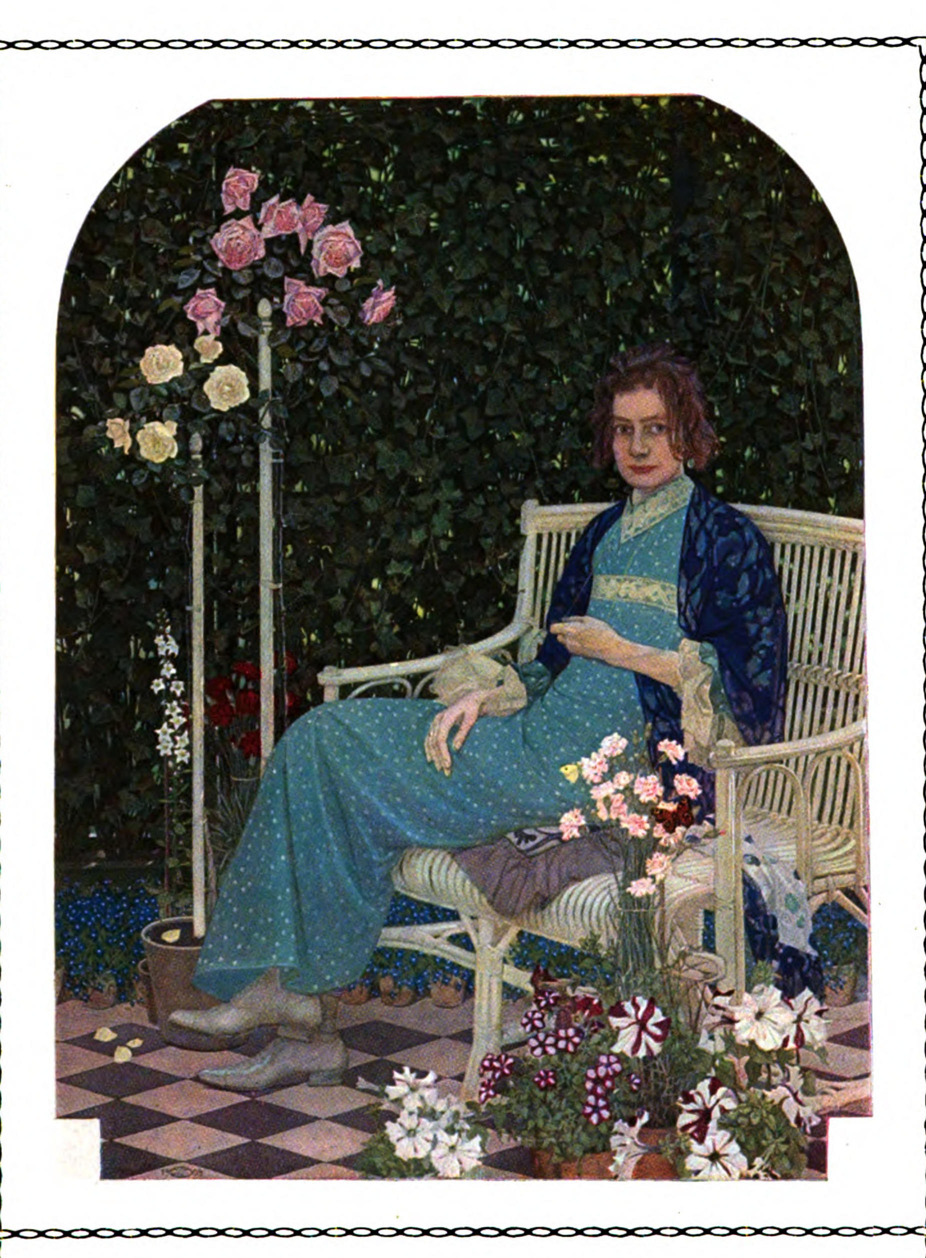
Streberei gewesen. Er kannte ja doch seine Brüder, er durchschaute ja doch alles: hier sprach kein Mensch wie in früheren Jahren natürlich zu ihm, hier spekulierte übertriebene Höflichkeit auf sein Geld, und die Anhänglichkeit alter Bekannter zog sich mißtrauisch vor seinen Millionen zurück. Wie gern hätte er sich heute rechtschaffen amüsiert. Schade! Zu Hause wollte er, wenn noch jemand auf war, eine Tasse Kaffee und einen Kognak trinken, gemütlich bei einer Zigarre die Zeitung lesen und dann rasch ins Bett gehen. Er hatte sich ein kleines Zimmer hergerichtet, das eigentlich zur Rumpelkammer bestimmt war: da stand sein alter fichtener Schreibtisch, den er als Primaner geschenkt bekommen hatte, da hingen seine Rapiere, seine Mensurbilder, da hatte er die wenigen handgreiflichen Erinnerungen aus früherer Zeit aufgestellt. Da wollte er sitzen, da war es behaglich, da wollte er an Lilian schreiben. Recht herzlich. Er hatte den besten Willen.

Postkarten wurden herumgereicht, die mit hundert Unterschriften bekritzelt waren. Er schrieb seinen Namen irgendwo hin und reichte die Karten weiter. Gelegentlich trank ihm jemand zu, gelegentlich kam jemand und sah die eingelaufenen Telegramme nach, und er mußte dann ein paar verbindliche Worte sagen. Plötzlich saß Fax neben ihm, sein Korpsbruder Fax, der im bürgerlichen Leben Dr. Kleinschmidt hieß und praktischer Arzt in der Provinz Sachsen war. Früher war er im Korps der „schöne Mann“ gewesen, der wegen seiner Eitelkeit und seiner vielen Liebschaften berühmt war. Er wolle mal mit Thormann sich vergnügt unterhalten, behauptete er. Thormann war sehr erstaunt, denn seit seiner Aktivität hatte er mit dem Korpsbruder Fax so gut wie gar keine Beziehungen unterhalten. Es hatte sogar vor Jahren seinetwegen einmal einen kleinen häßlichen Zwist gegeben, bei dem sich der gute Fax recht übel benommen hatte, so daß ihm beinahe das Band entzogen war, und seitdem waren sich beide aus dem Wege gegangen. Fax schien alles vergeben und vergessen zu wollen. Er sah sich mit seinen blanken blauen Augen um, faßte an die Brillantnadel seines buntseidenen Schlipses, klopfte Thormann aufmunternd auf den Rücken und begann zu schwärmen.

So lustig wie heute sei es doch noch nie gewesen, begann er; Thormann nickte. Gewiß, ganz reizend. So harmonisch. Fax holte weit aus: man sei doch wie eine Familie im Korps. Eine große Familie, er habe das so recht erst in späteren Jahren empfunden. Da säßen in der Nachbarschaft der dicke Kayser und der alte Lange, und da säße nicht weit entfernt der Direktor Lemke; es sei reizend, wie man zusammenhänge. Die Frauen sagten sämtlich ‚Du‘ zueinander. — Er zeigte das Bild seiner Frau, seiner Kinder. — Thormann bewunderte. — Und wie sie sich alle gefreut hätten, als die Anzeige von Thormanns Verlobung gekommen sei. Man hätte ja damals gar keinen Schimmer gehabt, wer . . . nun ja, wer seine Braut eigentlich sei. Keinen leisen Schimmer. Man hätte gerade eine Sommernachtsbowle getrunken, und da sei es wie aus einem Munde gekommen: „Unserm guten Männe müssen wir ein Telegramm in Versen schicken.“ Ob er sich nicht gefreut habe? Thormann erinnerte sich keineswegs, ein solches Telegramm erhalten zu haben, doch er sagte: Ja, er habe sich sehr gefreut. Er dachte, wenn das wirklich wahr wäre — und es konnte ja wahr sein — so war das von Fax sehr liebenswürdig. Fax schien überhaupt ein netter, harmloser Kerl zu sein. Er hatte ihn sicher früher unterschätzt. — Nun sollte aber Thormann erzählen, sagte Fax; recht ausführlich, ihn interessiere ja alles so sehr. Er rieb wohlwollend die Hände, drehte spielend die Finger hin und her und besah seine polierten Fingernägel. Und Herr Thormann wurde warm und begann wirklich zu erzählen. Er holte aus seiner Brieftasche das Bild seiner Frau. Das sei sie. In Wirklichkeit sehe sie netter aus. Nun bewunderte Fax. Ja, seine Frau habe er durch einen ganzen Zufall kennen gelernt. Er habe mal im Winter hoch oben im Harz in einer kleinen Wirtschaft, dem Torfhaus, sich einquartiert, um Schneeschuh zu laufen und gleichzeitig an einer kleinen Arbeit zu schreiben. Da seien eines Tages zwei junge Amerikanerinnen erschienen, die unten in einem Sanatorium eine Freundin besucht hätten. Die eine, jüngere, sei Lilian, seine spätere Frau gewesen. Nun, man hätte Schneeschuh gelaufen, man hätte sehr kameradschaftlich miteinander verkehrt und

habe sich dann eines Tages ganz ohne Schmerz wieder getrennt. Nein, Liebe auf den ersten Blick sei es nicht gewesen. Doch dann hätte man sich zufällig im Tiergarten wieder getroffen, zuerst kaum erkannt, dann herzlich begrüßt, dann eine Weile geplaudert. Und wieder nach ein paar Wochen habe er gemerkt, daß ihn ihr Bild auf Schritt und Tritt verfolge. Da habe er einen kleinen Brief geschrieben und da wäre er auf die Besitzung ihrer Eltern am Rhein eingeladen worden. Nun, und dann habe sich das Weitere ganz von selbst ergeben. Fax staunte diese einfache Geschichte wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht an. Er konnte sich gar nicht beruhigen. Nein, wie wunderlich das Schicksal spiele, das sei ja eine ganz unerhörte Geschichte! Er rückte vertraulich näher und sagte, die Hand vor den Mund haltend: „Nun sag' mal, Männe, und verträgst Du Dich mit den Alten?" „Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet," sagte Thormann. „Nun ich meine so: Praktischer Beamter, Regierungsrat und so . . . ist das so nach dem Herzen des freien Amerika . . .?" Thormann wiegte lächelnd den Kopf. „Mein Schwiegervater hatte natürlich seine Pläne; zuerst sollte ich nach Amerika, dann sollte ich in das Direktorium seiner deutschen Besitzungen eintreten. Schließlich wollte er gar, daß ich eine große rheinische Zeitung, die er angekauft hat, als Leiter übernehme." Thormann lachte. „Ich werde mich hüten." Ob er sich denn leicht in die ganze neue Lage gefunden hätte? Einem könne ja schwindelig werden, wenn man an diesen Reichtum denke . . . „Nicht so gefährlich," lachte Thormann. Er merke von dem Reichtum wenig, einfachste Küche, einfachste, streng geregelte Tätigkeit, einfachste, ruhige Lebensführung. — Fax trank ihm zu: „Alter Kerl, ich gönne Dir ja alles von Herzen." Er schwieg eine Weile; irgend jemand sprach mit Thormann ein paar Worte und ging wieder. Thormann bot Zigarren an, Fax wehrte mit ausgestreckten Händen ab. Er rauche nicht mehr. Und, die Hand vor dem Munde: „Aus Sparsamkeit." Ja, dafür werde Thormann wohl kein Verständnis haben. Ja, was er sagen wolle, er habe sich da jetzt ein eigenes Haus gekauft. Thormann müsse es sich durchaus einmal bald ansehen. Wirklich nett . . . Ja, ein bißchen verrechnet habe er sich natürlich . . . die Geschichte sei ihm doch erheblich über den Kopf gewachsen . . . nun ja, und da man nun einmal so gemütlich beisammen säße, und man gehörte ja doch zu einer Familie, und man habe sich doch heute gegenseitig das Herz ausgeschüttet, nun ja, kurz und gut, ob Thormann ihm fünftausend Mark pumpen könne. Auf Wechsel, oder auf Schuldschein, oder mit Bürgschaft, es sei ja goldsicher. Natürlich, goldsicher . . . Er lachte nervös und verlegen. — Thormann schwieg eine Weile und nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. Dann lachte er kurz: „Lieber Fax, also ehrlich gesagt, wenn Du Dich an meinen Schwiegervater wenden willst, so will ich Dir seine Adresse geben. Er ist augenblicklich in Südamerika, und es würde sich eine Weile hinziehen, bis Du Antwort bekämst. Wenn Du willst, lege ich Deinem Brief eine Empfehlung bei. Aber ich muß Dir leider sagen, daß die Chancen gering sind. Mein Schwiegervater bekommt täglich sicher Dutzende solcher Briefe, und meine Empfehlung hat so gut wie nichts zu bedeuten. Daß ich selber kein Vermögen habe, weißt Du. Was meine Frau und ich verbrauchen, wird uns durch die Firma angewiesen, und wir müssen alles genau mit Rechnungen belegen. Daß ich da plötzlich eine solche große Summe fordere, ist ganz und gar ausgeschlossen. Aber nichts für ungut. Prost." Fax hatte einen roten Kopf. Er stotterte etwas hin, daß er sich das anders gedacht habe. Na, kurz und gut, er sei eben ein Pechvogel. „Ich denke, Du hast sechzig Millionen Mitgift gekriegt?" Thormann versicherte, daß das Blödsinn sei. Hm. Da wisse er wirklich nicht, was er anfangen solle, hm. Dann wolle er nochmal versuchen, den Sanitätsrat anzupumpen. Hm. — Herr Thormann wünschte ihm alles Gute und lenkte das Gespräch ab. Fax möge ihn nun bald mit seiner Frau besuchen, zu Hause herzlich grüßen, und er käme sicher bald einmal im Automobil herüber. Das seien ja gar keine Entfernungen mehr. — „Na denn also auf Wiedersehen," sagte Fax, reichte ihm rasch die Hand und entfernte sich.

‚Jetzt bleibst Du auch keine fünf Minuten länger hier,' sagte sich Thormann. Er hatte sein Automobil auf dreiviertel elf



Bildnis in Blumen.

Gemälde von Prof. Oskar Zwintscher.
Von der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

bestellt; auf den Chauffeur konnte er sich verlassen. Der Wagen mußte im Augenblick da sein. Er bat einen Nebensitzenden, ihn zu vertreten, und ging rasch durch den Saal. Draußen erhielt er schnell seinen Mantel und kam unentdeckt ins Freie. Er atmete tief auf: Frische, kühle Frühlingsluft. Gott sei Dank, daß er draußen war. Ein paar Herren, die ebenfalls aufbrechen wollten, gingen an ihm vorüber, und einer grüßte flüchtig. „Na, Herr Thormann, auch schon nach Hause?“ Thormann gab kurze Antwort. Wer war nur der Herr? Richtig, ein junger Amtsrichter aus Charlottenburg, mit dem er vor drei Jahren Gnadenassessor im Ministerium gewesen war. Auch die anderen Herren grüßten jetzt. Er entsann sich flüchtig: ein Gutsbesitzer aus Pommern, der andere, wenn er nicht irrte, Augenarzt. Die übrigen kannte er nicht. Der Amtsrichter schüttelte ihm die Hand: „Sie kennen mich wohl nicht mehr? Albertin, Amtsrichter Albertin ... Sehn Sie, nun besinnen Sie sich ... Das waren noch Zeiten, als wir im ‚Großen Kurfürsten‘ für achtzig Pfennig zu Mittag aßen ... Kommen Sie vielleicht mit? Wir wollen mal im Norden die alten Feuerstätten heimsuchen und Betrieb machen.“ Herr Thormann zögerte. „Na, kommen Sie nur mit. Es soll ganz solide sein ... So mal im Jahr die alten Erinnerungen abgrasen, Café New York und Café Kronprinz, das hat auch sein Gutes ... Man sieht sich selber wieder, wird ein bißchen sentimental und geht getröstet als guter Staatsbürger an den alten Trog zurück. Also kommen Sie mit.“

Die fremden Herren machten sich rasch bekannt. „Ich habe hier an der Ecke mein Automobil stehn. Drei Herren kann ich mitnehmen, allenfalls vier. Wohin soll die Reise gehn?“

Man einigte sich auf das Lindenkasino.

⁂

Nun sauste das Automobil über den Potsdamer Platz die Leipziger Straße entlang. Herr Thormann genierte sich ein wenig. Die drei Herren in seinem Wagen waren bereits in vorgerückter Stimmung und grölten: „Denn wir haben uns so lieb — und es lebe der Betrieb“; sie hatten sich zu dritt eingefaßt, schaukelten hin und her und sangen immer wieder dieselben Verse. Er hatte die Namen der Herren nicht verstanden. Es war ihm nur das eine tröstlich: sie nahmen keine Notiz von ihm und schienen nichts von seinen Millionen zu wissen. Plötzlich schrien sie, er solle mitsingen. Und Herr Thormann sang mit, höflich und halblaut.

Sie kamen an, und er befahl, daß das Automobil warten solle. Er käme in einer halben Stunde.

Das Lindenkasino war, obwohl es noch früh in der Nacht war, ziemlich besetzt. Am selben Tage hatte eine Versammlung von Landwirten stattgefunden, die nun in Sektstimmung und Damenbegleitung von einem Lokal ins andere zogen und hier mit lautem Hallo eingefallen waren. Der Saal war ganz weiß, hatte viele Spiegel an den Wänden und war mit einem leuchtend roten Teppich belegt. Weiße Säulen, weiße Stuckornamente, weiße Deckentäfelung, weiße, bis auf den Teppich herunterhängende Tischdecken. Die Herren, runde, gedrungene Gestalten mit Stiernacken und roten Köpfen, mit kurzgeschorenem Stichelhaar und breiten, aufgekämmten Schnurrbärten, trugen Fräcke und weiße Westen. Zwei, drei Herren am Vordertisch hatten mit Sicherheitsnadeln die linke Klappe ihres Fracks umgelegt und festgesteckt. Sie trugen auf dem Frack den eingestickten Johanniterorden, den sie nicht sehen lassen wollten. Ein paar „Damen“ in Balltoiletten lachten an den Nebentischen übermäßig laut. Große, gutgewachsene Figuren, auf dem hochtoupierten Haar riesengroße dunkle Hüte mit wallenden Federn. Gleich als Thormann eintrat, hörte er am Nebentisch seinen Namen nennen, und ein paar Agrarier drehten ihm die in hohe Hemdkragen eingezwängten Köpfe zu. „Der reiche Thormann.“ Er sah nicht hin.

„Ob wir eine gesunde Pulle Knallwein trinken?“ fragte der Dicke. Herr Thormann sah ihn erst jetzt. Ein übermäßig dicker, etwas schäbig gekleideter Herr mit hängendem Doppelkinn und vergnügt blinzelnden Augen. Es wurde also Sekt bestellt.

Sie waren ursprünglich zu acht Herren gekommen. Aber gleich kamen von einem Nebentisch noch ein halbes Dutzend weitere Herren hinzu, die auch auf dem Korpskommers gewesen waren. Alles fremde Gesichter. Thormann saß neben dem Dicken

und neben ein paar Referendaren. Der Dicke bestellte sofort Ansichtskarten. An solch einer feierlichen Stunde sollten auch andere mitgenießen. Er müsse sofort an seine beiden Stammtische schreiben. Thormann hörte, daß er Bürgermeister eines märkischen Städtchens war und Breeseberg hieß. „Natürlich zweimal durch den Assessor gefallen," flüsterte ihm der Kammergerichtsreferendar ins Ohr. Ein anderer ihm gegenüber sitzender Herr, dessen Namen er nicht verstanden hatte, fragte, ob man in Berlin als verheirateter Mann ohne Kinder mit siebentausend Mark auskommen könne. Er wollte gern Amtsrichter in Berlin werden. Eine kleine Blonde schrie über den Tisch: „Kinder, habt Euch doch nicht so. Wie wollt Ihr mit siebentausend auskommen, wenn Ihr jung seid. Einfach ausjeschlossen ..." Sie wandte sich an den Amtsrichter Alberti und bat, daß ihre Freundin Molly vom Nachbartisch herübergeholt würde. Molly langweile sich bei den Agrariern. „Auch wenn sie in Frack und frisch gewaschen sind, riechen sie nach dem Kuhstall." Doch man wollte Molly nicht haben, man protestierte energisch. Die kleine Blonde wurde böse und setzte sich an das untere Ende des Tisches zu den jüngeren Herren. „Gut, daß die Weiber aus der Nähe sind," sagte der Dicke gemütvoll, „Weiberbetrieb paßt mir nicht mehr. Ich habe mein Hauskreuz zu Hause." Herr Thormann stimmte lebhaft zu. „Prost, Herr Mortmann, oder —, wie war der Name? Also Prost!" rief der dicke Bürgermeister zu ihm herüber, „das Fest war doch zu hübsch ... wenn man sich so wiedersieht ... Da traf ich einen, Holsatiae-Kiel, von dem ich glaubte, er sei längst zerplatzt und in die braune Erde eingepflanzt. Kommt der Mann auf mich zu, fliegt mir in die Arme, und wir trinken gleich Schmollis. Hundert Bekannte habe ich gesehn. Wie das junge Gemüse heranwächst, damals noch Brander in Leipzig und jetzt Regierungsrat ... Na, und dann mein kleines, gutes Schmidtchen ... Sie hätten bloß mal das Schmidtchen sehn sollen ..." Niemand wußte, wer das Schmidtchen war, und Herr Bürgermeister Breeseberg begann nun mit wenig Erzählertalent allerhand Lustiges von seinem Schmidtchen zu berichten. Niemand hörte recht zu. Das Ende war, daß der Dicke an Schmidtchen eine Postkarte schrieb, die mit „Mein Goldjunge" begann und mit „Dein dickes Untier" endete.

Man trank schnell. Im Umsehen standen mehrere leere Flaschen auf dem Tisch, und die Kellner schafften, ohne viel zu fragen, neue Flaschen herbei. Nun kamen die Herren in Stimmung. Unten am Tisch, wo die Damen saßen, war das Gelächter jetzt noch größer als bei den Agrariertischen. Thormann saß beobachtend zurückgelehnt und schwieg. Es war ihm nicht gegeben, sich durch die gute Laune anderer fortreißen zu lassen. Am liebsten wäre er nach Hause gegangen. Ein paar Herren, die hinter ihm vorüber gingen, flüsterten wieder seinen Namen und stellten sich dann ungeniert ein paar Schritte entfernt auf, um ihm ins Gesicht zu starren. Er machte eine ärgerliche Bewegung und fragte gelangweilt über den Tisch herüber: „Trinken wir noch eine Flasche, oder wollen wir gehn ..."

Der Dicke begann zu betteln wie ein Kind: es sei ja doch so reizend. Er habe daheim soviel Dienst und soviel Sorgen. „Wissen Sie, Herr Mortmann, pardon, Herr Thormann, Sie fühlen sich bei uns nicht gemütlich. Sie sehnen sich nach Ihren Korpsbrüdern. Kann ich Ihnen gar nicht verdenken. Aber geben Sie sich 'n Stoß: Wir sind auch Helden, und jeder hat seine Gemütskiste ... Schaun Sie mal das Paulchen an, Herr Bergmann ... hier, das kleine Paulchen ... Paulchen, heb' den Kopf hoch, damit Herr Bergmann sehn kann, was Du für treuherzige Augen hast ... Er ist keine Schönheit, das Paulchen, und das Nachdenken ist seine schwache Seite ... Aber ein Gemüt hat Ihnen der Junge, Herr Bergmann ... Wenn Sie mal Pferde stehlen wollen oder Ihnen jemand im Frühling den Pelz aufs Leihamt tragen soll oder wenn Sie beim Kreditverein die Quartalszinsen bezahlen ... bis zu vierzig Mark ist das Paulchen bar Geld ..." Das Paulchen, ein dürres, blasses Kerlchen, lächelte unsicher. Thormann hatte schon die ganze Zeit gemerkt, daß ihn unausgesetzt heimlich irgend etwas belustigte. „Also hiergeblieben, Herr Bergmann. Ich sehe, Sie sind ein edler Mensch. Seien Sie vergnügt mit uns ..." Er richtete sich halb auf und

streichelte mit seiner ungefügen Pranke die kalte, nervöse Hand Thormanns. Dieser nickte gutmütig. — Wieder waren ein paar neue Herren vom Korpskommers hinzugekommen und hatten sich, ohne viel zu fragen, am Tische niedergelassen.

Da tat sich die Tür auf, und herein trat, kurzsichtig nach allen Seiten blickend, verlegen grinsend, der Vielzublonde, sah Thormann und steuerte direkt auf den Tisch zu.

„Jestatten ... von Latten ...“

„Himmel, was für ein Gewächse,“ sagte der Dicke und schüttelte sich. „Muß der durchaus an unsern Tisch ...?“

Thormann sah unwillig auf und flüsterte rasch herüber: „Lassen Sie ihn nur, ich werde ihn gleich los ... ich verspreche es Ihnen. In fünf Minuten ist er fort.“

„... Jestatten ... von Latten ...“ Nun tat er, als sähe er jetzt erst Thormann: „Is ja unbejreiflich ... trifft man sich hier wieder ... jestatten doch ... he hä ...“ Er nahm einen Stuhl, setzte sich neben Thormann, ohne die andern zu beachten, bestellte auch eine Flasche Sekt und putzte sein Einglas: „He hä ... mit jroßem Interesse Ihre Schriften über Finanz gelesen ... he hä ... janz Ihrer Meinung. Janz süperbe Schriften ...“

„Ich habe nie eine Zeile über Finanzwesen geschrieben.“

„Ach nee. Sie scherzen. He hä ... jediegener Witz.“

Thormann sah ihn scharf an: „Was führt Sie hierher, Herr von Latten?“

Der Vielzublonde sah schief von unten auf und meckerte verlegen. Dann schob er seinen Stuhl an Thormann vertraulich näher. Nun ja, also, der Papa habe ein riesenjroßes Gut in Schlesien. Einfach kolossal. Er sei auch sozusagen Agrarier. Er habe jetzt sechs Semester Landwirtschaft studiert, in Bonn natürlich ... Und nun sei er eben in Berlin ... Ja, nun sei er in Berlin ... — Er blinzelte und setzte das Einglas auf: ob Herr Thormann nicht heimlich mit ihm diesen Ausschank verlassen wolle? Es säßen zu viel gellende Bürger herum. — Nein, das wollte Thormann ganz und gar nicht. — Wieder schwieg das Gespräch, Herr von Latten schenkte sein Glas voll Champagner und trank mit verekeltem Gesicht einen Schluck. Thormann drehte ihm den Rücken zu. He hä, pardon, also jestatten ... ob er Herrn Thormann morgen besuchen dürfe? Vielleicht könne er ihn in seinen Klub einführen. — Thormann drehte sich mit einem scharfen Ruck zu ihm herum ... „Etwaige Wünsche bitte ich schriftlich an mich zu richten. Sie haben wohl die Güte, diesen Wunsch als ein Prinzip zu respektieren ...“ Da nahm er sein Glas und setzte sich zu dem Bürgermeister herüber.

Herr von Latten sah ihm entgeistert mit halb offenem Mund nach, tupfte mit seinem Seidentaschentuch die albinoweiße Stirn, grinste verlegen, sah sich nach allen Seiten um und stand, als sein Blick nirgendwo Gegenliebe fand, langsam und verekelt auf. An der Tür verhandelte er noch eine Viertelstunde lang erregt mit einem Kellner.

„Sie sind ein Prachtmensch,“ sagte der Dicke, „ein Prachtmensch, Herr Bergmann. Den Jüngling müßte man sich ausstopfen lassen. Wenn er Ihnen morgen 'ne kleine Forderung schickt, so nehmen Sie mich als Sekundanten. Verstanden?“

Thormann war glücklich. Sein letzter Argwohn schwand: Außer zwei, drei Herren am unteren Ende des Tisches wußte hier keiner von seinem Millionensegen. Die Rechnung war hoch geworden, und er merkte, daß der dicke Bürgermeister ängstlich rechnete. Er schlug ihn vertraulich auf die Schulter: „Nun werde ich auch allmählich vergnügt. Wissen Sie, ich habe heut unvermutet einhundertfünfzig Mark gekriegt. Gerade heute. Wollen wir das Geld verjuxen, da wir heut so schön beisammen sind ...?“

„Angenommen, angenommen,“ schrie der Dicke dankbar. „Ich sage ja, Sie sind eine Seele, Herr Bergmann. Hast Du's gehört, Paulchen? Der Held spendiert heute alles.“

Paulchen feixte.

„Aber wir gehn noch wo anders hin. Was meinen Sie, wir brechen gleich auf ...“ Der Bürgermeister war begeistert von dem Plan. „Aber wir müssen unser frommes Paulchen mitnehmen.“ Auch das ward akzeptiert.

„Wer ist das Paulchen eigentlich?“ fragte Thormann leise. Das Paulchen gefiel ihm nicht. — Doch der Dicke beruhigte ihn: das Affengesicht sei Assessor am Amts-

gericht, ein ganz harmloser Junge. — Sie verabschiedeten sich schnell; die andern Herren protestierten; man müsse heute zusammen bleiben. Die Damen waren böse und begannen zu krakehlen. Doch Thormann blieb energisch. Er habe die ganze Zeit auf Kohlen gesessen, sagte er zu dem Dicken. Er sei nervös und sehe Gespenster. — Der Dicke gefiel ihm: derb, aber ehrlich. Das mochte er leiden.

Draußen schickte er das Automobil nach Hause.

Wenn man im Norden Berlins bummeln wollte, störte das Automobil nur.

Nun gingen sie über die Friedrichstraße, in der Mitte der Dicke, zwei Köpfe größer als die beiden andern, den Filzhut tief im Nacken, den Mantel offen. Er stampfte gerade aus, die Passanten mußten zur Seite weichen. Links taumelte das Paulchen, hilflos und ergeben, rechts ging Thormann, den Mantelkragen hochgeschlagen, den Hut in der Stirne, ein wenig in Sorge um die Ungewißheit der kommenden Stunden. Paulchen verlangte, daß man zunächst in das Café Steuer ginge; das sei seine alte Feuerstätte. „Also los," sagte der Dicke. Es war ganz selbstverständlich, daß er jetzt zu bestimmen hatte.

Es war ein Uhr nachts, und das Café [redacted] ziemlich leer, als sie eintraten. Derselbe [redacted] stand hinter der Tonbank, es schien ihnen, daß [redacted] die Weibsbilder, die geschminkt und widerwärtig an den Tischen herumsaßen, hier schon vor zehn Jahren gesessen hatten. Am Tische links vom Eingang hockte auf zwei Stühlen eine dicke, alte Person, stumpfsinnig und furchterregend wie ein chinesischer Götze; sie hatte ihre beiden Krücken an den Nebenstuhl gelehnt. Auch diese Figur kannten sie alle drei. Sie löffelten an ihrer Hühnerbouillon, und das Paulchen schnitt Grimassen und wurde wehmütig.

„Ich hatte damals ein Mädel, das ich nicht los werden konnte. Ich war im siebenten Semester und schrieb nach Haus, daß ich das Mädel heiraten wolle. Der biedere Alte kam angesetzt, und es gab einen wilden Krach. Sie verkaufte Schokolade in der Jerusalemer Straße. Wenn wir Geld hatten, fuhren wir auf dem Wannsee, setzten uns in ein Boot und sangen. Am Sonntag gingen wir zum Tanz nach Halensee oder nach Westend. Im Winter saßen wir des Abends im Franziskaner bei einem Glas Bier, und nachher gingen wir hierher ins Café Steuer. Wir waren so glücklich. Das Mädel war bescheiden, fleißig und lustig. Hier im Café Steuer saß damals ein Zitherspieler, der spielte ‚Spinn, spinn, Mägdelein', ‚Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen,' und ‚Die Rasenbank am Elterngrab'. Dann begann sie regelmäßig zu weinen und dachte an die Trennung. Doch sie wollte durchaus jeden Abend hierher. Ich habe dem Mädel viel Gutes zu danken. Ohne sie hätte ich nie ein Examen gemacht. Ein liebes, gutes Mädel. Ich denke immer mit Angst und Freude daran, daß ich sie hier eines Tages mal wieder sehe. Ich weiß ganz genau, die Sache fängt wieder genau wie damals von vorne an, ob sie auch inzwischen nicht mehr so hübsch und jung sein mag wie damals. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das alles so erzähle. Mir ist so, als ob mich hier jeder Stuhl und jeder Tisch wieder erkennt und betrübt anschaut. Wir wollen nachher noch ein Glas auf das Mädel trinken."

Er hatte ohne abzusetzen mit leiernder Stimme das alles erzählt. Nun senkte er den Kopf und brütete.

Alte Feuerstätten. Der Dicke und Thormann rechneten nach, daß sie zur gleichen Zeit in Berlin studiert hatten. Sie hatten sich natürlich nie gesehn, aber sie hatten doch die gleichen Erinnerungen, hatten beim gleichen Repetitor gesessen, hatten Dutzend gemeinschaftliche Bekannte.

„Und besinnen Sie sich noch auf die schwarze Meta, die Kellnerin im Cafe New York, die das Modell zu der Bettlerin von Pont des Arts gewesen sein soll, und die dann einen Schneidermeister heiratete, und wie wir einen Sammelbogen für ein Hochzeitsgeschenk im Café New York an alle Leute vom S. C. herumgehn ließen?"

Ja, Thormann entsann sich, er hatte auch seinen Taler gegeben.

„Und besinnen Sie sich noch —" so ging es weiter fort. Man brach auf, denn der Dicke wollte nach dem Café Kronprinz. Draußen faßte er Thormann unter und sagte: „Herr Bergmann, Sie sind ein guter Mensch. Es ist ganz gewiß wahr,

Sie sind ein guter Mensch.“ Das Paulchen taumelte an der Seite, ganz gefangen von seinen Erinnerungen.

Alte Feuerstätten. Der dicke Bürgermeister Breeseberg stieß einen Juchzer aus, als er in das Lokal trat. Die Gäste sahen erstaunt auf und lachten. Die weißhaarige Wirtin watschelte hinter der Tonbank vor, riß die Augen auf, starrte den Dicken an und umfing ihn dann mit beiden Armen: „Molly ... mein dicker Molly ... Mann, komm schnell, der dicke Molly ist wieder im Land ...“ Der Dicke erzählte nicht ohne Stolz und Selbstgefälligkeit, daß er nun Bürgermeister sei ... Ja, ja, das hätte die Frau Schuster wohl nicht geahnt... Frau Schuster mußte sich zu ihnen an den Tisch setzen, an den Tisch hinten in der Ecke, der im Halbdunkeln lag. Nun erzählte der Dicke von seinem Freunde, dem Schmidtchen; Frau Schuster schlug die Hände zusammen: „Himmel ... unser Schmidtchen, ... unser gutes Schmidtchen ...“ Doch es war zu merken, daß sie nicht mehr viel Ahnung von dem guten Schmidtchen hatte. Der Dicke schlug mit der Hand auf den Tisch, machte eine feierliche Geste und sah Frau Schuster durchbohrend an: „Dies ist der Tisch, ... Frau Schuster, ... dies ist der Unglückstisch ...“ Frau Schuster mußte sich einen kleinen Augenblick besinnen. Sie hatte wohl viel andere Dinge in diesen Jahren erlebt.

Auf einmal begriff sie, nickte schmerzlich und stöhnte leise. Der Bürgermeister erzählte, daß an diesem Tisch eines Nachts aus unerklärlichen Gründen ein guter Freund von ihm sich erschossen habe, Mediziner, eine Seele von Mensch, ein anständiger guter Kerl, Franconiae-Tübingen. Die kleinsten Ereignisse jener Tage waren ihm im Gedächtnis geblieben. Er erzählte lebhaft die peinliche Geschichte, ohne zu merken, daß die beiden anderen nicht gern diese Einzelheiten hören wollten. Keine Schulden, keine Weibergeschichte, keine Angst vor dem Examen, keine Krankheit, kein Krach mit der Familie ... es sei eben einfach unerklärlich. „Und keinen Brief hatte er hinterlassen, keine einzige Zeile ... Verstehn Sie das?“

Frau Schuster machte ein schmerzliches Gesicht und wackelte mit dem Kopf. „Na, krank ist er doch wohl gewesen, Herr Breeseberg, ... das glaube ich nun doch ...“ Sie mußte an ihre Tonbank zurück, um Gäste zu bedienen. Der Bürgermeister hob sein Bierseidel und forderte die beiden anderen in feierlichem Flüsterton auf, ein stilles Glas auf den Verstorbenen zu trinken. Aus dem einen Glas wurden mehrere.

Alte Feuerstätten. Thormann fühlte sich ernüchtert, durch den Kneipendunst und die Rührseligkeiten aus seiner Laune gebracht. Er dachte nach, weshalb er mitgekommen war. Vielleicht weil ihn seit Beginn des Kommerses eine wunderliche Unruhe verfolgte, die er nicht wegscheuchen konnte. Eine Fernwirkung? Vielleicht war seiner Frau ein Unglück zugestoßen? Ach nein, Unsinn. Solche Fernwirkungen gab es nicht. — Weshalb war er mitgekommen? Dies Bummeln machte ihm wahrlich keinen Spaß. Vielleicht weil es eine Erholung war, einmal willenlos zu sein. Der dicke Mensch da drüben rührte ihn ein wenig. Das war so einer, der im Leben Schiffbruch gehabt und im letzten Augenblick noch einen kleinen Nothafen erreicht hatte. Wie kümmerlich war dies Gefühl, in solchem abscheulichen Kneipenleben früherer Tage eine frohe Erinnerung zu sehn. Jetzt dachten die beiden da drüben, auch er sei einmal ein verbummelter Student gewesen, er, Thormann, der Streber. Nun, mochten sie nur. Vielleicht waren ihre Erinnerungen wirklich schöner als die seinen. Er war immer nur Zuschauer gewesen, wenn andere vergnügt waren.

Er wollte nun nach Hause. Die Uhr ging auf drei, und er genierte sich vor seinem Hauspersonal, so spät nach Hause zu kommen. Doch der Dicke merkte die Absicht. Er fragte angstvoll, ob von dem Gelde noch etwas übrig sei. Nein? — Doch, es sei noch eine Menge da. Nun, das sei ja herrlich. Er klopfte Thormann gerührt auf den Oberschenkel. „Sie sind ein guter Mensch, Bergmann, ich weiß, daß Sie ein edler Mensch sind.“ „Woher wissen Sie das?“ Der Dicke war betrunken. Er redete allerhand durcheinander. Er habe eine Frau und zwei Kinder. Er habe aus Liebe geheiratet. Er griff in die Tasche und zeigte den beiden ein Gruppenbild seiner Frau und seiner Kinder: das Bild einer hageren vergrämten Frau und zweier

schmaler, engbrüstiger Jungen. „Ist sie nicht lieb? Sie heißt Käthe. Aber sie hat keinen Pfennig. Sie sind ein edler Mensch, Herr Bergmann. Ich sehe es Ihnen an, Sie haben auch aus Liebe geheiratet, wissen Sie, und solch ein Bewußtsein hält einen doch immer hoch, wenn's auch noch so dreckig geht. Es ist ja das Beste, das wir haben: daß wir uns nicht verkaufen, uns nicht verschachern ... Kellner, marsch, noch drei Glas Bier und einen Seelenwärmer ..."

Der Seelenwärmer war ein dunkelbrauner Magenschnaps von bitterem Geruch. Er goß den Schnaps hinunter und griff gleich nach seinem Glase: „Paulchen, komm stoß an, unsere verehrte Frau Bergmann soll leben ... sie lebe ..." Und er schrie dreimal grölend Hoch. Dann kam rasch der Katzenjammer: er begann zu klagen über kleines Einkommen und große Ausgaben; er müsse immer noch an der Wohnungseinrichtung zahlen, er habe eine Lebensversicherung auf dem Halse, die Frau hätte im vorigen Jahre in ein Bad gemußt ... Ja, und er wisse überhaupt nicht, wie das werden solle. Ob Herr Bergmann sich auch so quälen müsse? Thormann sagte verlegen: nein, ihm ginge es leidlich, und er fragte schnell das Paulchen, ob er verheiratet wär. Das Paulchen schüttelte wehmütig sein vergrämtes Affengesicht. Nein, dazu lange es vorläufig nicht. Aber er wolle gern gestehn: Verlobt sei er, verlobt mit der Tochter seines alten Amtsgerichtsrats vom ersten Amtsgericht. In einem Jahr könne er Amtsrichter sein, dann wolle er heiraten. Das lange Verlobtsein sei auch so eine Sache.. Er schwieg bedrückt.

Der Dicke drängte zum Aufbruch. Als Thormann aufstand, merkte er, daß seine Glieder schwer und sein Kopf benommen waren. Er fühlte auch, daß er nicht mehr recht Herr über seine Gedanken war. Ein anständiger Mensch, dieser Bürgermeister, heiratet und quält sich und hat noch Ideale. Hat eine häßliche Frau und verkümmerte häßliche Kinder und ist doch ganz glücklich. Vielleicht hundertmal glücklicher als er.

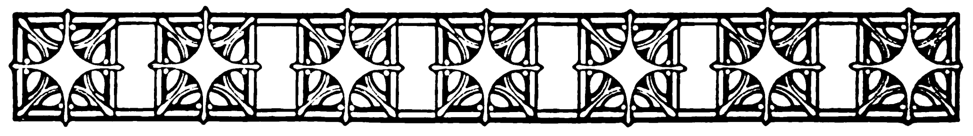
Hier machte es Freude, einmal ganz unaufgefordert zu helfen. Der Dicke sollte an seinen Illusionen nicht irre werden.

Als sie über die Straße gingen, faßte Thormann den torkelnden Bürgermeister unter und fragte ihn, ob er ihm mit etwas Geld beispringen dürfe. Er schätze ihn aufrichtig. Der Bürgermeister möge nur verzeihen, daß er gerade heraus frage. — Der Bürgermeister blieb ganz erschrocken stehn, stellte sich breitbeinig auf und stieß den Stock laut auf das Pflaster. Dann überkam ihn so etwas wie Rührung. Er murmelte vor sich hin, daß er dem Manne noch auf dem Sterbebett dankbar sein wolle, der ihm helfen könne. — Wieviel er denn brauche. Nun, siebenhundert Mark, damit wäre das Ärgste gedeckt. Thormann erwiderte leise, daß dies Geld doch wohl kaum genügen werde. Er brauche doch gewiß mehr. Der Dicke sah ihn argwöhnisch an: „Sie sind wohl Kapitalist?" Er faßte ihn an die Schulter, rüttelte ihn, als ob er eine wahre Antwort aus ihm herausschütteln wollte, und sagte pustend: „Also Tausend." Thormann nickte.

Auf einmal war seine Müdigkeit ganz vergessen.

Sie gingen in den Esterhazykeller. Thormann führte, die beiden anderen folgten willenlos. Nun standen sie unten in dem nicht ganz sauberen, durch viele rotbraune Gardinen abgeteilten halbdunklen Raum. Das Mädchen, das das Cimbal spielte, schwarzhaarig, nicht mehr jung, als Zigeunerin kostümiert, saß noch in seiner Ecke wie damals. Noch wie damals die ausgedienten Sofas in den Nischen, die buntkarierten Tischdecken, die halboffenen, mit Weinlaub bekränzten Nischen. Thormann fühlte, wie ihm das Herz klopfte, als er eintrat und um sich sah. Das war seine Feuerstätte. Er hatte die beiden anderen in eine Nische bugsiert, stellte sich an einen Nebentisch und schrieb mit Bleistift einen Scheck über fünfzehnhundert Mark. Dann faltete er das Papier zusammen und gab es dem Dicken. „Verlieren Sie den Zettel nicht."

(Schluß folgt.)



Die Schiffsgallionen von Skagen.

An der Felsenküste von Skagen,
An ragendem Dünenwall,
Zwei Meere zusammenschlagen
Mit donnerndem Wasserschwall.
Nordsturm heult über die Riffe,
Und wenn sein Wühlen ruht,
Treiben gestrandete Schiffe
Über entschlummernder Flut.

Im Gasthaus, drunten am Kooge,
Wer kennt ihn, den seltsamen Saal?
Was zu Lande spülte die Woge,
Umschließt er ohne Wahl.
Aus nahen und fernen Zonen,
Bis weit vom südlichsten Strand,
Schmücken bunte Gallionen
Gesunkner Schiffe die Wand.

Und heimlich flüstert die Sage,
Daß in heller Johannisnacht
Zu leiser, schmerzlicher Klage
Jedes starre Bildnis erwacht:
Wenn des Vollmondes Strahlen blenden
In silberschimmerndem Glanz,
Fassen sie sich an den Händen
Zu seltsamem Totentanz.
Da gleiten Engel und Elfen
In schleierzartem Gewand:
Sie konnten nicht schützen, nicht helfen —
Ihre Briggs zerschellten am Strand!
Flußgötter und Stadtpatrone
Starren dumpf vor sich hin —
Drüben, in goldner Krone,
Eine liebliche Königin ...

Und wie sie klagend schweben
Im flimmernden Vollmondschein,
Welch fremdes, seltsames Leben
Flutet zum Saal herein?
In dichten, lautlosen Scharen,
Die Kleider voll Tang und Schlick,
Frauen mit triefenden Haaren,
Männer mit gläsernem Blick —

Sie sind es, die Fahrer, die Toten,
Die das Meer von Skagen verschlang!
Johannisnacht hat sie entboten
Zu schaurigem Reigengang.
Sie sind es, die drunten wohnen
Im purpurdunklen Meer:
Ihre klagenden Schiffsgallionen
Riefen die Schlummernden her! ..

Die Sehnsucht nach ihren Lieben
Zog sie aus Schlamm und Schaum:
Was von der Heimat geblieben,
Suchen sie wie im Traum,
Bis dröhnend die erste Stunde
Vom Glockenturme bebt,
Und die seltsame Geisterrunde
Wie Rauch und Nebel verschwebt ...

Alice Freiin von Gaudy.



Der Widerspenstigen Zähmung.

Eine Studie über Kultur- und Theaterverhältnisse im Zeitalter Shakespeares.

Von Prof. Dr. Berthold Litzmann-Bonn.



Shakespeare ist der erste schöpferische Genius, der, obwohl durchaus Kind seiner Zeit, doch ein ausgesprochen moderner Mensch ist, ein Mensch, der die ganze Kultur des ausgehenden, von der Renaissance schon durchglühten Mittelalters in sich aufgenommen hat und dabei vom Wirbel bis zur Zehe erfüllt ist von den Anschauungen seiner Zeit.

Das ist eine Erfahrung, die jeder macht, der versucht, nicht nur über die historischen Voraussetzungen Shakespeares in der Geschichte des modernen Dramas überhaupt, sondern auch über die besonderen Ursachen der Wirkungen, die sein Werk auf uns ausübt, ins klare zu kommen.

Es ergibt sich daraus für den Historiker wie für den Psychologen als natürliche notwendige Folgeerscheinung, daß in den Werken Shakespeares die Tendenzen einer absterbenden und einer aufblühenden Kultur nicht nur als einander ablösend, sondern auch gelegentlich als im Kampf miteinander in die Erscheinung treten, und daß je nach der Entstehungszeit, oft auch je nach der Stoffwahl, das eine oder das andere Element in den Vordergrund tritt und die Oberhand behält. Dies zu beachten ist von Wert. Denn tritt man unter dieser Voraussetzung an die Dichtung Shakespeares heran, so löst sich verhältnismäßig leicht eine Reihe von Rätseln und erklärt sich eine Reihe von Widersprüchen, die dem Laien, der Shakespeare als eine zeitlose Verkörperung höchster dichterischer Schöpferkraft zu betrachten gewohnt ist, die unbefangene und völlige Hingabe oft so schwer machen; selbst in den Dramen, die durch die Größe des Entwurfs und die reine Menschlichkeit der Charaktere, die physiologische Notwendigkeit der Begebenheiten wie losgelöst von allen besonderen Voraussetzungen der Zeit und des Ortes ihrer Entstehung erscheinen, in „Hamlet", „Lear", „Romeo und Julia", „Othello". Und doch sind diese gelegentlichen Erinnerungen an den Hintergrund, oder richtiger an den Boden, in dem das Werk und die Persönlichkeit des Dichters wurzeln, wenn man sie richtig zu deuten gelernt hat, oft der eigentliche Schlüssel, wenn nicht zum Wesen der Dichtung, so doch zur Persönlichkeit des Dichters. Und aus dieser Erkenntnis, wie aus der Erkenntnis der Stellung des Dichters zu den Aufgaben seiner Zeit ergibt sich dann wieder oft eine überraschende Aufklärung nicht nur über die Bedeutung und die Absicht dieses oder jenes Wortes oder Auftrittes, sondern auch über die tieferen Ursachen, die die gestaltende Phantasie in bestimmten Formen richtunggebend beeinflußten und dadurch dem ganzen Werk den Charakter einer bestimmten Zeit aufprägten.

Ich nehme ein Beispiel. Wohl jeder kennt die Schauspielerszene im „Hamlet", aber ich glaube, nicht allen wird es zum Bewußtsein gekommen sein, daß hier in wenigen Worten Licht verbreitet ist über die geschichtlichen Voraussetzungen von Shakespeares schöpferischer Tätigkeit, daß wir hier unmittelbar eingeführt werden in die Kulturfragen und Kämpfe, aus denen Shakespeares Drama sich entwickelt.

Polonius: „Die Schauspieler sind hergekommen, gnädiger Herr —" (Hamlet unterbricht ihn: „Lirum, larum") — „die besten Schauspieler der Welt, sei es für Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoralkomödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, für unteilbare Handlung oder fortgehendes Gedicht. Seneca kann für sie nicht zu traurig, noch Plautus zu lustig sein. Für das Aufgeschriebene und für den Stegreif haben sie ihresgleichen nicht."

Und hierzu später Hamlets: „Ich hörte Dich einmal eine Rede vortragen — aber sie ist niemals aufgeführt, oder wenn es geschah, nicht mehr als einmal; denn ich erinnere mich, es gefiel dem großen Haufen nicht, es war Kaviar fürs Volk. Aber es war, wie ich es nahm und andere, deren Urteil in solchen Dingen den Rang über dem meinigen behauptete, ein vortreffliches Stück, in seinen Szenen wohlgeordnet und mit ebensoviel Bescheidenheit als Verstand abgefaßt. Ich entsinne mich, daß jemand sagte, es sei kein Salz und Pfeffer in den Zeilen, um den Sinn zu würzrn, und kein Sinn in dem Ausdruck, der an dem Verfasser Ziererei verraten könnte, sondern er nannte es eine schlichte Manier, so gesund als angenehm und ungleich mehr schön als geschmückt."

Und dann später in den Anweisungen (III, 2) die Schilderung des „handfesten, haarbuschigen Gesellen, der eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt, um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu donnern, die meistens von nichts wissen als verworrenen stummen Pantomimen und Lärm." ... „Ich bitte Euch, vermeidet das." Und auf die Antwort: „Ich hoffe, wir haben das bei uns so ziemlich abgestellt": „O stellt es ganz und gar ab. Und die bei Euch die Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht, denn es gibt ihrer,



Am Strande. Gemälde von Prof. Hans Looschen.
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

die selbst lachen, um einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgendein notwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist. Das ist schändlich und beweist einen jämmerlichen Ehrgeiz an dem Narren, der es tut."

Wenn wir annehmen, daß Hamlet 1601 geschrieben ist, so haben wir hier ein Bekenntnis des Dichters über Drama und Theater seiner Zeit, das, wenn wir dazu die Komödie in der Komödie, das Spiel von König, Königin und dem verbrecherischen Lucianus und die diesem vorangehende, den Gang des Schauspiels im Schauspiel darstellende Pantomime hinzunehmen, sich zu einem Bild der Shakespearebühne, der Theatertechnik der Zeit, erweitert. Freilich ein Bekenntnis in seiner Tragweite und seinen Beziehungen heute nur deutbar für den, der aus anderen Quellen die Zeit kennt, und ein Bild der Bühne, das ebenfalls nur eine andeutende Skizze gibt und, um zur Anschauung sich zu verdichten, der Erläuterung und Ausmalung bedarf. Beides aber steht in innigstem Zusammenhang miteinander.

Die Namen Plautus und Seneca als Typen für die Komödie und Tragödie, die Rede des Schauspielers vom rauhen Pyrrhus und den Tränen der Hekuba, beide als etwas Selbstverständliches und Geläufiges erwähnt, bringen uns zum Bewußtsein, daß das Publikum stofflich mit diesen Personen und ihren Schicksalen vollkommen vertraut sein muß; und der Mißerfolg des Dramas, dem die Rede entlehnt ist, liegt denn auch nicht in dem Thema, sondern in der Form und in der Sprache. Es ist Kaviar fürs Volk, weil es zu einfach und ohne Ziererei ist. Also die Gründlinge im Parterre, mit denen Shakespeare zu kämpfen hat, sind nicht die ungebildete Masse, die nur stoffhungrig ist, sondern sie gehören zu der schlimmeren Kategorie derer, „die schrecklich viel gelesen haben"; es sind Snobs, die mit einer angelesenen Bildung sich als Kenner gebärden. Sie haben durch die Schule und durch die zeitgenössische Dichtung gleicherweise eine gewisse Vertrautheit mit dem mythologischen Apparat der Antike, so daß sie weder dessen Vorstellung noch dessen Anwendungen als etwas Fremdes empfinden; sie kennen die Tatsachen und die Männer der griechischen und römischen Geschichte aus vielverbreiteten Übersetzungen, vor allem Plutarchs, und sie haben auch von Poeten und Ästhetikern ihrer Tage gelernt, mit Seneca und Plautus bestimmte Vorstellungen von dramatischer Kunstform zu verbinden; sie haben mit eigenen Augen gesehen und erfahren, wie Leute mit wirklich gelehrter Hochschulbildung in diesen antiken strengen Formen sich praktisch als Dramatiker und Schauspieler versuchen, und haben den Reiz der Neuheit stark empfunden. Aber, und das ist das Wesentliche, es hat sich infolgedessen nicht, wie anderwärts, z. B. in Deutschland und zum Teil auch in Frankreich, ein Gegensatz herausgebildet, zwischen diesen durch Gelehrte — Humanisten — vermittelten Renaissancestoffen und -formen und den aus mittelalterlicher christlicher Kultur herausgewachsenen und im Lauf der Jahrhunderte national und volkstümlich gewordenen Elementen und Formen. Sondern mit dem den Briten angeborenen starken Sinn für das Bodenständige sind von den gelehrten Wortführern wie von dem aufnehmenden Publikum die fremden Formen und Stoffe mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit mit den nationalen Stoffen und Formen zu einem neuen nationalen Kunstwerk verschmolzen worden. Von einigen Fanatikern abgesehen, hat diese Renaissancebewegung in England von vornherein einen so starken nationalen Einschlag erhalten, daß von einem Sieg des einen Elements über das andere nicht die Rede sein kann; jedenfalls nicht, wenn man die Dichtung der Zeit als Ganzes betrachtet. Hin und wieder allerdings spürt man wohl in einem Dichter selbst den Kampf, spürt, daß es ihm nicht gelungen ist, im Einzelfall die beiden Kulturschichten zu einem organischen Kunstwerk zu verschmelzen — auch bei Shakespeare! —, aber im großen und ganzen ist doch in England geglückt, was im übrigen Europa, jedenfalls im Norden, mißglückte. Vor allem sind die aus der Kultur des Mittelalters überkommenen Formen des Dramas — Moralitäten und Interludes — überraschend schnell in die neuen Formen hinübergeleitet. Ohne Schwierigkeit sind romantische nationale Stoffe in die Formen der aktmäßig gegliederten klassischen Tragödie gebettet, und umgekehrt antike Stoffe mit spielender Leichtigkeit in die loseren Formen des volkstümlichen Dramas verschlungen und verarbeitet worden.

Wie ungleich günstiger in England in dieser Beziehung die Verhältnisse lagen als in Deutschland, zeigt das Beispiel unseres Hans Sachs, dem dieser Verschmelzungsprozeß mißglückte, während gleichzeitig in England viel minderbegabte Leute ihn durchsetzten. Natürlich hing das zum Teil auch zusammen mit dem Gehalt und den Formen der mittelalterlichen nationalen Kultur Englands, die namentlich in der Form des Dramas viel reicher und viel kunstvoller entwickelt und auch, in allen Kreisen des Volkes gleich wurzelhaft und verbreitet, einen viel günstigeren Nährboden für die Aufnahme subtilerer künstlerischer Stoffe und Formen bot.

Vor allen Dingen war hier das Publikum aller Kreise seit Jahrhunderten daran gewöhnt, durch die Moralitäten, d. h. durch das aus Kirche und Schule herausgewachsene, von Kirche und Schule gepflegte Drama, im Schauspiel nicht nur zu schauen und zu hören, sondern auch zu sinnen. Durch den dem alten Drama — den Moralitäten — eigentümlichen Apparat der personifizierten Abstraktionen, die überreiche Anwendung von Allegorien war eine Fein-

fühligkeit für allegorische Anspielungen und Abstraktionen in einer Weise verbreitet, die Dichtern, die über mehr Rhetorik als dramatische Kraft verfügten, geradezu zum Verderben werden konnte, weil das Publikum nur zu geneigt war, die Schale für den Kern zu nehmen und in diesen geistreichen Spielereien die höchste Blüte der Dichtkunst zu bewundern. Wie sehr das von den wahren Dramatikern als schwerer Schaden empfunden und gerügt wurde, haben wir von Shakespeare selbst gehört.

Also halten wir fest: das Publikum, für das Shakespeare schreibt und in dessen Anschauungen er, als Kind seiner Zeit, bis zu einem gewissen Grade selbst wurzelt, stellt eine eigentümliche Mischung von mittelalterlich-christlicher, nationaler und eindringender Renaissancekultur dar. Es verfügt über eine gewisse allgemeine, in den Vorstellungen, Formen und Gestalten des Altertums wurzelnde Bildung und zugleich über eine gewisse geistige Schulung, die es befähigt, auch abstrakten Gedankengängen verhältnismäßig schnell zu folgen und sie als künstlerische Reize zu empfinden. Zugleich macht diese intellektuelle Schulung sie von vornherein völlig anspruchslos hinsichtlich des sinnlichen Bühnenbildes. Sie sind gewohnt, ihre Phantasie arbeiten zu lassen, sobald sie im Theater sitzen; so wie in den alten Moralitäten ein Wort genügt, um hinter einem abstrakten Gedanken eine leibhaftige Person zu sehen, so genügt die lebhafte Vorstellung der auftretenden Personen und ihrer Beweggründe und Taten, wie sie Auge und Ohr aufnehmen, um je nachdem den schlichten Bretterbau der Bühne in Feengärten, Schlachtfeld, Königssaal und Kerker zu verwandeln. Sie sehen das alles mit ihres Geistes Aug' und bedürfen der Unterstützung der Illusion durch dekorative Hilfsmittel nicht.

Über die sogenannte Shakespearebühne selbst ausführlich zu berichten, würde in diesem Rahmen zu weit führen. Ich möchte mich hier nur auf einige kurze Andeutungen beschränken.

Nach allem, was wir hören und wissen, ist für die Bühne zu Shakespeares Zeit nicht ein in allen Einzelheiten übereinstimmender Normaltypus anzunehmen; je nach dem Ort, je nach dem Wohlstand des Unternehmers, je nach der Prachtliebe der großen Herren, die auf ihrem Grund und Boden einen Schauplatz sich bauen, muß sich — sowohl nach den Abbildungen wie nach den Bühnenanweisungen zu schließen — in dieser Hinsicht ein ziemlich weiter Spielraum ergeben. Der Ur- und Normaltypus ist aber zweifellos so: ein ungefähr quadratisches Bretterpodium nach drei Seiten völlig offen, mitten in den Raum hinein gebaut, der zum Schauspiel dienen soll, in einen Saal, in einen Hof — die Zuschauer rund herum!, also an drei Seiten.*) Die Hinterwand, die vierte Seite, ist in der Regel angelehnt an eine Galerie; sie bildet den Abschluß einer auf der großen Bühne aufgebauten kleinen Bühne, die im Gegensatz zu der ersten nach den beiden Seiten und im Hintergrund durch Teppiche abgeschlossen und an der vierten vorderen Seite durch einen Vorhang zeitweilig den Blicken der Zuschauer entzogen werden kann; auf ihr baut sich eine Art Balkon auf, oft auch durch die Galerie der Hinterwand gebildet. Diese Hinterbühne hat offenbar auf den verschiedenen Theatern sehr variiert, hat bald fast die ganze Breite eingenommen, bald sich nur wie ein zierlicher Pavillon im Hintergrund erhoben, und je nach den Größenverhältnissen haben auf dieser Hinterbühne event. noch besonders bevorzugte Zuschauer Plätze gefunden — an beiden Seiten. Bei kleinen Bühnen war das natürlich ausgeschlossen.

Das Spiel der Schauspieler bewegt sich auf der nach drei Seiten offenen Vorderbühne. Die Hinterbühne tritt nur dann in Funktion, wenn eine äußere Gliederung des Schauplatzes sich als notwendig erweist: sie bildet das Innere des Hauses, eines Kerkers, eines Mausoleums, mitunter auch das Innere einer belagerten Stadt. Der sie krönende Balkon wird zur Zinne einer solchen Stadt, von der aus die Verteidiger mit den Angreifern verhandeln; er wird zum Balkon Julias, den Romeo erklettert; auf ihm waltet wohl auch der Henker seines Amtes; von ihm aus spricht Brabantio in der ersten Szene zum Othello mit Rodrigo. Wird die Hinterbühne nicht benutzt, so ist sie durch den Vorhang geschlossen, die vordere Bühne aber bleibt stets offen und muß also zum Akt- bzw. Szenenschluß geräumt werden. Ganz dekorationslos ist die Bühne nicht, auch hier werden die Mittel des Veranstalters die Grenzen je nachdem verengert oder erweitert haben. Für den Urtypus aber muß man sich diese Dekorationen so bescheiden als möglich vorstellen: als einen bescheidenen Vorrat von Versatzstücken, Felsen, Bäumen, Lauben und dergl., die genügen, dem Publikum die Vorstellung eines Waldes, eines Gartens, eines Schlachtfeldes, eines Saales zu suggerieren. Unsere moderne, eingebaute Bühne, mit Hintergrund und perspektivischen Kulissen ist erst im Laufe des XVII. Jahrhunderts mit der italienischen Oper im übrigen Europa eingebürgert worden.

Und die Schauspieler auf dieser Bühne? Shakespeare fand bereits einen Schauspielerstand mit künstlerischen Traditionen vor, auch mit Unarten. Wir hörten, wie er sich über die Kraftmeier entrüstet, die den

*) Doch ist diese Konstruktion noch Gegenstand mancher Kontroverse; sowohl gegen die „drei Seiten" wie gegen den Seitenabschluß der Hinterbühne werden gewichtige Gründe ins Feld geführt, mit denen ich mich aber an dieser Stelle nicht auseinandersetzen kann.

Tyrannen übertyrannen, über Leute, „die gelinde zu sprechen weder den Ton noch den Gang von Christen oder Heiden oder Menschen hatten und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgendein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht und sie wären ihm nicht geraten, so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach“. Aus seinen Worten hören wir aber auch, daß dies ein absterbender Typus ist. — „Ich hoffe wir haben das bei uns so ziemlich abgestellt.“ — Es hat sich also in seiner Zeit ein neuer Stil, eine neue Tradition entwickelt, die auf sein Beispiel und auf die Aufgaben, die er den Künstlern stellt, zweifellos zurückgeht.

„Die unter Euch den Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht,“ sagt Hamlet. Aus diesen und den folgenden Worten über die Übergriffe des Narren, des Clown, spricht eine persönliche Gereiztheit, die darauf schließen läßt, daß der Dichter Shakespeare persönlich noch empfindlich unter den Unarten dieser mit dem volkstümlichen Drama ernster und heiterer Gattung innig verschmolzenen und aus ihm in das neue Kunstdrama übernommenen Gestalt gelitten hat. Der Narr hat eben nicht nur ein altes Heimatrecht auf der englischen mittelalterlichen Bühne, sondern auch alte Privilegien, deren vornehmstes das unbeschränkte Recht war, in jedem Augenblick in dem Gang der Handlung außerhalb der Tagesordnung das Wort zu ergreifen; bald die Haupthandlung parodierend, bald ohne Rücksicht auf den übrigen Zusammenhang in einer selbständigen Zwischenhandlung sich eine Komödie in der Komödie zu gestalten. Sein Lebenselement war also das Stegreifspiel, und je mehr mit einer Verinnerlichung der tragischen Konflikte, mit einer Verfeinerung des künstlerischen Formensinns die willkürliche Durchbrechung der einheitlichen Handlung oder einer Stimmung als Mißton empfunden wurde, desto stärker mußte auf diesem Boden ein Beharren des Narren bei seiner alten unbegrenzten Freiheit als Kunstfrevel gerügt und bekämpft werden. Um so mehr, da das englische Drama, auch in diesem Punkt den konservativen und nationalen Zug wahrend, den Narren keineswegs ausschaltete, ihm vielmehr bewußt und planmäßig mit der neuen Kunstform und dem neuen Gehalt in Einklang zu bringen bestrebt war. Auch in der Tragödie sollte das altvertraute Schellengeläut des Narren nicht verstummen, wohl aber sich abstimmen zu dem Grundakkord des Ganzen; und diese Abstimmung konnte nun eben nicht mehr dem Takt und der Laune des Schauspielers überlassen bleiben, sondern die freie Laune und der spielende Humor des Narren mußte sich ebenso dem schöpferisch gestaltenden Willen des Dichters fügen, wie der Pulsschlag und der Ausdruck der Leidenschaften, die er umspielt.

Wenn ich nun zur Veranschaulichung des Ebengesagten die Komödie von „Der Widerspenstigen Zähmung“ als Beispiel heranziehe und zugleich versuche, sie dem künstlerischen Verständnis der heutigen Generation nahezubringen, so glaube ich mein Ziel am besten dadurch zu erreichen, wenn ich mich nicht auf ästhetische Analysen einlasse. Ich möchte vielmehr auch hier versuchen, aus den allgemeinen und besonderen Daseinsbedingungen der Shakespeareschen Komödie ein Verständnis für die inneren und äußeren Voraussetzungen dieses Lustspiels zu erschließen; also versuchen, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die gerade bei der Shakespeareschen Komödie häufig dem Laien den unmittelbaren Genuß, wenn nicht verwehren, so doch erschweren.

Wenn wir Shakespeare als Komödiendichter richtig würdigen und verstehn wollen, ist vor allem zweierlei im Auge zu behalten: Während er auf dem Gebiet des Dramas im engeren Sinne als unmittelbarer Fortsetzer seiner Vorgänger und älteren Zeitgenossen, der Green und Marlow, um nicht noch weiter zurückzugehn, erscheint, indem er die Formen, die sie geschaffen, erweitert, ausbaut und dann mit seinem Genius erfüllt, ist er auf dem Gebiet der Komödie nahezu absoluter Neuschöpfer.

Es finden sich zwar vor ihm schon — seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts — Ansätze zu einer englischen nationalen Komödie, die, ähnlich wie das ernste Drama, volkstümliche Stoffe in klassizistischer Form — als Vorbild dient Plautus — mit Erfolg zu gestalten suchte. Aber wenn sie auch nicht ohne Nachahmer blieb und Shakespeare selbst gelegentlich (in der „Komödie der Irrungen“) diesen Pfad beschritten hat, so wurzelt in ihr doch nicht die Komödie, die mit Shakespeare ihre Anfang nimmt. Auch ein anderer Anregungskeim, der unter den Daseinsbedingungen der Shakespeareschen Komödie genannt zu werden pflegt, ist, wenngleich von größerer, doch auch von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Es gab vor Shakespeare schon einen Komödientypus — ihr Vertreter ist Shakespeares älterer Zeitgenosse Lyly —, in dem eine eigentümliche Verschmelzung klassizistischer Formen und Stoffe mit dem allegorischen Apparat der alten Moralitäten resp. ihrer heiteren Genossin, den Interludes, versucht wurde; also eine Komödie, die — im Gegensatz zu der derbhumoristisch realistischen Form, wie sie der gelehrte Schulmann Udall 1550 mit seiner Komödie „Roister Doister“ (englische Sitten und Anschauungen im Rahmen der Plautinischen Komödie) eingeführt hatte — das phantastisch-dialektische Spiel mit geistvollen Gleichnissen, Allegorien und Witzen als Eigentümlichkeit pflegte.

Wenn wir aber damit Shakespeares Komödie vergleichen, so sehen wir doch, daß er zwar dieselben Elemente verwertet hat, aber eben als Elemente, daß er aus ihnen sich selbständig seinen Komödientypus in einem an eigener Flamme genährten Verschmel-

zungsprozeß ausgeschmolzen hat. Was er vor allem aus Eigenstem hinzufügte, waren einmal die Erschließung eines ganz neuen Stoffgebietes — der italienischen Novellensammlungen, wie sie seit der Mitte der sechziger Jahre des XVI. Jahrhunderts in Übersetzungen verbreitet waren — und dann vor allem die überragende Persönlichkeit, die auch, wo er auf bereits vor ihm von andern behandelte Stoffe zurückgriff, mit einer ebenso starken wie zarten Hand die poetisch und speziell dramatisch fruchtbaren Motive herauszuarbeiten und zu entfalten verstanden hat.

Das Hauptgeheimnis aber ist doch nicht in diesen mehr oder minder technischen Voraussetzungen seiner Komödie gegeben, sondern in dem Weltbild, das das Auge des Poeten in seiner Schöpfung widerspiegelt. Hier kommt ein typischer und ein individueller Zug in Betracht. Typisch ist — was sich schon in der Stoffwahl verrät — die Erweiterung des Stoffgebiets: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben", die Loslösung der künstlerischen Arbeit von nicht in dem Kunstwerk selbst liegenden Zwecken, also die Ausscheidung der, wie für das ganze Drama des Mittelalters, so auch für die Komödie des Mittelalters maß- und ausschlaggebenden kirchlichen und moralisch-pädagogischen Rücksichten. Das mittelalterliche Drama hatte im Dienst der Kirche und Schule gestanden; das aus Renaissance- und alten volkstümlichen Motiven und Formen herauswachsende neue Drama weiß davon nichts mehr, und die moralische pädagogische Tendenz ist bei ihr zwar ein immanenter Bestandteil, aber ein Element, das mit dem eigentlichen Zweck und Reiz des Spieles nichts zu tun hat. So verschwinden von selbst die früher so beliebten moralischen Allegorien als Träger der Handlung aus der Komödie, es verschwinden die Personifikationen von Tugenden und Lastern, die auch in komischer Maske doch nie die ernste Lehr- und Nutzanwendung, die sie bergen, verleugnen; es treten an ihre Stelle komische Menschen und komische Situationen, in bunter Verschlingung und scharfen Kontrasten, die im Zuschauer das reine Lustgefühl der Erheiterung erwecken; mag er hinterher die Geschehnisse überdenkend sich daraus eine Lehre für seine eigene Lebensweisheit ziehen oder nicht. Dem Dramatiker ist jetzt jeder Stoff recht, der durch seine künstlerischen Eigenschaften die Gewähr bietet, eine solche Wirkung zu erzielen. Das ist das Typische der neuen Komödie im Zeitalter Shakespeares. Ihm ist auf der Höhe seines Lebens, ehe die tiefen Schatten persönlichen Leids ihm den Blick verdüstern, das Leben selbst ein Schauspiel zum Weinen und zum Lachen, ein Gaukelspiel von Ernst und Scherz, von Torheit und Weisheit, das in seinen charakteristischen Erscheinungsformen aufzufassen und künstlerisch zu gestalten ihm Selbstzweck ist. Aus dieser Perspektive sind vor allem die Menschen und ihre Taten im „Sommernachtstraum", im „Kaufmann von Venedig", in der Falstaffkomödie, in „Heinrich IV.", in „Viel Lärm um Nichts", in „Was Ihr wollt", in „Wie es Euch gefällt", „Ende gut Alles gut", gesehen und gestaltet. Der große Humorist hat das Wort, der alles weiß und fühlt und sieht, was des Menschen Brust in Liebe und Haß und Irrtum und Wahrheit erregt und quält und narrt, und der, über den Dingen stehend, aus den Bildern, die seine Seele vom Menschen in sich aufgenommen, ein Bild nach dem andern gestaltet, stark und treu und kräftig, aber frei von Parteinahme; bald im höchsten Übermut froher Laune, die Konturen zur Karikatur verschärfend, bald derbstes realistisches Lebensbehagen in Traumschleier des Märchens einspinnend, bald scharf und grell in Feiertagslaune mit Spiel und Tanz und Schellenklang schrilles Wehgeschrei der Gehöhnten und Betrogenen hineingellend.

Aus solcher Stimmung und solcher Perspektive ist auch die Komödie von der „Bezähmten Widerspenstigen" erwachsen und gesehen. Und wer ihren eigentümlichen Reiz, die individuelle Färbung der Seele des Stückes genießen will, der muß daher etwas von dieser Stimmung mitbringen, eine Feiertagslaune, fröhliche Augen und offenen Sinn, muß bereit sein ohne Zaudern und Mäkeln der Laune des Dichters auf den Zickzackwegen seiner fabulierenden Phantasie zu folgen. Es ist, als riefe der Dichter uns zu: „Wenn Ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist dann dran? Das Leben spielt mit uns, also spielen wir mit dem Leben." Das ist die allgemeine Gemütseinstellung, die diese Komödie zur Voraussetzung hat. Für den aber, den die besonderen Voraussetzungen der hier gegebenen dramatischen Handlung und ihre künstlerische Einkleidung und Gestaltung interessieren und zu Fragen reizen, sei noch folgendes hinzugefügt.

Zunächst was die äußere Form anlangt: es gibt kaum ein Drama Shakespeares, das so lebendig die Technik der Shakespearebühne veranschaulicht, uns so auf den Standpunkt des Publikums um 1600 einstellt, wie das unsrige, und das doch gerade deswegen in einigen Voraussetzungen der Erklärung bedarf. Wir haben eigentlich zwei Komödien: die Komödie vom „betrunkenen Kesselflicker", und in dieser eingeschlossen das Hauptstück, die Komödie von der „spröden Katharina". Die Rahmenkomödie versetzt uns mitten in das merry old England: ungebändigte Lebensfreude bis zur Roheit — Schlau —, gesteigerte Lebensfreudigkeit und Kultur, die heiter überlegen mit den Erscheinungsformen dieser feuchtfröhlichen niedern Menschennatur ihr Spiel treibt — der Lord und die Seinen —. Noch ist hier dies Spiel verhältnismäßig harmlos, und in den Spaß, der mit dem armen Schlucker getrieben wird, mischt sich noch ein gewisses Wohlwollen, die Fopperei hat kaum einen leisen Hauch von Frivolität. Aber

wir spüren schon, daß es nur einer kleinen Verschiebung bedarf, um diese behagliche Komödie zwischen dem Landedelmann und Bauer in eine bittere Tragikomödie hinüberzuspielen zwischen Junker und Pöbel.

Das Hauptstück aber, die eigentliche Komödie in der Komödie, die der Lord, wie einer der großen Zeitgenossen des Dichters, auf der Bühne seines Schlosses durch seine Hauskomödianten aufführen läßt — diese eigentliche Komödie ist ein konzentriertes Spiegelbild fremder Kultur, fremder Farben und Sitten und auch zur Anschauung gebracht in Formen, in einem Stil, die ihren Ursprung — schöne Fremde — nicht verleugnen können; allerdings einer Fremde, die eben diesem Zeitalter als Erhöher und Verfeinerer der Daseinsfreudigkeit in die nordische Kultur hinzuwächst. Eine Renaissancekomödie ist es, die nicht nur die Heimatzüge ihres natürlichen Bodens Italien, sondern auch ihrer historischen Voraussetzungen der antiken Komödie des Plautus mit ihren Vertauschungen und Verwirrungen trägt. Merry old England, wie es durch Schlau verkörpert wird, kann das nicht verstehen, aber merry old England, der Lord und seine Komödianten, sind mit Leib und Seele dabei, und sie sind die, die Gewalt haben und wenn auch nicht den Kesselflicker, so doch alles, was unter ihren Zeitgenossen fröhlich und klug ins Leben schaut, zu sich herüber-, zu sich heraufziehen.

Es handelt sich hier natürlich nicht um ethische, sondern um ästhetische Werte. Ja, wenn man versuchen wollte — wie das z. B. Bulthaupt alles Ernstes getan — Petruchio und sein Käthchen auf ihren moralischen Befähigungsnachweis hin zu prüfen, das Ergebnis würde für den Menschenfreund betrübend sein. Nein, Petruchio ist kein ehrenwerter Mann, und auch die andern sind, bei Lichte besehen, jedenfalls nur mit Einschränkung alle ehrenwert. Es ist ein Spiel des Temperaments, eine Kraftprobe des Witzes, der Laune, der Erfindungskunst, bei der alle in der Komödie Beteiligten ihre intellektuellen und ihre animalischen Hilfsmittel einsetzen, in der die Klügsten und Witzigsten Sieger bleiben, und in der die beiden stärksten Temperamente und ihr Ringen miteinander den Mittel- und Höhepunkt abgeben.

Nur einer versucht eine Moral daraus zu ziehen, der gehört aber nicht eigentlich in die Komödie hinein. Es ist der Kesselflicker, der nach Beendigung des Spieles wieder in sein Wirtshaus zurückgetragen wird, aus seinem Schlaf erwachend, das Geschaute für einen Traum hält, daraus die Lehre zieht, wie man ein böses Weib bändigen muß, und sich auf den Weg macht, sein eigenes zänkisches Weib in diese Schule zu nehmen, aller Wahrscheinlichkeit nach mit negativem Erfolg.

Man wird einwenden: Davon steht ja bei Shakespeare nichts. Und ich gebe zu: Mit Recht. Insofern war auch mein Ausdruck vorhin, wenn ich die Komödie vom „betrunkenen Kesselflicker" als Rahmenkomödie bezeichnete, streng genommen nicht ganz zutreffend. Aber jeder Leser und Hörer wird es sicher als merkwürdig empfinden, daß sie bei Shakespeare keine Rahmenkomödie ist, daß sie nur eine Einleitung bildet, an die durch eine kurze Unterbrechung nach der ersten Szene des ersten Aktes nur noch einmal erinnert wird, die dann aber mit ihrem Träger spurlos verschwindet.

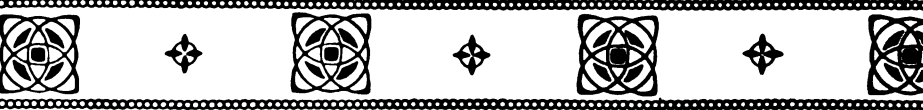
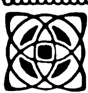
Das bringt mich auf die persönliche Entstehungsgeschichte des Dramas, die eine der merkwürdigsten und zugleich für Shakespeare und seine Zeit höchst charakteristisch ist. Weder der Stoff noch seine dramatische Gestaltung sind Shakespeares Eigentum. Die „Bezähmung der Widerspenstigen" ist vielmehr nur die Bearbeitung eines älteren, vielleicht aus der Feder Christoph Marlowes stammenden Dramas, das nicht nur die Geschichte des Petruchio und der Katharina, sondern auch die Farce von Sly, dem „betrunkenen Kesselflicker", und zwar hier als wirkliche Rahmenkomödie, also mit jenem Schluß, den ich eben erzählte, enthält. Was Shakespeare veranlaßt hat, bei seiner Bearbeitung diesen Schluß weg- und also die Kesselflickerkomödie im Sande verlaufen zu lassen, ist nicht recht ersichtlich. Möglicherweise war zum Abschluß nur eine pantomimische Szene, das Erwachen des Kesselflickers, der über der Komödie eingeschlafen, und seine Rückkehr in den vorigen Stand darstellend, vorgesehen. Jedenfalls sollte nach der Technik der älteren Fassung der Komödie das Kesselflickerspiel, dessen Fabel zu den ältesten und verbreitetsten Stoffen der mittelalterlichen Schwankerzählungen gehörte, mit dem Thema und der Idee der Hauptkomödie eine Einheit darstellen, der Ring sich mit dem Schlußgedanken Slys: ich nehme mir ein Exempel daran, schließen. Bei Shakespeare ist es jetzt nur ein Eingangsakkord, ohne inneren Zusammenhang mit der Haupthandlung, als den der Lebensperspektive und der Stimmung. Wie haben wir uns nun bühnentechnisch die Sache vorzustellen? Die Ansichten gehen darin ziemlich auseinander. Ich möchte folgendes annehmen: Das ganze Vorspiel spielt sich auf der breiten Vorderbühne ab, nicht nur die ersten Szenen, sondern auch das Erwachen Schlaus, und es wird ihm und seiner Umgebung Raum, dann auf dieser Vorderbühne selbst auch der Zuschauerplatz geschaffen, von dem aus er die Komödie der „Widerspenstigen Zähmung" anschaut, eventuell auf den Plätzen für bevorzugte Zuschauer, an die ja auf der Bühne das Publikum gewöhnt war. Die Idee, daß er schlafend auf die Hinterbühne gebracht und dann von ihr oder dem sie krönenden Balkon aus zuschaut, ist deshalb nicht diskutabel, weil diese Hinterbühne im Hauptstück selbst eine wichtige Rolle spielt; vor ihr, auf ihr spielen sich z. B. im vierten Akt die Szenen vor

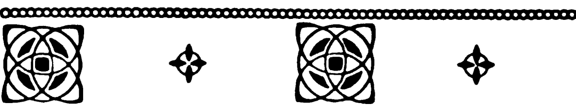
Baptistas und im fünften vor Lucentios Hause ab.

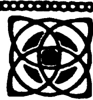
Auf einen Vergleich der älteren vorshakespearischen Fassung der Kesselflickerkomödie mit der Shakespeareschen möchte ich als für unsern nächsten Zweck unwesentlich verzichten. Nur das ist zu betonen, wie — trotz Bulthaupt — bei einer Vergleichung die spielende Leichtigkeit und innere Freiheit des Bearbeiters einem aus zahllosen Feinheiten entgegenblitzt. Wohl aber gilt es noch einen Blick auf die Haupthandlung zu werfen. Hier haben wir nicht nur den alten Prozeß einer Verfeinerung und innerlichen Durchleuchtung des dramatischen Gefüges, wie es die ältere Bearbeitung schon bot, sondern hier haben wir auch noch den interessanten Verschmelzungsprozeß des Novellenstoffes von der Bezähmung der Widerspenstigen mit dem Stoff einer der feinsten und heitersten Komödien der italienischen Renaissancepoesie, der „I Suppositi" des Ariosto. In dieser Komödie Ariostos, die an Plautinische Motive vielfach anknüpft, handelt es sich um den Freier, der sich, um der Geliebten zu nahen, in den Diener verwandelt, während jener den Herrn spielt, ferner die Beibringung eines falschen Vaters, um durch dessen angebliche Einwilligung in eine reiche Mitgift die anderen Freier aus dem Felde zu schlagen. Im selben Augenblick erscheint der richtige Vater auf dem Schauplatz, und es beginnt ein übermütiges Spiel der Verwechslungen und Verwirrungen, bis sich alles in Gutem löst. Diese ganze Handlung entspricht im wesentlichen durchaus der Handlung Lucentio-Vincentio-Bianca in der „Widerspenstigen Zähmung" und steht ja auch dort nur in sehr losem inneren Zusammenhang mit dem Spiel und Gegenspiel des Petrucchio und Käthchens. Shakespeare, dem Ariostos Drama in einer englischen Übersetzung bekannt war, hat unbedenklich alles, was er für seinen Zweck brauchen konnte, von dort übernommen, auf der anderen Seite aber auch mit einer so feinen und sicheren Hand alles herausgelöst und ausgeschieden, was, sei es an tatsächlichen Momenten, sei es an Motiven, in sein Komödienbild nicht hineinpaßte, daß der Nachweis dieses Umgestaltungsprozesses im einzelnen an sich nicht nur von höchstem Reiz sein, sondern auch die Bewunderung vor dem nachschaffenden, umgestaltenden Genius noch steigern müßte. Darauf muß ich indes verzichten. Aber gerade wenn wir in dies bunte Gewirr der Liebesintrigen, das in keck, skrupellos verschlungener Handlung der Dichter vor uns entrollt, hineinblicken und es in wechselnden Bildern, auf wechselnden Schauplätzen an uns vorüberziehen lassen; wenn wir sehen, wie er die Menschen in ihrer Liebenswürdigkeit und in ihrer Bosheit, in ihrer Einfalt und in ihrer Klugheit durcheinander wirbelt, sie sich paaren und streiten läßt, ohne jeden persönlichen Anteil des Gemüts, aber mit der behaglichsten Laune eines humoristisch veranlagten Herrgotts, der an allen seine Freude hat, und der — einerlei welche Worte er einem jeden in den Mund legt — jedes seiner Geschöpfe bis auf den geheimsten Grund ihres Wesens kennt und dessen Schöpferwille jede ihrer Lebensäußerungen mit seiner Klarheit und seiner Freudigkeit verklärt: wenn uns das alles so recht lebendig und fröhlich in Vorstellung und Bewußtsein ist, dann sind wir in der richtigen Vorbereitung für die Komödie Shakespeares.

Wanderschaft. Von Emil Alphons Rheinhardt.

Wir wandern die Straßen allein und zu zwei'n
In den jungen lachenden Tag hinein.
Da stehen die lichtgrünen Birken am Rain
Und die Felder erglänzen im Sonnenschein.
Und immer Neue fluten heran
Und heben voll Liedern ihr Pilgertum an.
Die Schar ist so groß und der Reihen so dicht,
Wir schauen uns an und kennen uns nicht.
Wir gehen zu zwei'n und gehn wieder allein,
Und da vor uns wächst ein seltsamer Schein.
Trüb ballt sich der Staub; wir zögern den Schritt
Und bangen eigen: wir müssen mit.
Nun senkt sich die Straße hinab ins Tal.
Da bräunt sich der Wald, und das Bunte wird fahl.
Voran gehen Scharen mit schleichendem Schritt;
Ein Grauen faßt uns: wir müssen mit.
Dann geht es gen Abend. Von den Höhen fällt Rauch.
Wir drängen uns nahe: „Freund, graut es Dich auch?"
Und der zittert wie ich und wie Du und wie wir.
Da schreit plötzlich einer: „Wir gehen ja irr!"
Die vor uns sind Schatten. Zuweilen bebt
Es durch uns, wenn dort einer ein Lied anhebt;
Ein Lied von dem seligen Wandertag.
Das klagt im Gedenken. Das Herz geht zag.
Wir schauen zurück und sind schmerzhaft wach;
Da drängen sie hinten unzählbar nach.
Und drängen von oben mit ihrem Gewicht.
Da hinten ist's immer noch blendend licht.
Wir gehen im Reihen allein und zu zwei'n.
Und das Grausen frißt uns ins Herz hinein:
Jetzt holen wir die da vorne ein!





Der Santo in Padua mit dem Denkmal Gattamelatas.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Die beiden Reiterdenkmäler der Renaissance.

Von Dr. G. von Graevenitz.

Unter den großen Kulturländern steht Deutschland in erster Reihe der literarischen Betätigung auf kunstgeschichtlichem Gebiet. Trotzdem gibt es noch kunstgeschichtliche Lücken, die der Ausfüllung harren, Bücher, die noch geschrieben werden müßten. So ist z. B. die Bedeutung des kriegerischen Elements für die Kunst noch niemals gewürdigt worden. Nur scheinbar liegt ein Gegensatz, ein Auseinanderstreben eines kraftvollen harten, eigenwilligen und eines zarten und verfeinerten Kulturfaktors vor. Die kriegerische Betätigung von Heroismus, Tapferkeit, Ehrgeiz, von Leidenschaften aller Arten hat von jeher einen besonderen Nährboden für das persönliche Streben nach dauernder künstlerischer Verewigung geboten, und Gemeinwesen oder Herrscher oder einzelne kraftvolle Persönlichkeiten haben solchem Streben zur Verwirklichung verholfen.

Unter solchen einzelnen Persönlichkeiten stehen die eigenartigen Erscheinungen der italienischen Kondottieren an hervorragender Stelle. Der Söldnerführer der Renaissance ist der Typus der selbstherrlichen Persönlichkeit, die das Vergängliche ihrer Schöpfungen empfindet und um so mehr deren Verewigung durch die Kunst erstrebt. Und so ist es denn kein Zufall, daß die beiden einzigen Reiterdenkmäler der Renaissance, die unerreichte Meisterwerke der Kunst darstellen, Kondottieren ihr Dasein verdanken. Nur im Denkmal Gattamelatas in Padua, im Erzbilde Colleonis in Venedig haben Künstler wie Donatello und Verrocchio das Glück gehabt, der höchsten statuarischen Aufgabe ihrer Kunst, dem von allen Seiten sichtbaren Reiterstandbild auf öffentlichem Platz, sich widmen zu dürfen.

Jene beiden großen Künstler sind Florentiner, aber ihre Schöpfungen stehen auf dem Grund und Boden der Republik des hl. Markus, sie sind dem kriegerischen Geist entsprungen, der das stets zur Abwehr von Feinden gerüstete und später kühn, ja unersättlich vorwärtsstrebende Staatswesen an der Adria beherrschte. Dieser Geist durchdringt nicht nur das Feldherrntum venezianischer Bürger zur See, sondern auch das Kondottierentum jener Nichtvenezianer, denen die Republik in steter Sorge vor dem Ehrgeiz der eigenen Söhne nach altem Gesetz die



Grabmal des Erasmo Gattamelata in der Familienkapelle der Gattamelata im Santo.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Führung der Landstreitkräfte anvertraute; dieser Geist hat die eindruckvollste Verkörperung in den Standbildern der beiden Generalkapitäne der Republik, des Toskaners Erasmoda Narni, genannt Gattamelata, und des Bergamasken Bartolommeo Colleoni gefunden.*)

Ein an militärischen Erfolgen reiches Leben lag hinter dem um 1370 geborenen Bäckerssohn Erasmo aus Narni, als er am 16. Januar 1443 als venezianischer Generalkapitän die Augen schloß. Mit seiner 1434 erfolgten Übernahme in den Dienst der Republik, der schon 1439 die Ernennung zum Oberfeldherrn der Landtruppen folgte, hatte sich ihm ein größerer Wirkungskreis eröffnet, und gleichzeitig bot sich ihm damit die Möglichkeit, ein größeres Vermögen zu erwerben. Diese beiden Bedingungen setzten sich im Kondottierentum jener Tage leicht in politische Treulosigkeit und Geldgier um. Nicht so bei Gattamelata! Seiner, wie es scheint, einfachen, geraden und wohlwollenden Natur konnte die sonst so argwöhnische Republik in jeder Beziehung vertrauen. Militärisch genommen, beherrschte er alle die Kenntnisse, war er ein Meister aller jener Listen und Ränke, welche die Grundlage der Kriegführung der Kondottieren jener Zeit war: sein Beiname der „gestreiften Katze“, Gatta melata, der zu seinem Hauptnamen geworden ist, deutet auf die Verbindung diplomatischer Geschicklichkeit mit Schlauheit und erfinderischen Listen im kriegerischen Beruf. Ein Jahrzehnt lang sind solche Eigenschaften der Sicherung des venezianischen Landbesitzes zugute gekommen. Aus dem alten „Seevenetien“ war eine See- und Landmacht Venedig geworden, und diese neue Stellung mußte namentlich dem mächtigen Herzogtum Mailand gegenüber behauptet werden. So lag für spätere Geschlechter, die zu dem hochragenden Denkmal Gattamelatas vor dem Dom von Padua aufschauten, der Gedanke nahe, daß die dankbare Republik es gewesen sei, die ihrem treuen Diener in der Stadt seiner letzten Lebensjahre das Denkmal gesetzt habe. Bis vor kurzem hat auch

*) Ich darf hier auf meine erschöpfende Studie „Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst, eine kultur- und kunstgeschichtliche Studie (Padua-Bergamo-Venedig)“ verweisen. (Mit 16 Illustrationen, Leipzig, E. A. Seemann, 147 Seiten.)

die Kunstgeschichte mit einer solchen Annahme gerechnet. Sie ist aber falsch, die rechnende Republik hat sich nicht zu einer solchen Höhe der Dankbarkeitsgesinnung aufgeschwungen, das erste Reiterstandbild der Renaissance ist der Ausdruck der dankbaren Erinnerung der Hinterbliebenen an den alten Kriegshelden. In erster Linie gebührt dem in jugendlichem Alter 1455 verstorbenen einzigen Sohne Gattamelatas, Gianantonio, das Verdienst, dem größten damals lebenden Bildhauer Donatello den Auftrag eines Reiterstandbildes des Vaters erteilt zu haben. Die materielle Grundlage dieses Auftrags bildete jedenfalls das beträchtliche Vermögen des Generalkapitäns.



Grabmal des Gianantonio Gattamelata in der Familienkapelle der Gattamelata im Santo.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Durch neuerdings in Padua aufgefundene Dokumente wird uns die Geschichte des Denkmals auch in Einzelheiten klargelegt. Schon 1447 hatte Donatello, der seit 1443 mit Bildhauerarbeiten im Dom beschäftigt war, den Sockel des Denkmals fertiggestellt, also war doch auch dieses selbst wohl schon vollendet. Ein Rechtsstreit Gianantonios mit dem Künstler verzögerte aber die Ablieferung und Enthüllung bis zum Herbst 1453. Die Entscheidung in diesem Rechtsstreit, die Gianantonio eine Restzahlung von 1650 Goldgulden auferlegte, führt die besondere Meisterschaft und das Genie des Künstlers als entscheidend ins Treffen, und Donatello selbst soll die schrankenlose Bewunderung der Paduaner als fast gefährlich für seine eigene Selbstschätzung empfunden haben. — Padua liegt nicht an der großen, breiten Heerstraße der Besucher Italiens. Das ist zu bedauern, denn vor dem Denkmal selbst, das dank seinem hohen, nur wenig gegliederten einfachen Sockel sich auch auf dem weiten Platz und gegenüber den baulichen Massen des Doms behauptet, wird sich kein irgendwie künstlerisch Empfindender dem mächtigen Eindruck der wuchtigen Geschlossenheit und der monumentalen Würde dieses Erzbildes entziehen. Dieser gepanzerte Reiter scheint uns der Gruft seiner Familienkapelle im Dom, in der wir eben vor seinem schlummernden Marmorbilde gestanden haben, entstiegen zu sein; er hat Wehr und Waffen und den Panzerrock angelegt, der ihn im Leben geschützt hat, und barhäuptig hat er sein altes Schlachtroß bestiegen, das vielleicht noch dem

Künstler als Modell gedient hat. Noch einmal mustert nun der bedächtigste Feldherr seiner Zeit die Scharen, die er so oft zum Siege geführt hat, denen er aber auch ein „sorgender Vater“ gewesen ist.



Kopf des Gattamelata.

Bei einer Betrachtung von bildlichen Wiedergaben werden kunstgeschichtliche Erwägungen unser Urteil klären müssen. Vergegenwärtigen wir uns zunächst, daß Donatello im Gattamelata-Denkmal seit den Jahrhunderten klassischer Kunstausübung zum erstenmal wieder die Aufgabe des Reiterstandbildes als des monumentalen Ausdrucks der kriegerischen Persönlichkeit in vollem Umfang gelöst hat. Eine auch technisch nach Seite des Gusses ungeheure Aufgabe! Denn die gemalten Reiterstandbilder der Kondottieren John Hakwood von Castagno und Niccolo Tolentino von Uccello im Dom von Florenz konnten dem Plastiker Donatello wohl Anregungen bieten, mehr aber nicht, und von den an ihre Umgebung gefesselten Scaliger-Denkmälern in Verona und den Reiterdenkmälern in Kirchen Veronas und Venedigs ist das auf weitem öffentlichen Platz freistehende, von allen Seiten sichtbare kolossale Bronzemonument Donatellos doch noch durch einen weiten Abstand getrennt. Und nun ferner: eine genauere, namentlich geschichtliche und kulturgeschichtliche Gesichtspunkte heranziehende Untersuchung ergibt die Tatsache, daß der Gattamelata Donatellos der Gattamelata der Geschichte und der Wirklichkeit ist! Für alle Fragen der Porträtähnlichkeit der Schöpfung Donatellos besitzen wir in der liegenden Grabfigur des Generals in der Familienkapelle des Santo einen wertvollen Maßstab der Beurteilung, mag auch der künstlerische Wert dieser Darstellung an die Verkörperung des Generals durch Donatello in keiner Weise heranreichen. Die Ähnlichkeit der Gesichtszüge des Marmorbildes und des Erzbildes, um nicht zu sagen die Gleichheit, ist eine überraschende! Und die gleiche Wahrnehmung drängt sich uns auf, betrachten wir den Gesamtcharakter der Ausrüstung des Reiterbildes und der Grabfigur. Die liebevolle und meisterhafte Behandlung der Rüstung und Bewaffnung des Reiterstandbildes ist oft anerkannt, aber auch ein Eingehen auf die dekorativ so wirksamen Einzelheiten führt immer wieder zu dem Eindruck, daß Donatello unbeschadet wundervoller antiker Zutaten in der Ausrüstung seines Reiters den vollen Wirklichkeitseindruck erreicht. Vielleicht aber darf man weitergehen und die Vermutung aussprechen, daß für Einzelheiten Donatello noch Familienbesitzstücke des Hauses Gattamelata als Modelle zur Verfügung gestanden haben. So erinnert, um ein Beispiel anzuführen, der altertümlich anmutende Waffenrock der Grabfigur in bezeichnenden Einzelheiten an den des Reiterbildes, der allerdings noch „antikischer“ aufgefaßt ist. Aus einer Grabrede aber wissen wir, daß der



Einzelteil vom Denkmal des Gattamelata.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Reiterstandbild des Kondottiere Gattamelata von Donatello.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

General einen Waffenrock (Lorica) seines Waffengenossen, des großen Kondottiere Braccio, den ihm dieser nach Sitte der Zeit geschenkt, „für sich und die Seinen sorgfältig aufgehoben und gehütet habe“. Und auch der Kommandostab wie das Zweihänderschwert der Reiterstatue kehrt in genauer Wiedergabe in Freskodarstel-

lung in der Nische über der Grabfigur des Generals wieder. Und hier im privaten Raum des Familiengedächtnisses hat der Künstler — wahrscheinlich der Paduaner Bellano — doch sicher danach gestrebt, die Wirklichkeit von Erscheinung und Ausrüstung des Geschiedenen festzuhalten.

Die Betrachtung des Rosses dieses Reiterbildes, des Sockels und seines Schmuckes vertieft den Eindruck, daß Donatello nicht in sklavischer, wohl aber in bewußter realistischer Anlehnung an die Wirklichkeit seiner Zeit, aus tiefer Kenntnis der Elemente heraus gearbeitet hat, welche zur Erscheinung des gewaffneten Feldherrn zu Pferde in der Entwicklung der Jahrhunderte in Italien mitgewirkt hatten. Die Naturwahrheit des mächtigen, wuchtig dahinschreitenden Paßgängers mit den verhältnismäßig kurzen Beinen entspricht völlig dem Typus der schwergebauten Vollblutpferde, wie sie damals in fürstlichen Gestüten gezogen wurden. Die in der Silhouette so stark wirkende dekorative Anordnung des hochgesteckten Schwanzes zeigt das Parade- und Turnierpferd des Trecento und Quattrocento sehr oft. Die dem erhobenen linken Vorderfuß des Rosses untergelagerte Geschützkugel dürfte nicht allein als ein technisches Stützmittel anzusprechen, sondern als Hinweis auf den Umschwung in der Kriegführung, den Gattamelata miterlebte, höher einzuschätzen sein. Als er die Augen schloß, da war die Geschützkugel ein wichtiger Faktor des Schlachtfeldes geworden, und als die Hülle von seinem Denkmal fiel, da hatte ein trauriges Geschick, das den Sohn des Generalkapitäns getroffen hatte, dem Künstler noch ein besonderes Recht gegeben, auf diesen neuen Faktor der kriegerischen Entwicklung hinzuweisen. Denn durch ein neuartiges, namentlich zum Lagerschutz dienendes Geschütz, eine Cerbottana, war Gianantonio Gattamelata im Jahre 1453 schwer am Kopfe verwundet worden, und wahrscheinlich war es diese schlechtverheilte Wunde, der er dann erlag. Auch am Sockel, der den Reiter über das Getriebe des Tages hoch in die Höhe hebt, finden wir einen Hinweis des großen Realistikers auf den Hintergrund der Zeitgeschichte: die Putten, welche die mit dem Gorgonenhaupt geschmückte Rüstung Gattamelatas begleiten, stehen auf künstlerisch ausgebildeten Kanonenrohren. Im übrigen wiegt im bildlichen Sockelschmuck das Wappen Gattamelatas vor, das insofern ein redendes ist, als den Helmschmuck eine gestreifte Katze bildet.

Das künstlerische Charakterbild, das der große Florentiner geschaffen hat, fällt mit der geschichtlichen Persönlichkeit des Kondottiere und des Menschen zusammen. Der eherne Gattamelata entspricht nicht den landläufigen Vorstellungen des wankelmütigen, beutegierigen, rohen Kondottiere, aber darum entspricht er nicht weniger der Wirklichkeit des ehrenfesten, wohlwollenden und religiösen Generals. Die durch den Zweck des Reiterstandbildes geforderte und gerechtfertigte, durch gewaltige Abmessungen erreichte Steigerung in ein Überleben von Roß und Reiter ist von Donatello nur soweit durchgeführt, wie es die geschichtliche Persönlichkeit Gattamelatas zuließ und forderte. Der Künstler übertrieb nicht, als er in ihm den weisen und kaltblütigen, seiner Kraft, aber auch ihrer Grenzen bewußten, in sich gefestigten und gesammelten Führer und Herren des Schlachtfeldes, den intellektuellen Lenker schwer leitbarer Söldnerscharen verkörperte. Endlich: der Idealisierung seines Helden nach der Seite monumentaler Bildniskunst stellte Donatello eine bewußte Wirklichkeitswiedergabe in Einzelheiten der Gesamterscheinung des berittenen venezianischen Heerführers des XV. Jahrhunderts entgegen; Idealität und Realität verschmolzen zu einem einheitlichen Gesamteindruck, und die höchsten Forderungen historischer Kunst wurden so erreicht.

Zu anderen Ergebnissen wird uns die Betrachtung des zweiten Reiterdenkmals der Renaissance, des Standbildes eines anderen venezianischen Generalkapitäns, von Bartolommeo Colleoni, führen. Zunächst werden wir aber auch an diesen hochaufgerichteten Panzerreiter die Frage stellen müssen: „Wer warst Du? Welches waren Deine Schicksale? Die Triebfedern Deines Handelns? Deine Stellung in dem Staatswesen, auf dessen Boden sich Dein Standbild erhebt?“



San Giovanni e Paolo und das Colleoni-Denkmal in Venedig.
Nach einer Photographie von P. Salviati in Venedig.

Aber es ist schwieriger als bei Gattamelata, im engen Rahmen eines Aufsatzes auf diese Fragen zu antworten. Denn das Leben Colleonis spielt sich auf geschichtlich erweitertem Schauplatz ab, und seine Persönlichkeit ist bei weitem komplizierter als die Gattamelatas. In höherem Maße als dieser hat er, namentlich auf artilleristischem Gebiet, in das militärische Leben seiner Zeit eingegriffen, hat dauernde Anregungen der Weiterentwicklung hinterlassen, und auch das politische Leben des Jahrhunderts ist durch diese weniger sittenreine als Gattamelata, aber willenskräftigere und leidenschaftlichere echte Renaissancenatur stark beeinflußt worden. Und auch die Kunst hat sich diesem zweiten Vertreter des Kondottierentums, den sie eines Reiterdenkmals für würdig erachtet hat, in viel bedingungsloserer Weise zur Verfügung gestellt, als dem anspruchslosen Emporkömmling Gattamelata. Colleoni ist nicht nur Objekt der Kunst, er tritt nicht nur deshalb in Beziehung zur Kunst, weil seine Hinterbliebenen ihn feiern und sein Vermögen zu kirchlichen und künstlerischen Zwecken verwenden; der Patrizier von Bergamo und Schloßherr von Malpaga, der Kleinfürst und Finanzmann ist vielmehr bewußter Kunstförderer und Mäcen, diese Seite der Bedeutung des Kondottierentums findet in ihm eine ausgesprochene und glanzvolle Betätigung.

Der nach eigener Angabe im Jahre 1400 geborene oberitalienische Kondottiere gehört im Gegensatz zu dem Bäckerssohn von Narni einer alten Adelsfamilie der Gegend von Bergamo an. Seit lange im Bergamaskischen an der Spitze der Guelfen stehend, sieht sich diese Familie in stete Kämpfe mit den von den Visconti in Mailand geführten Ghibellinen verwickelt. Auch Bartolommeo wird schon als zarter Knabe tief in das wilde und grausamkeitsgetränkte Leben der Zeit hineingeführt, mit dessen Charakter innigste und gemütvollste Hervorbringungen der Kunst in so schwer erklärlichem und eigentümlichem Gegensatz stehen. Sein

Vater wird um des Besitzes der wichtigen Burg Trezzo willen von seinen eigenen Vettern niedergemetzelt, seine Witwe und seine beiden unmündigen Söhne werden verfolgt und ihres Vermögens beraubt. So steht der sechsjährige Bartolommeo ebenso mittellos da, wie vor etwa dreißig Jahren der Bäckerssohn von Narni, und noch deutlicher wie jenem ist ihm der Lebensweg vorgezeichnet: der Kriegsdienst bei einem der zahllosen Kleinfürsten und Städtetyrannen Italiens, das Streben, aus kleinen militärischen Verhältnissen in größere herauszutreten und in ihnen sein Glück zu machen. Auch Colleoni steht vorübergehend im Solde des großen Braccio, dann in dem der zügellosen Königin von Neapel Johanna (1414 bis 1435), dann in dem des Papstes Martin V. Colonna. Er trat allmählich immer mehr in den Vordergrund der Zeitgeschichte, und ähnliche Verhältnisse, wie sie für Gattamelata maßgebend gewesen waren, führten auch ihn unter die Fahnen von S. Marco. Das politische Übergewicht der zur Landmacht aufgestiegenen Republik prägte sich für Oberitalien immer entschiedener aus, die Republik war im allgemeinen eine gute und zuverlässige Zahlerin, sie war auch eine gütige Herrin, wenn sie sich absolut zuverlässigen Dienern gegenüber sah. Colleoni ist das nicht gewesen. Nach zwölfjährigen von 1431 bis 1443 der Republik geleisteten Diensten, nach persönlichen Erfolgen in der Behauptung von Brescia, der Heimat seiner Gemahlin Tisbe Martinengo, von Bergamo, seiner eigenen Heimat, von Verona gegen Mailand, das noch immer der bedrohlichste Gegner Venedigs ist, sehen wir den hochgestiegenen Kondottiere 1443 plötzlich auf der gegnerischen Seite des Herzogs Filippo Maria Visconti von Mailand. Colleonis Biograph Spino führt als Erklärung seines Abfalls nur Zwistigkeiten mit einem Vertreter der Republik dem Heere gegenüber an. Dieser hätte Colleoni rücksichtslos behandelt und namentlich eine Schuldforderung von 34000 Dukaten noch nicht gezahlten Soldes abgelehnt. Vielleicht waren andere Gründe für den umworbenen Kondottiere mindestens ebenso bestimmend, den Herrn zu wechseln. Der Soldvertrag mit Filippo Maria schloß die Gestellung fast der doppelten Summe von Pferden, die er in venezianischen Diensten geführt hatte, nämlich von 1500 in sich, damit aber auch die Möglichkeit, zu doppelten Einkünften zu gelangen. In zweiter Linie wird der Wunsch weiterer kriegerischer Verwendung, die in Venedig nach dem Friedensschluß des Jahres 1441 zunächst wenigstens ausgeschlossen schien, zu seinem Entschluß mitgewirkt haben. Ähnliche Gründe sprechen wohl auch bei dem nochmaligen Übertritt Colleonis auf die gegnerische Seite, den das Jahr 1451 brachte, mit, wenngleich hier eine plumpe Herausforderung der Soldherrin, ein nächtlicher Überfall auf ihn und seine Truppen, den Ausschlag gab. Jedenfalls tritt uns beide Male die finanzielle Wertung und Bedeutung des Kondottierentums entgegen, die für die Kunst so wichtig geworden ist. Sie muß in erster Linie bei der Beurteilung des politischen Verhaltens der Kondottieren, von Wankelmut, Unzuverlässigkeit und Verfolgen ehrgeiziger Pläne in Anschlag gebracht werden. Im Zusammenhang damit standen als Einflußfaktoren für den hochgestiegenen Kondot-



Einzelteil vom Reiterdenkmal des Colleoni.

Reiterstandbild des Kondottiere Colleoni von Verrocchio und Leopardi.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

tiere das stete Mißtrauen, der rücksichtslose Egoismus der Republik als Soldherrin. Alles in allem, der zweimalige Abfall Colleonis von Venedig muß aus der Auffassung der damaligen Zeit heraus beurteilt werden, darf nicht vom heutigen Standpunkt der Moral aus ohne weiteres verurteilt werden.

Auch die Republik von S. Marco hat den kühl rechnenden Maßstab der eigenen Zeit an Colleonis Tun gelegt, sie hat nicht nur den Abtrünnigen zweimal wieder in ihre Dienste genommen, sondern der Sieger im Kampfe gegen die zum ersten Male als Eroberer in Italien auftretenden Franzosen, die bei Bosco Marengo (1447),

an der Sesia und bei Borgo Manero (1449) von ihm geschlagen werden, steigt nun 1454 zur höchsten Würde des Generalkapitäns und zu einem Jahresgehalt von 100000 Goldgulden auf. Daneben ist der Kondottiere, der mit einer Lanze über der Schulter und ohne Pferd seine Laufbahn begann, Großgrundbesitzer und Finanzmann geworden, nennt eine ganze, seinen fürstlichen Ruhesitz Malpaga bei Bergamo umschließende Landschaft sein eigen, ist für die Fürsten Italiens ein Geldleiher geworden, stundet der Republik Soldzahlungen in riesiger Höhe und kann, als er im Sterben liegt, an Senatoren, die ihn besuchen, das berühmte Wort richten: „Sagt der Signoria, sie möchte nie wieder einem General so viel Macht und Einfluß einräumen wie mir."

Aber auch ein weiteres Vermächtnis als dieses politisch warnende Wort hinterließ der alternde Generalkapitän der Signoria, einen Wunsch, dessen Erfüllung sein Lebenswerk krönen, die Ungunst des Schicksals ausgleichen sollte, das ihm, dem Vater von vier ehelichen und natürlichen Töchtern, einen männlichen Erben versagt hatte. Das Testament Colleonis sprach in einer kurz vor seinem Tode angefügten letztwilligen Verfügung die kunstgeschichtlich so folgenreich gewordene „untertänige und ergebene" Bitte an die erlauchte Republik aus, daß er eines Abbildes auf ehernem Rosse für würdig erachtet werde, und daß dieses Standbild zu seinem dauernden Gedächtnis auf dem Platz des hl. Markus aufgestellt werde. Die stolze Republik Venedig hat eine mit diesem Wunsch innerlich zusammenhängende testamentarische Schenkung von 100000 Dukaten, rückständige Soldsummen und eine Schuldsumme des Herzogs von Ferrara von ihrem Diener bedingungslos angenommen und darüber hinaus sich an seiner Hinterlassenschaft bereichert, den letzten Willen Colleonis aber hat sie nur bedingungsweise respektiert. Die Hergabe des Platzes von S. Marco für das Denkmal ist nicht erfolgt. Ein Senatsbeschluß über dessen Errichtung kam überhaupt erst vier Jahre nach Colleonis Tode zustande. Er weist auf die allgemein bekannte Treue und den Gehorsam des Generals hin, und führt dann lediglich berichtend jene drei Geldgeschenke an die Republik, sowie die Taten und Verdienste an, die ihn zu der Bitte berechtigt hätten, daß sein Standbild auf der Piazza S. Marco sich erhebe. Auf solche Erwägungen baut sich der Beschluß der Errichtung eines glänzenden Denkmals (opere somptuoso) an hervorragender Stelle (loco eminenti) auf. Von einem dreigliedrigen Ausschuß wurde dann schließlich der Platz vor S. Giovanni und Paolo gewählt. Für die Nichtgewährung des Markusplatzes wird die Erwägung den Ausschlag gegeben haben, daß der Repräsentationsplatz der Republik nicht der Platz für das Denkmal eines von ihr besoldeten Kondottiere und Nichtvenezianers sei, mochte er auch noch so hoch gestiegen sein.

Die Geschichte des Denkmals umfaßt die nächsten sechzehn Jahre: der Denkmalssockel zeigt als Jahr der Aufstellung die Jahreszahl 1495. Die Künstler, die in erster Reihe des Wettbewerbs standen, waren der Florentiner und Schüler Donatellos Verrocchio, der Venezianer Leopardi und der Paduaner Bellano. Es war ein Zeichen der hohen Begabung Verrocchios, des künstlerischen Übergewichts von Florenz über Venedig in Sachen plastischer Schöpfungen, des unparteiischen Urteils des Denkmalsausschusses und des Senats, wenn dem Florentiner Verrocchio der Denkmalsauftrag erteilt wurde. Leider setzte Donatello nicht gleich seine volle, ungebrochene Kraft an die Durchführung, sondern nach Beginn der Denkmalsarbeit zersplitterte er sich mit Erledigung anderer Arbeiten. So ereilten ihn im Jahre 1488 Krankheit und Tod anscheinend mitten in der Arbeit vor Vollendung seines Werkes, wenn wir Modell- und Gußausführung darunter verstehen. Wir können nicht einmal mit Sicherheit feststellen, ob er das Modell vollendet hinterließ. Die Zeugnisse der an der Denkmalsarbeit persönlich Beteiligten sprechen Verrocchio, dem Florentiner, den entscheidenden Ruhm des herrlichen Denkmals zu und lassen dem Venezianer Alessandro Leopardi, der nach Verrocchios Tode zum Guß berufen wurde, eben nur den Ruhm des Gusses, der Hinzufügung von ornamentalen Zu-

taten am Sattel und Pferdezeug und der Schöpfung des Sockels. Völlige Gewißheit über den Anteil Leopardis ist aber nicht zu erlangen: die lebhafte literarische und künstlerische Befehdung zwischen Florenz und Venedig, die einem uralten politischen Gegensatz zur Seite getreten war, hat das ihre dazu getan, den Tatbestand zu verschleiern.

Jedenfalls sind die unangezweifelten Teilverdienste Leopardis um das ganze Werk an und für sich so groß, daß sie ihm ohne weiteres neben Verrocchio einen hervorragenden Platz im Tempel der Kunstgeschichte sichern. Der Guß eines kolossalen Reiterstandbildes, der zweite der Renaissance, stellt den Venezianer neben die Florentiner Ghiberti und Donatello. Zu dem Verdienst des Gusses tritt das der Schöpfung des prächtigen und als klassisch zu bezeichnenden Sockels. Ähnlich wie das schlanke Postament Donatellos den ehrenfesten und zurückhaltenden Gattamelata hoch in die Lüfte hebt, trägt auch Leopardis auf sechs korinthischen Säulen schlank aufstrebender Sockel den selbstbewußten und herrischen Colleoni über des Tages Getriebe und seine kleinlichen Verrichtungen hoch hinaus, und wie jenes Paduaner Reiterbild behauptet sich auch das venezianische gegenüber dem imponierenden Bau der Gruftkirche der Dogen S. Giovanni e Paolo: auch diese erzene Reiterfigur zwingt die Umgebung, sich ihr zu fügen, wie es der Lebende einst getan. Alles in allem, zwei bedeutende Künstler haben ihr Bestes an diesem Werk getan, der straffe, sehnige und energische Stil der florentinischen Schule verband sich mit der graziöseren und gefälligeren Kunstauffassung Venedigs zu einem einheitlichen Ganzen.

Die Gesamtaufgabe war bei der Schöpfung des Colleoni-Standbildes in allgemeiner Beziehung dieselbe wie bei dem Denkmal Gattamelatas: hier wie dort kam es darauf an, einen hervorragenden Soldaten, Kondottiere und Feldherrn in der Bedeutung seiner Persönlichkeit der Nachwelt zu überliefern. Aber schon die Auftraggeber und die Aufnahme, die ihr Gesuch findet, tragen zur Differenzierung der künstlerischen Aufgabe bei. In Padua erbitten die Hinterbliebenen eine Ehrung für den Verstorbenen, der sicher selbst nie an eine solche für sich gedacht hat, es handelt sich nicht um venezianischen Stadtboden, und die Gewährung scheint ohne Schwierigkeit erlangt zu sein. Bei Colleoni schimmert durch die letztwillige Bitte des noch Lebenden etwas wie ein herrisches Verlangen durch, das aber im Ausdruck zurückgedrängt und verschleiert wird. Aber in Venedig versteht man zwischen den Zeilen zu lesen, und vielleicht deshalb findet das Gesuch des „untertänigst" Bittenden Widerstand: der vornehmste Platz der Stadt wird für das Denkmal nicht bewilligt, wohl aber der Hintergrund einer Kirche, deren geweihte Mauern zweiundzwanzig Dogen im Todesschlaf umschließen. Aber während in Padua das Denkmal Gattamelatas in inniger Beziehung zu seinem schlichten Grabmal im Inneren des Domes steht, scheint angesichts des Colleoni-Standbildes die kirchliche Lehre von der Vergänglichkeit des Irdischen zu verblassen. Ein rein weltliches Denkmal auf ungeweihtem Boden, das Reiterbild eines Kondottiere voll Ehrgeiz und Machtfülle wird zum sprechenden Zeugnis des gerade auf venezianischem Boden sich entwickelnden Ruhmeskultus. Aus solcher Auffassung heraus schuf Verrocchio den hochaufgerichteten, gebietenden Panzerreiter, wie er noch im Vordergrunde der Erinnerung stand, etwa wie man ihn sich dachte, seine Mannen den Franzosen gegenüber zu nationalem Stolz und zu Tapferkeit aufrufend.

Aber trotzdem ging Verrocchio weniger als Donatello auf Porträttreue aus. Ein Vergleich mit den uns überlieferten Darstellungen des Generalkapitäns lehrt uns, daß hier mehr als absolute Ähnlichkeit, mehr auch als Idealisierung erstrebt ist. Verrocchio, vielleicht ein Schüler Donatellos, baute auf dessen Erbe weiter, aber in einem anderen Sinne als dem gewissenhafter Durchbildung der menschlichen Gestalt. Sein Ziel war die Charakterisierung des den Massen gebietenden Feldherrn, des ehrgeizigen Generals, des trotz seiner nominellen Unterordnung unter die Hoheit des Staates selbstherrlichen Politikers mit dem Einschlag von Abenteurerlust, der

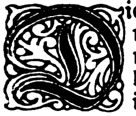
dem Kondottierengeschlecht jener Tage das Gepräge gibt. Deshalb diese gestrammte Haltung des ganzen wuchtigen Körpers, die vom scharf nach links gewendeten Kopf, der energisch vorgenommenen Schulter und der nach innen gebogenen Zügelfaust bis zu den schwer auf dem Steigbügel lastenden Fußsohlen, ja bis in die abwärts krampfenden Fußspitzen hinunter durchgeführt ist. Die seelischen Erregungen, die weit mehr als das Leben eines Gattamelata dasjenige Colleonis durchrüttelt und durchstürmt haben, sind hier wie in einem Augenblicksbilde der Erstarrung für immer festgehalten.

Die bewegte Silhouette des Oberkörpers des Reiters wird wesentlich und im Gegensatz zu dem barhaupt reitenden Gattamelata durch die mächtige, vorn mit dem Markuslöwen geschmückte Salade, die Schallern, beeinflußt, die Colleonis Haupt umschließt. In dem Eisenkleide, das der Reiter trägt, sehen wir eine Prachtrüstung vor uns, die wie Form und Schmuck des Zaum- und Sattelzeugs und des italienischen Rüstsattels ausgesprochenen Renaissancecharakter trägt. Über das alles breitet sich eine reiche, ja üppige und zierliche Dekoration namentlich von Pflanzenornamenten aus. Man vergleiche in dieser Beziehung das einfache, buckelbeschlagene Kopf- und Zaumzeug des Pferdes von Gattamelata mit dem überreichen Schmuck, den Colleonis Roß trägt, um an einer Einzelheit sich klar zu machen, wie in einem halben Jahrhundert die Renaissanceskulptur sich nach der Seite des Reichen und Zierlichen entwickelt hat.

Und auch das Roß Verrocchios ist in seinen Einzelheiten bei weitem feiner, intimer behandelt als das Gattamelatas. Der hoch, fast krampfhaft erhobene linke Vorderfuß, der weit zurückgesetzte rechte Hinterfuß bringen lebhafte Bewegung in diesen riesigen Pferdeleib, aber es wird nicht nur das angestrebte Motiv des ruhig und stolz dahinschreitenden Rosses verkörpert, sondern darüber hinaus und ungewollt das des Ziehens einer unsichtbaren Last. So erhält auch nach dieser Richtung hin die Gesamtsilhouette des Denkmals eine gewisse Unruhe. Aber sie entspricht der mühsam gebändigten seelischen Erregung, die den Reiter beherrscht. Dem Bildner des ausgehenden XV. Jahrhunderts stand eben das Bewegungsmotiv über allem. Einzelheiten, wie z. B. die hyperrealistischen Falten am Halse des Pferdes, der zierlich gedrehte Schopf des Kopfes, die gekräuselten Haare der Mähne, wirken wie die erwähnte Durchführung des Ornamentalen an der Pferdeausrüstung mit, um den Eindruck des Unruhigen und Überladenen hervorzurufen. So mag eine flüchtige Vergleichung das Roß Gattamelatas wohl plumper und weniger eindrucksvoll erscheinen lassen, wägt man aber zu einem abgeschlossenen Gesamteindruck auch die einzelnen Partien gegeneinander ab, so stellt sich das Pferdebild Donatellos, trotz gewisser Befangenheit der Gesamtbildung als lebens- und naturwahrer dar und als mehr aus einem Guß gebildet als das gemeinsame Werk Verrocchios und Leopardis. Aber allerdings, das hat Verrochio erreicht: „Roß und Reiter sind nie wieder so aus einem Guß gedacht, so individuell und mächtig zugleich dargestellt worden. Die große gewaltige Zeit des Quattrocento, die in den Kondottieren eine ihrer eigenartigsten Erscheinungen darbietet, ist in keiner anderen Figur so überzeugend und groß ins Leben getreten." (Burckhardt, Cicerone.)

Das Standbild Colleonis schließt eine geschichtliche Epoche ab, jene Epoche, in der die Gestalten großer Kondottieren ragend und entscheidend dastanden. Colleoni ist eine von den Figuren, mit denen diese zwiespältige Zeit zu Grabe ging. So ist die Zeit für die Kunst gekommen, Wahrzeichen der abgeschlossenen Epoche zu errichten. Das Schlachtenbild, unter dem Einfluß der kriegerischen Zeitläufte entwickelt, aber an den Innenraum gebunden und der Zerstörung ausgesetzt, kann diese Aufgabe nicht übernehmen. Das Reiterstandbild war der bezeichnendste, vornehmste und monumentalste künstlerische Vorwurf für solche Wahrzeichen. Und wenn heute durch Zaubergewalt die Erzbilder von Gattamelata und Colleoni vom Erdboden verschwänden, den beiden Kondottieren, aber auch Donatello und Verrocchio bliebe doch ein unvergängliches Denkmal in Geschichte und Kunstgeschichte. —

Aus dem Tierleben des Theaters. Von Max Grube.



Die Theaterwelt würde ihren Namen nicht mit Recht führen, wenn sie nur vom Genus homo sapiens bevölkert wäre, zumal grade bei ihren Bewohnern das stolze Beiwort: sapiens nicht immer mit Fug und Recht anzuwenden wäre. Menschliches gibt es ja genug beim Theater, aber mit der sapientia steht's nicht immer zum besten aus. Viele Darsteller sind wohl vom Stamme Nathans, aber mit Nathan dem Weisen dürften die wenigsten verwandt sein.

Nein ... alles, was dies große Vielerlei, das sich Welt nennt, zusammensetzt, ist bei der Bühne vertreten. Wenn auch nur in einzelnen Erscheinungen. Am Theaterhimmel flimmern die Bühnensterne. Das sind freilich nicht immer Fixsterne, und gar oft kann man auf sie Bansens Worte anwenden: „Hast Du nie einen sich schneuzen sehn? — Weg war er!"

Zu Nutz und Frommen aller, die sich für die Astronomie des Theaters interessieren, habe ich folgendes poetische oder wenigstens gereimte Lehrgebäude aufgerichtet:

Astronomie des Theaters.

Am Bühnenhimmel stehen da
Unzählig viele Sterne,
Die einen leuchten hell und nah,
Die andern matt und ferne.

Im Weltenraum die Sterne gehn
In vorgeschriebenen Gleisen,
Dieweil sie um sich selbst sich drehn
Auf ihren Ätherreisen.

Sie kreisen um der Sonne Thron —
Doch am Theaterhimmel
Gilt eine andre Rotation
Für das Gestirngewimmel.

Es dreht sich um sich selber zwar
Ein jeder voller Wonne,
Doch hält auch jeder offenbar
Sich selber für die Sonne.

Das Mineralreich ist durch die äußerst seltenen Kassenmagnete vertreten. In die Botanik gehören die Talentblüten — ach leider oft Treibhauspflanzen, manchmal sogar Sumpfgewächse! Wir wollen uns aber heut nur mit dem Tierleben der Bühne beschäftigen, das verhältnismäßig zahlreiche Arten aufweist.

Sie scheiden sich in solche, die auf der Bühne selbst leben, und in andere, die ihre Nahrung in der Umgegend des Theaters suchen und finden.

Von den ersteren dürften die bekanntesten die „jungen Hunde" sein.

„Junge Hunde!" Gibt es eine passendere und zugleich liebenswürdigere Bezeichnung für die Anfänger?

Gutmütig und treuherzig, noch nicht bissig geworden durch den Kampf ums Dasein, durch die Jagd nach dem Glück, schauen sie mit großen Augen ins Leben hinein. Tolpatschig, noch nicht Herren ihrer Gliedmaßen, stolpern sie über ihre eigenen Beine. Ihr Fell ist noch nicht recht geglättet, sie purzeln spielend übereinander; ergötzlich sind sie, aber eigentlich noch zu nichts Rechtem zu gebrauchen.

Es gibt ganz freche Dachse unter ihnen. Man muß sie nur beobachten, wenn sie unter sich sind, wie sie da auf alles blaffen, was ihnen als Muster hingestellt wird, wie sie an den Lorbeerkränzen der Großen herumzerren und -zausen. Man hat viel Arbeit mit ihnen, bis man sie halbwegs erzogen hat, manche werden niemals recht stubenrein. Hat man sie nur aus dem Gröbsten heraus, so merkt man bald, daß sie leider eine der besten Eigenschaften des Hundegeschlechtes nicht besitzen. Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit findet man bei ihnen späterhin nur in den allerseltensten Fällen.

Diese schätzenswerten Eigenschaften muß man eben in der Theaterwelt so wenig verlangen, wie in der wirklichen.

Wir kommen jetzt zu den Theaterratten, auch schlechtweg Ratten genannt.

Dieser Name scheint mir nun für diese meist recht hübschen Geschöpfe nicht so recht zutreffend zu sein.

Was haben die zierlichen kleinen Balletteleviunen, die sich jene Bezeichnung gefallen lassen müssen, mit den doch ziemlich ekelhaften Nagetieren gemeinsam?

Einige Gelehrte meinen, der Name sei dadurch zu erklären, daß die kleinen Damen in steter Beweglichkeit durch alle Räume des Theaters huschen. Dann sollte man sie doch eher als Mäuschen bezeichnen, wie ja auch im Holländischen ein kleines Mädchen Meisje heißt.

Notabene: ich will bei Leibe hier keine grundgelahrte, etymologische Weisheit auskramen. Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich hat das holländische Meisje mit dem deutschen Mäuschen ganz und gar nichts zu tun. Die beiden Worte haben sehr wahrscheinlich nur zufällig einen ähnlichen Klang.

Aber hübscher klänge es doch, nicht wahr?

Andere Theaterzoologen haben die Ansicht aufgestellt, die Bezeichnung stamme daher, daß die „Ratten" beständig an Zuckerzeug knabberten.

Als ob das die Mäuschen gegebenenfalles nicht auch täten?

Aber der Fall ist, wenigstens an deutschen Bühnen, gar nicht gegeben, und diese wissenschaftliche Erklärung scheint mir daher nicht recht haltbar.

Es mag ja vorkommen, daß in Frankreich, woher die „Ratte" stammt und wo

den habitués das Foyer de la danse während des Zwischenaktes offen steht, ältere würdige Herren den Ballettnovizen, die für Brillanten noch nicht das volle reife Verständnis haben, große Zuckertüten mitbringen, um sie ein wenig zutraulicher zu machen — honny soit qui mal y pense! — In unserem soliden Deutschland, wo sehr mit Fug und Recht der Zutritt zu den Bühnenräumen dem Publikum streng verboten ist, kommt dergleichen nicht vor. Zu vielem Naschwerk reichen aber die sehr bescheidenen Bezüge unserer Ratten nicht hin. Im Gegenteil: meist müssen sie mit ihrem kärglichen Verdienste dazu beitragen, armen Eltern einen erwünschten Zuschuß zum Wirtschaftsgelde zu verschaffen.

Warum und mit welchem Rechte führen also die niedlichen Mäuschen den so wenig appetitlichen Spitznamen?

Lassen wir diese wichtige, brennende Frage ungelöst fortbrennen und tragen wir die Fackel der Wissenschaft weiter!

Sie beleuchtet nun die größeren, nicht immer ebenso liebenswürdigen Vierbeiner.

Die Neidhammel, deren die Bühne unzählige besitzt — ich möchte behaupten, fast so viele, als sie überhaupt Angehörige zählt — sind keine spezifischen Bewohner des Theaterlandes. Sie gedeihen zwar hier vielleicht vorzugsweise gut, doch nicht minder in allen übrigen Lebensregionen. Ein so allgemein verbreitetes Viehzeug bedarf also keiner eingehenden Schilderung in dieser streng bühnenwissenschaftlichen Untersuchung.

Am Theater verwandelt sich der Neidhammel — es ist dies ein zoologisches Wunder, aber kein unerklärliches — oft in ein Raubtier, in den Rollenmarder.

Der Rollenmarder ist ein sehr gewandter, äußerst schmiegsamer Bursche, mit sehr feinem Geruchsorgan begabt. Sobald irgendwo und irgendwie auch nur die leiseste Andeutung gefallen ist, daß ein neues Stück herauskommen soll, — sogleich hat der Rollenmarder Witterung davon.

Da nun aber ein Direktionsbureau kein Hühnerstall ist, in den der Rollenmarder sich einschleichen könnte, um nach Herzenslust Rollen zu fressen, so verändert er in echt Darwinscher Anpassung an die gegebenen Verhältnisse seine Natur und nimmt ein katzenähnliches Gebahren an.

Angenehm schnurrend und mit gekrümmtem Rücken schmeichelt er sich an den Hühnerhofbesitzer, will sagen den Direktor oder Regisseur heran, und da ihm zu dieser Katzenfreundlichkeit auch die Schmeichelkunst der Rede gegeben ist, so weiß er sich zu drehen und zu wenden und so geschickt zu manövrieren, daß ihm in vielen Fällen das fette Huhn, die ersehnte gute Rolle, richtig in die Fänge gerät.

Viel bescheidener, auch viel ungefährlicher, als der mit Recht so gefürchtete, leider sehr schwer zur Strecke zu bringende Rollenmarder, ist das Leichenhuhn.

Zwar verschmäht es, ebensowenig wie unser gewöhnliches Haushuhn, einen fetten Fleischbissen keineswegs, aber gemeinhin nährt es sich, wie jenes, von Körnerfutter. Das kleinste Körnchen einer kleinsten Rolle ist ihm schon himmlisches Manna. Es verlegt sich auf keine Schmeichelkünste, um seinen Zweck zu erreichen, sondern wartet in aller Stille, ob ein Brosamen vom Tische fällt, um ihn eilig aufzupicken.

Sein Standort pflegt der Parkettraum während der Proben zu sein. Da harrt es geduldig stunden- und stundenlang.

Sein Name enthält eine Übertreibung. Es wartet durchaus nicht darauf, daß ein Rollenbesitzer während der Probe stirbt.

Das kommt ja auch nur äußerst selten vor.

Aber wenn jemand plötzlich krank wird, dann freut sich das Leichenhuhn, es erhebt sofort ein großes Gegacker, kommt eilig scharrend auf die Bühne gelaufen und erklärt, es könne sofort einspringen. Schwupps! hat es sein Körnchen aufgepickt! Hat es Glück, so kann es auch ein Speckbrocken sein. Gar mancher stolze Pfau, der wohlgefällig sein Rad strahlender Rollen schlägt, hat seine glänzende Bahn als bescheidenes, aber fleißiges Leichenhuhn begonnen.

Eier legt das Leichenhuhn aber nicht.

Nun gibt es, wie bereits eingangs erwähnt, noch eine ganze Masse von Geschöpfen, die ihr Dasein nicht beim Theater selbst fristen, aber in seinem Dunstkreise leben.

Sie gehören mehr oder minder zu den Blutsaugern und Parasiten.

Auch ein gefährliches Raubtier ist darunter: der bekannte Premièrentiger. Seine Heimat ist nicht das dunkle Afrika, sondern vorzugsweise das erleuchtete Berlin.

Man unterscheidet den großen und den kleinen Premièrentiger, beides recht scheußliche Geschöpfe.

Eigentlich brauche ich ihn kaum eingehender zu beschreiben, er gehört zu den bekanntesten Erscheinungen. Tierkenner können das Folgende daher überschlagen ...

Der Tiger mit seinem schön gezeichneten Fell, der Eleganz und Geschmeidigkeit seiner Bewegungen ist ohne Zweifel ein schönes Tier. Auch der Premièrentiger fällt sofort durch sein glänzendes Äußere auf. Er lebt auf den Höhen des ersten Ranges und der besten Parkettplätze und streift in Frack und weißer Krawatte einher. Hinter einem Oberhemd von tadelloser Weiße trägt er ein mordgieriges Herz.

Der gewöhnliche, kleine, nicht minder gemeine Premièrentiger zeichnet sich wenigstens durch eine äußerst farbenfrohe Krawatte und einen tadellosen Gehrock aus.

Es gibt aber auch ganz ruppige Premièrentiger.

Allen gemeinsam ist die Mordlust. Sie müssen Blut fließen sehen, Dichterblut vorwiegend, manchmal auch Mimenblut.

Da sich die Mimen aber von solchen Überfällen rascher erholen, so hat der Premièrentiger weniger Freude daran.

Er greift sein Opfer selten geradezu an, sondern überfällt es tückisch.

Haben Sie nie einen Tiger gähnen hören? So ein breiter, quarrender, fauchender Ton! Der tut in einer leisen Stimmungsszene ganz unbezahlbare Dienste. Aber auch andern stammverwandten Bestien entlehnt der Premièrentiger seine Töne, die bei ihm zu furchtbaren Waffen werden.

Heiser belfernd ist z. B. das Lachen der Hyäne, das läßt sich bei ernsten Gefühlsszenen trefflich anwenden.

Haben nun diese vorbereitenden Angriffe ihre Wirkung getan, dann geht er, niemals allein, sondern stets in Rudeln, zum direkten Angriff über.

Hat er sein Opfer zu Boden gestreckt, so zerfleischt er es noch stundenlang hinterher — im Café.

Im allgemeinen schadet er nur dem kleinen und Mittelwilde, ganz großem Edelwild gegenüber, obwohl er dieses vorzugsweise gern angreift, ist er meist machtlos, ja es kann vorkommen, daß sein vorzeitiges Gebrüll die Lawine des Beifalls in Bewegung setzt, die ihn erstickt.

Wir haben uns bei diesem Scheusal schon zu lange aufgehalten ...

Ebenfalls ein blutgieriges Tier, wenngleich in viel geringerem Maßstabe, ist die Theaterwanze, von der man zwei Arten, die harmlose und die gefährliche, kennt.

Gut riechen tun sie beide nicht.

Die erstere Gattung pflegt sich ans Theater zu klammern, weil sie aus irgendeinem Grunde in anderen Regionen nicht festen Fuß fassen kann. Nun kriecht sie an die Bühnenbewohner heran, wobei sie nach der Lehre vom Mimicry die äußere Erscheinung des gemeinen Theaterschwärmers annimmt, von dem später gesprochen werden soll. Höher als allenfalls bis zum Erdgeschoß gelangen diese Parasiten jedoch selten, meist bleiben sie im Theatersouterrain, im künstlerischen wie im moralischen, kleben.

Dort spielen sie manchmal eine gewisse Rolle. Sie teilen nämlich Flüssigkeit mit, oder lassen sich solche mitteilen. Es gibt eben Leute bei der Bühne, die auch einem noch so plumpen Lobe gegenüber direkt oder indirekt fragen: „Was wollen Sie trinken?“

Wenn sich übrigens jemand die harmlose Theaterwanze nicht abstreifen will oder kann, so ist das lediglich seine Sache, da niemand durch den Verkehr mit diesem Insekt besonders zu Schaden kommt.

Die gefährliche Theaterwanze ist ein Schlammtier und lebt vom Theaterklatsch, den sie begierig aufsaugt und meist, mit Giftstoffen versetzt, wieder von sich gibt, wodurch sie namenloses Unheil anrichten kann. Jedermann sucht sie abzuschütteln, geduldet wird sie nur da, wo sie Nahrung findet.

Die Insektenwelt des Theaters weist aber auch liebenswürdigere Exemplare auf: den Theaterschwärmer und die Theatermücken.

Der echte alte Theaterschwärmer ist fast ausgestorben, selbst die geringere Abart dieser Spezies, der Habitué, ist ziemlich selten geworden.

Der echte alte Theaterschwärmer ist ein äußerst angenehmes Lebewesen, das unter einer meist nicht gerade glänzenden und verlockenden Hülle ein warm schlagendes Herz verbirgt.

Seine Behaarung ist grau oder weiß, manchmal fehlt sie auch gänzlich.

Er nährt sich von großen Namen und Erinnerungen aus seiner Frühlingszeit, hat aber darüber nicht die Fähigkeit verloren, auch zu genießen, was der Herbst ihm bietet, er verschmäht manchmal sogar ganz junges Gemüse nicht.

An dem Orte, wo er seiner Nahrung nachgeht, erscheint er regelmäßig und pünktlich. Nie stört er andere Tiere durch Zuspätkommen und lärmendes Aufsuchen seines Futterplatzes.

Gewöhnlich ist er wenig gesellig und lebt einsam, will man ihn näher studieren, so muß man ihn in seinem Bau aufsuchen, der oft — er pflegt unbeweibt zu sein — von einem Drachen bewacht ist. Hat man diesen gezähmt und Zutritt zur Höhle des Theaterschwärmers erhalten, so findet man ein prächtiges Wesen, das gern von seinen Erinnerungsschätzen mitteilt. Jedem Künstler ist nur dringend zu raten, die kleinen Mühseligkeiten nicht zu scheuen und den Theaterschwärmer aufzusuchen. Er wird reich belohnt werden, wenn er einen echten auffinden kann. Leider ist das nicht leicht, denn, wie bereits bemerkt, er ist in Berlin und wohl überhaupt im Norden Deutschlands fast kaum mehr anzutreffen.

In Wien soll es noch einige unverfälschte Exemplare geben. Sie sollten von Staats und Kunst wegen gehegt und geschützt werden.

Der gewöhnliche Theaterschwärmer, der übrigens auch nicht häufig erscheint und daher immerhin zu schätzen ist, hat meist keinen besonderen Standort. Er erfreut durch seine Lebhaftigkeit und schwirrt überall umher. Sein Geschmack ist nicht so exklusiv wie der des echten Theaterschwärmers, er liebt alle nur irgendwie bemerkenswerten Blumen und Theaterpflanzen.

Er kann gefährlich werden, ohne es zu wollen. Manche Gewächse haben nicht die Kraft, sich, namentlich wenn er häufiger auftritt, aufrecht zu erhalten. Sie recken sich dann zu früh und zu rasch in die Höhe und knicken nachher plötzlich zusammen, worauf sie der Theaterschwärmer schnell verläßt, um zu einem anderen zu flattern.

Wir schließen unseren Kursus der Bühnenzoologie mit der Betrachtung der Theatermücken, die ebenfalls nicht im Theater selber leben, sondern, wie es echten und rechten Mücken zukommt, draußen um das Licht der Schauspielhäuser herumschwirren. Der Glanz, den die Mimen ausstrahlen, zieht sie an und die Beleuchtung, die abends aus der halboffenen Tür des Theatereingangs flutet.

Diese Mückchen sind recht niedliche Insekten. Sie werden zwischen dem zwölften und

vierzehnten Jahre flügge, haben zarte Farben und große, glänzende, neugierige Sehorgane. Ihre Nahrung scheinen sie aus den schönen Augen der jugendlichen Liebhaber zu ziehen, mögen diese nun Kainz, Christians, Harry Walden oder sonstwie heißen.

Zuweilen nehmen sie auch substantiellere Nahrung zu sich. In Berlin soll es Theatermücken gegeben haben, die aus dem Theaterzettel den Namen ihres primo amoroso herausschnitten, auf Butterbrot legten und buchstabenweise verzehrten.

Es klingt seltsam, ist aber nicht unmöglich.

Man muß aber nicht glauben, daß die Theatermücken nur für das andere Geschlecht schwärmen, auch die Liebhaberinnen und Heroinen haben die größte Anziehungskraft für sie. Sie erwarten diese oft schon am Vormittag, und umflattern sie in ehrfurchtsvoller Entfernung auf ihrem Wege zur Probe.

Die Schlauheit dieser kleinen lustigen Tierchen ist sehr groß. Es ist nämlich anzunehmen, daß die Theatermückeneltern mit den Schwarmgelüsten ihrer Sprößlinge gar nicht einverstanden wären — wenn sie Kenntnis davon hätten. Man glaubt aber gar nicht, wie oft man eine Freundin besuchen kann, und ferner sind englische und französische Kränzchen sehr nützliche Einrichtungen.

Zum Glücke dauert die eigentliche Schwarmzeit nicht sehr lange.

Nach zwei bis drei Jahren pflegt der Trieb zu erlahmen und bald ganz zu erlöschen. Daß er dann wohl meistens in anderen theaterfernen Sphären andere Formen gewinnt und wohl auch reellere Zwecke ins Auge faßt, geht uns hier nichts an.

Ein Fall, daß ein solches Mückchen sich die Flügel verbrannt hätte und ins Theaterlicht hineingetaumelt wäre, ist mir wenigstens nicht bekannt worden.

Sie ahnen meist noch nicht, um welche verzehrende Flamme sie spielend umhergaukeln, sie begnügen sich mit dem Glanz und dem Schimmer.

Vor einiger Zeit hatte sich vor einem Berliner Theater eine Art von Mückenplage gezeigt, die sogar den Straßenverkehr behinderte. Man ging sehr energisch vor und bot deswegen sogar Schutzleute auf. Das verscheuchte sie natürlich. Als aber die Blauen nicht mehr nötig schienen — Srrr! waren unsere Mückchen wieder in Scharen da!

Man muß ihnen zugestehen, ernstlich belästigt haben sie wohl nicht, ja ich glaube, die Umschwärmten haben sich ganz behaglich dabei gefühlt.

Alles in allem: Man kann ihnen nicht gram sein. Für mich haben sie eigentlich etwas Rührendes, und ich denke immer daran, daß aus mancher zierlichen Theatermücke später mal eine dicke Hummel oder gar eine einsame graue Motte wird, die wehmütig der schönen Zeiten gedenkt — wo sie noch schwärmte.



Liebeslied.

Dürfte ich in Dir verglühen,
Du verbrennen ganz in mir!
Purpurrote Feuer blühen
In den Herzen mir und Dir.

Wie den Himmel Abendröte,
So durchdringt die Flamme mich.
O verzehre mich, o töte
Alles, was nicht rein für Dich.

Gleich wie Flammen sich umschlingen,
Sich verglühn in einem Schein,
Wollen wir uns heiß durchdringen
Nicht mehr zwei, eins ganz allein.

So muß alle Welt am Ende,
So in Gott und sich vergehn,
In der Glut der Liebesbrände
Läutern sich und auferstehn.

Aber wir, schon jetzt erkoren,
Eilen kühn der Welt voran.
Alles gibt der gern verloren,
Der das All sich so gewann.

Will Vesper.

Die Familie Vanderhouten.

Roman in vier Büchern. Von Adele Gerhard.

(Fortsetzung.)



Es war morgens um die zehnte Stunde. Ganz in der Frühe war Annemarthe hinübergekommen, ruhig, ohne irgendein unnötiges fragendes Wort an Annemarie zu richten. Sie sah ja selbst, wie es stand — sah es mit einem Blick auf den apathisch daliegenden Oskar, dessen Körper nur dann und wann ein heftiger Hustenstoß durchschüttelte, sah es an den Mienen der Wärter, als der ablösende Pfleger kam.

Ganz still war Annemarthe in das Krankenzimmer getreten, und wie selbstredend erschien es, daß sie nun dasaß, nicht für eine Stunde — nicht für viele, sondern daß sie blieb. Sie saß da in ihrem einfachen Kleide mit der weißen Halskrause, das dunkle Haar über die zierlichen Ohren hinabgescheitelt, und horchte auf den Atem des Kranken, ohne daß man es merkte, sah jede Bewegung des Körpers, auch jedes Mienenspiel des Wärters.

Sie hatte nur, als sie kam, zu Annemarie gesagt: „Du hast ganz recht. In der Nacht ist man am besten dabei, und sicher in der ersten. Aber jetzt ist ja Tag, und ich bin hier. Jetzt legst Du Dich vorne ein paar Stunden hin. Ich wecke Dich, wenn der Doktor kommt. Oder sowie Oskar nach Dir fragen sollte."

Und Annemarie, die gestern abend dem Doktor nur mit dem verzweifelten Ausbruch antwortete, hatte auf die einfachen Worte der Tante, auf ihre stille Gegenwart hin eingewilligt, wirklich einige Stunden vorne zu ruhen. Hatte nur Oskars Brieftasche und ein paar Sachen von ihm, die gestern abend in der Überstürzung liegen geblieben waren, mit sich genommen, die Mappe mit den Nachlaßangelegenheiten des seligen Onkel Robert durch das Mädchen den Eltern hinübergeschickt und war dann in das Hinterzimmer gegangen.

Auch als Annemarthe zwei Stunden später leise nach der Küche ging, rührte sich noch nichts in dem Zimmer. Mit einem Gefühl der Erleichterung dachte sie, daß die Arme nun doch für eine kurze Zeitspanne Ruhe gefunden hätte. Und wenn Annemarthe auf die Klinke gedrückt hätte, was sie erwog aber nicht wagte, würde sie noch zufriedener gewesen sein. Denn die Tür war abgeschlossen, was doch auf die Vorbereitung zu gründlichem Ausruhen schließen lassen mußte.

Im Innern des Zimmers aber, auf dem großen Sessel saß Annemarie unbeweglich, den Kopf in die Hand gestützt, die andere zu einer Faust zusammengeballt, und in ihr irgend etwas mit den Fingern fest wie mit eisernen Klammern umschließend — das Gesicht mit einem Ausdruck der Erstarrung auf ihre Hand und das, was diese zusammengepreßt faßte, gerichtet. Etwas Glasiges lag in den braunen Augen Annemariens, eine furchtbare Starrheit in dem weißen, gequollenen Gesicht. Auf dem Tisch vor ihr ruhte die geöffnete Brieftasche Oskars, sein Portemonnaie, genau so wie sie seit zwei Stunden da gelegen hatten, nachdem Annemarie die Tasche geöffnet hatte, um etwa noch den Nachlaß betreffende Papiere herauszunehmen.

In den zu eiserner Klammer geschlossenen Fingern aber hielt Annamarie den Brief, den ihre Augen dabei gestreift hatten.

Endlich hebt Annemarie den Kopf. Ihr Körper scheint aus dem Starrkrampf, in dem sie dagesessen, zu erwachen. Sie öffnet langsam die Hand, faßt das zerknüllte Papier mit den Spitzen des Daumens und Zeigefingers und läßt es auf den Tisch fallen. Noch einmal breitet sie das zerknitterte weiße Papier hart auseinander und liest und liest, jeden Satz, jedes Wort, jede Wendung.

„— Daß das bißchen Erkältung sich so verschlimmert hat! Aber wenn Du selbst krank von hier reisest, was ich doch nicht befürchte, so glaube ich Dir doch, was Du schreibst: daß es die Erinnerung an unsere Tage hier nicht berühre — —

Nein, Oskar, da ist kein Unrecht. Du mußtest Dich Deinem harten Vater fügen,

mußtest diese bürgerliche Ehe schließen. Habe ich dagegen gemurrt? Habe ich einen Versuch gemacht, Dich zu halten? Ist in den zwei Jahren ein Wort von mir zu Dir gekommen? Aber Du gehörtest mir, ganz mir.

Oskar, als ich Dich zuerst auf dem Dampfer wiedersah — ich schwöre Dir, es war Zufall, ich hätte Dich nie gesucht — als ich Dich zuerst auf dem Dampfer sah, ging mir ja gleich ein Schauer durch den Leib. Aber ich dachte: dieser satte, schlaffe Mensch — das kann er nicht sein... Oskar, wenn Du Dich gesehen hättest! — Und was aus Dir dann wieder wurde in den Tagen, da Du bei mir warst.

Ich will nichts sagen. Ich weiß, was Dich jetzt der Abschied von mir kostet, den Du ja Tag um Tag, Nacht um Nacht, hinausschobst. Ich weiß, was er Dich kostet — — Mehr noch, weit mehr noch als damals das Losreißen vor zwei Jahren. — Damals wußtest Du ja nicht einmal, was Du aufgabst und welche Öde Dich erwartete, Du Armer! . . .

Du sagst, sie ist gut und liebt Dich. Sie trägt Dein Kind — — Ich verstehe Dich — Aber was ist sie? Was will sie? Nein, Oskar — sie ist nichts. Sonst hättest Du anders dreingeschaut, als ich Dich wiedersah... Dies armselige, nichtssagende Geschöpf. Armselig trotz all des Reichtums, mit dem sie Dich gekauft hat. Nein, nein, Du bist bei mir geblieben. Die Gemeinschaft von Jahren, solchen Jahren, läßt sich nicht ausbrennen. Oskar! Schreib, schreib! Schreib, daß Du gesund bist.

Otti."

Annemarie hält inne, sie faltet den Bogen langsam, starr wieder zusammen. Ihre Finger streichen hart über die Fläche des ineinander gefügten Papiers. Sie weiß, was dieser Brief sagt. Weiß jeden Satz, jedes Wort, jede Wendung. Wird sie im Wachen — im Schlafen von heute an wissen. —

Sie ist aufgestanden. Die Tür des kleinen eisernen Ofens in der Ecke des Zimmer hat sie aufgerissen. Mit einer raschen Bewegung wirft sie den Brief hinein. Die Flamme leckt, züngelt, das Papier glüht auf, raschelt, knistert.

Annemarie blickt einen Augenblick auf die Asche. Dann schließt sie die Ofentür und tritt langsam mit dem gleichen medusenhaften Ausdruck zu dem Tisch zurück. Noch einmal untersucht sie mit kalten Fingern die geöffnete Brieftasche, verschließt sie und das Portemonnaie dann in einer Lade des nebenstehenden Sekretärs.

Es klopft an die Tür. „Annemarie, verzeih!" Es ist Annemarthens sanfte Stimme.

Annemarie öffnet.

„Verzeih, daß ich Dich aufstöre. Aber wir können die Leinenlaken, die Deine Mutter geschickt hat, nicht finden. Der Wärter braucht sie." Und mit einem erstaunten Blick auf Annemarie, die gerade, aufrecht, mit ungelöster Starrheit dasteht: „Kind, Du bist schon wieder völlig angekleidet? Hast wohl doch nicht geschlafen?"

Annemarie schüttelt den Kopf. „Nein, nicht geschlafen. Aber mir ist ganz wohl, Tante. Und die Leinenlaken werde ich Dir sogleich geben."

Annemarie ist nach dem Schlafzimmer gegangen. An der Tür hält sie einen Augenblick inne. Als ob sie über etwas nachsinne. Dann ist sie eingetreten, geht zu dem Spind, und mit ruhigen Bewegungen reicht sie dem Wärter die Laken für die feuchten Packungen.

Jetzt wendet sie sich zurück. Ihr Blick streift im Vorbeigehen Oskar. Er spricht im Fieber.

Mit großen kalten Augen blickt die Frau über ihn hin. Der da liegt, ist ein Fremder für sie — ein ganz Gleichgültiger. Er wird ja sterben, sie weiß es. Aber ob er lebt, ob er stirbt — für sie existiert er nicht mehr.

Jetzt hat sich Oskar mit einer jähen Anstrengung im Bett aufgerichtet. „Annemarie," spricht er heiser, abgerissen, „Annemie, Maus — Dein Onkel Robert —" Er hebt die Arme.

Einen Augenblick hat sie hingeschaut. Sie sieht den noch in Fieberglut schönen Kopf, die dunkelblonde Mähne.

Annemariens Schritt wird unsicher — ein Schwindel packt sie. Entsetzt greift Annemarthe nach ihrem Arm . . .

Ein Ohnmachtsanfall hat der jungen Frau für Minuten das Bewußtsein genommen. Der Wärter trägt sie behutsam ins Nebenzimmer.

❧ ❧ ❧

Es steht schlecht um Oskar Jaxtehausen. Man weiß, daß nun auch der rechte Lungenlappen ergriffen ist. Selbst die behandelnden Ärzte, Sanitätsrat Hausner und Geheimrat Gerhardt, der hinzugezogen wurde, versuchen nicht mehr, die unableugbare Gefahr zu beschönigen.

Man fühlt: er ist verloren.

Neben Annemarthe und den beiden Wächtern wacht jetzt Theo, den ein Telegramm seiner Mutter von Bonn hergerufen hat, im Krankenzimmer. Es gilt, um jeden Preis die Kräfte zu erhalten. Und der junge Arzt arbeitet zäh und unermüdlich auf dem, wie er doch so gut weiß, verzweifelten, verlorenen Posten.

Annemarie hat sich ohne irgendeine Weigerung auf Wunsch des Arztes die zweite Nacht niedergelegt. „Sie haben recht — es wachen ja schon genug Menschen," hat sie, die die erste Aufforderung Hausners mit Stöhnen zurückwies, nun auf sein Verlangen geantwortet.

Jetzt naht schon die vierte Nacht heran. Vorne in dem geräumigen Wohnzimmer sitzt die Familie. Jaxtehausen, den weißen Kopf in stummer Angst in die Hand gestützt. Hubert, der meist mit schweren Schritten auf und nieder geht und zuweilen selbst noch aufhustet, wobei alle zusammenschrecken. Adrian — die Noncontenta, die reglos im Sessel sitzt — jetzt auch Christine, die von den Ärzten nie lange im Krankenzimmer geduldet wird. Nun kommt auch Annemarthe nach vorn. Dann und wann tastet sich auch van Kol die Treppe hinauf.

Man spricht gedämpft. Zuweilen geht ein angstvoller Blick zu Annemarie, die gerade, ruhig, den schweren Körper in den Sessel gelehnt, dasitzt und an einem kleinen weißen Babyjäckchen häkelt. Sie gibt Antwort, wenn man das Wort an sie richtet, erledigt die praktischen Dinge, die man ihr nicht abnehmen kann, gelassen und richtig, aber sie spricht ungefragt fast gar nicht. In das Krankenzimmer geht sie nur selten. Den letzten Tag nur auf ausdrücklichen Wunsch des Arztes, den ihre Apathie beunruhigte. Dann hat sie da ein, zwei Stunden gesessen, an dem weißen Jäckchen gehäkelt, nichts gefragt und nur bei einem Stöhnen Oskars einmal den Kopf gehoben.

Man fürchtet für sie. Sie spricht ja ganz normal und besonnen, ordnet alles. Aber Annemarthe und Hausner, der eben von hinten zurückgekommen ist, sehen sich in die Augen, als ihre Blicke zu Annemarie gehen. Sie treten leise in das Speisezimmer zurück und sprechen gedämpft.

Jetzt ist Hubert zu ihnen gekommen. „Doktor, was ist das? Ich meine nicht mit dem armen Jungen" — er greift sich stöhnend an den Kopf — „ich meine — verstehen Sie — meine Tochter? . . . Sie ist zu ruhig. Das gefällt mir nicht — —"

„Ja, mein lieber Vanderhouten, man versteht sie nicht recht. Uns ging's ähnlich. Wir glaubten, sie sähe in der Hamburger Reise den Grund der Krankheit und machte sich im stillen Vorwürfe. Ich suchte sie zu beruhigen. Aber sie hat ganz gefaßt den Kopf geschüttelt und sagte nur: ‚Ach nein, Sanitätsrat, Lungenentzündung kann man sich hier so gut wie in Blankenese holen. Ich weiß wohl.' Man versteht sie nicht. Sie haben ganz recht, mein lieber Vanderhouten — aber Sie brauchen sich nicht darüber zu ängstigen... Man muß eben mit den Anomalien ihres Zustandes rechnen."

Man muß mit den Anomalien ihres Zustandes rechnen. Man hat ein Wort gefunden. Man klammert sich an das Wort.

Der nächste Mittag ist gekommen. Grau und tief hängt der Dezemberhimmel herab. Auf den Straßen brennen die Laternen, obwohl es zwölf Uhr mittags ist. Der Park des Kriegsministeriums, der Vanderhoutensche Garten sind über und über mit Schnee bedeckt. Dichter Schnee umhüllt die kleine Treppe zum Garten, die im Sommer das Weinlaub so grün und voll umrankte. Die kleine Treppe, von deren oberster Stufe Oskar Jaxtehausen mit einem Satz hinuntergesprungen ist, um es seiner jungen Frau gleichzutun.

Ja, der Sommer ist vorüber. Schnee deckt die kleine Treppe — und drüben auf der anderen Seite der Wilhelmstraße liegt der junge Ehemann, der die zehn Stufen mit einem Satz genommen hat, weiß und still.

Vorne in dem verhangenen Zimmer sitzt die Familie. Zwischen den Weinenden, den Verstörten aber sieht man eine schwarze, ruhige, merkwürdig unbewegte Gestalt. Einen schweren Frauenkörper mit einem seltsamen, starren Gesicht.

Jetzt öffnet sich die Tür. Gerhart im Reiseanzug, wie er soeben aus der Droschke gestiegen ist, tiefe Bewegung in dem blassen, nervösen Gesicht, tritt herein. Ein Telegramm hat ihn gestern hergerufen, ihm zugleich mitgeteilt, daß nichts mehr zu hoffen sei. Es ist sonst nicht viel Zusammenhang unter Huberts und Christinens Kindern, aber dies ungewöhnliche, entsetzliche Unglück — man sieht, wie es in Gerharts Zügen zuckt . . .

Einen Moment steht er still, sucht mit den Augen seine Schwester. Er tritt auf sie zu, schluchzt nervös auf und preßt Annemariens Hände. Sie läßt es geschehen, dann setzt sie sich wieder still, apathisch in ihren Sessel.

„Lege ab, Gerhart. Du hattest wohl eine stürmische Überfahrt?“ Sie schaut zu den verhangenen Fenstern. „Lege hinten ab. Mama, Tante Marthe, Ihr seid wohl so gut, ihm zu helfen.“

Mit einem bestürzten, forschenden Blick sieht Gerhart auf die Schwester, sieht die starren Augen, das merkwürdige, unbewegte Gesicht.

Behutsam schaut er im Kreis auf die andern, sucht Theos, Annemarthens Blick, sieht, wie sie mit einer leisen Bewegung die Lider senken... Ach so — also auch sie verstehen nicht, aber sie fürchten.

⁂

Dann ist der Tag der Beerdigung gekommen. Wieder hängt der Himmel tief und bleiern auf der winterstarren Erde. Nur schwer ziehen die Pferde an. Nur langsam bewegt sich die lange Wagenreihe die Wilhelmstraße hinunter.

Die Beteiligung ist außerordentlich stark. Man kann spüren, was die Namen Jaxtehausen und Vanderhouten bedeuten.

An den Fenstern der Nachbarhäuser hinter den Gardinen stehen die Menschen und blicken auf den endlosen schwarzen Zug, der sich da durch die schneeige Straße hinzieht. Man gafft — man fragt — Wer ist's? Der Direktor der Berliner Bank, der junge Jaxtehausen. Der junge? Ja, der junge! Der alte, der Vater, der sitzt ja da vorn im Wagen. Der da mit dem ganz weißen Kopf ist es. Der junge, der gestorben ist, war der einzige Sohn . . .

Und nun ist man am Ziel angelangt. Der Dreifaltigkeitskirchhof liegt in der tiefen Schneehülle. Die Worte des Predigers verklingen — der Sarg wird hinausgetragen. Dicht hinter ihm schreitet die mächtige Gestalt Hubert Vanderhoutens. Er schlägt den Mantel fest um die Schultern, der Schnee knirscht unter seinen starken Schritten. Und neben ihm, auf den Krückstock gestützt, den gebeugten Rücken noch mehr gekrümmt als sonst, das weiße Haar vom Wind gezaust, Ulrich Jaxtehausen. „Mit einem Fuß im Grabe —“ sagt ein mitleidiges Kind in der umstehenden gaffenden Menge.

Hinter den Beiden Adrian, die jungen Schwäger, Gerhart mit dem feinen, bleichen, fremdartigen Gesicht — die Vettern, Theo, dessen kecke junge Züge von tiefem Ernst gezeichnet sind. Man sieht das totenblasse Gemmengesicht Luciens, neben ihr die kleine verstörte Eva.

Man zeigt sich Theo. „Das ist der Vetter, der junge Doktor, der die ganzen Nächte bei ihm gewacht hat — alles vergebens.“

Und man fragt leise mit ängstlicher Teilnahme nach der jungen Frau. Sie ist nicht hier? Nein, natürlich nicht. Sie ist zu Hause. Man fürchtet ohnedies eine verfrühte Entbindung.

Man fürchtet —

⁂

Aber was man gefürchtet hatte, was Christine Vanderhouten in endlosen, unabsehbaren Perioden mit immer neuem Aufschluchzen vor sich hinsprechend ausgesponnen, was in Annemarthens bangen Augen, was in den ausweichenden Mienen der Ärzte zu lesen gewesen — es traf nie ein.

Nie kam der Moment, da sich die starre Ruhe Annemariens in tobende Verzweiflung oder kranke Melancholie wandelte. Ihre Apathie blieb die gleiche, aber sonst war nichts Krankhaftes oder Anormales in ihrem Benehmen oder ihren Worten.

Freilich, als Ulrich Jaxtehausen in einer an ihm noch nie beobachteten Erregung nach der Beerdigung die junge Frau aufschluchzend in seine Arme schloß, hatte sie es schweigend geduldet, sich aber schnell wieder aus der Umarmung gelöst. „Ja, Papa, es ist schrecklich — aber was hilft es alles? Die Toten machen wir ja nicht mehr lebendig. Und Du solltest nun an Dich denken.“

Am Tage nach der Beerdigung war sie

mit der Mutter auf dem Kirchhof gewesen, hatte den mächtigen Palmenwedel, den man für sie besorgt, auf das Grab gelegt, eine Weile stumm und tränenlos an Christinens Seite auf den frischen Hügel mit den pompösen Kränzen gestarrt... Um dann noch die eingehenden Anordnungen und Vermahnungen der Mutter an den Kirchhofsgärtner schweigend mitanzuhören.

Aber als Christine auf dem Heimwege in der Droschke den Arm schluchzend um die Tochter schlang: „Sprich, mein armes Herz, sprich! Sprich Dich aus!“ hatte sie sich kühl von der Mutter gewandt. „Ach Mama — laß! Wir wollen uns nicht erregen. Wozu auch? Es ändert doch nichts mehr.“

Die Noncontenta, die wenig in der ganzen Zeit gesprochen hatte und die Unglückliche zu verstehen glaubte, wie kein anderer, hatte Annemarie einmal nach Wochen mit einem mahnenden, traurigen Blick die Hand gegeben: „Annemarie — Kind, glaube nicht, man könne einen Schmerz festhalten. — Es geht einmal nicht. Nicht so und nicht so.“ — Aber Annemarie hatte die Tante nur verständnislos angeblickt. Nein, der alten Frau gramvolle Sehnsucht, daß das Leben uns wenigstens unsere Schmerzen ganz und groß und unberührt lassen möge, statt sie abzunutzen, gewöhnlich zu machen und zu zermürben wie alles andere, — diese Sehnsucht hatte nichts mit Annemariens Starrheit zu schaffen.

Sah man aber von ihrer seltsamen und unerschütterlichen Ruhe ab, so war in Annemariens Haltung und Worten nichts Befremdendes. Sie besprach mit umsichtiger Besonnenheit alle notwendigen Änderungen ihres Lebens und nahm ohne jede Erregung, als etwas Selbstverständliches, den Wunsch der Eltern auf, daß sie nun wieder zu ihnen hinüberziehen und später mit dem Kinde bei ihnen wohnen sollte.

Sie sprach mit derselben Gelassenheit, mit der sie in den Tagen, da Oskar sterbend in dem Zimmer mit der roten Ampel gelegen, an ihrem Babyjäckchen gehäkelt hatte, jetzt über alle für ihre Entbindung und die Übersiedelung notwendigen Dinge. Ja, sie überlegte, wenn auch ohne Freude, so doch mit ruhiger und vorschauender Sorglichkeit.

Die Stunde, da sie sich auch instinktiv gegen das Kind in ihrem Schoß gewandt hatte, war vorüber. Mit der ungebrochenen Sicherheit ihrer einfachen Natur hatte sie sich schon damals nach kurzer Zeit geschämt und, sich zurechtweisend, sich gesagt, daß das hilflose Kind ja an dem Betrug, der an ihr verübt worden war, ganz unschuldig sei.

So war der März herangekommen. Im Garten hinter dem Haus der Vanderhoutens blühte in der Mitte auf den Beeten der Krokus voll und gelb, und seitwärts an der Mauer, wo der Schatten lange geweilt hatte, hoben sich schlanke lila Knospen. Hell und hart, mit dem Hauch spröden Erwachens, lag das Erdreich da.

Auf der ersten Etage aber ruhte, noch erschöpft von der abmattenden Entbindung, Annemarie. In der ersten Morgenstunde war das Kind gekommen. „Ein Junge, ein Prachtjunge — ein Achtpfünder,“ wie man ihr immer wieder versicherte.

Ein wenig ängstlich hatte man Annemarie das kleine Geschöpf gereicht. Aber kein erschütterndes Aufschluchzen, keine jähe Erregung folgte. Mit einem frohen Aufleuchten in den braunen Augen hatte Annemarie auf das Kind geblickt, leise das winzige Händchen gestreichelt.

„Gut, sehr gut,“ sagte Sanitätsrat Hausner im Nebenzimmer zu Annemarthe, „sahen Sie, wie ihre Augen glänzten? Die Apathie weicht langsam. Nein, wir brauchen uns nun keine Sorge mehr zu machen. Eine ruhige Natur ist sie wohl immer gewesen, ruhiger, als wir alle glaubten. Freilich am ersten Abend, als er zurückkehrte, war sie anders. Ganz verstehen kann man's nicht.“

Annemarthe schwieg. Nein — ganz verstehen konnte man's nicht. Sie dachte an ihren Neffen, an den schönen blühenden Menschen, dachte an die Stunde, da sie mit Theo an dem Sterbebett gestanden und den verzweifelten Todeskampf mit angeschaut hatte.

Als sie dann am folgenden Tage am Bett der jungen Frau saß, regte sie auf Christinens und Jaxtehausens Bitte leise die Namensfrage an. Und meinte sanft: „Wir hatten gedacht, Annemie, daß das Kind Oskar genannt würde?“

Aber Annemarie schüttelte abwehrend den Kopf. „Ach nein, Tante Marthe! Du meinst es gewiß gut. Aber ich — ich möchte

das nicht. Oskar ist ja tot. Nennt den Kleinen wie Ihr wollt. Nach meinem Vater oder Papa Ulrich. Wie Ihr wollt. Aber nicht — nicht nach —"

Ulrich Hubert wurde der kleine Knabe in der Taufe genannt.

Zweiter Abschnitt.

Wenn in den achtziger Jahren die einsamen Gärten am Park des Kriegsministeriums ganz unberührt von all den aufstrebenden Kräften ringsum dageruht und nichts von der heftigen Entwicklung der nahen Großstadt verspürt hatten, so bohrte sich diese Entwicklung in dem neuen Jahrzehnt doch ihren Weg in den verlorenen Winkel, wo ein Geschlecht, von den Grachten und Deichen und wiederum auch vom fröhlichen Rhein hergezogen, sein gesondertes stilles und doch starkes Dasein entfaltete ... Zu jenen Häusern, wo hinter verhangenen Fenstern Leben gegangen und gekommen war, Leben schlief und erwachte, ja zu Stunden hart und gewaltsam hinter diesen Scheiben tobte; wo ein Geschlecht sich neu erzeugt hatte, ein anderes zur Ruhe gebettet worden war.

So heftig setzte diese Entwicklung ein, daß sie mitten durch die wundersamen Parks, an die sich die stillen Gärten anlehnen, hindurchschnitt. Als wollte sie greifbar zeigen, daß dies alles sie nichts angehe — daß sie über jedes Herrenrecht, jede selbsteigene Einsamkeit mit ihren starken und bezwingenden Schritten hinwegschritte.

Als das neue Jahrzehnt begann, querte sich die Prinz Albrechtstraße zwischen die Parkanlagen des Prinzen Albrecht und des Kriegsministeriums, die vormals ineinanderflossen. Denn eine „Entlastung der Leipziger Straße" war Notwendigkeit geworden.

Aber damit nicht genug. Schon war die Entwurfszeichnung für das Abgeordnetenhaus, das sich da im Westen des Parks dicht am Herrenhaus erheben sollte, eingereicht und hatte die Genehmigung des Königs gefunden. Und wenn auch noch kein Stein auf den andern gefügt, ja nicht einmal die Baugrube ausgeschachtet war, der Geist dieses werdenden Abgeordnetenhauses wehte doch schon seine Atemzüge hinüber; der mächtige, weltgeschichtliche Bau warf schon seinen ereigniskündenden Schatten in die ländliche Einsamkeit der Gärten, wo die Tauben gurrten, die Flötentöne der Drosseln klangen und zuweilen der Hahn gewaltig und gebieterisch in die gute Stille hineinkrähte.

Dies alles, so lange erwartet, lange besprochen, in den Zeitungen wieder und wieder erörtert und ja nur ein Zeichen und Abglanz der ungeheuren politischen, sozialen und geschäftlichen Wandlung und Entwicklung der Reichshauptstadt und des Reiches, hatte nun, da es greifbar geworden war, doch mit einer gewissen jähen Energie für die Bewohner des verlorenen Großstadtwinkels eingesetzt.

So hatte Theo, wenn er in den Ferien zu Hause war, mit gespanntem Interesse die Veränderungen beobachtet, hatte sich mit nervöser Lebendigkeit die Hände gerieben und das Schnurrbärtchen gezaust. Der eigenen Kraft und dem eigenen Wollen antwortete die Kraft da draußen, und auf das frische Werden dort hallte es aus dem tatenfrohen Innern des jungen Menschen zurück. So hatte Hubert Vanderhouten den Kopf stolzer in den mächtigen Nacken geworfen, denn wenn ihn auch das Unglück der Tochter berührt hatte, sein Werk, sein Lebenswerk: das Geschäft — blühte und wuchs. Eines der angesehensten, zu schneller Macht erwachsenen Geschäfte der neuen Großstadt, die da durch die Parks sich hindurchquerte, ihren Riesenfinger reckte.

Aber wiederum der alte Herr in dem einsamen Hause mit dem verwilderten Garten, wo um den Sockel der verfallenen Fontäne bunte wilde Blumen sproßten und die Tauben sich immer mehr als Herrscher gebärdeten, er konnte nicht mehr mitschreiten. Es war, als ob ihm bei dem rasenden Aufstieg die Kräfte ausgegangen wären, als ob diese Entwicklung, die ihm da so nahe, so greifbar auf den Leib rückte, zu stark für seinen verfallenden Körper, seine zermürbte Seele wäre.

Es war das Schicksal Edmund van Kols gewesen, immer älter und gebrechlicher zu erscheinen, als er in Wahrheit war, da er sich jetzt erst den Siebzigern näherte. Und als er nun an einem dunklen Abend vor dem lebensgroßen Bild seiner schönen zweiten Frau ausglitt und sich die Rippen quetschte, da wußte jeder: es geht zu Ende. Wohl saß er in den nächsten Tagen noch ein paar

Stunden auf seinem alten gestickten Sessel, aber den Schleim eines verschleppten Katarrhs, der ihn schon seit Jahren quälte, konnte er nicht mehr recht hochbringen. Und er wiederholte immer kläglich zu Annemarthe, die neben ihm saß und geduldig seine Hand hielt: „Nutzt nichts, Marthe, nutzt nichts — ich muß sticken —“

Schließlich hatte man ihn wieder zu Bett gebracht, einen Pfleger für die Nacht, einen Pfleger für den Tag bestellt — einen katholischen, denn die wenig religiöse Gesinnung der Vanderhoutens hielt sie nicht ab, den Wert der katholischen Krankenpflege zu schätzen. Und Annemarthe ging umher, ordnete dies und das und zeigte die sanften und doch festen Bewegungen, die ihr immer eigen waren und ganz besonders, wenn sie am Bette eines Kranken wachte, den man mit Gewißheit verloren geben mußte.

⁂

Draußen aber in dem Garten mit dem grünen Rasen, wo die schönen Frauen und Töchter des alten Herrn ihren sonderbaren Reigen getanzt hatten, stand Gotthold, still und geduldig, und wartete auf ein Zeichen seiner Mutter. Die Mutter hatte ihm versprochen, daß er noch einmal den Onkel Edmund, der immer so besonders gut gegen ihn gewesen war, besuchen dürfe.

Und Gotthold horchte und harrte. Die Septembersonne spielte auf dem mit Früchten beladenen Nußbaum, wie einst, da Gottholdchen oben das Bild der Prinzeß — Roseline betrachtete. Und auch Kroschentitentauri kroch an der Mauer entlang und strich ihren Buckel um des Knaben Knie. Aber er beachtete sie nicht. Er war ängstlich und erwartungsvoll zugleich.

Jetzt erschien Annemarthens Kopf oben am Fenster und winkte. Mit zagen Schritten, in einem Gemisch von Bangigkeit und Erwartung, schritt Gotthold an dem alten Festsaal entlang die Treppe hinauf.

Die Mutter empfing ihn an der Tür des Zimmers. „Er ist eben erwacht. Gib ihm leis die Hand, Gotthold, und gehe dann gleich wieder. Das Sprechen wird ihm sauer...“

Gotthold näherte sich zögernd dem Bett, sah, wie sich ihm eine knochige, gelbliche Hand entgegenstreckte, in die er ganz erstarrt die kleinen Finger legte. Er hörte undeutliche Laute einer bekannten Stimme. Gänzlich fassungslos starrte er auf den im Bett Ruhenden — — Das sollte der Onkel sein — dieses gelbliche, sich lang in die Höhe reckende Gesicht, das zu beiden Seiten Büschel weißer Haare umstanden — Das sollte er sein?

Er fühlte, wie der Kranke matt die Hand aus der seinen löste. Die Gestalt in der braunen Kutte führte Gottholdchen auf einen Wink der Mutter zur Tür.

Draußen stand der Knabe unbeweglich. Wie aus weiter Ferne hörte er noch die Stimme des frommen Bruders, als sich die Tür schon lange hinter diesem geschlossen hatte: „Hättest ihn wohl nicht erkannt, Kleiner? Der alte Herr sieht aber auch so verändert aus, weil man nicht gewöhnt ist, ihn ohne die Perücke zu sehen —“

Eine lange Weile kauerte Gotthold reglos am Geländer der Treppe. Dann schlich er langsam, zögernd hinab in den Garten. Er sah das gelblichweiße, mumienhafte, sich lang in die Höhe reckende Gesicht; er hörte die Worte des frommen Bruders: „— weil man nicht gewöhnt ist, ihn ohne die Perücke zu sehen — —“

Und wie nun Gotthold traumwach vor der verfallenen Fontäne dastand und sich immer wieder aufs neue wiederholte, daß die glänzenden, braunen Haare nur eine Perücke gewesen sein sollten, kam ein langes staunendes Sinnen über ihn. Ein Fremder, ein ganz Fremder hatte für ihn da in den Kissen gelegen — der Onkel, den er so sehr geliebt, der ihm die Bilder von den schönen Frauen, die seine Frauen gewesen sein sollten, so oft gezeigt hatte — zu ihm gehörte das starke, dichte, so unbegreiflich dunkel gebliebene Haar...

Und in Gottholds Köpfchen wuchs die Perücke wieder auf dem Haupte des Alten fest und wandelte mit dem Bild des armen alten Freundes durch Gottholds Kinder- und Jünglingszeiten in seine Mannesjahre...

⁂

Im Gärtchen der Vanderhoutens dufteten die Rosen. Es war ein Sonnabend im Juni, und der Abend senkte sich lind und duftschwer herab auf den grünen eingehegten Winkel.

Um den großen Tisch in der Ecke des Gartens neben der weinumrankten Treppe,

wo die rosigen Blüten eines hohen, königlichen Rosenstockes in die Abendluft hineinquollen, sammelte sich die Adriansche Familie. Auch Theo, der jetzt nach dem Staatsexamen Assistent an der Charité war, und sein Bonner Freund Justus, ein langer Mensch mit treuherzigen blauen Augen und einem bartlosen Gesicht voll Bierpocken, waren bei der Tafelrunde.

Bowlengläser und eine mächtige Glasterrine, ein altes holländisches Erbstück, standen neben dem Windlicht auf dem Tisch, und Luciens weiße Hände schälten und schnitten die duftenden Pfirsiche. Während der Vater und Edgar sich in die Zubereitung der Bowle mit jener Andacht und jenem Ernst vertieften, die nur ein rheinisches Gemüt ganz verstehen kann.

„Eigentlich ist's mit keiner Bowle etwas, man hätte sie denn selber zubereitet," erklärte eben Adrian Justus, der neben ihm stand und mit sachverständiger Miene der wichtigen Handlung zuschaute. „Es ist im Grunde immer Mansch, und wer etwas vom Weine versteht... Kommen Sie, Herr Mathiesen" — er füllte aus dem neben ihm stehenden Rauentaler zwei blanke Gläser für sich und Justus — „Der Rhein soll leben, der Alte Zoll! Bonn — die Weinberge —"

Die Gläser klangen zusammen. Annemarthe aber flüsterte ihrem Gatten leise zu: „Adrian, wie darfst Du nur! Jetzt noch vor der Bowle! Der Justus wird schon nachher noch das Seinige leisten."

Ja, er würde nachher noch das Seinige leisten. Einstweilen aber ging man langsam über die schmalen Gartenwege dahin. Die Bowle sollte ziehen.

Theos Kopf glühte. Er war der einzige von den Herren, der nicht ganz bei der heiligen Handlung der Bowlezubereitung war. Er kam von einer medizinischen Sitzung, wo die eben auftauchende Tuberkulin-Theorie behandelt worden war, und strömte über von den Ausblicken und Hoffnungen, die sich da boten. Und Annemarthe hörte ihrem Ältesten zu, wie er ihr da vordozierte. Wie immer aufmerksam und vertieft. Aber diesmal mit einem leisen schmerzlichen Zug um die schmalen Lippen. Der Vater ihrer Mutter war an galoppierender Schwindsucht gestorben. Allerhand traurige Erinnerungen wurden in ihr wach.

„Ja, Junge, wenn das etwas würde, es wäre in Wahrheit eine Erlösung für die Menschheit." Ein Seufzer klang aus ihrer Brust. In den großen grauen Augen lag es wie eine fromme Bitte. „Eine Erlösung für die Menschheit..."

Theo tat es wohl, daß sie so ganz bei der Sache war. Aber er fühlte, daß sie zu ernst ward, und lenkte ab.

Die Mutter und Lucie waren die einzigen, die ihm gelauscht hatten. „Ihr habt wohl vorher schon Weinprobe gehalten, ehe ich kam?" fragte er Edgar mit einem schnellen Blick auf das vergnügte Lächeln um des Vaters und Justus' Lippen.

Edgar nickte. „Drinnen im Keller! Ich sage Dir! Dieser Rauentaler! Es wird schwer sein, sich nachher noch für das Pfirsichwasser zu begeistern."

Theo wiegte den Kopf. „Um diesen Abend bin ich unbesorgt," flüsterte er der Mutter zu. „Sie werden alle die genügende Bettschwere haben."

Was Justus betraf, so war er jedenfalls medizinischen Hypothesen heute nicht zugänglich. Wenn er neben der Bowle noch Aufmerksamkeit zu verschenken hatte, so galt sie den Töchtern des Hauses. „Hebe..." sagte er leis mit schon gelöster Zunge zu Theo, als Lucie jetzt an der Bowle stand und einschenkte.

In der Tat hatte Luciens Gestalt in den letzten Jahren eine anmutige Fülle gewonnen, die ihr etwas Junonisches verlieh. Das gemmenhafte Gesicht aber war noch immer blaß und bewahrte den madonnenhaften Ausdruck. Wie sie da in ihrem weißen Kleide mit dem wellig gescheitelten Haar, den braunen Knoten tief im Nacken, stand und mit ihren ruhigen und gehaltenen Bewegungen die Gläser füllte, wirkte sie wie ein Bild aus alten Zeiten. Neben ihr hatte die jüngere Schwester, die rosige, noch immer prustende Eva, deren einst so widerspenstige braune Zöpfe jetzt in dichtem Flechtwerk am Kopfe aufgesteckt waren, einen Stich ins Alltägliche. Justus plauderte immerzu mit der behaglichen Siebzehnjährigen, aber seine Blicke gingen nicht von Lucie. „Hebe!" sagte er noch einmal mit Überzeugung zu Theo.

Der lachte. „Odysseus" — das war der Kneipname des Freundes, da er oft und oft von seinen nie ausgeführten Reisen als

Schiffsarzt phantasierte — „Ihr habt gut vorgesorgt da im Keller. Du siehst mit diesem Trank im Leibe bald Helenen in jedem Weibe.“

Aber da wurde Justus ärgerlich. „Verzeih, ich bin sehr nüchtern. Aber wenn Du so ganz Mediziner und Tuberkulinverkünder bist, daß Du so ein Bild nicht zu würdigen weißt —“

Theo winkte ab. „Ja, ich weiß. Aber sei still! Sie hört her, und Lucie mag so etwas nicht.“

Lucie mochte in Wahrheit so etwas nicht. Etwas von der Ungelöstheit und Schwere, der seltsamen Sensitivität ihrer Backfischjahre war ihr geblieben. Das kleine Mädchenzimmer im zweiten Stockwerk mit den weißen Gardinen und den alten Mahagonibetten beherbergte zwei sehr verschiedene Naturen. Lucie war noch immer das „Madonnchen“, aber ein schmerzlicher Zug kam in das schöne, blasse Gesicht, wenn die Noncontenta sie zuweilen so nannte. Lucie ging in den letzten Jahren öfters zu der Tante hinauf, obwohl diese sie wahrhaftig nicht verwöhnte. Die Stacheln und Borsten der Noncontenta zeigten sich selten so sehr wie gegenüber der sanften Lucie, die es doch in aller Güte und aller Liebe immer wieder mit der Tante versuchte. Da war die Noncontenta der reinste Igel. Suchte zu verletzen und zu stechen, wo es nur ging. Als ob es sie reizte, daß man der Lucie so gar nie etwas anhaben konnte.

Oben in dem kleinen Mädchenzimmer in einem fest verschlossenen Schreibfach, zu dem Lucie den sorgsam gehüteten Schlüssel stets bei sich trug, lag eine kleine Bleistiftskizze, die die Noncontenta zeigte. Und in Stunden, da das Mädchen sich ganz ungestört wußte, betrachtete es das Blatt mit schmerzlichen Augen. Dieses Blatt und eine größere reizvolle Farbenskizze, die Insel Nonnenwerth im Rhein darstellend. Alfred Beusing hatte sie ihr vor einem Jahr geschickt. Als sie ihm erzählt hatte, daß diese Insel eine ihrer merkwürdigsten Erinnerungen sei. Als sie ihm bewundernd von dem tiefgrünen einsamen Fleck im Rheine, von den sanften, schweigenden Nonnen, die sie dort aus der Ferne geschaut, gesprochen hatte, von dem weltfernen, verwunschenen Zauber über dem allen.

Alfred Beusing kannte Nonnenwerth und hatte leise mit dem Kopfe genickt. „Ja, Fräulein Lucie, ich verstehe, daß dies alles Ihnen so nahe ist. Wenn Sie auch nicht katholisch und nicht eigentlich fromm sind. Obwohl Sie mir als die größte Frömmigkeit, die es je gegeben hat, erscheinen!“ —

„Es gibt auch verwunschene Menschen, die so schön in ihrer Verwunschenheit sind, Fräulein Lucie. Nur die Liebe löst ihren Bann,“ hatte er nach einer Weile langsam hinzugesetzt . . .

Am folgenden Tage hatte er ihr die kleine Farbenskizze zum Abschied gesandt. Denn ehe er sich an einer der deutschen Universitäten habilitierte, mußte er nun für längere Zeit nach England gehen.

Die Farbenskizze zeigte ein sanftes, stimmungsvolles Bild. Man sah den Zug der weißgekleideten Nonnen auf der sich weit in den Rhein streckenden tiefgrünen Insel. Etwas Persönliches, Geheimes war in die Linien, die sich lang hinziehenden, lang ausziehenden Linien hineingegossen...

Seitdem war fast ein Jahr vergangen. Außer einem kurzen Gruß zum Weihnachts- und Osterfest hatte Lucie nichts mehr von Beusing gehört. Er verkehrte nicht im Hause ihrer Eltern, und seit Oskars Tod war er auch auf dem ersten Stockwerk gewesen, um Annemarie, die Frau seines Jugendfreundes, zu besuchen und sich nach dem kleinen Nachkömmling zu erkundigen.

Jetzt hatte Lucie das letzte Glas gefüllt. Es war dunkel geworden, und Adrian zündete das Windlicht an. „As jou belieft,“ sagte er zu Justus und rückte ihm einen Stuhl neben seinen Rohrsessel. Wenn Adrian ganz besonders gemütlich ward, fiel dann und wann noch ein Wort aus seiner Muttersprache dazwischen.

Über Justus aber war die Begeisterung gekommen. Er klopfte ans Glas und sprach und sprach. Sprach aus der Fülle eines durch manches Glas guten Rauentalers und vom Anblick eines schönen Mädchens heftig bewegten Gemütes. Und die Rosen dufteten, das Windlicht warf hellen Schein in den sommeratmenden Garten.

„Ja — Theo — Du lachst mich aus — Natürlich! Du gelehrtes Haus! — Du künftiger Professor! Du Leuchte der Wissenschaft, Tuberkulinforscher schlechthin! Ja, Du lachst mich aus — aber ich muß sprechen. Odysseus, Ozeanfahrer, wirst Du

sagen, bleib auf dem Lande! Ja, lache Du — ich muß sprechen!"

Und Theo lachte und Edgar lachte und Lucie lachte. Aber die Rosen dufteten stärker, und der der Schönheit und des Weines volle Justus sprach weiter:

„Ich muß sprechen, lieber Herr Vanderhouten, liebe gnädige Frau. Ich muß sagen, wie das ist, wenn man da von unserm Rheine, ein armer Fremder, hierherkommt, und dann so eine Familie findet — ja, verzeihen Sie, solch eine Familie —" Seine Blicke wanderten im Kreise und blieben auf Luciens braunem Scheitel haften. „Und dann so aufgenommen wird," fuhr er beherzt fort, „so im Garten und bei solcher Bowle. Die Pfirsiche nicht zu vergessen, die uns Fräulein Lucie geschält hat," — er faßte beteuernd an sein Glas — „und den Rauentaler vorher nicht zu vergessen, lieber Herr Vanderhouten," er verbeugte sich achtungsvoll gegen seinen Nachbar Adrian hin. „Ja und was ich sagen wollte: in solchem Garten. In solcher Abendstille. Ja, ist denn das überhaupt Berlin? Ja, Theo, gewiß Du sagst, es ist erst recht Berlin. Gut! Es ist auch Berlin. Aber ein anderes Berlin, ein — ein — wie soll ich sagen? — reicheres Berlin mit Vorder- und Hinteransicht — Ja so ist es, ich fühlte es schon, wie ich durch den langen Kellergang ging."

Seine Füße bewegten sich schwerfällig, als ob er noch einmal den langen Gang hinunterschreiten solle. Aber er fuhr unentwegt fort. „Also es ist doch Berlin — ja — aber man hört den Rhein rauschen. Man hört den Rhein rauschen — — und — und —"

Von oben, vom dritten Stockwerk tönte plötzlich ein harter Husten hinab. Eine kleine dunkle Gestalt beugte sich einen Moment über die Brüstung. „Mynheer! Amsterdam niet to vergeten! Goeden avond!" klang es in die Nacht hinein.

Justus hielt einen Augenblick bestürzt inne. „Was war das?" sagte er, ganz aus dem Text gebracht, als sei ein Geist erschienen.

Die andern lachten. „Die Tante Bethchen. Sie mußte Oud Holland zu Ehren bringen."

Aber Justus war die Stimmung durch die plötzliche Erscheinung verdorben. Er vergaß den Schluß, hob nur noch matt das Glas gegen Adrian und Annemarthe hin. „Also — der Rhein! Es gilt! Und natürlich" — er blickte ängstlich nach oben — „Wie sagte die alte Dame? — Amsterdam! Oud Holland — Gewiß!" vollendete er mit schwerer Zunge.

Die Gläser klangen. Wenn es möglich gewesen wäre, war die Stimmung nach der von oben ergänzten Tafelrede noch heiterer geworden. Selbst Theo hatte des Tuberkulin vergessen und Annemarthe sich darin ergeben, daß der eine und der andere ihrer Herren heute mit einigen Gläsern über den Durst sein Lager aufsuchen würde. Trotz der Gehaltenheit ihres Wesens war sie zu sehr ein Kind vom Rheine, um nicht zu wissen, was eine Pfirsichbowle im Juni bedeute.

Auch freute sie sich, den geliebten Mann einmal wieder recht heiter und aller Sorgen vergessend zu sehen. Denn im Grunde wußte Annemarthe mit der Feinfühligkeit ihrer Natur gut, ohne daß darüber viel Worte zwischen ihr und Adrian fielen, wie die Dinge standen. Das Geschäft ging nicht schlecht. „Das Adriänchen karrt weiter," wie Ulrich Jaxtehausen es schon vor Jahren genannt hatte, „und der Edgar hilft ganz brav den Wagen vorwärtsschieben." Man konnte dabei leben — ja. Aber um den Geschäften eine großartigere Ausdehnung zu geben, dazu hätte es eines anderen flüssigen Kapitals bedurft. Oder man hätte etwas wagen müssen, wie Edgar oft gegen Theo mit lahmgelegter Energie klagte. Adrian war nie ein Freund von „Experimenten", wie er es nannte, gewesen. So sickerte das Geschäft weiter im gewohnten Bette.

„Verhungern werden wir nicht," hatte Edgar zu dem Bruder gesagt, als Theo in den Osterferien heimkam und in seiner geschäftstüchtigen Art nach den Resultaten fragte. „Verhungern nicht. Und der Vater hat ja vielleicht recht. Wir können eben nichts riskieren. Nur wenn man das alles unter sich und neben sich sieht —"

Edgar hatte zwar mit der Hand nach dem ersten Stockwerk gewiesen und gewiß auch zunächst an die außerordentliche Entwicklung des Hubertschen Geschäfts gedacht, aber im Grunde war es die ganze Luft jetzt ringsum in Berlin, die einen fähigen



Knabe zu Pferde.

Gemälde von Fritz Burger.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

jungen Menschen reizen und anreizen mußte. Existenzen erstanden da aus dem Nichts, großartige Unternehmungen wurden eingeleitet; wessen Name gestern noch niemand gekannt hatte, der konnte morgen vielleicht schon seinen Platz auf dem Weltmarkt haben. Freilich, es gab auch böse Dinge. Im vorigen Jahre dieser schlimme Börsenkrach. Aber Hubert Vanderhouten hatte auch dabei keinen Groschen verloren. Er hatte genug Bedachtsamkeit von dem alten Vanderhouten ererbt, um nicht in halsbrecherische Dinge hineinzugehen.

„Wir stehen mit gekreuzten Armen dabei — wollen nichts, wagen nichts. Und ist das Jahr vorbei, so haben wir unsern Bedarf gedeckt,“ vollendete Edgar in schweigendem Einverständnis mit dem Bruder eine lange, mißvergnügte Gedankenkette. Annemarthe hatte oft die Sache ihres Adrian gegen die Söhne führen müssen. „Wäre der Vater wie Onkel Hubert, so wäre eben auch manches andere anders. Er hätte selbst gewiß den größten Vorteil davon gehabt. Aber er hat eben nie anderes gekannt, als mein und Euer Behagen ängstlich zu hüten. Glaubst Du etwa, Theo, wenn der Vater wäre wie der Hubert, Du hättest je die Universität beziehen dürfen? Und den Edgar hätte er als halbes Kind in die Fremde geschickt, wie er es mit seinen Söhnen gemacht hat.“

Die Söhne schwiegen. Sie wußten gut genug, wieviel Wahres in den Worten der Mutter war. Und schließlich siegte die große warme Liebe, die das Adriansche Heim durchflutete, über das Gefühl zerquetschter Tatkraft in der jungen Generation.

Nun saß man da unten im Garten, und die Gläser klangen immer aufs neue. Doch der Ruf der Noncontenta: „Oud Holland nicht zu vergessen“ — sollte nicht der letzte Gruß des Hauses gewesen sein. Schon war die Nacht tiefer hinabgeglitten, als Schritte auf dem Kiesweg knirschten. Im gelben Schein des Windlichts sah man Huberts mächtige Gestalt herantreten. Die muntern Stimmen und der Gläserklang hatten ihn hinabgelockt. Bei ihm gab's ja nicht allzuviel Heiterkeit jetzt. Die Söhne waren alle im Ausland. Konrad, nachdem er mühsam zu Ostern mit zwanzig Jahren das Einjährige erlangt hatte, nun mit Richard in London. Mit Annemarie und dem Kleinen plauderte Hubert wohl ab und zu. Aber Annemarie war nicht mehr die Vergnügt-Harmlose, die sie einst gewesen war, und Christine lebte jetzt in einer Hochflut der Erwägungen. Zum Herbst, ehe Gerhart von Paris heimkehrte, um in das väterliche Geschäft einzutreten, sollte die Wohnung renoviert werden. Da war nicht gut in Christinens Nähe sein, und man konnte begreifen, daß Hubert ein kleiner Ausflug erwünscht war.

Der Bankherr war besonders aufgeräumt. Alte Erinnerungen regten sich in ihm, als er Adrian und die Neffen weinselig um die Bowle sitzen sah. Die Jahre am Rhein stiegen vor ihm auf, da man gemeinsam gearbeitet und gelebt, sich gemeinsam geärgert hatte, aber auch gemeinsam vergnügt gewesen war. Hubert Vanderhouten wußte gut, daß hier in Berlin erst seine „große“ Zeit gekommen war. Aber als er jetzt das Samtkäppchen auf der Stirn höher rückte und seinen Stuhl neben Justus schob, lag doch ein Behagen in seinen Zügen, und die schweren senkrechten Linien auf der gescheiten Stirn waren fast verwischt.

Justus blickte respektvoll auf „den“ Vanderhouten, wie er Hubert oft zur Unterscheidung von Adrian hatte nennen hören. Und diese Ehrfurcht machte sein umnebeltes Gehirn für kurze Zeit wieder helle.

„Vom Rhein? Aus Bonn, Herr Mathiesen?“ fragte Hubert leutselig. „Ja, ich kenne Ihre Familie. Sehr gut sogar, Herr Mathiesen! Die prächtige Buchhandlung da am Marktplatz. Habe in früheren Zeiten manches Geschäft mit dem Herrn Papa und dem Herrn Großpapa in Freuden erledigt — ja ... Ja, Herr Mathiesen, der Rhein! Man wünscht sich manchmal doch zurück. Ob Sie es mir glauben oder nicht, Herr Mathiesen. Ja, aber hier ist der Weltmarkt. Einen Augenblick!“

„Eine vortreffliche Bowle! Marthe!“ — Hubert hob das Glas gegen seine Schwägerin Annemarthe — „Marthe, Ihr versteht es doch noch zu leben. Und Ihr könnt Freude an Euern Kindern haben. Bei mir da oben —“ Ein Achselzucken und eine Handbewegung des Bankherrn nach der Tiefe sprach den Satz zu Ende.

„Ja, Herr Mathiesen, wie ich sagte, es ist hier der Weltmarkt. Gewiß — aber glauben Sie mir, widerwärtige Dinge gibt's

da auch genug. Sie haben doch auch von den Krachs im vorigen Herbst an unserer Börse gehört?"

Er nickte langsam mit dem Kopf. „Sehen Sie, so etwas gab es nicht, als ich noch am Rhein herumreiste und Ihrem Herrn Großpapa die neueste Papierprägung vorlegte — Nein — nein — schön war es nicht, wie es da im vorigen Jahre hier ringsum krachte! Und wie das alles in die Zeitungen gezerrt wurde ..."

Hubert war noch aufgeräumter geworden. Ein Gläschen Bowle nach dem andern floß die Kehle hinab.

Mathiesen hörte in halbem Dusel, was die „Kapazität" ihm da erzählte. „Ein Mensch, dieser Vanderhouten —" murmelte er vor sich hin, als Hubert sich einen Moment zur andern Seite gewandt hatte. Mathiesens Kopf war schwer, seine Augen gingen nicht mehr von Lucie ...

Schließlich mußte doch Annemarthe zum Aufbruch mahnen. Zunächst sollten wenigstens die Töchter zu Bett. Lucie ging nicht gern. Sie fürchtete, die Mutter könnte noch Ärger ohne sie haben. Theo deutete sich ihr Zögern anders. Er hatte sich eigentlich geärgert, wie Justus im Dunklen immer zu ihr hinstarrte. War er der Unnahbaren doch nicht so zuwider? Nun, Theo war's zufrieden ... Justus war ein trefflicher Freund und ein tüchtiger Kerl.

Theo ahnte nicht, daß das Mädchen im Grunde gar nichts sah. Vor Luciens Auge stand, während die Gläser klangen, die Männer tranken, der Onkel sich behaglich ausbreitete, und die kleine Eva munter schwatzte, die tiefgrüne Insel Nonnenwerth. Sie sah den Zug der schweigenden Nonnen.

Ein Seufzer hob des Mädchens Brust. Sie stellte die geleerten Bowlengläser leis zusammen, küßte der Mutter Stirn, wünschte allen eine gute Nacht und ging Arm in Arm mit der Schwester aus dem duftenden, klingenden Garten.

⁂ ⁂ ⁂

Theo Vanderhouten saß in seinem Zimmer. Vor ihm im Garten breitete sich der alte Nußbaum, riefen die Vögel. Er beachtete es nicht. Er arbeitete. Zäh und fleißig, wie er schon als Jüngling über dem Mikroskop gesessen hatte. Von zwingendem Trieb geleitet, der alles Widerstrebende zur Seite stößt. Heute in fast nervöser Anspannung seiner Kräfte. Im Bann der Idee, des Ausblicks, von denen er gestern der Mutter gesprochen hatte.

Die Laune eines Weinabends hatte für ein paar Stunden in dem jungen, lebenglühenden Menschen den Anstoß aufgehalten, die tiefe Erregung dämpfen können. Nun aber war er wieder bei der Sache, die er als seine Sache fühlte. Was da zunächst lockte und zwang, war ein Ergründen und Aufspüren, dem zäher, entsagungsvoller, wissenschaftlicher Fleiß eignete. In der Ferne aber schimmerte, was diese Theorie einst der Menschheit bedeuten könne ...

Die Stunden gingen. Mehr und mehr versank Theo in seinen Stoff. Und als er endlich aufstand und ans Fenster trat, die Arme reckte, war der Entschluß in ihm fest, sich mit allen Kräften dieser Forschung zu widmen.

Ein froher Sonntagmorgen breitete sich draußen. Theo blickte in den Garten hinab, der nun wieder einsam, in grüner Ruhe, dalag. Die Erinnerung an den Abend gestern, an die begeisterten Augen des Freundes stieg vor ihm auf. Und eben jetzt war es ihm, als ob er auf der Glasveranda nebenan Justus' Stimme hörte. Behutsam blickte er durch das Fenster, sah den Freund neben Lucie stehen.

Der kecke Theo kroch leise in sein Zimmer zurück und rieb sich unruhig die Hände. Ob er mit der Mutter sprechen, sie aufmerksam machen sollte? Aber was war da viel zu überlegen? Wenn Lucie wollte! Die Familie Mathiesen war überaus vermögend und angesehen, und Odysseus, der Ozeanfahrer, war der einzige Sohn.

Als aber Theo eine lange Weile ineinander gekrümmt dagestanden hatte und nun sacht die Tür zum Nebenraum öffnete, sah er die Schwester allein.

Zögernd trat er zu ihr. Luciens sonst weißes Gesicht war gerötet, aber in den Augen lag keine Freude. Eher ein Ausdruck verhaltenen, schweren Zorns, wie er ihn noch nie in ihren Zügen gesehen hatte.

Theo hob überrascht den Kopf. „Nun," fragte er behutsam, „mir war doch eben, als hörte ich Stimmen. Als ob Justus gekommen sei?"

Lucie blickte ihn jetzt voll an. Ein heißer Unwille kam aus den braunen Augen zu

ihm. „Ja, — Dein Freund war hier, und er hat es für nötig gehalten, mich zu fragen, ob ich seine Frau werden wollte," sagte sie mit schwerer Zunge.

Sie wandte sich zum Fenster. Theo sah den vor Erregung bebenden Frauenkörper.

„Nun?" sagte er gespannt.

„Er hat kein Recht, mich zu fragen," sagte sie hart, stoßweise. „Ich hatte ihm kein Recht gegeben —"

Theo blickte kopfschüttelnd auf die Schwester. Also sie hatte ihm einen Korb gegeben? Offenbar! Mitleid und Ärger regten sich in ihm .. Und nun stand sie noch da und schalt.

„Ist ein Heiratsantrag etwa eine Schande?" sagte er grob. „Wenn Du ihn nicht gemocht hast, so hättest Du es längst zeigen können. Warum gingst Du gestern abend nicht früher hinauf? Und tatest noch, als ob der Abschied Dir schwer würde?"

Lucie hatte den Sinn der polternden Worte garnicht verstanden. Mit fremden Augen sah sie über Theo hin. „Ja, es ist eine Schande," sagte sie langsam.

Es war etwas Hülfloses in ihrem Zorn, sodaß Theo still ward. Es war wieder die alte Lucie, die keine rechten Worte finden konnte. Aber das Eine sah man: sie war verletzt in ihrem Tiefsten, weil dieser für sie fremde Mann sie schön und liebenswürdig gefunden hatte.

Kopfschüttelnd sah ihr Theo nach. Er war wütend, und zugleich tat sie ihm leid. War sie denn töricht? War es etwa eine Schmach, geliebt zu werden? Jedenfalls schien sie es so zu empfinden. Er sah die schwere Art, wie sie die Hand hob. Als ob sie eine Beleidigung von sich abwehre. Wie ein hülfloses Kind und zugleich wie ein in seinem Letzten gekränktes Weib.

⁂

Auf dem zweiten Stockwerk gab es großes sonnabendliches Reinemachen. Billa — Billa Raueisen — Gottholds geliebtes Blauseidenäugelchen, stand oben auf der Trittleiter und putzte eines der Fenster der Glasveranda nach dem andern. Mit einer Kraft, in der eine heftige Bewegung zitterte. Während Elise, das zweite Hausmädchen, auf dem Boden kauerte und seifte und dann und wann mit einer Antwort nach oben aufwartete.

Die Tür zum Nebenzimmer, wo Gotthold über seinen Schularbeiten saß, war halb geöffnet, und die warme Luft trug zu dem Ohr des Knaben verstreute Flocken der Unterhaltung zwischen oben und unten, zwischen der Trittleiter und dem geseiften Fußboden, zwischen der zusammengekauerten Gestalt der kleinen Elise und dem mit heftigen und zornigen Bewegungen hantierenden Blauseidenäugelchen.

Die Jahre hatten Billa nicht verschönert. Der hellbraune Haarscheitel war breiter und kahler geworden, und die grünblauen Augen standen in einem grauen, verwelkten Gesicht voll Falten und Mißvergnügen. Das magere Zöpfchen am Hinterkopf aber hatte sich unter der Wucht innerer und äußerer Bewegtheit jetzt gelöst, und seine Spitze stach mit einer gewissen Giftigkeit in die Luft hinein.

Gotthold, der zuweilen von seinen Büchern verstohlen durch die geöffnete Tür blickte, kannte aus einer langen, dumpfen Kindererfahrung diese Sturmzeichen. Genau so hatte das Zöpfchen oft in die Luft gestochen, wenn Eva mit einer guten Alltagsschlauheit dem kleinen Bruder bei irgendeiner Gelegenheit das schmalere Kuchenstück zuschob, und Billa sich mit gesträubtem Gefieder für ihren Liebling einsetzte. Wieviel heimliche und oft unverdiente Püffe Eva von Billa erhalten hatte, denen Gotthold in seinen ersten Lebensjahren mit stummen und dummen Augen zugesehen hatte, wer wollte es zählen.

Heute aber war Gotthold schon ein Alter und er verstand bald aus untrüglichen Merkmalen, daß es über seine Mutter herging. Die „Madam", wie Billa, ihren rheinischen Sitten treu bleibend, die Hausfrau noch immer titulierte, hatte der Elise fünf Taler Lohn zu Lichtmeß zugelegt, und bei Billa hatte nichts von einer Aufbesserung verlautet.

Die Luft war schwer und schwül. Im Garten, wo Lucie, die einzige der Familie, die zu Hause geblieben war, über ihre Stickerei gebeugt saß, ließ dann und wann ein kurzer Windstoß den Blütenschnee der Akazien hinabwehen, und die Tauben nebenan flatterten unruhig.

Gotthold blickte mit seinem suchenden, dumpfen Kinderblick ins Leere. Was war das nun mit der Billa? Die

Mutter hatte natürlich recht. Aber ein bißchen recht hatte die Villa vielleicht auch? In das sehnende Herz des Knaben schlich eine Ahnung, daß ein Mensch immer recht im tieferen Sinne hat, wenn er so grau und mißvergnügt dasteht und klagt. Gerade, weil ihm kein Unrecht geschehen ist, als das Unrecht seiner Existenz. Daß er doppelt recht hat, wenn ihm im Grunde gar keine Unbill von Menschen zugefügt ward, sondern wenn sein ganzes freudloses Dasein nur wie ein dunkler Seufzer aus der Tiefe zu den bevorzugteren Kreaturen dringt.

Gotthold stützte den kleinen Kopf in die Hand. Die Villa! Wie sie da oben stand! Man konnte gar nicht recht froh sein, wenn man das mißvergnügte Gesicht sah. Gar zu gerne hätte ihr Gotthold den schönen Pfirsich, den ihm Lucie zu sechs Uhr hingelegt hatte, in die Hand gedrückt, aber er wagte es nicht.

Da tönte draußen die Klingel. Mit einem undeutlichen Gebrumme trocknete sich Elise die Hände und schickte sich an, den langen Hinterkorridor hinunterzueilen und eine weiße Schürze vorzubinden, um vorn zu öffnen. Diesen Moment benutzte der Kleine, um zu Villa zu treten, die eben hinabgestiegen war, um mit ausdrucksvollem Poltern die Trittleiter vor das nächste Fenster zu schieben.

Gottholds kleine weiche Hand stahl sich schmeichelnd in die hartgearbeitete der Villa. „Du mußt nicht böse sein, Villa. Die Mama meint es nicht so. Weißt Du, ich will der Lucie heute mal sagen, daß Du die braune Samtkapuze, die die Mama den Winter nicht mehr tragen will, gut gebrauchen kannst?

„Die Samtkapuze?!“ Die Villa lachte höhnisch. „Die hat schon Beine bekommen. Die hat die Mama heute mittag dem Nähgretchen in den Korb gepackt.“

Gotthold stand betroffen. Ach so! Das taube Nähgretchen war da gewesen, während er in der Schule war. „Ja, weißt Du, das Gretchen ist aber auch so alt und so taub,“ meinte er versöhnend.

Aber da kam er gut an. In den blauseidenen Augen funkelte es grün. „Taub? Die taub!“ Sie schluckte heftig. „Schrei' ihr mal in die Ohren: ‚Da liegen hundert Taler für Dich, Gretchen!‘ Dann sollst Du mal sehen, wie die fein versteht.“

Gotthold schwieg hilflos.

Jetzt kam Elise vom Korridor her. Ihr kleines Hausmädchengesicht zeigte ratlose Verlegenheit. Sie schwenkte eine Visitenkarte in der roten, noch etwas feuchten Hand. „Da ist ein Herr dagewesen. Ein feiner Herr, aber ich kenne ihn nicht — Heusing — Leusing —“ Sie hielt Villa die Karte an die Leiter. „Kennen Sie den? Gottholdchen, kennst Du ihn? Er fragte, ob die Herrschaften zu Hause seien, und meinte, ich brauche Fräulein Lucie nicht erst heraufzurufen. Er könne ja in den Garten zu ihr gehen, er wisse Bescheid. Er war schon wieder fort, ehe ich ihn hinunterbegleiten konnte.“

Gottholdchen faßte vorsichtig die Karte. „Alfred Beusing, Privatdozent an der Universität Greifswald,“ las er langsam buchstabierend. „Nein — ich weiß nicht, Elise. Aber wenn er in den Garten geht, die Lucie wird ja schon wissen —“

Und nachdem er nochmals mit dem Hausmädchen die Karte stumm betrachtet hatte, wandte er sich wieder zu seinen Büchern. Während die Elise sich mit einem ratlosen Achselzucken auf die Erde kniete und aufs neue zu seifen begann, und Villa in der Höhe stumm und verachtend das Fenstertuch schwang.

⌘ ⌘ ⌘

Im Garten, wo die letzten Rosen blühten, hatte Lucie lange über ihre Stickerei gebeugt dagesessen. Manchmal, wenn ein neuer Windstoß durch die Bäume ging und die Akazienblätter schimmernd hinabwehten, blickte sie für einen Moment prüfend hinauf. Nun aber, da es zum Abend ging, ward die Luft weniger schwer. Auch die Tauben im Nachbargarten hatten sich beruhigt. Irgendwo in der Nähe mußte ein Gewitter gewesen sein. Vom Park wehte es kühl und frisch in das grüne Gebüsch des Gartens.

Lucie legte ihre Arbeit schweigend zusammen. Langsam, in der Pracht ihrer hohen, vollen Glieder, schritt sie über die beschneiten Wege dahin, sog die wohltätige Kühle in sich ein. Ihre Hände, die, weiß und schlank, sehr zart für die üppige Gestalt erschienen, faßten sanft den Zweig eines

Rosenstockes und bogen ihn zu sich nieder. Ihre Blicke liebkosten diese letzten rosigen Blüten, die leuchtend in den Abend hineinquollen. Nebenan auf den Beeten blätterten die Geranien; wie Blutstropfen lagen die roten Blumenblätter im Gras.

Ein Seufzer hob Luciens Brust. Sie löste behutsam, wie in zögerndem Abschied, die feinen Hände von dem Rosenzweig, der sich leis wieder in die Höhe bog. Es war, als ob die Mutter Erde selbst dahingehe, wie das jungfräuliche Weib in seiner ungelösten Schönheit durch den kleinen Garten schritt und liebkosend und segnend die Zweige berührte.

Und wie sie nun da stand und über die niedere Mauer in den weiten Park starrte, weniger in Gedanken als in einem dumpfen Sehnen, da knarrte die Tür.

Sie schaute hin, sah, erkannte. Ein Traum ward Leben. Aber kein Glied des schönen Körpers regte sich. Ja, es war fast, als ob ihr der Atem versage. Unbeweglich stand sie in dem hegenden, schützenden Grün des Gartens.

Da kam er, der Mann, der ihr Erwecker gewesen war, von dessen Augen geleitet sie in seligem Begreifen anders, besser, tiefer hatte sehen gelernt. Der ihr ihr eigenes Wesen, die hilflose, schwere Starrheit, die auf ihr lag, mit feinem und gütigem Verstehen gedeutet hatte. Und doch stand sie still, konnte ihm keinen Schritt entgegen tun im ungeheuren Schreck eines großen Glückes, in einer maßlosen, zitternden Erwartung, die alle ihre Kräfte band.

Mit seinen festen, gebräunten Fingern faßte er die weichen Mädchenhände. „Fräulein Lucie! Lucie, ich habe nicht geschrieben. Sie mußten alles wissen. Oder es war alles vergeblich, alles ein Irrtum! Aber jetzt bin ich hier —“

Sie blickte zu ihm auf. Ein jubelndes, seliges Erwachen lag in den braunen Augen. Die Rosenhecke öffnete sich. Wie im Traum hob Lucie die Arme und legte sie um des Mannes Hals.

Das Kind ward zum Weibe in dem Augenblick, da er sie in dem grünen Winkel des Gartens an sich zog.

„Die Eltern werden mit uns froh sein,“ sagte Lucie nur einfach und fest, als sie Beusing an ihrer Hand zur Wohnung hinaufführte.

Dritter Abschnitt.

Hubert Vanderhouten schritt die Wilhelmstraße hinunter. Seine mächtige Gestalt zeigte noch immer die verblüffende Kraft und Lebensfülle, ja der Bankherr wirkte nun, da er sich schon gemach den Sechzigern zu nähern begann, imponierender als in den Tagen der Jugend. War er auch nicht mehr der schöne Mann, in dessen Gesicht sich blühende Jugend mit einer überraschenden Regelmäßigkeit der Züge geeint hatte, so verriet dafür heute seine ganze Erscheinung eine herrschende Persönlichkeit. Eine Persönlichkeit, die sich fühlte, sich mit Berechtigung fühlte.

Den Kopf in den mächtigen Nacken geworfen, richtete Hubert Vanderhouten, als er an dem hohen Bau des Kriegsministeriums vorüberschritt, seine Augen, graue, kluge, offenblickende Augen, auf die steilen Mauern, als bohre er sie hinein. Und in der Tat waren seine Gefühle weit weniger bei dem, was sichtbar vor ihm stand, als bei den Dingen, die sich hinter den Gebäuden in dem stillen Park abspielten.

Nun war die Baustelle des Abgeordnetenhauses längst ausgeschachtet, und die Aufmauerung des Kellergeschosses näherte sich bereits ihrer Vollendung. Das waren Dinge, die Hubert Vanderhouten mit tiefinnerlicher Befriedigung erfüllten. Eine wohlwollende, ja wenn man dies Wort auf ihn anwenden durfte, sanfte Stimmung überkam ihn, wenn er abends nach dem Diner im Gartenzimmer unter den hohen Phönixen und Araukarien seinen Mokka schlürfte und, das goldene Pincenez auf die Nase geklemmt, zwischen den Bäumen hinspähend den Fortschritt der Maurerarbeiten beobachtete.

Neuerdings war es sogar Sitte geworden, daß er sich dann von dem kleinen Ully das Opernglas holen ließ. Und mit weitaus größerer Befriedigung, als er je durch dieses Glas in früheren Jahren Darbietungen der Bühne gefolgt war, beobachtete er nun das Schauspiel da drüben. Die gelegentlich hingeworfenen spöttischen Bemerkungen Gerharts störten ihn nicht. Nur zuweilen trumpfte Hubert auf, und Keulenschläge über „Menschen, denen eben alles gleichgültig sei,“ und die „nie aus ihrer Indolenz zu wecken seien,“ sausten nieder.

Meistens aber saß er in seinem Ledersessel, schraubte unaufhörlich an dem Glas und hob dann und wann den kleinen Ully auf seine Knie, um ihm einen seit dem letzten Abend sichtbaren Fortschritt da drüben zu zeigen. Was der Kleine mit verschmitzten Grimassen, die eher wie Spott denn wie Zustimmung erschienen, erwiderte.

Hubert Vanderhouten begrüßte in dem gewaltigen Bau des neuen Abgeordnetenhauses das neue, immer machtvoller aufblühende Berlin, und in dieser machtvoll aufblühenden Stadt fühlte er sich selbst. Ohne sich darüber klar zu werden, empfand er es wie eine sympathische Ovation, daß dieser gewaltige Bau sich eben hier, so nahe dem alten Vanderhoutenschen Familienhause, in die Lüfte erheben würde. Das war Berlin, das da herübergrüßen würde! Neu-Berlin! Und in diesem Neu-Berlin durfte er sich als wichtiger Faktor, als mittreibende Kraft fühlen!!

Heute aber lag noch ein besonderer Nachdruck in dem Hubert stets eigentümlichen Gang, der, schwer und doch zugleich wiegend, die innere Kraftfülle so recht zeigte. Ein besonderer Nachdruck und Stolz auch in dem Spürblick, mit dem des Bankherrn Augen witternd zu den Fortschritten da drüben gingen. Es war heute ein bedeutungsvoller Tag für das Vanderhoutensche Geschäft. Genau zehn Jahre waren vergangen, seit seine Gründung in kaufmännischen Kreisen bekannt gemacht wurde. Obwohl dies zehnjährige Jubiläum sonst ganz klanglos verlief, so hatten doch einige Hubert nahestehende Finanzgrößen ihm an der Börse in der Stille die Hand gedrückt. Und aus ihrem Ton, ihren Blicken konnte er fühlen, was er selbst wußte: daß er auf den Namen stolz sein durfte, den sich in den zehn Jahren das Bankhaus erworben hatte.

Die bedeutsamen Händedrücke an der Börse wirkten noch in Hubert nach, und wie er jetzt dem eigenen Heim zuschritt, wandelte sich das Selbstbewußtsein in seinem Gesicht sacht in jenen Ausdruck, der in Sonntagsstimmungen zuweilen in die Züge des Bankherrn kam. In jenen Stimmungen, für die der schlimme Theo gelegentlich das Wort vom „Lyrismus des Onkel Hubert“ geprägt hatte.

„Träumereien, Lieblichkeiten, die von einer angenehmen Ungefährlichkeit für einen Bankherrn sind,“ hatte Theo der etwas streng dreinschauenden Annemarthe diesen ‚Lyrismus‘ erläutert. „Träumereien — ja! Dann wird er weich, Mutter. Er denkt an seine Jugend. Nicht umsonst hängt in seinem Kabinett noch immer der Stich der alten Amsterdamer Börse. Er hat mir einmal erzählt, wie es in ihm als elfjährigen Knaben gewühlt habe, als der Großvater das alte, immer mehr versickernde Bankgeschäft, das doch seit Jahrhunderten bestanden, schließlich aufgeben mußte. Und nun faltet er über sich selbst gerührt die Hände und sieht, was er geschaffen hat.“

Was der Neffe in einem Gemisch von Wut und Sympathie für den rücksichtslos aufwärtsschreitenden Ohm, dessen Austritt dem Vanderhoutenschen Papiergeschäft den letzten Zug genommen hatte, als „Sonntagsstimmungen“ erklärte, das war heute besonders stark in dem Bankherrn. Erinnerungen — gerührte Erinnerungen kamen an diesem Jahrestag des zehnjährigen Bestehens seines immer mehr aufblühenden Bankhauses über ihn. Was waren das doch für seltsam-nagende Schmerzen gewesen, welch dumpfes Unbehagen, wenn er als Knabe das in Amsterdam übliche „Einläuten“ hörte, das Fremde oft eher als das Zeichen einer heiligen Handlung, denn als den Beginn der Börse sich ausdeuten mögen, das aber Vanderhoutenschen Ohren und Instinkten ein wohlvertrauter Klang war und in Hubert immer wieder an einen geheimen Nerv schmerzend rührte.

Hubert Vanderhouten nickte langsam mit dem mächtigen Kopf. Dann wurde der Blick seiner Augen wieder schärfer. Er dachte an die Zukunft seines Geschäfts. Dachte mit einer ruhigen Zufriedenheit an die mit Jaxtehausen nach Oskars Tod getroffene Vereinbarung. Zufolge dieser Vereinbarung war Annemariens Vermögen bei der Umwandlung der Berliner Bank in eine Privatfirma, die bei Oskars Tod schon eingeleitet war, bei Jaxtehausen geblieben; aber wiederum sollte im Todesfall des Alten das große Geschäft in den Besitz des Vanderhoutenschen Bankhauses übergehen. Es war als ein Natürliches in Aussicht genommen, daß der Enkel Ulrich einst in dies aus der Kraft der beiden Großväter geschmiedete Geschäft eintreten solle. Aber

Ully war ja heute noch ein Kind. Huberts überschauende Gedanken gingen zu seinen Söhnen. Mit kühler Schärfe trafen sie den jüngsten, den „Nichts", den „Dümmling", mit einem zweifelhaften Achselzucken Rick, bis sie bei Gerhart anlangten. Über dessen hervorragende Intelligenz war Hubert sich im stillen klar; Weihnachten sollte das „Bürschchen", der „Junker Großhinaus", wie er Christine gegenüber Gerhart meist nannte, auch Prokura bekommen. Und Annemarie, das arme Kind. Die Stirnfalten auf Huberts Stirn zogen sich zusammen, als er jetzt die Treppe hinaufstieg. Nein, an ihm sollte es nicht liegen — er wollte gewiß eine offene Hand haben, wenn sich Annemarie wirklich noch einmal eine Zukunft böte.

Der Schritt Huberts ward dröhnender. Gerade in den letzten Tagen war die Schwester Bethchen unten gewesen und hatte da etwas angeregt. Christine hatte ihre Bedenken — natürlich. „Natürlich!" wie Hubert in seinen Gedanken wiederholte, während sein Atem keuchender ging. „Wenn etwas aus Amsterdam kommt, mit den Vanderhoutens verschwägert ist — nicht aus Hamburg von den Fabricius, nicht aus Hamburg in einer luftdicht verschlossenen Blechbüchse mit einem Patent ‚Hamburg-Fabricius' —"

Hubert war jetzt oben an seiner Wohnung angelangt. Eben da er die Korridortür mit gereiztem Nachdruck aufschloß, meldete ihm schon der Diener: die gnädige Frau ließe sagen, die Frau Schwester sei gekommen, sei bei ihr vorne im Salon.

⌘ ⌘ ⌘

Die „Frau Schwester" war vorne im Salon. Als Hubert die Tür öffnete, sah er die kleine, merkwürdige Gestalt der Noncontenta in einen der eleganten Sessel aus gelbem Damast hinaufgehißt. Es ließ sich nicht gut anders nennen, sich nicht schlechthin als „Sitzen" bezeichnen. Denn die kurzen Beine reichten nicht bis zum Teppich hinab, und da die Noncontenta auch hier wieder das Fußkissen verachtend zur Seite gestoßen hatte, so war der Anblick, den sie inmitten des vornehmen Raumes bot, gar seltsam. Sie hatte fraglos Toilette gemacht zu ihrem Gange. Ein Kapotthut aus schwarzem Stroh saß auf dem heut besonders glattgebürsteten grauen Scheitel. Ein Kapotthut, dem wie der harten Moireeschleife, deren Enden mühlradartig in die Lüfte stachen, etwas Neugebackenes und Steifes anhaftete. Von gleicher Anmut war die schwarzseidene Mantille der Noncontenta, die in keine versöhnende Faltenweichheit zerfließen wollte, sondern sich widerspenstig und steif um den unansehnlichen, gekrümmten Körper staute.

Die Handschuhe hatte die Noncontenta, in der Hitze der Unterhaltung offenbar, von sich auf den kleinen Tisch geworfen, und die Finger schoben, während die Gestalt sonst in starrer Unbeweglichkeit verharrte, eben, da Hubert eintrat, die Ringe an der anderen Hand mit verhaltener Gereiztheit. Einige Schritt von ihr saß Frau Christine mit hochgezogenen Schultern. Als ob sie in der Bewegung eines zweifelnden und abweisenden Achselzuckens erstarrt wäre. Der Kopf mit dem sorgfältig frisierten, noch unverändert goldgelben Haar war in entsagendem Hochmut emporgehoben, die Augen waren märtyrerhaft zu der Decke des Salons gerichtet. Es lag eine Schwüle, heftiger, unterdrückter Mißmut in der Haltung der beiden Frauen, deren Bild die zwei hohen, einander gegenüberhängenden Spiegel in unendlichen Wiederholungen zurückwarfen.

Hubert stand einen Augenblick betroffen still. Dann drückte er seiner Schwester stark die Hand, deren Finger sich ohne die leiseste Gegenregung von den seinen quetschen ließen. „Nun? Was ist denn eigentlich hier los? Ihr seht ja aus, als sei Euch die Ernte verregnet? Na, Schwester Bethchen? Ist van Dam" — Hubert senkte die mächtige Stimme — „etwa nicht gekommen?"

„Er ist gekommen," ließ sich die Noncontenta mit Nachdruck vernehmen, während die Ringe an ihren kurzen Fingern wieder die Reise von unten nach oben, von oben nach unten vollführten. „Er ist gekommen. Und er hat es sich nicht nehmen lassen, mich gleich heut vormittag zu besuchen. Wenn Ihr gescheit wäret, so könntet Ihr und die Annemarie ihn schon morgen mittag bei mir sehen. Womit Ihr Euch noch in keiner Weise gebunden hättet," fügte sie mit einem scharfen Blick auf ihre Schwägerin hinzu. „Es scheint aber" — sie stieß heftig Luft durch die

Nase — „daß Christinen van Dam nicht vornehm genug scheint."

„Nicht vornehm genug!" fuhr sie verächtlich fort. „Der einzige Sohn von unserm Vetter Roger nicht vornehm genug. Es mag ja sein, daß man in Hamburg über so etwas andere Begriffe hat."

Hubert hatte sich geräuschvoll einen Sessel herangeschoben „Wie alt ist der — der — denn eigentlich?" fragte er mit einem spähenden Blick aus den klugen Augen.

Die Noncontenta bewegte die Schultern. „Ich würde ihn noch nicht für fünfunddreißig halten," sagte sie achtungsvoll, „aber er mag wohl schon seine zehn Jahre mehr haben. Du mußt doch auch wissen, Hubert, wann der Vetter Roger das Antiquitätengeschäft in der Calverstraat übernahm?"

Der Bankherr dachte nach. „Das mag so Ende der sechziger Jahre gewesen sein."

„Stimmt — stimmt! Er sagte, damals sei er eben großjährig gewesen. Mag schon sein, daß er seine fünfundvierzig hat. Nun, wie ich sagte, ich würde ihn für fünfunddreißig halten. Aber wie Ihr denkt — wie Ihr denkt. Ihr mögt schon finanziell bessere Anerbietungen für die Annemarie in den Jahren gehabt haben — aber wer war es auch? Leute, die das Geld wollten, die die Tochter des Hubert Vanderhouten wollten! Hier habt Ihr einen Charakter — kennt die Familie! Über das Geschäft brauche ich nichts zu sagen. Du hast ja Deine Erkundigungen, Hubert, und weißt Bescheid. Und was die Vornehmheit anbetrifft —"

Die Noncontenta lehnte sich in den Sessel zurück, daß die Füße sich noch um ein Beträchtliches von dem Teppich entfernten, und faltete die Hände mit der Miene kühler Verachtung.

Jetzt hob sich Christine zum ersten Male aus ihrer Haltung resignierten Schweigens.

„Gott — Bethchen — wie Du nur sprichst! Du kannst gar zu seltsam sein. Als ob ich nicht wüßte, wie gut Du's meinst. Gewiß, gewiß, es mag ja sein, Du hast recht! Möglich, daß in Amsterdam der Roger van Dam —" — sie sprach den Namen mit einer unendlich hochmütigen Nuance — „bekannt ist. Gut, gut, Bethchen, ich will's glauben. Mit den Finanzen, Hubert, ist Deine Sache." Sie sprach weiter, ohne seinen Versuch, sie zu unterbrechen, zu beachten. „Gut — gut? Ich sage nur: fünfundvierzig Jahre! Und man weiß ja auch nicht, wie die Annemarie darüber denkt. Ob sie überhaupt wieder heiraten will —? Sie hat gestern abend nicht ja und nicht nein gesagt. Sag's doch selbst einmal der Bethchen, Hubert, kannst doch sonst reden! Ja, Du brauchst es nicht gleich so krumm zu nehmen, Bethchen. Nicht vornehm genug — gut — ich hab's gesagt — gut — nicht vornehm genug! Ich hab' eben andere Begriffe, bin anders aufgewachsen —"

„Christine — Christine — Christine!" Hubert war aufgestanden. Er hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. „Christine, laß Hamburg aus dem Spiel! Es handelt sich hier um Annemarie."

Er hatte so laut gesprochen, daß man erst nach einer Weile das wiederholte ängstliche Klopfen des Dieners hörte.

Ja, das Diner war serviert — und die Noncontenta erhob sich bei dieser Meldung kurz, raffte ihre Handschuhe zusammen und schritt mit Nachdruck zur Tür.

Dort stand sie noch einmal still. „Nun? Soll ich van Dam zu morgen mittag bitten?"

Hubert schwieg einen Augenblick unschlüssig. Christine aber flüsterte in ihren sanftesten und unleidlichsten Tönen: „Gott — Bethchen — nimm es nicht übel, aber wir wollen doch erst noch einmal mit der Annemarie sprechen. Man muß doch erst wissen, wie sie sich dazu stellt."

⌘ ⌘ ⌘

Im Zimmer mit den blauschwarzen Greifen saß, wie bei allen Mahlzeiten der Familie, Frau Christine am Kopfende des Tisches. Und wie stets gingen ihre Augen bei aller Ruhe der vornehmen Gestalt rastlos über die Tafel, das Linnen, das Silberzeug, den aufwartenden Diener. Rastlos und unermüdet, den ganzen Raum von dem kleinsten Stäubchen, der kaum merklichsten Inkorrektheit und dem leisesten Behagen säubernd.

Ihr gegenüber war des Hausherrn Platz, und zwischen Hubert und der englischen Miß saß der kleine Ully in einem weißen Matrosenanzug. Die goldgelben, seidenweichen Locken des Kindes fielen auf den



Heimkehr des verlorenen Sohnes. Gemälde von Prof. Ludwig Dettmann.
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

breiten Kragen. Aber im Gegensatz zu der frischen Kindlichkeit seiner Tracht lag in dem regelmäßig geschnittenen Gesicht etwas Unjunges, Altes. Der Mund mit den schmalen Lippeu zeigte schon heute etwas von der Müdigkeit und dem Spott, der an Gerharts Jugendjahre erinnerte.

Doch fehlte dem Kleinen ganz die sehnsüchtige Weichheit, die Gerharts Züge umflossen hatte. Das Kind wirkte, wie es jetzt die hellen, klugen, spöttischen Augen zwischen dem Großvater und der Miß hin- und hergehen ließ, weit weniger angenehm, als der Onkel, der, neben Frau Christine und Annemarie sitzend, dann und wann ein liebenswürdiges Wort in die von der Mutter und der Erzieherin in englischer Sprache geführte monotone Unterhaltung hineinwarf.

Gerhart hatte sich in den vier Jahren seines Londoner Aufenthalts äußerlich stark anglisiert. Die Zeit in Paris hatte keine Änderung in seiner Erscheinung hervorgerufen. Aber trotz des tadellosen Anzugs und der Haltung des englischen Gentleman, die ihn keinen Moment verließ, fühlte man die kranke Eigenart seiner Persönlichkeit. Schon die graue Farbe seines schmalen Gesichts und manche leisen Linien in den Zügen des Vierundzwanzigjährigen ließen ahnen, daß er nicht einmal in den Tagen der ersten Jugend eine frohe Gesundheit gekannt hatte.

In der Tat hatte er schon als Knabe dauernd gekränkelt, ohne daß doch irgendeine organische Störung festgestellt werden konnte. In den letzten Jahren hatten sich zwar die periodischen Halsentzündungen, die ihn noch im Beginn seiner Londoner Zeit quälten, verloren, aber es fehlte ihm jede physische Spannkraft. Und obwohl er nie klagte und die ermüdenden Fragen der Mutter kurz abschnitt, wußte er doch sehr gut, daß im Grunde kaum ein Glied seines Körpers dauernd ganz schmerzfrei sei.

Ärzte hatte Gerhart im In- und Auslande genügend befragt. Das Herz hatte schon in den Knabenjahren nicht sehr kräftig und regelmäßig gearbeitet, aber alle zugezogenen Mediziner leugneten eine organische Erkrankung und sahen in nervösen Störungen den Grund der quälenden Unregelmäßigkeiten des Herzens und Magens.

Es hieß in den Berliner Kreisen und umgab in manchen Augen Gerhart mit dem Nimbus des Lebemannes, daß der junge Mann, der stets auf Frauen Eindruck gemacht hatte, in London, und mehr noch in seiner kurzen Pariser Zeit sehr ausschweifend gelebt hätte. Gerhart selbst wußte am besten, wie wenig die mancherlei bunten und heißen Abenteuer ihm genutzt hatten, in denen er versucht hatte, sich über die Freudlosigkeit und Zerrissenheit seines Empfindens hinwegzuheben.

Der Blick seiner zugleich melancholischen und spöttischen Augen hatte sich vertieft. Wenn er vor Jahren als Primaner in der Unterhaltung mit dem gescheiten Vetter Theo sich recht ernsthaft gegen das „wir Vanderhoutens" gesträubt und aufgestöhnt hatte: daß er in seine Haut ganz und gar nicht hineinpasse — so wäre jenes Wort Theos von ihm jetzt nur noch mit schweigsamem Lächeln beantwortet worden.

Gerhart wußte über sich selbst heute gar zu gut Bescheid. Wußte, daß er, mit einer verzweifelten Verfeinerung und Verästelung des Empfindens und der Sinne begabt, überall Fremde fühlte und sich doch zugleich immer wieder nach einer letzten verstehenden Wärme sehnte. Er wußte, wie er sich Jahre wund gerieben hatte an seiner Sehnsucht, seinem Einsamkeitsgefühl. Wußte auch, was die ganze wärmelose Luft seiner Jugend, was die Szenen mit dem Vater, vor denen er sensitiv noch in der Erinnerung zurückschauderte, was die Gefühlskälte der Mutter in ihm gebrochen hatten. Und er war sich ganz klar, daß er nie in diese Atmosphäre zurückgekehrt wäre, nie sich neu in den Kampf mit der ihm wesensfremden Natur des Vaters begeben hätte, wenn er die Energie gehabt hätte, sich draußen selbständig seine Existenz zu gründen. Wenn er nicht instinktiv vor all den neuen, anderen Reibungen, denen er dann ausgesetzt war, zurückgewichen wäre; wenn er neben seiner scharfen Intelligenz Kraft genug besessen hätte, den Kampf mit dem Leben zu wagen; wenn in der unseligen Blutmischung, die ihn erzeugt, nicht das kraftvolle Vanderhoutensche Blut seine Gesundheit und Stärke eingebüßt hätte. Und wenn ihm darum nicht als Letztes das dumpfe Gefühl geblieben wäre, daß er sich unglücklich und einsam fühlen würde, wo er auch sei. Daß es müßig und zwecklos wäre, zu kämpfen — zu kämpfen gegen äußere Dinge,

wo es sich doch um die letzten, innersten handelte.

Wie einen Schleier warf Gerhart die leichte Liebenswürdigkeit, die ihm geblieben war, über die kranke Zerrissenheit seines Wesens; und auf dem ersten Stock war es ja niemals schwer gewesen, sich seine Einsamkeit zu bewahren.

Gerhart hatte im Elternhause alles gefunden, wie er es erwarten mußte, und nur Annemarie bereitete ihm eine Überraschung. Wenn er in den Jahren nach Oskars Tod für einige Tage zu Ostern und Pfingsten zu Besuch nach Hause kam, hatte er sie wenig gesprochen und keinen rechten Eindruck von ihr gewonnen. Nun erstaunte ihn die Herbheit ihrer Urteile, der Ausdruck der Bitterkeit in ihren früher so offenen Zügen. Er war aufs äußerste überrascht, einen in seinem Wesen ganz verwandelten Menschen zu finden. Als er aber in den ersten Wochen mit tastendem Versuch bei den Eltern von dieser Veränderung Annemaries sprach, hatte Christine auf eine eigene und seltsame Art die Augen zugekniffen und Hubert mit der Hand abwehrend gewinkt, als ob da an Dinge gerührt werde, die man besser für immer ruhen ließ. So daß Gerhart erkannte, gewisse Gerüchte: Oskar sei selbst in den wenigen Monaten nicht untadelig als Ehemann gewesen, seien doch wohl allmählich auch in Berlin durchgesickert.

Gerade weil nun niemand so recht wußte, wieviel Annemarie von jenen Dingen erfahren hatte und wie sie zu ihrer Vergangenheit stand, hatte das neu auftauchende Heiratsprojekt, von dem auch Gerhart kurz in Kenntnis gesetzt worden war, Unruhe in die Gemüter gebracht. Man fühlte, daß man sich Annemarie gegenüber bei der Anregung einer neuen Lebenschance auf unsicherem Boden bewegte.

So verlief das Diner heute besonders einsilbig. Selbst die sonst wie ein Bergbächlein dahinplätschernde Unterhaltung zwischen Frau Christine und Miß Arabella Plumpsing stockte bald. Und in die schwülen Pausen zwischen irgendeiner gleichgültigen Frage der Hausfrau und dem monotonen „Oh, I believe!“ — „Indeed! you think so really?“ der Engländerin tönte nur ein gereiztes Geplänkel zwischen Ully und dem Großvater hinein.

Annemarie rief Ully wiederholt über den Tisch hin zur Ordnung, aber man sah leicht, daß ihre Gedanken nicht bei dem verschmitzt lächelnden Kleinen weilten. Sie war hell und elegant gekleidet; eine nervöse Unruhe, die ihren Zügen sonst ganz fremd war, lag über dem in den letzten Jahren bedeutend schmäler gewordenen Gesicht. In der hochgesteckten Frisur, die Annemarie seit einiger Zeit statt der früheren einfachen Flechten trug, saß ein feingearbeiteter Schildpattkamm. Ein kleidsames Schmuckstück aus Smaragden und schön geschliffenen Brillanten, ein Geschenk ihres Schwiegervaters aus früheren Jahren, bildete am Hals den Abschluß des leichten, gelblichen Seidenkleides. Es war fraglos, daß Annemarie auf ihre Toilette Sorgfalt verwendet hatte. Und diese Tatsache, von Gerhart und den Eltern mit diskretem Blick vermerkt, erhöhte noch die erwartungsvoll-unruhige Stimmung, die über der ganzen Mahlzeit lag.

Gerhart blickte, als die süße Speise aufgetragen ward, mit einem ihm eigenen Taschenspielerkniff unter dem Tisch unbemerkt auf die Uhr. Der Vater hatte ihm auf dem Korridor zugeraunt, man wollte nachher noch mit Annemarie sprechen. Gut — aber sollte sich das Diner heute ins Endlose dehnen? Man hatte doch auch den Abend noch seine Dinge vor sich.

Eben aber, da Gerhart zum zweiten Male das seidene Taschentuch unter dem Tisch über die Uhr breitete, ging draußen die Klingel. Und mit einem in die Kehle wieder eingesargten Fluch hörte er, daß Jaxtehausen gemeldet wurde. Solcher Besuch des Alten zum Nachtisch war keine Seltenheit. Ulrich Jaxtehausen konnte den Enkel und Annemarie nicht gut zu einer anderen Zeit sehen, und wie die Dinge auf dem ersten Stockwerk lagen, war ja jeder gewiß, niemals störend in eine trauliche Familienintimität hineinzugeraten.

Gewöhnlich nahm man auch Jaxtehausens Ankunft mit gleichmütiger Liebenswürdigkeit auf, aber heute hob nur Miß Arabella Plumpsing bei der Meldung des Alten erfreut den Kopf. Selbst der kleine Ully blickte mißvergnügt drein. Er kannte, was nun beginnen würde, aus einer langen Erfahrung: das einmütige Zusammensitzen der beiden Großväter im Gartenzimmer,

die wohlwollenden Worte, die dann zwischen Kaffee und Zigarre für ihn selbst abfielen, die spähende Beobachtung der Fortschritte drüben am Bau und das in dem letzten Jahr mit Regelmäßigkeit in Aktion gesetzte Opernglas.

Und so war Miß Arabella Plumpsing die einzige, in der Jaxtehausens Ankunft freudige Empfindungen weckte, während Hubert Vanderhouten mit dröhnenden Schritten dem „lieben Ulrich" entgegenging, unter einer lauten Herzlichkeit die innere Ungeduld verbergend.

⌘ ⌘ ⌘

Der Himmel begann, gerade als die Vanderhoutensche Familie nach hinten in das Gartenzimmer trat, ein anderes Gesicht zu gewinnen, nachdem bisher von früh an die ein wenig schwüle, aber wohltuende Wärme eines späten Augusttages geherrscht hatte. Jaxtehausen humpelte noch im Nachtrab durch den langen Korridor, die eine Hand auf den Krückstock gestemmt, die andere in Huberts starkem Arm.

Auf einen Wink Christinens entzündete der Diener im Gartenzimmer die elektrischen Seitenlampen, denn der bis dahin wolkenfreie Himmel hatte sich in wenigen Minuten so dicht umzogen, daß man bald wie unter einem völlig verdunkelnden Dach saß. Eine sanfte Helligkeit strömte von den Lampen aus zwischen hohen Phönixen und Araukarien hervor und kämpfte gegen die Dunkelheit draußen.

Die Familie saß, unberührt von dieser drohenden Unwirtlichkeit, gemächlich auf den zierlichen Rohrsesseln, schlürfte aus den alten, goldgeränderten Tassen den Kaffee und beobachtete ohne jede Erregung, wie jetzt der erste Blitzstrahl durch den weiten Himmelsraum draußen zuckte. Man verfügte über eine gute und wetterfeste Gesundheit, und nur Gerhart, dessen reizbare Nerven unter dem schnellen Umschlag in der Atmosphäre litten, blieb ziemlich einsilbig mit seiner Zigarette in einer Ecke des Gartenzimmers.

Für Jaxtehausen hatte der Diener einen mächtigen Lederfauteuil, in dem der Alte die müden Glieder ausstreckte, herangerollt. Seine magere Hand streichelte dann und wann die seidenweichen Locken des neben ihm kauernden Ully. Ulrich Jaxtehausen war jetzt wirklich der „alte, alte Mann", als den er sich früher so gern hingestellt hatte. Und wenn einst Oskar seine falsche Sentimentalität bei dem Wunsch nach ihn umspielenden Enkelchen innerlich verspottet hatte, so war heute Jaxtehausens Interesse an dem Kinde echt und ungekünstelt.

Aber Jaxtehausen war auch nicht mehr die Persönlichkeit von einst. Nach Oskars plötzlichem Tode war der Bankdirektor über Nacht zum Greise geworden. Mehr noch als das: das Rückgrat seiner Natur war gebrochen. Nicht der natürliche Schmerz hatte ihn geknickt, sondern die jähe, innere Erschütterung. In einem langen Leben hatte Ulrich Jaxtehausen mit seiner geschäftlichen Genialität, seinem rücksichtslosen Draufgehen jedes sich gesetzte Ziel erreicht. Und nun, da er zum letzten, höchsten Wurf ausgeholt hatte, jenem Wurf, der im Grunde sein ganzes mühenreiches Werk krönen sollte — nun, da alles so gelungen dazustehen schien, brach der stolze Bau in sich zusammen.

Das Leben hatte dem großen Rechner einen unbarmherzigen Strich durch das ganze Exempel gezogen, und als er die Summe seiner mächtigen Posten ziehen wollte, blieb trotz allem ein Minus als Letztes. Es mußte irgendwo, irgendwie sich ein Fehler eingeschlichen haben, etwas in das Exempel eingegangen sein, etwas übersehen worden sein, das sich nicht in Zahlen und halben Zahlen fassen ließ ...

An diesem Fehlschlag zerbrach Ulrich Jaxtehausen. Wohl vollendete er noch die schon eingeleitete Umwandlung der Berliner Bank in seine Privatfirma. Aber jede Schöpfer- und Wagekraft war von ihm gewichen. Und das große Geschäft ging gut geleitet und geführt, aber ohne irgendwelchen Unternehmungsgeist, seinen Weg weiter.

Die Wandlung, die in Ulrich Jaxtehausen vorgegangen war, hatte sich ihm auch äußerlich aufgeprägt. Der einst so charakteristische Kopf mit der Höckernase hatte seine Schärfe gänzlich verloren, hatte einen gutmütigen, wohlwollenden Ausdruck angenommen. Er war ein Greis, ein müder, geschwätziger Greis, wie er sich jetzt neben Hubert Vanderhouten in den Ledersessel streckte. Und nur in wenigen seltenen Augenblicken sprühten noch aus den

blauen Augen Funken der früheren überlegenen Intelligenz. —

Der Sturm tobte in den Akazien- und Nußbäumen, warf sie, bog sie wüst und wirr. Für einige Augenblicke sah man nichts als eine grünschwarze Masse draußen, wogende Schleier von kraus gepeitschtem Laub und Wasser. Dazwischen zuckten wieder Blitze zitternd und scharf durch den weiten Luftraum. Man hörte nicht allzufern den Donner grollend niedergehen.

Aber so schnell das Unwetter heraufgekommen war, so schnell verlor es sich wieder. Keine zehn Minuten waren verstrichen, so hatte sich der Himmel wieder völlig gelichtet. Die elektrischen Lampen wurden auf einen sanften Wink der Hausfrau ausgelöscht. Und wenn nicht die mächtigen Wasserlachen im Garten gestanden und einige zerknickte Äste der Akazie emporgeklagt hätten, so hätte man nichts mehr von einer Störung des schönen Augustabends gewußt.

Während Gerhart im Hintergrund immer wieder verstohlen die Uhr zog und auch in Annemaries Bewegungen eine nur mühsam verhaltene Nervosität zuckte, zeigte Christine ihre stete, würdevolle Gelassenheit. Jaxtehausen war nun einmal da und schien nicht so bald wieder gehen zu wollen: so mußte man sich eben in Geduld fassen. Sie faltete die schönen, beringten Hände, warf dann und wann Arabella Plumpsing halblaut ein huldvolles englisches Wort zu und hörte mit freundlich geneigtem Haupt, was sich Jaxtehausen mit Hubert da erzählte.

Die beiden waren aus den Betrachtungen über den Bau drüben in eine eifrige Unterhaltung über das enorme Steigen der Grundstückswerte im ganzen Umkreis der Friedrichstadt geraten. Und dieses Gespräch war Hubert, der das Vanderhoutensche Grundstück und Haus schon zum weitaus größten Teile übernommen hatte, so sympathisch, daß er seine Ungeduld darüber ganz vergaß und sich behaglich in Erinnerungen und Rückblicken erging.

Eben streckte er die mächtige Hand nach dem Park des Kriegsministeriums aus. „Ja — da sieht man ein Stück Grundstücksgeschichte Berlins. Hundert Jahre sind's vielleicht her, daß der Fiskus das damalige Haus und den Garten für zweihundertvierzigtausend Mark von der gräflich Reußschen Familie erwarb, und die hatte es für einige sechzigtausend Mark von dem Minister von Happe gekauft. Der Happe hatte sein Palais noch unter Friedrich Wilhelm I. auf geschenkter Baustelle und unter Gewährung freien Baumaterials aufführen lassen. Wenn man denkt, was allein das Grundstück heute bringen würde!

Jaxtehausen nickte bedächtig mit dem weißen Kopfe: „Wann soll denn das Herrenhaus eigentlich herunter?"

„Damit hat's noch seine Zeit. Vor Siebenundneunzig wird's wohl nichts werden. Aber es ist doch eine Sache, Ulrich, dem allen hier so in der Stille zu folgen. Und die Schönheit hat man dazu, seinen Garten —"

Über Gerharts bewegliche Züge ging ein kaum merkliches Lächeln. Wieviel die „Schönheit" und der „Garten" dem Vater bedeuteten!

„Die Christine freilich," fuhr Hubert schon wieder in frischem Kampfeston fort, „die zöge lieber heute als morgen hinaus in den ‚Westen', in die ‚neuen Teile'! So war es doch in Hamburg auch Sitte, nicht wahr, Christine, nicht wahr?!"

Die hingestreckte Hand Ullys und eine schüchterne Bewegung Arabella Plumpsings trafen sehr glücklich in diesen Vorstoß zum Gefecht hinein. Der kleine Ully wollte Gute Nacht! sagen. Und die geröteten Lider, die Erschlaffung des schmalen, immer ein wenig matten und unjungen Gesichts zeigte, daß es Zeit für ihn sei. Der Abschied fand von seiten Jaxtehausens mit einer fast weinerlichen Zärtlichkeit statt. Doch kaum hatte sich die Tür hinter dem Kinde und der Engländerin geschlossen, so sagte der Alte behaglich: „Ich habe auch noch eine Neuigkeit für Euch — das heißt, wenn Ihr sie nicht schon wißt. Ich wollte nur nicht vor der englischen Mies-Miß davon reden, weil es mir der Vater erst unter dem sogenannten Siegel der Verschwiegenheit geschrieben hat."

Er hielt einen Augenblick inne, sah sich forschend im Kreise um und sagte dann: „Das Allerneueste ist, daß sich der Thomas Karling gestern mit der ältesten Tochter Deiner Freundin Christine, der Thea Laubing, verlobt hat."

Die Wirkung dieser Mitteilung war

außerordentlich. Selbst Christine, die immer Gehaltene, hob jäh wie aufgeschreckt den Oberkörper und wiederholte zweifelnd: „Der Thomas die Thea Laubing — die Thea — —“ Hubert schlug verblüfft mit der Hand auf seinen breiten Oberschenkel, und Gerhart trat aus dem Hintergrund, die Zigarette sacht abstreichend, kopfschüttelnd näher.

Am überraschesten und ungläubigsten erschien Annemarie, deren „Freundin“, wenn man es so nennen wollte, die ihr ziemlich gleichalterige Thea Laubing in den Mädchenjahren gewesen war.

„Aber Papa Ulrich, Du irrst Dich gewiß, Du verwechselst die Namen,“ sagte sie ungläubig. „Das ist ja unmöglich.“

Worauf Jaxtehausen den Brief seines Geschäftsfreundes Karling hervorsuchte und daraus Wort für Wort die große Neuigkeit triumphierend wiederholte. Er fügte gereizt hinzu, als er den Zweifel in aller Mienen sah: „Unmöglich — was heißt unmöglich? Es gehen noch ganz andere Dinge vor, wenn jemand das Messer an der Kehle hat. Und von dem Thomas munkelte man schon lange, daß er bis über die Ohren in Schulden stecke.“

Die Sensation, die die Nachricht dieser Verlobung bereitete, war leicht zu verstehen, wenn man sich erinnerte, daß Thomas Karling, der älteste Sohn aus der angesehenen Bremer Firma, von jeher ein Courmacher und leichter Vogel, der sich bei Frauen besonderer Gunst erfreute, gewesen war; und daß die achtundzwanzigjährige Thea Laubing, ein häßliches, unsympathisches Geschöpf, seit Jahren eben wegen ihrer Reizlosigkeit trotz des immer wachsenden Reichtums ihrer Eltern nicht zur Ehe hatte kommen können. Eine ihrer anmutigeren jüngeren Schwestern nach der anderen hatte sich vor ihr verheiratet.

Nachdem einige Sekunden vergangen waren, sagte Annemarie scharf: „Na, das hätte Karling, wenn er es gewollt, doch schon vor sieben Jahren haben können. Denn, wenn ich nicht irre, wurde er schon auf meiner Hochzeit mit einer bestimmten Absicht neben Thea gesetzt?“

„Gewiß,“ erwiderte Jaxtehausen. „Die Laubing hatte damals schon darum gebeten. Aber Thomas war ja nicht zu bewegen. Sie war ihm zu häßlich — zu knochig, wie er mir einmal später schaudernd anvertraute.“

„Ist sie inzwischen etwa schöner und üppiger geworden?“ fragte Annemarie spitz.

„Schöner nicht — aber Du hörst doch, daß ihm das Messer an der Kehle steht.“

Annemarie hob den Kopf. „Ach so,“ sagte sie langsam. Ihre Züge verzerrten sich. „Ekelhaft,“ fügte sie nach einer Weile in jähem Ausbruch hinzu. Dann sprach sie nicht mehr. Ihre Augen bohrten sich finster ins Leere.

Nur Gerhart hatte die Bewegung in Annemaries Zügen bemerkt. Aus seiner Stummheit erwachend, sagte er, laut und gänzlich achtlos für eine eben ansetzende Suada Frau Christinens: „Es ist jedenfalls schade um Karling, daß er sich derartig wegwirft.“

Worauf Annamarie die Achseln zuckte und mit schneidender Bitterkeit erwiderte: „Wegwirft! Wieso? Ich meine, einer ist des andern wert bei diesem Handel.“

Niemand außer Gerhart hatte das Mienenspiel in Annemaries Gesicht bemerkt oder dem nun folgenden starren Schweigen Beachtung geschenkt. Am wenigsten Jaxtehausen selbst. Nachdem er den Eindruck, den seine große Neuigkeit im Kreise hervorrief, befriedigt vermerkt hatte, schien ihm der Zweck seines Besuches erfüllt. Er nahm von allen Abschied und humpelte, diesmal auf Gerharts Arm gestützt, den langen Korridor entlang nach vorne.

⌘ ⌘ ⌘

Als Gerhart, in das Gartenzimmer zurückkehrte, sah er, daß die Eltern, jeder in seiner Weise, schon in Vorbereitung zu dem, was nun programmäßig erfolgen sollte — die Aussprache mit Annemarie — begriffen waren. Frau Christine schloß eben die Fenster mit der ihr eigenen Akkuratesse. Hubert ging mit ausholenden Schritten zwischen den mächtigen Blattpflanzen hin und her, wobei er dann und wann einen unruhigen Blick auf die vor sich hinstarrende Annemarie warf.

„Na, Annemichen,“ sagte er endlich, trat zu ihr und legte seine Hand leicht auf ihren Arm. Seine Augen gingen Hilfstruppen werbend zu Christine und Gerhart. „Na, Annemie! Es ist wahrhaftig gut, daß der Ulrich endlich einmal

gegangen ist. Seine Neuigkeiten in Ehren, aber was gehen uns schließlich die Karlings und die Laubings und die Hahnenklees an. Wir wollen jetzt einmal wie vernünftige Leute miteinander sprechen."

Seine rollende Stimme bekam etwas Stockendes, Hilfloses. Um so mehr, als Annemarie die Augen jetzt groß und kalt auf ihn richtete.

„Sieh, Annemichen —" er zog sich umständlich einen Sessel zu ihr heran und faßte mit seinen mächtigen Fingern ihre reglos daliegende Hand — „wir sind doch keine Kinder mehr. Wir haben Dir gestern gesagt, was die Tante Bethchen mit uns besprochen hat. Nun, Du hast gehört, die Tante Bethchen war heut vormittag wieder hier — und glatt gesagt: Sie wollte sich einen Bescheid holen, wie wir über die Sache denken. Du mußt nun gescheit sein, Annemichen. Der Vetter ist schon bei ihr gewesen, er ist ein prächtiger Mensch, wie sie sagt. Und wenn auch die Mama Bedenken hat, ich meine: ihn einmal bei der Tante Bethchen sehen —"

Hier fiel Christine, die an Annemaries andere Seite getreten war, kopfschüttelnd ein: „Nein, Hubert, wie Du nur sprichst! Was Du nur willst mit Bedenken! Ich habe einfach gesagt, überlegen, nicht überstürzen. Die Tante Bethchen meint es wahrhaftig gut. Nur" — sie strammte den Oberkörper — „ich sage: ein Mann von fünfundvierzig Jahren in guter Position in Amsterdam — es läßt sich gewiß in Betracht ziehen! So glücklich, wie Du gewesen bist, und so glatt, wie sich damals alles ansah —"

Annemarie hatte sich plötzlich erhoben. So plötzlich, daß Christine in ihrer Rede bestürzt inne hielt. „Gebt Euch keine Mühe — bitte!" Sie löste ihre Hand kurz aus Huberts Fingern. „Es wäre doch vergeblich. Vielleicht war ich damals glücklich, als sich, wie Du es nennst, Mama, alles so glatt ansah. Vielleicht auch nicht —"

Sie hielt inne. „Aber das ist ja heute auch gleichgültig. Ich habe jedenfalls genug von der Ehe. Dankt der Tante Bethchen für ihre Mühe. Sie meint es wohl gut. Und die fünfundvierzig Jahre, die Dich so zu beunruhigen scheinen, Mama, die schrecken mich wahrhaftig nicht. Aber ich werde überhaupt nicht mehr heiraten. Sagt ihr das."

Und ehe Hubert oder Christine noch zu einer Erwiderung gekommen waren, hatte Annemarie schon in sehr aufrechter und starrer Haltung das Gartenzimmer verlassen. Die gelbliche Seidenschleppe rauschte hinter ihr her.

Einen Augenblick standen die Zurückbleibenden noch unter diesem Eindrucke. Dann löste sich Huberts Stimmung plötzlich in einen jener Wutausbrüche, die in Erregungszuständen oft scheinbar ganz unmotiviert bei ihm folgten.

„Schöne Geschichten! Wie sie dastand — wie sie hinauslief! Also sie will überhaupt nicht mehr heiraten? — Überhaupt nicht! Muß der alte Schwätzer" — der Zorn macht Hubert jäh hellsehend — „all seinen Gestank uns gerade auch noch hier vor ihrer Nase ausbreiten!"

„Ja, was stehst Du da," wandte er sich in plötzlicher Wut an Christine, „Du hast es ja gehört. Das arme Kind! Du natürlich, Du bist's noch zufrieden. — Soll ich zusehen, wie die junge Frau mir hier einsam versauert! Dir natürlich, Christine, ist es gleichgültig. Gleichgültig."

„Und dem da auch!" Seine Blicke schossen jetzt zu Gerhart. „Dem da auch! Wie immer Herr von Behaglichkeit! Herr von Waldfrieden! Wenn unser Tisch nur gedeckt ist! Und dafür haben wir ja unsern Vater, haben wir den Hubert Vanderhouten! Natürlich! Ob man an Euch je eine Stütze hat."

Hubert schrie immer lauter. Sein Brustkasten arbeitete heftig. Obwohl, vielleicht *weil* ihm von keiner Seite eine Erwiderung ward.

Aber Gerhart saß, den Kopf tief in die Hand vergraben, und hielt die Augen gesenkt. Nur die Lider zuckten nervös bei jedem neuen Vorstoß Huberts.

Und Christine antwortete erst nach einer längeren Pause in ihrer steten, monoton hinfließenden Suada: „Gott! Hubert! Du polterst! Du schreist! Warum eigentlich? Hab' ich es der Bethchen nicht heute früh gleich zu verstehen gegeben: Annemarie habe gestern abend nicht ja und nicht nein gesagt? Und wenn sie nicht will, zwingen kann man sie doch schließlich auch nicht. Man muß es der Bethchen heute abend noch

sagen — Dann ist's eben gut, und man spricht nicht mehr davon —"

⁂ ⁂ ⁂

Eine halbe Stunde später, nachdem Gerhart mit gesenktem Kopf und nur leis zitternden Lidern des Vaters grollende Töne über sich hatte hinrollen lassen, eilte er die Treppe zu dem zweiten Stockwerk eines in grüne Vorgärten eingesenkten Hauses am Lützow-Ufer hinauf und zog die Klingel. „Bernhard Damian" stand auf dem Metallschild, über das Gerharts Augen in nervöser Ungeduld hinglitten.

Das Schild kündete keine Wirklichkeit mehr. Schon vor mehreren Jahren, als die beginnende Paralyse bedenklichere Formen angenommen hatte, war Bernhard Damian in ein bekanntes Privatsanatorium in Schöneberg gebracht worden. Und seine junge Gattin, Ria, die einzige Tochter der verwitweten Kammergerichtsrätin Leyden, bewohnte nun allein, mit ihrem Töchterchen und der Gesellschafterin, die elegante Etage.

Wenn boshafte Zungen oft bemerkten: der Damian schien aber auch gar nicht sterben und der schönen Frau ihre volle Freiheit wiedergeben zu wollen, so wußten Eingeweihte, daß die Dinge ganz anders lagen. Daß nur, solange ihr Gatte lebte, Ria sich mit einem gewissen großzügigeren Komfort umgeben konnte. Denn mit seinem Tode erloschen laut einem zwischen ihm, seinem Vater und einem jüngeren Bruder geschlossenen Vertrage seine Ansprüche an den Gewinn aus dem gemeinsam geleiteten Bankgeschäft. Zurückgelegt aber hatte Damian nur ein sehr geringes Vermögen, und er hatte zudem in den Monaten vor dem Ausbruch der Krankheit Unsummen am Spieltisch verbracht.

Damals war es zu heftigen Szenen zwischen Ria und ihrem Schwiegervater gekommen. Wie auch das kühle Verhältnis zwischen der Kammergerichtsrätin und ihrer Tochter darauf zurückgeführt wurde, daß Ria der Mutter vorgeworfen, sie als eben siebzehnjähriges Mädchen an einen abgelebten Menschen verkauft zu haben, nur um der Sorge für ihre Zukunft enthoben zu sein. Mit ihrem Schwiegervater stand Ria seit jener Zeit auf sehr gespanntem Fuß. Und nur dem Enkelchen waren von dem alten Damian, dessen Geiz sprichwörtlich war, die Zinsen eines im Falle seines Todes dem Kinde zufallenden Kapitals von zweihunderttausend Mark ausgesetzt; eine Summe, von der Ria Damian mit dem Kinde bei ihrer Lebenshaltung natürlich nicht leben konnte.

Gerhart war mit Ria ziemlich gleichalterig und mit ihr zusammen aufgewachsen. Nach ihrer Verheiratung hatte er sie viele Jahre nicht gesehen, da er im Auslande war. Seit seiner Rückkehr aber war er ein regelmäßiger Besucher der Mittwoch- und Sonnabendabende geworden, an denen Ria Damian empfing.

Das Zimmer, in das er geführt wurde, als er heute viel später als sonst eintrat, war von einer schweren Stofftapete in bordeauxroter Farbe bekleidet, in einem gedämpften und ernsten Ton gehalten und erschien als wohlgewählter Rahmen zu der schönen Frau, die jetzt mit leicht ausgestreckter Hand Gerhart entgegentrat.

Ria war schon als Mädchen sehr schön gewesen. In den letzten Jahren hatte ihre Erscheinung noch an Reiz gewonnen. Ihre elegante Gestalt war voller geworden, die Bewegungen waren ruhiger, ein wenig müde. Das farblose, regelmäßige Gesicht mit dem aschblonden Haar und den grauen, verschleierten Augen bekam eine eigenartig düstere Prägung durch die stark und groß gezeichneten schwarzen Brauen. Jeder Teil des edelgeformten Körpers verriet vornehme Rasse.

„Nun," rief Gerhart, nachdem er einen leisen Kuß auf die ihm hingestreckte Hand gedrückt hatte, überrascht aus, als er die Frau allein sah, „wo ist meine Freundin Heddah? Doch nicht etwa schon zu Bett?"

Ria zog die kleine goldene Uhr aus dem Gürtel und hielt sie Gerhart hin. „Halbzehn! Mir scheint, mein Freund, Sie wenden ein altbewährtes Rezept an: Sie beginnen mit Schelten, um nicht erst gescholten zu werden. Meine kleine Heddah hat heftig nach Ihnen gejammert — aber ich hatte, offen gesagt, die Hoffnung, Sie heute noch hier zu sehen, schon aufgegeben."

„Als ob ich schon an einem Abend, an dem Sie für mich zu sprechen waren, gefehlt hätte, Ria!" Der Ton und der Ausdruck der fest auf Ria gerichteten Augen gaben den Worten eine besondere Nuance.

„Ja, wie gesagt: meine kleine Heddah

war sehr betrübt," fuhr Ria mit erzwungener Leichtigkeit fort. „Aber was half es! Sie kennen meine mütterliche Strenge. Und so finden Sie mich hier ganz allein. Denn mir scheint, es war heut allen ein zu schöner Abend, um ihn für eine Teestunde bei mir zu opfern."

„Um so besser —"

„Ja, Gerhart. Und denken Sie, die Rinderkamm hat wieder ihr altes Glück. Ihre Erbtante hat heute Geburtstag, den achtundachtzigsten — ach, ich weiß nicht den wievielten. Sie war schon in der Frühe dort, aber das Herz schlug ihr doch, daß sie den Abend ihren Erbpflichten nicht Genüge tun konnte. Sie beharrte zwar dabei: an meinem Jour — nein! Als es aber gegen ein Viertel Zehn schlug, sagte ich zu ihr: ‚Gehen Sie mit Gott, meine liebe Rinderkamm. Gehen Sie und erben Sie — wir wollen nicht hier den Empfangsabend der Frau Risler aînée wiederholen. Gehen Sie — und hier sind Blumen. Bringen Sie sie von mir Ihrer Achtundachtzigjährigen. Gott erhalte sie Ihnen —'"

„Also Sie hatten wirklich für möglich gehalten, Ria, ich käme nicht?" sagte Gerhart jetzt, mit einem seltsamen kurzen Blick auf die Frau, um dann sogleich die Lider zu senken.

„Aber gewiß, Gerhart. Es gibt doch immer Zufälle."

„Gibt es sie? An Ihrem Jour? Für mich? Nun, wie Sie meinen, Ria —"

„Und sehen Sie," fuhr sie behende fort, „das Schicksal hatte ja schon am Nachmittag etwas Besonderes für mich getan. Aber Gerhart, bitte, nehmen Sie Tee. Er ist kalt, meinen Sie?" fuhr sie fort, da er mit der Hand abwehrte. „Nein, ich hatte ihn eben für Sie frisch bereitet. Aber wie Sie wollen. Also hören Sie: mein Schwiegervater war heute hier."

„Arme Ria," sagte Gerhart leis. Er sah, wie ihr stets blasses Gesicht noch bleicher ward, während sie mit scheinbarer Leichtigkeit erzählte.

„Aber warum ‚Arme'? Im Grunde amüsiere ich mich immer über den alten Filz. Er sitzt ja da wie auf der Folter, und ich kitzele ihn sacht mit dem Messer. Denn er fürchtet doch jeden Augenblick, daß ich wieder sagen könnte: ‚Mensch, zittre doch nicht so, daß ich Dir ein paar Kröten nehmen könnte, der Du mir doch bewußt meine Jugend gestohlen hast!'"

„Und Sie sind davon überzeugt, Ria, daß er damals schon ahnte, daß Ihr —"

Die Frau vollendete in harter Gelassenheit: „Ich bin überzeugt, daß er bei unserer Verlobung schon genau gewußt hat, daß sein Sohn ein kranker, verlebter Mensch sei und nie wieder gesund werden könne —"

Eine Weile schwiegen beide. Man hörte nur das Ticken der Wanduhr und den schweren Atem Rias in die Stille hineintönen.

Gerhart hatte das Kinn in die Hand vergraben, aber seine Augen umfaßten mit fassungsloser Weichheit das bleiche Gesicht der Frau. „Ach, Ria," sagte er nach einer Weile aufseufzend. „Ist es ein Wunder, wenn nach all den Dingen nicht eine Stelle unserer Seele mehr heil und ganz ist? Man sollte sich nur nichts mehr vorlügen, gar nicht mehr den Kampf mit dem Leben noch frisch versuchen."

Sie hatte sich wieder gefaßt. „Im Gegenteil, mein Freund! Was ich an Ihnen nicht verstehen kann — Sie wissen's — ist, daß Sie nie lernen wollen, sich an das Leben, wie es einmal ist, zu gewöhnen. Daß Sie immer neu von Sehnsucht, von Einsamkeit sprechen. Lauter schönen Dingen, zu denen das Leben einfach lächelt und uns im Vorbeigehen unsere Torheit mit einem Rutenstreich lohnt."

Ihre grauen, sonst verschleiert blickenden Augen erschienen jetzt ganz hell, ihre Stimme hatte eine grausame Heiterkeit.

Gerhart saß in den Sessel zurückgelehnt. „Vielleicht haben Sie recht, Ria. Aber ich weiß nicht — ich denke oft, das ganze Unglück ist: man müßte eben eine Mutter haben."

„Mein Freund — w e m erzählen Sie das?"

„Ja, Ria, ich weiß wohl. Aber ich träum's mir so manches Mal aus, wenn mir ganz schlecht ist und jede Stelle in mir einzeln schmerzt. Dann denk ich, wie das wäre, wenn ich so nach Hause ginge und eine ganz alte, einfache Frau mit grauen Haaren käme ... gar nicht viel sagte oder fragte — nur sehr gut zu mir wäre."

„Ja, Gerhart — aber finden muß man sich. Das ist alles. Man ist eben um sein Leben betrogen — durch Dummheit, durch Bosheit, durch Gemeinheit —"



Die Brouwersgracht in Amsterdam. Gemälde von Prof. Hans Herrmann.
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

Sie stand auf, trat ans Fenster und blickte in die tiefe, laue Dunkelheit.

Gerhart war ihren Bewegungen gefolgt. Jetzt erhob er sich und kam leise neben sie.

In schweigender Düsternis standen sie eine Weile. Dann wandte sich Ria zurück. Ihre Augen trafen sich. Bebend faßte er die weißen Frauenhände, zog die schöne Gestalt in seine Arme.

4. Abschnitt.

„Mittags-werts ist der angenehmste Prospect in die wohlangelegten Gärten / Weinberge / und die daran stoßende Heyde. Gegen Abend umschließt die Stadt der anmuthige Thiergarten, in welchem das Wild heerdenweise herum zu gehen pfleget. Die Straßen sind so angeleget / daß die Winde / sie kommen her / wo sie wollen / allezeit durchstreichen können / und also in Ansehung der gesunden Lufft / viel vornehme Königl. Civil- und Militairbediente / sich in dieser Stadt aufzuhalten / ja gar hierselbst eigene Häuser zu erbauen / Beliebung getragen —“

„So, Gotthold — nun wissen wir Bescheid, wie es hier vor zwei Jahrhunderten stand. Angenehme Zeiten, nicht wahr? Und nun mußt du mir noch einmal von den Begebenheiten in der Friedrichstadt vorlesen, ja? Schade, daß wir die Tante Bethchen nicht dazu bitten können!“

Eine heisere Mannesstimme spricht die Worte mit mattem Spott. In den Kissen des Bettes ruht, halb aufgestützt, der Körper, die junge Brust, aus der die heiseren Töne hinausdringen. Hinausdringen mit kranker Jugend durch das offene Fenster in die leuchtende Herbstluft über den Gärten.

Und Gotthold, der Zwölfjährige, rückt seinen Stuhl zurecht, blickt noch einmal mit bereitwilliger Liebe auf den in den Kissen Ruhenden, hebt das altertümliche kleine Buch mit den mageren Knabenhänden und beginnt wieder mit seiner weichen, umsponnenen Stimme: „Anno 1694: Am Fastnachten / ergosse sich die Spree dermaßen / daß man in der Friedrichsstadt mit Kähnen fahren können / zu welcher Zeit auch ein Deserteur, im Praesentz der Batallion, darunter er gestanden / und im March begriffen / an einem / ohnweit dem Thore auffgerichteten Pfahl / auffgehencket worden ... Den 9. und 17. Juni 1701 hat Herr Johann Friederich Böttger / —“

Ein heiserer tobender Husten unterbricht — der Kranke ist aufgefahren. Ein Hustenstoß schüttelt den abgemagerten Körper, rast in der schmalen Brust.

Aber sowie der Anfall überstanden ist, spricht nach wenigen Minuten der Schwäche die heisere Stimme wieder: „Nun, Gotthold — wir wollen uns nicht stören lassen. Fahre fort! Was hatte es mit dem Herrn Böttger für eine Bewandtnis?“

Und der Knabe, der angstvoll, hilfesuchend an das Bett getreten ist, faßt wieder das Buch und gehorcht: „Den 9. und 17. Juni 1701 hat Herr Johann Friedrich Böttger / ein Geselle aus der Zornischen Apotheke in Berlin / allhier der Friedrichs-Stadt die Möglichkeit / Bley / Mercurium etc. in geschwinder Eil in Gold zu verwandeln / erwiesen.“

Der September schreitet durch den einsamen Parkwinkel. Die dichte Umsponnenheit ist rings zerstört. Brücken und Teiche im Park des Kriegsministeriums blicken deutlich hervor. Rotes Herbstlaub kriecht an dem Hause der Vanderhoutens empor. Und so leuchtend die Sonne grüßt, es glaubt ihr keiner so recht mehr. Wie lange noch — —

Dort aber hinter den hohen, schon ihrer tiefsten, grünen Dunkelheit beraubten Bäumen des Gartens, da schon hier und dort bräunliche Tinten sich zeigen, hebt sich, während jetzt die Worte von Alt-Berlin, wie es einst vor zwei Jahrhunderten war und lebte, hinausklingen, etwas Mächtiges: Neu-Berlin! Jung-Berlin! Das Abgeordnetenhaus, nun bis zum Dachgeschoß im Rohbau aufgeführt!

Neu-Berlin! Jung-Berlin! Der hohe Bau ragt machtvoll hinein in den stillen Winkel, grüßt in die grüne Wildnis, wo einst die schönen Frauen ihren Totenreigen getanzt haben, in diesen Garten, der einem Traum ähnelt mit dem hohen Gras, der verfallenen Fontäne, den gurrenden Tauben, die aufflatternd zu den Birnbäumen, ihrer Residenz, sich immer mehr als Herrscher gebärden. Der hohe Bau grüßt auch zu dem kleinen, wohlgepflegten Garten mit den wellenförmigen Rasenflächen, wo das Geschlecht der jungen Vanderhoutens heranwuchs, die sich mit Stolz und Freude als

Neu-Berliner fühlten. Die den Atem der werdenden Großstadt als ihren eigenen Lebensatem empfanden.

Doch er, der am frohesten und stolzesten den Kopf hob, der Älteste der jungen Vanderhoutens, ihr Stolz und ihre Hoffnung — er liegt da, die junge Brust zerschossen von giftigem Pfeil . . .

Es ächzt in den Zweigen des alten Nußbaums. Einer jener unheimlichen Fälle schreitet dahin, da die Natur sich gegen sich selbst zu richten scheint. Da sie Können, Kraft, Reichtum und Fülle mit blindem Schlag zerstört.

Wieder tönt der heisere, schreckliche Husten in die Herbstluft hinein — Gotthold hält inne. Er ist zu dem Bruder getreten, der ermattet in das Bett zurückgesunken ist.

Jetzt ist Annemarthe hereingekommen. Mit sanften Bewegungen rückt sie ihrem Ältesten, ihrem „Jungen", die Kissen zurecht. Ihr Mund spricht sanfte Worte. Keine Linie, kein Zucken verrät eine Sorge. Als ob ihre Haltung noch jemanden täuschen könne.

Draußen spielt und ruft die leuchtende Herbstsonne. Aber es glaubt ihr keiner mehr.

— — — — — — — — — — — — —

Das Unglück hat nicht immer den gleichen Schritt. Zuweilen kommt es leis mit seinem Katzentritt angeschlichen. Unmerklich. Man könnte nicht sagen, wann die erste furchtbare Ahnung aufzitterte.

Zuweilen aber ist das Unglück mit einem Schlage da. Mit seiner Tierfratze steht es mitten in der Tür, nein, mitten im Zimmer. Man legt sich abends zur Ruhe, und alles war gut und im frohen Geleise. Und wenn die nächste Nacht sich senkt, liegt alles in Scherben, zerbrochen, verwüstet.

In dieser Gestalt war das Unglück bei Adrian und Annemarthe eingetreten. Wohl war Theo, seit er an der Charité als Assistent angestellt war, schmal und angegriffen erschienen, aber man beachtete es nicht. Man schob es auf die anstrengende wissenschaftliche Arbeit. Denn gerade in diesen Jahren, da die große Ernüchterung in der medizinischen Welt, der Rückschlag auf die einstigen Hoffnungen an die Heilkraft des Tuberkulin, eingetreten war, hatte sich Theo immer tiefer in die Tuberkulin-Forschung eingewühlt.

In einem der dunklen und wenig gelüfteten Räume an dem langen Korridor in der Charité, da man noch kein Barackensystem kannte, hatte der junge Arzt geschlafen und gelebt. War bei unzweckmäßiger Ernährung und Überanstrengung, stundenlang in der Luft der Laboratorien, für den ihm von den Lungenkranken zuströmenden Ansteckungsstoff ein günstiger Nährboden gewesen. Als dann der Tag kam, da die floride Tuberkulose ausbrach, da Seitenstiche, am Abend hohes Fieber sich zeigten, da tröstete man ihn zunächst mit einer Rippenfellentzündung.

Aber schon nach kurzer Zeit hatten Annemarthe und Justus Mathiesen, der Tag für Tag bei dem Freunde war, sich mit schwerer Sorge in die Augen geblickt.

Und dann war die Stunde gekommen, da Justus an einem Abend an Theos Bett allein stand und Theo auf eine stockende Hintröstung des Freundes kurz, mit zerstörender Schärfe erwiderte: „Justus, bitte laß! Wozu das? — Meinen armen Vater tröste damit. Meine Mutter nicht. Die weiß längst Bescheid. Ich hätte gerne noch gelebt. Es war alles so schön . . . Aber —"

Ein grausamer Husten setzte ein. Als Theo sich aus der Erschöpfung erholt hatte, fragte er Justus nach dem neuesten Stand der Krebsforschung. Auf seine ersten Worte kam er nicht mehr zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Es wird immer kahler in dem einsamen Parkwinkel. Die gelben, krausen Blätter fegen über die schmalen Wege, rollen sich, gekrümmt von der Kälte, zusammen. Das rote Weinlaub am Hause der Vanderhoutens hat sein letztes Lied gesungen. Und härter und lauter tönt das Klingeln der elektrischen Bahnen, das harte Krachen der Fuhrwerke, jetzt nicht mehr gedämpft durch die Fülle und mildernde Kraft reichen Blattwerks, in die verlorene Stille . . .

Da oben aber hinter dem Fenster an dem alten Nußbaum wird ein letzter Kampf gekämpft. Stark, einfach, ohne viele Worte. Einen gesunden Stamm von gesundem Holz hat das Beil des Schicksals getroffen. Er sinkt dahin, hingefällt auf Mittagshöhe.

Die stets so lebendigen Augen unheimlich groß, glänzend, in dem abgemagerten Gesicht mit der hektischen Röte sitzt Theo aufrecht im Bett. Noch immer liest ihm

der kleine Bruder vor; noch immer folgt der Kranke rege.

Und der Kleine steht am Fenster und blickt in die welkende Natur draußen in einer dumpfen, hilflosen Angst. Was ist das mit dem Bruder? Er begreift nicht. Man hat ihm zu erklären versucht — Annemarthe, Edgar, Eva. Auch Lucie, die jetzt für einige Tage, da sie sich nicht lange von ihrem Kinde trennen kann, hier ist. Aber ihre Worte dringen nicht zu Gotthold. Er hört sie, er scheint zu begreifen und nickt mit dem Kopf, aber er scheint nur. Plötzlich steht er vor einer Mauer: Sterben — was ist das? Sterben? Eine zitternde, atemhemmende Erregung geht durch den kleinen Körper. Ein Schauder kommt über ihn: Sterben, was ist das?

Und wenn er nun die wachsweiße Hand ganz fest in die seine faßt, dann kann Theo doch nicht fort? Er, Gotthold, hält ihn —

Man geht oben mit leisen Schritten, mit heiteren oder doch ruhigen Mienen. Keiner erlaubt sich vor dem andern eine Schwäche. Beherrschte Menschen, denen ihr Bestes genommen wird, aber die von jeher gelernt haben, der Gefühlsflut nur den einfachsten Ausdruck, kaum diesen, zu gönnen. Die Vanderhoutens da oben sind keine Redner, keine Dichter.

Der einzige, der nichts ahnt, nichts ahnen will und dem man die, ach, nur noch so kurze Lüge gönnt, ist Adrian. Man kennt seine Weichheit, man fürchtet, ihn zu zerbrechen. Und Adrian spricht von einer Reise Annemarthens mit Theo nach dem Süden, wenn Theo erst wieder kräftiger geworden ist, wie Justus neulich meinte.

Der letzte Kampf wird oben in dem Zimmer an dem alten Nußbaum gekämpft. Annemarthe weiß es. Wohl hätte sie im tiefsten Herzenswinkel gewünscht, daß Theo noch einmal den Prediger bei sich hätte, aber sie weiß: es ist unmöglich.

Der da mit scharfer Bewußtheit dem Tode zuschreitet, ist der Abkömmling eines Geschlechts, das schon vor Jahrzehnten in seltsamer Täuschung über wichtige Seiten menschlicher Entwicklung beim Anblick der Prozessionen am Rheine erklärte: „Im zwanzigsten Jahrhundert werde man so etwas überhaupt nicht mehr sehen — —“

Theo Vanderhouten ist Naturforscher mit Leib und Seele. Ist aufgewachsen in einer Zeit, da man vom „Zeitalter der Naturwissenschaften“ sprach. Ist getränkt mit diesem Geist. Und er kennt keine andere Frömmigkeit, als die große Frömmigkeit dem All gegenüber, der Idee des Werdens und Seins.

Und so kämpft er seinen letzten Kampf, lebt er seine letzte Lebenszeit.

Es kommt ein Tag, da die Oktobersonne stark und hell leuchtet. Theo sitzt, in die Kissen gestützt, im Bett und schreibt. Morgen ist Luciens Geburtstag. Sie wollte ihn noch hier verleben, aber Annemarthe hat abgewehrt. Nein, Lucie sollte an dem Tage wieder bei ihrem Mann, ihrem Kind in Greifswald sein.

Und Theo schreibt mit seiner immer noch klaren, schönen, kleinen Schrift — schreibt gute Worte, die dem Glück und der Zukunft der Schwester gelten, ihrem blonden Mädelchen, das er so oft liebkost hat.

Nun ist er am Schluß: „— Und wenn denn mein Leben sich rasch abspielen sollte, so muß Euch der Gedanke stets trösten, daß ich in den kurzen neunundzwanzig Jahren mehr Freude und Genuß erlebt habe, als die meisten, die ihr Leben mit siebzig und achtzig beschließen. Sehr frühreif konnte ich mich bereits in einer Zeit mit ernsteren und gehaltvolleren Dingen beschäftigen, da die Mehrzahl kaum denkt und fühlt. Nach einer schönen Schulzeit kamen die Studentenjahre, die für mich der wahre Frühling meines Lebens waren. Es war mir dann noch einige Jahre vergönnt, die Früchte meiner Studien praktisch zu verwerten, und es ist mir jetzt ein lieber Gedanke, nicht ganz tatenlos gelebt zu haben.“

Jetzt hat er geendet, schließt den Briefumschlag und reicht ihn dem kleinen Bruder. „Hier! Für Lucie!“

Eine große Mattigkeit ergreift den Kranken. Er streckt sich in die Kissen zurück. Er liegt und schläft. Schläft stundenlang. Der Atem geht schwer, rasselnd. Noch einmal erwacht er, und Annemarthe trocknet ihm den heftig hervorbrechenden Schweiß. Eine Ahnung zuckt in ihr auf, die ihr Herz einen Moment stille stehen läßt. Sie hat an vielen Krankenbetten gewacht, an Kranken- und Sterbebetten. Aber da Justus und der Sanitätsrat ihr am Abend erklären, der Puls erschiene jetzt wieder kräftiger, so legt sich alles zur

Ruhe. Annemarthe schläft im Zimmer neben Theo. Er hat noch vor einigen Tagen strenge verlangt, daß keiner die Nächte im gleichen Raume bleibe. Ob sie Gelüste hätten, daß noch mehr Menschen infiziert würden?

Und es kommt der nächste Morgen. Fünf Uhr früh. Von Annemarthes leiser Hand berührt, aufgeschreckt aus dem Schlafe, stehen die Geschwister, steht Adrian um das stille Bett, wo weiß, friedlich, mit ruhigem, verklärtem Antlitz, eine leise Leidenslinie um die schmalen Lippen, der Tote ruht.

Er ist im Schlaf hinübergegangen. —

Draußen schimmert die Frühsonne. Ragt im Morgenglanz der hohe Bau des Abgeordnetenhauses. Keiner achtet's... Zum ersten Male nimmt der Schmerz gewaltsam sein Recht von den bisher immer noch gefaßten, gehaltenen Menschen. Sie alle haben jetzt Tränen, heiße, verzweifelte Tränen, denn sie wissen alle, was der Tod bedeutet — —

Aber zwischen Edgar und Eva, die neben der Leiche niederknien, und Adrian, der den Kopf fassungslos, wie verstört, mit den Händen gepackt hat, unerreichbar für Annemarthens schmerzlichen Zuspruch, steht mit großen, fragenden Kinderaugen Gotthold, der Kleine. Er begreift nicht, was das ist. Er hat den Kopf wieder zur Schulter geneigt, wie in den frühesten Kindertagen, als horche er in die Welt hinein . . . Und während er in ungläubigem Schmerz auf den so still daliegenden Bruder blickt, spiegelt sich in den großen, dumpfen Kinderaugen das fassungslose Erstarren vor dem großen Rätsel.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Der Schritt des Jahrhunderts ward schon zögernd. Doch je altersmüder es sich zur Neige hinabsenkte, um so rastloser tobte, wuchs und schwoll die junge Großstadt. Es waren Jahre, da eine schier unabsehbare Entwicklung einsetzte. Das Leben pulsierte machtvoll in der alten Friedrichstadt, von deren ruhigem Tagesschritt vor zwei Jahrhunderten das kleine Buch, aus dessen vergilbten Blättern Gotthold dem kranken Bruder in seinen letzten Tagen vorgelesen hatte, so erbaulich zu berichten wußte. Heute gab es andere Zeitung in der Reichshauptstadt, und das Wild erging sich nicht mehr „heerdenweise in dem anmutigen Thiergarten —" Lange schon war das neue Reichstagsgebäude eingeweiht, und nun reckte sich auch das Abgeordnetenhaus vollendet in die Lüfte.

In dem einsamen Parkwinkel aber wirkten mutvolle und starke Lebenskräfte, die in den Aufstieg der jungen Stadt hineinfluteten. Kein Schicksal hatte die gute und gesunde Kraft, die das Adriansche Heim durchsonnte, zu vergiften vermocht. Wohl erschien Adrian zunächst wie gebrochen. Theos Name durfte monatelang in seiner Gegenwart nicht genannt werden. Und nie vergaßen die Kinder, vergaß Annemarthe den Morgen, da man ihn lange, lange vergebens suchte, um ihn endlich in einem alten Wandschrank zu finden. Den ganz haltlosen Körper schwer gegen die Wand gestützt, das tränenüberströmte Gesicht in Theos Mantel vergraben, den Annemarthe übersehen hatte, gleich den anderen Kleidungsstücken des Sohnes sogleich fortzuräumen. Man mußte Adrian wie ein Kind, gewaltsam, aus dem dunklen Schrankwinkel hervorziehen und entsetzte sich, als das Tageslicht auf die weichen, völlig verstörten Züge fiel.

Langsam aber gewann dann das tiefe und starke Gefühl, das Adrian und Annemarthe von je geeint hatte, helfend die Oberhand. Half auch der verschlossenen Annemarthe das schwere Leid um ihren „Jungen" tragen. Und die Liebe, die diese beiden Menschen einte und sie eines um des andern willen ihres Schmerzes Herr werden ließ, breitete ihren warmen Sonnenschein auch über das junge Geschlecht, so daß in dieser Luft selbst der Tod seines bittersten Stachels beraubt ward.

Theo blieb den Geschwistern unverloren. Er lebte gleichsam mit ihnen fort, und sein frischer lebensstarker Einfluß behauptete sich über Tod und Schicksal.

Wenn von solcher guten Kraft des Gemüts auf dem ersten Stockwerk niemals der leiseste Hauch zu verspüren gewesen war, so zeigten sich hier aufstrebende, lebensstarke Elemente unter einem anderen Gesicht. Hubert Vanderhouten war heute als Faktor in der neugewonnenen, geschäftlichen Machtstellung der Reichshauptstadt

nicht mehr zu übersehen. Mit genialem Blick hatte er früh erkannt, daß der Reichtum Deutschlands in der aufblühenden Kohlen- und Eisenindustrie liege. Seine Kenntnis rheinischer Verhältnisse klug benutzend, verstand er es, die Kohlenmagnaten in seinen engeren Konzern hineinzuziehen.

Man wußte heute, was der Name Hubert Vanderhouten bedeutete. Der Name des Mannes, der eine durch Generationen ererbte Bedachtsamkeit mit scharfem Blick für weittragende geschäftliche Kombinationen verband. Er, der im Grunde mehr eine vorsichtig rechnende, als eine waghalsige Natur war, keinen Deut zwecklos versuchte und im Privatleben die Zügel recht fest zog — er konnte großzügig erscheinen, wenn er mit sicherem Instinkt geschäftliche Prosperität bei seinen Verbindungen witterte. So hatte Hubert Vanderhouten als einer der ersten die Bedeutung der Kaliindustrie für Deutschland erkannt. Der weitgehende Kredit, den er in jenen Zeiten seinen Geschäftsfreunden, die die Aufschließung von Kalifeldern erstrebten, gewährte, hatte ihm bedeutende Verbindungen geschaffen. Auf dieser Basis ward seine nicht mehr zu übersehende Machtstellung gegründet.

Lag auch nun schon längst in kühler Erde, der das Wort von Neu-Berlin gesprochen, der am frohesten sein Heimatsrecht hier behauptet hatte: das Geschlecht, das, von den Grachten und Deichen hergezogen, in dem stillen Parkwinkel, im Herzen Berlins, sein Leben lebte, mischte seinen Lebensatem von Tag zu Tag unlösbarer mit dem der aufblühenden Großstadt. Und selbst die Noncontenta äußerte nur noch selten ihre alten Betrachtungen daß sie hier doch alle, überhaupt alle, in der Fremde seien. Sie begann resigniert einzusehen, daß in dem hochstöckigen Familienhaus mit dem einsamen Garten ein Geschlecht lebte, in dem ein anderes und neues Heimatsempfinden gewachsen war.

⁂ ⁂ ⁂

„Raum genug — häh! Raum genug! Natürlich, Raum ist schon da . . Der Schuh drückt das Herrchen wo anders, Das sind Dinge, Bethchen! Das kannst Du nicht verstehen, Bethchen!"

Die Noncontenta begnügte sich, durch ein kurzes Achselzucken, und stärkeres Luftausstoßen durch die Nase auszudrücken, daß sie „in der Tat diese Dinge nicht verstehe".

In ihren Sessel zurückgelehnt, beobachtete sie schweigend, mit einer Art steinerner Aufmerksamkeit, ihren Bruder Hubert, wie er in ihrem Zimmer mit heftigen Schritten und schwerem Atem auf- und niederschritt. Die alten Möbel zitterten, die Bilder der schönen Frauen, die bei der Noncontenta ein trübseliges Obdach gefunden hatten, bebten leis an den Wänden. Die Noncontenta aber verharrte in ihrer steinernen Ruhe. Da unten habe sich wieder „etwas getan", hatte ihr schon vor ein paar Tagen Annemarthe sanft bedeutet; es schiene nach einer Bemerkung Christinens, als ob Richard, der wie Konrad seit der Rückkehr aus dem Auslande bei den Eltern wohnte, sich nun auch eine gesonderte Wohnung mieten und nur noch an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen wolle.

Als vor einem Jahr Gerhart sich seine eigene elegante Garçonwohnung nahm, hatte es an Auseinandersetzungen bei gut verschlossenen Türen nicht gefehlt. Den Verwandten gegenüber aber erklärte Christine, für drei erwachsene Söhne sei „neben den Ansprüchen Huberts" selbst in der ausgedehnten und umgebauten Etage allerdings kein Raum.

Da Hubert noch immer nicht zum Reden ausholte und die Noncontenta in einer merkwürdigen Verkennung den Besuch ihres Bruders nicht für das nahm, was er war: den Wunsch, irgendwo in seiner dumpfen Wut sich auszubreiten — sondern durchaus einen praktischen Zweck mit ihm verknüpft suchte, so sagte sie nach einer Weile langsam, in kurzen Absätzen: „Mir scheint, Du willst nicht mit der Sprache heraus, Hubert. Aber da Du hier heraufgestiegen bist, so sage ich Dir noch einmal: Wenn es sich um den Raum handelt, die beiden Vorderzimmer hier oben, stehen zu Deiner Verfügung."

Bei den letzten Worten der Noncontenta war Hubert stehen geblieben und neigte horchend den Kopf. „Vorderzimmer — zu meiner Verfügung? Schwester Bethchen! Was sprichst Du da! Habe ich Dir nicht schon eben gesagt, daß es sich um den Raum nicht handelt? Daß der Schuh das Bürschchen ganz wo anders drückt!"

Und in plötzlicher Wut brach er hervor:

„Nicht geniert sein will man! Das ist alles. Vierspännig auffahren will man für mein Geld, ohne daß ich's kontrollieren kann. Seine Schmutzereien will der Bengel, der Rick treiben, ohne sich Zwang anzutun zu brauchen!“

Er hielt inne. Der harte Husten der Noncontenta klang mit einer Nuance ungemessener Verachtung, aber ein leichtes Wiegen des grauen Kopfes schien doch auszusprechen, ob der Hubert nicht ein wenig übertreibe?

Hubert aber rief dröhnend: „Nein, Schwester Bethchen, Du brauchst gar nicht mit dem Kopfe zu winken. So stehen die Dinge .. so. Die Christine mag meinethalben vertuschen und bemänteln, sie hat ja den Herrchen immer die Stange gehalten. Und der Richard, der sollte gerade ihrem Bruder Ludwig aus dem Gesicht geschnitten sein. Dem Bummelanten, dem unnützen Brotesser, der es nie zu etwas gebracht hat! Ich sage Dir, Bethchen, als damals der Gerhart aus dem Hause zog, ich habe nichts gefragt und nichts gesagt... Wozu auch? Das Herrchen wollte fort. Gut! Er weiß wenigstens, was er will. Kümmert mich nichts, geht mich nichts an. — Aber jetzt die Affenkomödie mit diesem Herrn von Leisetritt, mit dem wir schon, als er noch Sekundaner war, unsere Debüts gefeiert haben!“

Hubert hielt keuchend inne.

„Neulich“ — er war dicht an die Schwester herangetreten, „neulich fahre ich mit der Annemarie, der jungen Frau, durch die Zimmerstraße. Das Junkerchen, der Ully sitzt uns gegenüber. Auf einmal ruft er uns an: „Mama! da geht ja der Onkel Richard — nicht?“ Und was sag' ich Dir, — da geht er mit der Person am Arm, am hellen, lichten Tage! Am hellen, lichten Tage! Und sie hebt noch den Kopf mit ihrem roten Krollhaar und guckt mit ihren nichtsnutzigen Augen zu uns gerade in den Wagen hinein.“

„Und wer meinst Du, daß die Donna ist?“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Die Älteste aus der Klempnerbude da nebenan! Mademoiselle Pfannenschmidt — — Damit geht der Herr Sohn spazieren. Und ich habe den Kopf noch wegdrehen und den Ulrich von seinem Gefrage abbringen müssen.“

Die Noncontenta saß ganz steif gegen die Rückwand des Sessels. Es sah fast aus, als wäre sie dagegen gefallen und so liegen geblieben. Ihre Augen waren immer größer und starrer geworden, während Hubert sprach.

„Junge Hunde soll man aufziehen,“ sagte sie jetzt kurz. „Junge Hunde.“

Hubert hob einen Moment betroffen den Kopf. Dann blickte er seine Schwester an und nickte ein paar mal langsam. Sein Blick schien zu sagen: ‚Ja, das ist die Bethchen! Sie spricht zwar ein bißchen anders und wunderlich, aber im Grunde hat sie recht.‘

Im übrigen kam nach ihrer kurzen, summarischen Beurteilung eine gewisse Ruhe über Hubert. Er begann vor sich hin zu pfeifen — ein Zeichen, daß sein Zorn langsam verrauchte. Und nach einer Weile erklärte er, daß er nun zum Mittagessen müsse, schüttelte der Schwester Bethchen die Hand und ging mit dröhnenden Schritten durch den langen Korridor und die Treppen hinab zu seiner Wohnung.

⌘ ⌘ ⌘

Die Mahlzeit im Zimmer mit den blauschwarzen Greifen setzte heute schon unter besonders ungünstigen Anzeichen ein, da Konrad nicht pünktlich erschienen war, was Hubert mit heftigem Zusammenziehen der schweren, senkrechten Stirnfalten vermerkte. Auch hatte der Bankherr jene eigentümlichen jähen und unvermittelten Bewegungen, die er stets zeigte, wenn er, wie sein Enkel Ully es im stillen nannte, zu „kochen“ begann. Ein Gemütszustand, den der Zehnjährige, der neben Christine die feinste Spürnase für Huberts Stimmungen hatte, immer mit einer gewissen angeregten Erwartung begrüßte. Auch heute ließ er die hellen, klugen Augen von der Seite mit einer verhaltenen heiteren Neugier über den Großvater hingleiten. In diesen kalten grauen Knabenaugen lagen schon alle die Empfindungen von Spott, Überlegenheit und Antipathie, die die Söhne Hubert entgegengebracht hatten — nur sehr unangenehm verschärft durch eine kühle Heiterkeit, die den Zornesausbrüchen als kalter Beobachter beiwohnte, ohne irgendwie unter ihnen zu leiden.

Mit der gleichen stolzen Haltung wie vor Jahren, die blauen Augen unablässig

umherführend, präsidierte Christine am Kopf der Tafel. Nur feine Linien an Mund und Augen und einige graue Fäden in dem schönen, goldgelben Haarscheitel mahnten leise, wie erste welke Blätter im vollen Baumgrün. Christine Vanderhouten hatte sich ausgezeichnet gehalten. Niemand hätte ihr ihre 51 Jahre zugetraut. Und wenn in früheren Jahren der sich gleich bleibende, schimmernde Scheitel häufig von Dritten mit spähenden und prüfenden Blicken gestreift worden war, so hatte solches Mißtrauen nur aus einer tiefen Verkennung Christinens hervorgehen können. Christine Vanderhouten war viel zu sehr von der einzigen, unantastbaren Vollendung ihrer Erscheinung durchdrungen, als daß sie je mit einem Kunstmittel nachgeholfen hätte. Die Spuren der Zeit nahm sie mit Gelassenheit und jenem verzeihenden Hochmut hin, mit dem sie sich allezeit als ein auserwähltes und untadeliges Stück Natur empfunden hatte. Jede gewöhnliche Eitelkeit lag ihr fern. Die Gewißheit ihrer Schönheit und Vornehmheit war viel zu stark in ihr, um sie Wert auf eine besondere Hervorhebung ihrer Reize legen zu lassen. So erwartete sie auch das Alter mit der Ruhe einer Königin, die einem unabweislichen Besucher Audienz erteilt. Und es ließ sich nicht leugnen, daß gerade in diesen Jahren ihre Haltung eine sympathische Vornehmheit zeigte, solange Christine nicht sprach und gleich einem alten, edlen Bilde nur als Raumausstattung wirkte.

Auch Annemariens Erscheinung hatte an Vornehmheit gewonnen, wenn auch jeder Schimmer von Jugendanmut von ihr geschwunden war. In das gelbliche Gesicht mit dem hochgesteckten Haar und den scharfen Linien paßten die großen, traurigen Augen, die früher wie verirrt in den einfachen Zügen gestanden hatten.

Obwohl bereits zwölf Monate vergangen waren, seit an einem schönen Augusttage Ulrich Jaxtehausen nach kurzem Krankenlager, aus der Welt gegangen war, hatte Annemarie doch die Trauerkleider noch nicht abgelegt. Sie machte aber keinen Hehl daraus, daß der Tod ihres Schwiegervaters sie völlig kalt gelassen habe. Ja, als Edgar einmal im Familienkreis in Annemariens Gegenwart mit einer seiner Taktlosigkeiten unzeitmäße Betrachtungen anstellte: Der Onkel Ulrich könne einem wahrhaftig wehmütig stimmen, er habe schon bei Lebzeiten etwas von einer entthronten Größe gehabt — da hatte Annemarie herb die Achseln gezuckt und sehr entschieden erwidert: „Sie wisse wahrhaftig nicht, was der Vetter wolle? Wenn der Papa Ulrich jetzt als eine entthronte Größe erschienen sei, so habe er doch wirklich lange genug geherrscht und, wie Edgar und alle wohl wüßten, als ein recht rücksichtsloser Despot . . ."

Diese Bemerkung kam mit solcher Schärfe heraus, daß ihr eine schwüle Stille im Kreise folgte, und Edgar wünschte seine Sentimentalität zum Henker.

Die schwarzen Kleider aber hatte Annemarie trotzdem noch nicht abgelegt. Und als Hubert, der immer eine Vorliebe für bunte und grelle Farben hatte, sie vor einigen Tagen gereizt fragte: wie lange sie denn eigentlich die „schwarze Fahne" zu tragen gedenke, erwiderte sie gelassen: „Am liebsten immer, Papa. Natürlich nicht wegen meines Schwiegervaters. Aber ich fühle mich in Schwarz am wohlsten." Worauf Hubert verstimmt die Achseln zuckte und Christine mit sanft verweisender Stimme Annemarie in lang hinrollenden Darlegungen Vortrag über die Unmöglichkeit einer über das Trauerjahr ausgedehnten Beibehaltung ihrer Tracht erteilte.

Fehlte im Zimmer mit den blauschwarzen Greifen auch die englische Miß, da Ully eine immer heftigere Verhöhnung solcher Damen bekundet hatte, so hatten die Mahlzeiten doch darum in keiner Weise an Behaglichkeit gewonnen. Zumal an diesem Tage nicht, da Richard, dessen hübsches, müdes Gesicht heute wie eine undurchdringliche Maske wirkte, mit herausfordernder Schweigsamkeit neben Frau Christine saß, ihre und Annemaries Fragen mit eisigen ‚Ja' und ‚Nein' beantwortete und seinerseits wieder von Hubert wie ein Stück Luft behandelt wurde. Während der leere Platz Konrads zwischen Gerhart und dem Vater, der auch beim Fisch noch nicht besetzt ward, wie neuer Zündstoff auf Hubert zu wirken schien, sowie seine Augen hintrafen.

Gerhart sah abgespannt und verstimmt aus. Er hatte vor einigen Tagen wieder

einen heftigen Herzanfall gehabt und berührte die Speisen kaum. Die Sturmzeichen in den Mienen des Vaters, die tief eingegrabenen Stirnfalten, die geschwollene Ader bemerkte er wohl, aber sein nervös gequältes Gesicht schien zu sagen, daß er selbst nicht in der Verfassung sei, eine wohl angebrachte Taktik zu üben.

Als der Braten eben zum zweiten Male gereicht worden war, sagte Gerhart mit seiner umschleierten, immer ein wenig wie aus der Weite kommenden Stimme über den Stuhl hin zu dem Vater gewandt: „Ich wollte Dich schon heut früh im Kontor sprechen, aber Du warst stets beschäftigt. Ich hatte gestern abend noch einen wenig erquicklichen Besuch — James Reitzenstein war bei mir."

Hubert hob mit einer plötzlichen Bewegung den mächtigen Kopf. „Der Reitzenstein!" sagte er in wegwerfendem Ton.

„Ja, als ich um elf Uhr nach Hause kam, stand er da an der Treppe und hatte auf mich gewartet," fuhr Gerhart mit der gleichen müden Stimme fort, „er war am Nachmittag schon zweimal dagewesen, wie mir mein Jakob meldete. Ich mußte ihn schließlich herein lassen —, obwohl ich vorgezogen hätte, mich schlafen legen zu können."

„Und was wollten seine ritterlichen Gnaden?" fuhr Hubert in mühsam gedämmtem Unwillen heraus.

Gerhart bewegte in der ihm eigenen ruhigen Art die Hand. „Das wirst Du Dir wohl ungefähr denken —"

„Denken? Durchaus nicht! Also was wollte der Herr Reitzenstein — der Spielkönig — der Kumpan?"

„Was er wollte, ist doch ziemlich klar," sagte Gerhart jetzt trocken. „Er bat mich in der allerdringendsten Weise mit Ausdrücken, die mir direkt peinlich waren, ich sollte bei Dir ein Wort einlegen, daß Du mit der Subhastation seines Grundstücks in der Rauchstraße wegen Deiner Hypothek doch noch warten mögest. Er hoffe, in spätestens drei Monaten zahlen zu können."

Hier unterbrach ihn Hubert. „In drei Monaten zahlen zu können! Nochmal drei Monate warten, heißt das auf Deutsch! Und wenn die drei Monate vorüber sind, dann wieder noch drei Monate! Ich danke! ... Wozu läßt Du Dich überhaupt mit dem sauberen Mosjöh ein? Ich habe lange genug Geduld gehabt, sollte ich meinen. Ein ganzes Jahr. — Jetzt hat's ein Ende."

Gerhart hob die grauen umschleierten Augen und sah den Vater kalt an.

„Die 12 000 Mark Zinsen gehen Dir doch nicht verloren. Er sagte ausdrücklich, Du wüßtest ja selbst, daß das Grundstück mehr wert sei. Sein Vetter Randing habe die zweite Hypothek mit 100 000 Mark. Wir hätten also doch nichts zu fürchten."

„Natürlich! Und so weiter — und so weiter! Den Refrain kenne ich! Dasselbe Lied hat er mir vor einem halben Jahr gesungen. Jetzt sinds 12000 Mark, die er schuldet. Ganz abgesehen, daß ich die 300 000 in meinem Geschäft viel besser verwenden kann. Und kurz und gut: ich warte nicht mehr länger. Wozu läßt Du Dich überhaupt mit dem Spielritter ein!"

„Einlassen? — Ich kann den Mann, der noch vor einem Jahr neben mir im Unionklub gesessen hat, wenn er zweimal bei mir gewesen ist und mich abends spät erwartet, nicht wie einen Vagabunden von meinem Diener hinauswerfen lassen. Und was die Subhastation anbetrifft" — Gerhart ließ die Augen über den Tisch weg langsam zur Zimmerdecke gleiten — „nun, ich denke: verhungern werden wir nicht, wenn Du die 12 000 Mark am 1. Oktober noch nicht erhältst —"

Huberts Augen glühten. „Natürlich! Natürlich! Die Töne kenne ich! Nein, verhungern werdet Ihr alle nicht. Dafür habt Ihr ja Euren Vater, habt Ihr den Hubert Vanderhouten. Darauf pocht Ihr! Weil der saubere Musjöh, der jetzt übrigens längst aus dem Unionklub hinausgeworfen ist, Dir einmal dort begegnete, deshalb soll ich ins Unendliche warten! Deshalb!"

Hubert hatte sich völlig in seine Wut hineingetobt. Für einen Augenblick hörte man nur seinen keuchenden Atem, während Annemarie fragend auf Gerhart blickte, Ully höchst belustigt dreinschaute, Christine die Lider verzeihend senkte und Richard die steinerne Maske unverändert bewahrte.

Erst nach einigen Minuten antwortete Gerhart in seiner gewohnten ruhigen Art, so daß nur das Zittern der blonden Wim-

pern seine Nervosität verriet: „Ich kenne den Reitzenstein kaum und habe in meinem Leben bis gestern abend keine zwanzig Worte mit ihm gesprochen. Ich weiß kaum einen Menschen, der mir unsympathischer wäre. Aber wenn er heute verarmt, heruntergekommen, von allen seinen Freunden fallen gelassen, zu mir kommt — abends da auf der Treppe steht, wie ein Bettler, nein, schlimmer als ein Bettler, sich nicht zu setzen wagt in meinem Zimmer, obwohl ich ihm zweimal einen Sessel angeboten habe —" Gerharts Gesicht verzerrte sich in der Erinnerung — „und schließlich nichts erbittet als eine Sache, bei der Du nichts, nichts zu wagen hast —"

Gerhart war aufgestanden. Er war so bleich, daß selbst Christine aus ihrer Gemütsruhe erwachte.

„Du willst nicht mehr essen?" fragte sie, die Lider betroffen hebend, als Gerhart sich nach dem Vorderzimmer wandte.

„Ich habe heute früh wohl zu reichlich geluncht — und da mein Magen immer noch nicht ganz in Ordnung ist . . . Aber laßt Euch nicht stören —"

⌘ ⌘ ⌘

Als Gerhart in das Vorderzimmer trat, warf er sich in einen der großen Fauteuils und blieb dort, das Gesicht gequält mit der nervös zitternden Hand bedeckend, eine Weile reglos liegen. Er fuhr erst auf, als er im Speisezimmer wieder heftiges Poltern hörte. Konrad war eben in dem Moment eingetreten, als sich die Tür hinter Gerhart geschlossen hatte und Hubert in seiner nach Entladung suchenden Gereiztheit mit den Fingern auf dem Tisch trommelte. „Schreib mir das auf! Schreib mir das auf!" hörte Gerhart eben den Vater in höchster Wut hervorstoßen. „Schreib mir's auf!"

Die Tür zu dem Vorderzimmer ward aufgerissen. Man sah den kleinen, trotz seiner 27 Jahre immer noch unansehnlichen Konrad mit dem unintelligenten, ausdruckslosen Gesicht, auf dem jetzt rote Flecken der Erregung sich zeigten, neben der mächtigen Gestalt Hubert Vanderhoutens, der den Sohn um Haupteslänge überragte.

„Kindischkeiten — Kindischkeiten!" murmelte Konrad . . .

„Ja — Kindischkeiten! Ich werde Dich Raison lehren, Du blöder Kläffer! Du schreibst es auf!"

Er hatte Konrad zum Schreibtisch gedrängt, und dieser, den silbernen Bleistift des Vaters in der Hand, schrieb auf das ihm hingeworfene Blatt zögernd, unwillig, verstockt, wie in der Knabenzeit, mit seiner großen kindischen Schrift: „Wenn ich mich draußen eben besser amüsiere, bleibe ich draußen, solange es mir paßt."

Das Blatt war in die Sammlung zu den andern Blättern in den alten Schreibtisch gewandert. Die Tür hatte sich hinter Vater und Sohn geschlossen. Es schien da drinnen unter dumpfem Schweigen der Rest der Mahlzeit eingenommen zu werden. Gerhart war wieder allein.

Erst nach einer Weile klinkte die Tür. Ully, der nach einem Verbot des schäumenden Großvaters auf das Obst „wegen Unverschämtheit" verzichten mußte, war eingetreten und machte sich an dem Schreibtisch mit anderen Genüssen zu schaffen. Eine maßlose, unangenehme Heiterkeit in den hellen, spöttischen Augen, betrachtete er die merkwürdige Kollektion der dort seit Jahren aufgestapelten Blätter.

Eine Weile ließ ihn Gerhart gewähren. Dann sagte er, die grauen Augen in kalter Verachtung auf Ully gerichtet, mit seiner müden Stimme: „Also das macht Dir wirklich solche heftige Freude, Ulrich?"

Ully war der Antwort enthoben, da in diesem Augenblick im Speisezimmer Stühle gerückt wurden und Frau Christine hereinrauschte. Die Blätter versanken, die Schublade war lautlos zugeschoben. Und Ully nahm mit gesenkten Lidern eine Ermahnung der Großmutter über seine nicht genügend stramme Haltung entgegen.

Einen Moment später sagte Christine in ihrem überlegenen Flüstertone, zu Gerhart gewandt, neben dem sie Platz genommen hatte: „Könntest Du denn nicht einmal dem Konrad Vernunft beibringen, daß er dem Vater nicht gerade bei Tisch diese Dinge immer sagt. Wenn er sich amüsiert —", sie senkte verzeihend die Lider — „gut. Aber hier ist er nun eben zu Hause —"

Gerhart blickte unter der über die Augen geschobenen Hand trübe zu Christine: „Ja, Mama — wenn es für uns nur je ein ‚zu Hause' gewesen wäre —"

⌘ ⌘ ⌘

Die neun kleinen Wachslichter auf dem Geburtstagstisch Heddah Damians waren schon fast hinuntergebrannt, während sich das starke Lebenslicht in der Mitte noch stark und ansehnlich behauptete. Es roch in dem Salon nach Kuchen und Wein, nach Schokolade und Blumen. Da und dort lag auf dem Teppich ein zerknülltes Blatt von dem den Tisch zierenden Blütenkranz. Und die kleine Heddah, wie sie todmüde mit ihrem zerzausten gelben Seidenhaar und den schweren Augenlidern am Arme der Kinderkamm hing, erzählte ebenso wie das Zimmer von einem langen und schönen und reichen Geburtstage mit vielen Besuchern, Tanten und Gratulanten, Geschenken in knisterndem Seidenpapier, Kuchen und dampfender Schokolade, der nun sanft und sacht zur Neige ging.

Als Heddah noch einen Moment auf dem Schoß der Mutter gesessen hatte, den kleinen Kopf an ihren schönen Nacken lehnend, rutschte sie hinunter, um den beiden letzten Gästen noch eine glückliche Gute Nacht zu wünschen und dann, schon in halbem Traum, mit der Kinderkamm nach hinten zu wandern.

Der Abschied von dem Rittmeister von Weghausen, einem weitläufigen Verwandten, fiel ziemlich kurz aus. Als der große Offizier, der an den Schläfen schon etwas ergraut war, sonst aber noch jugendliche Frische zeigte, sich liebenswürdig zu Heddah hinabbeugte und sie fragte, wann sie denn nun mit der Mutter ihn auf seinem Gute besuchen würde, bewegte die Kleine nur unsicher und wie ablehnend die Schultern. Um den Onkel Gerhard aber schlang sie in einem Gemisch von Müdigkeit und leidenschaftlicher Zuneigung die mageren Kinderarme. Und als er mit einer seiner Neckereien, aus denen eine verhaltene Schwermut klang, meinte: „Ja, Heddah, wer doch auch solch kleines weißes Bett wie Du hätte!“ — da sah sie ihn einen Moment mitleidig an und schmiegte sich dann noch einmal zärtlich an ihn.

„Aber nun Ende! Ende! Nehmen Sie sie bitte nach hinten, liebe Kinderkamm! Sie ist ja schon halb im Schlaf . . .“

Rias Ton hatte eine gewisse Schärfe. Sie wandte sich mit besonderer Artigkeit zu dem Rittmeister, der aufgestanden war und die Uhr gezogen hatte.

„Alle Welt! Es ist die höchste Zeit, meine sehr verehrte Ria, wenn ich meinen Zug noch erreichen soll.“

„Wäre es nicht hübscher, Vetter, Sie erreichten ihn nicht? Und wir plauderten hier noch eine Stunde zusammen?“

Rias Stimme hatte eine gewinnende Liebenswürdigkeit, die sie nur selten zeigte.

Aber Weghausen hatte schon mit Vanderhouten einen kühlen Abschiedsgruß getauscht. „Es geht nicht, liebe Cousine. Ich muß morgen früh zu Hause sein.“

Eine unbedingte und tiefe Ergebenheit lag in seinem Ton, lag in der Art, wie er sich über die Hand der Frau beugte.

Als Ria, nachdem sie Weghausen bis zur Tür geleitet und den Besuch mit Heddah bei ihm für einen der nächsten Sonntage verabredet hatte, sich in den Salon zurückwandte, sah sie Gerhart in einem der Sessel sitzen, den Ellenbogen auf eine Seitenlehne gestützt, den Kopf in die Hand vergraben.

Sie machte sich an dem Geburtstagtisch zu schaffen, hob dazwischen da und dort ein zerknülltes Blatt vom Fußboden. Der Duft von Kuchen, Blumen und Wein wirkte jetzt noch aufdringlicher als vorher. Ria blickte um sich und sagte mit ihrer ruhigen, gleichmütigen Stimme: „Hübsch sieht es hier wahrhaftig nicht aus — — ‚Nach dem Fest‘ — Ja, Heddahs Fest ist also wieder einmal vorüber. Es ist so eine Sache mit den Festen. Aber das Kind fühlt es nicht, es schläft seinen guten Kinderschlaf, während wir hier bei den welken Blättern sitzen und melancholisieren . . .“

Gerhart hatte die Hand sinken lassen. Sein Blick ging langsam und düster zu der Frau. Er antwortete nicht.

Als sie sich aber wieder an dem Tisch zu schaffen machte, erhob er sich lautlos und trat dicht neben sie. Seine Hände umgriffen ihre feinen Gelenke mit hartem Griff.

„Ria — ich will es nicht — —“ stieß er leise und heiser hervor . . .

Sie blickte ihn an. Die Augen der beiden Menschen brannten ineinander. In den seinen eine verzweifelte Bitte, ein gemartertes Aufstöhnen — in den ihren ruhige Entschiedenheit; kein Vorwurf, aber Entschlossenheit, deren harte Sicherheit aus Tränen geschöpft ist . . .

„Gerhart! Was soll das? Was willst Du nicht? . . .“

In sein Gesicht, das glühend heiß geworden, war jetzt die fahle Blässe zurückgekehrt. „Was? Du weißt es gut genug —"

„Ja — ich weiß —" Er hatte ihre Hände, um deren Gelenke sich noch die beiden schmalen roten Streifen zeichneten, freigegeben. „Und ich sage Dir, daß ich dies Gespräch nicht noch einmal aufs Neue beginnen will. Noch lebt mein Mann — Es steht schlecht mit ihm, aber er lebt. Wie die Ärzte immer wieder versichern: vielleicht noch Jahre. Was ich tun werde, wenn er nicht mehr lebt, wenn ich meine Freiheit" — sie lachte bitter auf — „die Freiheit zu verhungern wieder habe: das, Gerhart, mußt Du mir überlassen."

„Ich will es nicht . . . Ria, Du weißt, daß Du das Einzige bist, was ich auf dieser Welt besitze."

Sie zuckte die Achseln. „Gerhart, wollen wir noch einmal von vorne beginnen? Uns noch einmal das Innerste wund und weh zerren?" Sie trat dichter zu ihm heran und sagte leise und weich: „Gerhart! Ich bitte Dich, mach mir doch nicht alles so schwer! Vergifte uns doch mit Zukunftseifersüchteleien nicht, was war, was ist."

„Aber es kommt —" sagte er gebrochen. „Es kommt —! Ich sehe es, und ich kann es nicht ertragen."

„Dann", erwiderte sie, sich aufrichtend, „dann zeige mir einen Weg, wie ich es ändern kann."

Eine Stille trat ein, eine trübe, verstockte Stille. Ria lehnte, die Augen in eine unbestimmte Ferne gerichtet, in einem der Sessel, und Gerhart ging mit lautlosen Schritten auf und nieder.

„Weil Du mir nicht glaubst, Ria —", sagte er jetzt düster und stand vor ihr still.

„Was heißt ‚nicht glauben?' Ach Gerhart, wir wollen nicht in ein falsches Pathos hineingeraten . . ."

„Du glaubst nicht, daß ich die Kraft habe, eine Ehe zwischen uns zu erzwingen?"

Sie blickte ihn trübe an. „Gerhart — muß es sein? Muß diese Unterhaltung wieder geführt werden? Weißt Du noch, wie Du neulich sagtest: ‚ja, wenn man die Kraft und Bedürfnislosigkeit anderer Menschen hätte, so wäre man eben ein anderer' — Und ‚es nütze nichts, sich immer wieder an den Gitterstäben des Käfigs seiner Natur wund zu reiben' "—

Sie fuhr hart fort: „Es ist ein ziemlich einfaches Exempel. Sieh die neun Kerzen! In acht Jahren ist Heddah erwachsen... Und dann, Gerhart, wenn mein Mann gestorben ist und ich nicht wieder geheiratet habe, wenn ich einem Anderen — sagen wir Weghausen, dem ich wahrhaftig über die Gegenwart nichts vorgetäuscht habe — einen von Dir gewünschten Korb wirklich gegeben habe — was dann? Wenn es selbst bis zu Heddahs Verheiratung notdürftig ginge, was dann??... Soll ich meine Tochter an den Meistbietenden verkaufen, wie mich meine Mutter verkaufte? Oder denkst Du etwa, daß ich mich selbst ernähren kann? Ich, die man nichts gelehrt hat, als schöne Kleider schön zu tragen."

Sie hielt inne. Da Gerhart nicht antwortete, sondern nur gemartert die Schultern hob, vollendete sie: „Nein, Gerhart, es hilft nichts. Du siehst es selbst! Wir wollen einmal für immer dies Gespräch beenden! Denn wenn Du mich wieder und wieder dazu zwingst, so sage ich Dir schließlich Dinge, die mich gereuen —"

Sie war aufgestanden. Er sah, wie ihre schwarzen Braunen sich zusammenzogen.

„Und wenn ich schließlich das Letzte doch erzwinge, wenn mein Vater sich finden müßte —"

Ein harter Ausdruck kam in Rias Gesicht. „Dein Vater sich finden! Hast Du vergessen, was ich Dir erzählte? Was mir von bestunterrichteter Seite gesagt wurde, wie er sich schon jetzt geäußert habe? ‚— Für die Abfälle vom Tische der Herren Damian habe er nicht gearbeitet'."

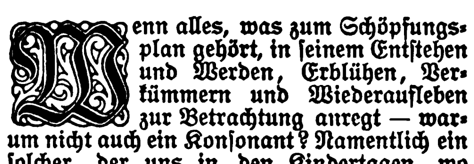
Sie richtete die schöne Gestalt hoch auf. „Nein, Gerhart —, für gewisse Skandale bin ich mir denn doch zu schade! Und Du — Du tätest gut daran, nicht immer wieder an mir zu zerren und uns unsere Gegenwart nicht durch Zukunftsmöglichkeiten zu töten . . ."

Gerhart antwortete nicht. Den Kopf tief in die Hände vergraben, saß er unbeweglich.

Man hörte eine Weile nichts als das Ticken der Wanduhr und nach einiger Zeit im Nebenzimmer die schrille Stimme der Rinderkamm, die dem Hausmädchen Weisungen erteilte. (Schluß folgt.)

„Rrrrr." Geschichte eines Konsonanten.

Von Eugen Zabel=Berlin.



Wenn alles, was zum Schöpfungsplan gehört, in seinem Entstehen und Werden, Erblühen, Verkümmern und Wiederaufleben zur Betrachtung anregt — warum nicht auch ein Konsonant? Namentlich ein solcher, der uns in den Kindertagen, wo wir ihn der Mutter nachzulallen versuchen, so mancherlei Schwierigkeiten bereitet und der später bei dem täglichen Meinungsaustausch eine so wichtige Rolle spielt? Der unserer Sprache so viel Klang und Farbe gibt und den trotzdem unzählige Menschen bis an ihr Lebensende niemals vollständig bewältigen? Er darf auf seine Abstammung stolz sein und hat sich zu voller Kraft und Schönheit entwickelt, aber auch schwere Zeiten gesehen, in denen er sich arg heruntergekommen fühlte, so daß er sich von diesen Schicksalsschlägen bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig erholen konnte. Aber er ist trotz seines hohen Alters noch sehr rüstig, und wenn wir ihn ausfragen, erzählt er uns allerlei Merkwürdiges von seinen Lehr- und Wanderjahren in den verschiedenen Kulturländern.

Unter allen Sprachlauten wird das Ohr von der Wiedergabe des Buchstabens, der sich in unserm Alpabet an siebzehnter Stelle befindet, zweifellos am unmittelbarsten und stärksten berührt. Das „R" hat sich über sämtliche Vokale und Konsonanten eine Art Gewaltherrschaft angemaßt, nicht nur, weil es bei der Verwendung in unserm Sprachschatz eine sehr große Rolle spielt, sondern auch wegen der eindringlichen Schärfe, mit der es sich in der Unterhaltung überall durchzusetzen weiß. Zunge, Gaumen, Zähne und Mundstellung müssen mehr als bei jedem andern Laut zusammenwirken, um seinen vollen Charakter zum Ausdruck zu bringen. In dem kurzen Wirbel, den es anschlägt, liegt etwas Selbstbewußtes und Sieghaftes, aber auch Rechthaberisches und Herausforderndes. Es beruht daher auf keinem Zufall, wenn dieser stramme Emporkömmling wie eine Persönlichkeit mit breiten Schultern und starken Ellenbogen bei einzelnen Völkern ganz verschieden aufgenommen wird und Hunderttausende mit ihm überhaupt gar nichts Rechtes anzufangen wissen. Bei andern Lauten wird man an Geräusche in der Natur wie Summen, Hauchen, Blasen, Zischen oder Pfeifen erinnert, die sich durch die menschliche Stimme verfeinern lassen. Hingegen haben ältere und neuere Schriftsteller, wenn sie über die Entstehung des „R" nachdachten, an einen bestimmten tierischen Laut, nämlich an das Knurren eines Hundes erinnert, der einen Feind wittert oder dem man seinen Bissen fortnehmen will. Unser Sebastian Brant besingt Ende des XV. Jahrhunderts in seinem „Narrenschiff", worin er die Torheiten seiner Zeitgenossen verspottet, das „Rrr!" folgendermaßen:

„Der Narr das Eselreiten liebt,
Der unnütz sich mit Zorn betrübt
Und um sich schnappet wie ein Hund,
Kein gutes Wort läßt aus dem Mund,
Keinen Buchstab kennt als nur das R
Und meint, man soll ihn fürchten sehr."

Daher auch der Name „Hundsbuchstabe" für dies Schriftzeichen, in dem Leser und Hörer schon frühzeitig etwas Trotziges erkannten, namentlich, wenn es gleich doppelt aufmarschiert in Worten wie „beharren", „irren" oder „scharren". Dieser Buchstabe hat sich nach der Art, wie er im Gespräch auftritt, fast zu einem Verwandlungskünstler ausgestaltet. Bald wird er zu einer Kinderknarre, die auf die Nerven fällt, bald wieder zu einem Brei, den die Zunge schwerfällig hin und herwälzt. Er entwickelt sich an ganz verschiedenen Stellen der Mundhöhle, und wer sein Ohr verfeinert hat, kann an seiner Aussprache zuweilen sofort erkennen, aus welcher Gegend die Persönlichkeit stammt, mit der man plaudert. Er wirkt daher bei einzelnen Rednern, Schauspielern und Geistlichen wie bei allen, die durch das Wort Eindruck machen, wie ein Steckbrief. Man kann an ihm gewissermaßen eine ganze Schule der Aussprache durchmachen. Es läßt sich als sicher annehmen, daß Demosthenes, der anfänglich mit der Zunge anstieß und undeutlich sprach, auch mit der richtigen Wiedergabe des „R" zu kämpfen gehabt hat. Bekanntlich steckte er sich, bevor er seine später bewunderte Meisterschaft als Redner erlangte, kleine Steine in den Mund und sagte dazu lange Stellen aus Dichtern her, um seine Zunge geschmeidig zu machen.

Im ersten Teil von Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" ist gleich zu Anfang von Hawermann, der seine Frau begräbt, und den Zwillingen seines Schwagers Nüßler, den beiden drolligen rotbackigen „lütten Dirnings" Mining und Lining, die Rede, die einander so ähnlich sind, daß ihre Mutter sie mit einem bunten Band zeichnen mußte, um Verwechslungen zu verhüten. Die Mädchen betrachten die auf einem Haubenstock hängende Perücke ihres Großvaters. „Kik, Lining," säd Mining, „dor steiht Großvatting sin Pük." — Sei kunnt mit de ‚R' noch nich taurecht kamen. — „Du seggt jo immer ‚Pük', Du möst ‚Pük' seggen" säd Lining — denn sei kunn ok noch nich mit de ‚R' fartig warden, äwer sei was doch de Öllst un müßt ehr lütt

Schwester doch en beten up den rechten Weg wisen." Was Fritz Reuter von den beiden Kleinen erzählt, entwickelt sich fast im Leben, jedes Kindes, das auch hierbei erfahren muß, wie schwer es ist, den falschen Weg vom richtigen zu unterscheiden.

Worin besteht nun aber eigentlich die richtige Aussprache dieses Konsonanten? Unbedingt darin, daß die Zunge gegen den Vordergaumen des Oberkiefers an der Stelle, wo die Zähne ansetzen, aufgebogen und dabei durch den ausströmenden Atem in Schwingungen versetzt wird. Dieses sogenannte dentale oder Zungen-„R" ist das einzige, das eine mustergültige Wiedergabe dieses Lautes darstellt und der Nachahmung empfohlen werden darf. Alle Abweichungen hiervon, so groß ihre Zahl auch sein mag und so vielfach sie sich bei einzelnen Nationen und Ständen einzubürgern wußten, sind nur Anzahlungen auf das, was wir diesem Konsonanten schuldig sind, Angewohnheiten, die man bekämpfen sollte, im besten Fall Schönheitspflästerchen, die einer veralteten Mode angehören.

„In der Rethorik und Schauspielkunst vor allem," sagt Mommsen einmal im ersten Band seiner Römischen Geschichte, „tat und tut es den Italienern keine andere Nation gleich." Auch bei der Aussprache des „R" erweisen sich die Italiener als Meister, die damit wie in vielen andern Dingen das Erbe der Römer angetreten haben. Die „lingua toscana in bocca romana", wie es in einem bekannten Sprichwort heißt, die florentinische Sprache im Munde der Römer zeigt diesen Konsonanten in klassischer Vollendung von den Trägern eines Weltruhms in Politik, Kunst und Wissenschaft bis zu dem in Lumpen gehüllten Lazzaroni. Dies kraftstrotzende „R" ist den Italienern angeboren, selbstverständlich und durchaus unentbehrlich. Wie wunderbar klang es, wenn die große Tragödin Adelaide Ristori als Medea auftrat und ihren wandermüden unglücklichen Kindern Mut einsprach: „Coraggio, amati figli miei, coraggio!" Wenn der unvergleichliche Tommaso Salvini als Othello seine Verteidigungsrede vor dem Senat mit den Worten begann: „Possenti, gravi venerandi patrizie miei Signori!" Wenn Ernesto Rossi ein Gedicht über Christoph Kolumbus vortrug und nach der Schilderung der Leiden und Entbehrungen, denen der Entdecker der Neuen Welt ausgesetzt war, das Wort „Terra!" sprach, als ob es aus dem Mastkorb des Schiffes herabtönte! Wenn Eleonora Duse im vierten Akt der „Kameliendame" die grausamen Beschimpfungen des einst so geliebten Mannes in unvergeßlicher Betonung mit den Zwischenrufen „Armando!" — „Armando!" — „Armando!" unterbrach. Das Ohr der Italiener ist darin so fein und empfindlich ausgebildet, daß Sänger und Schauspieler, die sich hinsichtlich der Aussprache vernachlässigen, selbst bei entschiedener Begabung sich auf der Bühne nicht behaupten können. Ähnlich verhalten sich in diesem Punkt Spanien, Griechenland, Ungarn und die Türkei, vor allem aber Rußland, dessen Sprache trotz der fünfunddreißig Schriftzeichen und der zahlreichen Zisch- und Schmelzlaute viel melodischer klingt, als man erwarten sollte. Wenn der russische Kaiser bei der Parade den vorüberziehenden Truppen sein „Spassibo!" („Danke!") zuruft, tönt es ihm aus dem Munde seiner Getreuen entgegen; „Rad staràtsja wasche Imperàtorskoje Wjelistschesstwo!" zurück („Wir freuen uns, Eurer Kaiserlichen Majestät zu dienen!"). Das erfrischt die Nerven und rollt wie ein entfernter Donner durch die Luft.

Auffallend, daß gerade einer der genialsten und berühmtesten Russen, Anton Rubinstein, sich hierin von seinen Landsleuten unterschied. Er sprach diesen Konsonanten ganz anders als in der vorher beschriebenen Weise aus, nicht durch das Anschlagen der Zungenspitze an den Vordergaumen, sondern dadurch, daß er das Zäpfchen gegen die hintere Zunge schwirren ließ, wobei der Laut um seine natürliche Schönheit und Eigenart gebracht, in seiner Konstruktion gewissermaßen gebrochen und molluskenartig verbildet wurde. Er entsteht dabei in einer Rinne der Zunge, über der das Zäpfchen durch den ausströmenden Atem schnell auf und nieder bewegt wird. Das ist das sogenannte gutturale oder Zäpfchen-„R", das Rubinstein sprach. Ich höre immer noch den Klang seiner Stimme zu einer Zeit, als er das Alter herannahen fühlte und die Überschwenglichkeiten mancher Zuhörerinnen als eine drückende Last empfand. „Ich weiß gar nicht, was die Frauen immer noch von mir wollen. Das hat wirklich gar keinen Sinn mehr!" Wird dieses „R" noch schlechter ausgesprochen, so geht der Charakter des Konsonanten überhaupt gänzlich verloren, und Worte wie „Trümmer des römischen Reiches" klingen dann genau so als ob sie „Tchümmer des chömischen Cheiches" geschrieben wären.

Dadurch ist jener Laut entstanden, der fast bei allen Franzosen und vor allem bei den Parisern zur fehlerhaften und unausrottbaren Angewohnheit geworden ist. Sie „grassejieren" durchweg, wie der Ausdruck dafür lautet, und zwar am meisten die Bewohner von Marseille, während die andern romanischen Länder sich davon frei gehalten haben. Selbst der berühmte Dramatiker, Dramaturg und Conferencier Ernest Legouvé hat in seinem anregenden Buch „Art de la lecture", in dem er manche technische Geheimnisse seiner Vorlesungen ausplaudert, diese Aussprache des „R" trotz ihrer allgemeinen Verbreitung als fehlerhaft gekennzeichnet. Verfügt jemand in Paris über das richtige vordere „R", so fällt das auf, und man sagt: „Il vibre!" Legouvé erzählt von einem berühmten französischen Schauspieler, der in seiner Jugend zwei verschiedene Ziele mit brennendem Eifer verfolgte: sich dieses „grasseyer" abzugewöhnen und die Hand eines jungen Mädchens zu erobern, in das er un-

sagbar verliebt war. Trotz allen Eifers war er nach sechs Monaten mit seinen Bemühungen nicht einen Schritt weiter gekommen. Das „R“ blieb ihm immer wieder in der Kehle stecken, und auch seine Schöne vermochte ihr Herz nicht zu entdecken. Da wird er eines Abends in seinen Liebesbeteuerungen stürmischer, und das angebetete Fräulein flüstert ihm auf sein heißes Begehren mit niedergeschlagenen Augen ein beseligend süßes: „Ja“ zu. Vor Freude trunken stürzt der glückliche Freier die vier Treppen der Wohnung hinunter, gelangt an die Loge des Pförtners und ruft ihm zu, daß er den Strick zum Öffnen der Haustür ziehen möge. „Cordon, s'il vous plaît!“ ruft er pathetisch aus und merkt zu seiner Freude, daß er das reinste, schönste „R“, über das nur ein Italiener verfügen kann, gefunden habe. Aber er fürchtet immer noch, daß er diese Vervollkommnung seiner Aussprache nur einem glücklichen Zufall zu verdanken habe. Er versucht es noch einmal, und, siehe da, es gelingt ihm ebenfalls. Auf dem ganzen Wege nach Hause ruft er immer wieder entzückt: „Cordon, s'il vous plaît!“ und träumt dabei von seinem Glück. Da springt ihm an der Straßenecke aus einem Ausgußrohr eine häßliche große Ratte entgegen. Er schrickt zusammen und ruft: „Un rat! Un rat!“ Wieder ist das schöne „R“ da, nach dem er sich so lange gesehnt hat. Von seinem verdoppelten Triumphgeschrei; „Un rat!“ und „Cordon!“ hallt die Straße wieder. Legouvé gebraucht in seiner Erzählung die artige Wendung: „Il était aimé et il vibrait! Intitulons ce chapitre: de l'influence de l'amour sur l'articulation!“

Einer unserer tüchtigsten Forscher auf dem Gebiet der Lautlehre, Professor Trautmann in Bonn, hat über dies grasseyierte „R“ interessante Ergebnisse zutage gefördert, nach denen es sich zu dem richtigen Vorder-„R“ ungefähr verhält wie der Schatten zum Licht oder der Affe zum Menschen. Es ist der französischen Aussprache erst im XVII. Jahrhundert durch eine Modetorheit aufgezwungen und lediglich unter ihrem Zwang beibehalten worden. Einen sichern Beweis dafür finden wir bei Molière. In dessen Lustspiel „Le bourgeois Gentilhomme“ nimmt der eitle, durch seine Geschäfte reichgewordene Philister Jourdain, der den Vornehmen spielen möchte, bei einem „maître de philosophie“ Unterricht in der richtigen Redeweise. Der Lehrer erklärt ihm dabei, daß er bei dem „R“ die Zungenspitze an den Gaumen emporschnellen und dort vibrieren lassen müsse. Monsieur Jourdain ist von diesem Unterricht ganz entzückt und läuft im Zimmer hin und her, indem er beständig: „R, R, Ra; R, R, R, R, R, Ra!“ ausruft. Also genau unser dramatisches „R“, von dem wir danach annehmen dürfen, daß auch der große Dichter und Menschendarsteller Molière es mustergültig ausgesprochen habe. Erst als die sogenannten Precieusen, die überspannten schöngeistigen Damen, die Salons zu beherrschen anfingen und seiner köstlichen Satire einen neuen willkommenen Stoff boten, entwickelte sich jene Unart von Aussprache, die seitdem immer tiefere Wurzeln schlug. Die gezierten Damen sahen ihre Lebensaufgabe darin, sich wie in ihrem Empfinden und Denken so auch in ihrem Benehmen und Sprechen, von der überlieferten Gewohnheit der Menge zu unterscheiden. So empfanden sie auch dies schnarrende Zäpfchen-„R“ als ein Zeichen ihrer angeblich verfeinerten Kultur, die aber in Wirklichkeit nur geschraubte Unnatur war. Vielleicht hat irgendeine Dame von wirklichem Geist und gesellschaftlichem Ansehen an diesem Fehler gelitten, ohne sich darauf etwas einzubilden, und die Zierpuppen in ihrer Umgebung fanden das reizend und ahmten es ihr überall nach. Paris begann mit dem „parler gras“ — so lautet der Ausdruck dafür — und allmählich eroberte sich das „grasseyer“ ganz Frankreich. Wir können es dokumentarisch nachweisen, wie diese Sitte nach den oberen Schichten der Gesellschaft auch die übrigen ergriff und endlich sogar die Flaneurs der Boulevards und die Epiciers in ihren Buden beherrschte. Nur an der Bühne Molières, dessen Autorität auch in dieser Hinsicht anerkannt wird, dem Théâtre français, hält man streng darauf, dem alten dramatischen „R“ seine Rechte nicht zu verkümmern. Der Doyen dieses Theaters, Mounet-Sully, ist darin mit gutem Beispiel vorangegangen und darf, so übertrieben uns seine Spielweise auch sonst erscheinen mag, in seiner Aussprache als mustergültig angesehen werden. Wenn er in den Dramen Corneilles von „Rome“ und den „Romains“ spricht, steht er durchaus auf dem Boden der alten, wenn auch stark erschütterten Überlieferung.

Wir haben in Deutschland wie manche andere Unsitten auch diese den Franzosen nachgeahmt und uns nach den Pariser Precieusen gerichtet. Das muß ungefähr in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts erfolgt sein, wobei aber die ersten Versuche dieser Art noch als fehlerhaft und lächerlich angesehen wurden. Der von Lessing allzu hoch eingeschätzte Dichter Christian Weise spricht in seinem 1672 erschienenen Buche „Die drei Erznarren“ von einem „Kerlen, der sich gern bei den Frauenzimmern wollte beliebt machen, aber er hatte eine ganz unangenehme Aussprache und absonderlich konnte er das ‚R‘ nicht aussprechen, sondern schnarrte wie eine alte Regalpfeife, die ein Stück von der Zunge verloren hat“. Da haben wir also bereits das Schnarren und Schnercheln, das in den Zeiten traurigen nationalen Niederganges bei uns den Franzosen nachgeahmt wurde, in lächerlicher Weise als Kennzeichen höherer Bildung galt und die breiten Gesellschaftsklassen ansteckte. Auf unserem Heimatboden hat es geradezu wie ein Unkraut gewuchert und die wildesten Schößlinge getrieben. Der echte Berliner besitzt noch heute kein richtiges „R“, sondern

nur den aus Frankreich eingeführten verdorbenen Laut, der beinahe an das Glucksen einer Henne erinnert. Dadurch entsteht bei Verbindungen mit dem Vokal „i“, der sich bei dem erbeingesessenen Spreeathener gern in „ü“ verwandelt, wie bei den Worten „Schürm“ statt „Schirm“ und „würklich“ statt „wirklich“, eine seltsame Klangwirkung. Oft verschwindet das „R“ sogar völlig. Ich erinnere mich einer sonst trefflichen Berliner Hofschauspielerin — sie hat sich längst ins Privatleben zurückgezogen —, die auf der Bühne regelmäßig sagte: „Unse liebe Vate“. Im Volksmund findet man dagegen oft auch Übertreibungen, wenn eine behäbige Berlinerin auf einem Sonntagsausflug eine Wirtschaft betritt und mit dem Ausruf „Kellnähr!“ sich an die Bedienung wendet oder wenn ihr kleiner Junge im zoologischen Garten von einem „Adlähr“ spricht und damit den König der Lüfte meint.

Es gibt nun aber noch ein drittes „R“, auf das meines Wissens der berühmte Konzertsänger und Gesangsmeister Julius Stockhausen zuerst als eine besondere Abart aufmerksam gemacht hat. Es gehört den Engländern an und hat vom britischen Inselreich über die Weltmeere bis zu den Vereinigten Staaten von Amerika, den Hauptstädten Indiens und den Küstenländern Australiens eine große Verbreitung gefunden, ohne deshalb ein besonderes Loblied zu verdienen. Die Engländer lassen bei der Aussprache dieses Konsonanten den Rücken der Zunge in der Mitte des harten Gaumens zu weit nach hinten anschlagen, wodurch der Laut eigentümlich verdunkelt und gequetscht wird. Das geht soweit, daß mancher Deutsche, der seinen Shakespeare in der Ursprache leidlich beherrscht und auch eine englische Unterhaltung führen kann, jenseits des Kanals bei einzelnen Worten gar nicht sofort verstanden wird. Fragt er in der Metropole an der Themse z. B. nach der berühmten Reitbahn im Hydepark, wo sich in der „season“ die elegante Welt versammelt, so muß er darauf acht geben, die drei Silben „rotten row“ mit dem gequetschten Zungenaufschlag zu sprechen, wenn er sofort auf eine richtige Auskunft rechnen will.

Der verstorbene Emil Palleske, der bekannte Schillerbiograph und Vorleser, gehörte in seiner Jugend dem Theater an und erzählt in seinem Buch „Die Kunst des Vortrags“, wie sauer es ihm wurde, zur richtigen Aussprache dieses Lauts zu gelangen. Er bekam es nicht fertig, die Zunge in die richtige Lage zu bringen. In seiner Not begab er sich zu dem berühmten Charakterdarsteller des Berliner Hoftheaters, Theodor Döring, und bat ihn um Rat und Beistand. Da war er in der Tat an die richtige Schmiede gekommen, denn der Künstler konnte sich auf sein dramatisches „R“ etwas einbilden. Wenn er als Piepenbrink in den „Journalisten“ von Gustav Freytag bei dem Fest der Konservativen auftrat und den wegen seiner Gesinnung verdächtigten Konrad Bolz fragte: „Alter Junge, Ihr habt doch 'ne Eintrittskarte?“ strömte ihm das „R“ noch in späten Jahren wie ein Gebirgsbächlein über die Lippen. Döring schlug dem jungen Bühnenbeflissenen vor, jeden Tag ein paar Stunden, um das Wort „treffen“ herauszubekommen, zunächst immer „tedbeffen“ zu sagen, also gleichsam eine Brücke zur richtigen Aussprache zu bauen und sich auf dieser zu dem ersehnten Ziel zu schleichen, wo die Zunge frei flattert. Die Kur schlug trefflich an. Bald konnte sich der Patient als genesen vorstellen, um seinen mühsam errungenen Besitz niemals wieder zu verlieren.

Der berühmte Vortragskünstler Ernst Possart hat in seinem anregenden Lehrbuch „Die Kunst des Sprechens“ ein anderes Mittel vorgeschlagen, wie man zu dem trillernden Geräusch des richtigen Zungen-R gelangen könne. Er meint, daß es sich aus dem schnellen Aneinanderreihen der Buchstaben „dü“ und „dl“ ergebe. Der Lernende müsse sich bemühen einige hundertmal das aus diesen Lauten zusammengesetzte Wörtchen „düdl“ in schnellstem Tempo auszusprechen. Dann werde sich ganz von selbst aus dem „düdl“ ein „dürl“, aus diesem ein „dürr“ und endlich, durch Abstoßen des Überflüssigen, unser alter braver Knurrkonsonant entwickeln. Vielleicht hilft auch diese Methode denen, die an einem zurückgetretenen R leiden.

Auch für den Küchenzettel hat dieser Buchstabe, der ein so bewegtes geschichtliches Dasein führt, seine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Schon Goethe hat die Bemerkung gemacht, daß in den Monaten, in denen kein „R“ enthalten ist, also vom Mai bis zum September, keine Auster angerührt werden darf, weil sie sich in heißen Monaten vermehren. Dafür reizen dann die Krebse den Appetit der Feinschmecker und müssen mit ihrem „R“ und verzweifelnden Gebärden den Todessprung in die Kasserolle mit siedendem Wasser ausführen.

Vor allem hat natürlich die Bühne die Aufgabe, für die Reinheit unserer Sprache und Aussprache einzutreten, alle schlechten Angewohnheiten aus ihr zu verbannen und ihre natürliche Kraft und Gesundheit gegen Nachlässigkeiten oder Zierereien zu schützen. Früher glaubte man, daß auf den Brettern, die die Welt bedeuten, bei der Darstellung eines vornehmen Herrn auch in deutschen Stücken durchaus das hintere schnarrende „R“ unerläßlich sei. So pflegte in Wien der unerreichte Meister des Konversationsstückes, Adolf Sonnenthal, ebenfalls das „Grasseyer“, bis es sich später bei seinen tragischen Rollen wie Wallenstein und Lear herausstellte, daß er über ein trefflich ausgebildetes dramatisches „R“ verfüge, das er so lange nur verschämt versteckt gehalten hatte. Mit besonderem Nachdruck pflegte es der Ostpreuße Adalbert Matkowsky in Worten wie „Rrache“ und „Brruder“ spazieren zu führen und damit seine Abstammung aus einer Provinz zu ver-

raten, wo es besonders rein gesprochen wird. — In der Aussprache des „R“ drückt sich so manche Seelenstimmung aus, die wir oft mit Unrecht nicht genügend beachten. „Grrrrroßartig!“ klingt ohne weiteres verdächtig, weil es eine Übertreibung bei einer Sache vermuten läßt, die ein so hoch gestimmtes Lob gar nicht verdient. Die Worte „grrrande nation“, als welche sich die Franzosen früher brüsteten, rufen bei uns jetzt ironisches Lächeln hervor. Anderseits liegt in dem „Rrechts—um!“ des preußischen Unteroffiziers eine unwiderstehliche Kommandogewalt, der sich kein Rekrut auf dem Exerzierplatz so leicht entziehen kann. Man möchte sogar behaupten, daß in dem richtig ausgesprochenen dramatischen „R“, das sich über seine verkrüppelten Nebenbuhler den Sieg nicht entreißen lassen sollte, etwas vom Krückstock Friedrichs des Großen enthalten ist, der unser Volk groß gemacht und den deutschen Stämmen ein Band der Einigung geschaffen hat. Wir wollen diesem Laut wie einem mit Sternen und Orden geschmückten General bei seinem militärischen Jubiläum für sein weiteres Leben unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen und ihm ein kräftiges „Ra! Ra! Ra!“ zurufen.

Der schüchterne Gesandte.

Von Alice Freiin von Gaudy.

Zu Wien, in der alten Hofburg, gibt es ein glänzendes Fest,
Dem Gesandten Venedigs zu Ehren, der seinen Posten verläßt.
Maria Theresia, die schöne, leutselige Kaiserin,
War dem Ritter Ironi gewogen und winkt ihn zu sich hin.
„Na, schaun's, Ironi: so geht's halt — nun kommt die Order ‚nach Haus‘,
Jetz' plauschen's mir nit zu vüles von unsern Weanern aus,
Und machen's uns keine Schikane — Sie wissen schon, wie ich's mein', —
Und haben Sie was auf dem Herzen, fallt Ihnen ein Anliegen ein:
So sagen Sie es ohne Zagen, frischweg und ungeniert —
Ich will's Ihnen gern erfüllen! Sie haben mich nie sekkiert.“

Der Ritter Ironi, geschmeichelt, den Dreispitz unter dem Arm,
Verneigt sich nach höfischer Sitte dreimal und flüstert warm:
„In tiefster Ehrfurcht dank' ich der Huld Eurer Majestät!
Wohl hätte ich eine Bitte, die mir von Herzen geht:
So lange Jahre durft' ich in der Sonne der Gnade stehn,
Und scheide — und habe noch niemals Euer Majestät — gesehn...“
„Was reden's da, Ironi? Der Scherz hat seine Grenz':
Sie sahn mich alle Wochen! Wie oft gab ich Audienz!“
„So fleh' ich um Vergebung, der auf dem Wort beharrt.
Wohl ward ich oft gewürdigt höchstihrer Gegenwart:
Doch hab' ich nie gesehen die hohe Kaiserin,
Weil ich — zu meinem Schmerze — kurz von Gesichte bin!“
„Ja, aber, Herr Gesandter, Sie haben doch ein Glas,
Und durch solcherne Fensterl, mein' ich, da siecht man was!
Was haben's die Lorgnetten denn nimmer eingestellt?“
„Wie konnte ich dies wagen! Nein! Nie! Nicht um die Welt!
Doch heute nun, beim Abschied, erlaub' ich mir zu flehn:
Gestatten Majestät mir, Sie einmal anzusehn!“
— „Ja freilich doch, Ironi — schafft Ihnen das Pläsier:
Wir sind ja nur zur Kurzweil an diesem Abend hier!
Jetz' schaun's so lang Sie mögen durch Ihr gestieltes Glas —
Das ist ja ganz was Lustig's, und gibt mir richtig Spaß!“

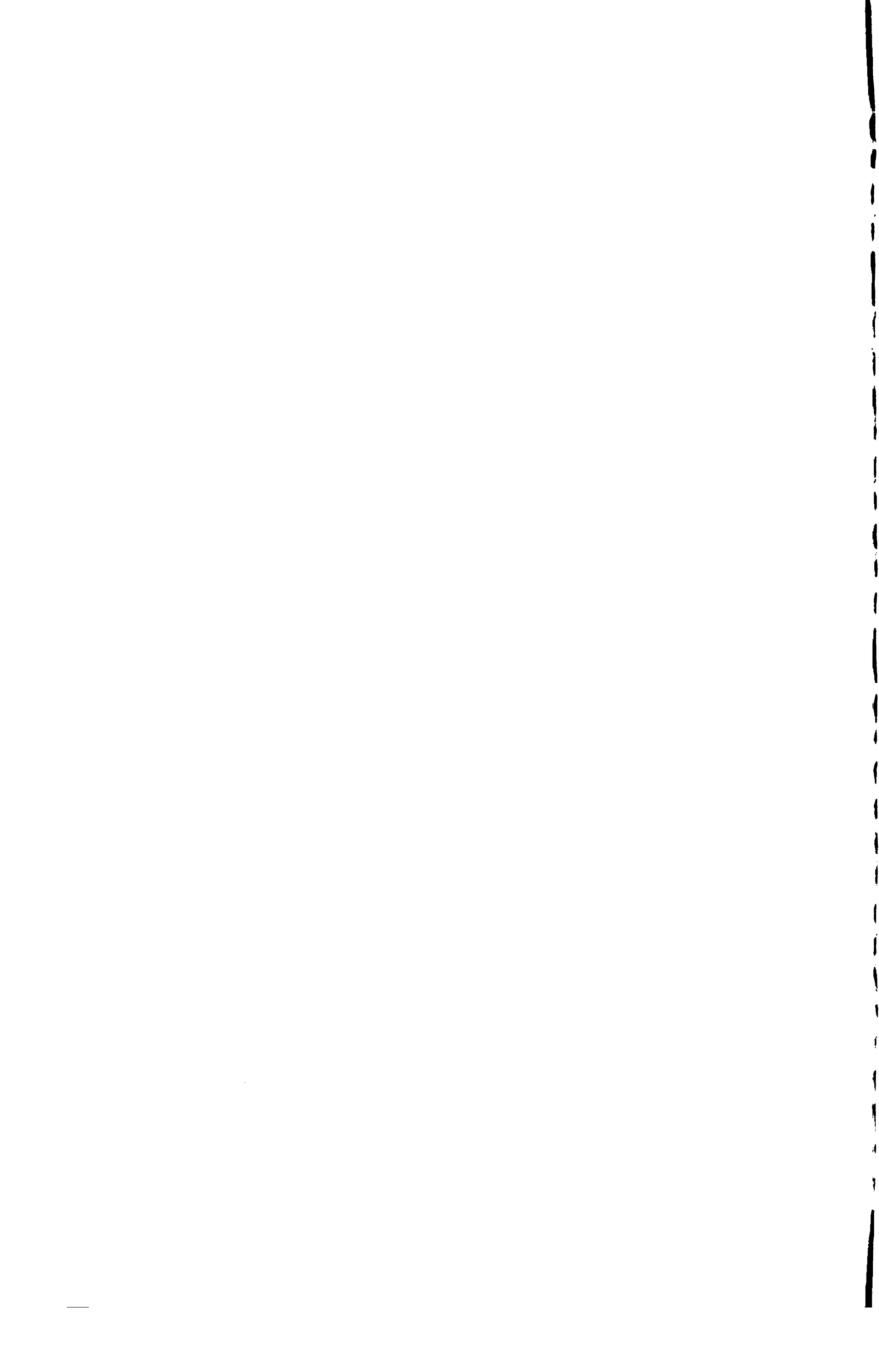
Ironi trat drei Schritte zurück, mit Gravität,
Dann hob er die Lorgnette: „Gestatten, Majestät.“
Lang stand er unbeweglich — und wie er sah und sah,
Entglitt den Höflingslippen ein warm bewundernd „Ah!“
Er murmelte versunken: „Ein Weib von seltner Art,
Bei dem sich höchster Liebreiz und starker Geist gepaart!“
Dann endlich trat er rückwärts und neigte sich sehr tief.
Die Kaiserin lachte fröhlich, fächerte sich und rief:
„Gelt Ritter, gelt Ironi, jetz' melden Sie zu Haus:
Sie war halt, wie sie immer ist — und grad' so schaut sie aus!“



Rokoko=Gartenhaus.

Gemälde von Prof. A. v. Brandis.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.





Hinter den Kulissen der Großen Berliner Kunstausstellung.

Von Philipp Bockerat.

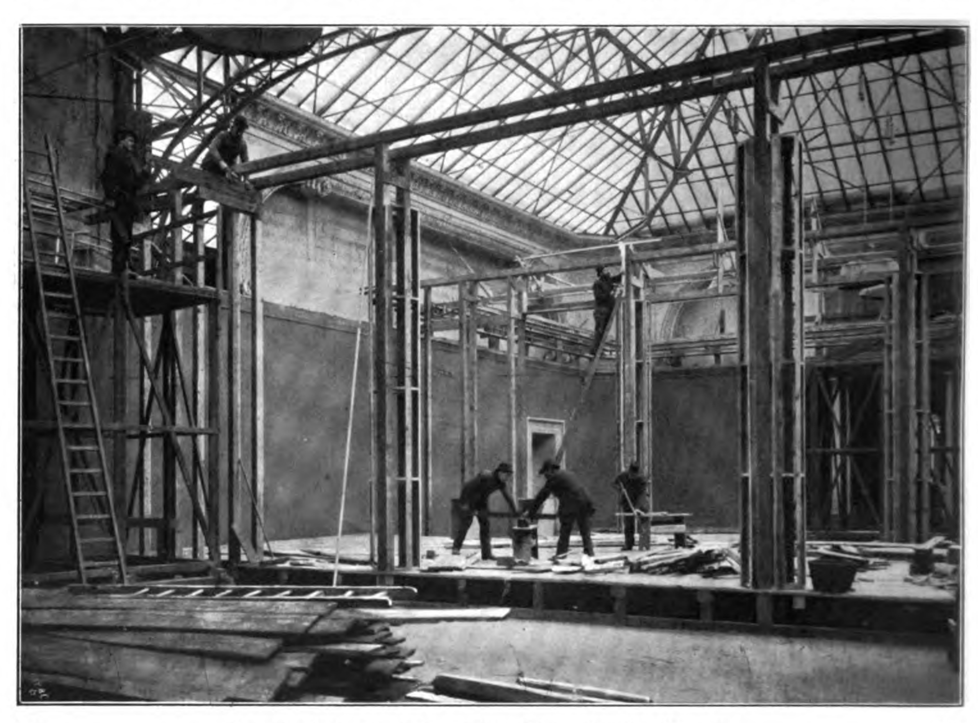
Nach Originalaufnahmen von Hermann Boll in Berlin W.



Da steht sie nun wieder, die „Große Berliner", fix und fertig, gestiefelt und gespornt, in großer Toilette und voller Rüstung, in nagelneuem Kostüm modern herausgeputzt, aufgefrischt und erholt und verjüngt, und harrt ihrer Besucher. Wie eine gefeierte Schöne der Gesellschaft steht sie da, die ihre Dinergäste erwartet. Sie kommen, sie kommen die Herrlichen alle, verbeugen sich, küssen Madame die Hand, begrüßen die übrigen Geladenen, setzen sich zu Tisch, verzehren einen Gang nach dem andern, schwatzen ein bißchen, lachen ein bißchen, langweilen sich ein bißchen, gähnen ein bißchen, empfehlen sich, und verschwinden wieder. Und gehen nach Hause. Oder ins Café. Und haben nach einer Stunde den ganzen köstlichen Abend vergessen. Und niemand denkt daran, welche Mühe und welche Kosten Toilette und Diner, Tafelschmuck und Bedienung gemacht haben.

Es ist eins der wenigen unveräußerlichen Menschenrechte, daß wir das Angenehme, das Gott beschert, ohne viel Federlesens hinnehmen, als müßte es so sein. Aber die Zahl derer wächst, die von diesem Rechte nicht mehr so vollen Gebrauch machen wie früher. Jahre- und jahrzehntelang wanderten die Scharen der Kenner, der Kunstfreunde, der Fachleute, der Gebildeten und der Mitläufer zum alten Berliner Glaspalast am Lehrter Bahnhof ins Land der Moabiter, musterten kritisch oder harmlos, mit oder ohne Verständnis die Riesenkunstausstellung, die dort einquartiert war, machten einen Rundgang, bei dem sie je nachdem einen Saal oder zwei oder sechs oder zehn oder zwanzig ausließen, und schritten nach getaner Arbeit hinüber in den Park, wo die Militär-Kapellen schmettern und die Pärchen lustwandeln. Aber man zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf darüber, wie denn das alles wohl da draußen zustande gekommen war. Diese Zeiten der Unschuld sind vorüber. Das wissenschaftliche Jahrhundert, das hinter uns liegt, hat uns mit einer nicht mehr zu beschwichtigenden Gier erfüllt, zu erfahren, wie die Dinge dieser Welt entstanden sind, mit einem unstillbaren Durst nach Wissen, der bald als Interesse, bald als Neugier,

bald als edler Trieb, bald als Klatschsucht auftritt und Erscheinungen verschiedensten Wesens und Wertes gezeitigt hat. Eng verbunden damit ist der Kultus der Persönlichkeit, den wir treiben. Wir begnügen uns nicht mehr damit, Taten und Werke zu bewundern; wir dringen in die Geheimnisse der Individuen, die sie geschaffen, und weiter: in die Geheimnisse des Schöpfungsprozesses selbst, den wir in seinem ganzen Verlauf erkennen und überblicken möchten. Die neuen Formen unserer historischen Wissenschaften, die philologisch-methodische Literaturgeschichte, die gesteigerte Freude an Memoiren, Briefpublikationen, Aufzeichnungen hängen mit alledem ebenso zusammen, wie die niedrige Lust, bedeutende oder auch nur äußerlich hochstehende Menschen bis in die letzten Winkel ihres Privatlebens zu verfolgen, ihre Alltäglichkeit in die Arena des öffentlichen Lebens zu zerren, sie unausgesetzt mit der photographischen Camera und dem Mordinstrument der illustrierten „aktuellen" Wochenblättchen zu bedrohen, die intimsten Vorgänge ihres Erdenwallens durch Telegraph und Telephon, Schrift und Druck über den Erdball zu verbreiten. Das alles sind nur andersartige Ausstrahlungen desselben Triebes. Dort liegt etwa die moderne Goethephilologie — hier etwa der widerliche journalistische Höllenbreughel bei der Geburt der holländischen Prinzessin: zwei hübsche Extreme, aber letzten Endes, wenn wir ehrlich sind, Kinder eines Zeitgeistes.



Bauliche Arbeiten in den Seitensälen neben der Rotunde.

In der Kunst nehmen diese Zustände merkwürdige Formen an. Auch hier stehen wir längst unter dem Zeichen einer früher ungeahnten Schätzung des Persönlichen. Der ganze Impressionismus beruht darauf. Das Stück Natur, das dargestellt wird, ist nicht mehr die Hauptsache, sondern die Empfindung des Künstlers vor ihm, die Art, wie er es sah und auffaßte. Und die moderne Technik geht geradezu darauf aus, diese individuellen Züge, diese Dokumente des Werdens, der persönlichen Arbeit im Einzelfall nur ja deutlich zu betonen — was zur höchsten Leistung des Genies und zum bedenklichsten Snobismus, zur freiesten Entfaltung der schöpferischen Kraft und zur

Blick von der Rotunde in die eine Flucht der Seitensäle.

aufgeblähtesten Eitelkeit führen kann. Aus der gleichen Quelle fließt das unsern Eltern und Großeltern unbekannte Interesse an der organisatorischen Arbeit in der Kunst, an der Tätigkeit der Orchesterdirigenten, der Theaterregisseure und ähnlicher „Disponenten“ (wie man in Schweden die Direktoren der Aktiengesellschaften nennt). Auch das ist schon gelegentlich ausgeartet und hat dazu geführt, daß die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen auf Nebendinge gelenkt wurde. Aber es hat auf der andern Seite unser Auge für die Bedeutung künstlerischer Leistungen geschärft, die früher in der Anerkennung und im Dank der Öffentlichkeit allzu bescheiden zurückstehen mußten.

So ist's auch mit den Kunstausstellungen geworden. Man hat erkannt, daß man bisher



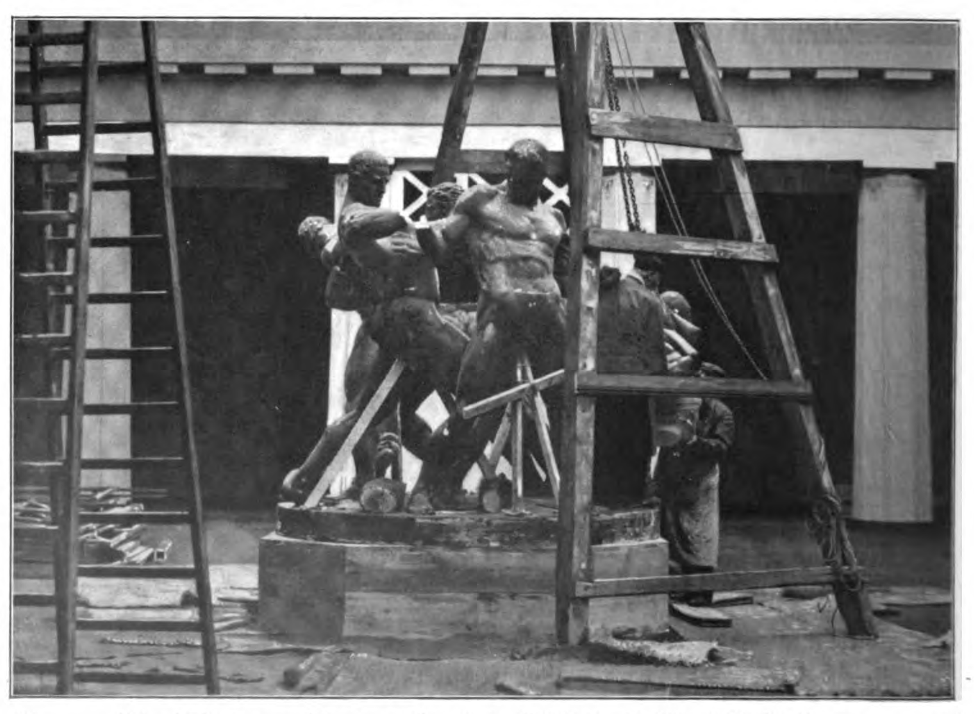
Ein „Stilleben“ unter den Einsendungen der Bildhauer.
Die Skulptur des „Bücherwurms“ stammt von Prof. C. Bernewitz.



Die Riesen beim Transport eines schweren Bildwerkes.

neue Gedanken in die Tat umsetzt, holt man das Versäumte nach. Bei der Großen Berliner Kunstausstellung hat die enorme Arbeit der treibenden Männer, die sich dem Auge des Publikums zumeist verbirgt, aus mehreren Gründen besonderen Anspruch auf Beachtung. Zunächst schon durch die komplizierte Verfassung der Statuten, auf denen sie beruht. Während nämlich diese umfassenden Sommerrevuen von der Epoche Friedrichs des Großen an, da sie ihren Anfang nahmen (mehrere Menschenalter hindurch fanden sie allerdings nur in zweijährigen Intervallen statt), bis vor etwa zehn Jahren eine Veranstaltung der königlichen Akademie der Künste bilden, sind sie seitdem

fast regelmäßig eins der wichtigsten Werke, die es hier zu bewundern galt: eben das Werk der Organisation, so gut wie völlig vergaß, und mit dem leidenschaftlichen Temperament, mit dem unsere Zeit



Beim Aufstellen des Monumentalbrunnens „Quelle der Kraft“ von Arthur Lange.

durch eine Umwandlung ihrer alten Satzungen zu Unternehmungen der Akademie und des Vereins Berliner Künstler geworden. Beide Körperschaften entsenden in die leitende „Ausstellungskommission“ wie in die mit den Spezialarbeiten betraute „Aufnahme- und Anordnungskommission“ die gleiche Zahl von Vertretern und Ersatzmännern (überall je sechs und je vier Künstler, so daß im ganzen von beiden Seiten alles in allem jedes Jahr ein Apparat von vierzig Personen durch Wahl zusammengestellt wird). Überdies hat nach jenem neuen Statut auch die Düsseldorfer Künstlerschaft das Recht, in der Ausstellungskommission durch drei Vertreter (und zwei Ersatzmänner), in der Aufnahmekommission durch einen Vertrauensmann (und einen Ersatz) mitzureden. Dadurch ist eine Situation geschaffen worden, bei der die Akademie, früher alleinherrschend, allenthalben überstimmt werden kann! Dies aber hat besondere Bedeutung. Denn diese große und angesehene Körperschaft besteht, so wenig auch ihre Mitglieder ausnahmslos führende Genies sind und sein können, doch stets aus einer Auslese der Künstlerschaft, während die anderen beteiligten Korporationen, der Berliner Verein so gut wie die Düsseldorfer Genossenschaft, ein erheblich niedrigeres Durchschnittsniveau aufweisen. Es ist nur natürlich, daß diese von Hause aus der Akademie gegenüber minderwertigen Gruppen dauernd die Gefahr mit sich bringen, auch auf die Zusammensetzung der Kommissionen zu drücken. Und überdies verlangt nun die große Schar unbedeutender Mitglieder des Künstlervereins bei der Ausstellung, die zur Hälfte Sache dieses Vereins ist, mit einem Schein von Recht weit stürmischer Berücksichtigung, als das früher möglich war. Die Düsseldorfer erhöhen diese Schwierigkeit, und ihre Beteiligung an der Ausstellungsleitung wird noch dazu um so störender empfunden, da sie in den tatsächlichen Verhältnissen gar nicht mehr begründet ist. Sie stammt aus der Zeit, als die rheinische Kunsthochschule noch keine großen Ausstellungen veranstaltete, hat aber seit 1902, da die Düsseldorfer sich selbst am Rheinufer einen prächtigen Palast bauten, in dem sie umfassende Kunstunternehmungen etablieren, gar keinen Sinn mehr.



Strenge Kritik.

Die zweite große Schwierigkeit, mit der die Berliner Organisatoren zu kämpfen haben, ist das Lokal. Das „Landesaus-

stellungsgebäude" aus Glas und Eisen am Lehrter Bahnhof ist 1884 für die Hygiene-Ausstellung errichtet worden, also für einen Zweck, der mit der Kunst nichts zu tun hatte. Als dann zwei Jahre später die große internationale Kunstausstellung in den schuppen- und scheunenartigen Räumen auf dem ehemaligen Kantianplatz, dem Terrain des heutigen Kaiser Friedrich-Museums, die bis dahin der Kunst als Sommerwohnung dienten, sich nicht mehr unterbringen ließ, siedelten die Herren vom Pinsel, Meißel und Grabstichel nach Moabit über. Das Haus mußte dazu natürlich von Grund aus umgestaltet werden. Aber nichts hat sich seit dem Jahre des Heils 1886 gründlicher gewandelt als unsere Vorstellungen und Bedürfnisse auf dem Gebiet der Innenarchitektur und dekorativen Raumgestaltung. So hat man fast Jahr für Jahr immer neue Umbauten vornehmen müssen, und als unter dem Eindruck der modernen kunstgewerblichen Bewegung die Ansprüche auf diesem Gebiet immer unaufhaltsamer wuchsen, hat man sich zu einer durchgreifenden Reform an Haupt und Gliedern entschlossen. Die Säle waren unerträglich geworden. Zu hoch, zu groß, zu hell oder zu dunkel, stimmungslos, kalt und öde gähnten sie uns an und ließen einen intensiveren Kunstgenuß kaum aufkommen. Die „Skulpturenhalle" mutete wie ein ungeheurer Lagerraum an, die Räume der Graphiker und Illustratoren sahen aus wie Auktionslokale, zu den Architekten, bei denen es zum Auswachsen langweilig war — Zeichnungen, Grundrisse, Pläne, Durchschnitte, Werkzeichnungen reihten sich hier aneinander, die den Laien wenig sagen, — wagte sich kein Mensch hinein. Nun ging man systematisch vor und begann damit, einen Wechsel von großen repräsentativen und kleineren intimen Räumen herzustellen, wobei man den geläuterten, ganz auf Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Ruhe gestellten Geschmack der jüngeren Architektengeneration zu Rate zog. Das alles hat freilich unerhörte Summen verschlungen. Es ist ausgerechnet worden, daß auf diese Weise seit 1886 über eine



Die Einlieferung der Gemälde.

Million Mark in das seiner Entstehung und Anlage nach unbrauchbare Gebäude hineingesteckt worden ist! Dafür hätte man das köstlichste Haus neu errichten können. Vor einem Lustrum wurde mit außerordentlichen Schwierigkeiten der große „Blaue Saal“ (Abb. S. 401) eingebaut; aber die Wirkungen des Wetters, namentlich des Regens und des winterlichen Schnees sind in dem Glashause so verheerend, daß man ihn in zwei Jahren renovieren mußte — Kostenpunkt: 50000 Mark! ...



Prof. Hans Looschen, erster Vorsitzender der Ausstellungskommission.

Die Ausstellungsleitungen der letzten Jahre haben nun mit bedeutendem Erfolge versucht, nach den verschiedenen Richtungen hin Verbesserungen auf Verbesserungen anzubringen. Tatsächlich war auch fast jeden Sommer ein hocherfreulicher Fortschritt festzustellen. Namentlich Artur Kampf und Otto H. Engel haben als Präsidenten viel zu dieser Entwicklung bei-



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

Die Jury bei der Auswahl der Gemälde.

1. Prof. G. L. Meyn. 2. R. Boeltzig. 3. Prof. Fr. Kallmorgen. 4. Prof. M. Baumbach. 5. Prof. Max Unger. 6. Prof. Fr. Skarbina. 7. C. Hochhaus. 8. H. Engelhardt. 9. F. Krostewitz. 10. Prof. Hans Meyer. 11. L. Sandrock. 12. Prof. Hans Looschen. 13. Prof. K. Kiesel.



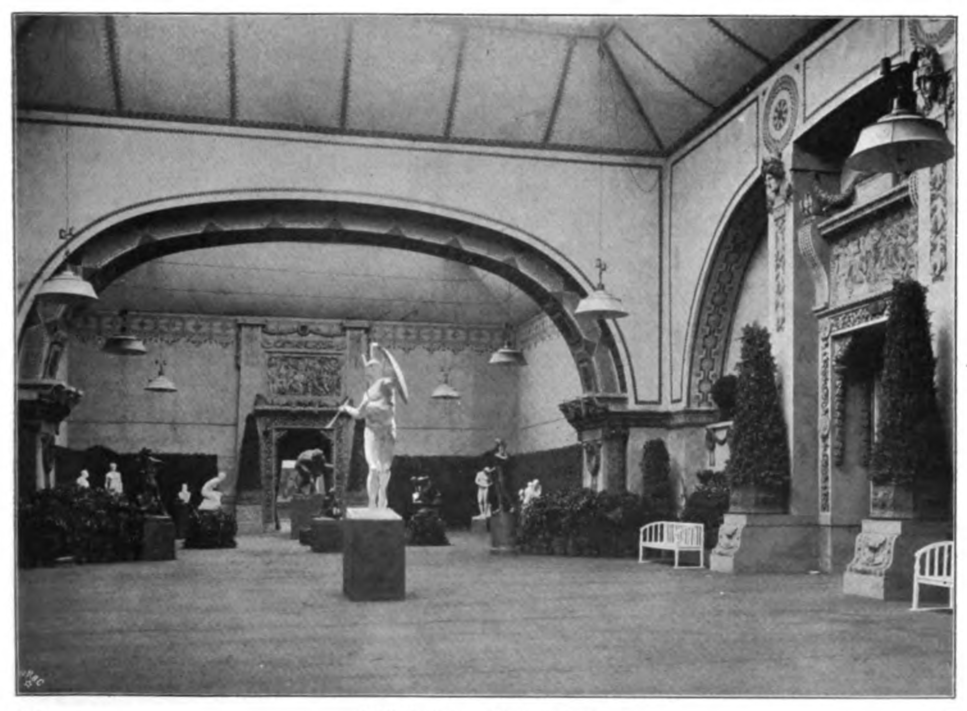
Die Hängekommission bei der Arbeit.

getragen. Der Vorsitzende dieses Jahres aber, Professor Hans Looschen, hat ihr Werk um ein so gewaltiges Stück weiter gefördert, daß allgemeiner, rückhaltloser Beifall ihm zuteil wird. Abermals wurde gebaut und gebaut. Balken, Leitern ohne Ende wurden angeschleppt, Gerüste wurden aufgerichtet, Wände ausgebrochen, neue Wände, Säulen, Nischen eingestellt, Eisenstangen und Rabitzputz entboten, neue Leinwandverkleidungen vorgenommen, der Fußboden hier und dort höher gelegt, das Licht durch eingehängte Velarien reguliert, Durchgänge verlegt, Teppiche erneuert, alte Stuckornamente abgeschlagen. Namentlich die beiden Riesenräume rechts und links von der Vestibül-Kuppelhalle, bisher ein Doppelkreuz für alle Ausstellungsleitungen, wurden vorgenommen (Abb. S. 394), aus ihrem unwirtlichen Scheunendasein erlöst und in wahrhaft schöne und festliche, angenehm gegliederte Hallen verwandelt (Abb. S. 395), bei denen das meisterhafte Vorbild des Dresdener Ausstellungsgebäudes Gevatter stand. Überall herrscht nun ein kultivierter, verfeinerter Geschmack. Aus niedrigeren Räumen, die wie die Zimmer eines Sammlers anmuten und Gemälden geringeren Umfangs, Kleinplastiken, Aquarellen, Gouachen und graphischen Blättern eine vorteilhafte Unterkunft sichern, tritt man in hohe Säle, die für monumentale Werke einen trefflichen Rahmen abgeben. Jetzt kündet eigentlich nur der fatale Gipsprunk des Vestibüls, an dem man seit 1886 nichts geändert hat, und die Klebeausstattung des folgenden Entreesaales von der barocken Geschmacksverwilderung der Epoche, die wir heute glücklich überwunden haben. Es wird einer der ersten Programmpunkte der nächstjährigen Ausstellungskommission sein müssen, das dekorative Reformwerk endlich auch auf diese letzten „hohen Säulen“ der sonst gottlob verschwundenen „Pracht“ auszudehnen.

Wenn aber Hans Looschen und seine Helfershelfer jenen ersten Raum nach der Kuppelhalle noch nicht umgestalten konnten — denn eine Grenze haben selbst die Über- und Zuschüsse, deren sich die Große Berliner erfreut —, so haben sie ihm wenigstens den bedenklichen Charakter des omi-

nösen „Ehrensaals“ genommen, an dem er bisher litt. Diesen vornehmen Namen trug er nicht etwa deshalb, weil er die glänzendsten Kunstwerke der Ausstellung beherbergte, sondern weil in ihm die Erzeugnisse der „offiziellen“ Kunst sich ein Rendezvous zu geben pflegten, und diese — gehören in Deutschland (wie in andern Ländern) in ihrer überwältigenden Majorität leider nicht zu den nationalen Ruhmestaten. Damit hat Looschen aufgeräumt und an Stelle jener zweifelhaften Versammlung von Mittelmäßigkeiten eine Galerie von Künstlerbildnissen gesetzt, die dem Eintretenden den würdigsten und schönsten Empfang bereitet: eine Sammlung älterer und neuerer Porträts, von denen uns die interesssanten Köpfe von fünfzig deutschen Malern und Bildhauern anblicken, die im abgelaufenen Jahrhundert in der ersten Reihe standen. An der Spitze grüßt uns ein Jugendbild Menzels aus dem Jahre 1843, gemalt von dem trefflichen, soliden und geschmackvollen Eduard Magnus, der zu den tüchtigsten Künstlern des vormärzlichen Berlin gehörte. Bildnisse aus dem Thorwaldsen-, Cornelius- und Wilhelm Schadow-Kreise schließen sich an. Böcklins Lenbach, Max Koners Bracht, Passinis Graf Harrach und Harrachs Passini (die beiden Meister haben sich einmal gegenseitig konterfeit) sind in der Reihe, die noch einen besonderen Wert durch eine Anzahl sorgsam gewählter Selbstporträts vom alten Graff über Carl Steffeck, den Schüler Krügers und Lehrer Max Liebermanns, bis zu Artur Kampf, Schulte im Hofe und Looschen selbst erhält.

Damit sind wir schon von den Reformen des äußeren Rahmens zu den Reformen des Inhalts gelangt. Es muß die Arbeit der Ausstellungskommission in ungeheuerlichem Maße erschwert haben, daß diese beiden Kapitel sich nicht hintereinander abspielen konnten, sondern sich durcheinanderschoben. Während die Scharen der Bauarbeiter ihr lärmendes Handwerk verrichteten, trafen die Armeen von Kisten ein, in denen die Künstler ihre Hoffnungen verpackt und nach Moabit entsandt hatten. Keine harmlosen Kisten, wie wir ruhigen Bürger sie kennen, sondern ganze vernagelte Holzhütten von riesenhaften Formen

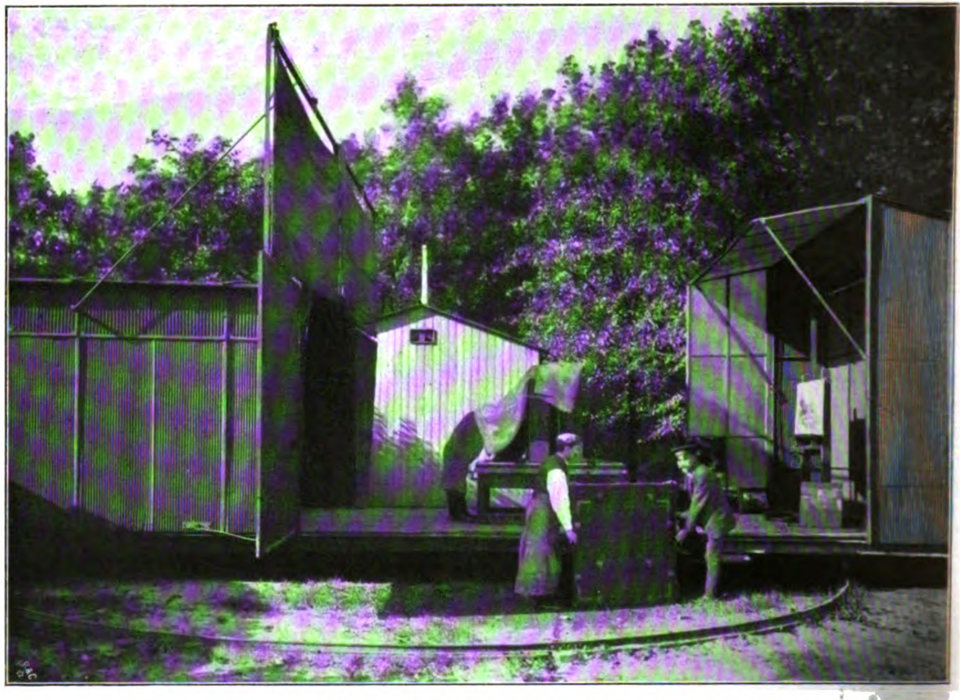


Blick in den „Blauen Saal“.

und namentlich in der Lagerabteilung der Skulpturen von ungeheurem Gewicht. Eine Garde von Zyklopen ist notwendig, um mit diesen plumpen Ankömmlingen fertig zu werden (Abb. S. 396), sie mit Schienen und Stangen, Rollen und Hebeln und anderen Instrumenten, die aussehen wie mittelalterliche Folterwerkzeuge, mit denen die Henker hantierten, von der Ankunftsstelle im Garten draußen ins Tor des Ausstellungsgebäudes zu spedieren, sie dem Registrator vorzuschieben, der eine schier unabsehbare Arbeit zu bewältigen hat (Abb. S. 398), sie dann auszupacken und ihren Inhalt in den Raum zu transportieren, wo die Herren Juroren, frierend und in dicke Mäntel gehüllt, in dem einzigen heizbar gemachten Raume dieses eisernen „Eispalastes" ihr schweres Amt verrichten (Abb. S. 399).

Die Herren Juroren! Alles möchte ich sein, nur kein Mitglied der „Aufnahmekommission" da draußen am Lehrter Bahnhof. Welch eine verflixte Tätigkeit, in der kurzen Spanne Zeit, die bei dem uferlosen Meer der Angebote für das Einzelne nur übrig bleiben kann, Werke „erledigen" zu müssen, an die sich Lebenshoffnungen klammern! Und dann entscheiden, schnell entscheiden, Glück und Unglück aussäen, Enttäuschungen bereiten, Existenzen gefährden oder gar zerstören! Und immer eingeklemmt zwischen dem drohenden Vorwurf allzugroßer Milde, die der ganzen Ausstellung gefährlich werden kann, und dem Rachegetöse der Zurückgewiesenen. Es ist eine Arbeit, bei der es im Grunde völlig ausgeschlossen ist, daß alle kleinen Ungerechtigkeiten vermieden werden. Wie oft hat es schon wahre Revolutionen der Zurückgewiesenen gegeben! Ist doch vor einigen Jahren den Juroren sogar der blutbesudelte Brief eines armen Teufels zugeschickt worden, der nach dem ablehnenden Wahrspruch Hand an sich gelegt hatte! Nein, nein, ich möchte nicht in diesem erlauchten Kreise sitzen.

Aber es hilft nichts, wer einmal dies schreckliche Ehrenamt übernommen hat, für den gibt es nur eine Lösung: Grausamkeit, Unerbittlichkeit, unbeugsame Energie im Durchsetzen der Überzeugung



Die Aufnahme von Gemälden auf der Drehscheibe für den Ausstellungskatalog.

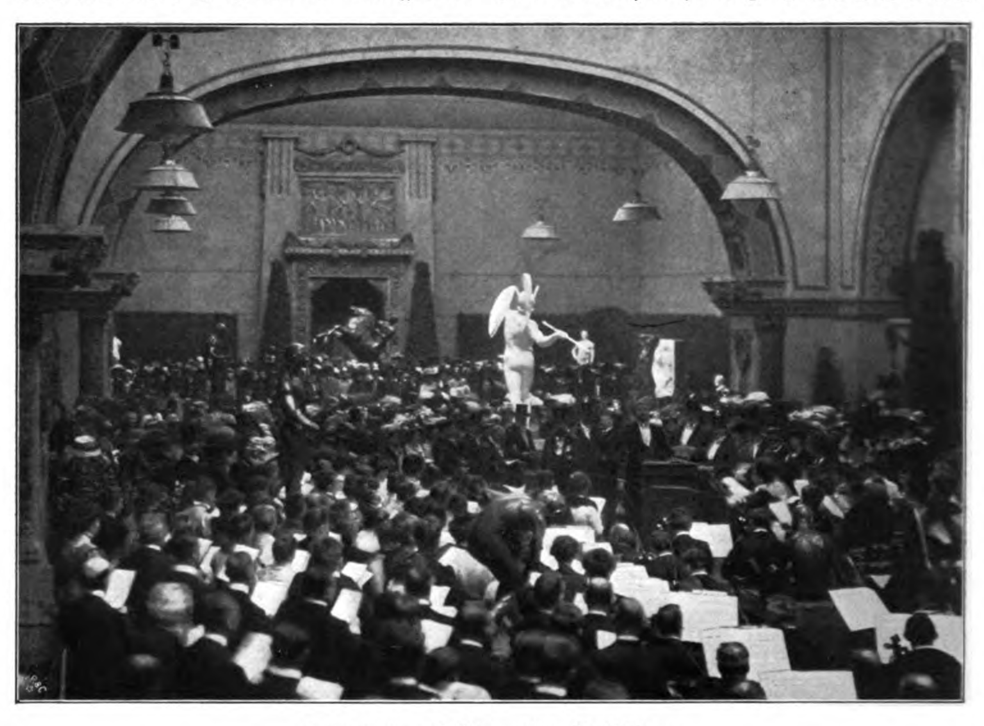
nach bestem Wissen und Können. Dem einzelnen Künstler mag das Schmerz und Unheil bringen, die Kunst hat nur Vorteil davon. Und auf die Kunst, nicht auf die Künstler kommt es letzten Endes an. Und diese Dame ist zwar eine Göttin, aber auch eine Megäre, die alljährlich Dutzende, Hunderte von menschlichen Existenzen verspeist, um sich davon zu nähren. Das sind die Unglücklichen, die den Boden düngen müssen, damit neues Blühen daraus emporsprießen kann. So will es das erbarmungslose Naturgesetz ... Die Jury dieses Jahres hat ihre Pflicht besser erfüllt als die meisten ihrer Vorgängerinnen. Sie hat wirklich gesiebt und dabei eine Auswahl zustande gebracht, die ein relativ sehr hohes und respektables Niveau hat. „Relativ“; denn ganz lassen sich hier nicht alle Rücksichten ausschalten, und in gewissem Sinne muß die Große Ausstellung schließlich auch der großen | Masse der malenden, modellierenden, zeichnenden, bauenden, ätzenden Berliner Menschheit Unterkunft gewähren.



Professor Ernst Hildebrand beim Fixieren seines Gemäldes.

Professor Ludwig Pietsch am Tage der Vorbesichtigung.

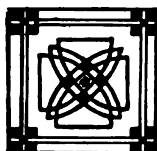
Und neuer schwerer Dienst beginnt: die Disposition des angenommenen Materials, die Verteilung der Räume für die Kollektivausstellungen — die diesmal besonders anziehend sind, da man keinen Unwürdigen dieser Ehre teilhaftig werden ließ, sondern neben den heimgegangenen Bildhauern Max Klein und Ferdinand Lepke, deren



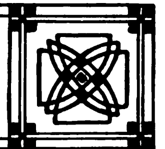
Die feierliche Eröffnung der Ausstellung.
Rechts im Mittelgrunde: Geheimrat Schmidt in Vertretung des Herrn Ministers, rechts Minister v. Studt und der Präsident Prof. Hans Looschen.

Andenken man ehrte, die Berliner Maler Otto H. Engel und Hoffmann-Fallersleben, den Königsberger Ludwig Dettmann, den Münchner René Reinicke, den Karlsruher Schönleber, den Worpsweder „Hospitanten" Carl Vinnen, die Dresdener Oskar Zwintscher und Hans Unger und den Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann bedachte —, und dann das Allerschwerste; die Unterbringung der einzelnen Werke. Wieder rücken die Zyklopen an, mit Hebeln und Leitern, Drähten und Nägeln, um „Probe zu hängen" und die definitiven Beschlüsse der Kommission auszuführen, bis alles an seinem Platze ist. Bis auch der letzte Künstler noch dem Werke an dieser Stelle in der Öffentlichkeit den letzten Segen gegeben, der Maler den etwa noch fehlenden Firnis aufgetragen, der Bildhauer mit Schellack oder anderen Ingredienzien seine Gipsmodelle der besseren Wirkung zuliebe ein wenig getönt hat. Dann herein mit Euch, ihr grimmigen Männer der Kritik, an deren Spitze der alte, ewig junge Ludwig Pietsch, als Vierundachtzigjähriger frischer, genußfreudiger, unermüdlicher als der gesamte Nachwuchs, heranmarschiert. Und schließlich: Alles fertig? — „Pronti!" (wie man auf den italienischen Eisenbahnen ruft) — die Eröffnungsfeier kann vonstatten gehen. Gedränge, Festkommers, Reden, Musik, Beglückwünschungen, Rundgang, Bankett, Toaste ... Nun ruhen tausend Hände von schwerer Mühe aus. Nun, Werk, sprich für dich selbst; zeig', was Du kannst: Deine Väter ziehen sich zurück, eilen aufs Land, nach dem Süden, in die Bäder, in die Berge, an die See.

Doch wenn diese Hände ruhen, so beginnen dafür schon wieder neue sich zu regen. Kaum hat Hans Looschen den Gipfel des Triumphs, des wohlverdienten, erstiegen, so treten die Männer der Kunst zusammen und wählen ihm den Nachfolger fürs kommende Jahr. Prof. Friedrich Kallmorgen heißt der Designatus für 1910. Wir danken dem Präsidenten von heute und wir grüßen den von morgen. Le roi est mort, vive le roi!



Ein Menschenalter weiter. Von ***



er „Jüngste", der „kleine Prinz", der „neue Ankömmling", der „junge Weltbürger", der „kleine Erdenbürger". Ich bin nämlich gerade dabei, die angelangten Glückwünsche an uns und guten Hoffnungen und Wünsche für ihn in eine Kassette zu ordnen, worin er sie dann später einmal an sich nehmen mag. Auf einer dieser Karten steht: „Ich gratuliere ihm zu dem Mut, in diese Welt zu kommen." Das hat ein Menschenkind geschrieben, von dem ich niemals diesen Unterton bisher gehört, ein ernsthaftes, tapferes Mädchen, voll Aufopferungssinn und voll Begeisterung.

Ich bringe die Karte nicht gleich wieder aus dem Kopf und stelle sie vor mich hin an den Schreibtischrand.

Gewiß, das Leben ist eines der schwersten, wie schon vor recht langer Zeit jener ausgesprochen hat. Immer schwieriger wird es, immer übervölkerter, vom Wettbewerb geengter, beflissener in Scheußlichkeiten und Geräusch. Und bei alledem sitze ich hier mit dem aufs stärkste empfundenen Wunsch, daß es uns nie besser gehen solle, wenn alles nur so bleibt.

Auch im kleinen. Wie ist das behaglich, bei der Zigarre spät im hellerleuchteten Zimmer, während draußen ein scharfer Wind sein Unwesen treibt! So hatte der Bürgersmann es wahrlich nicht um die Zeit, als Schiller beim funzelnden Talglicht saß und von dem Zornmut, der ihm über „Kabale und Liebe" die mageren Fäuste ballte, sich wieder zu höchsten Prophetien der Menschheitswürde erhob. Nein, wir dürfen uns nicht schämen müssen vor ihm. Es darf nicht mehr sein, als ein flüchtig subjektiver Unmut, wenn man zuweilen an dem Historikergesetz irre werden möchte von der allmählichen Fortentwicklung der Menschheit zum Guten und immer Besseren. Und was gar das kleinere anlangt, da nimmt man von selber schon auf Schritt und Tritt wahr, wie rastlos die Gesamtheit an der Unschädlichmachung ihrer täglichen Nöte arbeitet, und wie es nur gut ist, wenn diese Nöte den einzelnen zwingen, daß er seine Gedanken und seine Fäuste braucht. Das bleibt alles bestehen. Dann mag man wohl für ein Stündchen der Lust des Spintisierens nachgeben, wie dies nun weiter werden wird, mein kleiner Junge, und was für eine Art von Welt wohl Du dann um Dich haben wirst, wenn Du selber einmal Vater geworden bist. Man wird in um so gelassenerem Humor solchen Gedanken nachhängen können, da sie sich immer bewußt bleiben, daß sie mit den Symptomen des ironisch Verwendbaren doch das bekannte naheliegende, groteske Spiel nur treiben.

Ja, sicher, dann sind **wir** die genügsame Biedermeierzeit! Dann werdet Ihr finden, wenn Du erwachsen bist, wie unbehaglich unbequem doch wir es hatten! Gleich im Hause: Treppen zu laufen habt Ihr nicht mehr nötig und findet es unglaublich rückständig. Dafür habt Ihr die geräumigen Fahrstühle, worin Ihr gleich auch Kisten und Kasten und die zerlegbaren Möbelstücke transportiert. Und wenn Ihr umzieht, schraubt Ihr das Haus vom Erdgeschoß los, und ein paar große Zeppeline tragen es mit allem Inhalt an den neuen Platz. Das geht allerdings nur mit Einfamilienhäusern.

Was Ihr wahrscheinlich auch nicht haben werdet, das sind Dienstbotennöte. Möglicherweise gibt es noch „Stützen". Andernfalls stehst Du eben selber morgens auf und holst die Milchkanne herein, die der „junge Herr" vom Bolle-Trust in den selbstschließenden, vor Langfingern gesicherten Empfangsapparat an der Gartentür geschoben hat, der für kartonierte Bäckerwaren, Briefe, Pakete usw. dient. Billig wird die Milch dann ja nicht sein.

Vielleicht aber gibt es doch noch Dienstmädchen. Freilich nur als Sehenswürdigkeit. Die ganz reichen, fürchterlich reichen Menschen werden solche für ein Sängerinnengehalt anstellen und auf Grund eines notariellen Vertrages sie in das historische Kostüm mit dem Häubchen stecken. Nur eines glaube nicht, daß diese Herrschaften sich ihre Donnas aussuchen werden. Nein, der Bund der Aufwartedamen in Privathäusern wird seine Meldeämter einrichten, die Impresarien werden das Geschäftliche ordnen, die Damen werden sich die Prinzipalität vorstellen lassen und nach ihrem Geschmack dann wählen. Und „gnädigstes Fräulein" wird man mindestens zu ihnen sagen, wo es heute noch reicht, wenn wir im fremden Hause ein gelegentliches „Fräulein" dranwenden.

Wundere Dich nicht so früh schon über Deinen Vater, mein Sohn, daß ich die Betitelung wichtig nehme. Ich tue es sonst ja nicht. Aber man wird es tun. Auf diesem Gebiete werden die Erreichungen der Menschenbeglückung sich zu erfüllen fortfahren und vielleicht werden **sie** die erheblichsten sein. Jeder Monteur wird ein Obermonteur, jeder Oberlehrer ein Professor, jeder Professor ein Geheimrat, jeder Geheimrat ein „Wirklicher", jeder Kanzleischreiber auch ein „Geheimer", jeder Direktor ein Generaldirektor, jede Schulvorsteherin eine Direktorin, jeder Anwalt ein Wirklicher Rechtsrat, jeder Theateragent ein Geheimer Besorgungsrat, jeder Staatsanwalt ein Staatsanwaltschafts-

rat, jeder Stadtrat ein Stadtratschaftsrat, jeder Abteilungschef bei Wertheim ein Chefschaftsrat, jedermann wird Inhaber der Denkmünze für Zeitgenossen — und Friede wird auch dann nicht sein.

Doch nichts von hoher Politik! Du hast ja eben erst die Milch der frommen Denkart vom Gartentor hereingeholt. Das mit den Mahlzeiten ist nun alles gar nicht schlimm, sondern ganz gemütlich und traulich stimmungsvoll. Die kleinen netten Gaskocher im Eßzimmer haben wir ja schon jetzt. Ein Schränkchen hängt dann noch daneben, ähnlich wie die, worin Manche heute Kognak, Magenbittern und Kirschwasser stehen haben. Kirschwasser brennen ja auch jetzt die Gebildeten nicht selber, sondern nur die Schwarzwälder Bauern, und das Gemüse wächst auch nur in Konservenbüchsen noch. Jenes Schränkchen neben der Kredenz ist also dann die Speisekammer. Aber an die Stelle des Konservierens ist dann das Kondensieren und Konzentrieren getreten. Die ganze Ernährung wird auf die Form von Kapseln, Tuben, Würfeln, Nährpastillen, Extrakten und Essenzen gebracht sein. Ich glaube nicht an die Zentralküchen und an die Massenpensionate. Das Essen aus der Tonne — nein, dann lieber aus der Tube noch. Die Chemie macht alles, und Ihr kauft es in der Drogerie. Die Fleischbriketts aus der Abdeckerei (chemisch regenerierter Fleisch-Eiweißstoff), die Ersatz-Milch aus geschlemmtem Gips, die Ersatz-Butter, genannt Schmirolin, das ideale Nährmittel Teopolith usw. usw. Wie wird es Deiner jungen Frau reizend stehn, wenn sie diese Mahlzeitchen zurecht macht, auf dem Beisetztisch mit der indischen Messingplatte. Und Du mit galantem Eifer des glücklichen Ehemannes holst die Teller und kleinen Löffel und japanischen Eßstäbchen heran, und nach dem Essen steckst Du sie in den Spül- und Putzautomaten, der als das Pendant zu Eurem Phonola-Pianino ausgestattet ist, nur daß an ihm nicht Mozart, sondern der Erfinder abgebildet ist.

Nach dem Frühstück das Bettenmachen. Das brauchst Du aber nicht. Da schickt die G. m. b. H. „ihren Herrn“ So und So. Der knipst auch gleich den Staubsauger an, daß er sich in Funktion setzt, und duscht die Wände ab. Bilder und Wischkörbe hängen ja nicht mehr dran, sondern ein Professor der Wandkunst hat dem Geheimrat der Bauunternehmungskunst das ornamentale und wasserdichte Motiv entworfen. Vielleicht ist bis dahin die pathologische Ornamentalistik auch schon wieder überstanden, und Ihr werdet Frieden haben mit Euren Wänden und Stubendecken, euren Bettstellen und Eurem nicht mehr viereckigen Wasch- und Bettgeschirr.

Gartengitter braucht Ihr dann nicht mehr. Sie werden einfach zusammengehakt aus den emaillierten Schildchen sämtlicher Gesellschaften, bei denen Du notwendig abonniert sein mußt. Schneefegegenossenschaft, „Wach- und Schließ-“, die Vereine und die sämtlichen Versicherungen, von der altbewährten Feuerversicherung, die bis dahin auch Entschädigungen für angebrannte Beefsteaks auszahlt, bis zu der Versicherung gegen Dachbeschädigung durch auflaufende Luftkreuzer. Auf dem Dach befindet sich das Luft- und Sonnenbad, mitten drin hat der unter allerhöchstem Protektorat stehende Volksverein zur Hebung des Familiensinnes ein Storchnest mit Inschrift auf den Lüftungsabzug setzen lassen, und daneben dreht sich das emaillierte Fähnchen Deiner Versicherungsgesellschaft gegen Zwillinge m. b. H.

Von Deinen Versicherungen interessiert mich die „Gesellschaft für Erleichterung des Verkehrs mit den Meldeämtern sowie den statistischen und Steuerbehörden“. Hierfür zahlst Du mit Vergnügen Deine 300 Mark im Jahr, eine Kleinigkeit gegen den Verlust an vernünftiger Arbeitszeit, den Du damit ersparst. Dafür kommt ein Mann von der Gesellschaft ins Haus, der schreibt alles auf. Er nimmt die Geburts-, Tauf-, Impf-, Konfirmations-, Trau- und Heimatsscheine an sich, er schreibt die sämtlichen Vornamen, die Konfessionen, die Taufpaten und wann sie geboren sind, auf, notiert die Berufe, Nebenberufe und Liebhaberkünste von Euch und von der Stütze, wenn Ihr eine habt, und Euren Verwandtschaftsgrad mit sämtlichen Mitlebenden, für den Fall, daß sich ein Erbonkel oder eine Tante darunter verbirgt. Er nimmt ein Dutzend Abschriften von Deinen Rechnungsbüchern und vom Haushaltungsbuch Deiner Frau. Er läßt sich die Namen Eurer Hühner sagen und in welchem „Kreis“ sie ausgebrütet sind, und er beseitigt die meldeamtlichen Schwierigkeiten, wenn sie wider den Vordruck hoher königlicher Behörde überhaupt in keinem „Kreis“, sondern in einem der ausländischen thüringischen Raubstaaten ausgebrütet sind. Er zählt die Eier, sortiert sie in Trinkeier und Kocheier, fordert eidesstattliche Angabe, für wieviel Geld Ihr sie verkaufen würdet, wenn Ihr daran dächtet, es zu tun, rechnet aus, wieviel sie „demnach“ zu Eurem Einkommen summieren, und zieht die Geschäftsunkosten für Gerste ab, sowie Eure Selbsteinschätzung der Stunden, die Ihr für gesuchte Regenwürmer aufgewendet habt. Er zählt die Löffel, die Strümpfe, die gebrauchten und ungebrauchten Bücher, die Bände des Lexikons über Versicherungswesen, gegen die das Berliner Adreßbuch wie ein Musenalmanach erscheint, mißt den Fahrstuhl aus, nimmt eine siebenfarbige Karte der Wasser-, Luft-, Lift- und Lichtanlage für die Bauinspektion auf und photographiert Euch alle Jahre viermal für das Zeitgenossenalbum der Polizei. Er untersucht das Gerümpel auf dem Hausboden, ob es der Provinzialkommission für Pflege vaterländischer Altertümer und Denkmäler angemeldet werden muß. Er notiert die Auskünfte, die das Reichsamt für öffentliche Gesundheit verlangt, ob Korsetts getragen werden, woraus die Leibwäsche angefertigt ist, ob vegetarisch

gegessen wird, wie oft Ihr nach dem Durchschnitt der drei letzten Jahre von Automobilen überfahren wurdet, wie viel denaturierter und wieviel undenaturierter Alkohol ins Haus kommt, ob die Hühner gegen Milben und Pips prophylaktisch behandelt werden und ob in der Bucht für die unschuldigen Küken die amtliche sexuelle Aufklärung ausgehängt ist. Dieser Mann, der alles aufschreibt, das ist der wichtigste. Um ihn beneide ich Dich, mein Junge. Ihm verdankst Du, daß Du überhaupt noch in einem „Kreise" zu wohnen vermagst und dich nicht mit einem der schwächer regierten Bundesstaaten begnügen oder gar zu den José Müller, João Schulze und Francisco Meyer nach Brasilien flüchten und schwarze Bohnen essen mußt.

Aber es kommen viele, viele Männer. Du hast ein Spiegelchen an Deinem Arbeitstisch, das ist mit der Gartentür teleoptisch verbunden; darauf siehst Du, wer klingelt, und machst durch Fingerdruck vom Tisch aus auf. Aber allen, allen mußt Du aufmachen, denn sie holen Geld oder haben sonst im Hause zu tun. Es kommen die, welche Dir die Vereinsbeiträge abknöpfen, vom Nikodemus-Verein zur Verteilung von Ehrengaben an ledige Mütter, vom Catilina-Verein zur Bekämpfung der Reichstagswahlen, vom Verein zur Wiedereinführung der friedlichen Beerdigung usw., ferner die Männer von den Schutzgesellschaften und Versicherungen m. b. H., bei denen Du versichert bist, von der Veihei (Versicherung gegen das Einfrieren der Zentralheizung), der Vüvovo (Vereinigung gegen Übervorteilung bei Einkäufen in Vororten), der Anti-Wauwau (Vereinigung gegen nachbarschaftliches Hundegebell), der Vaukvauk (Versicherung gegen den Kronenorden vierter Klasse), der Veloni (Versicherung gegen Lotterienieten), der Velostütz (Versicherung gegen Verlobung der Stütze), der Vikvuk, der Gilgal, der Himpak, der Humbuk usw. usw. In einigen dieser Gesellschaften bist Du zwar gar nicht. Aber da Du Dir, bei Deinen krampfhaften Versuchen, Dich in der Zwischenzeit mit anderen Dingen zu beschäftigen, die Gesichter der Männer, welche alle kommen, nicht einzeln gemerkt hast, so machst Du, wenn's klingelt, ahnungslos auch den Männern der Gesellschaften auf, in denen Du noch nicht bist, seien es neuerfundene Versicherungen oder auch Nationalbodega's zum Vertrieb von Posener Edel-Kunstweinen und chemischem Frühstückswein. Dann bist Du für diesen Morgen geliefert, denn die Gesellschaften nehmen für den Verkehr mit Abonnenten, die es noch nicht sind, grundsätzlich nur sehr energische Herren mit tadellosem Benehmen und hochempfindlichem Ehrgefühl. So mußt Du also wieder der Schutzgesellschaft gegen das hochempfindliche Ehrgefühl bei treten. Überhaupt, Du kommst auf die Dauer doch nicht drum herum, daß Du schließlich in sämtlichen existierenden Gesellschaften bist und es machst, wie Dein weiserer Nachbar, der von vornherein sich gleich bei allen angemeldet hat. — In der Zwischenzeit machst Du den Männern auf, die den Wasserzähler, Gasmesser, Stromzähler, die Wärmeuhr der städtischen Zentralheizung, die Kraftzähler der Liftanlage, der Luftanlage, der Eisherstellungsmaschine, des Körpermassage-Automaten und der sonstigen Motoren im Hause und Garten kontrollieren, den Inhalt der beiden Löschapparate mit flüssiger Kohlensäure (einen gegen Feuersgefahr und einen für Durstlöschungszwecke), die Gasfüllung des Autoluftbootes, den Verbrauch an Kiefernadolin und Sauerstoff für die Luftverbesserung ablesen, Deine von der Sternwarte gelieferte Normalzeit auf $^1/_{5000}$ Sekunde nachprüfen und den selbsttätigen Antrieb- und Hemmapparat für sämtliche Bequemlichkeiten, der ewig in Unordnung ist, wieder in Betrieb setzen. Ein paarmal im Monat kommen auch die staatlichen und kommunalen Generalinspektoren, die die Geschäftsführung der schon genannten Versicherungsgesellschaft gegen den Verkehr mit den statistischen, Melde-, Steuer- und sonstigen Behörden von Behörde wegen kontrollieren. Denn rein ist nie ein Glück.

Lerne leiden, ohne zu schimpfen. Die Nervensanatorien müssen auch leben, weil immer kolossalere Kapitalien des vaterländischen Wohlstands in ihnen investiert sind. Es wäre eine nationale Katastrophe, wenn sie weniger verdienten. Die wissenschaftliche Volkswirtschaft ist wider dich, mein Sohn. Hilf Dir, wenn Du kannst, kaufe Antiphone und Geduldpastillen (Patientolin), oder radle, rodle, schwimm und fliege; versuch's, ob Du den Nervenkurgesellschaften durch die Lappen gehst, ob sie es gewinnen oder Du. Das halbe Land sind Sanatorien nebst ihren Parklatifundien, in die kein gesunder Mensch hinein kann. Die Seen, die Küsten, die Wälder, die Lüneburger Heide, Worpswede, der Harz, der Thüringer- und Schwarzwald, das Riesengebirge, die märkische und die andere Schweiz, die Alpen überhaupt von 800 m über dem Meeresspiegel und der ganze Pik von Teneriffa gehören ihnen; außer ihnen gibt es auf den Bergen nur noch Drahtseilbahnen, und sie allein liefern dem Bolle-Trust die Naturmilch. Verkaufen tun sie von dem allen nie etwas wieder, außer an die mit ihnen kartellierten Grundstückgesellschaften, die die Verpflichtung zur sofortigen Abholzung und Bebauung übernehmen. Jedermann sieht bis dahin dies alles ein, als erfreuliche Zeichen hochentwickelter Wohlfahrt, und die den noch Gesunden auferlegte Kopfsteuer von 80 % ihres Einkommens wurde im Reichstag von allen Parteien mit Jubel angenommen, mit Ausnahme der Agrarier, die die einzigen profitlichen Menschen im deutschen Vaterlande sind.

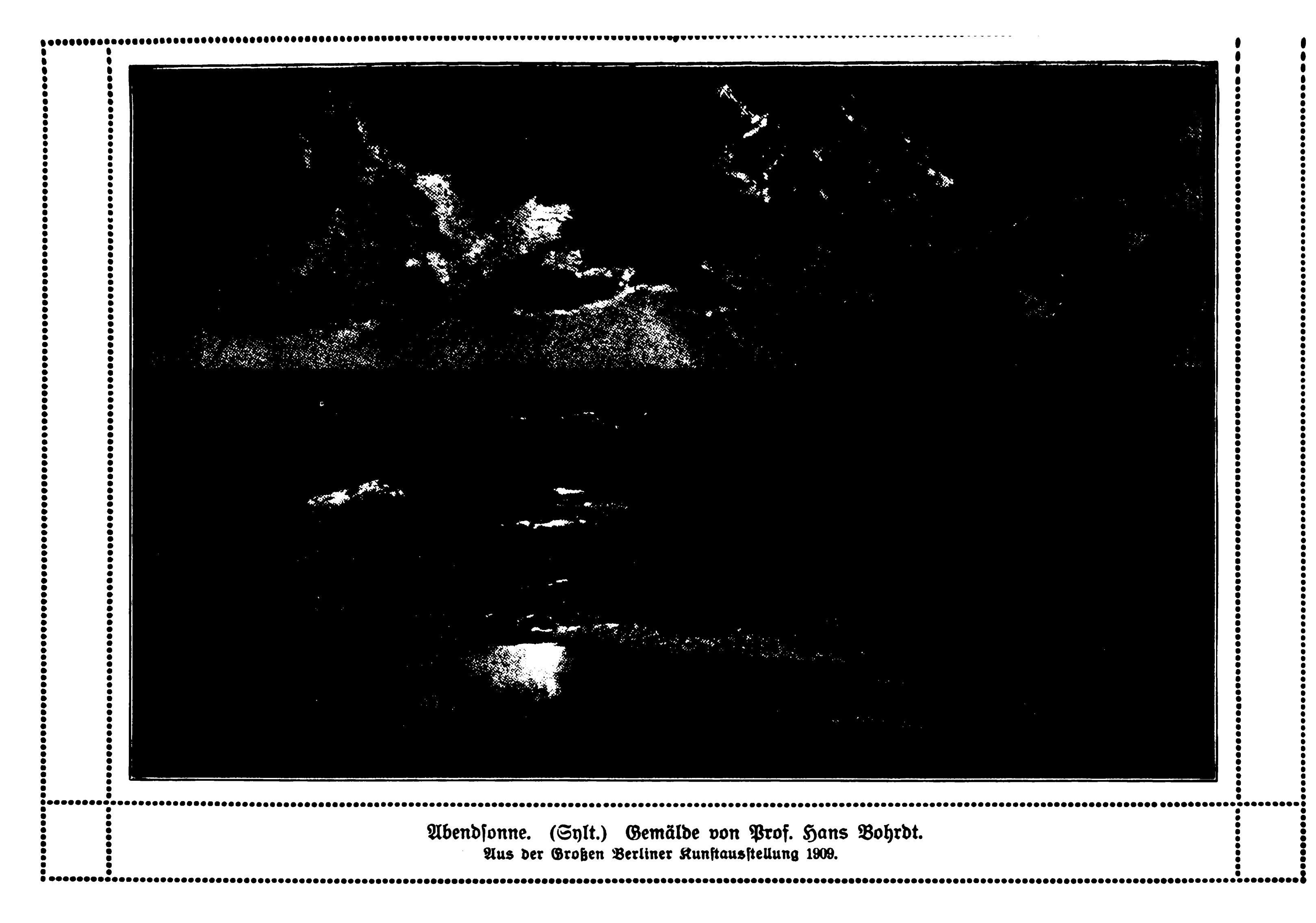
Zugegeben muß werden, es ist etwas eng geworden auf dem noch nicht sanatorierten Raum, der täglich kleiner wird. Aber dafür werden auch die nicht sanatorierten Menschen täglich weniger. Ferner muß sich

jeder Gebildete sagen, daß eine solche nie erreichte Beengtheit des Lebens zu den überzeugendsten Beweisen der erreichten Kulturhöhe gehört. Es haben daran alle einen lediglich abgestuften Anteil, und die allgemeine Erschöpfung stellt sich dar als Ausdruck „immanenter Kulturgesetzlichkeit“. Auch sachlich, technisch, chemisch ist jeder Spielraum geschwunden und alles ungefähr bis an den Punkt gebracht, wo nichts mehr weiter geht. Die Fabrikation ist am Äußersten angelangt, was denkbar zwischen Himmel und Erde ist, ist patentiert und gebrauchsmusterlich geschützt, kein millimeterbreiter Raum ist noch dazwischen. Nicht minder sind alle Ausdrücke verbraucht, Preisausschreiben von 10000 M. werden ausgesetzt auf einen neuen Namen neben Turgin, Turgen, Turgol, Turgifig und Kalopurg; das Studium des Sanskrit hat einen ungeahnten Aufschwung genommen, lediglich zur Entnahme von Ausdrücken für die Nahrungs- und Substanzenverfälschung. Die Steigerung der Abnehmerkraft des Publikums ist auf den höchsten Punkt gelangt, durch einen rasenden Modewechsel und hierdurch ausgeübten Druck. Ein noch einigermaßen jungfräuliches Absatzgebiet hat sich zwar erst kürzlich erschlossen, die ungemein fortgeschrittene Schule. Die Technik hat sich das Augenmerk der Pädagogen erobert, und von ihnen glänzen viele selber als Patentinhaber. Jedes Schulkind muß seine verschiedenen Grammophonapparate haben, des Sprachunterrichts wegen, der nach wie vor die Krone der Geistesbildung ist. In der französischen Stunde schließen die Sekundaner ihre Hörapparate drahtlos an die Disancen der noch immer jugendlichen Yvette Guilbert oder an die Médisancen Sarah Bernhardts über Deutschland an; in der Turnstunde sehen sie mit dem drahtlosen Fernseher den kunsterzieherischen Varietétänzen und dem Skilauf in den Sanatoriums-Gebirgen zu. In der englischen Stunde wird der guten Aussprache wegen ein Vorderzahn vom Schulzahnarzt herausgenommen und nachher wieder eingesetzt. Dagegen werden bei den französischen Sprechübungen allgemein die adaptierten Gaumen getragen, welche 1909 nur erst auf der Universität Genf zur Anschaffung empfohlen wurden. Voraussichtlich wird ja das Französische, bis Du daran kommst, mon jeune fils, einigermaßen zu den toten Sprachen gehören, was seine Wichtigkeit für den pädagogischen Betrieb vermehren und Veranlassung zu einer Verdoppelung der französischen Stunden geben wird. Außerdem wird diese Sprache für deutsche Firmenschilder und für die richtige Ausdrucksweise in den deutschen Konfektionsgeschäften noch immer unentbehrlich sein. Die Eltern werden freudig alle diese pädagogischen Instrumente und Hilfsapparate bezahlen und die Achsel zucken über die geistige Armut einer Zeit, da zu jedem Semesterwechsel in der Schule nur 37 neue Schulbücher, 11 kommentierte Textausgaben, 11 Speziallexika für diese Texte und 11 amtlich eingeführte Eselsbrücken gehörten, sowie einige Lexika zur Übertragung aus der lebendigen Rechtschreibung in die amtliche.

Bescheidene neue Gebiete, wo unsere Übervölkerung unter deutschem Schutz und Namen in gesunden Tätigkeiten wohnen könnte, wird das gefürchtete Deutschland auch um 1939 nicht anstreben und lieber die Verleumder der ganzen Welt sich den Kopf zerbrechen lassen, was wir denn nun eigentlich wollen. Aber es wird fortfahren, an Konflikten über Marokko, Mesopotamien, die Sahara und den Nordpol beteiligt zu sein und sich sogenannte wirtschaftliche Vorteile sowie den Zutritt für unsere Sanatorienindustrie ausbedingen, außerdem noch die Berechtigung zur Anlage von internationalen Wetterwarten, botanischen Versuchslaboratorien, archäologischen Instituten, Stationen zur Beobachtung des Venusdurchganges und Expeditionen zur Suche nach dem Affenmenschen. Vielleicht gelingt es bis dahin einer durch Blutmischung mit der Börse befähigteren Diplomatie, die Mitwirkung deutscher Firmen durchzusetzen bei der großen Klimaausgleichung der Erde, bei den Entfieberungen, Entmücktungen, Wüstenbewässerungen, den Golfstromregulierungen, der Hinüberleitung der überschüssigen Äquatorhitze nach den neuen Kolonialgebieten der Nationen des Auslandes, Grönland, Sibirien, Patagonien, Nordkanada und Südpol, endlich bei der Aufschüttung eines neuen großen Kontinentes an Stelle der netten Inselgruppen in der Südsee.

Auf dem noch nicht von den Sanatorien okkupierten vaterländischen Überrest, wo die Flüsse schwarzes und blaues Wasser führen, die Dampfsirenen der Fabriken heulen, die Maschinen brausen, die Autos sausen, die Gerüche grausen und die Menschheit zu Fuß nur noch in unterirdischen Verkehrstunneln sich bewegen darf, da wird der kulturvolle nationale Staat dann eifrig Heimatschutz treiben. Er wird ferner das bewährte System, wonach die Gesandten und Konsuln versetzt werden, sobald sie beginnen, die betreffende ausländische Situation und Sprache notdürftig zu kapieren, auch innerhalb des Reiches einführen, in erster Linie durch häufiges Revirement der Briefträger, um sie in der Heimatkunde auszubilden.

Die Tafeln mit den öffentlichen Verboten des Betretens von Wegen und Brücken werden ergänzt sein durch solche, die einen Teil hiervon am Sonntagnachmittag für erlaubt erklären. Sie werden dann in fünfzig- bis hundertzeiligen, höchst exakten und paragraphenreichen Bekanntmachungen die Bedingungen für ein rasches Hinübergehen oder Hinüberradeln mitteilen. Diese Tafeln werden kunstgewerblich umrahmt und in modernen Zierschriften abgefaßt sein, die ihre Lesbarkeit nicht möglich machen. „Es ist jedoch,“ wie offiziös mitgeteilt wurde, „nach fraglicher Seite eine besondere Rücksicht nicht zu neh-



Abendsonne. (Sylt.) Gemälde von Prof. Hans Bohrdt.
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

men, da erfahrungsgemäß die Tafeln dieser Art vom Publikum ohnehin nicht gelesen zu werden pflegen" und statt dessen durch die angewandten Schriftformen die ästhetisch gerichtetete Fürsorge des Staates desto deutlicher hervorgehoben werden kann. Der kunstbeflissene Staat wird für seine Galerien auch alle Bilder kaufen, die von den Malern jährlich ausgestellt werden, weil Privatleute diese Gemälde nicht mehr aushalten können. Allenfalls wird ein Teil der berühmtesten Bilder von Ärzten und Orthopäden erworben werden, um als Plakate vervielfältigt die Notwendigkeit dieser Berufe in einem erschütternden Maße vorzuführen. Für Musikerdenkmäler neuzeitlichen Stiles, für neue Reichsmünzen und Ideen zu neuen Briefmarken werden Preisausschreiben vom Staat gemeinschaftlich mit den Verwaltungen der Sanatorien erlassen werden.

Erzieherisch werden die öffentlichen Bekanntmachungen des Staates oder der Gemeinden auf die Entwicklung der Logik bei denen einwirken, die sie noch lesen können. An den Kanälen, wo die Rettungsringe zur Wiederherausholung der zahllosen Lebensmüden hängen, wird nicht mehr, wie heute, in unsachlicher Kürze angeschrieben stehen: „Anleitung zur Wiederbelebung anscheinend Ertrunkener." Es wird verbessert heißen: „Anleitung zur sachlich dem genehmigten Verfahren entsprechenden versuchsweisen Wiederbelebung vermutlicher- bezw. möglicherweise noch nicht Ertrunkener." Dieser Satz wird gleich zweimal hintereinander auf jeder Tafel angebracht sein, weil er auch von Geübteren mindestens zweimal gelesen werden muß. Am besten werden aber der Staat und die Gemeinden tun, gar keine Rettungsringe hinzuhängen und keine Anleitungen zur Wiederbelebung zu geben, damit sie nicht im Falle einer ungeschickten Benutzung haftpflichtig gemacht werden. Damit würde dann endlich auch der Weg der solange angestrebten öffentlichen Sparsamkeit „beschritten werden". Die Haftpflicht wird schon alle besonnenen Menschen von irgendwelchen Handlungen der Hilfsbereitschaft oder der Menschenfreundlichkeit abgeschreckt haben. Lade keinen Freund zum Lubenmahle ein, mein Sohn, er könnte eine Bleivergiftung bekommen, Du müßtest Kurkosten und Versäumnis bezahlen, und Eure Freundschaft würde getrübt werden. Gib keinem Fechtbruder einen Nickel, Du hättest ihn denn vor mündigen Zeugen, mit denen Du weder verwandt noch verschwägert bist, von den anhaftenden Bazillen gereinigt. (Den Nickel nämlich.) Denn bis dahin wird der Wert des Bazillus in den weitesten Kreisen begriffen sein.

Zeitungen wirst Du dann wohl nicht mehr lesen. Du hast ja Deine Telemegamikrophone und Teleopsen oder Ferngucker. Die schließest Du durch Schaltung direkt von Deinem Zimmer an die Konzerte, Reichstagsverhandlungen, Ansprachen hoher Persönlichkeiten, Wandervorträge der Minister und Konfirmationsfeiern der Misses Vandergould, Trustbeef und Cutcoupons an. Sämtliche Eisenbahnzüge, Luftschiffe und Automobilrennen sind mit Vorrichtungen versehen, um entstehende Unglücksfälle rechtzeitig den Abonnenten anzuzeigen. Extrapreise werden für Hinrichtungen von Kriminalverbrechern berechnet, die gegen hohe Luxussteuer halbamtlich im Zirkus vollzogen werden, wo das Publikum der bloßen Todessprünge usw. überdrüssig ist. Exotisch verfeinerte Schauerwollüste mit Negertrommel-Musik werden als nichtöffentliche Kammerspiele auf den Bühnen gegeben, und die „Einladung" dazu berappst Du vorher bei der Intendanz.

Kurzum, der Zeitungen bedarfst Du nicht mehr so. Sie werden dann ohnehin auf Text verzichten, da Alles die eigenen Anschlüsse hat, und sich in Illustrated daily papers verwandelt haben. Als solche werden sie Klischeebilder der nicht ohne weiteres zugänglichen Kulturgüter bringen und von Persönlichkeiten redigiert werden, die nachweisen müssen, daß sie sich ihre ideale Auffassung des Weltbildes in Alaska oder am „Rand" von Johannisburg angeeignet oder noch besser einige Jahre in den Zentralbüros der großen Dividendengesellschaften gearbeitet haben. Als wohlbestandene Publizisten, die ihre Prüfung bei der Geschmacks- und Bildungs-Treuhand-Aktiengesellschaft abgelegt haben, werden sie Dir im photographischen Abklatsch die Geldschränke sämtlicher Milliardäre vorführen, ferner die Porträts der Kassenboten, welche Schecks über 100000 £ von einem Büro zum andern getragen haben, die Abbildungen der Sanatorien, wohin sich die schneidigsten Geldmänner vor dem zudringlich werdenden Strafgesetz zurückgezogen haben, und die Porträts ihrer heiratsfähigen Töchter. Sie werden das Panier der unentwegten deutschen Bildung in alter Weise hochhalten und die Frisur abbilden, welche der berühmte Romanschriftsteller S. U. Herdermann bei der geglückten letzten Honorarforderung getragen hat, oder die Spezialaufnahme des jungen-Mädchen-Kränzchens in Heiligkreuzsteinach, welches soeben die Lektüre der sämtlichen Werke Zolas abgeschlossen hat. Sie werden nach wie vor dem erzieherischen Wert der ästhetischen Kunst eine liebevolle Pflege angedeihen lassen und werden dir die Verpackung abbilden, worin die berühmten Gemälde aus Italien nach Amerika transportiert werden, die Halsbänder der 70 reichsten Frauen der Welt, oder den internationalen Börsenkaiser Mister Freiherr von Meyer beim Frühstück im Kreise seiner Familie, welcher kürzlich der spanischen Tänzerin Señorita Notéro aus Nieder-Schöneweide für eine Privatvorstellung in der Chambre separée einen Scheck über 50000 Dollar und dem Oberkellner als Trinkgeld einen braunen Lappen übergeben hat. Es war übrigens eine Täuschung, wie der Sekretär des Mister von

Meyer mitteilt, wenn der nächste vom „Berliner Lokalblatt“ veranstaltete Schönheitsabend eine Wiederholung dieser Privatvorstellung zu sein behauptete. Denn die erstklassigen Hotels verpflichten sich laut Anschlag im Vestibül, ihre Chambres séparées nicht mit den Mikrophonen und Ferngudern der Redaktionen, der Detektivbüros und der Salon-Informations-Korrespondenzen in Verbindung zu setzen und keine Kellner, Portiers und Stubendamen zu engagieren, die vorher in einer Botschaft oder einem Auswärtigen Amt angestellt gewesen sind — — — — Schluß, Schluß! — Es ist Nacht geworden, die dritte Zigarre ist am Rest und schmeckt schon bitter.

Ich mache das Fenster auf, schaue in die sternenlose Nacht, und knipse die Lampe aus. An dem Zimmer gehe ich vorbei, wo Du, mein unschuldiger Junge, bei Deiner wackren Pflegerin schläfst. Ich seh' Dich, wie Du daliegst, die kleinen vielversprechenden Fäuste bis zum Gesicht erhoben. Jetzt schläfst Du so ruhig friedlich, und wieder, was kannst Du prachtvoll schreien, wenn Du hungrig bist! Es ist doch etwas ganz Rührendes, wie so ein kleines Kerlchen, wenn es kaum da ist, sich mit aller Sicherheit und Macht schon um die Erhaltung seines Daseins wehrt! Und etwas höchst Nachdenkliches ist es doch auch.

Nein, ich werde um Dein Ergehen nicht bange sein, mein kleiner Kerl. Es ist doch mit allem Prophezeien nichts, und das niemals von der Unzulänglichkeit des Gedankens zu lüftende Bild der Zukunft entschleiert sich mir so wenig wie Dir. Es ist ja ganz gut, man macht sich einmal klar, wohin wir dem Anschein nach treiben, und gerade darum ist auch noch alles immer anders gekommen. Dreimal hat Bebel den großen Kladderadatsch schon vorbeiprophezeit; nach hundert Jahren werde Europa kosakisch oder republikanisch sein, meinte vor hundert Jahren Napoleon, was damals eine absolut einleuchtende Erkenntnis schien. Und Europa ist heute genau soviel oder sowenig republikanisch, wie vor dem 18. Brumaire. — —

Da habe ich ein merkwürdiges und von niemandem gekanntes Buch in der Borte, von dem man eigentlich einmal berichten sollte, „L'an 2400“, geschrieben und herausgegeben 1775, von einem Geistesgenossen der Rousseau und Voltaire. Was der Mann alles prophezeit, was in der kommenden Zeit bis zum Jahre 2400 werde abgeändert und verbessert sein! Man wird im Jahre 2400 die Aristokraten ohne Degen gehen sehen gleich den einfachen Bürgern; der König von Frankreich und Navarra wird für jedermann von würdigem Betragen zu sprechen sein, der seiner unbeschränkten Weisheit etwas vorzutragen hat; die Steuerbeträge des armen bürgerlichen Volkes werden nicht länger Staatsschmarotzern zugute kommen, sondern allein dem Gesamtzweck; in jeder Stadt- und Landgemeinde sind nun zwei große Truhen öffentlich ausgestellt, in die eine steckt man sein 1/50 vom Einkommen, das man dem König als der Verkörperung der Nation schuldet, und in die zweite steckt man, was man ihm darüber gern freiwillig bringt. Durch obrigkeitliche Preistaxen wird sehr vieles besser werden und der kleinste Mann sein Glas Wein auf das Wohl des Königs trinken können. Und die Frauen der guten Gesellschaft werden bis dahin nur ihre Ehemänner lieben und die Völker sich untereinander auch.

Von dem und vielem andern spricht mein anonymer Franzose mit großer philosophischer Feinheit und temperamentvollem edlen Vertrauen auf die befreite Menschlichkeit. Aber so gescheit alles dargelegt ist, so ist doch nichts nach seiner Voraussicht gegangen, und was vielleicht er davon mit erlebt hat, das könnte sein, daß man noch ihn selber guillotiniert hat. Es reguliert sich alles immer anders, als man denkt. Und doch ist, wenn wir an dem messen, wie in seinen Zeiten der Generalsteuerpächter und der Soldatenverkäufe der tatsächliche Zustand beschaffen war, es heute schon um vieles besser geworden, und die Menschheit ist trotz all ihrer alten und neuen Sorgen in Verhältnisse erhoben worden, die fortschrittlicher und besser und gesünder sind, als der wohlmeinende Franzose es bis zu dem fernen Jahre 2400 von der wachsenden Kraft der Einsicht und des selbstlos starken Willens sich erträumte.

Schweres Herz.

Die Wälder wurden stille.
Im Heu noch eine Grille.
Die Sichel überm Feld.
Kein Traum zog mich in Weiten,
Und war mir doch im Schreiten,
Als schritt ich aus der Welt.

Am Zaun hielt ihren Jungen
Ein Schätzlein warm umschlungen.
Der Storch stand auf dem Dach
Und klapperte mitunter
Ganz wie ein Schelm herunter,
Der seinen Segen sprach.

Ich ging durch Wald und Weide,
Ich ging durch Moor und Heide,
Ich ging durch Dorf und Feld.
Ich schleppte heiß wie Kohlen
Und schwer wie meine Sohlen
Mein Herz aus dieser Welt.

Julius Havemann.

Jutta. Eine Familiengeschichte von Albert Geiger.

(Fortsetzung und Schluß.)



Die Mutter strich sich den Schurz zurecht. Sie strich und strich. Und sie dachte daran, wie glücklich ihr Mann jetzt sei, daß er von all dem Wirrwarr und der Schande nichts wisse.

Also, man brauchte einen Bürgen.

Nun, aller Ende mußte sie doch gehn, ihn suchen. Sie war das Haupt der Familie. Und es war ein gut Teil ihrer Schuld dabei. Sie hätte energischer sein sollen.

„Das hättest Du mir nicht antun sollen, Paul!" sagte sie mit einer trostlosen, müden Stimme.

„Mutter!" stammelte er. Und wußte sonst nichts zu sagen.

Wo waren nun all der stolze Optimismus, die kühne Sicherheit, das unbegrenzte Selbstvertrauen? Der eiserne Besen der Wirklichkeit hatte die Gärten der Illusion weggefegt, und nun war nur der nackte Boden da, der Boden der Tatsachen. Und dennoch war nicht zu hoffen, daß der unverbesserliche Illusionist durch diese Stunde bekehrt werden würde.

„Mutter!" sagte er noch einmal und wollte ihre Hände fassen.

Aber sie entzog sie ihm langsam.

„Laß jetzt nur! Das ist nun alles eben so — so —" Sie suchte nach Worten.

„Das ist nun einmal so! Ich will sehen, was eine alte Frau tun kann. Gott helfe mir! Ich habe viel zu ihm gebetet. Er wird Erbarmen mit uns haben!"

Sie nahm Hut und Tuch und ging hinaus. Der Sohn folgte ihr. Da kam Jutta aus dem Garten.

„Mutter, wohin? Und was machst Du für ein Gesicht?"

„Nach Weilheim. Ich hab' einen Geschäftsgang."

Paul ging nach der Stallung, um einspannen zu lassen.

Aber die Mutter hielt ihn mit einer Bewegung des Armes zurück.

„Willst Du nicht fahren?"

„Nein!" entgegnete sie kurz. „Es ist mir lieber, zu Fuß zu gehen."

„So will ich Dich begleiten," sagte Jutta. „Allein kannst Du nicht gehen. Darf ich?"

Die Mutter sann eine Weile. „Ja, in Gottes Namen!" sprach sie endlich. „Du kannst mit mir gehen."

Sie wußte selbst nicht recht, warum sie es ihr erlaubte.

Aber jählings kam ihr der Gedanke, sie müsse doch allein den Weg machen. Und vor allem Jutta solle nicht dabei sein!

Und sie verbot es ihr. Da fragte Paul, dem es eigentlich am nächsten liegen mußte, sie zu begleiten.

„Du bleib in Deinem Geschäft! Ich bin in jungen und alten Tagen allein da hinausgegangen."

Sie hatte etwas Gebieterisches, und keines wagte ihr zu widersprechen.

Und so ging sie.

Drüben erhob sich der Gerberkarl. Nun war er sicher, daß die Seifensiederin etwas tat. Denn sie ging Werktags fast niemals aus.

Jutta sah der Mutter mit großen Augen nach. Dann sah sie Paul an.

Der schaute so verstört aus und blickte weg.

Seitdem Paul auch einen Buchhalter angeschafft hatte, war für sie wenig mehr mit dem Geschäft zu tun. Sie arbeitete im Haus und im Garten.

Da sie nun den Bruder so bedrückt sah, überkam es sie wie eine Ahnung.

„Paul!" sagte sie, seine Hand ergreifend. „Was geht vor?"

„Es geht nichts vor!" sagte er dumpf.

Im Verpackraum hörte man die helle Stimme Mathildens, die dirigierte und stets hinter den Arbeitern her war. Da sie jede Unregelmäßigkeit mit Sperberaugen bemerkte, war sie wenig beliebt. ,'s ist eine Scharfe!' sagten die Arbeiter. ,Eine Ganzgescheite. Und sie hat Haare auf den Zähnen. Sie ist mit dem Weis-

heitszahn auf die Welt gekommen.‘ Sie schalt mit lauten Tönen, da man die Versandkisten zum Teil nicht mit Papier ausgelegt hatte.

Paul öffnete die Türe und sah den vollen Betrieb. Die zweite Tür zur Siederei war offen. Und man sah draußen die Männer mit aufgestülpten Ärmeln in ihren blauen Blusen an den Seifenkesseln stehn und in der Seifenmasse mit den großen Stangen rühren. Das Geschäft war endlich in Fluß gekommen, und man konnte kaum die Aufträge alle erledigen. Denn die Seife war ein alltäglicher Artikel und hauptsächlich der Gebrauch der feineren Seifen immer im Zunehmen. Hier war endlich der Blick auf eine Zukunft. Eine Zukunft, die sich Paul redlich erarbeitet hatte. Denn was man an seinem allzu vertrauensseligen Wesen auch tadeln mochte, ein Müßiggänger war er nicht.

Und nun —

Er zuckte mit den Achseln. Wie ein Schaudern ging es durch seine Gestalt.

Jutta sah es, und mit Herzklopfen zog sie den Bruder, der die Türe wieder schloß, tiefer in den Gang. Draußen sangen Kinder, die unter den knospenden Linden des Kirchenplatzes spielten — die Vorderseite des Hauses lag dahin — eines jener Kinderlieder, die nur des Reimes halber gemacht sind, zum Abzählen bei Spielen:

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben.
In der Poststraß Nummer sieben,
Wackelt das Haus,
Pfeift die Maus,
Und Du bist draus.

„Also was ist?" fragte Jutta noch einmal.

„Die Mutter soll Dir's sagen," entgegnete Paul. Und damit ging er in den Hof, um dem Knecht zu sagen, daß er auf sechs Uhr einspannen solle. Er wolle nach Weilheim fahren.

Jutta ging in die Küche. Dann ging sie in das Wohnzimmer. Da betrachtete sie eine Weile den leeren Lehnstuhl. Und sie dachte: ‚Nun geht die arme Mutter mit ihrer schmerzenden Hüfte ganz allein nach Weilheim.‘ Und sie sah sie schreiten, langsam, den Arm in die Hüfte gestützt, den schwarzen großen Hut auf dem müden, gebeugten Haupt. Ganz allein. Die blasse traurige Frau.

Was mochte es sein? War sie es, die den Gang verursachte?

Sie ging wieder in die Küche. Die alte Frenz, die eben Kartoffeln für den Abend schälte, sah sie erstaunt an. Was hatte das Kind nur? Sie war ohnehin nicht mehr recht beieinander. Frenz nannte sie nur das Kind.

Und Jutta ging wieder hinauf und sah in den Garten hinab und auf das dunkelbraune Wasser des Kanals.

Sie schritt hin und her, preßte die Hände an die Schläfen und sah verloren, verzweifelt vor sich hin.

Dann nahm sie Hut und Tuch und ging der Mutter nach.

Und sie wußte nicht, daß ihr Schicksal auf diesem Wege stand und sie erwartete.

Der Gang der Mutter.

Die Mutter ging, den gelegentlichen Grüßen kaum dankend, mit starken Schritten durch die Stadt, ganz mit ihrem Innern beschäftigt. Sie ging durch die Stadt schneller, da es ihr war, als zeige schon alles mit Fingern auf sie. Zuweilen seufzte sie auf. Erst vor dem Tor schöpfte sie tiefer Atem und setzte sich auf eine an dem Wege stehende Bank. Hier hing sie eine Weile ihren Gedanken nach. Was tun?

Ja, was tun? Zum Laubwirt konnte sie nicht gehen mit einem solchen Bürgschaftsansuchen. Denn wenn die Tochter des Sohnes Hand ausschlug, so konnte man nicht wohl als Bittsteller kommen. Der Mutter wenigstens verbot es ihr Stolz. Also mußte sie zum Metzger Burkhard gehen. Aber wie der die Sache hinnehmen würde? Er war ohnehin immer eifersüchtig auf Paul. Er war von vornherein ein Gegner dieser sich überstürzenden Änderungen gewesen. Er erfreute sich eines mäßigen, langsam gedeihenden Wohlstandes und hatte sein Geld sauer verdient. Ihn nun um eine so große Gefälligkeit zu bitten, schien ihr ein schweres Stück. Aber sie konnte es noch am ehesten. Sie, die Mutter. Und sie mußte es tun. Da gab es kein anderes.

„O Sohn, Sohn!" stöhnte sie, als sie weiterging. Um sie fing es an zu sprießen

und zu blühen. Die junge Saat hob das Haupt mit Kraft und Lust. An den Reben zeigten sich die ersten Scheine. Im Grase blühten Maßliebchen in dichter Fülle. Und ein leichtverschleierter Himmel, in den Lerchen mit jubelndem Sang hinaufstiegen, zeigte ein zartes, kaum gehauchtes Blau. Von all der Schönheit sah die Mutter, mit dem bekümmerten Antlitz immer vor sich hin auf die Straße schauend, gar nichts. Sie wußte, daß die Saat wachse. Und daß die Reben Augen trieben. Und sie dachte mit blutendem Herzen an ihre Felder, an ihre Reben, an ihre Bäume, die nun wohl gar unter den Hammer kommen würden. Denn sie war, obwohl lange in der Stadt, doch Landkind geblieben und hing am ersten und letzten ihres ländlichen Besitztums, dieweil andere, die der Stadt zugezogen waren, längst ihr Erbe verkauft hatten.

Es war ein langer Weg, und er dünkte der Mutter eine Ewigkeit. Sie hielt öfters an, preßte die Hand auf das lebhaft schlagende Herz und überdachte sich, was sie sagen werde. Endlich kam das Städtchen. Der Kirchturm zwischen den Kastanien tauchte auf. Dann schritt sie langsamer die Hauptstraße entlang. Immer langsamer. Denn nun kam das Haus des Metzgers. Da war der Färber-Joseph. Der Hutmacher-Anton. Und jetzt zeigte sich das Haus des Metzgers Burkhard. Burkhard stand im Laden und hängte eine Ochsenlende auf. Zwischen den Grieben- und Leberwürsten sah er hinaus und sah die Seifensiederin. Und im selben Augenblick dachte er: ‚Oho! Warum kommt die alte Frau allein? Da ist was faul im Staate Dänemark.‘ Er wußte übrigens schon das und jenes.

Indes klinkte die Seifensiederin die Türe auf, die Glocke gab ein mißtöniges Geräusch, und sie trat ein. Sie atmete auf und blieb stehen.

„So, so!“ sagte der Metzger und reichte ihr die Hand. „Was ist das für ein seltener Besuch! Den muß man ja rot im Kalender anstreichen.“

„Ja, weißt, Burkhard, ich komme gar wenig heraus. Die alten Leut’ bleiben am besten daheim. Es ist ohnehin mit ihnen nicht mehr viel anzufangen. Sie stehen nur den Jungen im Weg.“

„Alleweil. Wie könnt Ihr so reden, Seifensiederin? Es wär oft gut, wenn die Jungen die Alten hören wollten.“

„Ja, das wär’ wohl’ gut,“ seufzte die Frau.

„Aber jetzt kommt. Die Sophie wird sich arg freuen. Ihr müßt den Kaffee mit uns trinken. Sie ist hinten im Garten. Sophie, Sophie,“ rief er aus vollem Halse.

Der Mutter war’s, als hätte sie Blei an den Füßen. Langsam und schwer ging sie in die gemütliche, peinlich sauber gehaltene Stube. Langsam setzte sie sich. Und langsam erwiderte sie die Begrüßungsworte der Metzgerin, die, ihre Hände am Schurz abputzend, sie fröhlich bewillkommte. Sie mochte die Tante gern. Sie hatte sie allzeit als eine aufrechte, tüchtige Frau gekannt. Und wie sie jetzt sie sah, die Augen voll Kummer und das Leiden im Gesicht, faßte sie ein aufrichtiges, vom Herzen strömendes Mitleid. Sie nahm ihr den Hut und das Schirmchen ab und ging dann in die Küche, um einen extra guten Kaffee zu bestellen. Der Metzger hatte dieweil aus dem „Känsterle“, dem Wandschrank, eine Flasche mit Kirschwasser geholt und zwei Gläser vollgeschenkt. Es war selbstgebranntes, und der Kirschduft strömte köstlich hinaus in die Stube.

„So, Seifensiederin, jetzt müßt Ihr Euch einmal stärken. Das weckt Tote zum Leben. Ihr sehet so bleich und abgekommen aus. Ihr machet Euch zu viele Sorgen. Man muß es nehmen, wie’s kommt.“

„Ach ja, Burkhard,“ sagte sie nach einer Weile. „Man nimmt’s und trägt’s ja. Aber es darf nicht zu schlimm kommen.“

Sie nippte an dem Gläschen. Dann sah sie auf ihre schwarzseidenen gestopften „Staucher“, Halbhandschuhe, herab, zwischen deren dünnem Gegitter der Ehering matt hervorblinkte. Hätte sie doch wahrlich nicht gedacht, als sie ihn angesteckt bekam, daß sie einen solchen Gang machen müsse.

Die Metzgerin brachte Kaffee und Gugelhopf. Man aß und trank. Eine

Viertelstunde, eine halbe Stunde verging. Und die alte Frau konnte kein Wort hervorbringen von dem, was sie hergetrieben hatte. Alles war hier geordnete Wohlzufriedenheit. Und sie sollte nun Unruhe und Sorge hereinbringen. Und wieder eine Viertelstunde verging. Man sprach von allerlei. Und endlich stand der Metzger auf, um wieder in den Laden zu gehen.

Auch die Seifensiederin stand auf.

Nun mußte es gesagt werden.

Nach einer schwülen Stille sagte sie langsam mit zaghafter Stimme: „Burkhard, ich möchte Dich um einen Gefallen bitten."

Er erwiderte nichts, obgleich ihm ahnte, was kommen würde. — Und so klar, wie er es ahnte, so fest war er entschlossen, es zu weigern.

„Ja, es ist nämlich — es — Paul hat Unglück gehabt — und —"

Es war ihr, als koste sie jedes Wort einen Tropfen vom Blut ihres Herzens.

„Er ist in großen Schwierigkeiten. Und wenn ihm nicht geholfen wird, so ist es unser aller Schande."

„So, so! Ei, ei! Ich hab' gemeint, es ginge so gut. Er hat doch immer von den vielen Bestellungen erzählt. Und jetzt sind's doch kaum vier Jahr, daß er das Geschäft hat. Wie stimmt jetzt das?"

„Ja, er hat mit dem Gerberkarl zusammen spekuliert und hat für ihn gutgesprochen, und jetzt brauchen wir fünfzigtausend Mark, sonst ist in den nächsten Tagen die Gant über dem Geschäft."

„Jesus Maria, fünfzigtausend Mark!" sagte die Metzgerin mit bleichem Gesicht. „Das ist ja ein Vermögen. Und alles verspekuliert? Was hat er denn nur gedacht, der Paul?"

Der Metzger sagte nichts, sondern pfiff leise vor sich hin.

„Das Geschäft geht jetzt gut. Es geht immer besser. Nun hat er diese dummen Sachen gemacht. Und der Gerbervetter hat ihn hineingebracht."

„Ja, die Vorsehung in Person!" sagte der Metzger langsam. „Der Herr Gerbervetter hat ja immer alles besser gewußt und nun ist er der Blamierte. Und bringt noch andere ins G'schlamassel." Dies war ein Ausdruck, den der Metzger von den Viehjuden hatte.

„Ei, ei!" wiederholte er. „Wenn das der Seifensieder wüßte, der tät' sich im Grab 'rumdrehn. Das sind böse Sachen. Da raucht's in der Wurstküch'. Und das alles hat er gemacht ohne Dich? Schau, schau! Das hätt' ich ihm jetzt nicht zugetraut. Aber so geht's, wenn den jungen Leuten die Rosinen gar nicht groß genug im Kopf wachsen können."

„Jetzt laß doch das!" sagte die Metzgerin, die etwas mehr Gefühl hatte. „Damit hilfst Du der Tante nicht."

Es war ihr zum Gotterbarmen, die alte Frau mit ihrem müden, traurigen Gesicht da sitzen zu sehen.

„Ja, und was soll ich dabei tun, Seifensiederin?"

„Ich — weißt Du, Burkhard," sagte sie mit einer unendlichen Anstrengung, „wenn der Paul nicht gebaut hätte, könnte man das Loch zustopfen, aber so ist schon viel Geld in die Fabrik und ins Haus gesteckt, und ich muß alles, auch das Geld und Hab und Gut der Mädchen, dranwenden. Und selbst dann langt es nicht. Ich brauche noch mindestens zwölftausend Mark, die der Bankverein vorstrecken will auf Bürgschaft."

Sie schwieg erschöpft und strich sich über die Stirne.

Es war eine Stille, daß man die Fliegen summen hörte.

„Ja, da wär' der Laubwirt ja der erste, der helfen könnt'," sagte der Metzger dann mit schwerer Stimme.

In diesen Worten lag seine Ablehnung.

Die alte Frau erbleichte bis in die dünnen Lippen und atmete schwer.

„Der hat's eher als ich. Und dann, wißt, Seifensiederin" — er kam in seiner inneren Erregung vom Ihr ins Du und vom Du ins Ihr — „ich sprech' niemals gut. Das hat mir mein Vater auf dem Sterbebett gesagt: Bürg' nicht! Schenk' das Geld lieber gleich her! Mit Bürgen kommt man um Hab und Gut! Auch hab' ich gerad ein wenig zurückgelegt, das ich aufs allernötigste brauche. Weißt Du, Seifensiederin, ich will mich auch ein wenig ausdehnen. Meine Wurstküche und der Schlachtraum sind ganz im Elend. Ich darf mir vom Baumann

nicht den Rang ablaufen lassen. Auch am Laden und am Haus will ich richten lassen. Wenn's nun schief geht, und ich mein bissel Geld anderen geben muß, was alsdann? Das wirst Du und der Paul nicht verlangen wollen. Und für den Gerberkarl, für den, ja, seht, für den rühr' ich noch nicht einmal den kleinen Finger. Sein Sohn ist ja ein geistlicher Herr. Der soll ihm helfen. Die Pfaffen wissen alleweil, wo's Geld sitzt. Ja, und so ist's nun einmal. Und es tut mir herzlich leid, wirklich herzlich leid. Aber ich kann nicht."

Wieder war eine schwere Stille. Der Metzgerin kamen die Tränen in die Augen. Es war ja alles so wahr, was der Mann sagte. Und doch fühlte die Frau das furchtbar Demütigende dieser Szene für die alte Frau aufs tiefste. Sie nahm ihre rechte Hand und streichelte die mageren, abgeschafften Finger und wußte nichts zu sagen.

„Aber gehet doch zum Laubwirt! Der kann's machen!" wiederholte der Metzger. „Der kann noch für mehr bürgen. Ich kann's und will's nicht, in Gottes Namen."

Die alte Frau wollte noch allerlei sagen, das ihr verworren durch den Kopf ging. Aber sie blieb stumm. Sie strich die Brosamen von ihrem Kleid. Und dann stand sie auf.

„Wollt Ihr nicht zum Laubwirt gehen?" sagte der Metzger noch einmal. Die alte Frau, die da so schweigend aufstand, tat ihm nun selber leid.

„Der Stephan wird Euch ein guter Fürsprech sein. Das glaubet nur!" fügte er mit einem listigen Zwinkern seiner wasserblauen Augen hinzu. „Hat alle Ursach'. Hat alle Ursach'."

Und er lachte dabei etwas gezwungen.

„Ja, so will ich denn gehn! Wir werden mit Gottes Hilfe schon durchkommen! Ich dank' auch gar schön für die Bewirtung! Und kommt auch einmal herein!"

Die Metzgerin war während dieser Worte hinausgegangen.

Auch die Mutter ging. Und der Metzger begleitete sie an die Tür, die in den Garten führte. Sie sagte, sie wolle nicht durchs Geschäft. Als der Metzger in die Metzig trat, murmelte er vor sich hin: „Es ist verdammt! Aber das ist ein Rachen, in den man noch viel stopfen könnte. Warum soll gerade ich den Buckel herhalten?"

Als die Mutter heraustrat, mit einer namenlosen Trostlosigkeit im Herzen, kam die Metzgerin auf sie zu.

„Da, Tante! Was ich geben kann! 's ist mein Sparbuch! Es sind zwölfhundert und zweiunddreißig Mark. Ich hab' sie den Kindern bewahren wollen. Aber ich kann Dich nicht so fortgehen sehen. Weißt, der Burkhard kann halt nicht anders. Gott sei mein Zeuge, wie Du mich dauerst und wie gern ich Dir helfen tät'! Aber es ist halt doch gar nicht möglich. Gelt, Du bist nicht böse? Wir müssen auch an die Kinder denken!"

„Du bist eine Gute!" sagte die Mutter mit zitternder Stimme. „Dank' Dir Gott tausendmal für das. Aber behalt es nur. Es wird schon auch so gehn! Und jetzt leb' wohl!"

„So nimm's doch! So nimm's doch!"

„Nein, nein! Ich eracht' es für gegeben. Leb' wohl! Dir soll es gut gehn und den Deinen!"

„Soll ich Dich nicht ein Stück begleiten?"

„Ach nein, jetzt ist's keine Unterhaltung, mit mir zu gehn! Ich bin jetzt ganz in meinen Gedanken."

Und sie ging. Die Metzgerin sah ihr nach, ob sie ins Laub gehe. Aber sie schlug den Weg zur Stadt hin ein und verschwand bald um die Ecke.

Und da am letzten Haus stand Jutta, bleich und müde, und wartete auf sie.

Mutter und Tochter.

Die Mutter und die Tochter gingen eine Weile schweigend nebeneinander.

Einen Büchsenschuß vom Städtchen entfernt, wo zwischen den Kirschbäumen sich das ferne Bild der Stadt im Abendlicht zeigte, sagte die Mutter: „Ich bin müde und will ein wenig ausruhn."

Und sie setzte sich auf einen Steinhaufen unter einem mächtigen Kirschbaum.

„Mutter, was ist denn? Was habt Ihr denn?"

Da konnte die alte Frau ihre Erregung nicht mehr länger zurückdämmen. Wie

aus einem abendlichen Gewölk langsam die Tropfen rinnen, so kamen sie aus der Mutter Augen.

„Mutterle," sagte die Tochter, „Du arm's Mutterle!"

Und sie kniete vor ihr nieder.

„Jetzt sag' mir, was ist! Geht's um mich? Kann ich was dafür? Sag's, damit ich weiß, was ich tun soll! Sag's!" wiederholte sie inniger und leidenschaftlicher und küßte der Mutter die Hände.

„Ach Du! Der Herre Gott schickt's. Wir können nichts dagegen tun. Ich bin eine arme, trostlose Mutter, und Du bist ein armes Kind. Wahrlich, es steht schlecht um uns!"

Und nun erzählte sie ihr alles.

Jutta schwieg.

Nicht allzuweit war der Ort, da sie ein Mann in Armen gehalten und sie sich geküßt hatten.

Und jetzt?

Sie wußte wohl: Alles hing an ihr.

Es war tiefe Stille. Der Abend senkte die Dämmerung tiefer, und in den Zweigen säuselte der Abendwind. Niemand kam des Weges.

„Mutter," sagte Jutta endlich, „ich bin müde und verzweifelt. Ich glaube manchmal, das Herz springt mir. Ich sehe viele Not um mich, und ich hab' überall Schuld daran. Ich bin ein Geschöpf, das besser nicht da wäre!"

„Versündige Dich nicht!"

„Ja, so ist's! Den einen Mann muß ich lieben und den andern kann ich nicht lieben. Es ist eine traurige Sache, und ich glaube: ich gehe daran zugrund."

Da faßte sie die Mutter und zog sie zu sich hinauf. Und sie fühlte, wenn sie ihr das vom Vater sagen würde, daß es vielleicht wohlgetan wäre.

„Jutta, ich möchte Dir etwas vom Vater erzählen."

„Ja, Mutter, sag' mir etwas, das mich stärkt. Ich kann ja nicht allein — ich bin zu schwach — ich breche zusammen — ich bin ein Lamm und kein Löwe!"

„Ja, so komm! So will ich Dir's sagen. Ich hab's noch niemand gesagt, das vom Vater."

Die Tochter hatte den Arm um die Mutter geschlungen.

Und die Mutter begann zu erzählen: „Es war in dem Jahr, als ich mit Dir gegangen bin, Jutta. Da kam eine Verwandte ins Haus. Sie war schön, sie war sehr schön. Sie hatte rote Haare, goldenrote Haare, und glühende schwarze Augen. Und ein Wesen hatte sie. Sie sang und spielte, sie lachte und scherzte. Dieweil ich immer eine Stille war. Ich sah bald, daß Vater sie lieb gewann, mehr als recht war. Er verzeih' es mir, wenn ich Dir das sage. Er war dennoch ein rechter und ganzer Mann, und an jeden kann die Versuchung herantreten. Er entrinnt ihr, und er entrinnt ihr nicht. Er ist halt ein Mensch."

Jutta lauschte, ganz still. In einiger Nähe sang eine Amsel. Sie sang ein Frühlingslied, das schmerzlich und süß durch den Abend zog.

„Ich sah das so eine Weile, und sah zu, wiewohl mir das Herz weh tat. Dein Vater ward immer tiefer in das Netz hineingezogen. Nun ward ich bettlägerig. Und da war des Zusammenseins bei Tisch und sonst noch mehr. Ich lag im Bette und durfte mich nicht rühren, weil ich sehr starke Blutungen gehabt hatte. Das darf ich Dir ja wohl sagen, denn Du sollst ja selbst eine Frau werden. Es ist da vieles, an dem man merkt, daß das Weib halt von Anfang an zum Dulden bestimmt ist. Das ist einmal so, und man ändert es wohl schwerlich.

„Also ich lag kurz vor Deiner Geburt im Bett. Es war abends. Und ich war traurig, weil Dein Vater mit der Brigitte zum Feuerwehrfest gegangen war und mich allein gelassen hatte. Ich hatte es ihm ja selbst gesagt: er solle es tun. Und dann hat's mich doch gekränkt. So ist man halt. Man möchte dem, das man lieb hat, alles zu Willen tun. Und doch tut's einem weh. Der Mensch ist ein närrisch und elend Wesen. Also ich lag. Und wie ich so ein wenig eingeduselt war, da hör' ich draußen den Knecht, den Florian, sagen: ‚Beim Eid, es ist wahr! Sie haben sich geküßt, oben am Jettenbühl auf der Bank. Ich hab' die Leiter am großen Kirschenbaum geholt. Da hab' ich's gesehen. Aber sie haben mich nicht gesehen. Es ist auch eine Saubere.‘

„Der Florian war ein Schweizer und ein mädelsüchtiger Mensch.

„Ich lag ganz still. Mein Herz zog sich zusammen, daß ich meinte, ich müsse ersticken. Und dann ward mir freier. Und ich dachte nach.

„Ich stand also auf, trotz meiner Schmerzen, und zog mich an. Und dann setzte ich mich ins Wohnzimmer und wartete. Ich wußte, was ich sagen mußte. Ich wußte, daß der Vater aufhorchen und Einkehr halten werde. Inmittelst war mir, als ob meine schwere Stunde komme. Und ich hatte große Angst."

Die Mutter schwieg eine Weile. Und Jutta legte den Arm fester um sie.

„Endlich sind sie gekommen. Nur er ist hereingetreten. Sie ist hinaufgegangen. Als er mich sitzen sah, ist er erschrocken.

„‚Aber, Frau, was fällt Dir ein?‘ hat er gesagt.

„Da stand ich auf, und ich sagte mit fester Stimme: ‚Ich habe auf Euch warten wollen. Es ist nicht gut so, und es kann nicht bestehn. Drinnen schläft in der Kammer ein Kind, und das zweite trage ich unterm Herzen, und Du hast eine andere lieb. So warte nur noch zu, bis es geboren ist. Alsdann nehm' ich meine Kinder und gehe. Denn ich will Dir nicht im Wege stehen. Du weißt, ich will nur Dein Glück.‘

„Er ward ganz blaß und sagte kein Wort. Und er dauerte mich. Denn es kämpfte furchtbar in ihm.

„Da bin ich zu ihm gegangen und habe seinen Kopf in die Hände genommen, so wie damals, als ich ihm den ersten Kuß gab, und habe gesagt: ‚Meinst Du nicht, daß wir mit Nachsicht und Geduld über das hinwegkämen?‘

„Und er hat wieder nichts gesagt.

„Wohl die halbe Nacht sind wir aufgesessen. Und oben ist die Brigitte ruhelos hin- und hergegangen.

„Und siehe: ich hab' ihm geholfen, und es ist mir gelungen. Er war lange, fast bis an sein Ende oftmals traurig. Aber Ihr Kinder — und um Euretwillen hab' ich's getan, nicht für mich, wahrhaftig nicht — waret doch vor dem Schlimmsten bewahrt: den Vater verlieren zu müssen.

„Und wir haben noch lange geschafft und gesorgt zusammen. Und sind weitergekommen. Und ich war demütig und hab' ihm alles an den Augen abgesehen, weil er halt doch das Opfer hat bringen müssen. Und er war gut zu mir, wenn er mich auch nimmer so lieb gehabt hat wie ehemals. Das hat mich oft verzweifelt gemacht. Aber ich habe an Euch gedacht. Liebe läßt sich nicht zwingen, das ist ja gewiß wahr. Aber mit einem guten Willen kann man viel über sich. Und was wäre der Mensch, wenn er nicht die Familie hätte? Sie ist uralt und heilig. Und nun soll alles, alles zusammenfallen!"

Da stand er, der Götze der Verwandtschaft. Die Mutter selbst hatte mit ihren zitternden Händen sein Standbild aufgerichtet. Und Jutta sollte es mit den ewig versagten Rosen ihres Liebesglückes bekränzen. Die Familie! Ja, die Familie —

Was gab es da noch zu sagen?

Sie war in Wahrheit etwas Heiliges, Notwendiges, zu Achtendes. Sie teilte Glück und Unglück aus. Und was sie gab, mußte man nehmen. Wehe dem, der wagte, daran zu rütteln! Der Begriff der Sippe ist stärker als alles, was der einzelne erstrebt und begehrt. Es ist Sinn und Unsinn darin, aber eine zwingende Macht, und man wird schwer gegen diese Macht Sturm laufen. Dieser Baum des Lebens hat seine Wurzeln im Urgrund der Menschheit.

Und doch lehnt sich der einzelne dagegen auf, wenn ihm diese Gottheit ein übles Los zuteilt. Und er meint: er könne dagegen rebellieren. Aber die Formen, in die das menschliche Leben der Allgemeinheit gegossen ist, sind stärker als der Eigenwille. Man kann sie zerbrechen. Es bedarf vieler, vieler Jahrhunderte, nein Jahrtausende, und bis sich etwas Neues, Brauchbareres gefunden hat, können Millionen blutenden Herzens gestorben sein.

So wie es da geschrieben steht, so klar war das Jutta nicht. Aber wohl empfand sie dunkel, daß sie etwas vorwärts trieb, ihr den Willen nahm, sie drängte und stieß. Und es war ihr größter Schmerz, daß die eigene Mutter ihr

sagen mußte, daß ihr Glück oder Elend mit dem der andern unweigerlich verknüpft sei.

Das ganze Heil oder Unheil stand also nun auf zwei Augen. Es war ein ungeheurer Druck.

„Mutter," sagte Jutta, „mein Kopf ist wirr. Laß mir noch eine Weile Bedenkzeit!"

Die Mutter sagte nichts. Sie drückte sie noch einmal an sich, fest, daß es ihr fast wehe tat. Dann ließ sie ihr Kind frei.

Sie erhob sich.

Jutta ließ ihren Kopf auf den Steinhaufen sinken. Die Steine waren so kühl. So lag sie noch einige Zeit.

Da kam ein Wägelchen mit rascher Fahrt von der Stadt her.

Paul saß darin und hielt sofort, als er die beiden erblickte.

Er sprang herab, bleich und verstört.

„Was ist?" fragte die Mutter angstvoll.

„Der Schielin ist im Rhein gefunden worden. Die Bank ist geschlossen. Er hat alle Depots veruntreut. Und der Onkel Gerberkarl ist heute nachmittag aufs Amtsgericht bestellt worden. Er ist noch nicht zurückgewesen, als ich fortgefahren bin."

„O Du Herr Jesus," sagte die Mutter.

„Warst Du beim Burkhard?"

„Frag' mich nicht!" erwiderte die alte Frau. Und das war genug Antwort.

Alle dreie standen sie eine Zeit lang, schweigend und jedes mit sich beschäftigt.

„Und beim Laubwirt warst Du nicht?"

Es kam keine Antwort.

Ja, die Frage hätte er sich sparen können.

„Mutter," sagte der Sohn endlich, „wenn die Verwandtschaft mir nicht hilft, dann — dann — wenn ich in Schande komme — dann weiß ich, wo — mein Revolver liegt. Ich will nicht der Spott der Stadt sein!"

„Das wär' eine schlechte Tat!" sagte die Mutter zitternd. Und sie faßte fest seine Hände, als könne sie ihn mit diesem Druck ein für allemal bewahren.

Und weder die zitternde Mutter noch die entsetzte Jutta ahnten, wie wenig der Mann da vor ihnen jemals Ernst gemacht hätte mit seiner Drohung.

Schweigend fuhren die drei im Dunkel der hereinbrechenden Nacht heim.

Das Opfer.

Der Laubwirt stand an der Türe und schaute in das in der Morgensonne funkelnde Städtchen, als ein leichtes Wägelchen in schnellem Lauf auf das Wirtshaus zukam. Es war Paul, der das letzte versuchen wollte und mußte. Denn es stand alles auf dem Spiel. Er war mit dem Gerberkarl fast die ganze Nacht aufgesessen, sie hatten gerechnet und gerechnet, und zum Ende hatte sich gezeigt, daß aus den fünfzigtausend Mark, die sie brauchten, sechzigtausend geworden waren. War das Geld nicht in wenigen Tagen aufzutreiben, so waren Schande und Ruin unvermeidlich. Denn der Gerber war zwar höflich, aber bestimmt von der Vormundschaft aufgefordert worden, bei den umlaufenden Gerüchten den Bestand des Mündelvermögens baldigst nachzuweisen. Konnte er hier nicht nachkommen, so ließ sich das Äußerste nicht absehen. Paul und der Gerber waren wie die siamesischen Brüder. Der eine war unbedingt abhängig vom andern. So waren ihre Spekulationen ineinander verwirrt und verwickelt. Die Sicherheiten, die der Gerber für seinen Teil zu bieten hatte, konnten Paul vielleicht genügen. Aber der Bank und dem Gericht niemals. Es war eine schlechthin verzweifelte Lage. Der alte Mann hatte gar nichts Rechthaberisches mehr. Der gestrige Tag hatte allem Besserwissen und allem Hochmut, vorläufig wenigstens, ein Ende gemacht. Vorläufig.

Paul war zuerst in hohem Maße erbost, daß ihm der Onkel die Jahre her seine Lage völlig verschwiegen hatte. Gleichwohl konnte er kein hartes Wort zu ihm sagen. Der Mann war zu sehr geknickt. Auch mußte er sich im Innersten, wo es keine Tünchen und keine falschen Rechtfertigungsmittel gibt, sagen, daß er ja selbst es so getrieben habe. Vertrauen zur Mutter, als der natürlich erscheinenden Beraterin, zu den andern Verwandten, zu den Schwestern, hatte er ja nicht gehabt. Er hatte stillschweigend, mit der Miene eines unbegrenzten Selbstvertrauens, weitergewurstelt. Was nützte

nun das Schelten und Sprechen. Es mußte gehandelt werden. Und Paul handelte. Er empfand nicht so subtil wie die Mutter. Nötigenfalls war er bereit, für die Hand der Schwester zu bürgen. Nun mußten alle persönlichen Rücksichten vor der Rettung der Familie zurücktreten. Und Jutta würde man den Trotzkopf schon brechen.

So befand er sich denn in der alten Gaststube des Laubs, ein Viertelchen Wein vor sich, und wußte nicht recht, wo anfangen und wie es vorbringen. Der alte Laubwirt saß ihm gegenüber, wie immer etwas halb verschlafen, und musterte ihn zwischen den Augenlidern hindurch. Paul sah schlecht aus und sprach stockend. ‚Ein wahres Armesündergesicht', dachte der Alte. Denn auch ihm war manches zu Ohren gekommen, und er war nicht auf den Kopf gefallen.

Nach einer Weile, nachdem Paul bald hastig, bald mit Unterbrechungen von den vielen Bestellungen erzählt hatte und wie gut es gewesen sei, daß er das Geschäft vergrößert habe, sagte der Laubwirt langsam: „Ich seh' Dir's an, Neveu, Du willst mir was Besonderes sagen. Komm, wir gehen hinauf in die Mälzerei zum Stephan. Ich mag nichts ohne den Sohn beginnen. Man soll nichts ganz von sich allein machen, sondern Vertrauen haben und auch anderer Rat hören. Wenn das immer so gehandhabt würde, dann würde manche Dummheit nicht geschehen."

Damit erhob er sich, und Paul, dem er somit in aller Gemütlichkeit gehörig die Wahrheit gesagt hatte, ging ziemlich kleinlaut hinten nach. Sie durchquerten den Hof, schritten an den großen Bierkesseln vorbei, hinauf in die Mälzerei. Es war ein schöner Betrieb geworden. Sie brauten, was damals eine Seltenheit war, helles Bier, ein leichtes, etwas bitterlich, aber gut schmeckendes, wohl bekömmliches Bier, das sie auch in Flaschen füllten und das sich in der ganzen Umgegend immer mehr einführte. Paul hatte das von der Brauereiakademie mitgebracht, und der Vater war stolz auf den Erfolg, den sie damit hatten.

Paul und Stephan hatten sich in der letzten Zeit wenig gesehen, da Stephan Juttas wegen, über deren Gefühle er im unklaren geblieben war, nicht oft nach Burgdorf kam; denn er wollte nicht zudringlich erscheinen. Und Paul war in der letzten Zeit zu sehr mit seinen finanziellen Nöten beschäftigt; überdies hatte auch er eine gewisse Empfindung der Verlegenheit. Als Stephan ihn nun sah, überflog ein leichtes Rot sein ehrliches Gesicht. Er reichte ihm die Hand und fragte, wie es gehe.

Der Alte, dem es angelegen war, auf den Kern der Sache zu kommen, sagte zu Stephan: „Der Neveu hat was auf dem Herzen. Ich denke, wir setzen uns ins Herrenstüble. Da sind wir ungestört."

So gingen die drei also ins Herrenstüble. Der Alte holte einen Liter Clevner. Und Paul begann, sein Herz auszuschütten.

Der alte Laubwirt war ein guter und gerechter Mann. Aber er war ein Geschäftsmann, und das konnte ihm niemand übel nehmen. Das Haus, das die Seifensiederin in Weilheim hatte, lag neben seinem Anwesen. Und wollte er einmal vergrößern, eine Sache, die er ruhig und vorsichtig ins Auge faßte, so mußte er es erwerben. So war es auch mit den Feldern und Weinbergen. Er wollte seinen Hopfenbau ausdehnen, neue Sorten pflanzen, und die Reben hatten eine anerkannt vorzügliche Lage. Er hatte keine Lust, diese Liegenschaften in eine andere Hand, wohl gar in die seines Konkurrenten, des Löwenwirts, kommen zu lassen. Sie ihm gleich zu verkaufen, das wollte er aus Pietät der alten Frau nicht zumuten. Sprang er aber jetzt hilfsbereit ein, so schuf er sich damit eine Art von Vorrecht auf die ihm so erwerbenswerten Güter. Er überlegte weiter. Die Seifensiederei war hypothekenfrei und immerhin ein Stück Geld wert. Genügend Bürgschaft für ihn war also vorhanden. Er unterhielt solide geordnete Beziehungen zu einer tüchtigen Bank, die ihm auf seine Unterschrift Geld vorstrecken würde. Dafür würde ihm Paul fünf Prozent Zins zahlen. Er überließ es dann ihm, sich mit dem Gerberkarl abzufinden. Von sich selbst aus konnte er, ohne sich allzu sehr zu entblößen, etwa fünfundzwanzigtausend Mark aufbringen. Ja, alles stimmte. So schlang er das

Band zwischen Familie und Familie fester, denn er tat weit mehr, als man von ihm verlangt hatte, und seine geheimste Hoffnung dabei war, daß die schöne Jutta nun seinem Sohn nicht mehr Nein sagen könne. Die einfachsten und trockensten Menschen haben zuweilen ihre Romantik. Und dem Laubwirt seine, das war nun Stephans Ehe mit Jutta.

Und so war denn Paul zwei Stunden später aller Not enthoben und frohgemut. Nachdem er sich noch mit einem Schlachtfleisch mit Sauerkraut gestärkt und sich eine gute Zigarre angesteckt hatte, fuhr er aufs höchste zufrieden heim. Auch der Laubwirt und sein Sohn waren froh. Der Laubwirt sagte: „Nun, hoff' ich, wirst Du mir bald eine Söhnerin ins Haus führen. Es ist notwendig, daß eine Frau da ist, die zum Rechten sieht. Ohne Frau tut's in einem Hauswesen auf die Länge nicht gut. Und die Großmutter taugt doch zu nichts mehr als auf der Ofenbank sitzen."

Stephan ward rot und erwiderte nur: „Ja, das wird man halt sehen."

„Um des Gerberkarls seine schönen Augen hätt' ich das nicht getan," meinte der Vater. „Das ist ein unverbesserlicher Spekulant. An uns wird es jetzt sein, den Vetter vor Dummheiten zu bewahren."

„Na, er hat jetzt die Nase voll und wird für eine Zeit genug haben." —

Daheim hatten Mutter und Schwestern in bangen Schmerzen gewartet. Paul hatte nicht gesagt, was er wolle und wohin er führe. Aber man ahnte es halb. Auch der Gerberkarl in seiner Unruhe war herübergekommen. Gegen ein Uhr kam Paul heim, strahlend. Dieser Illusionist sah alles im hellsten Lichte. Er umarmte die Mutter, die Schwestern, sogar den Gerber.

„Es ist alles gut. Der Laubwirt gibt fünfundzwanzigtausend Mark und das andere beschafft er durch die rheinische Bank. Dafür will er einen Eintrag. Alles macht er glatt. Es sind zu gute Menschen, die beiden! Stephan hat mir einen Gruß an Dich aufgetragen, Jutta."

Die Mutter war froh, und doch war ihr bang zumute.

Froh und im innersten Herzen dankbar war sie. Ihre Güter mußten nicht verkauft werden. Sie war aus der Heimat nicht verstoßen. Aber — bei allem dem, bei aller Dankbarkeit für diese Güte, bei aller Freude über diese Lösung aller Schwierigkeiten drückte sie doch ein schweres, beklemmendes Gefühl. Was hätte wohl der Vater dazu gesagt? Zu dieser Gebundenheit gegenüber dem Laubwirt, von dem sie nun für eine lange Weile bedingungslos abhängig waren? Er, dessen Stolz es allezeit gewesen war, auf eigenen Füßen zu stehn? Und dann — sandte sie einen scheuen Blick zu Jutta hinüber. Hier drohte das Schwerste. Sie empfand es dumpf und drohend zugleich.

Jutta war ganz weiß. Mit einem Male war ihr eine entsetzliche Klarheit geworden. Nun gab es kein Zurück mehr. Hätte man einen Zwang auf sie ausgeübt, sie hätte empört Widerstand geleistet. Diese Empörung, die schon den ganzen Morgen in ihr gärte, war mit einem Male niedergeschlagen. Man hatte also in reiner Güte — denn so betrachtete sie die Sache — geholfen. Man hatte die Familie nicht stecken lassen. Man hatte gezeigt, daß man mit ihr und ihrem Schicksal verbrüdert sei. Es gibt Konflikte, die alltäglich sind und doch eine furchtbare Tragik in sich haben, weil sie den Menschen im Tiefsten eines Zwanges zeigen, gegen den sich zu wehren ihm eine Unmöglichkeit ist. Jene einfachen Konflikte, die sich völlig geräuschlos vollziehen und von denen die Welt doch so voll steckt, an denen man vorbeigeht und die doch so unendlich ergreifend sind. Ergreifend vor allem, wenn feine und widerstandslose, weichmütige und vornehme Naturen zugleich in sie verwickelt sind. Man sieht ein tiefes, schweres Dulden, ein Elend ohne Ende, eine müde Verzweiflung voraus. Und doch geht alles seinen Gang. Also war es bei Jutta. Sie sollte nun die sein, die grollend beiseite ging, die ihre Familie im Stiche ließ, die vereinsamt sich ihr eigenes Los wählen wollte? Der ganze Zwang dieses Familienbewußtseins band sie, machte sie unfrei, nahm ihr die Klarheit des Denkens. In den Gesichtern, die sie da sah, fand sie nur die eine Frage: Jetzt kannst Du doch nimmer hartherzig und egoistisch

sein? Sie sah keinen Ausweg. Die Guttat mußte ihren Preis haben. Und der Preis war — sie. Jählings rang sich aus ihrer gequälten Brust ein Schrei. Sie schlug auf den Boden.

Ein Scheiden.

‚Ihr habt mich verkauft!‘ hatte Jutta schreien wollen. ‚Paul hätte nicht gehen dürfen!‘ Aber ihre schneeweißen Lippen hatten die Worte nicht zu bilden vermocht. Sie lag lange bewußtlos, dieweil die Mutter und die Schwester sich um sie bemühten.

Als sie endlich die Augen aufschlug, lag ein Schauder darin. Ein Zucken ging durch ihren Körper. Dann verhüllte sie lange die Augen. Nein, sie wollte nichts sehen. Gar nichts. Nicht einmal der Mutter Gesicht. Denn auch die war verbündet mit allen, die ihr Lebensglück morden wollten.

Die Männer und auch Mathilde gingen auf einen Wink der Mutter still aus der Stube.

Eine halbe Stunde lag Jutta ohne Bewegung. Kaum ihre Atemzüge verrieten, daß sie noch lebe.

Die Mutter saß dabei und starrte vor sich hin. Sie wagte nicht ein Wort zur Tochter zu sagen. Sie hatte nur den lebhaften Wunsch, gestorben zu sein. Es war zu viel, was auf ihr müdes, altes Haupt kam.

Aber jählings sagte sie dann: „Du magst mich nun achten, wie Du willst. Aber so wahr mir Gott helfe, ich hab' ihn nicht hingeschickt.“

Da richtete sich Jutta auf.

„O Mutter, was redest Du? Du bist mir immer die Mutter und wirst es bleiben. Und auch die andern werd' ich wieder finden in der alten Liebe. Aber jetzt tut es so weh, o zum Herzabdrücken weh. Es war einen Augenblick so etwas Böses — so etwas Wildes in mir. Ich bin erschrocken vor mir selbst.“

„Sprich nicht so viel!“

„Ach, laß nur! Das ist jetzt einerlei. Ich bin ein böses Kind und mach' Dir viele Sorge. Sieh, ich tu's ja! Ich tu's um Deiner Liebe, um Deiner Sorge, willen. Um des Leidens willen, das Du um mich gelitten hast.“

„Kind, mein Kind!“

„Aber ich will ihn fragen: ob er mit dem zufrieden sein kann, was ich ihm zu geben vermag. Denn das weißt Du ja: alles kann ich ihm nicht geben, so ein guter Mensch er ist.“

„Nun wollen wir von diesen Dingen nicht mehr sprechen. Ruhe Dich aus! Du sollst vor allem gesund sein! Niemand drängt Dich, niemand zwingt Dich, Jutta. Der Tag, da ich wüßte, daß Du unglücklich wirst, der — ist mein letzter. Wir leben jetzt wie vorher, und niemand soll nur ein Wort zu Dir sagen. Du sollst entscheiden.“

„O Mutter!“ sagte Jutta.

Und es lag in diesen Worten ein so eigentümlicher Ausdruck, daß die Mutter nichts mehr zu sagen wußte. — —

Eine Zeit nachher, an einem schönen duftschweren Maienabend, ging Jutta in die Herz-Jesu-Kirche. Gerhard, der jetzt ganz in den Orden eingetreten war, hielt eine Missionspredigt.

Als sie ankam, war die im bunten Jesuitenstil ausgestattete Kirche schon überfüllt. Die halbe Stadt wollte den Gerbersohn hören, der ein so guter Redner sein sollte. Und manche fanden es merkwürdig, daß der Sohn des Mannes in der Kirche sprach, der um Haares Breite am Gericht vorbeigekommen war.

In der Kirche brannten nur wenige Lichter. Tenebrae factae sunt. Man hatte ein Helldunkel hergestellt, aus dem die Stimme des Predigers um so geheimnisvoller und ergreifender ertönte.

In einer Bank neben der Kanzel saß der Gerberkarl und weidete sich an dem berühmten Sohn. Die Seifensiederin war zu Hause geblieben. Es war ihr lieber, in der Bibel zu lesen. Und das Herz war ihr zu schwer, unter Leute zu gehen. Mathilde war noch im Verpackraum tätig, um die täglich sich mehrenden Bestellungen zu erledigen. Und Paul hatte mit einem Reisenden in der Krone ein Rendezvous.

Jutta aber saß, ihr Gebetbuch in der Hand, im Dunkel der Kirche. Die leidenschaftliche Stimme des jungen Jesuiten bebte durch den Raum. Er predigte vom Eigennutz und seinen Folgen und von der Äußerlichkeit der Menschen, die sich mit allen Fasern an diese Welt ketten

und sich mit der Binde der Selbstsucht die Augen verbinden vor der andern. Er predigte von den Pflichten, die man gegen andere habe und vor allem gegen die heilige Kirche, die wie eine Mutter sei, der die Familie gehorchen müsse. Er sprach von der Selbstentsagung und von der Selbstaufopferung und wie selig das Gefühl sei, die Leidenschaften in sich ertötet, die Ruhe zu haben. Nur mit Gehorsam und Entsagung war der Friede des Innern, war die Seligkeit des Jenseits zu gewinnen. Sein blasses, scharfgeschnittenes Gesicht sah man undeutlich durch die Dämmerung, aber es hatte so etwas Zwingendes, Suggestives. Wie Wellen schlugen seine Worte über Jutta her. Sie saß ganz still und hörte dieser stürmenden und eigensinnigen Beredsamkeit zu, die sie in ihrem jetzigen Gemütszustand ins Innerste traf.

Der Sturm seiner Worte hatte sich zum Schlusse gesteigert. Die Menge ging stumm und in Bedrückung. Jutta schob sich vorwärts, halb bewußtlos. Wie Posaunenklänge scholl es in ihren Ohren, was er von der Familie gesagt hatte. Draußen duftete der Flieder, und der Mond schwamm in seliger Klarheit in der stillen Himmelsbläue. Alles sprach von Liebe. Pärchen saßen auf den Bänken oder lustwandelten Arm in Arm. Jutta blieb stehen. Diese alle waren also verworfen, denn sie dachten nur an sich. Ein Schauder erfaßte sie. Das alles also war Lüge? Und dahinter lauerte die Verzweiflung der Ewigkeit? Ihr armer Kopf schmerzte sie, und sie fühlte, daß sie noch eine Weile allein sein müsse.

Sie ging also durch die Straßen. Und dann die Freitreppe des alten Schlosses hinauf und setzte sich unter den blühenden Flieder. Sie saß eine Weile und dachte. Aber sie bekam keinen Sinn in das Ganze. Sie fühlte wieder die dunkle Macht. Sie fühlte das Drängen und Stoßen. Es war stärker als sie.

Da hörte sie Schritte und schrak auf. Vor ihr stand Schwörer, der Hauptlehrer.

Sie erblaßte, legte die Hand aufs Herz und sprach kein Wort.

„Entschuldigen Sie! Ich will nicht lästig fallen! Ich sah Sie in der Kirche, ich wollte auch einmal eine Missionspredigt hören" — seine Stimme hatte hier einen ironischen Klang — „und da bin ich Ihnen nachgegangen. Denn es war mir darum zu tun, mit Ihnen zu reden. Es scheint mir nicht mehr alles klar zu sein zwischen uns beiden. Seit langer Zeit antworten Sie mir nicht mehr. Sie wissen, Jutta, ich belästige niemanden gerne. Aber ich habe doch ein gewisses Recht.

„Jutta, man hat mich strafversetzt. Ich gehe bald von hier. Und ich gehe ärmer denn ich kam. Denn dort konnte ich noch eine Hoffnung ahnen, denken: jetzt hab' ich die einzige, die mir geworden ist, verloren. Hab' ich sie verloren? Ich dachte immer, ein Weib, das dem Manne nachfolgt in Gut und Böse, ist das Reinste, Größte der Welt. Heute aber hab' ich's anders gehört — und wohl hab' ich die Worte verstanden und wie sie gemünzt waren. — Und Sie — was sagen Sie dazu?"

Ein feurig flammender Nebel kreiste mit Jutta. Sie hörte die bekannte Stimme — aber dann hörte sie alle die andern reden. Und die Lichter flackerten wieder im düstern Dämmerlicht.

Und jählings, von der Predigt noch einmal im Innersten geschüttelt, schlug sie die Hände vors Gesicht. Und sie stöhnte: „O ich kann ja nicht! Ich kann ja nicht! In alle Ewigkeit nicht! Es darf nicht sein!"

Und damit rannte sie davon. Der Lehrer stand da, ohne eine Miene, ihr zu folgen.

Er stand und sann. Und er wußte, daß er seine Liebe in dieser duftenden Mainacht zu Grabe tragen müsse.

Er ging langsamen, langsamen Schrittes, als ob ihn der Boden nicht fortlassen wolle. Er ging die große Freitreppe aus rotem Sandstein hinab. Als er einige Stufen gegangen war, blieb er stehen und betrachtete die Stadt, die man von hier aus gut übersehen konnte. Auf den beglänzten Giebeln ruhte der Mond. Mit einer breiten Behaglichkeit. Die nächsten Häuserreihen, die ihm zugewendet waren, lagen im Schatten. Aus diesem Dunkel leuchteten wie rote Augen eines Drachen die Lichter der Stuben. Wie manches

Opfer eines Menschenwillens, der sich frei sein Schicksal gestalten wollte, mochte dieser Drache schon verschlungen haben! Hoch als Wächter stand über ihm die Herz-Jesu-Kirche. Weiter hinaus aber floß schimmernd der Fluß. Aber auch dort in den Hütten war dasselbe, noch schlimmer: Gebundenheit in Formen, die einmal zum Segen, ein andermal zum Elend gereichten.

Er zuckte die Achseln und ging weiter. Alles Lebens Unvollkommenheit kam dem vereinsamten Mann zu Sinn. Und er dachte mit blutendem Herzen daran, daß er in wenigen Wochen weit von hier sitzen werde. In einem Gebirgsdorf. Da hatte er nichts als seine Geige, und — sich selbst. Und zuweilen glitt ein Mondstreifen Erinnerung in seine Kammer, während draußen der Bergbach rann, unablässig wie das unaufhaltsame Geschick der Menschen, nur klarer, feiner, schöner.

In diesem Augenblicke ertönten die Hörner von der Kaserne, die den ausbleibenden Soldaten zur Heimkehr bliesen. Durch die silberne Mondnacht klangen sie mit einer klagenden, langgezogenen Weise.

Und nun setzte die Turmuhr der Jesuitenkirche ein. Neun mächtige Schläge tat sie. Dumpf dröhnten sie durch die Stille. Sie beherrschten die ganze Stadt und hielten sie in ihrem Bann.

Eine Braut.

Komm heraus, komm heraus, Du schöne schöne Braut,
Deine guten Tage sind alle, alle aus.
O Weyele weh, o Weyele weh!
Was weinet die schöne Braut so sehr?
Mußt die Jungfern lassen stehn,
Zu den Weibern mußt Du gehn.

Man schmückte die Braut. Man zog ihr die schönen weißen Gewande an von der teuersten Seide. Aber auf dem Brauthemde darunter waren viele Spuren von bitteren Tränen. Man setzte ihr den Brautkranz auf. Nun stand sie da, geschmückt zum Fest, zur Liebe, zum höchsten Glück des Daseins. Mathilde küßte sie und weinte. O Du Gott, wie gerne wäre sie selbst so dagestanden! Und die Schwester wußte das Glück so gar nicht zu schätzen. Aber die Mutter saß in der Ecke und rührte keine Hand. Mit Mühe hatte man sie vermocht, ihr schwarzes Seidenkleid anzuziehen.

Unten in der Wohnstube wartete der Brautvater mit dem Bräutigam. Der Metzger und seine Frau und andere Verwandte. Paul und der Gerberkarl waren eifrig bemüht, sie und die Trauzeugen mit Wein und Schinken zu bewirten. Man war in eifrigem Gespräch, und eitel Sonne lag auf den Gesichtern. Die Verwandtschaft strahlte in vollem Glanz.

Als die Braut fertig war, ging Mathilde hinunter, die Gäste bewirten helfen, die sich allmählich einstellten. Es war die Unruhe, das Stimmengewirr und die Aufregung eines solchen Festes im Hause.

Oben aber stand die Braut.

„Weißt Du, Mutter," sagte sie jählings, „ich will noch einmal hinuntergehen in den Garten zu den Lilien und ihnen Lebewohl sagen. Ich nehme jetzt ja doch für lange Zeit Abschied. Und da will ich das Gärtchen und alles noch einmal ansehen."

Die Mutter nickte, und Jutta stieg herunter. Sie ging in den Garten. Da blühten sie in Reinheit und vollem Sommerduft. Und sie selbst stand dabei, wie eine Lilie. Aber in der ganzen Gestalt und in jedem Zug des Gesichts war ein solcher Schmerz, daß die Mutter, die ihr zugesehen hatte, aufweinend die Hände vors Gesicht schlug.

Der Metzger unten sah Jutta stehen, und er sagte leise zu seiner Frau: „Es tut mir fast leid um sie. Sie wird halt ins Haus gemetzt." Mit dieser Redewendung bezeichnete man in der Gegend eine solche Verwandtschaftsheirat.

Der Gerberkarl aber hielt große Reden über die Rio Tinto-Aktien und den Kupferring. Paul unterhielt sich angelegentlich über ein Patent, das er zu erwerben wünschte. Und immer mehr Leute kamen oder aßen und tranken. Der Lärm drang heraus bis in den Garten, in dem die Braut stand.

Die Braut sah noch eine Weile dem Wasser zu, das braunblau in ruhiger Heiterkeit vorbeifloß. Sie brach eine Lilie und warf sie hinein. Sie sah sie treiben und in der Höhlung des Mühldurchgangs verschwinden. Und sie lächelte

bitter. Denn zur gleichen Zeit erschien drüben der Vetter Gerhard, das Gebetbuch in der Hand. Er sollte sie trauen. Ja, das Opfer der Selbstsucht war nun vollbracht.

Und sie ging hinein, dem Bräutigam den guten Morgen zu bieten.

Die Fremde.

Es war um Jahre später. Fastnacht-Dienstag nachmittags. Ein trüber Sudelwetter-Nachmittag. Zuweilen brach ein blasser Lichtstrahl durch die schweren Wolken, die langsam und verdrießlich über die Dächer der Stadt dahintrieben. Aber das machte das Ganze nur noch öder und trauriger. Und das Beklemmendste war dies, daß man in dem Gemisch von Schnee, Hagel und Regen da und dort grüne Blattspitzen hervorlugen sah, ängstlich und frierend; von einigen vorhergehenden warmen Tagen herausgelockt, sahen sie sich jetzt mitten im Winter.

Im Gegensatz zu dieser Öde und Bedrückung der Natur, die, so nahe dem Frühling, des Winters rauhe Hand doppelt schwer zu fühlen schien, zogen die Fastnachtsnarren in hellen Haufen durch die Stadt. Sie trompeteten auf langen Tuten, sie schwangen die Retschen, die Narrenklappern und sie ließen die Schweinsblasen durch die Luft sausen und mit dumpfem Getön auf den Boden niederprallen. Sie waren die Vorboten des großen Karnevalszuges, der in Bälde beginnen sollte. Schon sah man die Leute sich zusammenrotten. Da standen Mütter oder Kindermädchen mit maskierten Kindern. Hier mit einem Nankingfrack, ungeheurem Zylinder und einem mächtigen Bart ein spannenlanger Engländer, der eifrig an einem Fastnachtsküchle herunterbiß, was einigermaßen mit seiner Lordswürde im Widerspruch war; dort ein winzig kleines Mädchen in Wäldertracht mit langem Rock, seidener Schürze und Busentuch; hier wieder ein Pifferaro mit einem Zuckerhut und wildem Gesichtsausdruck; und neben einem Mausfallenhändler standen ein Zuckerbäcker, ein französischer Offizier, ein Türke, ein niedliches Rokokopärchen. Dazwischen tauchten immer wieder die Harlekins auf, sahen den Frauen und Mädchen frech ins Gesicht, oder versuchten sie zu küssen, was ein großes Geschrei hervorrief, waren wie der Wind die Straßen hinab und hinauf und wiederholten diese mehr gutgemeinten als geistvollen Späße mit einem Eifer, der im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Wirkung stand, ja, bei einem nüchternen Beschauer nur das Gefühl dieses öden Wintertags noch drückender und trostloser werden ließ.

Oben in einer Stube der ihr von den Kindern eingeräumten Wohnung saß die Mutter und sah dem tollen Treiben der Narren zu. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, und selbst diese welken, runzligen Hände zeigten den Kummer, der über ihrem alten, müden Gesicht wie eine der schweren Wolken des Februarhimmels lastete. Sie hätte eigentlich fröhlich sein sollen. Denn es war heute ein Freudentag für das Haus Lindenmaier. Der Sohn Paul hatte sich verlobt, und gestern war die Braut eingetroffen, vom Bräutigam in ihrem Heimatsort, einem Winzerstädtchen der Rheinpfalz, abgeholt. Aus diesem Anlaß waren auch die Lindenmaiers aus dem Nachbarort herüber gekommen. Es gab ja noch obendrein den großen Fastnachtszug zu sehen, der schon seit Wochen die Stadt und Umgegend von sich reden machte.

Ja, die Mutter hätte eigentlich glücklich sein sollen. Drunten, im ersten Stock, da war Lustigkeit genug. Mathilde ging geschäftig hin und her, da sie und die alte Frenz alle Hände voll zu tun hatten, die Gäste mit der üblichen Linzertorte und dem guten, alten Landwein zu versorgen. Da saßen oder standen Männer und Frauen, Mädchen und Kinder; die letzteren maskiert, so daß es ein buntes Durcheinander war. Der alte Lindenmaier, der Wirt, schäkerte mit einem niedlichen Bürgerstöchterlein, das sich in ein Gretchenkostüm gesteckt hatte und die gutgelaunten Neckereien des Alten mit vollwichtiger Münze zurückzahlte. Die Tochter eines vermöglichen Spezereihändlers, hatte sie selber auf den ‚schönen Paul‘ gespannt. Nun betrachtete sie während der Späße, die zwischen dem Alten und ihr hin und her gingen, ab und zu die Braut, die mit



Der Karlsplatz in München. Gemälde von Prof. Rudolf Schramm-Zittau.

dem Bräutigam auf dem Sofa saß und ihr junges Glück mit allerlei Zärtlichkeiten für den Bräutigam darzutun bemüht war. Bald fuhr sie ihm durchs reiche Haar, bald kraute sie ihm den braunen lockigen Vollbart, bald mußte er ihr die weiche, weiße, etwas gar zu speckig weiße Hand küssen. Die andere sah dem von der Seite zu und dachte: ‚Ei, was ist das für ein Getu's und Geschleck! Das wäre mein Fall nicht. Man sieht doch gleich, daß sie eine Überrheinerin ist. Nun, ich wünsch' ihm alles Glück! Daß er sich nur nicht die Finger verbrennt! Außer Land gefreit, hat schon manchen gereut.'

Das aber war gerade das Glück und der Stolz des ‚schönen Paul', daß er eine aus der Fremde hatte holen können. Er wollte auch hier höher hinaus. Er hatte die schöne Eugenie zum erstenmal in dem Hause eines Geschäftsfreundes gesehen bei einer jener Volksvergnügungen, die der Rheinpfälzer so sehr liebt. In dem Rahmen dieser lauten Volkslust erschien ihm die stolze Weingutsbesitzerstochter als die leibhafte Verkörperung aller Lebensfreude und Eleganz. Da war Chik und Schneid, ganz anders als bei den Töchtern der Heimat. Die neuesten Errungenschaften der Pariser Mode trug sie ungezwungen zur Schau, und sie paßten gut zu ihrem üppig-sinnlichen Wesen, dem schönen, etwas allzu weichlichen Gesicht und den großen, nicht gerade sehr inhaltsvollen, aber um so lebenslustigeren Augen. Auch Eugenie hatte Gefallen an dem stattlichen Mann, und mitten im Lärm und Trubel des Volksfestes fanden sich ihre Herzen zusammen. Als Paul am nächsten Tage, mit dem Geschäftsfreunde als Freiwerber, bei dem Vater der Erkorenen erschien, fand er keinen Widerstand. Pfälzisch Blut wallt schnell und kürt ohne große Bedenken. So war Paul also in eines Tages Frist ledig und verlobt. Und er war keineswegs der Mann, den Edelstein, den er da gewissermaßen auf der Straße gefunden hatte, auch genauer nachzuprüfen.

Das war nun freilich eine andere Verlobung, wie die Juttas mit dem Lehrer im Mondschein. Es war da nichts von Romantik, und alles ging glatt und eben seinen Weg. Beide wußten, daß neben der Liebe auch das Geschäft ein vorteilhaftes sei. So schien es wenigstens. Und in der Vereinigung dieser beiden Dinge beruht ja bekanntlich das Glück des menschlichen Daseins.

Und nun saß die Braut in ihrer Schönheit thronend und viel bewundert auf dem Sofa in der Wohnstube des Lindenmaierschen Hauses. Sie hatte sich für diesen Tag ihre turmartige Frisur besonders sorgfältig zurecht gemacht. Ein reicher Schildpattkamm, mit Bernstein verziert, ein Geschenk Pauls, zierte ihre Haare. In den Ohren trug sie große, tränentropfenartige Ohrgehänge aus Paris. Die enge Taille ließ die Üppigkeit ihres Busens und ihrer Hüften noch stärker hervortreten. Das schwarze Sammetkleid schmückte ein großes goldenes Medaillon. An den weißen Fingern trug sie prächtige Ringe. Ihre blauen Augen lachten von Befriedigung. So saß sie da wie eine Königin, die Tribut erheischt, und höchst seltsam war es, wie sie in dem modischen Putz zu der neuen Stube paßte. Als hätte die nur auf sie gewartet.

Die feierliche Verlobung sollte hier bei der Mutter und den Schwestern Pauls stattfinden. Daß es gerade an Fastnacht war, scherte die beiden nicht. Paul fand mit seinem breiten, behaglichen Lachen das sogar sehr gut. Auf dem Dürkheimer Wurstmarkt hatten sie sich gefunden. Zu Fastnacht verlobten sie sich. Zu Pfingsten würden sie heiraten. Verwünscht die sauertöpfischen Gesichter! Lustig gelebt! Selig gestorben! Arbeit und Freude! Das war sein Wahlspruch. Wer konnte etwas gegen ihn einwenden?

Der Gerberkarl stand mit dem Rücken gegen ein Fenster und trommelte mit der einen Hand nach seiner Gewohnheit leise auf der Scheibe. Er war schon wieder in Bankgeschäfte verwickelt und betrachtete die ‚reiche' Erbin mit den Blicken eines Korsaren, der eine Beute abschätzt.

Mathilde, die draußen in der Küche das reichliche Nachtessen, das Verlobungsessen, bereiten half, fragte die alte Frenz: „Gelt, sie ist eine Schöne! Und gebildet! Und Geld hat sie!"

Frenz antwortete nichts.

„Na, was bist Du so stumm wie eine Ofenbank? Sag' doch was!"

Frenz sah nicht auf von dem Lendenbraten, den sie spickte. Endlich brummte sie: „Mir gefallt sie nicht."

„Warum gefallt sie Dir nicht?"

„Weil sie mir halt nicht gefallt."

„Ach, Du . . ."

Und eifrig patschte Mathilde mit dem Klopfer auf die Koteletten, als wolle sie auf dem Fleisch auch den kleinsten Zweifel an der Unfehlbarkeit dieser Brautwahl zerklopfen.

Jutta, die blasse junge Frau, hatte sich eine Weile mit einer Freundin unterhalten. Darüber waren ihr Mann und der Schwiegervater bis zum Nachtessen ins ‚Kundentrinken' gegangen, und der Gerberkarl hatte sich ihnen angeschlossen. Die Brauerei vergrößerte sich immer mehr und machte den beiden Brauereien in der Stadt starke Konkurrenz.

Die Freundin, eben jene Kaufmannstochter, die gern Pauls Frau geworden wäre und der Jutta den Bruder viel lieber gegönnt hätte, auch die andern waren längst hinaus, dem Zug entgegen, der schon eine Stunde angekündigt war und noch immer nicht kommen wollte. Nun saß Jutta allein mit dem Brautpaar, das sich vor ihr noch weniger genierte wie vor den vielen andern. Sie saß und sah, und ihr wurde das Herz immer schwerer. Mit einemmal dachten die Verliebten, daß sie eigentlich doch nicht ganz allein seien. Jutta war aufgestanden und klinkte die Türe auf.

Da sprang Paul in die Höhe: „Wohin, Jutta?"

Und hastig fügte er hinzu: „Verzeih, so sind halt Brautleute!" Und etwas gezwungen lachend, meinte er: „Weißt es ja auch, wie es ist."

„Ich will jetzt zur Mutter!" sagte Jutta langsam.

„Ei, jetzt mach' doch so kein Gesicht! Die Mutter sitzt auch den ganzen Tag so da. Sie muß doch alles mit Tränen begießen, sei's Freud, sei's Leid! Da, sieh Dir meinen Schatz an! Das ist pfälzisch Blut! Kommt, Ihr Schwägerinnen, gebt Euch einen Kuß!"

Und er führte die beiden fast gewaltsam aneinander.

Aber Eugenien gefiel das kühle, traurige, vornehme Wesen der Schwägerin nicht. Und Jutta senkte die sanften, grauen Augen vor dem übermütigen Licht, das aus der Schwägerin Augen brach. Sie küßten sich. Aber in die Luft. Mit versagenden Lippen.

„So ist's recht!" rief Paul. „Kindlein, liebet einander! So steht es geschrieben. Hoch die schöne Pfalz! Hoch die Jugend! Hoch die Liebe! Leben und Lebenlassen! Komm, Frau Seifensiederin!"

Und er faßte sie um die Taille und walzte ausgelassen mit ihr herum.

Fastnacht.

Jutta ging langsam zur Mutter hinauf. Sie klopfte leise an und trat über die Schwelle. Die Mutter saß noch in der alten Stellung.

Jutta blieb einen Augenblick stehen. Die Mutter drehte sich um. Beide Frauen sahen sich eine Weile an, ohne daß sie Worte gefunden hätten.

Die Mutter wollte aufstehen. Aber Jutta ging ihr rasch entgegen.

„Mutterle, Du hast recht, daß Du hier oben bleibst! Es ist hier so still, und drunten war ein Hin und Her, daß einem der Kopf weh tut. Jetzt will ich mich ein wenig zu Dir setzen und mit Dir schwätzen. Weißt Du, wie wir oft Sonntag nachmittags gesessen sind — früher —"

„Ach, ja!" seufzte die Mutter.

Sie hob die welke Hand und streichelte den Kopf ihrer Tochter. Jutta hatte sich zu ihr herabgebeugt und küßte ihren Scheitel.

Die Mutter hatte manches zu sagen. Und doch war es ihr, als sei das Band ihrer Zunge niemals gelöst worden. Statt alledem, was sie sagen hatte wollen, sprach sie nur die Worte: „Du machst Dich arg rar, Jutta. Ist der Stephan so geizig mit dem Wagen? Nachher könntest Du auch die Bahn benützen."

Jutta hob den feinen Kopf und preßte ihn gegen die Scheiben.

„Ach, nein," sagte sie endlich. „Stephan ist immer gut und lieb. Das ist es nicht. Aber — weißt Du — wir

haben in diesem Winter viele Hochzeiten gehabt. Dann hat der Leseverein sein Kränzchen bei uns abgehalten. Dann der Kirchenchorverein. Dann die Harmonie und der Pfeifenklub. Und so hat eins dem andern die Hand gegeben. Und man hat kaum Zeit zum Nachdenken gehabt. Und das ist bei mir ja auch gut."

Die Mutter sann eine Weile. Dann sagte sie langsam: „Nun, das muß doch auch eine Freude sein, so einem Anwesen vorzustehen. Und zu sehen, wie es wächst und gedeiht. Und wie gut Du's doch hast! Was für ein feines Seidenkleid! Und die Brosche! Und wenn Ihr einmal noch weiter seid, dann machst Du mit dem Stephan schöne Reisen und siehst die Welt. Ach, die Welt! Ich habe sie nie gesehen. Ihr werdet's besser haben."

Alles, was die alte Frau da sagte, das sagte sie unsicher. Denn ihre im tiefsten Grunde ehrliche und feine Natur litt unsäglich unter jedem Anblick ihres Kindes. Es war eine furchtbare Tragik, die da in der Seele dieser alten Frau still und unerbittlich ihr Werk verrichtete. Ihr graute jetzt schon vor der Nacht, wenn Jutta gegangen wäre und sie wieder schlaflos liegen und ins Dunkel starren würde. Und immer die eine schwere Frage an ihrem Lager stehen würde: Warum hast Du Dein Kind verkauft?

Jutta wußte der Mutter nichts zu erwidern. Was auch hätte sie sagen sollen? Eine doppelte und dreifache Last drückte auf sie. Da war ihr Mann. Der Mann, den sie ohne Liebe geheiratet hatte. Er war so gut. So rücksichtsvoll. So feinfühlig. Nichts Rohes war an ihm. Sie sah ihn wochenlang warten auf einen höheren Schimmer ihrer Augen. Auf einen stärkeren Druck ihrer Lippen. Auf jene flammende Hingabe, die der Mann vom Weib erwarten darf. Und sie konnte, sie konnte ihm das nicht geben. Und er nahm, was sie ihm geben konnte. Auch das noch dankbar. Aber sie fühlte doch Tag für Tag auch in seinem Leben die Schatten merkbarer werden, die aus dem ihrigen hinüberwuchsen. Er zwang sich manchmal zum Fröhlichsein. Er warf sich in die Arbeit und schaffte beinahe zu viel. Sie sah es, und auf sie fiel der Vorwurf. Zum Glück war der Alte da. Der sah wohl, wie die Sache stand, und daß es mit dieser Söhnerin nicht leicht sein werde. Er sagte sich dann: Es ist eben eine Feine und Tüchtige, eine, wie man sie nicht alle Tage findet. Man muß so etwas verdienen. Warten und nicht drängen. Sie wird ihm ein Kind schenken, und alles wird anders sein. Und so sprach er auch einmal zum Sohn, als der eines Tages, in einem Anfall von Trübsinn, die Andeutung machte: sie werde sich nicht eingewöhnen können. Das Kind. Ja, das Kind! Der Messias für die paar Menschen, die sich da sorgten um die Zukunft und auf das Glück warteten, das alle so gerne einander geschenkt hätten, das sie in den Händen hatten und das sie dennoch einander nicht geben konnten. Und in diesen heimlichen, unausgesprochenen Sorgen war es für Jutta und Stephan ein wahrhaftes Glück, daß dieser prächtige alte Mann da war, der schon in seinem Wesen Trost, Beruhigung und Ermutigung gab, ohne erst viel darüber zu sprechen.

Das Kind! Ja, das Kind!

Hier begann für Jutta immer wieder eine neue Qual, als ob ein böser Geist die heimlichen Folterinstrumente ihrer Seele sinnreich in Bewegung setzen würde; war die Qual des einen abgestumpft, so begann die des andern. Vier Jahre waren sie jetzt verheiratet, und sie hatte ihrem Manne kein Kind schenken können. Das war ja doch wohl das sichtbare Zeichen des Himmels. Die Strafe für die Lüge, mit der sie in die Ehe eingetreten war. Gott versagte ihr das Kind. Damit sprach er ihr den Richterspruch. Weil sie ihrem Manne nicht aus voller Liebe gehörte, darum war er so. Wenn sich Gott nun nicht erbarmen würde? Wenn sie nie — nie — nie — Vor dieser Furcht blieb ihr zermartertes Denken stehen wie ein verängstigtes Kind vor einem dunkeln Gang voll geheimer, brütender Schrecken und wagte nicht, weiterzugehen.

Und nun war da die Mutter. O, Jutta wußte, warum sie die alte Frau mied.

Es war ihr zum Herzerbarmen, immer dieselben Fragen aus ihrem Gesicht zu lesen. Fragen, auf die sie keine Antwort

zu geben vermochte. Und jedesmal zu sehen, wie die Mutter älter, trostloser, beklommener wurde.

Schweigen war in dem Zimmer.

Die Frauen alle beide wußten, wie es um sie stand. Jede ganz genau von der andern. Aber keine wagte das Schweigen zu brechen. Sie fürchteten sich vor der Aussprache.

Draußen tuteten die Fastnachtsnarren. Man hörte den Lärm bis in die stille Stube.

Endlich fiel ein Wort in dies Schweigen, als ob ein wuchtiger Stein langsam in die Leere herabgelassen würde.

„Wenn ich ihm ein Kind schenken könnte! Dann hätte er wenigstens etwas!"

„Du mußt recht eifrig beten! Gott erhört Dich doch noch."

„Nein, um schlechte Sachen kann man nicht beten."

„Aber Jutta! Das ist doch keine schlechte Sache!"

„Wohl ist es eine schlechte Sache!" sagte Jutta beinahe hart. „Da ich ihn nicht liebe, wie kann ich ein Kind von ihm haben! Und wenn ich eines bekäme, so wär's doch nur eine lebendige Lüge."

„O, mein Gott! Herr, mein Gott! Nicht so, Kind! Sprich nicht so!"

Jutta preßte den heißen Kopf fester an die Scheiben.

„Verzeih, Mutter!" sprach sie langsam und aus einer unendlichen Qual heraus. „Es ist — ich hab' —"

Sie sprach nicht weiter.

In diesem Augenblick ward die Türe aufgerissen, und Mathilde in ihrer lebhaften Art stürmte herein.

Sie hatte kein Auge für geheime Dinge, die sich zuweilen ans Licht wagen und dann einen Augenblick schamhaft vor aller Augen liegen. Sie sah nichts weiter, als das Gewöhnliche. Die Mutter traurig und Jutta nachdenklich. Aber so war's doch immer gewesen.

„Mutter," sagte sie lebhaft, „ich glaube, der Braten langt nicht. Paul hat eben noch 's Bertschs und 's Holzhauers eingeladen. Jetzt, denk' ich, geh' ich schnell rüber zum Dominik und schau', ob er Bratwürste hat. Meinst Du nicht? — Oho! Was ist das? Hört einmal die Musik! Der Zug kommt!"

Sie war ans Fenster geeilt.

„Er kommt! Er kommt!" rief sie lebhaft.

In der Tat. Der Fastnachtszug nahte.

Man hatte sich etwas Besonderes ausgedacht: Der Prinz Karneval hatte den Schah von Persien eingeladen. Der kam, vom Prinzen Karneval mit seiner Garde eingeholt, samt seinem Gefolge von dem Bahnhofe her eingezogen. Das war eine gute Idee und gut durchgeführt. Das ganze Schauspiel war prächtig. Die Faschingsfreude erreichte ihren Höhepunkt, als Seine persische Majestät vom Balkon des Hotel Schwan eine Anrede an die Bevölkerung hielt und darauf der Schah und der Prinz Karneval miteinander in Sekt Brüderschaft tranken. Später gab es noch einen besonderen Spektakel, als man einen Verhafteten zu einem für diesen Zweck errichteten Gerüst schleppte und ihn wegen Beleidigung Seiner Majestät des Schahs von Persien und Ihrer Königlichen Hoheit Seiner Tollität des Prinzen Karneval förmlich hinrichtete, wobei statt Blut roter Wein aufspritzte und dann für jeden, der wollte, verabreicht wurde.

Es war Nacht geworden, und die ganze Stadt schien ein einziges großes Freudenlager zu sein. Man hatte die Lehre der vergangenen Zeit schon wieder vergessen. Eine bessere Geschäftslage war eingetreten. Da lebte man nun. Vom Rhein her war das Behagen am Karneval, das einige Jahre ziemlich geschlummert hatte, wieder belebt worden, und nun schwamm man im vollen Strome. Freilich, wenn man genauer zusah, merkte man mehr zutäppische Roheit als Vergnügen. Und darin unterschied sich diese Gegend doch von den Rheinländern oder den lustigen Pfälzern.

Über all dem Trubel, der im ersten Stock des Hauses Lindenmaier ein lebhaftes Echo fand, vergaß selbst Jutta für Augenblicke ihr Elend.

Wo alle Welt fröhlich und ausgelassen war, sollte sie allein wie ein dunkler Schatten dasitzen und andern die Lust stören? Sich und andern das Leben zur Qual machen? O, es war ja so kurz und so voller schmerzlicher Enttäuschungen. Sie dachte an ihren Mann. Er war es

wahrhaftig wert, glücklich zu sein. Warum sollte es nicht einmal eine Stunde in ihrem Leben, eine Stunde geben, eine Stunde nur, da sie den vollen Trank des Lebens trinken würden? —

Als die Mutter und Jutta sich anschickten, hinunterzugehen zum Verlobungsmahl, drückte sie der alten Frau im Dunkel des Zimmers die Hände und sagte verlegen und stockend, aber so, als ob sie sich selbst einen Ruck geben wollte: „Mutter, ich will mir ein Beispiel am Paul und an der Eugenie nehmen. Ich will mir jetzt einmal rechte Mühe geben und den Stephan so lieb haben, wie ich immer kann. Gelt! Es wird vielleicht doch besser! Ach, der arme, gute Mensch dauert mich so sehr! Du weißt nicht, wie gut er ist! Er verdiente so recht ein volles Glück, und ich gäb's ihm so gern — so gern!"

Da fühlte sie ihre Hand von der Mutter heraufgezogen und einen Kuß und heiße Tränen darauf, so daß sie erschrak und die Hand hastig zurückzog.

„Ja! Ja ..." stammelte die Mutter.

Die Tochter aber umschlang sie, und beide drückten sich innig, und ihre Tränen vermischten sich. Und es war eine dunkle Ahnung in ihnen, als sie unten das frohe Lärmen der Gäste hörten und die Speisendüfte des Verlobungsmahles zu ihnen heraufzogen, daß sie den Glücklichen da unten die Zeche bezahlen würden, heute und in alle Zukunft. Denn es scheint ein Gesetz in der Welt zu sein, daß es viele Unglückliche geben muß, um ein paar Glückliche zu machen. Und die wiederum empfinden es dann nicht einmal so recht, daß sie glücklich sind.

... Nie hatte Juttas feine, durchgeistigte Schönheit so geleuchtet wie an diesem Abend, da sie sich ihre Qual vom Herzen geweint hatte und fröhlich sein wollte. Wie eine blasse, schimmernde Blüte leuchtete sie über all den derben Blüten und Gewächsen, die da um sie herum waren. Ihre neue Schwägerin erstaunte. Sie meinte für sich: ‚Sie will mich ausstechen.' Und ein kleinlicher und törichter Haß gegen die so viel Feinere und Größere begann in ihr sich zu regen. Einstweilen aber ließ sie nichts davon merken.

Später wurde getanzt, und Jutta wollte, daß Stephan mit Eugenie tanze. Er tat es. Und Eugenie fand ihn sehr scharmant. Dann aber wollte Stephan, daß Jutta mit ihm tanze. Und sie lächelte ein wenig, nippte von dem goldig perlenden Champagner und sagte leise: „Ja, Stephan, wenn Du meinst, dann will ich auch mit Dir tanzen."

Und sie sah ihn an. Es war so etwas wie Abbitte und etwas wie ein heimliches, scheues und unsagbar süßes Versprechen darin.

Stephan erblaßte und ward dann feuerrot.

Dann drückte er ihre Hand so fest, daß sie schier geschrien hätte.

Und dann faßte er sie und tanzte mit ihr, bis ihnen der Atem ausging und Mathilde nicht mehr spielen wollte. Von da ab wollten alle mit Jutta tanzen. Es war, als ginge ein geheimes Feuer von ihr aus.

Die alte Mutter saß in ihrem Lehnstuhl, faltete die Hände und sah zu. Ihr war wohl und weh.

— Spät in der Nacht fuhren Jutta, Stephan und der alte Lindenmaier heim. Der Alte kutschierte. Und Jutta und Stephan saßen im Wagen zurückgebeugt. Sie wußte nicht, was mit ihr geschah. Sie fühlte nur, daß sie den Mann neben ihr für sein geduldiges Harren belohnen müsse. Sie wußte auch kaum, wohin sie fuhr und an welchen Stellen sie vorbeifuhr. Sie wollte nichts wissen. Es war ihr Pflicht, nichts zu wissen.

Als der alte Lindenmaier sie Arm in Arm die Treppe hinaufsteigen sah, lachte er still vor sich hin.

„Warten! Nur Warten!" murmelte er.

Ein neues Lied und ein altes Lied.

Es war vor der Ernte. Überall auf den Feldern sah man die Bauern schaffen. Hier standen sie auf den Äckern und „häufelten" die Kartoffeln: um die jungen Stauden errichteten sie kleine Erdwälle. Dort hackten sie die Rüben. In den Weinbergen banden sie die Stöcke auf und schnitten sie oben ab, damit sie nicht allzu hoch wüchsen. Der volle Sommer prangte über den Feldern. Und

es war eine Lust, jetzt da außen herumzuwandeln. Auch hatte die Natur, dieser Wechsel von Feldern, Bäumen, Hügeln, Weinbergen, von Tabakäckern und wogendem Korn, von Braun, Gelb, Grün und allen den Zwischenfarben etwas Beruhigendes, Lösendes, Vergessenmachendes.

Das empfanden auch die beiden Frauen, die da in inniger Umschlingung durch die Felder gingen. Hatte einstmals Jutta die Mutter gestützt, so wollte nun die Mutter ihre Tochter leiten und stützen und sie vor jedem Stoß und jedem Stein behüten. Denn nun galt es, ein Geschenk des Himmels zu wahren; ein Geschenk, das der Herbst als köstlichste Frucht bescheren sollte und dem die guten Menschen da außen in Weilheim entgegenzitterten in banger und in froher Erwartung.

Bang und froh war es Jutta zumute. Zuweilen kamen Tage der tiefsten Schwermut, da ihr das Leben nun erst recht voller Zweifel und Bekümmernisse war. Doch auch stillere Stunden kamen. Und heute war solch eine. Das heimliche Leben in ihrem Schoß und die segenspendende Natur rings umher sprachen zu stark und schön vom Leben, als daß sie nicht den Trübsinn auf Stunden hätte vergessen müssen.

Unter einen großen Apfelbaum setzten sie sich im Schatten auf einen Rain. Mäuse und Eidechsen raschelten zu ihren Füßen. Große braune und kleine blaue Falter flogen umher. Unablässig tönte das Gezirpe der Grillen. Im nächsten Kartoffelacker erschien eine Hase, stutzte und sprang so rasch an den Frauen vorbei, daß Jutta einen leichten Schrei ausstieß. Dann stieg eine Kette Rebhühner auf und schwand um den Hügel herum, an dessen Abhang die beiden saßen. Auf den Feldern hörte man die Leute rufen, und in der Ferne fielen unregelmäßig wechselnd Schüsse. Das Gebirg lag in blauweißen Schleiern. Die Hochebene mit ihrem Aussichtsturm war braungolden. Die ganze Natur war in ihre Sommerarbeit wie versunken und schien einem Weib zu gleichen, das auf das Reifen der Frucht in seinem Schoße acht hat und von süßester, tiefster Freude durchbebt ist.

Jutta, die sich wieder ganz als Kind fühlte, hatte einigen Löwenzahn-Flockenhäuptern das Lebenslicht ausgeblasen, und nun zog sie einen Grashalm durch die weißen Zähne. Die Mutter hatte die eine Hand der Tochter und hielt sie fest, als fürchte sie, irgend wer könne ihr sie nehmen. Sie schwiegen. Manche Menschen machen Glück und Erwartung schwatzhaft. Andere werden still und feierlich in sich gekehrt. So war es auch den beiden.

Endlich sagte die Mutter, gleichsam als wolle sie schamhaft das verhüllen, was ihr nun am meisten am Herzen lag: „Wäre ich doch nie in die Stadt gekommen! Wie schön ist alles, alles hier außen! Wie einem die Ruhe gut tut! Und wie viel schöner all die Arbeit ist, die man hier außen schafft. Auf meine alten Tage möcht' ich mir ein Haus hier irgendwo in den Feldern bauen. Und wenn einmal meine Enkelein springen können, dann müssen sie immer zu mir kommen. Ein paar Äpfel oder Birnen oder Zwetschen oder ein Eingemachtes wird dann immer da sein. Und abends holst Du die Kinder, und wir schwätzen eine Weile miteinander und freuen uns, daß der liebe Gott doch alles so gut gefügt hat. Gelt!"

„O Du Mutterle, gut's!" sagte Jutta lächelnd und streichelte ihre Wange mit der Mutterhand. „Da hat's noch gute Wege. Aber ja: ich bete immer zum Himmel, daß mein Kind es einmal recht gut bekommen soll. Dann will ich gerne alles gelitten haben."

„Ist Stephan jetzt nicht sehr froh?" fragte die Mutter. „Nun muß er doch sehr glücklich sein!"

„O doch, ja! Ja! Ja! Er ist sehr glücklich."

Auf Juttas reiner Stirne erschien einen Augenblick ein Schatten. Aber er verschwand wieder.

Die beiden Frauen saßen wieder eine Weile in sich versunken. Sie mußten sich erst daran gewöhnen, die Weise des Glückes zu lernen, und in dies neue, zukunftsfreudige Lied mischten sich noch so viele schwere, trübe, häßliche Klänge vom alten Liede.

So begann denn die Mutter, die so wenig leicht wie die Tochter ganz und hingegeben im Augenblick zu leben wußte,

von der Stadt und ihren Sorgen. Jutta war ja die einzige, der sie davon sprechen konnte.

„Ach, ich wollte, Eugenie wäre so wie Du! So lieb, so nur bedacht, mir wohlzutun! Aber sie ist keine Gute wie Du!"

„Ach, ich —"

„Ja, Du! Du! Du bist besser als wir alle!"

„Jetzt hör' auf, sonst werd' ich bös! Aber weißt Du: Eugenie ist halt ein ganz anderer Schlag."

„Warum hat der Paul nicht 's Kätchen genommen? Das wär' eine Frau für ihn gewesen! Aber die Eugenie — Jutta, ich fürchte immer: sie hat kein Herz! Verzeih' mir's Gott: ich muß es sagen! Sonst könnte sie mich nicht so auf die Seite drücken. Und Paul ist so von ihr eingewickelt, daß er gar nichts sieht und hört wie sie. Wenn sie sagen würde: der Mond ist viereckig — er würd' es auch glauben. Ach Gott, was sind die Männer so dumm, wenn's an das Kapitel geht! Dabei graust mir, wie sie das Geld fortbringt. Mit der Mitgift ist es gar nicht so weit her. Der Alte will nicht recht heraus damit. Er hat viele Liegenschaften. Aber wenig bares Geld. Paul sieht immer gleich den Himmel voll Baßgeigen. Sorgen will er sich keine machen. Rechnen versteht er gar nicht. Ja, du Himmel, wo soll das hin?"

„Aber das Geschäft geht doch so gut!"

„Wohl geht es gut. Aber jeder Brunnen ist auszuleeren. Da muß ein neues Klavier her. Neue Stühle werden angeschafft. Das grüne Ripssofa paßt nicht mehr zu den neuen Möbeln. Dann wird die Tapete heruntergerissen. Denn sie ist nicht mehr der Neuzeit entsprechend. Und dabei war die alte noch ganz gut. Noch jetzt blutet mir das Herz, wenn ich an das schöne Getäfer denke, das sie damals zu Brennholz zerhackt haben, das Getäfer, zwischen dem Vater und ich gelebt haben und Ihr groß geworden seid. Ich verwünsche diese Neuzeit! Und diese Kleider, diese Stoffe! Keine Generalin hat's besser. Die Seide muß aus Zürich kommen. Und Straußenfedern! Dabei bleibt sie bis zehn Uhr, elf Uhr im Bett. Es ist nicht zum sagen. Daß sie mir ein Zimmer genommen und ein Fremdenzimmer daraus gemacht haben, weißt Du ja schon. Ich bin gewiß nicht bösartig. Aber manchmal kommt sie mir wie eine dickbauchige Spinne vor, die ihr Netz überall hin webt, und ich hänge als ausgesogene dürre Mücke in so einem Winkelchen."

„Mutter!" sagte Jutta. Und sie mußte beinahe lachen über den Vergleich.

„Die Frenz treibt sie mir gewiß hinaus. Schon zweimal war sie mit Sack und Pack bei mir. Sie kann den Unschick nicht mehr sehen. Sie kann die junge Frau nicht mehr vertragen. Ich hab' dann zu ihr gesagt: ‚Ich muß es auch aushalten, und bis ich sterbe, wirst Du's noch tragen können.' ‚Ja, Seifensiederin, wegen Euch bleib' ich!' hat sie dann gesagt. Die Mathilde tut, wie wenn sie von allem nichts merkte. Es ist halt der Paul, und da hört bei ihr der Verstand auf. Und ich sage nichts. Was soll ich sagen?"

„Ja, Mutter," erwiderte Jutta, „da ist auch nicht viel zu sagen. Wenn ich ehrlich sein soll, so kann auch ich —"

Sie vollendete nicht.

„Und dann" — die Stimme der Mutter sank zum Flüstern herab — „ich hab' so Angst — o so Angst —!"

„Was ist denn?"

„Der Gerberkarl!"

„Nein! So schwach wird doch Paul —"

„Doch, es ist so. Und es ist an dem, daß — O mein Gott, gib, daß es nicht wahr ist. Daß ich eine dumme alte Frau bin, die alles zu schwarz sieht!"

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile. Dann sagte Jutta mit bebender Stimme: „So! Das ist doch nun der reine Geier!"

„Er fährt wieder jeden Samstag nach Frankfurt und spielt an der Börse, und Paul — spielt mit!"

„Mutter!"

„Still! Es kommt jemand!"

Die Schritte entfernten sich wieder. Und Jutta sprach mit heißen roten Wangen weiter.

„O das wäre schlecht vom Paul! Nach — allem — dem —"

„Wenn er nur einmal Mann werden wollte! Aber er bleibt für ewige Zeit ein großes Kind. Darum kann man ihm

auch nicht böse sein. Wohl aber denen, die ihn verlocken und mißbrauchen. Aber ich sehe nun nicht mehr zu. Eines schönen Tages sag' ich dem Gerbervetter die Meinung dünn und dick."

Die Mutter hielt wie in einer Erschöpfung inne. Dann fuhr sie fort: „Ehedem schien es schlecht zu sein. Jetzt ist die Gefahr noch größer. Was der eine übrig läßt, das frißt die andere auf. Sie hat ein gutes Kauwerk, die Eugenie. Kannst es glauben. Die zweie zusammen, sie und der Gerberkarl, sie werden es wieder so weit bringen, wie wir es schon einmal . . ."

Jutta erhob sich.

„Das darf nicht sein!" stieß sie heftig hervor.

Da die Mutter Juttas rote Wangen sah, nahm sie rasch ihre Hände, streichelte sie und sagte zärtlich: „Du armes Kind! Jetzt reg' ich Dich auf und denke gar nicht an Deinen Zustand! Ich dumme alte Frau. Komm! Wir gehn noch ein bißchen vor dem Essen. Aber ja nicht zu viel, daß es Dir nicht schadet. Wenn ich doch nur ganz bei Dir da außen leben und in Deinem Glück alles von der Stadt vergessen könnte! Aber wenn ich da drinnen weg bin, wie möchte es dann erst gehen! Nein, nun wollen wir aber nur noch an Dich und an Dein Glück denken."

Dennoch gingen die beiden Frauen in Sinnen weiter. Jeder war das Herz wieder schwer. Jutta schien über einem Entschluß zu brüten. Und es bedurfte des alten Laubwirts ganzer Lustigkeit, um sie aufzuheitern.

Schwarze Tage.

Jutta saß um Wochen später oben im Erkerzimmer zwischen den blühenden Geranien und Fuchsien. In den feingebauten Händen hielt sie ein Stück schimmernde, selbstgesponnene und erst vor kurzem gebleichte Leinewand. Sie nähte aber nicht an dem kleinen Hemdlein. Sie saß in den Stuhl zurückgesunken. Sah in Sinnen verloren von dem erhöhten Sitz auf dem Fensterbrett ins Städtchen hinab. Auf den alten Brunnen, an dem flügelschlagend eine Schar Tauben saß und hin- und herflog. Die Hauptstraße entlang, die nach der Stadt führte. Dort war das Schulhaus. Sie ließ das Hemdchen kraftlos aus den Händen gleiten und seufzte aus einer Tiefe heraus, die sie allen, aber auch allen, selbst der Mutter, verbarg.

Vergessen können! O vergessen können! Einmal einen Vergessenstrank nehmen und dann wochenlang schlafen, und wenn man aufwacht, ist nur die volle, runde Gegenwart und nichts mehr vom Gespenst der Vergangenheit.

Sie lächelte bitter.

Konnte sie sich das Herz ausreißen und ein neues einsetzen, ein anderes, so wie sie es brauchte? Oder ein anderes Hirn? In ihr wühlten Gedanken.

Doppelten Verrat hatte sie in jener Nacht geübt. Verrat an ihrem Manne. Verrat an jenem andern. Und Verrat, schmählichen Verrat an ihrem eigenen Selbst. An ihrer reinen, stolzen, jungfräulichen Seele. Wie ein zerschmetternder Blitz kam diese Erkenntnis über sie. Dies war nichts als ein wesenloses Phantom. Ein krankhafter Wahn. Erzeugt in einer überehrlichen und skrupulösen Seele. Sie scheuchte den Gedanken auch fort. Aber er kam wieder und wieder. Er machte sich mit breiter Häßlichkeit bei ihr heimisch. Und hatte sie ihn auf Tage wieder vergessen, mit einemmal, wie von einer boshaften Hand vor sie hingestellt, stand er wieder da!

Aus den dunkelsten Kellerräumen ihrer Seele flogen die bösen Gedanken wie aufgescheuchte Fledermäuse hervor. Es ward Nacht vor ihren Augen. Schwarze, entsetzensschwere Nacht.

Sie dachte an Paul, um den sie das Opfer ihrer Liebe, ihres Leibes und ihrer Seele gebracht hatte. Der die Schuld daran hatte, daß alles so gekommen war. Und was hatte es gefruchtet? Nichts! Sie hatte sich vor die Räder geworfen. Aber sie hatte den Wagen nicht aufhalten können. Er wollte und sollte nun einmal dem Abgrund zu. Und es schien, als ob alles hülfe, ihn weiterzuschieben in der fatalen Bahn. Warum hatte Paul auch gerade diese Frau heiraten müssen. Diese Frau!

Sie sah sie wieder vor sich, so wie sie vor zwei Tagen sie gesehen hatte. Es war Sonntag, und Paul und Eugenie



Von der Oktoberwiese zu München. Gemälde von Prof. Rudolf Schramm-Zittau.

waren nach Weilheim herübergekommen, um von des Laubwirts guten gebackenen Fischen zu essen. Champagner mußte auch herbei. Abends hatte Jutta, voll innerlicher Empörung, die beiden an die Bahn gebracht. Und auf diesem Weg hatte sie dem Bruder und der neuen Schwägerin ihre Meinung klipp und klar gesagt. Paul hatte die Sache zuerst scherzhaft zu nehmen versucht. Aber Eugenie war losgebrochen. Ihr ganzer Charakter enthüllte sich: die keifende, herrschsüchtige, brutale Pfälzerin. Und Paul war als jämmerlicher Strohmann nebenher gelaufen. Nun, Jutta hatte getan, was sie mußte. Aber der Ekel und die Verachtung hatten sie fast erstickt, als sie von der Bahn heimgegangen war.

Darum also! Darum also —

Sie konnte nicht mehr helfen. Ein zweites Mal konnte sie sich ja nicht zum Opfer bringen.

Sie lachte bitter.

So wie Eugenie, so mußte man sein. Die paßte fürs Leben. Die hätte sich gewiß keine Skrupel gemacht wie sie. Diese törichten Skrupel über Unterströmungen ihrer Seele, denen zu gebieten außer ihrer Macht lag. Denn was war im Grunde natürlicher, als daß sie noch an den andern Mann dachte? Daß sie ihn nicht vergessen konnte? Daß die Erinnerung an ihn sich in alles mischte, was ihr widerfuhr? Konnte man denn eine Seele, zumal eine Frauenseele, umstülpen wie einen Handschuh? Und doch, wie furchtbar marterten sie diese Gedanken! Aber es ist so bestimmt, daß die Reinsten, Besten sich am meisten quälen müssen. Der Leichtfertige, Kaltblütige, Gleichgültige geht mitten durch den Sumpf. Er putzt sich die Schuhe ab, und alles ist gut. Der Reine bringt ein Fleckchen am Gewand mit heim. Und den Flecken vermag er nicht mehr aus seinem Leben zu tilgen.

In ihrer Not war sie zum Vetter Gerhard gegangen, der auf einige Wochen von seinen Missionsreisen im väterlichen Hause Rast hielt. Sie glaubte Trost und Hilfe zu finden. Aber sie erfuhr nichts, als daß dies ‚Anfechtungen des bösen Geistes' seien und daß sie eben fleißig beten müsse. Auch er wolle sie in sein Gebet einschließen. Da werde gewiß alles gut werden.

Man gab ihr also Steine statt Brot.

Als sie den jungen Geistlichen mit seinem ehernem Gesicht da vor sich hatte stehen sehen, so erhaben über ihr bißchen Erdenweh, an dem sie doch langsam aber sicher zugrunde ging, da hatte sie ein flammender Zorn überkommen. Sie hatte die Fäuste geballt.

„Ihr alle habt mich zur Lüge verleitet. Und Du hast sie gesegnet. Und jetzt lasset Ihr mich im Stich."

So hatte sie ihm zugerufen und war gegangen.

Ungelöst in den Zwang ihrer immer furchtbarer lastenden Seelenqual.

Und hinter allem diesem Gefühls- und Gedankenchaos wogte noch etwas, das sie mit unbestimmter Angst erfüllte. Sie wußte nicht, was es war. Aber es war da — und wenn es ans Licht trat — —?

Sie schüttelte sich.

Nein! Nein! Die finstern Gewalten durften nicht Herr über sie werden. Sie wollte nur an ihr Kind, an das Glück denken, das sie ihrem Manne schenken würde!

Sie hörte unten seine Stimme. Die gute, treue Stimme!

Der Arme! Er begriff nicht, warum sie nie wieder so sein konnte wie damals. Er wußte ja nicht — er ahnte ja nicht einmal. — Mit einer Geißel hätte er sie sonst hinausgetrieben!

Ja, wenn sie den Mut gehabt hätte, ihm alles, alles zu sagen!

Ihm! Der vor allen andern Menschen das Recht hatte, ihre Beichte zu hören.

Aber das vermochte sie nicht.

Nein, sie sah keinen Ausweg mehr.

O was hatte das Leben aus ihr gemacht! Dieses gleichgültige, grausame, unerbittliche Leben.

Und sie stand auf. Sie ließ die Leinwand fallen. Sie rang die Hände zum Himmel.

„Hilf! Hilf! Ich verzweifle!"

Aber alles blieb stumm.

Ein Wiedersehen.

Näher und näher rückte der Tag der Geburt. Und mit diesem Näher- und Näherrücken ward auch Jutta stiller.

Vielleicht ward das Kind doch eine Erlösung. Dann, wenn sie es in Armen halten würde, dann — ja dann würde alles, alles gut sein! O Himmelstrost! Dann sah sie in ein Paar Augen, in denen sie alles vergaß. Ihres Mannes Augen mußte es haben. Und dann wollte sie hineinschauen, bis alles andere verdunkelt und erloschen war. Bis sie im Kinde den Mann und den Mann im Kind sah und alles eine große, reine, ganze Freude war. Stephan fand sie nie so lieb und so voll einer stillen, rührenden Freundlichkeit. Manchmal, wenn er ihr nachsah, wie sie mit ihrer holden Last durch das Haus oder über den Hof ging, ward ihm feierlich zumute. Der alte Laubwirt sägte und schnitzelte schon seit Wochen an einer Wiege für das Enkelkind. Er lachte heimlich in sich hinein, wenn er daran dachte. Es schienen unsichtbare Engel über dem Haus zu schweben.

Eines Tages Ende September — es war schon recht viel Herbst überall — saß Jutta mit einer Handarbeit vor dem Garten oben bei den Hopfenfeldern, wo der Weg hinten am Städtchen vorbeiführte. Sie strickte an einem weißen Wolljäckchen und lächelte zuweilen auf ihre Arbeit herab. Etwas müde. Aber doch so zufrieden. So zufrieden. Sie war so still wie dieser milde, gute Herbsttag voller Sonne und voller Früchte. Nun nur noch eine kurze Zeit und alles würde gut werden.

Da hörte sie Schritte. Sie schrak auf. Vor ihr stand Schwörer, der Hauptlehrer.

Sie griff sich ans Herz und wurde blaß. Aufschreien hätte sie mögen. Aber sie stand wie in einer Lähmung. Sie starrte ihn nur an wie ein Gespenst.

Der Mann da vor ihr war auch erblaßt. Er hatte ein letztes Mal vor seiner Abreise in fernes Land hier vorbeigehen, Jutta vielleicht von ferne sehen und die Erinnerung mitnehmen wollen in die Ferne wie ein schmerzlich behütetes Kleinod. Zu Fuß war er den ganzen Schwarzwald heruntergewandert, und heute wollte er der Stadt zu, um von da nach Antwerpen und Südafrika zu fahren. Dort brauchte man tüchtige Lehrer. Und dort wollte er das gute Kräutlein ‚Vergessen‘ suchen. Denn vergessen hatte er die stille, schöne Jutta nicht können. Und nun stand sie mit einem Male vor ihm und trug ein Kind in ihrem Schoß. Und so still und blaß, aber noch schöner denn je war sie.

Endlich fand er die Kraft, ein paar Worte zu sagen.

Er sagte also langsam und mit schwerer Zunge: „Ich gehe jetzt weit, weit fort. In ein fremdes Land. Ich will da draußen recht arbeiten. Das ist gut für mich. Hier ist mir auch alles zu eng. Da draußen ist eine große Wirksamkeit. Da dacht' ich mir — da dacht' ich mir: ich will noch einmal hier vorbeigehn. Ich wollte noch einmal das alles ansehen. Ich wollte mir das Bild vom Ganzen mitnehmen. Das ist es.“

Er sah sie an. Sie starrte ihm noch immer wie entgeistert ins Gesicht.

Da trat er einen Schritt näher und sagte mit weicher Stimme: „Ja, Jutta, und jetzt will ich eben weitergehen. Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Und dann will ich weiterwandern. In die große Welt. Aber ich will doch bis an mein Lebensende an Sie denken und von ganzem Herzen wünschen, daß es Ihnen recht wohl ergehe. Adieu, Jutta! Wollen Sie mir Ihre Hand nicht geben?“

Sie reichte ihm die Hand. Sie wußte nicht, daß sie es tat. Sie sah ihn immer mit den gleichen starren Blicken an. Er war älter geworden und sein Haar lichtete sich.

Er drückte ihre kalte, erstarrte Hand. Dann sagte er noch einmal: „Lebwohl, Jutta!“

Und dann ging er, ohne sich nur noch einmal umzusehen, langsam fort. Im Gehen wischte er sich aber die Stirne. Und einmal blieb er stehen. Dann ging er wieder weiter. Und endlich entschwand er ihren Blicken.

Da ging es wie ein Krampf durch ihren Körper.

Sie warf das Jäckchen weg.

Sie wollte fort.

Irgendwohin. Entfliehen vor dem gräßlichen Wahngedanken, der schon so lange in ihr gebrütet und in diesem Augenblick lebendig sich vor ihr aufgerichtet hatte. Sie hätte dem, der da fortging, nach-

schreien mögen: ‚Bleib doch da! Es ist ja Dein Kind, das ich im Schoß trage!‘

Sie ging ein paar Schritte. Sie blieb stehn. Sie rang die Hände. Sie fühlte: es war da. Das Schicksal war vorbeigegangen und hatte sie gezeichnet. Und ihr Liebstes mußte ihr Schicksal sein!

Jetzt wußte sie es in seiner ganzen Häßlichkeit: Das Kind würde seine Züge tragen!

Wer hätte dem armen Weibe den Wahn ausreden können!

Endlich ging sie, halb von Sinnen, den Garten hinunter. Hastig. Unachtsam. Stolpernd. Alles wankte, schwankte, tanzte mit ihr. Im Hofe strauchelte sie. Und fiel.

Die Köchin sah vom Küchenfenster aus, wo sie gerade Fische putzte, die Frau fallen. Sie tat einen Schrei. Sie sprang hinaus. Der alte Laubwirt hörte den Schrei und eilte aus der Einschenke herbei, wo er eben aus einem großen, blauen Krug Wein in ein Schoppenglas schenkte. Stephan zu allem Elend war fort; über Land; und kam erst abends heim.

Da lag die Söhnerin, blaß, schwer atmend, bewußtlos.

„O Du armes, gutes, liebes Kind!“ stammelte der alte Mann. „Was ist denn an Dich gekommen? O Du Gott, sie gibt keinen Laut von sich. Schnell eine zum Doktor! Und Du, Mariann, die Wärmflasch' ins Bett! Wenn's nur dem armen Kind nicht schadet!“

In diesem Augenblick stieg dem alten Mann eine Ahnung auf, daß das Geschöpf da vor ihm, das er so schwer und leblos in Armen hielt, schlimm, ja unsagbar gelitten haben mußte. Und während ihm die Tränen in den weißen Bart flossen, sagte er, dieweil er sie hinauf in das Schlafzimmer trug: „Stirb mir nicht, Jutta! Stirb uns nicht! Wir wollen Dich auf Händen tragen! Aber stirb uns nicht!“

Er bettelte wie ein Kind und küßte die Leblose.

Man entkleidete sie, legte sie zu Bette, deckte sie mit gewärmten Tüchern zu. Sie fror. Ihre Zähne klapperten aufeinander. Einmal schlug sie die Augen auf. Sie sah den alten Mann über sich. Sie schauderte. Und ihre Lippen flüsterten immer wieder etwas, das der alte Mann nicht verstand, so viel er sich auch Mühe gab. Sie flüsterten: „Ich will kein Kind vom Stephan!“

Leb wohl, Jutta!

Der da in neuerwachten und neugekräftigten Schmerzen draußen auf der Landstraße der Stadt entgegenschritt, hielt einen Augenblick aufgeschreckt inne, als ein Wagen, der in rasender Eile zur Stadt fuhr, ihn fast überfahren hätte. Es war der Wagen, der die alte Mutter holen sollte. Denn der Arzt hatte nach kurzer Untersuchung die bedenkliche Vermutung ausgesprochen: es könne eine vorzeitige Geburt werden.

Ja, der da ging, wußte nicht, was es bedeuten sollte, dieses ‚Leb wohl, Jutta!‘ Bald würde er weit, weit sein im fernen Land, und er durfte dann wohl das Schicksal bitten, daß er gar, gar nichts mehr von der Heimat hören möge.

Die Mutter kam im tiefsten Schrecken. Sie saß am Bette der noch immer Bewußtlosen. Gegen Abend trat in Eile und Bestürzung Stephan ein. Mit aller Mühe hatte ihn die schlimme Botschaft endlich erreicht, und er hatte den Gaul laufen lassen, daß er dampfte. Wie erschrak er! Die Mutter schwieg. Ihr war, als tropfe jede Minute flüssiges Feuer in ihr Herz, in ihr Hirn. Stephan saß auf dem Bettrand und streichelte die kalte, zuckende Hand. Sie zu küssen, wagte er nicht. Der Laubwirt steckte von Zeit zu Zeit den alten bekümmerten Kopf herein. So ging es weiter in furchtbarem Bangen. Unten saß die Hebamme und erging sich in allerlei Vermutungen. Und die oben zerbrachen sich den Kopf und wußten nichts.

Gegen Mitternacht wachte Jutta mit einer zuckenden Bewegung und einem gellen Schrei auf. Die Wehen kamen mit einer ungeahnten Heftigkeit. Sie schüttelten sie wie der Sturm eine schwache Birke. Sie setzte sich auf, von der Mutter unterstützt, und sah sie mit Augen an, die sie baten wie die eines gehetzten Tieres. Der Arzt kam und beruhigte die Mutter. Nur wollte er doch lieber dableiben. Er hatte am Puls so ein seltsames, ihm wohlbekanntes Schleichen verspürt. Wie

ein dünner Faden war er. So leicht abgerissen. Er ließ ihr Champagner geben. Sie kostete ein wenig. Dann schien ihr jählings irgendeine Erinnerung zurückzukehren. Mit Abscheu stieß sie das Glas fort. Der Arzt ging wieder, um Kampher zu holen, da Juttas Gesicht mit jeder Wehe seltsamer wurde. Gegen drei Uhr richtete sie sich mit einer wilden Bewegung auf. Ein neuer Schrei, der den im Hause Wachenden das Blut erstarren machte.

Das Kind war — tot.

Es war tot, und kein Hilfe fruchtete auch nur das geringste. Stephan ging hinunter, und an die Mauer des Hauses gelehnt, weinte er bitterlich. Da kam der Vater und holte ihn hinauf.

Jutta hatte das Kind sehen wollen. Und da man Ausflüchte machte: es müsse jetzt schlafen — sie bekomme es nachher — und dergleichen — sah sie die alte Mutter mit hellen, festen, durchdringenden Augen an und sagte mit klarer, ruhiger Stimme: „Ich weiß: mein Kind ist tot! Macht mir nichts vor! Bringt mir's nur her. Ich will es doch sehen."

Der Arzt winkte. Und man brachte ihr das Kind.

Sie nahm es und sah es mit den halb erlöschenden Augen lange an. Sie suchte in seinen Zügen. Sie befühlte mit den tastenden, unruhigen Fingern seine Haut und das flaumige Haar. Endlich sank sie zurück. Dann zog sie die Mutter heftig zu sich her und flüsterte: „Es ist besser so, Mutter! Es ist besser so!"

Und dabei lächelte sie.

Und dann verfiel sie in neue Bewußtlosigkeit. Sie phantasierte, und zuletzt sagte sie mit sterbender Zunge: „Arm's Mutterle! Arm's Mutterle!"

Und dies wiederholte sie, bis sie starb. Dies geschah an dem sonnigsten Herbsttagmorgen voller Schönheit und reifender Früchte.

— — — — — — — — — —

Die da gestorben sind, o, sie sind glücklich! Die aber weiterleben müssen, wehe ihnen!

Auch die alte Mutter mußte und konnte es. Sie war aus stärkerem Holze als der Trieb, den die Tochter in sich trug.

Sie lebte.

Sie lebte den lebendigen Tod.

Die Leute, die sie zuweilen sahen — denn sie zeigte sich nur noch, wenn sie Gräber besuchte — meinten: sie sei ja schon gestorben. Und sie sahen die alte Frau scheu an und grüßten sie tief.

Endlich starb sie wirklich den schweren Tod. Mitten im Zusammenbruch des Hauses.

Lucian.

Er kleidet sich in Purpurwellen,
Die Locken trägt er künstlergleich,
Die Finger güldner Ringe reich,
Das Haupt geziert mit Immortellen —
Er ist das Opfer für dies Jahr.

Ihn grüßen weiche Mädchenlippen,
Ihm lacht im Krug Campanierwein,
In alle Gärten tritt er ein
Und darf von allen Früchten nippen,
Weil ihn das Los des Opfers traf.

Am Abend rauschen Zithertöne
Ihm Liebesschauer ins Geblüt,
Daß aus den dunklen Augen sprüht
Die heiße Gier nach Frauenschöne —
Noch ist der Tag des Opfers fern.

Er winkt, und jeder will ihm dienen
Und eilt mit hurt'gem Sprung herbei:
Habt ihr Begehr nach Schmauserei?
Theater? Zirkus? Mandolinen?
Gebiete, denn noch bist Du Herr!

So darf er königlich regieren,
Als sei die Stadt sein Eigentum,
Denn das ist Tervazinas Ruhm:
Lucian wie keinem zu quittieren,
Daß er für sie sich opfern soll.

Das Jahr ist um, und stolz im Bügel
Auf glänzend schwarzem Berberroß
Nach kurzem Gruß an all den Troß
Sprengt er davon, als hätt' er Flügel —
Denn ach! des Opfers Stunde ruft.

Das Pferd sich bäumt am Felsenriffe,
Tief drunten heult des Meeres Bucht —
Er aber spornt das Tier mit Wucht
Und reißt den Kopf mit hartem Griffe,
Und in die Tiefe geht der Sturz.

Sein Haupt zerschellt am roten Kiesel,
Die Woge schäumt in wildem Glanz
Und reißt ihm ab den Lorbeerkranz
Und wäscht hinweg das Blutgeriesel
Und bettet all das eitle Glück.

Hermann Kleinschmidt.

Die Fremdengroßstadt. Von Willy Rath.

Münchener Glossen.



Fremdengroßstadt? — Sehr begreiflich, daß man das Wort zunächst ein bißchen verwundert wiederholt; die Fremdengroßstadt ist eben eine neue Errungenschaft unserer Kultur, und zwar der interessantesten eine.

Amtlich, politisch, geographisch kennt man ja überhaupt keine „Fremdenstädte“, geschweige denn Fremdengroßstädte. In Wirklichkeit gibt es seit grauen Vorzeiten genug der Städte oder doch der Städtchen, die sich vornehmlich mit Fremden befassen. Sie pflegen sich Kurorte, auch wohl Musenstädte, Residenzen, Wallfahrtsorte zu nennen. Unsrer Zeit des selbst durch Fahrkartensteuern nicht erheblich zu hemmenden Verkehrs blieb die Fremdengroßstadt vorbehalten.

Man könnte dabei an Berlin denken, das gewiß jahraus jahrein so viele Fremde sieht wie irgendeine andere Stadt im Reich. Aber die Straßen-, Geschäfts- und Hotel-Eindrücke zwischen Weidendamm und Leipzigerstraße reichen doch nicht aus, die ganze Millionenstadt, die Kaiser- und Reichstagsstadt, den Vorort des gesamten nationalen Lebens etwa erschöpfend zu kennzeichnen.

Wir wüßten anderseits eine glänzende Kaiserstadt an der blauen Donau und eine recht schöne Kunststadt am Rhein, die sehr gern dem Begriff der Fremdengroßstadt näher und näher kommen möchten. Wenn diese oder andere hoffnungsvolle Gemeinwesen ein Vorbild, ein wohlgelungenes Exemplar besagten Stadttypus suchen sollten, so brauchten sie bloß nach dem mittleren Isarlauf zu schauen. Denn München ist in unserem Sinne die reinste, wenn nicht die einzige Fremdengroßstadt, die heute im deutschen Sprachgebiet lebt.

Freilich, mit der Vorbildlichkeit ist's nicht so einfach. Beim Zauber der Münchnerstadt spielt ein Geheimnis mit, das — im wohlbeachteten Interesse der Spannung — erst zum Schluß dieser Betrachtungen enthüllt wird. Aber zum mindesten läßt sich an Münchens Beispiel unterhaltsam studieren, wie eine solche Großstadt beschaffen sein kann, die das Lieblingsziel von vielen Tausenden bildet. Woraus für einen weisen Sinn, unter Hinzutun verschiedener Körnchen eigenen Salzes, immer einiges über die notwendige Beschaffenheit zu lernen sein wird.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn der Frühling noch nicht auf die königlich bayerischen Berge steigt, sondern kaum erst im Münchner Hofgarten seine bunten Künste zeigt, wenn die Studenten den Winterfleiß satt haben und die Monumentalbrunnen ihr hölzernes Schutzgewand abwerfen, wenn die Hofgärtnerei mit ihren Schätzen an Palmen und blühenden Ziersträuchern die Kirchen zum Osterfeste fürstlich schmücken hilft, dann ziehen die Fremden bereits scharenweise herein. Zumeist sind's Touristen im harmlos-reizlosen Jägerwollen- oder Lodengewand, zu Familien- und Vereinsgruppen mehr in Gemütlichkeit als in klassischer Schöne verbunden.

Dem Kalenderjahre nach sind sie schon nicht mehr die ersten Besucher. Vorher noch zog der Münchener Fasching nicht wenige der Glücklichen an, die ganz nach Laune jeden Tag ihre besondere Reisezeit inaugurieren dürfen; der mächtig emporgeblühte Wintersport in den bayrischen Bergen kommt auch der Hauptstadt zugut; und auf der Fahrt vom hohen Norden zum „ewig sonnigen Süden“ versäumen die Lebenskünstler nicht, in der süddeutschen Metropole eine Weile Halt zu machen. Aber die Ostergäste machen sich in der Öffentlichkeit mehr denn die Wintergäste als Fremde bemerkbar. So eröffnen sie alljährlich die Fremdenzeit, die dann bis an den Winter und schließlich wieder bis gegen die nächste Osterzeit währt.

Den ersten Touristen folgen in ununterbrochen wachsendem Zuzug weitere, die den Urlaub ganz auf München und seine Umgebung verwenden. Dazwischen erscheinen die vom Welschland Heimkehrenden, ferner die Tausende neuer Studenten und Künstler, darunter viel Norddeutsche und Ausländer. Der Hochsommer, der in anderen Städten das Leben austrocknet wie ein seichtes Bächlein, führt dem vielgeliebten München die stärksten Fluten des belebenden Fremdenverkehrs zu, hauptsächlich in zwei Strömen. Den einen bilden die überaus anspruchslosen Alpenbekletterer, den andern die überaus anspruchsvollen Luxusreisenden, vorzüglich berlinischer und amerikanischer, doch auch englischer, rheinischer, französischer, hanseatischer, russischer Herkunft.

Das Oberlandler-G'wand nebst voller alpiner Ausrüstung beherrscht in diesen heißen Monaten das Straßenbild. Viele der freundlichen Besucher, die da in „kurzer Wichs“, mit Nagelschuhen, entblößten Knien, imitierten Lederhosen, Wollhemd, Federhütl und gewaltigem Bergstock die Straßen durchstampfen, sind sicher überzeugt, höchst ortsüblich aufzutreten. Sie ahnen nicht, daß die Gleichkostümierten, die ihnen überall begegnen, ebenfalls lauter Landfremde sind. Außerhalb scheint es ja noch immer ungenügend bekannt, daß die Münchener — so ziemlich mit alleiniger Ausnahme der grünbehuteten und lodenbemantelten Straßenbahnweichenstellerinnen — sich im Stadtbereich mit der

allgemeinen mitteleuropäischen Städtertracht begnügen.

Bei den Luxusreisenden ist das vornehmste Kennzeichen das Prachtautomobil mit zahllosen HP. und einer Menge von Riesenkoffern, die sämtlich mit Adreßzetteln erster Hotels von Cannes bis Konstantinopel, von Chicago bis Bayreuth derart überklebt sein müssen, daß das köstliche hellbraune Leder nur noch durch den Geruchssinn zu erkennen ist.

Natürlich gibt es auch Zwischenstufen. Einen vortrefflichen Mittelschlag kann man als Kurfremde bezeichnen. Er besteht erfreulicherweise durchschnittlich aus kerngesunden Leuten, die höchstens ein bißchen an zeitweiliger Nervosität leiden und durchweg nur Erholung von chronischer Alltagsöde suchen. Man trifft sie übrigens in München zu jeder Jahreszeit; ihr Aufenthalt ist gewöhnlich auf fünf bis fünfzehn Tage berechnet, wird aber oft aufs Zwei- bis Fünffache der programmäßigen Frist verlängert. Doch soll es auch vorkommen — zumal im regenreichen Frühsommer, der nach Heines oft bestätigtem Wort ein grünangestrichener Winter ist — daß ein Münchener Besuch vorzeitig abgebrochen wird, unter wilden Verwünschungen des Klimas, des eiskalten Biers und der Speisekarten. Monachia ist halt unberechenbar, wie so viele Schönen — und wie die Fremden auch.

Einen Fremdenstrom für sich, einen sehr starken, bilden die Landbewohner der weiteren Umgebung, die namentlich während der zwei Oktoberfestwochen in Massen das Stadtgebiet überziehen, als wollten sie mit ihren echten schmucken Trachten uns städtische Grauröcke gründlich beschämen. Und die allerbesten Fremden schließlich sind die, die gemeiniglich nicht gezählt werden und doch die Anziehungskraft der Fremdengroßstadt am nachdrücklichsten erweisen: die zahlreichen, immer zahlreicher werdenden Zuzügler aus dem preußischen „Ausland“ und aus noch weiterer Ferne, die sich die bayerische Haupt- und Residenzstadt zum dauernden Wohnsitz erwählen.

Darunter sind viele Pensionäre, Rentner und Großkapitalisten, denen die ganze Welt offen stünde, sowie Künstler jeglicher Art nebst anderen tätigen Leuten, die zum Teil das Opfer vermehrter Mühe oder verminderten Einkommens bringen, nur um in München hausen zu dürfen. In den eleganten neueren Vierteln hört man mehr das geschwinde Hochdeutsch nach der nördlichen Art, als die rauh-gemütliche, langsame und gedeckte Sprache der Eingeborenen. Japaner, mühsam akklimatisierte Sarmaten und Spagnolen gehören wenigstens in den Nordteilen zu den alltäglichen Erscheinungen. Italiener, Magyaren und andere interessante Völkerstämme bilden große Kolonien in der duldsamen Stadt.

⌘ ⌘ ⌘

So sahen wir ungefähr, was für Fremde es in München gibt. Sehen wir nun, was es in München denn für die Fremden gibt! Zweierlei Reize offenbar: solche, die gar nicht für die Fremden berechnet wurden, und andere, die eigens für sie hergestellt wurden oder werden.

Die ersten sind wahrhaftig nicht die schwächsten. Vor allem die Lage: München ist die südlichste Großstadt des Reiches, Station der großen Reiselinien von West nach Ost und von Nord nach Süd, Vorhof der bayerischen und österreichischen Alpen und Italiens, ein natürlicher Anziehungshauptpunkt auch für die Besucher Bayreuths und Nürnbergs. Außer dieser günstigen Anlage hat die Geschichte unbewußt noch manches für die Vorbereitung der Fremdenbezauberung getan. Die meisten genießen das nur im Gesamtergebnis: als anheimelnde Tradition eines uralten Gemeinwesens mit einem behäbigen Bürgertum, mit vielerlei Leistungen in den Künsten und mit ehrwürdigen Zeugnissen kirchlicher Kultur, von der ein weltlicher Ableger bei allen Parteien hochgeschätzt wird: das altbewährte Münchener Bier, dessen geist- und gemütvolle Bereitung den Mönchen verschollener Jahrhunderte zu danken ist.

Den Übergang zur bewußteren Heranziehung des Fremdenelements darf man wohl in jenem Wort König Ludwigs I. von vor hundert Jahren finden: er werde seine Hauptstadt so ausgestalten, daß man künftig nicht werde sagen können, man kenne Deutschland, wenn man nicht München gesehen habe. Von solchen hochgemuten und notabene königlich betätigten Königsworten ist's freilich ein gewaltiger Sprung bis zu der Macht, die in unseren Tagen ähnliche Absichten verfolgt — bis zur „Fremdenindustrie“. Aber die Zusammenhänge bestehen. Und im besondern von München wäre nachzuweisen, daß sein großartiger Fremdenbetrieb von heute zum guten Teil nicht existieren würde, wenn der zweite bayerische König nicht (außer seinen anfechtbaren Versen) Museen, Denkmäler und ein ganzes Kunstleben geschaffen hätte; wenn sein Sohn Max nicht, ihm nachtrachtend, Baukunst, Dichtung und Wissenschaft gefördert, sein Enkel Ludwig II. nicht Richard Wagners Werk gerettet hätte und sein (Ludwigs I.) zweiter Sohn, der Regent Prinz Luitpold, nicht die Münchener bildende Kunst durch dick und dünn unterstützte.

⌘ ⌘ ⌘

Das moderne München hat die Kunst vortrefflich erfaßt, Fernwohnende anzulocken und möglichst lange festzuhalten. Natürlich, eine Halbmillionstadt, die Hauptstadt eines Königreichs, lebt nicht ausschließlich von den Gästen. Aber die Zahl derer, die unmittelbar an deren Kommen und Verweilen interessiert sind, vom Gepäckträger und Autolenker am Hauptbahnhof bis zum Antiquitätenhändler für reisende Millionäre, ist doch außerordentlich groß. Und ziehen wir dazu alle die in Betracht, die mittelbar — bis zum Stadt- und Staatssteuersäckel empor —

nennenswerte Vorteile davon haben, so eröffnet sich unserm Blick ein feinverästeltes System von Kanälen und Kanälchen, durch die der hergetragene Segen Gottes so ziemlich in jedes Haus gelangt. Denn wer eine Reise tut, ist aufs Geldausgeben angewiesen.

Die Herbergsväter und -mütter schöpfen freilich das Fett ab, doch dürfen sie's nicht allein verzehren, geschweige denn, daß die ganze Suppe ihnen gehörte. Das moderne Hotel großen Stils macht allein schon ganze Gruppen von Mitmenschen reich. Selten ist es mehr Eigentum eines einzelnen. Es nehmen am Endgewinn in der Regel mehrere Familien oder eine Schar Aktionäre teil. Nach ihnen, oder besser vor ihnen, kommen die Herren Direktoren mit obligatem Zylinderhut und Tantièmen. Die Herren Tagesportiers und Oberkellner sehen nicht ohne Grund so „stolz und unzufrieden" aus. Und weiter leben vom großen Hotel nicht bloß die vielerlei Angestellten und Bediensteten, Buchhalter, Kellner, Köche, Zimmermädchen, Liftbuben, Heizer, sondern auch Bader, Barhalter, Musiker, Blumen-, Zigarren- und Buchhändler im Haus und Fleischer, Weinhändler und andere Lieferanten in der Stadt. Was ein gut gehendes Hotel alljährlich für Bäckerwaren, für Wäsche- und Porzellanergänzung ausgeben muß, übersteigt alle Vorstellungen des Laien. Auch Bau- und Kunstgewerbe Münchens haben nicht zu verachtenden Nutzen von den Hotels, die namentlich in den letzten zehn Jahren durch Neubauten, Umbauten, Neueinrichtungen auf eine Höhe — der Zahl und den Leistungen nach — gebracht wurden, wie man sie vor zwei Jahrzehnten noch kaum ahnen konnte.

Der stark zunehmende Verkehr hat offenbar erzieherisch gewirkt. Noch die neunziger Jahre hindurch war Eleganz hier etwas gar Seltenes, beinahe Verpöntes. Heute haben wir eine stattliche Reihe von Häusern wirklich „ersten Ranges", mit raffiniert eingerichteten Zimmern, mit prächtigen Hallen und Sälen, in denen zur Teestunde oder nach dem Abendessen neben den Luxusreisenden auch ortsansässige Kavaliere und Künstlergentlemen sich einstellen. Die Eleganz der Damengewänder steht hinter der kaum zurück, die in Ostende oder Nizza zu sehen ist. Der Frack, der bis vor wenig Jahren in München eigentlich nur bei richtigen Bällen sichtbar ward, und der sieghaft über den Gehrock hinweggeschrittene Smoking erscheinen neuerdings allabendlich, im Theater, im Hotelsaal, in der vornehmeren Bar mit oder ohne Musik, an Scharen jüngerer Herren, die das festliche Kleidungsstück mit so viel selbstverständlicher Würde tragen, als seien sie darin zur Welt gekommen.

Die Münchnerstadt hat natürlich auch minder üppige Gasthöfe in großer Zahl und in allen Abstufungen bis zum noch immer nicht hervorragend reinlichen Logierhaus der Altstadt hinab, daneben Hunderte von Pensionen jeglichen Kulturgrades und Tausende von Studentenbuden, Ateliers und „möblierten Zimmern". Was von den großen Hotels zu sagen war, gilt in vermindertem Maße auch von diesen einfacheren Fremdenaufbewahrungsorten: auch ihr Nutzen fließt in alle Kreise des Gemeinwesens, und auch sie lassen die erzieherische oder doch wenigstens die aneifernde Kraft des Fremdenverkehrs erkennen.

Denselben Einfluß haben begreiflicherweise die Gastwirtschaften erfahren. Seit ungefähr fünfzehn Jahren sind die verräucherten Bierhöhlen im Zentrum — z. B. das alte Hofbräuhaus, die alten primitiven Ausschankstätten des Pschorr- und des Augustinerbräus (mit dem ebenso häßlichen wie berühmten Extrazimmer „Der Affenkasten") — durch riesige, prachtvoll ausgestattete Bierpaläste ersetzt. Zahlreiche neue Bier-, Wein-, Kaffeehäuser gleichen Charakters, zierliche „Bar"-Restaurants, Kakao- und Teestuben, aber auch bedeutend minder zierliche und manierliche Mitternachtslokale kamen während der letzten Jahre dazu. An Garten- und Terrassenlokalen im Stadtinnern besteht noch immer ein auffälliger Mangel. Dafür bietet freilich ein unvergleichlicher Reichtum an Biergärten im Vorstadtbereich, die massenfassenden „Keller", einen Ersatz, den auch die Fremden, der Abwechslung halber, lieben. Man sitzt da (ursprünglich über dem Bierkeller), gewöhnlich auf einer Anhöhe, die stadtwärts eine hübsche Aussicht gewähren kann — soweit sie nicht verdeckt ist durch die Maß- oder Literkrüge; denn ein minderes Gemäß wird nicht kredenzt.

Das vielgefeierte Münchener Bier ist ja überhaupt kein schwacher Magnet, selbst in unserem Zeitalter des Antialkoholismus, der auch in München schon zu einer kleinen Abnahme des durchschnittlichen Bierverbrauchs geführt hat. Aber noch stärker wirkt auf die wirtschaftlich „wertvollsten" Reisenden die bewußt gepflegte Anziehungskraft anderer Münchner Spezialitäten. Sie wurde schon berührt: die künstlerischen Darbietungen, vorzüglich der bildenden Kunst.

Zuvörderst die großen, unschätzbar reichen Sammlungen, vor allem die Alte Pinakothek, das Nationalmuseum, die Neue Pinakothek, die Glyptothek, die Schackgalerie, auch „Schackothek" genannt. Als eine neuartige kleine Welt für sich, die für manch einen, ebensogut wie die Alte Pinakothek, allein schon die Fahrt nach München verlohnen würde, kann das „Deutsche Museum" für Technik und Naturwissenschaften bereits heute in seinem vorläufigen Heim (dem früheren Nationalmuseum) gelten. Sein Reiz wird sich noch erheblich steigern, wenn die vom ganzen Reich aus geförderte Riesenunternehmung in ihr eignes Palastviertel eingezogen ist, daran jetzt noch unter Seidls Führung gebaut wird.

Den Dauersammlungen gesellen sich die wechselnden Kunstausstellungen: als älteste und unheimlich umfangreiche, doch an Kunst-

wert nicht gleichermaßen imposante die alljährliche „Große" im Glaspalast, als ihr Gegenteil an Umfang und Bedeutung die jüngere Jahresschau der Sezession und deren Frühjahrs- und Winterausstellungen; als vielgestaltige Ergänzung die Vorführungen der ersten Kunsthandlungen, die sich besonders eines edlen Wetteifers in der lehrreichen Zusammenstellung von Werken einzelner Meister befleißigen.

Doch mit all solchen Vorzügen aus dem XIX. Jahrhundert begnügt sich die Fremdengroßstadt im XX. keineswegs. Sie mußte auch ihr Stück Bayreuth haben. Das Wagner-Festspielhaus, das sie ein Menschenalter vorher hätte haben können, das damals aber durch eine bösartige Hetze rückständiger Biergemüter vereitelt wurde, kam fast zwanzig Jahre nach Richard Wagners Tode doch noch, durch Possarts Bemühen, zustande. Zur Unterstützung der Wagnerschen Idee war es nun freilich nicht mehr vonnöten, allein für die Münchener Saisonidee erweist es sich seither als höchst nutzbringend. Es ist offenbar in der feinen Welt aller Kulturnationen Mode geworden, den Festspielen im Prinzregententheater beizuwohnen.

Im vorigen Sommer konnte das Münchner Hoftheater es wagen, diese Aufführungen fast gänzlich mit seinen eigenen Opernkräften zu veranstalten, und erlebte nur ausverkaufte Häuser. Die nachmittägigen Auffahrten der mit Zwanzigmark-Karten bewaffneten Fremden werden als ein glänzendes Schauspiel geschätzt — besonders von den Fremden. Ist es auch nicht gerade überwiegend die Blüte des internationalen Geistesadels, die da in Kutschen, Droschken, Herrschafts- und Mietautos vorbeizieht, es sind doch allemal ein paar von den höchstgeborenen oder den reichsten Leuten der Welt dabei, und die Eleganz dieses festlichen Aufzuges läßt echtbürtige Altmünchner noch immer staunend die Köpfe schütteln.

Überdies bringt der Münchner Sommer seit einer Reihe von Jahren die vortrefflichen Mozartfestspiele im Königlichen Residenztheater, einem entzückenden Denkmal der Rokoko-Grazie. Und damit noch nicht genug. München wollte auch seinen ständigen Ausstellungspark, und jetzt hat es ihn, und da es ihn hat, wird es, wenn irgend möglich, jedes Jahr etwas Neues, Fremdenheranholendes darin beginnen. Der Anfang, der vorzüglich die hervorragende angewandte Kunst von „München 1908" ins Treffen führte, brachte guten Erfolg. Und zugleich trat noch eine weitere Sondersehenswürdigkeit hervor: das „Künstlertheater". Konnte es auch seine neue, künstlerisch vereinfachende Szenenform nicht als allein seligmachendes Prinzip durchsetzen, so gab es doch ein anregungsreiches Zusammenwirken der Bildnerkunst mit den Theaterkünsten zu sehen und außerdem: wiederum eine große Reihe ausverkaufter Häuser. Und heuer wird nun gar der ‚große Reinhardt', der Bühnenpapst aus Berlin, auf dem Platze erscheinen.

⌘ ⌘ ⌘

In wachsender Deutlichkeit wird gerade bei diesen jüngsten Bereicherungen des isarathenischen Kunstlebens, nicht zuletzt von der Stadtbehörde selbst, die Rücksicht auf das Fremdenpublikum betont. Es ist nur natürlich, daß derselbe Gedanke am Ende bei allen wichtigeren Entschließungen der Stadt mitspricht; immer vorausgesetzt, daß unter die Fremden auch die Zuziehenden eingerechnet werden, die nicht Fremde bleiben wollen.

Der Besucher wird sich diese Art Fremdenindustrie gern gefallen lassen. Fährt er hoch auf dem vierspännigen Gesellschaftswagen oder dem offenen Autobus rund durch diese anheimelnde Riesengemeinde, vom Fremdenführer mit automatischer Sicherheit belehrt, und sieht die vielen schönen Bauwerke alten und neuesten Datums, die einladenden Schulhäuser, die Erneuerung an Universität und Hauptbahnhof, die künstlerischen Monumentalbrunnen und Brücken, das Figurenwerk (Schäfflertanz und Turnier) am überreich gezierten Neuen Rathaus, und gedenkt er all der Kunst- und Naturgenüsse, die in der Stadt und ihrer Umgebung seiner warten — so wird er's in der Mehrzahl der Fälle mit Vergnügen unterschreiben: daß sotane Fremdengroßstadt die Reize der Groß-, Residenz-, Hochschul- und Kunststadt noch mit denen eines Nervenkurortes und gar eines Wallfahrtsorts (für Kunstandächtige) erquicklich vereinigt. Und den Zauber vollendet die Freude an der weißblauen Gemütlichkeit.

Selbstverständlich wirft soviel Licht auch seine Schatten: München ist eine recht teure Stadt geworden; es herrscht eine wahre Not an mittleren und kleineren Wohnungen; das Hofschauspiel steht nicht mehr auf der alten Höhe; die Stadtbestellung der Post und manche Bahnverbindung laborieren noch an der altbayerischen Gemächlichkeit; unter den Bilderverkäufern sind „Kunsthändler", Raseure und Zigarrenhändler, die durch Angebot elender Kitschkopien den Ruf der Kunststadt schänden, sowie ausnahmsweise auch verschlagene Fälscher; und unter den Bodenständigen sind die Kulturfeinde, die einen in neuer Gestalt erscheinenden Richard Wagner aufs neue austreiben würden, noch lange nicht völlig ausgestorben. Schließlich noch wäre nicht vieles einzelne, das hier als Eigenschaft Münchens gerühmt wurde, auch in anderen Städten ähnlich zu sehen?

Ganz gewiß. Indessen — das ist nun das versparte kleine Geheimnis — nur München erfreut sich halt der ganzen Fülle solcher schönen Einzelsachen, und in dem Einmaligen ihrer Zusammenstellung liegt ein unnachahmlicher Reiz. Der macht München so reich, daß es in seiner Eigenschaft als Fremdengroßstadt auch von den lernbegierigsten Nebenbuhlerinnen vorläufig nichts zu fürchten hat.



Ackerbau. Relief von Prof. H. Waderé.
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.



⊠ Kaiserliches Lustschloß Laxenburg. ⊠

Ein Sommertag in Laxenburg.

Von Carl von Vincenti in Wien.

Tiefer als Schönbrunn wurzelt Laxenburg in der Geschichte. Wir müssen denn auch den Historiker eingehender als sonst bei Kaiserschlössern zu Wort kommen lassen. Laxenburg entstand bald nach der Besitznahme Österreichs durch die Babenberger. Schon Anfang des XIII. Jahrhunderts lesen wir in den Urkunden von Herren v. Lachsindorf, welche dort einen Ansitz besaßen. Im Jahre 1338 verzeichnet das niederösterreichische Gültbuch den Herzog Albrecht II. von Österreich als Eigentümer. Mit dem kunstsinnigen Herzog Albrecht III. „mit dem Zopfe" beginnt die erste, wenn man so sagen darf: Glanzzeit von Laxenburg. Warum mit dem Zopfe? Die Antwort ist hübsch. Des Herzogs zweite Gemahlin, Beatrix, eine Zollernsche, Tochter des Burggrafen von Nürnberg, war eine mit den seltensten Vorzügen geschmückte Fürstin. Und sie hatte wunderschönes, blondes Haar. Der streitbare Fürst trug einen Zopf von diesem Haar wie eine güldene Schlange über dem Harnisch — ein wundersames Schutzgeschmeide.

Vom Kreuzzug heimgekehrt, baut er für seine Gemahlin eine Burg und eine Kapelle in Laxenburg, geschmückt mit Statuen, Marmorwerken und edler Erzarbeit, die er sich aus der Babenberger Burg Leopolds des Heiligen auf dem Kahlenberg herüberholt. Laxenburg bleibt sein Lieblingsaufenthalt bis zu seinem 1395 erfolgten vielbetrauerten Tode. Vom Beginn des XV. Jahrhunderts wechseln die Besitzer. Im Jahre 1443 gibt Kaiser Friedrich als Vormund des dreijährigen ungarischen Königs Ladislaus V. die Feste Laxenburg an Stephan von Zelking in Pfand und Pflege. Dies ist der Anfang der sogenannten Pflegschaften für Laxenburg, die bis 1779 dauerten, wo Laxenburg gleich den anderen kaiserlichen Lustschlössern dem Oberstkämmerer unterstellt wurde, auf den in neuerer Zeit der Obersthofmeister folgte.

Die trübe Zeit des Bruderzwistes in Habsburg bricht herein. Ungarische Räuber und mährische Raubbruderschaften, unbesoldete Söldnerscharen brandschatzen das Land. Als dann Matthias Corvinus 1485 Wien einnimmt, bekommt auch Laxenburg eine ungarische Besatzung, die sechs Jahre darauf nach dem Tode des Königs wieder abzieht. Kaiser Max I. ist ein leidenschaftlicher Falkenjäger. Er läßt sich sogar aus Moskau goldäugige Falken kommen. Die von den Wasserläufen der Schwechat und der Putten durchzogene Laxenburger Ebene mit ihren Tümpeln und sumpfigen Röhrichtpartien eignet sich ganz besonders zur Reiherhegung. Der Kaiser nimmt denn auch wiederholt Sommeraufenthalt



Die Franzensfeste.

in Laxenburg. Auch verbringt er dort nachgewiesenermaßen die historische Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1515, wo die denkwürdige Heiratsabmachung zwischen den Regentenhäusern von Österreich und Ungarn zustande kommt. Furchtbar hausen 1683 die Türken, welche die mittlerweile von Matthias zum kaiserlichen Lustschloß erhobene Burg zerstören, die Bewohner in die Sklaverei schleppen.

Dann schreitet 1686 Kaiser Leopold I. an den Wiederaufbau des Schlosses, das darüber seinen mittelalterlichen Charakter einbüßt. Zugleich läßt der Kaiser die beiden Alleen nach Wien und Schönbrunn anlegen. Sein Sohn Josef I. setzt die Arbeiten des Vaters fort, aber erst unter dem Kunstkaiser Karl VI., der auch ein leidenschaftlicher Falkonier ist, wird die Anlage wesentlich erweitert. Karl bringt allemal den Frühling in Laxenburg auf der Falkenjagd zu.

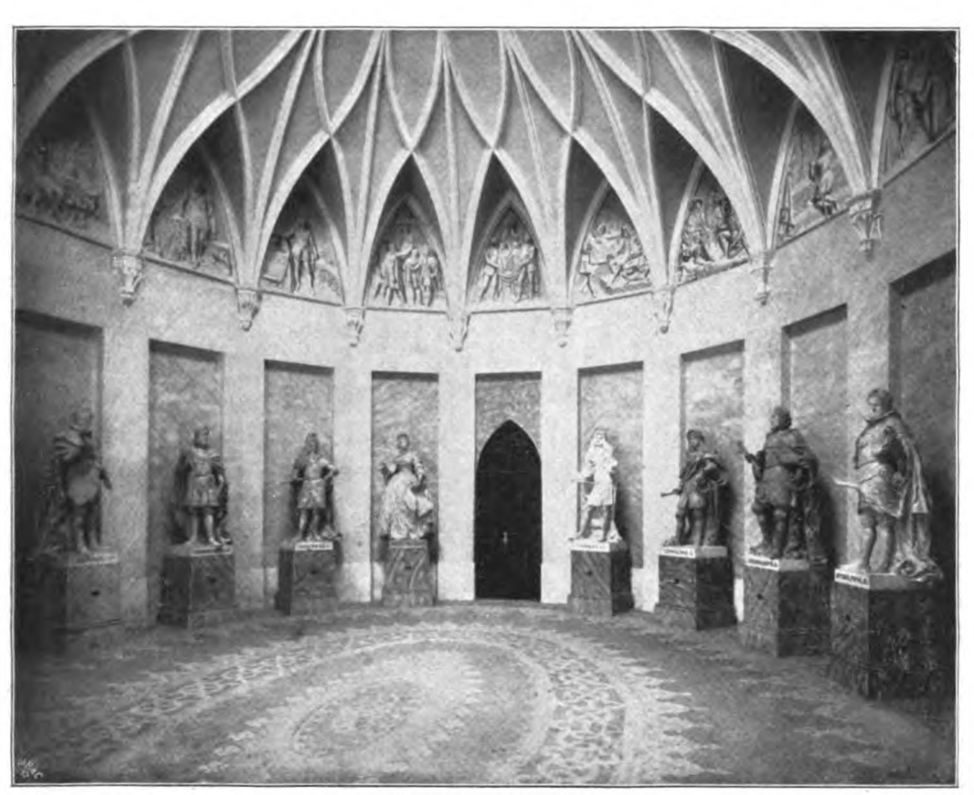
Mit Maria Theresia kommt eine neue Zeit für Laxenburg. Das heutige neue Lustschloß entsteht, der sogenannte „Blaue Hof", angeblich nach einem Rittmeister Sebastian von Plauenstein benannt, der das frühere Gebäude 1590 hatte erbauen lassen. Die Gartenfront des neuen Schlosses, das bis heute fast unverändert geblieben ist, baut der Barnabitenfrater Karl, und 1752 wird am Ende des Hofgartens ein neues Theater errichtet. Maria Theresia führt in Laxenburg ein enges Familienleben. Der preußische Gesandte Graf Podewils berichtet darüber unterm 18. Januar 1747: „Ihre Kinder liebt die Kaiserin zärtlichst und umgibt sich fortwährend mit ihnen. Ein rein bürgerliches Hauswesen zu führen, wäre ihr gewiß am liebsten."

Aber es geht eben doch nicht. Es muß öfters Staatsrat im neuen Schlosse gehalten werden. Gegen sieben Uhr abends wird gespielt, vor dem Siebenjährigen Krieg viel Pharao; 1754 kommen Reversis und das alte Lansquenet wieder in die Mode. Maria Theresia spielte in früherer Zeit gerne und hatte auch besonderes Glück, nach dem Tode ihres Gemahls jedoch hörte das Spiel ganz auf. Im Theater wird nur von einer französischen Truppe gespielt, und zum Schluß gibt's allemal ein Ballett. Kaiser Franz Stephan ist wie Maximilian und Karl VI. für die Falkenjagd begeistert, die Kaiserin weniger. Der Aufenthalt in Laxenburg ist übrigens der Kaiserin so lieb und wert, daß sie sogar während ihrer Spaziergänge dort Audienzen zu erteilen pflegt. Die Hofhaltung ist glänzend. Wie für Schönbrunn schreibt Maria Theresia auch für Laxenburg eine besondere Hoftracht vor: für die Damen rote Robes oder „Sacs" mit Gold und Silber durchwirkt, mit Blonden aufgeputzt, für die Herrn goldgestickte Oberröcke, rottuchene Fracks, grüne goldbordierte Westen.

Die Hofherren gehen besonders gern nach Laxenburg. Einige, wie Schwarzenberg, Dietrichstein, Clary, Colloredo, Adam Auersperg, Uhlefeldt, Rudolf Chotek, bauen sich dort eigene Häuser.

Josef II. hatte schon als Kronprinz große Vorliebe für Laxenburg. Ihm zuliebe erweitert Maria Theresia den Besitz. Von den Daunschen Erben kauft sie 1766 das sogenannte „Grüne Haus“ zurück und läßt es für die Erzherzogin Christine einrichten. Als Kaiser setzt Josef die Verschönerungsbauten fort, vereinigt die bisher getrennten Gartenanlagen und vergrößert sie. Seine Laxenburger Hofhaltung jedoch ist nüchtern. Er faßt seine Hoftracht-Bedingungen in acht Punkten zusammen: keine Uniform, für Frauen keine „Strickröcke“ oder sonst geputzte Kleidung, die Männer kommen ohne Degen oder Hirschfänger en frac, auch in Stiefeln und grauen Strümpfen; drei- bis viermal in der Woche „kurzes Spectacle, entweder ein Intermezzo von einigen Stimmen der Opera buffa oder eine deutsche Piece von zwei Akten“. Vormittags bis zum Essen (3 Uhr) kann jeder tun, was er will, und ist nicht an die Etikette gebunden. Im Jahre 1782 läßt Josef den Park durch den Ingenieur-Oberleutnant Le Februe d'Archenbault nach neuerem englischen Stile umarbeiten, wozu ein Jahr lang dreihundert Mann aus der Wiener Garnison herangezogen werden.

Unter Franz II. tritt Laxenburg in seine glänzendste Zeit. Der Kaiser ist Schöpfer der herrlichen Parkanlagen, der Erbauer der Franzensburg. Der Bau dieser mittelalterlichen Burg und der weitaus meisten den weiten Park zierenden Bauten fällt in das erste Dezennium des vorigen Jahrhunderts. Großen Anteil an diesen Schöpfungen hat die schöne, lebensfrohe Kaiserin Marie Therese, die zweite Gemahlin Franz II. So lange sie lebt, ist Laxenburg der stetige Sommeraufenthalt des Hofes, der Schauplatz



Der Habsburger Saal.

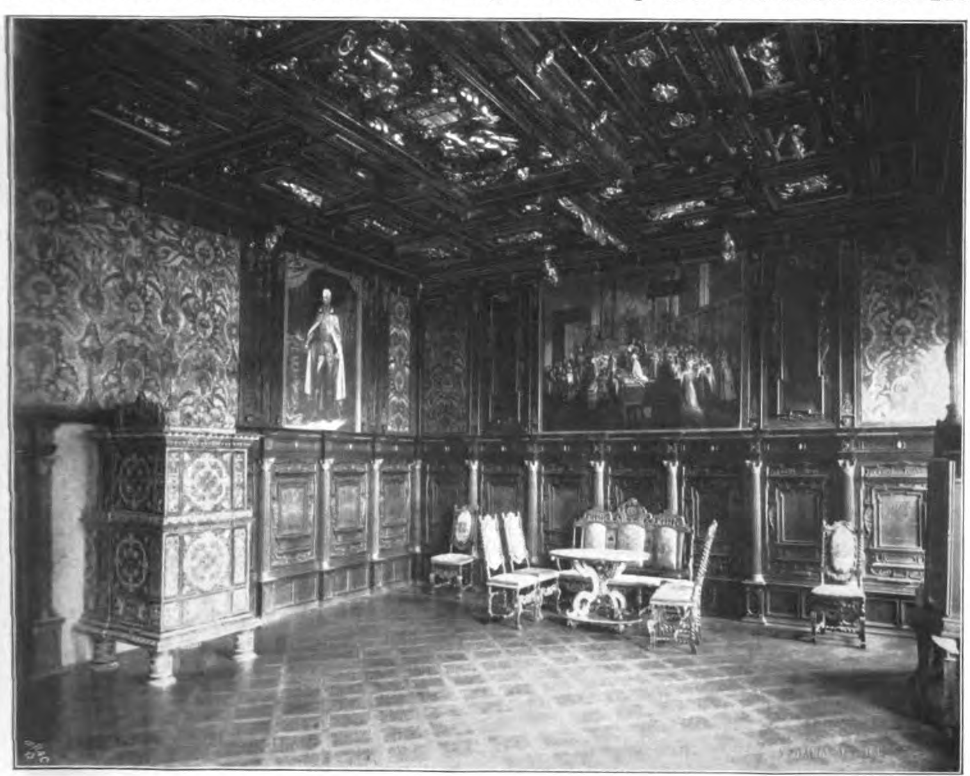
glänzender Feste, insbesondere zur unvergeßlichen, leichtvergessenden Kongreßzeit. Die Kosten für die Unterhaltung der drei kaiserlichen Lustschlösser bei Wien, Schönbrunn, Laxenburg und Hetzendorf, beliefen sich nach einem Bericht von 1809 des Schloßhauptmannes v. Riedl auf 75000 Gulden jährlich. Dabei hatte Riedl schon große Einschränkungen vorgenommen, sonst, meinte er, würden 300000, und müßte er gar die Hofküche bestreiten, eine Million nicht ausreichen. Fürstenbesuche hat Laxenburg besonders im Laufe des verflossenen Jahrhunderts gar oft gesehen. Ich erwähne nur den König von England (1821), den Kaiser von Rußland das Jahr darauf im September, den König von Bayern (Mai 1853), den König von Preußen zweimal, 1853 und 1857. Auch der Schah von Persien war in Laxenburg des Kaisers Gast. Und ein denkwürdiger Erstbesuch: Kronprinz Rudolf, der am 21. August 1858 im „Blauen Hof“ zur Welt kam ...

Schönbrunn ist heute Großwien. Großstadtleben flutet bis an seine Tore, und seine Portalobelisken sind Wiener Wahrzeichen. Anders Laxenburg. Das liegt ganz draußen, still, mit verödeten Räumen. Man muß auf der Südbahn bis Mödling fahren, von wo eine Flügelbahn Laxenburg erreicht. Liebhabern von Fußpartien ist die alte Prachtallee zu empfehlen, welche die Verlängerung der Laxenburger Straße im Bezirk Favoriten, dem sogenannten „böhmischen Dörfl“, bildet. Man wandert gut drei Stunden und hat hübsche Ausblicke, rechts auf den Wiener Wald, links auf die Ebene, welche die Maria-Lanzendorfer Wallfahrtskirche weithin beherrscht.

Seit einigen Jahren hat das Oberstshofmeisteramt den Besuch von Laxenburg dem modernen Bedürfnis angepaßt. Man durchwandert vom Bahnhof aus den Marktflecken und kommt zum großen Platze, wo links die hübsch verzopfte Kirche grüßt und gegenüber die langgestreckte, gelb gestrichene, ziemlich langweilige Hauptfront des zweistöckigen neuen



Erstes Gesellschaftszimmer.



Der Ungarische Krönungssaal.

Schlosses mit zahllosen, verschlafen geschlossenen, grünen Fensterladen sich hindehnt. Ein öder Anblick. An einer Straßenecke der unvermeidliche Automat, aber hier allemal willkommen. Man läßt zwei Zwanzighellerstücke in den Spalt gleiten, und die Eintrittskarte für das neue Schloß und die Franzensburg fällt heraus. Mit wohlwollender Höflichkeit empfängt uns der Hofbedienstete. Nur die Parterreräume werden bisweilen noch von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bewohnt, während die gewöhnlich geschlossenen oberen, durchaus modern möblierten für Gäste bestimmt sind. Wir dringen in die kühle Stille der chinesischen Zimmer (gelbe Seidentapeten mit Figuren durchwirkt). Im Rauchzimmer hängen auf chinesisches Reispapier gemalte Landschaften und Sittenbilder aus theresianischer Zeit.

Der kleine Familienspeisesaal hat Oberlicht und ist mit teilweise künstlerisch hervorragenden Bildnissen der Kaiserfamilie in allen Formaten angefüllt. Da sieht man den Kaiser Franz II. von Amerling, lebensgroß, thronend im Krönungsornat, mit Kaiserkrone. Dann die dritte Gemahlin des Kaisers, eine Este, eine pikante, blonde Schönheit; Knoller hat den Kaiser Leopold II. in Lebensgröße gemalt, aber weit mehr fesselt uns ein kleines Brustbild Marie Louisens, der Kaiserin der Franzosen. Es fällt einem unwillkürlich das Honigmondwort ein, das Napoleon, irre ich nicht, an Caulaincourt schrieb: „Frisch wie die Rosen sind diese blonden, deutschen Frauen. Heiraten Sie nur eine Deutsche…" Im großen Speisesaal hat man einen wundervollen Blick in den Park. Hier wurde Kronprinz Rudolf getauft und fünfundzwanzig Jahre später seine Tochter Elisabeth, die jetzige Fürstin Windischgrätz. Im Marschallsaal schauen viele Kaiser und Kaiserinnen lebensgroß von den Wänden: Maria Theresia vom Hofmaler Meytens im ungarischen Krönungsornate, der ihr wunderhübsch steht, Marie Louise im französischen Krönungsornat von Jacques David und ihr kaiserlicher Vater von Jungblut; Kaiser Ferdinand ist



Der Thronsaal.

als Vliesritter gemalt. Eine Reihe von Durchgangsräumen mit Jagdtrophäen des Kronprinzen Rudolf schließen den Rundgang ab. Es erzählt diese an seltenen Exemplaren reiche Ausbeute eindringlich von dem kühnen Jagdleben des unglücklichen jungen Fürsten.

Das alte Schloß liegt südlich vom neuen, mitten in der Parkanlage. Das Schönste daran ist der Panzer von Efeu und Koniferen, den ihm eine rastlos vorsorgende Natur angelegt hat. Sonst bietet es sich heute nach gut einem halben Jahrtausend Bestandes als ein zwei Stock hoher, viereckiger Steinkasten mit zwei Höfen und unregelmäßig verbundenen Wohnräumen für Beamte. Die Wachtürme sind gefallen, die Wassergräben ausgefüllt und in Blumenbeete verwandelt worden. Unter dem Haupttore zeigt man ein großes Bein von einem urweltlichen Tiere, das schon im 1522er Inventar als „Ain Reckchen Ripp“ aufgeführt wird, und einen als „Ain großer Eisner Fillitz“ inventarisierten Torriegel. An die so wechselvollen Schicksale Friedrichs III. erinnern die resignierten Schlußworte einer ihm gewidmeten Marmorinschrift, die man im innern Hofe unter dem ersten Stockwerk liest. Sie lauten: „Rerum irrecuperabilium summa felicitas est oblivio.“ Dabei fehlt auch hier Friedrichs stolzes Anagramm nicht, das sich überall auf seinen Palästen, Gefäßen und Büchern findet: A. E. I. O. U. (Austriae Est Imperare Orbi Universo). Aller Erdkreis ist Oesterreich untertan.

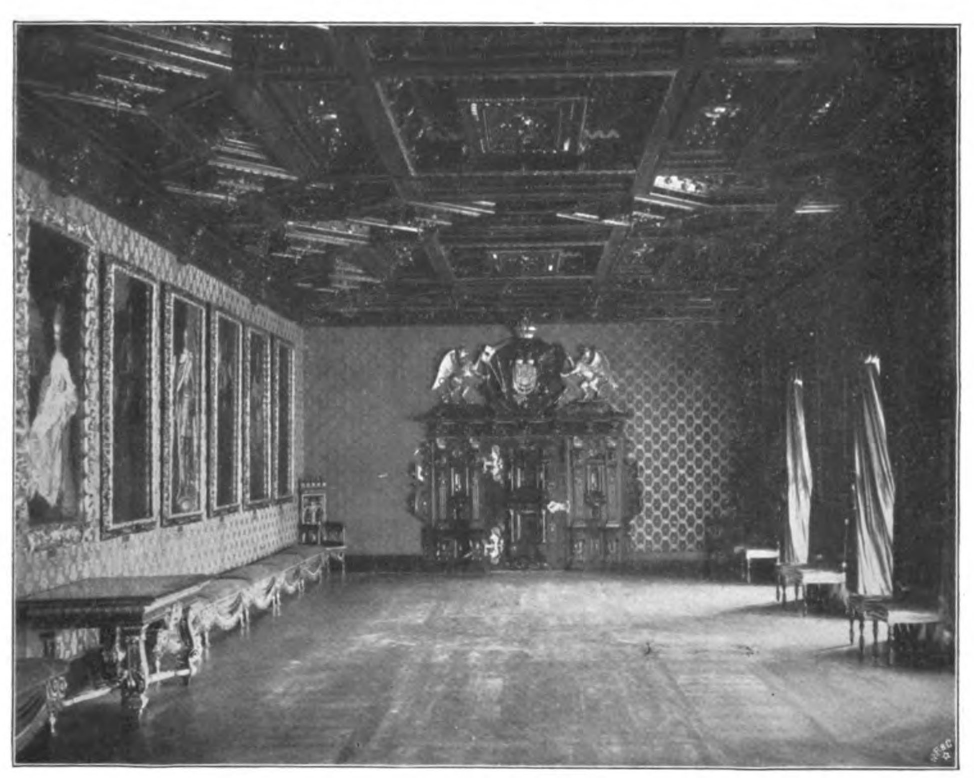
Links schimmert durch die Bäume das Haus, das Maria Theresia dem Grafen Uhlefeld abkaufte, um Gäste darin unterzubringen. Wiederholt hat dort Kronprinzessin Stephanie, jetzige Gräfin Elémér Lónyay, gewohnt. Wir schlagen nun rechts vom neuen Schloß die mächtige Kastanienallee ein, aus deren Perspektive uns die Carrara-Imperatorenbüste des Kaisers Franz entgegenschimmert. Ein Geschenk der Stadt Mailand. Eine grüne Garde hochschlanker Koniferen hält Wacht. Links ab vertiefen wir uns in den Park, eine der

schönsten englischen Gartenanlagen Europas, anderthalb Stunden im Umfang.

Der große Teich: Ein Wasserspiegel, der sich, seeartig, inselreich, über 259 000 Quadratmeter hindehnt, von wundervollen Baumbeständen umrahmt. Eine der Inseln trägt die Franzensburg. Park, Burg und Teich sind die Anziehungspunkte für Ausflügler: Ein prächtiges Operationsfeld für verliebte Paare im Sommer im Kahn, im Winter auf dem Eis. Es träumt sich gut zu zweien, leise umrauscht, bei Ruderschlag und Segelwind, rascher hämmern die Pulse, frischmutiger fliegt junges Glück auf Eisschuhen bei Fackelschein und Schneeblink.

Wir gondeln auf den flitternden, glitzernden Wasserspiegel hinaus. Draußen helle Kleider, helle Schirme, helle Hüte, helles Lachen. Bald ziehen nimmersatte Schwäne mit, auch schwarze mit Purpurschnäbeln. Um einen Kahn voll Jugend sammeln sie sich am liebsten. Sie wissen, fröhliche Verliebtheit kargt nicht mit guten Bissen. Herüber grüßt der hohe Wachturm der Franzensburg. Rechts spannt sich über schmale Durchfahrt hoch und kühn der Bogen der gotischen Brücke mit seinem Trophäenschmuck. Tief neigen sich die Zweige zum Wasser, und es duftet nach Linden. Ein künstlicher Engpaß aus mächtigen Felsblöcken tut sich auf. Wundervoll einsam und verschwiegen. Nur die Bäume, die uralten Gesellen, wissen, wie viel hier geküßt wird.

Nun sind wir aus der „fürchterlichen" Enge heraus und steuern nach dem Marianneneiland, der größten der Laxenburger Inseln. Sie führt ihren Namen nach der Kaiserin Maria Anna. Zwischen ihren dunklen Bäumen schimmert ein heller Pavillon, früher Frühstückssalon für den Hof. Er hat schönes Wandgetäfel aus dem Salzburger Rathaus und Boiserie aus dem Wiener Hause des Freiherrn von Gillais. Heute ist er ausgeräumt, selbst der römische Mosaikfußboden mit der Ariadne-Mythe, 1815 im Loigerfeld bei Salzburg aufgedeckt und Anfang der vierziger Jahre hierher

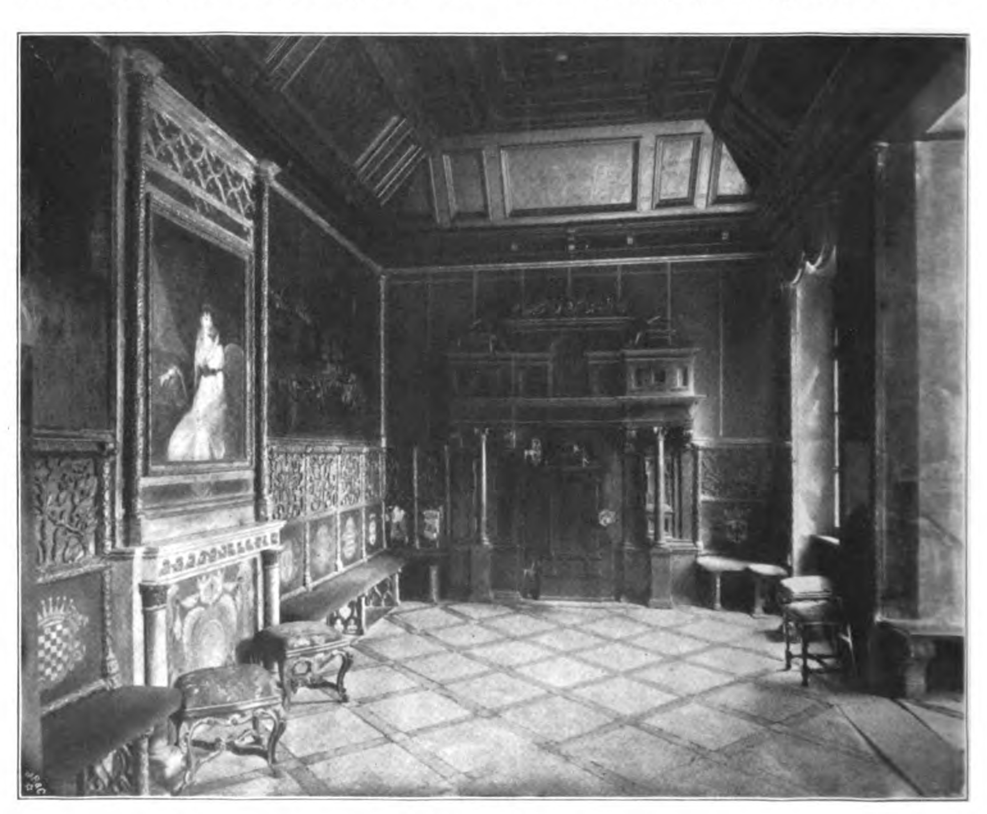


Der Lothringersaal.

gebracht, ist ins kunsthistorische Museum gewandert.

Wir legen bei der Inselburg des Kaisers Franz an. Sie ist einerseits durch eine Brücke, anderseits durch eine automatische Fähre mit dem Park verbunden. Der Anblick überrascht. Fürstliche Baulaunen verschulden bisweilen Absonderliches. Hier jedoch sehen wir die täuschend getreue Nachbildung einer mittelalterlichen Ritterburg mit Mauern, Türmen, Erkern, Zinnenkränzen, alles dichtgrün übersponnen, trotz manchem Spielerischen ein sehenswertes Schaustück. Nur die Bauanlage war seinerzeit neu, alle Bestandteile, Werkstücke, Maßwerk, Säulen, Türen, Fenster kamen aus aufgehobenen Kirchen, Klöstern, alten Burgen und Schlössern. Die Illusion verstärkt sich, betritt man den Knappen- und den Vogteihof, sie hält vor in den engen, niedrigen, verwinkelt gewundenen Gängen des Innern. Früher war diese künstliche Burg ein Kunstschrein voller Köstlichkeiten, meist Geschenken Adeliger und reicher Bürger. Später jedoch ist das weitaus meiste in Wiener Musealobhut gegeben worden. Nur Bilder, Statuen und einiges an kunstvollem, historisch bedeutsamen Hausrat sind zurückgeblieben.

Allenthalben zuvörderst Habsburgs und Habsburg-Lothringens Verherrlichung in Bild und Bildwerk. Im Vogteihof schon stehen wir in einem Ahnenhof mit habsburgischen Steinbüsten in Nischen, und ihre Bildnisse begleiten uns bis in das Zofenzimmer. Eine lange Ahnenreihe vom elsässischen Herzog Ettiche, der für seine Tochter das berühmte Odilienkloster gestiftet, bis zu Kaiser Franz II., dem dreimal Beweibten. Da ist die gotische Rotunde des Habsburgersaales, dessen Oberlicht auf siebzehn verzopfte Marmorstandbilder römisch-deutscher Kaiser fällt, die einst Prinz Eugen für das Belvedere anfertigen ließ. Dann in den beiden Empfangssälen wieder Porträts aus dem Erzhause, wobei uns im ersten Saale das Bildnis eines großen Gegners, des Mat-



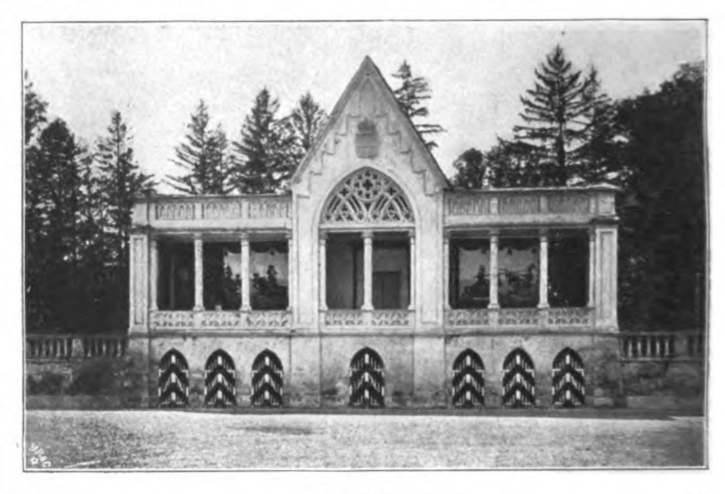
Das Luisenzimmer.



Der Speisesaal der Laxenburg.

thias Corvinus, mehr interessieren darf. Darüber ein wunderschöner, wappengezierter Plafond aus dem Greilensteiner Schloß, alte Ledertapeten aus Klosterneuburg. Im zweiten hat Höchle der Jüngere, dessen Namen wir hier allenthalben begegnen, sieben Porträts vom Herzog Ettiсho bis auf Kaiser Ferdinand gemalt. Sehenswert sind zwei köstliche Renaissanceschränke, Aufsatzkästen, der eine aus der Wallensteinzeit, der andere von Pius V. Ein römisches Werk: Ebenholz mit Säulen und Friesen aus Lapis-Lazuli und Achat; die Türflügel mit zwei Ölmalereien auf Kupfer von Giulio Romano: Die Taufe Konstantins des Großen mit dem „In hoc signo vinces". Im Gesellschaftszimmer sieht man Höchles Kaiser Franz mit seinen drei Gemahlinnen: Elisabeth von Württemberg, Marie Therese von Neapel und Maria Ludovica d'Este. Unter desselben Meisters vier Wandgemälden in der Vorhalle zum Lothringersaal ist die Allegorie vom Aussterben des habsburgischen und dessen Wiederaufblühen im lothringischen Mannesstamme das interessanteste. Auch den ungarischen Krönungssaal hat Höchle und neben ihm Klieber mit Krönungsbildern geschmückt. Der reiche Plafond ist aus dem Cerinschen Hause in Eger, wo Wallenstein wohnte.

Hohe Prunkakkorde schlagen an: der Thronsaal, der geschmückteste, und der Lothringersaal, der größte der Franzensburg. Der reichgegliederte Holzplafond im Thronsaal und die stark profilierten Türverkleidungen in deutscher Renaissance stammen aus dem altberühmten Zisterzienser Stift Zwettl, wo sie ehedem die Kaiserzimmer schmückten. Das vergoldete, gotische Schnitzwerk an Thronsitz und Thronbaldachin (XV. Jahrhundert) ist der Capella speciosa des glorreichen Babenbergers Leopold II. entnommen. Das große Glasfenster (der Kaiser inmitten seiner Familie) dem Throne gegenüber, von dem seinerzeit berühmten Glasmaler Gottlob Samuel Mohn (1789—1825)



Der Turnierplatz.

gemalt, kann sich den besten Mustern an die Seite stellen. Wir finden von diesem Meister, mit dem, ohne ihn zu erreichen, der Sachse Vierte und der Wiener Rothgasser wetteiferten, auch im Lothringersaal schöne Glasmalereien. Plafond und Portal sind hier aus dem Greilensteiner Schloß, der originelle Ofen mit Biblisch-Figuralem aus Eger. Unter den zwanzig, in den dreißiger Jahren gemalten Bildnissen (ganze Figur) von lothringschen Habsburgern befinden sich zwei ausgezeichnete Waldmüller (1833), worunter die Gemahlin Leopolds II., Maria Ludovica von Spanien, und ein prächtiger Amerling: Erzherzog Rudolf, Kardinal-Erzbischof von Olmütz.



Die Kapelle.

Ein Blick in den Speisesaal mit großem gemalten Bogenfenster aus „Maria Stiegen“ und einem kostbaren Speisetisch (1628) mit biblischen Intarsien und einem Orgelwerk im Fußgestell, Geschenk des Kardinals Grafen Migazzi, und ein zweiter ins Schlafgemach lohnen sich. Da erhebt sich in tiefem Alkoven das Doppelbett aus dem Kilber Jagdschloß Rudolfs II., spätgotisch mit feinstem Laub- und Maßwerk und dem ehefreudigen Wahlspruch: „Halt's mit mir, wie ich mit Dir.“ Auch eine jener vergoldeten Holztruhen sieht man da, in welchen

vormals die Päpste den deutschen Kaiserinnen geweihte Prinzenwäsche übersendeten. Das gibt uns Stimmung für die Kapelle, das älteste Orginalstück der Burg, aus dem Jahre 1220. Einst die Hofkapelle der Babenberger in Klosterneuburg, wurde sie 1799 abgebrochen und mit peinlichster Sorgfalt hier wieder zusammengesetzt. Sacellum marmoreum — mit Rotmarmor verkleidet, rotmarmorene schlanke Säulen mit romanisch umrankten Kapitälen, ein fast 700 Jahre altes, in Sandstein skulptiertes Tabernakel aus dem ältesten Zwettler Stiftsbau — ein Kleinod für Altertümler. Zum Schluß noch hinab ins Burgverlies. Warum auf den Kerkerstufen gerade ein Tempelherr, ein frater militiae templi, als Gefangener kauert und mit seiner Kette rasselt? Ein Blick ins „Hungerloch" und in die mit Schwarzmarmor verkleidete, düstere Gerichtsstube mit der schwarzen Gerichtstafel und dem gedeckelten Tafelaufsatz löst hochnotpeinliche Empfindungen aus. Man hob den Deckel, und des heraufgewundenen Verbrechers angstverzerrtes Gesicht tauchte bis zum Halse herauf. Hinaus in den sonnigen Park! . . .

Heiter und sorglos blühte hier das Hofleben nach verbrausten Kriegsstürmen. Mit Behagen schildern Zeitgenossen die Karusselle, Pirutschaden, Reiherbeizen, Treibjagden, Nachtfeste, Teichfahrten, Fischpartien, die Kaiser Franz zur Kongreßzeit seinen fürstlichen Gästen geboten hat. Das bekannteste Karussell wurde auf dem von dunklen Nadelholzbeständen umschlossenen Turnierplatz, den wir nachmittags besuchten, am 25. August 1810 zum Namensfeste der Kaiserin Maria Louise geritten. Es gab 10 000 „entzückte" Zuschauer. Die Offizierkorps der Palatinhusaren und der Sachsenkürassiere turnierten mit glänzenden Reiterspielen. Denkwürdig ist die große Mai-Pirutschade 1823 zu Ehren des Königs Ferdinand von Neapel. Vom Lusthaus im Eichenhain fuhren die prächtig bespannten Gartenwagen nach der Franzensburg, wo Torwärter und Burgknechte in mittelalterlicher Tracht warteten. Dann gab's eine Teichfahrt auf bewimpelten, von k. k. Pontonieren geführten Barken. Den Treibjagden ging meist eine Reiherbeize voran. Die Kaiserin war leidenschaftliche Jägerin. Sie schoß nur mit der Kugelflinte und fehlte fast nie. Bei den Treibjagden ist jede fürstliche oder sonst hohe Person von vier die Gewehre ladenden Pagen und von mit Lanzen bewaffneten Pikeurs begleitet. Am Jagdabend durchlodern die Flammen zahlloser Feuerkörbe den Park, und die Zimmer der Franzensburg glühen im Widerschein. Eine Flut von heiteren Gästen ergießt sich in die düsteren Hallen der Burg. Die schöne kaiserliche Wirtin macht selbst die Honneurs; man speist exquisit bei Orgelkonzert und



Denkmal des Kaisers Franz I.

den alten Nationalweisen eines Bläserchors. Vom hohen Turme herab erklingen Jagdlieder, wie ein „Echo vom Himmel", schreibt ein Berichterstatter. Erst nach Mitternacht ist Heimfahrt nach Wien.

Ein ganzer Tag im Park wäre nicht zu viel, um die schönsten Punkte zu besuchen. So den reizenden Rokokotempel der Diana, das sogenannte grüne Lusthaus, von dem acht Alleen ausstrahlen; dann der korinthische Säulentempel der Eintracht, ein Werk Murettis, das schwedische Lusthaus mit dem berühmten Karpfenteich, die gotische Meierei, der große Wasserfall mit der Sphinxenbrücke, die Rittersäule aus der Klosterneuburger Fürstenkapelle, das burgherrliche Vogteizeichen mit dem geharnischten Ritter, die Löwenbrücke, das Fischerdörfel und zuletzt das „Haus der Laune", das ein Wort für sich verdient. Früher war's ein wunderliches Märchenhaus, weitberühmt, heute ist's umgestaltet, heißt das Lusthaus im Eichenhain und birgt Parkbilder. Siebenhundertjährige Eichen beschatten es. Und in diesem Schatten gedieh die tollste Laune. Es ist ein Polygon, ganz bemalt, in verwegenem Phantasiestil mit ägyptischen und gotischen Motiven. Vor der Umgestaltung gab's vier Türme: Festung, Vogelhaus, Felspartie mit Gemse, Taubenschlag. Das Dach war mit Honigfladen, Wachs und Zuckerhüten belegt und besteckt. Im Innern trieb die verkehrte Welt ihr Wesen. Auf dem Küchenherd spielten Teufel Karten, die Mäuse fraßen die Katzen, das Roß saß im Wagen, den der Mensch zog, der Keller war auf dem Dachboden. Faßzieher plagten sich, ein Faß auf die Ganten zu bringen. Man las auf dem Faß: „All's versoff'n vor sein' End' — Is a richtig's Testament. — So hab'n d' Advokaten kan Rebach." Anno neun schlugen hier die Franzosen fast alles kurz und klein.



Dianatempel.

Es wird Abend. Teich und Garten veröden, denn mit Schlag acht ist Schluß. So befiehlt das hohe Hofamt. Vor Jahren gab es auch Mondscheinpartien auf dem Teich. Eine Erinnerung steigt mir auf. Ich studierte orientalische Sprachen in Wien. Ach, lang, lang ist's her. Da stiegen wir an einem herrlichen Spätsommerabend die 175 Stufen des Wachtturms der Franzensburg hinauf zur Plattform mit dem Glockengeläute und dann zuhöchst auf den Rondellenturm. Im Abendglorienschein grüßte aus der Ferne das Gloriett von Schönbrunn herüber, märchenhaft wie ein Trugbild der Fee Murgiane. Auf den Teich sanken die Schatten, und die Schwäne waren wie Silberflocken im Dämmer. Bald aber kam der Mond herauf, langsam, groß, still. Und wir fuhren hinaus im verschwiegenen Kahn und bald schwammen wir im flüssigen Silber ... Ach, lang, lang ist's her.

Im Glück.

Komm näher, ganz nah! Dein liebes Gesicht
Leg dicht an meins. Dein Dunkelhaar
Uns fest und fester zusammenflicht.
So sind wir eins. Wir haben
Uns tief im Glück vergraben.

Um uns webt Rosendämmerschein
Auf klingend-feinen Schwingen,
Der wiegt uns wunderselig ein,
Und unsere Herzen singen ...

Albert Sergel.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Georg Freiherr von Ompteda, Drösigl (Berlin 1909, Egon Fleischel & Co.). — **Paul Heyse, Die Geburt der Venus** (Stuttgart 1909, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.). — **August Sperl, Richiza** (Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt). — **Marthe Renate Fischer, Die letzte Station** (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.). — **Hans Müller, Geheimnisland** (Berlin 1909, E. Fleischel & Co.).

In einem der neuen Romane, von denen ich heut zu den Lesern reden möchte, tritt ein Kritiker auf, der seinen Bericht bald mit „Nolens", bald mit „Volens" unterzeichnet, je nachdem er über die Neuerscheinungen nur mit Widerstreben oder mit eigener Herzensfreude spricht. Wenn er jetzt an meiner Stelle säße, würde er wohl zögernd hin und her sinnen, aber ich fürchte, er würde sich zuletzt doch mit einem leisen Seufzer für „Nolens" entscheiden. Denn zwar haben sich auch heuer viel gute Dichter versammelt, Dichter, die wir im Andenken an manches Schöne lieben und ehren, aber ihre neuen Bücher haben meist etwas von dem Frühjahr 1909 abbekommen, in dem kein Mensch ordentlich warm wurde. Es ist in ihnen mehr Kunst als Liebe, mehr Mattheit als Frische, mehr Tinte als Blut, und man weiß wieder mal nicht recht, wie man das eigne Rößlein in Feuer bringen soll, wenn die andern Gäule, die doch führen müssen und die Gangart bestimmen, über den Trab nicht sonderlich hinauskommen.

Das beste Tempo legt noch immer der alte Kavallerist **Georg von Ompteda** vor. Er grübelt nicht erst lange, sondern prescht einfach drauflos: der geborene Reiter. Er ist durchaus kein Problemdichter. Er geht nie von einer Idee aus, sondern stets von Menschen; nie von der Reflexion, sondern immer von der Anschauung. Er orakelt nicht über den Ehebruch, sondern er schafft eine Ehebrecherin. Und eben darin, daß er nicht räsoniert, sondern darstellt, liegt seine Stärke. Es kommt vor, daß er fast völlig hinter seinem Stoffe verschwindet. Seine Objektivität ist dann erstaunlich; gleich weit von Liebe und Haß entfernt, mißt er mit klugen, scharfen Augen und formt ruhig und unerbittlich. Und doch wird diese künstlerische Objektivität nie ganz zur persönlichen Teilnahmslosigkeit. Man muß den Punkt, an dem der Mensch Ompteda mit dem Künstler zusammenhängt, wohl oft suchen, aber man findet ihn am Ende immer. Was ihn reizt, ist manchmal nicht eine Gestalt an und für sich, sondern ihre Lebenssphäre, ihr Verhältnis zur Gesellschaft. Er ist ja ein Gesellschaftsschilderer ersten Ranges. Wie der deutsche Adel um 1900 gelebt hat, das ist von ihm in Meisterleistungen gebucht worden, aus denen die Enkel ihre Großväter einst kennen lernen mögen. Hier hat sich zur Treue der Darstellung die Liebe gesellt, die doch allein die Früchte zu süßen vermag.

In seinem neuen Roman „**Drösigl**" (Berlin 1909, E. Fleischel & Co.) machen wir die Bekanntschaft eines Helden, der sich schwerlich viel Sympathien erringen wird. Denn ein Dichter kann uns durch eine Gestalt immer nur soviel Wärme vermitteln, wie er selbst vor dieser Gestalt empfunden hat. Und Ompteda wird gewiß von seinem Drösigl nicht behaupten wollen, daß dies sein lieber Sohn sei, an dem er Wohlgefallen hätte. Aber es war ihm auch gar nicht um die Gestalt zu tun. Was ihn interessierte, war vielmehr ein gesellschaftlicher Prozeß, eine soziale Entwicklung, die sich vor unseren Augen vollzieht: Das Eindringen oder die Aufnahme der zu Macht und Reichtum gelangten Großindustriellen in die mehr oder minder geschlossenen Kreise des Adels. Das exemplum docens ist hier eben Drösigl. Der Alte hat als einfacher Kohlenzieher angefangen, ein Gewaltmensch von ungeheurer Arbeitsenergie, auf dessen Wink jetzt Tausende von Essen rauchen, ein Kerl, grob, ehrlich, kurz angebunden, groß, der zwar ins Herrenhaus berufen, Geheimer Kommerzienrat und Ritter pp. ist, aber dies alles, seine Orden voran, für einen „Dreck" schätzt, den Adel glattweg ablehnt und auf seine Herkunft sehr stolz ist. Der Sohn, Drösigl junior, der eigentliche Held des Romans, hat andere Ideale. Sein ganzes Streben, sein heimlicher Ehrgeiz ist darauf gerichtet, in den Kreisen der „Ritterbürtigen", in der exklusiven Gesellschaft festen Fuß zu fassen und von den Feudalsten der Feudalen als ihresgleichen betrachtet zu werden. Wie er das durch seine Millionen, durch sein korrektes und zurückhaltendes oder wenigstens nach Zurückhaltung strebendes Benehmen, durch seine Vermählung mit einer Gräfin Koelln erreicht, bis endlich, endlich die siebenzackige Krone auf sein bislang ungezinktes Haupt herabschwebt und aus der einfachen Puppe Drösigl der glänzende Schmetterling „Freiherr von Drösigl" wird, — das bildet den Inhalt des Romans.

Aber von welchem Standpunkt man dieses Thema auch betrachten mag, immer werden sich die Lippen ein wenig ironisch kräuseln. Denn was ist uns Hekuba? Was ist uns in aller Welt jener Millionär, dessen einzige Lebensfrage lautet: Wie werde ich Baron? Er hat ganz fraglos etwas Lächerliches. Er ist ebenso lächerlich für den Aristokraten wie für den Demokraten; er wird überall nur auf ein verwundertes Kopfschütteln, ein lächelndes Achselzucken, eine

überlegene Ironie stoßen. Auch der Künstler konnte ihn nur mit jener Ariostischen Heiterkeit erledigen, die, der aristokratischen wie der demokratischen Scheuklappen ledig, sich lächelnd über dem nichtigen Spiel wiegt.

Ompteda hat, wie mir scheinen will, hier gar zu sehr unpersönlicher Künstler sein wollen. Er nimmt seinen Drösigl zu wichtig. Er befleißigt sich in diesem Falle zu großer Zurückhaltung. Er verwirrt damit so, daß man sich am Ende fragt, was er eigentlich gewollt hat. Daß man sich fragt, ob er wirklich die siebenzinkige Krone als das höchste Glück der Erdenkinder betrachtet. Natürlich denkt er gar nicht daran; natürlich wird er Drösigl junior nicht wesentlich anders beurteilen, als wir alle es tun. Aber gerade seine künstlerische Objektivität spielt ihm hier einen Streich. Er geht als echter Könner der Falle, die jeden Dilettanten bedroht, weit aus dem Wege: er hütet sich, Drösigl zur Karikatur, zum lächerlichen Streber zu machen, ja, er nimmt ihm fast alles, was ihn lächerlich erscheinen ließe. Er tut des Guten darin beinah zu viel: im Verhältnis zu seinem rein gesellschaftlichen, äußerlich-eitlen Lebenszweck wird der Held zu ernsthaft angefaßt. Und er ist doch eben zu klein und bedeutet an sich zu wenig, um der Träger eines ganzen Werkes zu sein. Über ihn hinaus und seine gar zu spezifisch barönlichen Ziele mußte der Dichter ragen, der auch im Ausschnitt ein Weltbild gibt und nur die menschlichen Ziele sucht. Drösigl war nicht groß genug, als daß Ompteda hinter ihm verschwinden durfte. Hier wäre weniger Zurückhaltung mehr gewesen. Wir wären dann reiner gestimmt und mit freierem Gefühl entlassen worden. So erwartet man am Schlusse immer noch, daß etwas kommen soll, gleichsam ein erlösendes Wort, das uns auf eine höhere Warte hebt, uns den richtigen Gesichtswinkel und dem Ausschnitt durch Einordnung in das Weltbild die Abrundung und rechte Beleuchtung gibt. Aber das Wort, das der Mensch Ompteda mit Klugheit und Wärme hätte sprechen müssen, bleibt aus; Herr Drösigl behauptet den Plan und schreibt in das Schneepolster der Veranda mit dem Zeigefinger „gleichsam wie die Erfüllung seines Zieles die Worte: Ludwig Freiherr von Drösigl“.

Es steckt in dieser bedingungslosen Ablehnung jeder Reflexion gewiß eine erstaunliche künstlerische Kraft. Wie man von einer Mutter fein gesagt hat, sie wäre immer so alt wie ihr jüngstes Kind, so könnte man von Ompteda fast behaupten, er wäre immer so viel wie sein jeweiliger Held. Mit der Wandlungsfähigkeit des Dichters lebt er sich so in eine Gestalt hinein, daß er mit ihren Augen sieht, mit ihrem Herzen fühlt, ja, daß er gleichsam auch ihren geistigen Horizont annimmt. So kann es hier scheinen, als wäre Drösigls Ziel ganz das seine oder vielmehr, als billige er es vollständig. Es steht auf demselben Blatte, daß — ganz milieugemäß — in dem Buche fast allzureichlich mit ungeheurer Pracht, ungeheuren Summen, wahnsinnigstem Luxus operiert wird. Dem schlichten Bürger läuft es mit wollüstigem Schauder über den Rücken, als würde der Vorhang gelüftet vor einer andern Welt, und wenn ein kleines blondes Nähmädel gar den „Drösigl“ in die Hände bekommt, so muß es in rasenden Phantasiegenüssen förmlich versinken. Wer literarisch etwas beschlagen ist, mag an Wilhelm Hauffs „Kontrovers-Predigt über Clauren und den Mann im Monde“ denken, in der so kräftig gegen die Phantasiereizung durch die Darstellung luxuriöser Üppigkeit, kulinarischer Schwelgereien, schimmernder Feste und ähnlicher mundwässernder Dinge gekämpft wird. Nun will ich beileibe unseren Ompteda nicht mit Clauren vergleichen. Das könnte er sich wirklich als Beleidigung verbitten. Aus rein künstlerischen Motiven hat er die Prunkfarben hier dick aufgetragen. Es ergab sich aus dem Milieu; es ergab sich aus dem wertvollsten Besitz des Herrn Drösigl: aus seinen Millionen. Aber ein Dichter, der nicht in dem Milieu glatt untertaucht, würde hier gemildert und mehr Zurückhaltung beobachtet haben, wie er in der Darstellung und Bewertung des Drösiglschen Charakters weniger Zurückhaltung geübt hätte.

In unserem Gedächtnis bleiben zwei Gestalten des Romans haften: der alte Graf Koelln und der alte Drösigl. Beides Kinder verschiedener sozialer Schichten, ja, fast möchte man sagen: verschiedener Kulturen, aber beides in ihrer Art ganze Kerle, Persönlichkeiten, Naturen. Sie sind beide künstlerisch weitaus am besten und nachdrücklichsten herausgekommen, und aus ihnen mag man Omptedas eigentliche Herzensmeinung erst ablesen. Aber es verwirrt eben, daß nicht sie im Mittelpunkt stehn, sondern ihre im Verhältnis zu ihnen schon degenerierenden Nachkommen. Mit welcher Meisterschaft ist der alte Graf Koelln, der ein gerütteltes Maß fröhlicher Selbstsucht mit der größten Aufrichtigkeit verbindet, schon äußerlich porträtiert! Er ist groß, „mit einem so trokkenen Kopf wie ein Blutpferd. Der weiße Schnurrbart quoll aus den Nüstern, als ob zwei sibirische Eisfüchse in seiner Nase zu Bau gefahren seien und nur die Ruten rechts und links heraushingen“. Das Bild ist kühn und prachtvoll wie der ganze Kerl selber, der noch als Siebziger hinter der läutenden Meute den Schwarzkittel jagt und die Nacht durchtrinkt und durchjeut. Das Gegenstück zu ihm, der in grandseigneurhafter Weise Werte verpulvert, ist der großzügige alte Geheimrat Drösigl, der Werte schafft. Schon um dieser beiden Gestalten willen lohnt es sich, an den Roman heranzugehn. Mag man sich nachher so oder so zu ihm stellen, — zunächst wird man einfach umgeritten, am Kragen gepackt und mitgenommen. Man spürt die Faust. Es gibt wenig Erzähler,

die von Anfang an so stark einsetzen wie Ompteda. Wenn man ihn liest, fühlt man sich gefesselt, als passiere Seite für Seite etwas, worauf wir mit Neugier und Spannung lauern. Sinnt man am Ende dem Ganzen nach, so hat man eher den umgekehrten Eindruck, daß im Grunde wenig passiert sei. Das eben ist die Kunst des Erzählers. Und allen Einwendungen zum Trotz, darf man sich freuen, daß Ompteda, der die Zügel eine Zeitlang am Boden schleifen ließ, sie neuerdings energisch wieder aufgenommen hat.

Einen neuen Roman, bei dem sich niemand langweilen wird, hat uns auch die nimmermüde Fabulierkunst Paul Heyses geschenkt: Die Geburt der Venus (Stuttgart 1909, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). Das alte Thema vom Künstler und Modell, aber geschickt variiert. Noch immer läßt Paul Heyse auf den Altären der Venus Anadyomene seine Opfer rauchen; noch immer ist ihm hellenische Schönheit die Schönheit an sich, noch immer träumt er den „großen Griechentraum", der seine bannende Gewalt über uns Jüngere (trotz Gerhart Hauptmanns „Griechischer Reise") so ziemlich verloren hat. Die kleine Schulausgabe der Odyssee neben sich, fährt ein junger deutscher Maler im Segelboot über das blaue Meer, und auf einer der Kykladen hat er eine Vision, durch die „aller heutige Plunder" von ihm abfällt: blitzgetroffen wallt die See empor, die Geschöpfe der Tiefe tauchen auf, in tollen Sprüngen bewegen sich Tritonen und sprühen Wasser aus großen Muschelhörnern, und mitten in dem Gewühl, während ringsum eine feierliche Stille wird, hebt sich aus dem Grunde „eine weiße Gestalt, langsam herauftauchend, daß ich glaubte, die Flut von ihren blonden Haaren herabrieseln zu sehen, erst der herrliche Kopf bis an die Brust, dann, sacht emporgleitend, der ganze göttliche Leib, die zarten Füße auf den Rücken eines silberhellen Delphins leicht aufgestützt, die Arme, sobald sie ganz im Freien schwebte, weit ausgebreitet und mit den dunklen Augen umherblickend, wie eine Fürstin, die ihr Reich überschaut" ... So jäh, wie sie gekommen, schwindet die Vision, aber dem jungen Künstler brennt das Herz: er hat sein Erlebnis, aus dem sein schönstes Bild sich gestalten wird. Nach München zurückgekehrt, macht er sich sofort an die Arbeit, und ein glücklicher Zufall fügt es, daß er ein „über alle seine Erwartung herrliches" Modell findet, eine „Gestalt von solchem Adel der Form", daß er selbst in den Werken der alten Kunst keinen so schönen Frauenkörper gesehen hat. Fräulein Hanna ist aber auch keines der üblichen Modelle, sondern eine unnahbare junge Dame, die auf solchem ungewöhnlichen Wege für kleine und kranke Geschwister sorgt und nur unter bestimmten Bedingungen Sitzungen gewährt. Sie ist die Zurückhaltung selbst: „Eine Würde, eine Höhe entfernet die Vertraulichkeit." Sie leiht das Beste zu dem großen Bilde, und es ist kein Wunder, daß sich der Künstler in sie verliebt. Aber auch sie, die Kühle, Gemessene, fühlt eine zitternde Wärme in sich aufsteigen, und von diesem Augenblick an versagt sie sich dem Maler. Ihre Liebe bedeutet ihre Trennung. Die Verhältnisse sind stärker als sie; sie sehen es selbst ein, daß sie sich nicht heiraten können. Doch noch einmal führt die Sehnsucht sie auf einem Künstlerfest zusammen, und eine der Geliebten seinetwegen zugefügte Beleidigung reißt den Maler über alle Skrupel und Nöte fort: er erklärt Hanna für seine Braut, läßt sich rasch und heimlich mit ihr trauen und tritt dem Beleidiger im Duell gegenüber. Sterbend wird er vom Platz getragen. Doch diese Kugel, die allem ein Ende macht, löst natürlich das Problem nicht, sondern schafft es nur aus der Welt. Erst die Ehe mit jener Frau, die als bezahltes Modell anderen Künstlerkollegen als Ganzakt gestanden hat, der Kampf mit der Familie, mit den sozialen und moralischen Vorurteilen der Gesellschaft, ja mit dem eigenen Gefühl würde so oder so eine endgültige Klärung und Lösung gebracht haben. Aber diesen Eheroman, der psychologisch am wichtigsten gewesen wäre, hat Paul Heyse nicht mehr geschrieben. — Ich muß es mir versagen, kritisch des näheren auf das Werk einzugehen. Nur auf eins möcht' ich noch aufmerksam machen: auf die Kritik, die des Malers Freund über das große Bild schreibt und mit „Volens" unterzeichnet. Es klingt aus ihr wie ein heimlicher Jubel, daß nun die Zeit vorüber sei, wo man in Künstlerkreisen das Wort „Schönheit" nur schüchtern und wie aus Versehen auszusprechen wagte. Offenbar redet der Kritiker hier ganz im Sinne des Dichters, und man würde jene Worte noch lieber unterschreiben, wenn „Schönheit" nicht eben ein Vexierbegriff wäre, bei dem sich jede Generation etwas anderes denkt. Die Furcht liegt auch hier nahe, daß wir mit dem gleichen Wort Verschiedenes umschreiben. Denn wenn der Held des Buches einmal von der „wundervollen alten Zeit" redet und „von jenem glücklichen Geschlecht, das vor dreitausend Jahren das Meer befahren und griechische Lieder dazu gesungen hätte", wenn unsere Gegenwart demgegenüber als „Plunder" abgetan wird, — so gestehe ich, daß ich bei aller Schönheitssehnsucht hierin nicht mehr mitmache. Ich werde nicht aufhören, gegen jedes hellenisch-antike Glaubensbekenntnis mein modern-deutsches zu stellen: Ich bin stolz und froh, ein Sohn dieser Zeit zu sein; ich bin fest davon durchdrungen, daß sie ihre eigene stolze Größe und Schönheit hat und jeder Größe Raum gibt; ich vermag nicht einzusehen, weshalb ein Deutscher des XX. Jahrhunderts darüber klagen sollte, daß er nicht vor dreitausend Jahren als Grieche auf die Welt gekommen sei. —

Der dritte Kämpe, der diesmal auf den Plan tritt und kräftig zu manchem Sieg

sein Fähnlein geführt hat, ist August Sperl. Von ihm stammt der beste historische Roman, den die Gegenwart uns bescherte; deutsches Leben der Vergangenheit hat keiner seit langem so kernig und echt beschworen wie er. Wenn er von neuem auszieht, freuen wir uns und folgen ihm in Hoffnung, in der Hand schon den Eichenbruch, den wir ihm dankbar an den Hut stecken wollen. Aber die Hand war diesmal zu fürwitzig: es ist nichts mit dem Eichenbruch. Von seinem Ausritt kommt August Sperl diesmal heim wie die Castellschen Mannen, die gegen die Bischöflichen ziehen: matt, bestaubt und geschlagen.

„Richiza" heißt sein neuer Roman (Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt), und Richiza ist ein junges Edelfräulein, das den Herrn Friedel liebt, den jüngsten Castellschen Grafen. Weiter tut sie nicht viel, als lieben und auf den Geliebten warten, und man versteht nicht recht, weshalb ihr Name vor dem ganzen Werke steht. Man versteht es um so weniger, als Sperl ein vorwiegend männlicher Poet ist, dem das Frauliche überhaupt nicht besonders liegt. Seine besten männlichen Gestalten überstrahlen all seine weiblichen ganz bedeutend. Und erst, wenn man selber nach einem passenden Titel sucht, fühlt man, weshalb Richiza herhalten mußte, fühlt man auch so recht, daß in dem ganzen Roman etwas Zerblasenes ist, daß er merkwürdig verfehlt angegriffen ward. Vielleicht kommt es daher, daß der einstige fürstlich Castellsche Archivar August Sperl, der sich dem fränkischen Dynastengeschlecht eng verbunden fühlt, bei diesem Stoff aus der Geschichte des Hauses auch die Mitglieder des Geschlechts in den Vordergrund rücken wollte. Aber in diesen Vordergrund gehört unzweifelhaft die einzige handelnde und in schwere Konflikte gestürzte Gestalt des Buches: der Tannhauser, der rothaarige Riese. Er ist ein Lehensmann der Castells, doch das Lehen ist zu klein, und er bringt seine fünfzehn Kinder auf der Klitsche kaum durch. Da heischt er für treue Dienste vor einem Kriegszug besseren Dank und größeres Lehen, aber der alte trotzige Graf will nicht auf Bitte und Forderung hingeben, was freie Gnade ist. Heimlich zwar stellt er das Dokument aus, das des Ritters Herzenswunsch erfüllt, aber erst nach beendetem Kriegszug will er es in seine Hände legen. Tannhauser jedoch läßt sich nach schweren Kämpfen mit seinem Gewissen, um die Zukunft seiner Kinder bangend, von den Feinden bestechen, und durch seine verräterische Handlungsweise geht der Handel für Castell bitterböse aus. Sieben Grafen, sieben Söhne des Hauses, ziehen ins Feld; fünf werden tot nebeneinander auf den Rasen gebettet, einer fürs Leben zum Krüppel gemacht, — nur der jüngste, Richizas Friedel, bleibt am Leben, weil der Tannhauser ihm einen Schlaftrunk gemischt, daß er, unerweckbar, den Kampf verschlief. Niemand weiß darum, die anderen sehen nur, daß Friedel geschlafen hat, während seine Brüder stritten und starben, und schmachvoll wird er von dem unglücklichen Vater verstoßen. In einer großen Szene besucht der alte blinde Graf dann seine Kinder. Seine Hand irrt tastend über die kalten Gesichter, seine trockenen Lippen murmeln die Namen. Und dann? Je nun, was soll ich noch erzählen? Der Verräter wird zu Tode gemartert; Jung Friedel zieht mit dem Kreuz ins Morgenland; Richiza wartet, bis seine Unschuld sich herausstellt und bis er heimkehrt. Beides geschieht natürlich; die Lieder der Fahrenden klingen ihm voraus, und neues Leben blüht auch hier aus Ruinen. Aber man sieht, wie passiv sich Richiza und Friedel verhalten, wie der einzig Aktive eben der Tannhauser ist, der nicht im Mittelpunkte stehen durfte. So bleibt nur ein matter Eindruck zurück, und wir müssen den bereit gehaltenen Kranz beiseite legen, bis August Sperl wieder einmal in besserer Rüstung vor uns hintritt. —

In Stille und Abendfrieden, in das letzte goldene Sonnenstrählchen, das mürbes und versinkendes Leben freundlich umschimmert, lockt uns Marthe Renate Fischer. „Die letzte Station" hat sie ihre Skizzen aus dem Altersheim genannt (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), und sie schreitet darin einen Weg, den schon mancher Poet vor ihr gegangen ist. Ich denke an Hermine Villinger, die aus dem Altweiber-, an Hermann Hesse, der noch kürzlich aus dem Altmännerhaus köstliche Typen beigebracht hat. Ein eigener Hauch wittert um diese Stätten letzter Erdenrast; so viel Unruhe mündet in ihre Ruhe; die letzte Station vor dem Ziele tut sich auf. Greise Lebenskämpfer, mit denen die Welt schlimm umgesprungen ist, die kein Glück draußen hatten, wertlos waren oder einsam wurden, warten an diesem stillen Orte eines noch stilleren. Flammen werden zu Flämmchen, schwanken noch hin und her, brennen tiefer und erlöschen. Nur wie ein fernes Rauschen tönt die Brandung des Lebens noch herüber; sie wagt sich nicht mehr über die Schwelle . . .

Es ist schwer, hier die Lyrik, die voreilig sanfte Ranken spinnt, zurückzudrängen. Und gerade der Erzähler muß sich in diesem Falle vor Lyrik und Sentimentalität wie vor Todfeinden hüten. Kein Thema verführt leichter dazu. Auch Marthe Renate Fischer ist dieser Fußangel nicht immer entgangen. Hin und wieder steigt ihr vor den alten Knaben ein bißchen Weichheit und Rührung auf, daß sie aus ihrem Herzen und ihrem fraulichen Mitleid jedem Würdeträger der Silberlocke noch was Gutes mitgibt. Aber im ganzen brauchen sich die Villinger und Hermann Hesse des neuen Zuwachses nicht zu schämen. Man liest, lächelt und gewinnt sich Freunde. Mit dem sechsundachtzigjährigen Schlosser Findekorn gehen wir in gleichem Schritt und Tritt zum Bockbierfest, um wieder mal „in Schuß zu kommen". Der „Einspänner" scheint uns

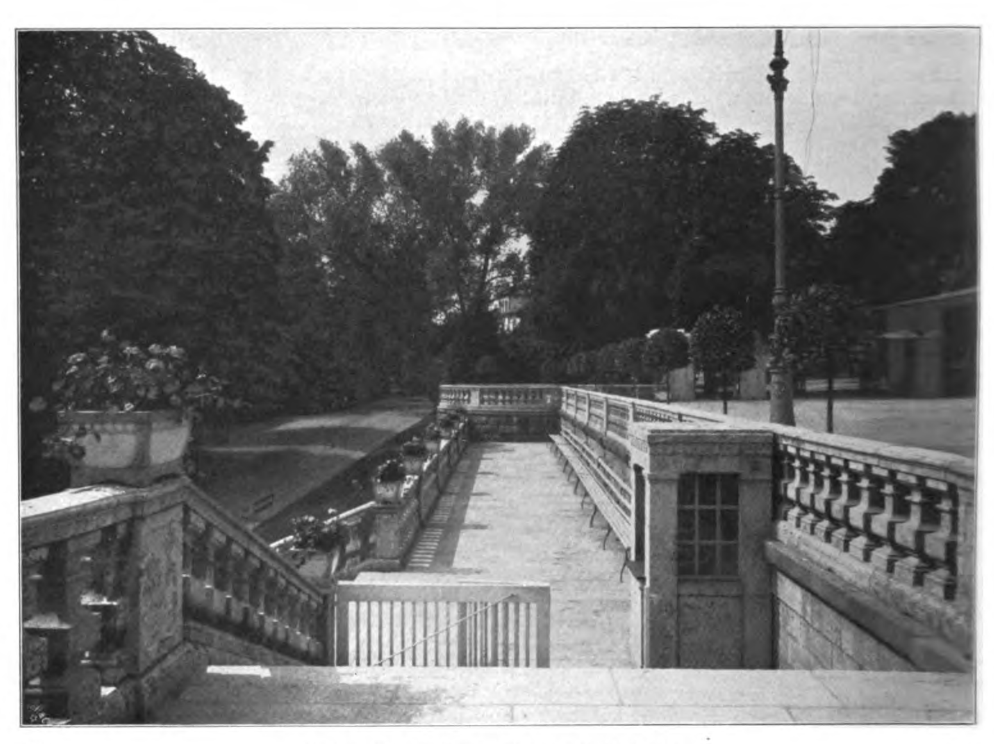


Kinderfest. Gemälde von Ernst Gentzel.
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1909.

bald ebenso unentbehrlich wie der Schwester Karoline, die als Hausgeist über dem Altersheim schwebt. Der alte Daniel, der sich in kindlicher Hartnäckigkeit durchaus schröpfen lassen will und es wenigstens so weit bringt, daß ihm ein gesunder Zahn gezogen wird, steht uns herzlich nahe. Und nicht minder der hinfällige und abgezehrte Schäfer Orlando, der nur ins Altersheim kommt, um ein anständiges Begräbnis zu kriegen, und der sich in ungewohnt köstlichen Friedenstagen so erholt, daß er am Ende den lieben Gott bittet, „noch e bische auf ihn zu lauern“. Die hübscheste Geschichte ist aber die vom „Seiflappen des alten Valentin“. Der rührend-komische Eigensinn des Greisenalters ist in dieser Skizze, und der alte Valentin, der von seiner Frau her daran gewöhnt ist, sich mit dem Seiflappen zu waschen, muß sich fortwährend darüber kränken, daß sich irgendein anderer an seinem Eigentum „seine dreckigen Hände abgeputzt hat“. Er findet schließlich eine gleichgestimmte Frauenseele, die sein Seiflappenideal zu teilen scheint und ihn ganz für sich einnimmt, so daß er den Entschluß faßt, trotz seiner Jahre noch einmal zu heiraten und von vorn zu beginnen. Aber Marthe Renate Fischer biegt im letzten Augenblick klug und fein aus: Der alte Valentin ist nur der Wegbereiter eines anderen, und es setzt ihm nicht weiter zu, daß er auf seine Greisentage noch einmal einen kurzen Traum geträumt hat.

Von ganz anderer Art ist eine Novellensammlung des jungen Wieners Hans Müller, dessen „Buch der Abenteuer“ manchem noch gut in der Erinnerung stehen mag. Die acht Erzählungen, die er unter dem Titel „Geheimnisland“ jetzt gesammelt hat (Berlin 1909, Egon Fleischel & Co.), haben das Gemeinsame, daß eine ängstlich allem Konventionellen ausweichende Phantasie, die manchmal fast bis zur Spitzfindigkeit geistreich ist, sie gesucht und gefunden hat. So ist ein stilistisch und erzählerisch sehr interessantes Buch entstanden, das den Durchschnitt schon durch seine exzeptionellen Stoffe weit hinter sich läßt, das in manchen Partien wohl nur feine und gefährliche Phantasielockungen enthält, die seltsam reizen, ohne satt zu machen und zu befriedigen, das aber in anderen Stücken auch mit tieferen menschlichen Werten uns bewegt. Ich denke da besonders an die Novelle „Der segnende Schatten“. Ein junger Poet hat ein Verhältnis mit der Frau eines berühmten Arztes. Sie liebt den Dichter in ihm, seine Zukunft — liebt diese Zukunft vielleicht um so mehr, als sie selbst manchmal krank zu sein und keine zu haben scheint. Aber der junge Mann lernt nach einiger Zeit ein kleines Mädel kennen, so das echte, süße Wiener Mädel, und bei einem Ausflug mit ihr hat er das Pech, seiner Geliebten und ihrem Gatten zu begegnen. Die Frau kommt einen Augenblick an seinen Tisch, fragt gleichsam mütterlich, ob das seine kleine Freundin sei und ob sie sich auch lieb hätten. Er stammelt ein paar Worte, daß er morgen alles erklären wolle. Sie nickt: „Ja, morgen“ ... Aber am Abend des andern Tages bringen die Zeitungen die Nachricht ihres Todes. Unser Dichter ist entsetzt; er hält sich für den Mörder seiner Geliebten; er will ihr nachsterben. Er tritt mit Blumen an ihr Totenbett: da sieht er eine merkwürdig verkrampfte Hand, sieht etwas wie eine höhnische Grimasse und fühlt nur eins: Diese Frau ist nicht aus Schmerz gestorben, sondern aus Rache! Um sich an ihm für das, was er ihr angetan, zu rächen, um seine Jugend durch die krampfhafte Reue der Erinnerung zu morden, um in jedes Licht einen drohenden Schatten zu werfen, in jeden Kelch der Freude Bitternis zu tropfen! Und mit einem Male wird ihm ganz frei. Er lacht fast; der ganze Trotz seiner Jugend hebt sich; der Schatten hat nichts Drohendes, grade weil er drohen will. Rot und lockend schimmern die Lippen des süßen Wiener Mädels. Einige Zeit darauf trifft der Befreite den Professor. Sie plaudern. „Haben Sie diese hübsche kleine Geliebte nicht mehr?“ fragt er. Und halb aus Mitleid erklärt der andre: „Nein“ ... sie hätten sich entzweit. Wie Triumph blitzt es in den Augen des Arztes auf. Er macht den Vorschlag, die Einsamkeit zusammen zu tragen. So verleben sie in seinem Hause allein einen Abend. Dabei sagt der Professor: „Wie haben Sie's damals hingenommen, daß Magda starb? Es muß qualvoll sein, dieses Gefühl, seine Geliebte in den Tod getrieben zu haben.“ Der Partner wird fahl. Er hört, Magdas Gatte weiß alles; er hört ihn triumphieren; er hört, daß es ihm süße Rache ist, ihn unter der letzten Verwünschung einer Toten zusammenbrechen zu sehen. Da steigt ihm das Blut zu Kopf. Er ruft dem hinterbliebenen Gatten zu, daß er ihn belogen hätte, daß er seine Geliebte noch besitze, daß er glücklich sei, daß seine Jugend jung sei und keine Reue kenne. Statt aller Antwort nimmt der Professor ein zerknittertes Blatt aus dem Schranke. Er hat es der Sterbenden entrissen, deren Hand sich darum eben so merkwürdig verkrampft hatte. „Es sind die letzten Worte, die sie Ihnen geschrieben hat. Ich glaubte bis heute, sie Ihnen vorenthalten zu sollen.“ Der andere liest. Er liest nicht Fluch, sondern Segen. Segen seiner Jugend, seiner Zukunft, seiner Liebsten; Dank für alles, was er ihr, die nun den Weg ins Dunkel geht, gab. Da bricht der so Gesegnete weinend zusammen. „Gehen Sie jetzt,“ sagt der Professor, „und tragen Sie ein Leben lang den Segen dieser Frau, deren Fluch Sie leichtfertig in den Wind geschlagen hätten.“

Man braucht dieser Geschichte keinen kritischen Epilog anzuhängen. Sie prägt sich für lange ein und dokumentiert eine Begabung, von der wir noch manches Schöne zu erwarten haben. —



Vorterrasse am Kurhaus in Bad Nauheim.

Illustrierte Rundschau.

Neubauten in Bad Nauheim. — Das Speckbacherdenkmal und das Kriegerdenkmal zu Wörgl. Von Christian Plattner in Innsbruck. — Silberarbeiten von A. v. Mayrhofer-München. — Keramische Arbeiten von Frau E. Schmidt-Pecht in Konstanz. — Zu unseren Bildern.

In den letzten Jahren sind die Badeanlagen des berühmten „Herz-Bades" Nauheim mit einem Aufwand von vielen Millionen vollkommen neu ausgebaut worden. Das wäre an sich nichts Bemerkenswertes, denn einmal tat es not, und zum andern erfreut sich Nauheim, seit man den Wert seiner kohlensauren Bäder für die Behandlung vieler Herzerkrankungen richtig würdigen gelernt hat, eines so starken Besuchs, daß die Großherzoglich hessische Regierung sich den Luxus dieser Neubauten schon leisten konnte. Wirklich bemerkenswert aber ist die Art der Neugestaltung der Anlagen. Denn man hat sie nicht nur technisch mit dem größten Raffinement ausgebaut, mit allen Errungenschaften der Neuzeit versehen — wobei sogar ein „Fernheizwerk" nicht fehlt —, man hat vielmehr bei dem Bau auch so viel



Hofansicht eines Badehauses.



Flur eines Badehauses.

Geschmack und künstlerischen Sinn entwickelt, wie er bei staatlichen Neubauten in deutschen Landen nicht gerade allzu häufig gefunden wird. Etwas ganz Eigenartiges und Einzigartiges ist hier in dem großen Baukomplex, der sich um den Sprudelhof gruppiert, geschaffen worden. Das Schema F ist gründlich und glücklich vermieden; nichts erinnert mehr an den Kasernen- oder den Hospitalstil, in denen früher derartige Anlagen mit Vorliebe ausgeführt wurden. Frei, luftig und anmutig fügen sich die Verwaltungsgebäude, die Dienstwohnungen mit den langgedehnten, 275 Zellen enthaltenden eigentlichen Badhäusern zusammen; jeder einzelne Bau ist bis in die geringste Einzelheit durchdacht, zierlich, aber nie spielerisch geschmückt. Es gibt hier geradezu lauschige, ganz entzückende Winkel und Eckchen in den kleinen grünen Höfen der Badhäuser, reizvolle Bogengänge gibt es, liebenswürdige Ruheplätze in den Wartehallen — und ebenso geschmackvoll sind die Korridore, sind die Badezellen ausgestattet. Ohne allen Zweifel haben wir hier, aber nicht im Sinne irgendwelcher Nachahmung oder auch nur Anlehnung, eine echte und schöne Wirkung der Darmstädter Bestrebungen vor uns. Besonders wohltuend aber



Blick auf die Sprudel.

berührt die Schlichtheit des Ganzen. Wer etwa kurz vorher das prunkvolle und — ehrlich gestanden! — doch auch recht überladene Wiesbadener Kurhaus gesehen hat, dessen Augen müssen sich an den ruhigen Linien der Nauheimer Bauten, an der feinsinnigen, maßvollen Farbenfreudigkeit, die sie auszeichnet, doppelt erfreuen. Auch auf das alte, noch aus den Zeiten der Spielbanken herstammende Nauheimer Kurhaus hat sich die Bautätigkeit der letzten Jahre erstreckt. Eine mächtige Terrasse wurde ihm vorgelagert, und ein gewaltiger Konzertsaal fügte sich dem von breiten Laubengängen umgebenen Garten an: auch dies alles großzügig in seinen Abmessungen, vornehm und einfach in der Durchführung. Die Neuanlagen in ihrer Gesamtheit, die Nauheim nicht zuletzt der Initiative des Geh. Baurats Dr. Ejer verdankt, bilden heute eine Sehenswürdigkeit, die — zumal für jeden Architekten — an sich den Besuch des freundlichen Badeorts lohnt. —


Entwurf zum Kriegerdenkmal für Wörgl. Von Christian Plattner

In der Abgeschiedenheit Tirols schafft still und oft allzu wenig beachtet manch echter, starker Künstler. In erster Reihe ist da **Christian Plattner** zu nennen. Er, der heute in der ersten Reihe deutscher Bildhauer genannt würde, wenn er sein Atelier bei den goldenen Tischen der Fremde aufgeschlagen hätte, lebt als kaum Vierzigjähriger in bescheidenster Anspruchslosigkeit zu Innsbruck einzig seiner Kunst; unbekümmert um mate-





Gruppen vom Speckbacherdenkmal. Von Christian Plattner.



Das Speckbacherdenkmal für Innsbruck. Von Christian Plattner.

riellen Gewinn und neidlos gegen den Erfolg glücklicherer — oder geschäftstüchtigerer — Kollegen. Ein Zufall, die Jahrhundertfeier des Tiroler Aufstandes von anno 1809 und der damit wiedererwachte Väterstolz, scheint nun auch ihm die Anerkennung bringen zu wollen, die seinem Künstlerkönnen gleichwert ist. Unter vierzig Bewerbern aus ganz Deutschland wurde sein Entwurf zu einem Denkmal für den Bauernführer Josef Speckbacher zur Ausführung erwählt. Um richtig bewerten zu können, wie prachtvoll und lebenswahr Plattner die Persönlichkeit Speckbachers erfaßte, muß man die Geschichte dieses verwegensten, keckſten, schlauesten und furchtlosesten aller Sturmkommandanten des Neunerjahres kennen. Dem „Mann von Rinn", diesem „Feuerteufel", wie ihn die bayerischen Gegner nannten, gebührt neben Hofer das Hauptverdienst an Tirols Befreiung. Recht als den kernigen, rastlosen „Feuerteufel" hat ihn Plattner auch in die Mitte seines grandiosen Aufbaus gestellt; fest und frei auf Fels; flankiert auf der einen Seite von dem Geistlichen, der für das Vaterland in das Feld zog, und der Jugend; auf der andern von einer Gruppe zweier rüstigen Männer, deren einer wieder die Stärke, der andere die List der Bauernhelden treffend widerspiegelt. Am Paschberg, wo unter Speckbachers Führerschaft die erbittertsten Kämpfe im Mai und August 1809 stattfanden, soll sich dies Denkmal erheben, als ein ebenbürtiges Werk jener großen Zeit. — Ein zweites, wenn auch weit einfacheres Denkmal hat Plattner für den Friedhof von Wörgl geschaffen, wo die Gebeine jener Tiroler Bauern und österreichischen Soldaten ruhen, die im unglücklichen Gefechte vom 13. Mai dort fielen. Wundervoll hat Plattner dabei seine Schöpfung über die enge lokale Bedeutung hinausgehoben und in den trauernden betenden Bauer einen Zug bitterer Entschlossenheit hineingelegt, die gleichsam dem

Beschauer verkünden möchte, daß dieser Mann, wie er ihn hier darstellte, aus seinem tiefen Schmerz um die gefallenen Brüder sich erheben und im heiligen Zorn zwölf Tage später die erste glorreiche Berg Isel-Schlacht schlagen konnte. —

In unserer Zeit, in der die Kunstindustrie blüht und durch die maschinelle Erzeugung billiger Dutzendware den Markt versorgt, hat der Kunsthandwerker einen schweren Stand. Die Zahl derer, die den künstlerischen Wert des Einzelerzeugnisses zu schätzen weiß, ist bei uns noch klein. Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse besitzen wir aber eine stattliche Zahl talentierter Kunsthandwerker von starkem persönlichen Können. Zu ihnen zählt Adolf von Mayrhofer, der Münchener Ziseleur, von dem wir heute eine Reihe von Arbeiten abbilden, Fruchtschalen, Ehrenpokale und Becher. Sie alle sind von handfester, zweckentsprechender Form, und stets ist an ihnen der zierliche Schmuck an die rechte Stelle gesetzt. Mayrhofer sieht nicht, wie mancher Moderne, in der absoluten Einfachheit des Gebrauchsgeräts das Endziel kunstgewerblichen Schaffens, für ihn hat auch der Schmuck, der sich den Linien und Formen des Gegenstandes sinngemäß einfügt, seine Berechtigung; er hält sich aber aller neuromantischen Phraseologie fern und bewährt sich auch in der Ablehnung aller sich originell oder genial gebenden Spielereien als echter Kunsthandwerker, der in stetem Umgang und liebevollem Studium sein Material kennen gelernt hat und gerade durch diese genaue Kenntnis am sichersten vor Geschmacksverirrungen bewahrt bleibt.

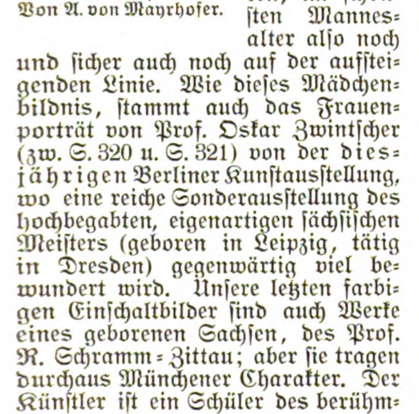

Silberner Pokal. Von A. v. Mayrhofer.

Frau Elisabeth Schmidt-Pecht gehört zu dem kleinen Kreis badischer Künstler, die das alte heimische Töpferhandwerk zu neuer Blüte gebracht haben. Im Gegensatz aber zu Professor Läuger, zu Süs und Kornhas, die sich in ihren graziösen keramischen Arbeiten an kompliziertere Aufgaben, an plastischen Schmuck, an Matt- und Lüsterglasuren, heranwagten, hat Frau Schmidt-Pecht sich darauf beschränkt, der guten Gebrauchsware mit verfeinerten Formen, Farben und Verzierungen wieder Freunde zu werben. Es ist alte tüchtige Volkskunst, die in ihren Arbeiten wieder lebendig wird. Mit klugem Geschmack erkannte sie hier das Lebensfähige, das nur in geistloser, gewohnter Übung verflacht und verkümmert war; sie erkannte aber gleichzeitig auch die Möglichkeit, hier zu bessern, ohne aus den engen Grenzen der Bauernkunst herauszutreten. Die Schwarzwälder Fayencen ihrer ersten Schaffensperiode mit ihren kräftigen roten, blauen, gelben und grünen Farben auf weißem Grund fanden sehr bald auch den Weg auf den Tisch der gebildeten Kreise. Bevorzugte sie damals noch das florale Ornament in der einfachsten Grundform von Blumen und Blättern und in der primitiven Ausführung, die Material und Technik erfordern, so hat sich nun ihr Können, wie es sich in den neueren Konstanzer Töpfereien zeigt, wesentlich verfeinert. Diese Schalen und Vasen sind ganz mit einer farbigen Glasur überzogen, auf der das Ornament in zwei, auch drei Farben als dünnschleimiger Brei nicht mit der Gießbüchse aufgetragen, sondern mit dem Pinsel aufgemalt wird, und zwar so,


Silberne Fruchtschale. Von A. von Mayrhofer-München.

daß die Gefäßwand gleichmäßig damit bedeckt wird. Dabei nähert sie sich mehr dem abstrakten Ornament, wenn auch manche Linie noch an den Stern einer Blüte oder an die Spiralen eines sich entfaltenden Farnwedels erinnert, und gewinnt dadurch mehr frische Eigenart. —

Herr Architekt Alfr. Jaster bittet uns, unseren Lesern mitzuteilen, daß er nur für die Ausführung des Baus des Hauses Landshuterstr. 38 (vergl. Heft X, S. 237), Herr Herpin für den Fassadenentwurf in Frage gekommen sei, sowie daß die Wand- und Deckenverkleidungen des abgebildeten Vestibuls von Architekt O. Lange entworfen wären. —



Silberner Pokal. Von A. von Mayrhofer.

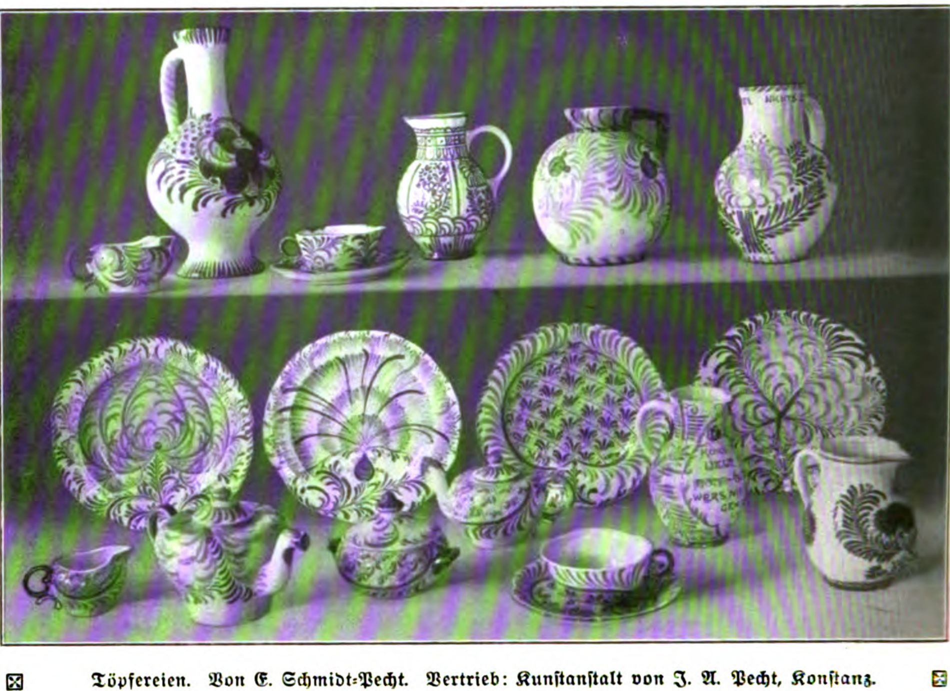


Silberne Preisbecher. Von A. von Mayrhofer-München.

Die Farbe voran! An unserem Titelbilde, an unseren diesmaligen farbigen Einschaltbildern werden unsere Leser Freude haben. Ein schönes Kinderbildnis zunächst von G. Schuster-Woldan, dem älteren des Brüderpaares, das im letzten Jahrzehnt so schnell zu Ansehen und Ruhm gekommen ist. Schlesier sind sie beide, Georg und Raffael, 1864 und 1870 geboren, im schönsten Mannesalter also noch und sicher auch noch auf der aufsteigenden Linie. Wie dieses Mädchenbildnis, stammt auch das Frauenporträt von Prof. Oskar Zwintscher (zw. S. 320 u. S. 321) von der diesjährigen Berliner Kunstausstellung, wo eine reiche Sonderausstellung des hochbegabten, eigenartigen sächsischen Meisters (geboren in Leipzig, tätig in Dresden) gegenwärtig viel bewundert wird. Unsere letzten farbigen Einschaltbilder sind auch Werke eines geborenen Sachsen, des Prof. R. Schramm-Zittau; aber sie tragen durchaus Münchener Charakter. Der Künstler ist ein Schüler des berühmten Tiermalers Zügel und er wandelte Jahr um Jahr, aber wahrlich nicht ohne Eigenart, auf den Spuren seines Meisters, auch unsere Hefte brachten manches vortreffliche Tierbild von ihm. Nun hat er, seinen vielen Freunden unerwartet, sich plötzlich ein anderes Spezialgebiet erobert und zwar



Silberne Fruchtschale. Von A. von Mayrhofer.



Töpfereien. Von E. Schmidt-Pecht. Vertrieb: Kunstanstalt von J. A. Pecht, Konstanz.

sofort mit durchschlagendem Erfolg. Großstadtbilder sind es, Bilder aus und von Isar-



Konstanzer Töpfereien. Von E. Schmidt-Pecht.

athen, von höchster Anschaulichkeit und Frische, dazu von einem koloristischen Reiz, der geradezu erstaunlich wirkt. — Auch unsere gesamten übrigen Einschaltbilder sind nach Originalen von der diesmaligen Berliner Kunstausstellung reproduziert und ergänzen so unseren Artikel, der von dieser Ausstellung plaudert. Äußerst mannichfaltig sind sie in den Vorwürfen: neben dem schönen Interieur von A. v. Brandis die tiefempfundene „Heimkehr des verlorenen Sohnes“ von Prof. Dettmann; neben dem farbenfrischen Amsterdamer Bild von Hans Herrmann das famose Bildnis des kleinen Reitersmannes von Fritz Burger; neben der Marine von Hans Bohrdt das fröhliche Kinderfest von Ernst Gentzel, einem jungen Künstler, den man im Auge behalten muß; und endlich neben der Plastik „Ackerbau“ von Waderé das ernstschöne Gemälde „Am Strande“ von Hans Looschen, der sich um die heurige Berliner Ausstellung so große Verdienste erworben hat.

H. v. Sp.



Konstanzer Töpfereien. Von E. Schmidt-Pecht.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Erntezeit. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIII. Jahrgang 1908/1909  Heft 12. August 1909

Der Trauerflor. Novelle von Carl Bulcke. (Schluß.)



Hier muß man Ungarwein trinken," sagte Thormann plötzlich lebhaft und duldete jetzt nicht mehr, daß einer außer ihm sprach. Der Wirt brachte den goldgelben Wein und die Gläser. „Dies ist die Nische, wo wir früher saßen, fast jede Nacht. Auguste ist kein schöner Name. Doch wenn ich könnte, würde ich dem Mädel ein Denkmal setzen." Er lachte trüb. „Eben fällt mir etwas ein. Ich habe solch ein schlechtes Gedächtnis. Ich habe mich Jahr und Tag lang nicht auf ihren Nachnamen besinnen können. Nun weiß ich ihn wieder. Auguste Radlauer hieß sie und war Direktrice oben im Osten. Sie hatte einhundertzwanzig Mark monatlich. Ich holte sie jeden Abend vom Moritzplatz ab. Kennen Sie den Moritzplatz? — Auch eine alte Feuerstätte."

Er streichelte das Sofa und sah wie geistesabwesend mit stieren Augen nach allen Seiten. Die beiden anderen schwiegen stumpfsinnig. Der Dicke hatte heimlich unter dem Tisch den Scheck gelesen, ihn zu einem ganz kleinen Klumpen gefaltet und den Klumpen in sein Taschentuch geknotet. Thormann sah wild umher.

„Alte Feuerstätte. Was wir wollen, ist Selbstbetrug. Was wir sprechen, ist Lüge. Was wir tun, ist Theater. Bloß das bißchen Glück kann nicht gestohlen werden."

„Na, na," sagte das Paulchen und lächelte wieder wie vorher.

„Erzähle, alte Seele."

Der Bürgermeister bemühte sich, mit verglasten Augen zuzuhören.

„Sie hat mir Geld gepumpt. Seid Ihr Korpsbrüder? Ich sage, Geld gepumpt. Ich weiß wirklich nicht, ob ich ihr alles wiedergegeben habe. Leicht möglich, daß ich ihr noch etwas schuldig bin. Leicht möglich. Sie war die Tochter eines Fleischers aus Schlesien. Der Alte tot, die Mutter nichts wert. Alles bloß Freundschaft, sagte sie. Wie Milch und Blut war das Mädel. Wurde nichts aus der Freundschaft. Wir liefen ein paar Wochen nebeneinander her, und dann verlor ich den Kopf. Mein Vater hatte achthundert Mark für die dreieinhalb Examensmonate ausgesetzt. Viel zu wenig, doch er konnte mir nicht mehr geben. Ich schrieb Zeitungsartikel. Was glauben Sie? Keine schöne Beschäftigung. Weiß der Deubel. Doch ich bekam Geld. Wir hatten schon alles ausgegeben, da kamen auf einmal fünfhundert Mark. Wir reisten nach Dänemark, es war im Frühling. Ich war verliebt zum Sterben, und sie auch. Und immer die Angst: bald ist es zu Ende. Ich hatte ihr nicht den Examenstermin gesagt. Ich hatte das Examen um sechs Wochen hinausgezögert. Ich wäre gern durchgefallen, wahrhaftig gern, aber ich machte das Examen mit Prädikat. Zehn Tage später sollte ich an das Amtsgericht nach Magdeburg. Ich reichte noch einen kurzen Urlaub ein, hatte ihr noch immer nicht gesagt,

daß nun bald alles zu Ende sei. Dann kamen die drei letzten Tage. Da sagte ich's ihr. Sie war so gelassen und heiter. Sie sagte, sie hätte alles kommen sehen, und wir sprachen noch einmal die ganze Zeit unserer Liebe durch. Ich hätte ihr gern ein Geschenk gemacht, ihr ein Andenken an mich gegeben. Doch ich hatte nichts. Auch das mußte ich ihr sagen. Sie machte mir ein Geschenk. O, ich habe es zu Hause ... Was meinen Sie? Es sind ein Paar gestrickte Schuhe. Den ganzen dritten Tag gingen wir spazieren. Als wir auf dem Dampfer standen und nach Potsdam fuhren, hatte ich eine Weile die ernstliche Absicht, sie zu bitten, mit mir ins Wasser zu springen ... Soll ich weiter erzählen?"

„Ja, bitte," sagte das Paulchen. Der Dicke hatte seinen Kopf links über gehängt und schnarchte mit offenem Mund.

„Hier haben wir gesessen, in dieser Nische, sie dort, ich hier. Hier wollten wir Abschied nehmen. Es war alles fest besprochen: in einer halben Stunde sollte sie in der Droschke nach ihrer Wohnung fahren, und dann war alles zu Ende. Hier saßen wir und tranken Ungarwein. Sie nippte an ihrem Glase, und dann sagte sie: ‚Ich habe einen Entschluß gefaßt. Ich reise nächster Tage in meine Heimat nach Schlesien.' Und als ich bekümmert schwieg, begann sie ganz langsam weiter zu erzählen. Sie habe vor einigen Monaten einen Brief von Hause bekommen. Da sei irgendwo in der Nachbarschaft ein ganz weitläufiger Verwandter, ein Tischlermeister, Witwer mit mehreren Kindern, der habe bei ihrem Vater angefragt. Er wolle sie heiraten. Der Vater habe geschrieben, der Mann sei soweit ganz ordentlich, habe ein eigenes kleines Haus. Mit der ersten Frau sei er nicht recht ausgekommen. Wie er aussähe und wie alt er wäre, das wisse sie alles nicht. Aber sie habe vor einigen Tagen an den Vater geschrieben, sie werde kommen und den Tischler heiraten. ‚Ich komme nicht ganz arm,' erzählte sie mit immer leiserer Stimme, ‚ich habe ein ganz hübsches kleines Stück Geld auf der Sparkasse. Davon weiß er natürlich nicht. Hätt' ich nicht dies Geld, so würde ich wohl nicht den Mut gehabt haben, so aufs Ungewisse zu heiraten. Er weiß übrigens, wie ich aussehe, denn er hat zu Hause schon vor längerer Zeit mein Bild gesehn, das hat ihm wohl gefallen ... Da Du fort gehst, mag ich auch nicht allein hier bleiben; ich würde es doch wohl nicht ertragen ohne Dich, und ich hätte Angst vor mir. Ich will seine anständige Frau werden.' Wir redeten eine Weile hin und her, die halbe Stunde war gleich vorüber, und sie schmiegte sich noch einmal an mich. ‚Und nun muß ich Dir ein Versprechen abnehmen. Du mußt es achten, daß ich jetzt an den anderen gebunden bin. Wenn Du es nicht achtest, bin ich verloren, und das willst Du doch nicht. Ich sage Dir nicht, an welchem Ort ich heirate, auch nicht den Namen des Mannes. Du darfst nie im Leben nach mir forschen. Ich weiß, Du wirst mich nicht so rasch vergessen. Du wirst mich immer im Herzen lieb behalten, wie ich Dich lieb behalten werde. Das Leben wird zu ertragen sein, wenn wir wissen, daß wir aneinander denken. Und nun sage ich Dir Lebewohl.'"

Der Dicke schnarchte plötzlich übermäßig laut. Das Mädchen am Cimbal spielte eine ungarische Melodie. Thormann lauschte und schenkte dann die Gläser wieder voll.

„Soll ich weiter erzählen?"

„Ja, bitte," sagte das Paulchen und konnte kaum mehr die Augen aufhalten.

„Sie war aufgestanden und wollte gehn. Da verlor ich die Gewalt über mich und habe sie noch eine Weile zurückgehalten. Ich habe hier gesessen, habe an ihrer Schulter gelehnt und habe geweint. Ich sagte ihr, das Versprechen sei zu schwer. Sie müsse von sich hören lassen. Sie müsse wenigstens in ein paar Jahren schreiben, nur ein paar Zeilen schreiben, daß es ihr gut ginge; ich wolle wenigstens nur wissen, wo sie sich aufhalte, und sie solle über meinen Aufenthalt unterrichtet sein ... Doch sie wehrte alles ab, sie sah aus, als ob sie im Schlafe spräche, aber es war doch alles ganz klar und bestimmt, was sie sagte. Da schien ihr ein Einfall zu kommen. Sie sah mich lange an, streichelte meine Hand und sagte, so wolle auch sie ein Versprechen geben: ‚Es wird uns wohl immer gut gehen, denke ich. Ich habe keine große Angst. Wenn ich mir etwas habe zuschulden kommen lassen, werde ich das als Frau wieder gut machen. Ich will auch fleißig arbei-

ten. Fleißig sein kann ich; die Leute in den Geschäften sind immer zufrieden gewesen mit mir. Und Dir wird es auch gut gehn. Du wirst rasch vorwärts kommen . . . nun, Du weißt es ja selbst, daß es Dir nicht schlecht gehn kann. Doch ich denke eben an den Fall, daß es mir schlecht gehn könne, so grundschlecht, so gräßlich schlecht, daß ich sterben muß, oder daß etwas Schlimmes mit mir geschieht. Dann werde ich Dich dies wissen lassen. Dann werde ich mit übermenschlicher Kraft beten, daß Du irgendwie erfahren sollst, was aus mir geworden ist. Denn ich werde dann glauben, daß das Schlimmste für mich leichter zu ertragen sein wird und daß es dann einen Menschen gibt, der an mich denkt und genau weiß, wie mir ums Herz gewesen ist. Und dann . . . dann mußt Du in ein Geschäft gehn und Dir einen Trauerflor kaufen. Und Du sollst diesen Trauerflor vor allen Menschen drei Tage lang für mich tragen. Du brauchst nicht zu sagen, um wen und um was du trauerst, aber drei Tage lang sollst Du trauern, auf kein Fest gehn, ganz für Dich leben und im Herzen an mich denken.' Das habe ich versprochen. Nun war es, als drängte es sie von mir fort. Sie entwand sich meinen Armen, ließ sich noch einmal küssen, wir standen draußen auf der Straße, sie winkte eine Droschke heran, sie sah mir noch einmal fest ins Gesicht, und ein paar Augenblicke später war sie im Straßengedränge verschwunden. Jetzt . . . was soll ich Ihnen sagen? Jetzt habe ich eine bebende Angst, auf einmal plötzlich, nachdem drei Jahre vergangen sind, jetzt auf einmal eine heiße Angst vor dem Trauerflor."

Der Dicke schnarchte, das Paulchen seufzte. Der Wirt kam und wollte noch eine zweite Flasche auf den Tisch setzen.

„Wir wollen gehn," sagte Thormann.

Als der Bürgermeister auf der Straße stand, torkelte er hin und her. Thormann wollte ihn in eine Droschke packen. Doch der Bürgermeister war nicht zu bewegen, sein Hotel anzugeben. Ein scharfer Morgenwind hatte sich erhoben und blies ihnen ins Gesicht. Lange Züge von Arbeitern, die mit verbissenem Gesicht schwerfälligen Ganges in ihre Fabriken zogen, strömten an ihnen vorbei, und ein paar jüngere riefen ihnen hämische Worte zu. Thormann fröstelte, er sah sich nach einer Droschke um; doch es war keine Droschke zu finden. Der Bürgermeister war im Augenblick etwas ernüchtert, er stellte sich breitbeinig hin und schnaufte die Morgenluft ein. Sie gingen zu dritt wortlos die Friedrichstraße entlang. Thormann packte ein dumpfer, seelischer Schmerz, er bekam Angst vor seiner Wohnung, Grauen vor dem nächsten Tage, Grauen vor diesen vergangenen Tagen. Der Dicke blieb plötzlich halsstarrig stehen. Jetzt wollte er durchaus noch in die „Lokomotive", eine Schnapsdestille, die eben den Tagesbetrieb eröffnet hatte, einkehren. Wenn die andern nicht mitkommen wollten, so ginge er eben allein. Er könne sich natürlich auch allein amüsieren. Seine Art zu sprechen war gar nicht mehr liebenswürdig. Das Paulchen bekam Samaritergefühle: man dürfe den Dicken nicht allein lassen, er sei zu fürchterlich betrunken. Es werde sich ja sowieso nur um ein paar Minuten handeln. Thormann nickte willenlos. Als sie in die Destille eintraten, standen ein paar Arbeiter vor der Tonbank und ließen sich ihre Schnapsflaschen füllen. An einem Tisch am Fenster saß ein schwer betrunkener Arbeiter und grölte. Die andern lachten über ihn; wenn er zu laut schrie, rief der Wirt gutmütig zu ihm herüber, daß er ihn rausschmeißen lassen werde. Der Dicke bestellte Schnäpse, man setzte sich an den zweiten Tisch am Fenster. Thormann sah im Vorübergehn einen Augenblick in einen Spiegel: sein Gesicht war leichenfahl, sein Bart zerzaust, sein Schlips aufgegangen. Der Strolch am Nebentisch fixierte Thormann.

Thormann sah sich hilflos um. ‚Verdammt,' dachte er, ‚ich bin in übler Gesellschaft.' „Direktion, meine Herren," sagte er friedlich lächelnd und schläfrig. Auch der Bürgermeister sah verdöst um sich und schlief ein.

Als Thormann zufällig zu dem Paulchen hinübersah, bemerkte er, daß Paulchen unausgesetzt vor sich hinlächelte. Schließlich sah er Thormann fest an und grinste.

„Was haben Sie?" fragte Thormann ärgerlich.

„Ich habe meinen Spaß," sagte der Kleine und feixte weiter.

„Was für einen Spaß?"

„Der Dicke hat sein Ziel erreicht. Sie sind auf den Leim gegangen. Auf den Leim, sagte ich. Schon als der Kommers anfing, hat er mit einem andern gewettet, daß er Sie heute nacht anpumpen wolle, Herr Thormann. Ich mußte mitkommen und sollte ihm helfen. Wie es scheint, hat er seine Wette gewonnen."

Thormann nahm seinen Hut, fluchte und ging allein seines Weges.

III.

Um halb fünf Uhr früh kam Thormann in seine Wohnung und fand mühselig Einlaß. Er ging auf Zehenspitzen, immer in Angst, jemand könnte sein spätes Heimkommen merken, durch die Korridore.

Gott sei Dank, niemand hatte auf ihn gewartet. An einem Seitenflur, der zu einem Lichthof führte, stand ein Fenster offen. Thormann blieb einen Augenblick stehn; unten kläfften die Hunde. Er hielt den Fensterflügel in der Hand, schwankte hin und her und überlegte. Er ging noch einmal in den Hof, wo die Hunde in einem Zwinger untergebracht waren. Sie sprangen kläffend ans Gitter, eine Menge großer und kleiner Hunde, die Frau Lilian Thormann aus Amerika herübergebracht hatte. Eine große getigerte Dogge und ein grauer Wolfshund waren ihm vertraut; er rief sie an, die Hunde erkannten ihn, und ihr tobendes Geheul erstarb zu einem Winseln. Er öffnete mit großer Vorsicht eins der Gitter und suchte seinen alten Dachshund. Ein dickes, schwarzes, vierzehnjähriges Tier, das rheumatisch und halb erblindet war. Der Hund lag in einer Ecke tief eingebettet in sein Heu, kaum erkennbar in dem Halbdunkel des Morgenlichtes. Thormann schwankte und lächelte, schnippte mit den Fingern und bückte sich.

„Männe."

Während er sich bückte, fiel ihm aus der Tasche das eine seiner beiden Korpsbänder, schlängelte sich auf und legte sich dem Hund auf den Hals. Der Hund rührte sich kaum, verdrehte die Augen und wedelte. „Hm ... hm ..." Herr Thormann griff mit der linken Hand an einen Holzverschlag, hielt sich daran fest und nahm eine Pose ein.

„War lange nicht bei Dir, Männe, hast mich lange nicht gesehn ... es ist kein Sinn für Freundschaft mehr in der Welt, Männe ... jeder ist ein Schubiack, und böser Umgang verdirbt gute Sitten. ... Männe, weißt Du noch, wer Gussi war?"

Männe schien sich nicht zu erinnern. Männe blinzelte, schweifwedelte und zog sich auf den Vorderpfoten von seinem Platz, um wie früher an das Knie seines Herrn zu springen. Doch die Hinterbeine schleiften nach, und der Hund begann jämmerlich zu quieken. Die anderen Hunde, die in der gleichen Box untergebracht waren, kamen eifersüchtig heran und tanzten um ihn herum. Thormann wies sie zornig zurück.

„Kennst Du noch Gussi, Männe?"

Männe schweifwedelte betrübt.

„Weißt Du, wie oft sie Dich gestreichelt hat, wenn Du neben uns auf dem Sofa saßest? So was vergißt man nicht, Männe. Wenn wir noch Gussi hier hätten ... wenn wir bloß wüßten, wo sie wäre. Nur einmal im Vorübergehn auf der Straße sie im Menschengewoge erkennen. Nur wissen, daß sie lebt, mein Hund, das wäre schon genug ... ich bin ganz sicher, sie ist tot ..."

Er sah trüb auf das alte, dicke, häßliche Tier.

„Du bist das einzige, was ich mit in die Ehe gebracht habe; sie ist tot, mein Hund."

Er nahm schwer atmend, seufzend sein Korpsband wieder auf. Im Automobilschuppen stand vorne links sein kleines Automobil, und in der Wagentasche steckte eine geladene Browningpistole.

„Nicht wahr, mein Hund, es ist das beste, wenn wir Schluß machen. Du quälst Dich. Es sorgt keiner mehr für Dich, nicht mal ich mehr. Wir wollen Schluß machen."

Der Hund winselte. Nach langem Suchen fand Thormann die Waffe. Ein kurzer, harter Knall. Er warf einen Armvoll Heu über das Tier und wandte sich rasch ab; die anderen Köter tobten. Der Schuß hatte ihn ernüchtert. Er betrachtete die Waffe, ließ sie in die Tasche gleiten, zog sie wieder heraus und sagte mit einem Schauspielerlächeln: „Noch ein zweiter Gnadenschuß gefällig? Ich bin gerade so in der Laune."

Dann ging er tappend in sein Schlafzimmer. Schon nach einer Stunde klopfte der Reitknecht und meldete, daß die Stute gesattelt vor der Tür stände. Thormann brummte etwas Unverständliches und schlief

weiter. Um acht Uhr kam der Hausmeister, ein dürrer, älterer Herr im Gehrock, und brachte ein paar Formulare. Der Eingang mehrerer eingeschriebener Briefe müßte bescheinigt werden. Thormann richtete sich halb auf, kritzelte schlaftrunken seinen Namen und schlief weiter. Um neun Uhr kam der Hausmeister noch einmal. Die Dresdener Bank habe telephoniert. Ein Herr Breeseberg, oder so ähnlich, habe einen Scheck präsentiert; ob der Scheck ausgezahlt werden solle. Thormann verstand beim besten Willen nicht, um was es sich handle. Der Hausmeister verzog keine Miene und wiederholte wohldressiert alles noch einmal. Thormann brauste auf: er habe nichts unterschrieben, man solle ihn in Ruhe lassen. Doch der Hausmeister war bedenklich und blieb stehn. Thormann starrte ihn eine Weile geistesabwesend an.

„Also die Sache ist in Ordnung. Sagen Sie das. Ich will jetzt schlafen."

„Sehr wohl."

Er stand um zehn Uhr auf, badete eine halbe Stunde, ließ sich rasieren, stellte sich vor einen Spiegel und sah in sein verstörtes Gesicht. Er öffnete das Fenster und sah in den Hof. Plötzlich zuckte er zusammen, machte ein verzweifeltes Gesicht und blieb wieder ein paar Minuten stehn. Dann klingelte er, und ein Diener kam. „Ich habe ... ich habe gestern abend den alten Teckelhund erschossen ... der Hund soll im Garten irgendwo eingegraben werden. Sie sagen mir später, daß es geschehen ist."

„Sehr wohl."

Dann gab er sich einen Ruck und verließ sein Ankleidezimmer.

„Kaffee."

Auf dem Tisch lagen Briefe, Zeitschriften, Zeitungen, Drucksachen in langer Reihe ausgerichtet. Er riß ein paar Briefe auf und legte sie wieder hin. Da lag auch ein Brief seiner Frau; sie schrieb jeden dritten Tag. Er mochte heute nicht lesen. Ein Diener trug ein silbernes Tablett auf; eine kleine silberne Kaffeekanne mit Elfenbeingriff, weichgekochte Eier, frisch geröstetes Brot, Schinken und Braten. Thormann sah alles zweifelnd und widerwillig an. Er sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. Ganz langsam stellte sich die Erinnerung an die Vorgänge von gestern abend wieder her ... Der Korpskommers ... ‚Jestatten, von Latten' ... die veritable preußische Prinzessin ... der dicke Bürgermeister ... ‚Prost, Kamerad ...'

Hm. Jahre und Jahre hatte er solide gelebt, und es hatte ihn oft als ein Leichtsinn gewurmt, wenn er abends in ein Theater gegangen war. Er konnte sich nicht verstehn, er konnte sich das nicht verzeihn. Er stellte fest, daß er einen schwachen Charakter habe.

‚Ich, Thormann; mir muß so etwas passieren. Ich, Thormann, der Menschenkenner.'

Der Hausmeister kam wieder. Ob der englische Sprachlehrer entlassen werden solle? Er warte bereits seit zehn Uhr.

„Ich bin heute verhindert."

Der Hausmeister verbeugte sich kurz und kam nach ein paar Augenblicken zurück. Er präsentierte Rechnungen. Thormann sah sie flüchtig durch, schrieb überall mit Bleistift ein T darauf. Für einen der nächsten Tage hatte er ein Herrendiner angesagt. Er wollte ein paar Leute von der Presse hofieren. Der Hausmeister legte das Menu und die Tischordnung vor. Thormann sah beides mit grimmigem Gesicht durch.

„Die Tischordnung geben Sie Herrn Windmüller. Ich lasse ihn bitten, sich darum zu kümmern. Auch sagen Sie ihm, daß ich natürlich auf sein Erscheinen rechne... Herr Windmüller ist in seinem Zimmer?"

„Noch nicht erschienen."

Thormann stieß scharf mit dem Fuß auf und unterdrückte ein heftiges Wort.

„Also ... ich erwarte Herrn Windmüller in einer halben Stunde. Gehn Sie gleich zu ihm hinauf. Noch etwas?"

Der Hausmeister behielt sein unveränderliches Gesicht bei.

„Mrs. Atzood hat telegraphisch Anweisung gegeben, für nächsten Montag einige Zimmer für Mrs. Harriet Atzood und Bedienung herzurichten. Mrs. Harriet Atzood kommt über London von Hamburg und ist auf der Durchreise nach Nizza."

Thormann hatte keine Ahnung, wer Mrs. Harriet Atzood war; eine Tante, eine Nichte vielleicht, es gab so viele Atzoods.

„Gut. Sie benachrichtigen mich, daß ich die Dame vom Bahnhof abhole . . . Noch etwas?"

Der Hausmeister erzählte, daß ein Rappe erkrankt sei und man den Arzt habe holen lassen; er habe einen Diener entlassen wegen Ungebührlichkeit, und einer der beiden Kutscher lasse fragen, ob er heiraten dürfe. Die Frau könne im Hausstand verwertet werden.

„Meinetwegen . . .“

Der Hausmeister wollte sich entfernen.

Thormann sah ihn bedenklich an. Er mißtraute diesem Mann und seinem Nußknackergesicht. Doch Herr Atzood hatte ihn als einen seiner tüchtigsten Beamten zu diesem Posten auserwählt, und Frau Lilian Thormann war entzückt über seinen Eifer. Thormann begann, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab zu gehen, und er sagte, ohne den Hausmeister anzublicken: „Sagen Sie mal, . . . denken Sie doch mal drüber nach . . . Sie sind ja ein findiger Kopf . . . ich arbeite da an einer Statistik. So tausend Mark ist mir die Sache wert. Ich möchte mal die Namen von sämtlichen Tischlermeistern in Oberschlesien haben, doch nur von den verheirateten. Folgende Fragen: Name? Name der Ehefrau? Zahl der Kinder? Vermögen? Ruf? Namentlich auf den Ruf kommt es mir an . . . es kann ruhig noch mehr kosten. Ich muß auf genaueste Präzision rechnen können, und die Sache muß schnell und verschwiegen betrieben werden . . . Denken Sie mal nach, wie wir das machen, und bringen Sie mir nächster Tage Ihren Plan. So. Ich danke.“

Nach einer halben Stunde ging Thormann in den anderen Flügel des Hauses zu Herrn Windmüller hinüber. Herr Windmüller saß dick und mit rotem Kopf in seinem kahlen großen Zimmer vor der Schreibmaschine und klapperte. Auf dem Sofa, auf den Regalen, auf den beiden Tischen, auf den Fensterbänken und auf dem Fußboden lagen Bücher, Drucksachen, Schriften verstreut umher. Es war nie Ordnung in dies Zimmer zu bekommen, seit Herr Windmüller dort arbeitete. Herr Windmüller war Frau Lilian Thormann verhaßt. „Ein Deutscher, der trinkt, ist ekelhaft.“ Herr Windmüller war eines Tages abgerissen und verwahrlost zu Herrn Thormann gekommen und hatte um eine Stellung gebeten. Er wurde abgewiesen, wurde zum zweitenmal abgewiesen und war immer wieder gekommen. Schließlich hatte ihn Herr Thormann empfangen. Herr Windmüller war Alter Herr der Erlanger Sachsen gewesen, er hatte sein Referendarexamen gemacht und stand nach dem Examen mittellos da. Das Korps hatte ihm wegen irgendwelcher Vorfälle das Band entzogen. Dann war er bei kleinen Provinzblättern Redakteur geworden, im Kneipenleben verbummelt und schon seit Wochen stellungslos, als er zu Thormann kam. Dieser hatte ihn nach langem Zögern als Sekretär angenommen. Er erhielt Wohnung im Hause und ein kleines Gehalt und war zuerst damit beschäftigt worden, unter Anleitung eines englischen Sekretärs Bettelbriefe zu erledigen. Nach ein paar Wochen beschwerte sich der englische Sekretär über Herrn Windmüller, Windmüller beschwerte sich umgekehrt wieder über jenen, und das Ergebnis war, daß der englische Sekretär entlassen und Herr Windmüller zum alleinigen Privatsekretär gemacht wurde. Frau Thormann hatte sich heftig dagegen gesträubt und nur nachgegeben, weil ihr Mann die Sache von der Gemütsseite aus ansah. „Ich will dem Menschen wieder auf die Beine helfen, Lilian. Es ist schließlich doch ein anständiger Kerl.“

Herr Windmüller war unzuverlässig. Tadeln half nichts. Er blieb nächtelang fort und kam an dem anderen Morgen heimlich auf der Hintertreppe ins Haus geschlichen. Auch bei der Arbeit war er stets bedrückt, stets verkatert; doch er war brauchbar, er war allmählich unentbehrlich geworden. Thormann wußte schon lange, wie er ihn verwenden wollte. Mr. Atzood brauchte Vertrauenspersonen genug, die er mit großem Gehalt anstellte, sobald sie sich als ehrliche und intelligente Arbeitstiere erwiesen. Zwei-, dreimal hatte ihm Thormann bereits solche Leute zugeführt, und Mr. Atzood war begeistert gewesen. „Schwerfällige Intelligenzen, aber anständig.“ Das waren im übrigen Mr. Atzoods Ansichten über die Deutschen sowohl im allgemeinen wie über seinen Schwiegersohn im besonderen.

Herr Windmüller stand auf, als Thormann eintrat, sah zur Seite und wünschte Guten Morgen. Es war zwischen beiden

allmählich ein vertrauliches Verhältnis eingetreten. Herr Windmüller trug die alten Anzüge von Thormann, wurde gelegentlich zu Tisch gezogen und hatte sich als ein gewandter Stilist und ein Mann von leidlichen Umgangsformen erwiesen. Thormann glaubte ihn zu durchschauen. Auf ein großes Gehalt kam es ihm nicht an; er war froh, wenn er ein paar Mark beisammen hatte, um abends ins Wirtshaus zu laufen. Die Schulden waren wohl alle bezahlt. Herr Windmüller hatte nur den einen Wunsch: das Korps hatte ihm sein Band entzogen, er wollte sein Band wieder haben, koste es, was es wolle. Das nagte seit Jahren an seinem Herzen, das drückte seine angeborene, sorglose Heiterkeit zu tiefer Mißstimmung nieder, das war Vorwurf und Schande. Gestern war der große Kommers gewesen. Thormann hatte versprochen, mal mit den Erlanger Sachsen seinetwegen zu reden. Das würde sich schon alles machen lassen. Woll'n mal sehn. Die Leute sind doch keine Unmenschen.

Innerlich war Thormann überzeugt, daß der Bund ihm keineswegs das Band zurückgeben würde. So überzeugt, daß er auch nicht ernstlich die Absicht gehabt hatte, gestern abend mit den Erlanger Sachsen zu sprechen. Er hatte auch im übrigen das gegebene Versprechen längst wieder vergessen.

„Also, Herr Windmüller, wissen Sie, den Artikel über ‚moderne Literatur und Schulbücher' wollen wir doch noch erweitern. Reflexionen und Klagen nützen nichts. Direkte Forderungen an die Regierung stellen. Recht deutliche Worte brauchen nicht vermieden zu werden. Bitte, führen Sie das aus, wie wir das neulich besprochen haben. Wir schicken die Sache zum ersten Abdruck an die Vossische Zeitung."

Er ging, die Hände in den Hosentaschen, mit den Schlüsseln klappernd, den Kopf vorgebeugt, in Gedanken auf und ab.

„Wissen Sie, und da habe ich Material für noch eine andere Arbeit: Bitte, sehn Sie sich mal die populären Arbeiten über Friedrich den Großen an. Gut, daß mir das einfällt. Es handelt sich um vier oder fünf Bücher. Sie finden sie im Bibliothekszimmer aus dem Stichwörterkatalog schon heraus. In zweien dieser Bücher steckt heimliches Gift. Ich will nicht mehr sagen. Lesen Sie die Sachen mal durch und sagen Sie mir Ihre Meinung. Man sieht diese Bücher an, weil sie hübsche Bilder haben, gut eingebunden sind und schenkt sie den Jungens zur Konfirmation. Der Text hat unverschämte Ausfälle. Die Figur von Friedrich dem Großen wird verkleinert, seines Genies und seines Rechtes auf Weltruhm beraubt und sein Leben als ein trauriges Exempel inneren Hochmuts dargestellt, den Gottes Zorn zu Fall brachte, weil der Mann angeblich Atheist war. Auch aus seiner Jugendgeschichte werden ganz haltlose Verdächtigungen aufgefrischt. Weil er als einsamer Greis in Potsdam sitzt und seinen Lieblingshunden auf der Schloßterrasse Grabdenkmäler setzen läßt, sagen diese Skribenten, daß der König ein Gotteslästerer gewesen sei. Ich bitte Sie. Wir wollen den Leuten einmal sehr genau auf die Finger sehn. Vielleicht schreiben wir die Arbeit recht ausführlich und versuchen, sie bei den ‚Preußischen Jahrbüchern' anzubringen... Haben Sie sonst noch etwas?"

Herr Windmüller suchte mit verlegenem Gesicht ein paar Briefe hervor. Einige Zeitungen hätten verschiedene Arbeiten abgelehnt. Thormann sah zornig die Briefe durch.

„Frechheit ... gut ... tun Sie, was Sie wollen ... die Aufsätze waren doch ganz gut ... Na ja, Verständnislosigkeit. Und weiter?"

„Die Broschüre über ‚Volksbildung und Volksbibliotheken' ist mehrfach heftig angegriffen worden. Darf ich die Besprechungen...?"

„Wissen Sie, ich kümmere mich um die Kritik grundsätzlich nicht."

Er begann wieder auf und ab zu laufen.

„Bitte, auf meinen Schreibtisch. Was wollen die Leute denn? Haben wir denn nicht recht? Das Volk läßt sich nicht durch Bücher bilden. Wenigstens nicht von heute auf morgen. Bloß der konservative Standpunkt ärgert die Brüder ... widerlegen kann man mich doch nicht ..."

Herr Windmüller lächelte schmerzlich.

Thormann wollte gehn, der andere trat einen Schritt vor.

„Herr Regierungsrat, Verzeihung, Herr

Regierungsrat, darf ich fragen, ob Sie gestern ... ob Sie gestern vielleicht mit meinem Bund gesprochen haben?"

Thormann trat mit wohlwollender Miene näher, klopfte ihm auf die Schulter, trat wieder zurück und sagte warm: „Über eine Stunde habe ich mit Ihren Leuten zusammengesessen. Es war mir ja so große Freude, Ihnen vielleicht behilflich sein zu können. Da war ein alter Herr mit grauem Schnurrbart, wissen Sie, so wie ein alter Offizier sah er aus; na, ich habe den Namen nicht verstanden."

„Das mag wohl der Landgerichtsdirektor Engelbrecht gewesen sein ..."

„Ja, ja, ja ... ja, so kann er geheißen haben. Und dann noch so ein kleiner Dicker ..."

„Doch nicht mein Leibbursch Rothe? So ein Dicker mit pechschwarzem Schnurrbart?"

„... nein, er war blond. Man interessierte sich sehr für Sie. Wissen Sie, ich konnte ja bloß so um die Ecke herum fragen. Ganz gewiß, es steht alles günstig. Ihr Bund wird Ihnen sicher keine Schwierigkeiten machen ... Bestimmtes kann ich Ihnen nicht sagen ..."

„War das Fest hübsch?"

„Mein Gott, ich bin um zwölf Uhr nach Hause gefahren. Wie immer sehr lauter Betrieb, viel Singerei und großer Bierkonsum. Alles sehr einig und sehr vergnügt." Er wandte sich zum Gehen und reichte Herrn Windmüller lässig die Hand hin. Herr Windmüller verbeugte sich und sagte devot: „Ich bin Ihnen sehr dankbar." Thormann sah erstaunt auf.

„Durchaus keine Ursache ... durchaus nicht ... und nun machen Sie die Sachen. Legen Sie mir die Kritiken nur auf den Tisch. Wir wollen mal sehn ..."

Herr Windmüller erinnerte daran, daß noch ein paar Briefe zu unterschreiben wären. Er setzte sich an den Schreibtisch, Herr Windmüller stand mit dem Löschblatt hinter ihm und nahm die nassen Unterschriften in Empfang. Thormann blieb am Tische sitzen, stützte den Kopf in die Hand und starrte grüblerisch vor sich hin.

„Sagen Sie mal ... sagen Sie mal ... mir geht da so etwas im Kopf herum ... Würden Sie für mich, streng vertraulich, mal nach Schlesien reisen? Sie sollen mir etwas auskundschaften. Ich muß da was herauskriegen."

„Gern, Herr Regierungsrat ..."

Windmüller stand hinter ihm und wartete gespannt auf Antwort. Er beugte sich mit versteckter Neugier vor. Doch Thormann war ganz in Gedanken versunken. Nach einer Weile sprang er auf und ging rasch und ohne Gruß aus dem Zimmer.

Herr Windmüller blieb mitten im Zimmer stehn und sah hinter ihm her. Dann trat aus dem Nebenzimmer, den Kopf grinsend vorstreckend, der Hausmeister ein, ging auf Herrn Windmüller zu und flüsterte belustigt: „Die Luft ist rein. Er hat eben nach seinem Wagen verlangt. Wie ich ihn kenne, bleibt er bis sechs Uhr abends aus. Wissen Sie, Herr Windmüller, wann er heute nacht nach Hause gekommen ist? Um halb sechs Uhr früh! Sie hätten bloß seinen Hut und seine Kleider sehn sollen ..."

„Mir hat er gesagt, er sei um zwölf Uhr nach Hause gekommen. Weshalb lügt der Mensch ...?"

Beide setzten sich auf das Sofa, und der Hausmeister bot Zigaretten an. Er erzählte, was heute morgen passiert sei. Windmüller schlug nach einer Weile mit grimmigem Gesicht die geballte Faust auf das Knie.

„Ich hätte ja eigentlich Grund, dem Mann dankbar zu sein, er hat mich von der Straße aufgelesen. Nun, Beschäftigung hätte ich ja allemal und überall anderswo gefunden. Zu Anfang gefiel er mir auch ganz gut. Sie haben recht, er kann sich heillos verstellen, eine solche ungeheure Verstellungskunst habe ich noch nie bei jemand gesehn. Wissen Sie, er ist dumm und eingebildet, diese Aufgeblasenheit kennt ja keine Grenzen. Aber alle Achtung: wer da nicht näher hinzusehen weiß, wie wir beiden, dem kann sein Auftreten wohl imponieren. Na, gleichgültig, heute habe ich ihn durchschaut. Da war gestern so ein Korpsabend, wissen Sie, er und ich sind ja Korpsbrüder. Ich war nicht da, mir macht dies allseitige Verbrüdern keinen Spaß mehr. Aber er sollte mir einen Gefallen tun. Ich hatte ihn eigentlich nur darum gebeten, um einmal herauszukriegen, ob der Mensch zuverlässig ist oder nicht. Er sollte also mit meinen Korpsbrüdern sprechen. Gestern

nacht hatte ich mich mit einem von ihnen, meinem besten Freunde, verabredet und traf mit ihm nach dem Kommers zusammen. Was meinen Sie? Von meinen Korpsbrüdern ist dieser als einziger auf dem Kommers gewesen und hat keine Silbe mit Thormann gesprochen. Und was meinen Sie, vor ein paar Minuten schwindelt der Mensch mir vor, er hätte so und so lange mit meinem Bund zusammengesessen und alles ausgerichtet, was er versprochen habe. Ich bin fertig mit dem Menschen, ich habe kein Mitleid mehr mit ihm. Ich warte bloß noch ein paar Wochen, bis ich eine andere Stellung habe, und dann will ich mal draußen gelegentlich erzählen, auf welche Weise der Herr Regierungsrat seine Artikel schreibt."

Der Hausmeister lächelte verschmitzt und erzählte von dem geheimnisvollen Auftrag, den er bekommen habe, die Namen der Tischlermeister in Oberschlesien zusammenzustellen.

Herr Windmüller lachte schallend. „Wissen Sie, was dahinter steckt? Eine Weibergeschichte steckt dahinter."

„Das habe ich mir auch schon gedacht," sagte der Hausmeister und lud Herrn Windmüller zu einer Flasche Rheinwein ein. „Ein feines Weinchen, ein herrliches Weinchen, ich habe es erst kürzlich im Keller entdeckt. Sie sollen Ihre Freude daran haben."

⁂ ⁂ ⁂

Herr Thormann hatte eine Stunde auf dem Ministerium gearbeitet und sich den Rest der zu erledigenden Akten nach Hause schicken lassen. Er war dann eine Stunde lang planlos durch die Straßen gegangen, und seine Unruhe war immer größer geworden. Er hatte, wie es seine Art war, im Gehen eine Melodie vor sich hingesummt und konnte die Melodie nun nicht wieder los werden. „Da fallen drei Röselein in meinen Schoß, nun weiß ich nicht, lebt mein Schatz oder ist er tot." Zuerst hatte er sich geärgert, daß diese Melodie ihn unablässig verfolgte. Plötzlich blieb er stehn, und ihm fielen die Worte des Liedes ein. War das ein Zufall? Seit gestern abend quälte ihn eine unbegreifliche Angst. Er war kein Mensch von Temperament, alle äußere Sorge war schon seit Jahren an der stumpfen Gleichgültigkeit seines Innern abgeglitten. Woher plötzlich diese Angst, die sein Innerstes aufwühlte? Ihm fiel wieder ein, daß dieser Zustand ihn gestern abend, gerade in dem Augenblick, als der Kommers begann, überfallen hatte. Eine ganz unbegreifliche Angst vor irgend etwas Schrecklichem, das sich hinter seinem Rücken zu gewaltsamem Angriff zusammenballte, um ihn zu überwältigen, zu zerschmettern. Und dann in der Nacht dies plötzliche Erinnern an das Mädchen, an dem sein Herz gehangen hatte. Verrückt: genau, wie es ihm jetzt bei diesem Liede ergangen war; zuerst summte er die Melodie und quälte sich, weil die Melodie ihn verfolgte, und jetzt lag zwischen den Worten der Melodie und der Verfolgung der gleiche Zusammenhang. ‚Sie ist gewiß tot,' dachte er. ‚Vielleicht will sie Dir durch diese Unruhe, die plötzlich in Dir ist, sagen, daß sie tot ist. Vielleicht gehst Du gleich hin und kaufst Dir einen Trauerflor. Wenn Du hundert Versprechen nicht gehalten hast, dies Versprechen wirst Du halten.' — Doch er vergaß es wieder. Er ging in ein Restaurant, ließ das Essen fast unberührt stehn, nahm sich dann draußen eine Automobildroschke und fuhr weit ins Freie hinaus. Die frische Luft tat ihm wohl und beruhigte seine Gedanken. Als er gegen Abend in seine Wohnung kam, lachte er sich selber aus. Es war alles nur durch die Bummelei von gestern abend gekommen. So etwas durfte nicht wieder vorkommen. Er setzte sich an den Arbeitstisch und arbeitete fleißig; froh, beschäftigt zu sein, und froh, schwere Arbeit vor sich zu haben.

Als er nach vier Stunden einen Teil der Akten erledigt hatte, fühlte er sich müde, beschloß, die übrigen Akten morgen in aller Frühe zu erledigen, klingelte und bestellte rasch etwas Essen. Dann aß er mit großem Appetit und hörte währenddem den Vortrag des Hausmeisters an. Ihm fiel ein, daß er für übermorgen seinem Korps drei Automobile zur Verfügung gestellt hatte, und er war so guter Laune, daß er anordnete, die Frühstückskörbe sollten mit Geflügel, allerhand Delikatessen und gutem Wein gefüllt werden, und ein Diener sollte zum Servieren mitkommen. Er hatte den Plan, mit seinen Freunden irgendwo hinaus ins Grüne zu fahren und ihnen dann drau-

ßen im Freien ein kleines Essen vorzusetzen. Das würde ihnen gefallen. Der Hausmeister mußte an die verschiedenen Hotels telephonieren, daß die Herren ja nicht die Verabredung vergessen möchten.

Er war so wohlgemut und frisch. Die beiden letzten Briefe seiner Frau, die er noch nicht gelesen hatte, ließ er sich durch den Hausmeister bringen, ging in das Wohnzimmer seiner Frau, drehte dort den elektrischen Kronleuchter an und setzte sich in das kleine gelbe Empiresofa, genau dem großen Bilde seiner Frau gegenüber. Das Zimmer war warm und festlich, der große Reichtum seiner Einrichtung, die schweren Prunkstücke auf den Tischen, die schönen Bilder alter Meister an den Wänden taten ihm wohl. Das Bild seiner Frau lächelte aus dem Rahmen zu ihm nieder: ‚Das alles habe ich Dir geschenkt, weil ich Dich liebe. Habe doch keine Sorgen, Du hast mich und unseren großen Reichtum. Reichtum ist alles, und — wenn Du dessen überdrüssig sein solltest: Liebe ist alles. Was wärest Du ohne mich? Mehr als Du hast, kann kein anderer haben. Beneidet Dich nicht alles? Bewundert Dich nicht alles? Bist Du nicht durch mein Geld und Deine Stellung berufen, alles, was Du kannst, bis zum Gipfel herauszubilden? Geht nicht bei anderen das meiste verloren, weil es durch die Enge der Alltäglichkeit unterdrückt wird? Und — gestehe es Dir nur selber — liebst Du mich nicht auch? Ich bin jung und schön, wie ich hier auf Dich niederschaue, auch ich bin beneidet und bewundert, auch ich weiß, daß große Träume berauschen können ... Habe ich Dir nicht alles gegeben, wohl wissend, daß das, was Du mir an Liebe gabst, noch lange nicht das ganze Maß von Liebe war, das Du mir geben konntest? Bin ich Dir einen Tag lästig gefallen, habe ich nicht jeden Tag Deine Launen, Deinen Unwillen und alle Deine Schwächen ertragen? Hast Du mich jemals betrübt gesehen? Ahnst Du vielleicht, daß ich doch nicht recht glücklich bin? Du kannst Dir nicht denken, welche Angst ich immer gehabt habe, daß mich ein Mann nur meines Geldes wegen heiraten könnte. Ein unbehagliches Gefühl, mein Lieber, viele gute Stunden meines Lebens sind mir durch dies Gefühl verleidet worden. Da verliebte ich mich in Dich. Könnten wir nicht glücklich sein, könnten wir nicht ...?‘

Er sah zu dem Bilde hinauf, nickte und sah das lächelnde Bild lange an. ‚Wir könnten schon glücklich sein. Ich weiß, es liegt nur an mir, daß wir nicht glücklich sind.‘

Dann las er ihre Briefe. Sie war früher so schroff, so geradeaus, scheinbar jeder weichen Regung fremd gewesen. Sie war so anders geworden, weiblicher, stiller. Selbst ihre Handschrift war nicht mehr so steil und ungebärdig wie früher. Der erste Brief hatte zehn Seiten. Sie schrieb so selig über die Frühlingstage in Lugano. Hinter dem Parkhotel blühe eine riesige Magnolie, die müsse er nur sehn. Eine Magnolie in hellrot, blaßblau und weiß, eine nach Mandelblüten duftende Magnolie, die wie ein Stückchen japanischer Frühling lieblich und feierlich dastehe. Gestern seien sie zu Fuß auf dem Monte Salvatore gewesen; bis nach Italien habe man hinüberblicken können, und sie habe Italien von ihm gegrüßt. Ob zu Hause auch alles in Ordnung sei? Ob man ihm zum Frühstück auch weiche Eier gebe? Sie bäte, er möge zu Helprich in der Leipziger Straße gehn; sie fürchte, sie habe die letzte Rechnung zweimal bezahlt, ihr sei das jetzt erst eingefallen. Tausend Grüße, und sie liebe ihn herzlich. — Der erste Brief war englisch geschrieben, und er hatte Mühe, ihn zu entziffern. Der zweite Brief war deutsch, rührend in seiner Unsicherheit und seinen komisch gestellten Worten. Sie bat um Entschuldigung, daß sie neulich englisch geschrieben habe. Sie wäre so in Eile gewesen. Er habe gewiß die Stirn gerunzelt und darin wieder eine Auflehnung gesehn. Er möge das nicht glauben, sie sei ganz gern eine Deutsche geworden. Ob er auch daran denke, daß seine Mutter in ein paar Tagen Geburtstag habe? Sie habe als Geschenk ein paar bunte italienische Decken geschickt und ein paar Nelken. Seine Mutter habe sich einmal solche Decken gewünscht. Heute hätte sie ihren sentimentalen Tag. Es betrübe sie so, daß er in Berlin allein säße, Arbeit und Sorge habe, daß er so lange nicht geschrieben habe, und sie mitten im Frühling säße und sich amüsiere. Es wäre ja so herrlich — nein, sie wage nicht darum zu bitten, er könne wieder die Stirn runzeln. — Ein paar Zeilen

später bat sie aber doch. Ob er denn nicht wenigstens auf zwei, drei Tage nach Lugano kommen wolle. Es sei ja so herrlich hier. Viele Hochzeitspaare wären da, die abends auf der Platanenallee vor dem Hotel Arm in Arm auf und ab gingen, es gebe so viel Musik und Heiterkeit, es wäre alles so entrückt von allen unfrohen Gedanken. Doch er könne gewiß nicht kommen, sie sähe es ja ein, der Dienst verlange sein Recht. Doch ob er wenigstens erlaube, — erlaube, schrieb sie, — daß sie ihre Weiterreise nach Nizza aufgäbe und in der nächsten Woche nach Hause käme. Sie wäre ja so gern nach Nizza gegangen, Mama hätte vorgehabt, von Nizza nach Neapel zu fahren. Doch sie hielte es einfach nicht aus. Er möge nicht böse sein, daß sie das schriebe. Sie wolle zu ihm. Sie wolle nichts anderes. Bei ihm sein und alles geduldig ertragen.

Thormann ließ den Brief kraftlos fallen. Er sah zu dem Bilde hinauf. ‚Soll ich es Dir sagen? Ich habe Dich doch Deines Geldes wegen geheiratet. Du solltest es nie merken wie schlau und verschlagen ich es angefangen habe, daß Du Dich in mich verliebtest. Soll ich es Dir sagen? Ich bin zerschlagen, verprügelt wie ein Hund und weiß nicht warum. Die Leute zeigen mit Fingern auf mich. Man mißachtet mich herzlich: das ist Thormann, der Narr, der sich verkauft hat; das ist Thormann, der Streber, der mit dem Gelde seiner Frau in die Höhe kommen will; das ist Thormann, der Dummkopf, der mit dem Kopf gegen die Wand rennt! Hei, das wird ein Spaß, wenn er sich den Kopf kaput gestoßen hat! Soll ich es Dir sagen, Dir wirklich sagen? Ich bin auf dem besten Wege, mich in Dich zu verlieben. Du besiegst mich durch Deine stille, klare Gewißheit. Ich bin doch nicht so schlecht, daß ich nicht begriffe, wie gut Du bist ... Soll ich meinen Ehrgeiz fortwerfen, wie ein Ding, das unnütz geworden ist? Glaub' mir, Lilian, es ist schwer für mich. Meine Kindheit, meine Jugend, alles war schwer. Mein Vater, wie Du ihn kennst, ist ein milder, nachdenklicher Greis. Du weißt nicht, daß er einmal ein harter, jähzorniger Mann war. Meine Mutter, wie Du sie kennst, ist ganz Zartheit und Gefühl. Du weißt nicht, daß sie einmal eine verbitterte, verängstigte Frau war. Ich selber, wie Du mich kennst, bin ein sogenannter sieghafter Charakter. Sei nicht betrübt, wenn ich Dir sage, daß ich bis zu dieser Stunde ein unglücklicher Mensch gewesen bin. Alle glücklichen Augenblicke meines Lebens, die restlos glücklichen, würden noch keine halbe Stunde meines Daseins ausmachen.‘ —

Er dachte wieder an das Mädchen, das Auguste Radlauer hieß und irgendwo die Frau eines Tischlermeisters war. Vielleicht lebte sie ganz glücklich, hatte ein Kind oder zwei Kinder, hatte ihr ruhiges, behagliches Heim. Ach nein, er mußte sich gestehn, daß er mit keinem Gedanken mehr an ihr hing. Die letzten drei Jahre hatten ihn doch zu sehr verändert. Wenn er sie jetzt wieder sähe, so würde er doch wohl nicht darüber hinwegkommen, daß sie so ganz ungebildet war, daß ihre Gedanken nicht über den Betrieb ihres Putzgeschäftes und die kleinen Zartheiten ihrer Liebe hinausgingen.

‚Der Liebesfrühling fast aller Menschen ist so grenzenlos arm: ein paar kleine, zaghafte Blüten an einem jungen Baum, rasch durch den Frost getötet, rasch durch Sturm vernichtet; von hundert Blüten, wenn es hoch geht, zwei, drei gereift. Wie schnell trieb Dich der Sturm von dannen, Du liebes, kleines Ding ... Wenn nicht das letzte Wort gewesen wäre, wahrhaftig, ich hätte Dich vielleicht längst verwunden.‘

Er stand auf, er ging zu dem elektrischen Kontakt, um das Licht zu löschen. Doch vorher sah er das Bild seiner Frau noch einmal an. Er nickte: ‚Hab' Geduld, ich verliebe mich in Dich. Und tue ich das, so will ich Dich immer lieb haben.‘

Herr Thormann war gerührt über sich selber. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und versuchte, an seine Frau zu schreiben. Dann stand er auf, nahm eine Zigarre, ging im Zimmer auf und ab, rauchte und dachte über den Brief nach. Schließlich kam ein Brief zustande, über den er sich freute. Er sagte, er würde herzlich gern kommen, wenn er nur Zeit hätte. Doch er habe keine Zeit; in späteren Jahren würde er sie leichter begleiten können. Zu Hause sei alles in Ordnung, der Hausmeister eine Perle und Herr Windmüller arbeite fleißig. Er schrieb dann über die Privatarbeiten, die er vorhatte, über Aufsätze, polemische Artikel, volkswirtschaftliche Pläne. Ein langer, schöner Brief.

In der Nacht quälten ihn schwere Träume. Gussi stand im Zimmer und kämpfte mit seiner Frau; sie wollte sie erwürgen, tobte und schrie. Sie sei mit ihm verheiratet, sie gehöre ihm. Die andere habe ihn mit ihrem Gelde gekauft. Dann hatte er Streit im Dienst, der vortragende Rat stand vor ihm und tadelte scharf seine Arbeiten.

⁂ ⁂ ⁂

Um sechs Uhr früh stand er auf, ritt eine Stunde durch den Tiergarten, kam erfrischt wieder heim, arbeitete angestrengt bis zehn Uhr, diktierte Windmüller einen Aufsatz und ging um elf Uhr auf das Ministerium. Das war seit Jahren sein Wunsch gewesen, einmal ein Leben zu haben, in dem er die umfangreichste Beschäftigung bis auf jede Minute im voraus regeln durfte. Er dachte daran, als er dem Hausmeister seine Weisungen gab: Um halb sechs das Automobil vor der Tür, um zwei Besuche zu machen. Zehn Minuten vor sechs der Schneider zur Anprobe. Fünf Minuten nach sechs das Essen. Um halb sieben Windmüller zum Diktat. Zehn Minuten vor acht das Automobil vor der Tür: er wollte in ein Theater fahren.

Als er auf dem Ministerium erschien, kam der Diener und meldete, daß der Herr Geheimrat ihn zu sprechen wünsche. Zwei Augenblicke später klopfte Thormann bereits. Es war sein Ehrgeiz, immer auf die Sekunde den Dienst zu wahren.

Der Geheimrat, ein bäuerischer, breitschultriger Mann mit grauem Vollbart, stand von seinem Schreibtisch auf, reichte ihm flüchtig die Hand und wies mit der Hand auf den Stuhl neben seinem Schreibtisch.

„Herr Regierungsrat Thormann ... ich spreche zu Ihnen nicht dienstlich, sondern persönlich. Sie wissen, daß ich über Ihre Fähigkeiten und Arbeiten über kurz oder lang zu berichten haben werde. Gut. Wir haben Ihnen ein halbes Jahr lang Zeit gelassen, sich mit Ihrer Arbeit zurecht zu finden. Sie werden nicht behaupten können, daß wir Sie überanstrengt haben. Ich kann mit gutem Gewissen über Sie nicht günstig berichten. Es ist ja möglich, daß Ihre Nebeninteressen Sie abziehen, gut. Das wäre eine gewisse Entschuldigung. Aber auch Ihre Arbeiten, die ich in verschiedenen Blättern gelesen habe, gefallen mir durchaus nicht. Das ist Ansichtssache, gut; ich will Ihnen nichts in den Weg legen, gut. Andere mögen vielleicht anders denken, gut. Aber ganz persönlich gesagt: ich würde diese Nebeninteressen auch mißbilligen müssen, wenn ich an Ihren Aufsätzen Gefallen hätte. Der von Ihnen erstrebte Einfluß auf die Presse wird Ihrem Fortkommen stets mehr hinderlich als nützlich sein. Gut, dies nebenbei gesagt. Aber auch Ihre dienstlichen Arbeiten sind, wie ich Ihnen das wiederholt sagen mußte, flüchtig und schlecht. Der Dienst bei uns verlangt doch wohl etwas mehr als eine Amateurtätigkeit. Ich habe gestern die Akten der Posener Provinzial-Schulverwaltung, die Sie bearbeitet haben, durchgesehen. Sie haben nicht nur falsch entschieden, sondern auch die tatsächlichen Verhältnisse zum Teil ungenau, zum Teil durchaus unrichtig dargestellt. Wie gesagt, Herr Regierungsrat, meine Vorhaltungen sind persönlicher Art. Ein abschließendes Urteil in dienstlicher Hinsicht will ich mir bis zum ersten Juli vorbehalten."

Der Geheimrat reichte ihm kühl die Hand. Thormann stand einen Augenblick später vor der Tür. Ihm fiel ein, was er hätte alles entgegnen können. Bisher war ein Tadel irgendwelcher Art nicht erfolgt; ein anderer vortragender Rat hatte verschiedentlich seine Arbeiten gelobt. Seine Bearbeitung der Akten betreffend die Posener Provinzial-Schulverwaltung war ganz gewiß richtig. Er hatte so entschieden, weil vor Wochen in einer ähnlichen Beschwerde der Danziger Provinzial-Schulverwaltung auf direkte Anweisung des Ministers ein gleicher Bescheid getroffen war. Sollte er noch einmal umkehren und darzulegen suchen, daß er im Rechte war? Er blieb nachdenklich auf dem Korridor stehn und schnippte wütend mit den Fingern. Was wollte der Mann? Es gab in der ganzen Monarchie sicher nur wenige, die so gute Zeugnisse hatten wie er. Er brauchte nur bei dem Minister vorstellig zu werden und sich in eine andere Abteilung versetzen zu lassen, dann war er den alten mißvergnügten Mann los ... Doch der Stachel saß tief.

Er arbeitete, ohne aufzusehen, bis drei Uhr mittags. Ein anderer Regierungsrat, der in der gleichen Abteilung arbeitete,

kam aus dem Nebenzimmer, paffte eine Zigarette, klagte, daß auch er Vorwürfe gehabt habe, und nahm Thormann in eine Weinstube mit, wo konservative Reichstagsmitglieder einen Stammtisch hatten.

Thormann war heiter und ruhig. Doch als er sein Weinglas an den Mund setzte, faßte ihn ein plötzlicher Ekel. Er riß die Augen auf und sah unvermittelt, zunächst ganz undeutlich, einen kahlen Raum, in dem Leitern, Feuerwehrspritzen und Karren standen. In der Mitte aber stand ein schwarzer Fichtensarg, mit billigen Spitzen an dem Sargrande. Der Deckel des Sarges stand daneben. Thormann sah sich selber, den Zylinder in der Hand, an den Sarg herantreten, sah, wie sein Gesicht in einem tiefen Schrecken erblaßte. In den Spitzen am Sargrande waren in ununterbrochener Reihenfolge, immer eine Handbreit voneinander getrennt, die Worte: „Ruhe sanft" eingewirkt. In dem Sarge lag Gussi. Und er war der Mörder. Er hatte sie ja gemordet.

Er schüttelte sich, sah unruhig hin und her: Richtig, er saß in der Weinstube, und die Herren sprachen über Finanzreform. „Sie wollen gehn? Schade." Thormann murmelte ein paar Worte. Als er auf der Straße ging, fiel ihm ein Kinderspiel ein, an das er lange nicht mehr gedacht hatte: man ging mit zugekniffenen Augen durch die Menschenmenge und versuchte so lange als möglich die Augen zuzuhalten. Er senkte den Kopf und ging eine Strecke mit geschlossenen Augen. Dann merkte er, daß er taumelte, und riß die Augen wieder auf. Er war der Mörder, jetzt hatte er Bescheid.

Doch an der nächsten Straßenecke riß er sich wieder zusammen: Unsinn, Überspanntheiten, Nerven. Es war seine Gewohnheit, täglich, bevor er zum Essen nach Hause kam, im Café Josti am Potsdamer Platz die Zeitungen zu lesen. Oft war dies die einzige ruhige Stunde am Tage gewesen. Er saß am liebsten in der äußersten Ecke des Lokals, und da er täglich kam, hielt man diesen Platz fast immer für ihn frei. Als er heute um fünf Uhr erschien, war dieser besetzt; ein Kellner sagte höflich, daß die Herrschaften bereits gezahlt hätten und gleich gehen würden. Thormann setzte sich nebenan. Auf seinem Platz saß ein Ehepaar aus der Provinz. Er hörte sie beraten, wie sie den Abend verbringen wollten. Morgen früh reisten sie wieder nach Breslau, da konnten sie gegen zwei Uhr in Brieg sein. Die Frau ordnete ihre Pakete, umschnürte alles mit einem Bindfaden; sie drängte zum Aufbruch. Thormann sah den beiden nach, als sie gingen, er hörte ihren schlesischen Dialekt. So ähnlich hatte auch Gussi gesprochen.

Dann setzte er sich an den freigewordenen Tisch, ließ sich seinen Tee bringen und bestellte Abendzeitung. Er wartete eine Weile; die Zeitung kam nicht. Die junge Frau, die eben fortgegangen war, hatte auf ihrem Stuhl ein Stück Zeitung liegen lassen, das er gedankenlos aufnahm. Der Kopf der Zeitung war abgerissen, das Blatt enthielt nur Lokalnachrichten.

Er las: ‚Ein entsetzlicher Unglücksfall hat sich Montag abend in unserer Stadt ereignet. Die Frau des Tischlermeisters B. hat sich in selbstmörderischer Absicht von der neuen Brücke in den Fluß geworfen und durch Ertrinken ihren Tod gefunden. Wie wir erfahren, war beispielloses häusliches Elend der Anlaß zu dem tragischen Entschlusse. Ihr Ehemann, der als Witwer die noch junge Frau vor drei Jahren geheiratet hatte, war dem Trunke ergeben und einer der schlimmsten Raufbolde der Stadt; seit Beginn seiner zweiten Ehe hatte er die arme Frau täglich mißhandelt. Die Nachbarn nahmen am Montag wahr, daß der brutale Mensch unter furchtbaren Schimpfreden mit den Fäusten auf sie einschlug. Sie erschien kurz darauf scheinbar gefaßt bei einer Nachbarin, übergab ihr den einjährigen Säugling und sagte, sie habe in der Stadt eine Besorgung zu machen. Die Unglückliche scheint dann von acht Uhr abends an umhergeirrt zu sein. Ein Nachtwächter will gegen drei Uhr nachts dicht neben der Brücke im Wasser ein klatschendes Geräusch gehört haben. Bereits in den Morgenstunden wurde die Leiche geborgen. Der armen Frau wird von allen Seiten das beste Zeugnis ausgestellt. Wir hoffen, daß mildtätige Menschen sich des mutterlosen Kindes annehmen werden.‘

Thormann faltete das Blatt mechanisch zusammen und steckte es in die Tasche. Er dachte nach: ‚Montag abend acht Uhr war

der Beginn des Kommerses. Da überfiel mich die Unruhe. Montag nacht drei Uhr erzählte ich die Geschichte: da ging Gussi in den Fluß.' Er dachte: ‚Hab' Dank. Leb' wohl. Für das Kind werde ich sorgen. Drei Tage. Heute ist Mittwoch.'

Dann ließ er sich Telegrammformulare geben. Er telegraphierte nach Lugano: „Reise Sonnabend früh hier ab, habe Verpflichtungen in Schlesien. Treffe Montag oder Dienstag bei Dir ein."

Er sandte ein zweites Telegramm an seinen Schwiegervater: „Beabsichtige sofort Abschied zu nehmen. Kann mich Firma in zwei Wochen zur Verfügung stellen. Drahtantwort Lugano."

‚Drei Tage sollst Du trauern in Deinem Herzen.'

‚Nun will ich trauern,' dachte er, ‚drei Tage trauern in meinem Herzen. Drei Tage sind eine lange Zeit, wenn man sie ernst nimmt; da läßt sich manches bedenken. So sei doch still, mein Herz. Nur eine halbe Stunde noch, — ich will gleich nach Hause telephonieren, alles abbestellen, was Dir lästig ist, Ruhe für Dich schaffen, damit Du trauern kannst. Armes Herz! Es läßt sich noch manches gut machen.'

Als er den Trauerflor am Arm trug, begegnete ihm ein Bekannter. Irgendein gleichgültiger Mensch, dessen Namen er nicht wußte. Der Herr grüßte, sprach ihn an. Plötzlich sah jener den Trauerflor, stutzte und wollte nicht zeigen, daß er von einem Todesfall in der Thormannschen Familie keine Kenntnis hatte. Er änderte seine Stimme, reichte ihm die Hand und sagte: „Mein herzliches Beileid, verehrter Herr Regierungsrat. Verzeihen Sie, daß ich mich nicht gleich erinnerte. Ich hoffe, der werte Angehörige hat nicht schwer gelitten."

„Doch," sagte Thormann, und es schien so, als ob er ganz etwas Nebensächliches sagte, „doch ... ich glaube, sie hat sehr schwer gelitten."

Der Stärkere. Von Isolde Kurz.

Lärchenhänge sinken nach dem Ufer,
Drüber steigen hoch die Alpenriesen,
Die mit Gletschereis die Lende gürten,
Nackt, gewaltigen Wuchses; auf den Häuptern
Tragen sie des Firnes blütenweiße,
Reine, hochgeschwellte Daunenkissen
Als der Sonne jungfräuliches Lager;
Federwölkchen, im Blau des Himmels wandernd,
Küssen die erlauchten Silberscheitel
Und zerfließen wie ein Traumgedanke.
Drunten aber ein smaragdenes Wunder,
Rings vom sommerlichen Wald umgürtet,
Unergründlich ruht der See. Sein Spiegel
Birgt dem Aug' des Tags ein heiliges Werden.
Denn die Flut ist eines Helden Amme:
Sie beschützt und nährt den jungen Bergstrom,
Der ein König werden soll der Ströme.
Ihn empfängt sie schmächtigen Laufs, ein Kind noch,
Aber schnell erstarkt am andern Ufer
Springt ein Jüngling aus dem grünen Bette,
Kraftentzückt im Rausch der künftigen Größe
Schäumt er hochweg über die Felsenriegel,
Wirft zerstäubend sich von Sturz zu Stürzen,
Hochaufdonnernd nach dem Fall, und weißer
Gischt verhüllt die Stätte, aber drunten
Muß er quirlend durchs Geklüft sich wühlen,
Eh' er stürmenden Laufes sich zu Tal wälzt.
Muntre Kähne, die den See befahren,
Meiden scheu die Bahn des jungen Stromes,
Wo er austritt, seine Kraft erkennend:
Unentrinnbar ist der Strömung Allmacht,
Die der Spiegel hehlt mit falschem Frieden.

Sonntagsmorgen. Aus dem Alpenkirchlein
Ruft die Glocke, Dörfler ziehn in Scharen
Nach dem Gotteshaus, das hoch ins Tal blickt.
Doch durchs Grün der jungen Lärchenwaldung
Kommt ein städtisch Paar herab zum Ufer,
Hoch und schön: die Frau im weißen Kleide
Wohnt als Sommergast im Kurhaus droben,
— Einsam geht sie stets, die Feste meidend,

Doch die Kranken kennen sie und Armen. —
Er ist fremd, ein heute Zugereister.
Stolz und herrschend blickt der Mann, den Hut ihm
Ziert ein Strauß von frischen Alpenrosen,
Schön sein bräunliches Antlitz überschattend,
Drauf das Siegel steht: Ich bin am Ziele.
Alpenrosen, heut im Wald gepflückte,
Glühen auch der schlanken Frau im Gürtel,
Schmücken ihre Schönheit wie zum Tode,
Schönheit, die des Schicksals Hand berührte.
Ihre blasse Wange kennt durchwachter
Nächte Pein und kennt die Pein des Harrens
Auf das Schiff des Glücks, das ferne segelt.
Lief's nicht heut in ihren Port und bringt es
Nicht verlorene Jahre der Jugend wieder?
Ist doch Er zurückgekehrt, der einstmals
Von ihr zog mit ungewissen Sternen,
Sie in bräutlicher Witwenschaft verlassend.
Lang ist's her, doch endlich, endlich kam er,
Und sie wandeln wieder Seit' an Seite.
Aber keines sucht des andern Auge,
Und Beklemmung wehn die reinsten Lüfte.
Schweigend geht sie neben dem Gefährten
Mit verhaltenem Atem, wie der Wandrer,
Wenn er bebt vor der Lawine Stürzen,
Die ein Lufthauch kann zu Tale rufen,
Denn auch er ist stumm und wälzt die Worte,
Die er sprechen will, in wägender Seele.

Plötzlich bricht sie selbst das Schweigen: ‚Lieber,
Sieh den See, wie er uns freundlich ladet.
Mahnt er nicht an unsrer Heimatseen
Traut Gewässer, das uns oft getragen?
Komm, laß uns der holden Mahnung folgen,
Zieh den Kahn herbei, der müßig schaukelt,
Aber mich laß frisch die Ruder führen,
Und Du sitz' und sprich, damit ich höre,
Was zu hören mich kein Gott entbindet,
Denn wohl kommst Du, lang und bang erwartet,
Doch ich fühl's, Du kommst mir nicht zur Freude.' —

Leichthin zieht das Boot, zwei lange Spuren
Furchen weiß des grünlichen Spiegels Glätte,
Der nur leicht als wie im Traume atmet.
Nun beginnt der Mann; erst scheu und leise,
Von des Weibes Aug' die Blicke wendend,
Aber freier bald und fortgezogen
In den Weltlauf, den er ihr glänzend aufrollt.
Seines Lebens Siegesgang erzählt er,
All sein Ringen, seine hochgesteckten
Ziele, die auf fremden Weg ihn führten
Weitab aus der Liebe Jugendgarten.

‚L i e b e n,' spricht er, ‚nichts als lieben will der
Jüngling, und im feurigen Entzücken
Gibt er Freiheit hin und Leben selber,
Um der Venus holdem Stern zu folgen.
Andres sucht der Mann, ihm gilt's zu w i r k e n,
Gilt zu h e r r s c h e n, und zum Leitstern wählt er
Sich den Jupiter, den Siegverleiher.
Von der Liebe dankbar, doch entschlossen
Löst er sich, wenn sie den Weg ihm hindert,
Der zu Macht und Ehren steil emporführt.
Darum, Holde, sei nun hold. Den Treuschwur,
Den der schwärmende Jüngling Dir gegeben,
Gib dem Mann zurück, der ihm entwachsen.
Herrlich wie ein Kunstwerk aufgerichtet
Steht mein Leben, und mit goldener Krone
Krönt's die neue Braut, die ich erkoren.'

Langes Schweigen. Wild nur klatscht das Ruder.
Wirbelnd dreht sich's ihr in Hirn und Herzen:
Was ist stärker als des Mannes Selbstsucht?
Steil und glatt wie eine Steinwand starrt sie
Hochauf, unzugänglich jedem Angriff. —
Vor des Weibs gesenktem Aug' erhebt sich
Klagerufend ihre tote Jugend.
Aus verlorener Tiefe steigen Häupter,
Wohlbekannte, leichenhafte Häupter:
Jahre sind's, die ungenossen schwanden,
Treue ist's, die sie um ihn verschmähte,
Ist das Glück, das werbend oft genaht war,
Alles, alles tief im Schlund versunken!
Jetzo taucht's empor, und wie beim Schiffbruch
Sich die Flut mit Trümmern füllt und Leichen,
Schwimmen die Entseelten, ihr nur sichtbar,

Um das Boot, verglaste Augen starren
Nach dem Mann, dem Bräutigam einer andern.
Lautlos flieht der Kahn, verfolgt von Leichen.
Plötzlich leis die Ruder an sich ziehend,
— ‚Ist sie schön?‘ — fragt sie mit weißen Lippen.
— ‚Mir gefällt sie‘, spricht er grausam lächelnd,
Und von neuem unter raschen Schlägen
Schießt das Boot mit dem Gefolg des Todes.

Endlich hält sie auf des Wassers Mitte,
Zieht vom Finger einen schmalen Goldreif:
— ‚Geist des Sees, der in der Tiefe waltet,
Nimm das Treupfand, das die Kraft verloren,
Und behalt's, bis ich Dir Beßres schenke.‘

Schmeichelnd faßt der Mann die blassen Hände:
—‚Laß nicht Groll das Ende sein des Glückes.
Komm, Du sollst es lächelnd überwinden.
Was ist stärker als des Weibes Liebe!
Zeig' sie nun im willigen Entsagen.
Immer warst Du meinen Wünschen fügsam,
Und mein Glück Du nahmst es für das Deine,
Wirst's auch jetzt von ferne noch liebend teilen.
Denn den Mann an Großmut zu besiegen
War von je der Frauen heiliges Vorrecht.
Lächle! Lächle! Lieblich ist Dein Lächeln,
Und die Jahre haben's nicht genommen.‘ —

Sieh, nun lächelt sie, sie lächelt wirklich.
Eine Lächelmaske, weiß und leblos,
Deckt das Antlitz ihr wie Totenstarre:
Drunter wogen seltsam die Gedanken.
Fest verbohrt ihr Aug' sich in den Abgrund,
Der bedeutsam, tückisch widerlächelt.
Doch der Mann, dem Zeichentausch verschlossen,
Freier atmend lehnt er sich ins Polster:
— ‚Ja, so find' ich Dich, wie ich Dich hoffte,
Und ich fühl' mich doppelt reich gesegnet,
Da mir meiner Jugend Lust und Wehe
Schonend ausklingt in ein hold Erinnern.
Einer Morgenfrühe muß ich gedenken,
Wo ich am tyrrhenischen Gestade
Wunderbar zwei Sonnen sah am Himmel,
Die im falben Ost, im Westen jene:
Hier der Vollmond, sonnenhaft im Meere
Niedertauchend, dort das jugendliche
Tagsgestirn, das über den Bergen aufging.
Und so ist mir heut bei unserm Scheiden,
Da Du herrlich, glorreich mir versinkest,
Schöner Mond der seligen Jugendtraumnacht,
Der nun weichen muß dem neuen Tage.
Lächle, lächle mir zum letzten Male:
Niemals seh' ich solch ein Lächeln wieder.
Deine Wunderaugen tauch' in meine,
Daß ich Deines Bildes Götterfülle
In mich trinkend mit von hinnen nehme.
Niemals bist Du mir so hold erschienen,
Nie empfand ich voller all Dein Wesen.
Nimm und gib noch einen Kuß, den letzten,
Und dann wende, daß wir eilig scheiden.‘

Spricht das Weib mit grausam süßem Lächeln:
‚Drüben in der Felsbucht werd' ich landen,
Dort zum Abschied will ich Dich umfassen,
Mag dann, was da kann und muß, geschehen.‘

Um den Felsen lenkt sie, nah dem Tor schon,
Wo der See entläßt den wilden Zögling.
Reißend faßt die Strömung dort den Nachen,
Drunten ruft ihm donnernd die Kaskade,
Und das Weib, die Ruder von sich werfend,
Springt mit Wahnsinnsjubelschrei vom Sitze:
— ‚Munter, Bergsohn, halte Deine Beute!
Du bist stärker als des Mannes Selbstsucht,
Du bist stärker als des Weibes Liebe.
So empfang die zwei verlorenen Seelen!
Nimm uns, trag' uns, tanz' mit uns den Kehraus!
Drunten in den Klüften sei die Hochzeit!‘ —

Gräßlich starrt der Mann, gesträubten Haares,
Schon der Todesbrandung nah und näher.
Mit dem Ruder einem, das er auffing,
Stemmt er wutverbissen sich dem Strome,
Stemmt sich bis zuletzt und will nicht weichen.
Wortlos ringt er. Doch des Widerstandes
Lacht der Stromgott und ist schnell am Werke,
Schwingt das Boot wie einen Ball nach oben,
Faßt es, schluckt's hinab in seine Strudel,
Singt ein wildes Brautlied ob der Klause,
Und aus Klüften rückgekehrt, beginnt er
Jubilierend seinen Lauf zum Meere.

Lady Hamilton.

Radierung von Léon Salles nach einer farbigen Zeichnung von John Downman.

Verlegt von Henry Graves & Co., London.



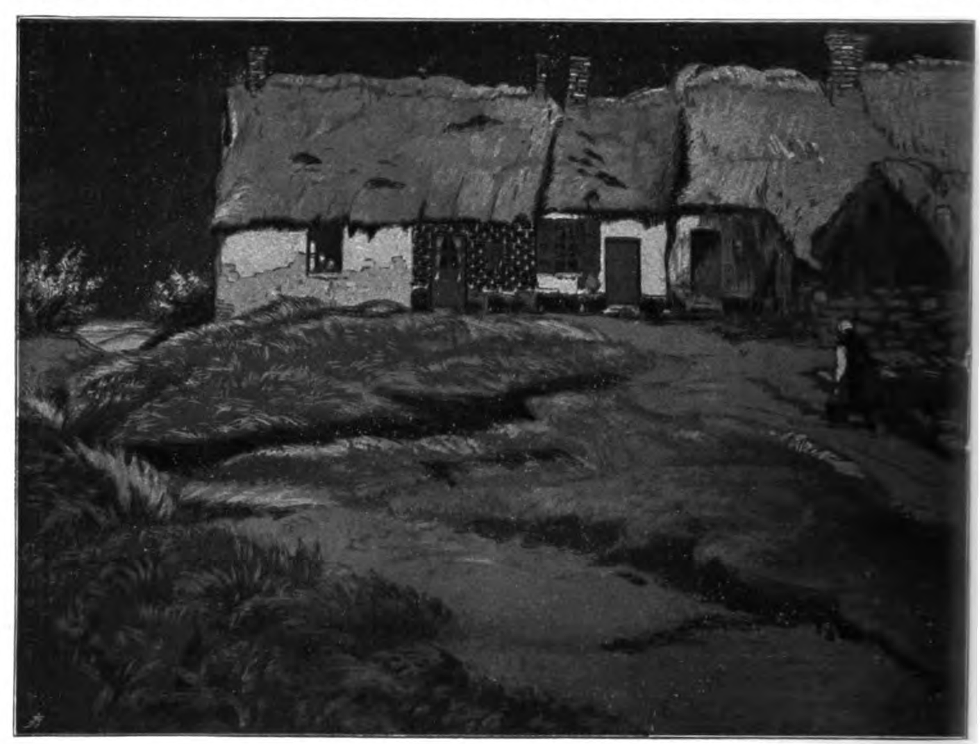
Nach dem Regen. Von Charles Houdard.

Die moderne farbige Radierung.

Von Karl Eugen Schmidt-Paris.

ie farbige Radierung, die seit einigen Jahren in Paris wieder zu neuen Ehren gekommen ist, darf sich nicht rühmen, eine Erfindung unserer Zeit zu sein. Sie ist im Gegenteil ziemlich so alt wie die Radierung selbst, denn seit es einen Kupferstich gibt, hat man auch versucht, die Technik durch Anwendung von Farben zu verschönern und zu vervollkommnen. Schon Hans Burgkmair und Albrecht Dürer haben Versuche gemacht, Farbe in ihre Kupferstiche zu bringen, allerdings noch nicht im heutigen Sinne, wo man die ganze Skala des Regenbogens über die Kupferplatte auszuschütten versteht. Diese ersten Versuche Burgkmairs und Dürers, denen dann die bekannteren Arbeiten in Italien folgten, gingen nur dahin, die Lichter und Schatten durch eine besondere, von den Konturen verschiedene Farbe hervorzuheben. So sind der heilige Georg und das Porträt des Kaisers Maximilian von Burgkmair, der Ulrich Varnbühler und das Rhinozeros von Dürer mit zwei Platten gedruckt: die erste gab schwarz die Konturen, die zweite graugelb die Schattierung. Nicht viel anders verfuhren Beccafumi, der Schöpfer des berühmten, in Marmormosaik ausgeführten Fußbodens des Domes von Siena, und Parmigiano in ihren ebenfalls mit zwei Platten gedruckten Blättern.

Der Hauptbegründer des Farbendruckes mit mehreren Platten ist aber der kosmopolitische Maler Jakob Christoph Le Blond, den ich, obschon er im Jahre 1670 in Frankfurt a. M. geboren war, kaum als Landsmann anzusprechen wage. Erstens klingt sein Name nicht gerade sehr deutsch, obschon es ja am deutschen Rhein der französischen Namen genug gibt, und zweitens hat er seine Tätigkeit nicht auf deutschem Boden entfaltet. Er führte ein Wanderleben, das ihn nacheinander nach Rom, Amsterdam, London und endlich nach Paris brachte, wo er im Jahre 1740 ein königliches Privileg für seine Farbendrucke erhielt. Er druckte mit drei Farbenplatten: blau, gelb und rot, denen sein Kollege Dagoty noch eine



⊠ Fischerhütte in Cayeux. Von Eugène Delâtre. 

vierte hinzufügte: die schwarze. Das Verfahren, das heute noch von der gewöhnlichen Chromolithographie angewandt wird und wonach die meisten der bunten Plakate hergestellt werden, welche unsere grauen Mauern beleben, ist also schon seit mehr als anderthalb Jahrhunderten bekannt.

Ein älteres Verfahren bestand einfach darin, daß man die schwarzgedruckten Blätter mit der Hand kolorierte. Die englischen farbigen Stiche des XVIII. Jahrhunderts, die heute von den Sammlern mit hohen Preisen bezahlt werden, sind fast alle mit der Hand koloriert, und auch dieses Verfahren hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten: die billigen Bilderbogen, die in Epinal und Reutlingen gedruckt werden, erhalten ihre Farbe erst nach dem Drucke, sei es nun, daß die malenden Mädchen und Frauen sich einer Schablone bedienen, oder daß sie den Pinsel aus freier Hand nach dem Vorbilde führen.

Endlich gibt es noch eine dritte Technik, farbige Drucke herzustellen, und diese ist es, die bei unseren modernen farbigen Radierungen angewendet wird. Auch sie ist schon sehr alt: die reizenden farbigen Stiche, die im XVIII. Jahrhundert in Paris hergestellt wurden, die wunderschönen und heute mit unerschwinglichen Preisen bezahlten Blätter von Debucourt, Alix, Janinet, — der in unseren Tagen der Luftschiffahrt besondere Erwähnung verdient, denn er gab sich vor 125 Jahren mit der Eroberung der Luft ab und wäre am 11. Juli 1784 beinahe von dem Pariser Pöbel gelyncht worden, weil sein Ballon, der an diesem Tage aufsteigen sollte, das Gas entweichen ließ und daher nicht aufstieg, — Sergent, Descourtis usw. sind nicht mit mehreren Platten gedruckt, und die Blätter sind auch nicht nach dem Drucke koloriert worden. Das Verfahren bestand und besteht darin, daß zu dem Drucke eines jeden Blattes die Kupferplatte mit den nötigen Farben bedeckt wird. Beim Drucke werden alle diese Farben von dem Blatte aufgesaugt, also daß zu einem jeden Blatte das Kupfer



Fischerhütte in Cayeux. Von Eugène Delâtre.

von neuem bemalt werden muß. Dieses setzt bei dem Drucker großes, künstlerisches Verständnis voraus; er darf bei diesem Verfahren, das verschiedentlich à la poupée oder au pouce genannt wird, nicht nur Handwerker, er muß selber Künstler sein.

Dies ist allerdings auch bei der schwarzen Radierung bis zu einem gewissen Grade der Fall, und wenn viele Künstler von der Radierung nichts wissen wollen, so hängt das mit der Schwierigkeit zusammen, einen wirklich guten Drucker zu finden. Die meisten Radierer des XIX. Jahrhunderts, deren Arbeiten von den Sammlern gesucht und hoch bezahlt werden, haben ihre Sachen selbst gedruckt, und erst als sich in Paris ein Mann fand, der Künstler und Drucker zugleich war, übergaben die Méryon, Charles Jacque, Bracquemond, Whistler usw. ihre Platten, nach denen sie vorher selber gedruckt hatten, dem vor einem Jahre hochbetagt gestorbenen August Delâtre, von dem der englische Radierer Seymour Haden schrieb: „Wenn Delâtre zur Zeit Rembrandts gelebt hätte, hätte dieser seine Radierungen von ihm drucken lassen."

Durch August Delâtre nahm die Radierung, die man ein halbes Jahrhundert lang vernachlässigt hatte, einen neuen Aufschwung. Die Vernachlässigung aber war durch die Erfindung der Lithographie herbeigeführt worden. Der Radierer muß ein vollständiges Handwerk erlernen, um eine Platte druckfertig herzustellen, der Lithograph aber hat das nicht nötig. Jeder Künstler, der überhaupt zeichnen kann, kann eine Lithographie machen, die ja weiter nichts ist als eine Zeichnung auf dem Lithographenstein. Irgendwelche zeitraubende und langweilige technische Studien sind dazu nicht nötig. Als man daher den Künstlern dieses überaus bequeme Mittel, ihre Zeichnungen zu vervielfältigen, an die Hand gegeben hatte, verließen sie die viel schwierigere und zeitraubende Radierung, um sich der Lithographie zuzuwenden.

Erst in der Mitte des XIX. Jahrhunderts nahm man wieder die Radie-

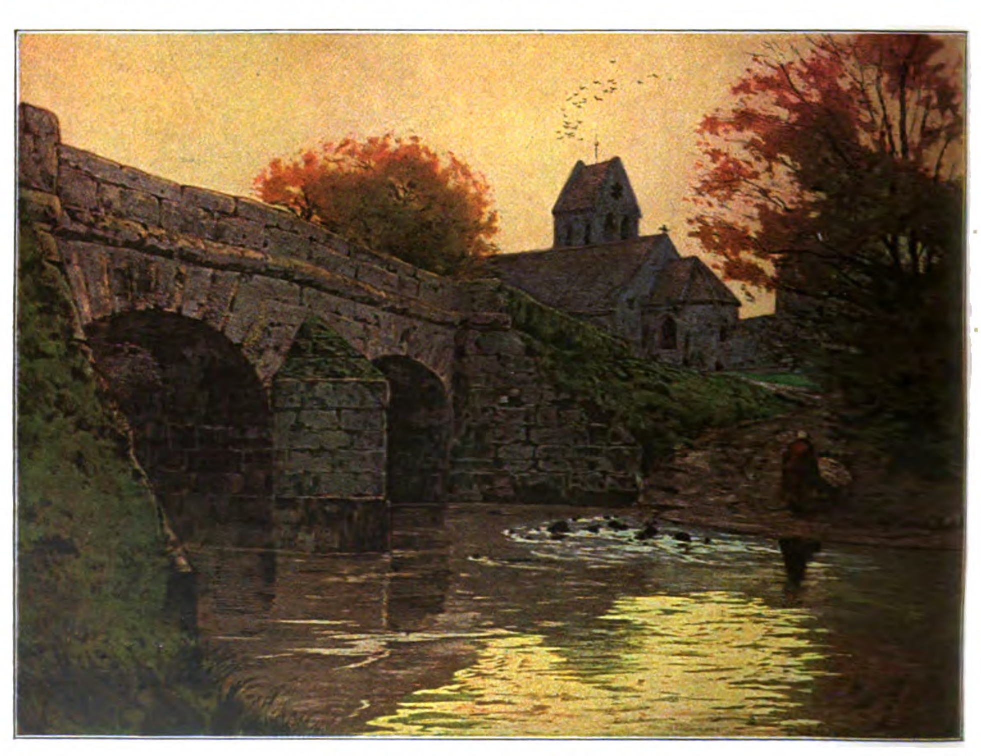
rung auf, deren Technik inzwischen dermaßen vernachlässigt worden war, daß man sie beinahe vergessen hatte. Der noch lebende Altmeister der französischen Radierung, Felix Bracquemond, erzählte mir eines Tages, als er auf den Gedanken gekommen sei, ähnliche Arbeiten wie Rembrandt zu schaffen, habe er sich vergeblich nach der Technik der Radierung erkundigt, und schließlich habe er die nötige Anweisung in der im XVIII. Jahrhundert erschienenen Enzyklopädie Diderots gefunden. Bald fand die Radierung neue, begeisterte Freunde, und einige große Meister gaben ihr den Vorzug vor der Lithographie, die sie vielleicht auch verdient, denn ihre Ausdrucksfähigkeit ist ohne Zweifel tiefer und innerlicher als die des Steindrucks.

Nun ist es aber eine während der ganzen Geschichte der Entwicklung der Radierung beobachtete Tatsache, daß jedem neuen Aufschwunge der schwarzen Radierung alsbald auch neue Versuche in der farbigen Radierung folgen.

Der schon erwähnte Altmeister Bracquemond machte vor dreißig Jahren die ersten Versuche damit, indem er mit mehreren Platten einige farbige Blätter herstellte.

Nach dem gleichen Verfahren des Drei- oder Vierplattendruckes arbeiteten auch Gaujan und Henri Guérard, der Freund Manets.

Endlich kam dann Eugen Delâtre, der Sohn des Druckers, Malers und Radierers August Delâtre, der wie sein Vater nicht nur der bedeutendste Techniker des Kupferdruckes, sondern auch sehr begabter Maler und Radierer ist, auf den Gedanken, das alte Verfahren à la poupée, an das man beinahe hundert Jahre lang nicht mehr gedacht hatte, aus der Vergessenheit herauszusuchen und zu neuem Leben zu erwecken. Es gelang ihm, zunächst durch seine eigenen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Maler zu erregen und dann durch die in seiner Druckerei hergestellten Blätter berühmter Maler das Interesse der Liebhaber und Sammler für die farbige Radierung zu gewinnen.



Pont des Archers. Von Henry Jourdain.



Seemöven. Von Fritz Thaulow.

Nächst Delâtre muß der Verleger und Kunsthändler Georges Petit als der eifrigste Förderer der farbigen Radierung genannt werden, und diesen beiden Leuten ist es vornehmlich zu danken, daß die alte, schöne Technik in unseren Tagen so herrliche neue Blüten gebracht hat.

Diese Technik besteht, wie schon angedeutet, darin, daß für ein jedes Blatt das Bild gleichsam auf die Kupferplatte gemalt wird, die ihrerseits nur die Konturen enthält. Von dem Drucker hängt also die ganze farbige Erscheinung des Blattes ab, und daher kommt es, daß von hundert nach der nämlichen Platte gedruckten Blättern oft keine drei ganz genau gleich sind.

Diese Ungleichheit ist nun auch ein Grund dafür, daß die Sammler der farbigen Radierung unserer Tage wie

der des XVIII. Jahrhunderts sehr zugetan sind. Denn der Sammler schätzt seine Kleinodien ja nicht nur nach ihrer Schönheit, sondern mehr noch nach ihrer Seltenheit. Wenn von einer Radierung hundert Exemplare auf weißem und nur zwei oder drei auf gelbem oder grünem Papier existieren, so sind diese zwei oder drei für den Sammler gerade soviel wert wie die hundert anderen zusammen; wenn er für ein weißes Exemplar zehn Mark zahlt, so gibt er gern hundert oder gar tausend für das gelbe oder grüne. Hat also der Drucker einer farbigen Radierung, ehe er sich für die endgültige Fassung entschied, ein halbes Dutzend Versuche gemacht, so ist nachher ein jedes dieser Versuchsblätter zehn- oder zwanzigmal soviel wert als eines der hundert definitiven Blätter, obgleich die definitive Fassung wahrscheinlich die schönste ist, sintemalen sich der Künstler dafür entschieden hat. Bei der à la poupée gedruckten farbigen Radierung ist nun die Rolle des Druckers viel größer als bei der schwarzen, und demgemäß sind auch kleine Abweichungen im Aussehen des fertigen Blattes viel häufiger, also daß bei diesem Verfahren weit mehr „Seltenheiten" zustande kommen als etwa beim Drucken nach mehreren Platten, wo ja das Resultat einmal ganz genau ebenso wird wie alle anderen Male. Es ist eben der Unterschied zwischen Handarbeit und Maschinenprodukt. Beim Drucke mit mehreren Platten spielt der Drucker schon keine künstlerische Rolle mehr: er ist eigentlich nicht viel mehr als ein Rädchen der Maschine, von dem man weiter nichts verlangt als Exaktheit, also daß er richtig sein Blatt Papier genau an der nämlichen Stelle auf die verschiedenen Platten legt, also eine rein mechanische Arbeit. Beim Drucken farbiger Radierungen von einer einzigen Platte dagegen ist der Drucker etwas mehr als ein Maschinenteil, er wird zum Gehilfen des Künstlers und kann sehr leicht seinen individuellen Geschmack



Auf der Insel Sein. Von F. le Goût Gérard.



Die gotische Brücke. Von Luigini.

und sein künstlerisches Verständnis betätigen.

Ein wie verschiedenes Resultat von der nämlichen Platte erzielt werden kann, mögen die auf Seiten 482 und 483 einmal farbig, dann braun gegebenen Abbildungen der „Fischerhütten“ von Eugen Delâtre zeigen.

Ihren Namen à la poupée oder au pouce hat die Technik davon, daß die Farbe mit einer sogenannten „Puppe“, das ist ein zu einem festen, kleinen Ballen zusammengewickelter und gebundener Lappen, auf die Kupferplatte gebracht wird. Zu jeder Farbe wird eine besondere Puppe benutzt, und je nach der feineren oder gröberen Arbeit gibt es kleinere und größere. Delâtre bedient sich jedoch der Puppe nicht mehr, sondern er benutzt steife und kurz geschnittene Pinsel, mit denen sich schneller arbeiten läßt.

Auf die geschilderte Art werden nicht nur farbige Radierungen, sondern auch sogenannte „Monotypien“ hergestellt. Hier wird der Platte gar nichts einradiert, sondern der Maler benutzt das Kupfer wie irgendeine andere Malfläche, Holz oder Leinwand. Er malt also einfach sein Bild auf die Kupferplatte und bringt diese mit dem erforderlichen Blatte Papier unter die Presse. Das Papier saugt alles blank weg von dem Kupfer, und nun findet sich das umgekehrte Bild auf dem Blatte.

Nun wird mancher fragen: Was hat das für einen Zweck? Wäre es nicht ebensogut und viel einfacher, das Bild direkt auf das Papier zu malen, anstatt erst die Kupferplatte und die Druckerpresse zu bemühen?

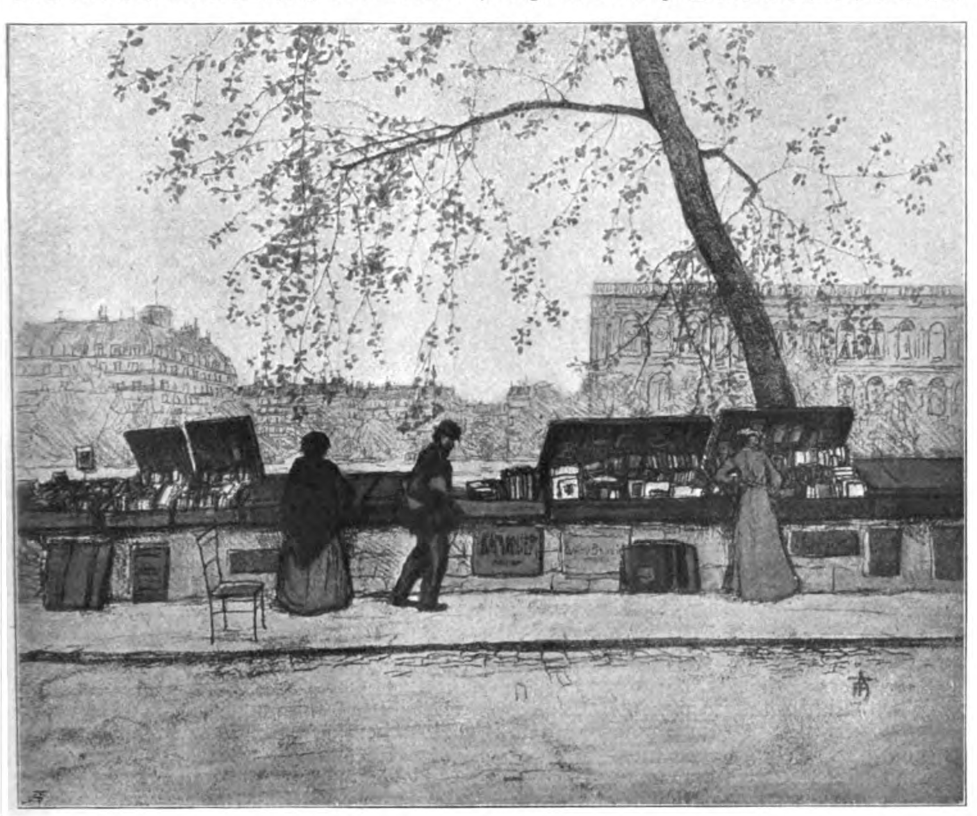
Die Antwort auf diese Frage begründet zugleich die Existenzberechtigung der farbigen Radierung. Man erreicht nämlich dabei ganz andere Wirkungen, als auf irgendeinem anderen Wege. Ein mit Ölfarbe bedrucktes Blatt sieht ganz

anders aus als das nämliche Blatt, mit den nämlichen Farben bemalt. Der Grund dafür ist leicht einzusehen: beim Bemalen bleibt die Farbe auf der Oberfläche haften, sie bildet da eine Farbschicht, die obenauf sitzt und nach dem Trocknen weggenommen werden könnte, wie denn oft von den Wiederherstellern alter Ölgemälde die ganze Farbenschicht von der alten Leinwand oder von dem alten Brett losgelöst und auf eine neue Unterlage übertragen wird. Unter der Presse aber wird die Farbe nicht auf das Papier aufgedruckt, sondern das Papier trinkt die Farbe in sich hinein, alle Poren werden mit Farbe gesättigt, und man kann nichts abschaben oder wegradieren, ohne das Papier selbst anzugreifen. Die so unlöslich mit dem Papier verbundene Farbe aber sieht ganz anders aus als die auf Leinwand oder Papier aufgemalte. Wer nicht weiß, daß zum Drucke der farbigen Radierungen Ölfarbe genommen wird, würde angesichts eines solchen Blattes niemals an Ölfarbe denken, denn alles ölig oder speckig Glänzende, das man an Ölgemälden gewohnt ist, fehlt bei der Radierung. Aber auch dem Aquarell ist die Radierung durchaus unähnlich; sie ist viel tiefer und harmonischer in der Farbe. Es ist sehr schwer, diesen Unterschied, der jedem einleuchtet, sobald er eine farbige Radierung in die Hand nimmt, allein mit Worten klarzumachen.

Gegenwärtig befassen sich zahlreiche französische Maler mit der farbigen Radierung. Einer der erfolgreichsten Meister auf diesem Gebiete war der vor zwei Jahren gestorbene, in Paris wohnende Norweger Fritz Thaulow, von dem wir eine Radierung hier wiedergeben. Außerdem sind unter den bedeutendsten Vertretern dieser Kunst neben Eugen Delâtre zu nennen: Gaston La Touche, Jean François Raffaelli, Gaston de Latenay, Luigini, A. Lafitte, Lionel Balestrieri, der Prager T. F. Simon und sein Landsmann Franz Kupka, François Villon, Le Goût-Gérard, Charles Houdard, Henry Jourdain usw. Alle sogenannten Genres der Malerei finden sich in der farbigen Radierung vertreten, doch ist zum Unterschiede von den farbigen Kupferstichen des XVIII. Jahrhunderts, welche vornehmlich das Porträt und das Sittenbild pflegten, heute die



Ausfahrt der Fischerboote. Von A. Lafitte.



Die Bücherhändler am Seinekai. Von T. F. Simon.

Landschaft das am häufigsten betretene Gebiet. Den Gipfel ihrer Entwicklungsfähigkeit hat die moderne, farbige Radierung noch nicht erreicht, doch kann sie sich schon heute in ihren besten Erzeugnissen zuversichtlich neben den kostbaren Blättern Debucourts und Janinets sehen lassen.

Ein besonderes Kapitel in der Renaissance der farbigen Radierung bilden die von den Londoner Verlegern Henry Graves and Co. herausgegebenen Stiche nach Zeichnungen englischer Porträtisten des XVIII. Jahrhunderts. Besonders Downmans Porträts von Damen der vornehmen Londoner Gesellschaft jener Zeit gehören mit zum Delikatesten und Feinsten der Kunst des XVIII. Jahrhunderts, und gar mancher mag damals schon eine solche Zeichnung von John Downman einem großen Ölgemälde von Hudson oder Knapton und vielleicht sogar von Lawrence oder Hoppner vorgezogen haben. Heute werden das wohl die allermeisten Kunstfreunde ohne viel Zögern tun. Der Pariser Radierer Léon Salles folgt in seinen Stichen nach diesen Zeichnungen Downmans dem Original in einer Weise, die uns manchmal tatsächlich in Zweifel läßt, was zarter und vornehmer ist: die Zeichnung Downmans oder der Stich Salles'. Um den samtweichen Ton der Zeichnung zu treffen, verzichtet Salles auf die sonst dem Radierer geläufige Strichmanier und arbeitet nur in feinen und feinsten Punkten. Das Resultat ist, daß man, wie der Leser sich aus der beigegebenen Abbildung der schönen Lady Hamilton überzeugen kann, auch in der Radierung absolut den Charakter der weichen und zarten Zeichnung gewahrt findet und ein solches Blatt eher für eine Zeichnung oder Lithographie als für eine Radierung hält. Das Druckverfahren ist das gleiche wie weiter oben geschildert: auch diese Blätter werden von einer einzigen Kupferplatte gedruckt, und die Farbe wird mit der sogenannten ‚Puppe' auf die Platte gebracht.



Die Universität zu Leipzig.

Die Universität Leipzig während eines halben Jahrtausends.*)

Von Prof. D. G. Rietschel in Leipzig.



Als am 31. Oktober 1908 der alljährlich sich vollziehende Wechsel des Rektorats auf der Leipziger Universität in feierlicher Weise erfolgte, und dem für das fünfhundertjährige Jubeljahr der Universität neugewählten Rektor Dr. Karl Binding von seinem Vorgänger Dr. Karl Chun das Rektorat übergeben wurde, hatte der scheidende Rektor seinen vorausgehenden Bericht über das vergangene Jahr mit den Worten geschlossen: „500 Jahre sind vergangen, seitdem an der Hochschule zu Prag die Auswanderung von 2000 deutschen Studenten und 46 Lehrern anhub. Sie bildeten im Universitätsverband die deutsche Nation, und ihnen sollte gemeinsam mit den beiden anderen Nationen eine Stimme bei allen Geschäftsangelegenheiten der Universität zukommen, während die böhmische Nation deren drei beanspruchte. Der Majorisierung durch die Tschechen verdanken wir die Gründung unserer Tochteruniversität Leipzig . . . Mit banger Sorge sehen wir indessen auf das, was sich in diesen Tagen in unsrer Mutteruniversität Prag abspielt. Die schlecht geschützten deutschen Studierenden sind der verhetzten Übermacht des Pöbels auf der Straße ausgesetzt, und wir begreifen wohl, wenn vorgestern der Rektor [in Prag] aus Anlaß der feierlichen Übergabe des Amtes die bange Schicksalsfrage stellte: ‚Will man ein zweites Mal die deutsche Wissenschaft aus Prag vertreiben lassen? Und wo entsteht uns heute, fremdem Übermut zum Trotz, aus der Asche des herostratisch zerstörten deutschen Prag ein neues Leipzig?‘ Unsere Antwort lautet: Harret aus, verzweifelt nicht! Wenn deutsche Wissenschaft, ‚jugendlich immer, in immer veränderter Schöne‘ 500 Jahre in Prag sich hielt, so wird sie dort auch weiterhin mit Ehren bestehen! In dem schweren unverantwortlichen Kampfe, den Ihr mit Zähigkeit durchzufechten habt, ist das Gefühl der verwandtschaftlichen Bande bei uns mächtig zum Durchbruch gekommen. Warmherzig reichen wir Euch die Hand, und wenn Ihr zum Jubiläum Euch einfindet, sollen die Mißhandelten den Ehrenplatz erhalten, und jubelnd wird die Tochter die Mutter aufnehmen.“

Es mutet eigenartig an, daß gerade nach einem halben Jahrtausend Zustände, nur in viel roherer und brutalerer Form, wiederkehren, die allerdings zu einem ähnlichen Ausgang, wie vor 500 Jahren, nicht führen werden. Wenn heute die deutschen Universitätslehrer und Studenten der rohen Gewalt des Pöbels wichen, würde wohl keine neue Universität auf deutschem Boden erstehen, sondern die bestehenden würden ihre Tore und Herzen den Verdrängten öffnen. Aber freudig danken wir es dem tschechischen Über-

*) Eine Geschichte der Universität Leipzig von wissenschaftlichem Wert besitzen wir zurzeit nicht und werden sie voraussichtlich noch längere Zeit nicht besitzen. Der von der sächsischen Regierung einem früheren Leipziger Professor der Geschichtswissenschaft schon seit einer Reihe von Jahren erteilte Auftrag, ein großes Werk über die Geschichte der Universität zum Jubiläum fertig zu stellen, ist leider nicht zum Abschluß gekommen. Urkundliche Nachrichten und Einzeldarstellungen haben Stübel, Erler, Zarncke, Friedberg gegeben. Auch konnte der Verfasser die für das Jubiläum vorbereiteten Festschriften von Kirn: „Die theologische Fakultät zu Leipzig 1409 bis 1909“, und von E. Friedberg: „Die Leipziger Juristenfakultät, ihre Doktoren und ihr Heim“, einsehen.

mut vor 500 Jahren, daß er äußerlich den Sieg davontrug und so die Gründung der Leipziger Universität wider seine Absicht bewirkte.

Wir wissen über die damaligen Verhältnisse der Prager Universität außer dem schon Angeführten nur wenig. Gewiß ist, daß zunächst die Auswanderung durch die hussitische Bewegung und die dadurch geweckte Tschechisierung der Kirche verursacht war. Von den 2500 Studenten, die Prag damals zählte, wanderten zwischen dem 11. und 18. Mai 1409 etwa 2000 aus. Neben Prag und Wien, den ältesten Universitäten auf deutschem Boden (in den Jahren 1348 und 1365 gegründet) bestanden damals bei uns schon Heidelberg (1388), Cöln (1388), Erfurt (1392) und Würzburg (1402). Nach Leipzig, das noch keine Universität besaß, wandten sich 356 Studenten, 35 Baccalaureen und 50 Magister. Es war ein ebenso hochherziger wie zielbewußter Gedanke, daß das Wettiner Brüderpaar, die Landgrafen Friedrich der Streitbare (der zweifellos der eigentliche Vater des Gedankens war) und Wilhelm, sofort mit der größten Bereitwilligkeit den Prager Emigranten eine neue Heim- und Lehrstätte bereitete. Allerdings war zur Errichtung der neuen Universität die Vollmacht des Landesfürsten nicht ausreichend. Ohne die Bestätigung von seiten des Papstes wäre in damaliger Zeit ihre Entfaltung von vornherein unterbunden gewesen. Das Privileg des Papstes hatte die besondere Bedeutung, nicht nur das Recht zur Erteilung allgemein gültiger wissenschaftlicher Grade zu gewähren, sondern vor allem bot es allein die Möglichkeit, daß die dem geistlichen Stande angehörenden Lehrer und Hörer, und das war damals die Mehrzahl, von der sogenannten Residenzpflicht befreit werden konnten, d. h. die Erlaubnis erhielten, fern von ihrem Ordenssitze oder von ihrem geistlichen Amte ihr neues Lehramt auszuüben oder als Hörer zu den Füßen der Professoren zu sitzen. Das päpstliche Privileg gab auch allezeit die Mittel zur Besoldung der akademischen Lehrer in der Form kirchlicher Pfründen. So waren auch und sind teilweise noch heute Domherrenstellen mit einzelnen Stellen der Leipziger Universität verbunden. Durch päpstliche Bestimmung sind noch heute die beiden ersten Professoren der theologischen Fakultät Domherren von Meißen. Die Domherrenpfründen von Naumburg, Merseburg und Zeitz haben allerdings beim Friedensschluß 1866 von Sachsen an Preußen abgetreten werden müssen und sind der theologischen und juristischen Fakultät verloren gegangen.

Schon im Juni 1409 wird das Gesuch um Bestätigung der Universität an den Papst abgegangen sein. Es war gerade eine scheinbar unglückliche Zeit für dies Ziel. Gerade damals war ein Papstschisma. Gregor XII. und Benedikt XIII. standen, zu dieser Würde von verschiedenen Parteien der Kardinäle gewählt, einander gegenüber. Während das Leipziger Gesuch wohl schon unterwegs war, setzte die Synode von Pisa beide ab. Alexander V. wurde besonders auf Betreiben des Kardinals Balthasar Cossa, des späteren Papstes Johann XXIII. (der Leipzig 1413 mit den obengenannten Dompfründen versehen hat), von allen Kardinälen gewählt und am 7. Juli gekrönt. Zwar das Schisma wurde dadurch nicht beendet, statt zweier standen vielmehr drei Päpste einander gegenüber; aber der größere Teil Deutschlands, sowie Frankreich und England erklärten sich doch für Alexander, obgleich noch heute die römische Geschichtsschreibung in Alexander nur einen Gegenpapst sieht, der dem rechtmäßigen Papst Gregor XII. gegenübergestellt wurde. Am 9. September 1409 hat Alexander V. die Bestätigung der Universität Leipzig vollzogen. Ehe die päpstliche Bulle aber ihr Ziel erreichte, vergingen zwei Monate, die von den früheren Prager Professoren nicht ungenutzt für die Ausgestaltung der Universität durchlebt wurden, so daß die währenddem beratenen Statuten der Universität bereits bestanden, als die päpstliche Bestätigungsbulle am 13. November in der Wohnung des letzten Prager Rektors, des Magister Boltenhagen, überreicht worden war. Am 2. Dezember, vormittags 9 Uhr, wurden sodann in Gegenwart der beiden Landesfürsten im Refektorium des Thomasklosters die Statuten der neuen Universität verlesen. Aus 46 Männern, ungerechnet die Baccalaureen, bestand das Lehrerpersonal. Es war ein ganz besonderer Vorzug für die Festigung der neuen Schöpfung, daß von Anfang an eine größere Anzahl erfahrener, den Wissenschaften ergebener und im Universitätsleben bereits geschulter Männer verbunden wurden, die alle begeistert von der Idee, für die sie soeben große persönliche Opfer gebracht hatten, die neue Universität von innen heraus nach ihren Erfahrungen ausbauen konnten. Ideale Anschauungen und praktische Erfahrungen gingen bei der Neuschöpfung Hand in Hand. Bedeutsam für das innere und äußere Leben der Fakultät war die Gliederung der Professoren und Studenten nach Nationen. Diese Form der Gliederung bestand übrigens auf fast allen deutschen Universitäten außer Erfurt, das aber deshalb auch keine Bedeutung erlangte. Die Gliederung nach Nationen diente den Interessen des eigenen Landes und nahm Rücksicht auf den Zuzug von Angehörigen der verschiedenen Volksstämme. Für Leipzig war diese Ordnung von besonderer Bedeutung, weil es durch seine Lage inmitten der in Betracht kommenden Völkerschaften besonders begünstigt war, nicht bloß Landesuniversität zu bleiben, und weil die deutschen Magister und Scholaren, die in Prag für ihre nationalen Rechte einen schweren Kampf durchgefochten hatten, den Stamm der neuen Universität ausmachten. Die Universitätsmitglieder zerfielen in die Na-

tionen der Meißner, Sachsen, Bayern und Polen.

Die Meißner umfaßten hauptsächlich die eignen Landeskinder, zu den Sachsen wurdie Angehörigen des deutschen Nordens, aber auch Engländer und Skandinavier gerechnet; die Polen kamen aus dem Osten, auch aus Rußland, und die Bayern aus dem Südwesten. Jede der Nationen hatte auch ihr eigenes Sigillum, wenn auch über die Zeit der Entstehung dieser Siegel nichts bestimmt werden kann. Die Meißner hatten im Siegel Simson, der den Löwen überwindet (Richt. 14, 5. 6); die Sachsen hatten das weiße springende Roß, das noch heute Hannover hat; die Bayern hatten Jakob, der mit dem Engel ringt (1. Mos. 32, 24 ff.), und die Polen hatten die Maria mit dem Kinde, wohl weil für die Polen ein besonderes Collegium beatae Mariae virginis bestand, das noch heute für die aus Schlesien stammenden Professoren und für einen preußischen Professor, der aus dem früheren Ordensgebiet stammt, besondere Bezüge bietet. Dabei sei zugleich bemerkt, daß das Siegel der Universität die beiden Schutzheiligen Merseburgs, den heil. Laurentius mit dem Roste und Johannes den Täufer mit dem Lamm auf der Hand, enthält (s. Abbildungen auf S. 496).

Die Gliederung nach Nationen war in den ersten Zeiten viel durchgreifender als die Teilung nach Fakultäten innerhalb des Lehrkörpers. Im Laufe der Zeiten verlor sie allerdings an Bedeutung und rief Schwierigkeiten hervor. Bei dem Wachstum der nächstliegenden Meißner Nation mußten andere Einteilungen der Grenzen vorgenommen werden. Dennoch wurden die Nationen bis weit in das XIX. Jahrhundert nicht aufgegeben, zumal auch materielle Mittel für den Lehrberuf mannigfach mit der Zugehörigkeit verbunden waren. Zuletzt mußten allerdings sogar nur nach dem Los die einzelnen Professoren unter die Nationen, die nicht mehr abzugrenzen waren, verteilt werden. Alle Wahlen und Abstimmungen erfolgten vom Anfang an durch den nach Nationen gegliederten Lehrkörper, ja bis zum Jahre 1830 geschah die Wahl des Rektors (deren erster Johannes von Münsterberg gewesen war) nach einem regelmäßigen Turnus der Nationen. Indessen hielt mit großer Energie der Lehrkörper auf seine feste einheitliche Geschlossenheit. Eine selbständige Absonderung einzelner Teile und alle egoistischen Versuche, die z. B. am Anfang des XVI. Jahrhunderts von den Juristen gemacht wurden, nach dem Vorbild Bolognas und Prags innerhalb des Gesamtkollegiums eine Sonderuniversität zu bilden, scheiterten an dem energischen Widerstreben der anderen Fakultäten.

Das Zusammenleben der Dozenten und der Studenten war ja eigenartig. In manchen Häusern, die erworben wurden, wohnten die Lehrer und die Hörer, soweit sie nicht verheiratet waren, zusammen. Die Studenten mußten Miete und Kost zahlen. Wir hören von einer „Bursa“ der Bayern, von einer „Bursa“ der Polen, in denen dieser Nationen Angehörige zusammenwohnten. Über das Essen wurde mannigfach dabei geklagt, für den Durst war durch reichliches Bier besser gesorgt. Besonders wird es im Jahre 1424 betont, daß in Leipzig sogar jeder Magister bei Tische seine eigene Schüssel und seinen eigenen Krug hatte. Auch die in der Stadt wohnenden Studenten wurden einem Magister zur Aufsicht unterstellt.

Die äußere Entfaltung der Universität dürfen wir uns nicht zu glänzend vorstellen, aber doch überflügelte Leipzig in der Zahl der Studenten andere Universitäten. Der Besuch der Vorlesungen ließ viel zu wünschen übrig. Wir hören mit Erstaunen, daß die Theologen selten mehr als sechs oder sieben, die Mediziner selten über vier Hörer in den Vorlesungen vor sich sahen, und wenn die Juristen sich größerer Frequenz der Vorlesungen rühmten, so wird wohl auch bei ihnen die Zahl zehn nicht zu hoch gegriffen sein. Allerdings kann man diesen Unfleiß leichter verstehen, wenn man von der Einrichtung der sogenannten lectiones circulares hört. Sie wurden nämlich von sämtlichen Lehrern der Fakultät reihum gehalten; eine Urkunde sagt: „mit abgewechseltem Fleiß und Arbeit.“ Jeden Tag kam ein anderer Gegenstand „den Schülern unbewußt“ zum Vortrag. Oft mußten die Schüler, besonders, wenn viele Festtage einfielen, acht, vierzehn, ja vielleicht zwanzig Tage warten, ehe wieder die Fortsetzung des betreffenden Themas erschien. Nie wußten sie genau, was vorgetragen werden sollte. So zogen sich die Vorlesungen endlos hinaus. Gerade weil auf den italienischen Universitäten die Dozenten den Stoff fortlaufend behandelten, lehnte man aus Abneigung gegen alle Neuerungen, die aus Italien stammten, diese italienische Sitte ab.

Je mehr das erste Jahrhundert der neuen Universität sich seinem Ende zuneigte, um so trüber wurden die Zustände. Die Dotationen waren so unzureichend, daß nur wenig besoldete Stellen vorhanden waren, in die erst der zu hohem Alter gelangte Professor einrückte, so daß die wenigen Gehälter mehr zu Alterspensionen wurden. Die glücklichen Inhaber einer Domherrenstelle verließen meist Leipzig und hielten sich in Meißen, Merseburg, Naumburg oder Zeitz, den Stätten ihrer Pfründen, auf. Die Mediziner gingen an die Höfe der Fürsten, um dort als bezahlte Hofärzte sich für den mangelnden Gehalt zu entschädigen, ohne doch ihre Professur aufzugeben; und die Juristen weilten ebenfalls an anderen Orten, um als Ratgeber in Rechtssachen oder in politischen Angelegenheiten sich zu erwerben, was ihnen als Professor nicht zuteil wurde. Übrigens waren dies alles nicht etwa Zustände, die allein in Leipzig vorkamen. Wurden doch

sogar auf italienischen Universitäten die Pedelle beauftragt, den Fleiß oder vielmehr den Unfleiß der Professoren zu überwachen.

Beim Beginn des XVI. Jahrhunderts war Herzog Georg der Bärtige der Landesfürst. Man darf ihn nimmermehr wegen seiner Abneigung gegenüber der Reformation Luthers als einen reformfeindlichen Mann beurteilen. Über die Fürsten damaliger Zeit ragt er weit hinaus durch seine kraftvolle, geistig bedeutende Persönlichkeit. Schon im Jahre 1496, als er seinen in den Niederlanden weilenden Vater als Regent vertrat, erläßt er gemeinsam mit dem Bischof von Merseburg, dem Kanzler der Universität, eine „Reformation". Bald nach seinem im Jahre 1500 erfolgten Regierungsantritt wurde im Jahre 1502 die Universität Wittenberg im Nachbargebiet gegründet, und er erkannte in dieser vom Geist des Humanismus getragenen neuen Schöpfung sofort die gefährliche Konkurrentin für sein Leipzig und holte Gutachten bei sämtlichen Dozenten der Leipziger Universität über etwa bemerkte Mängel ein. Die infolgedessen ergehenden Maßregeln, die die Zurückberufung der auswärts weilenden Dozenten, eine Neuordnung der Lektionen und ähnliches ins Auge faßten, nützten nichts. Die auswärtigen Dozenten leisteten keine Folge, und darum fehlte es an Kräften für den Unterricht. Der tiefste Schaden aber lag darin, daß die älteren Dozenten noch vollständig in den Banden mittelalterlichen scholastischen Betriebs lagen und die jungen Kräfte, die den Humanismus pflegten, bedrückten, soweit sie konnten. Wer bei solchen sein Studium betrieb, konnte unangenehme Erfahrungen bei den verordneten Prüfungen machen. Der bedeutende Humanist Richard Crocus kam 1515 als Lehrer des Griechischen nach Leipzig, verließ aber nur zu bald wieder die Universität, die ihn zu halten wenig Interesse zeigte.

Als im Jahre 1519 die lebensvoll erwachte kirchliche Reformation zum ersten Male in Leipzigs Tore eintrat, als die bedeutungsvolle Disputation zwischen Luther und Joh. Eck auf der Leipziger Pleißenburg sich vollzog, da verblieb die Universität in ungestörter Ruhe und sicherem Frieden. Freilich hatte die Disputation auch den bei ihr anwesenden Herzog Georg so wenig für Luther eingenommen, daß sein früheres Interesse für die humanistischen Studien, die mit Luthers Reformation sich vielfach verbanden und die in Wittenberg begünstigt wurden, einen argen Stoß erhielt. Mit dem größten Eifer sorgte er dafür, daß die Luthersche Ketzerei von Leipzig fern gehalten wurde, und doch konnte er das Eindringen derselben durch die Bücher, die während der Messe eingeschmuggelt wurden, nicht hindern. Im Jahre 1521 beschwerten sich sogar achtzehn Leipziger Humanisten, unter ihnen Petrus Mosellanus und Sebastian Fröschel sowie andere jüngere Magister bei dem Rate der Stadt, damit dieser ihre Sache bei Hofe vertrete, weil durch die bisherigen Zustände der Besuch der Universität beeinträchtigt werde. Der Herzog aber ordnete im folgenden Jahre eine Visitation und Glaubensprüfung an, die allerdings wohl milde gewesen sein muß, da alle, nicht nur die Theologen, sondern auch elf Juristen, sechs Mediziner und einundfünfzig Magister sie bestanden. Dagegen wurde Sebastian Fröschel, „das Fröschlein, das in Wittenberg zur giftigen Kröte geworden sei", des Landes verwiesen. Herzog Georgs Eifer für seine Universität erlahmte. Sie ging mehr und mehr zurück, zumal er ihr die vor allem nötigen Mittel nicht darreichen konnte. Das neu aufblühende Wittenberg zog alle Kräfte an sich. Auch die im Jahre 1506 zu Frankfurt a. Oder gegründete Universität verringerte den Zuzug der Polnischen Nation nach Leipzig. Fast schien es, als sollte die Universität ihr erstes Jahrhundert nicht lange überleben. Die theologische Fakultät, auf der in jener Zeit naturgemäß der Schwerpunkt lag, war im Ersterben. Im Winterhalbjahr 1537/38 war nur noch ein einziger theologischer Professor in Leipzig gegenwärtig, der altgewordene Streittheologe Hieronymus Dungersheim von Ochsenfart. Die andern waren in Meißen und Merseburg, wie wir schon hörten, und kamen auch nicht, als sie zu einer Doktorpromotion geladen wurden, durch die die Fakultät ergänzt werden sollte. Und doch war ihre Gegenwart für solche Handlungen unbedingt nötig. So schien die zuerst so hoffnungsvoll aufgeblühte Universität schon 120 Jahre nach ihrem Entstehen einem unrettbaren Siechtum verfallen zu sein.

Auch als nach Herzog Georgs Tode im Jahre 1539 durch Herzog Heinrich die Reformation in Leipzig zur Herrschaft gelangte, wurden durch diesen wenig kraftvollen Fürsten weder im Lande noch an der Universität neue und klare Zustände geschaffen. Die Glieder der theologischen Fakultät, die, wie wir hörten, fast alle auswärts weilten, kamen kaum in Betracht. Sie gaben völlig nichtssagende Erklärungen ab, die nichts weniger als lutherische Gesinnung bekundeten. Ja das ganze Werk der lutherischen Reformation schien eine Zeitlang in Leipzig in Frage gestellt.

Da kam der Retter. Im Jahre 1541 ergriff Herzog Moritz mit kraftvoller Hand die Zügel der Regierung und wurde, man kann sagen, der zweite Gründer der Universität. Mit vollem Recht steht in der schönen Wandelhalle vor dem Bilde der Burg Wettin neben Friedrich dem Streitbaren Kurfürst Moritz von Sachsen.

Moritz gründete mit den Mitteln der eingezogenen Klöster die drei berühmten Fürstenschulen: Meißen, Grimma und Pforta. Damit schuf er Vorbedingungen für das Heranwachsen eines tüchtigen humanistisch gebildeten jungen Geschlechtes für die Universität. Er sorgte vor allem auch für diese

selbst. Unmöglich konnte bei den mangelhaften finanziellen Verhältnissen die Hochschule gedeihen. Die engen Räume, in denen die Vorlesungen gehalten wurden, die ganz unzureichende Besoldung der Professoren erschwerte die Heranziehung auswärtiger tüchtiger Kräfte und erweckte in den vorhandenen Dozenten das Verlangen, anderwärts eine gedeihliche Wirksamkeit zu finden. So waren nur die minderwertigen Kräfte Leipzig erhalten geblieben. Gründlich schaffte Moritz hier Wandel. Die Universität erhielt durch ihn jedes Jahr 2000 Goldgulden zu Professorenbesoldungen, fünf Dörfer und einen noch heute der Universität zugehörigen Forst, von dessen in ihm erlegten Wild auch jetzt noch Rektor, Dekane und Rentmeister jährlich Deputate beziehen. Vor allem aber wurde das im Jahre 1229 gegründete Dominikanerkloster zu St. Pauli, ein großer Gebäudekomplex, nach seiner Aufhebung zum großen Ärger des Rates der Stadt, der bereits sicher darauf gerechnet hatte, der Universität geschenkt. Auf diesem Grund und Boden stehen heute die ausgedehnten Gebäude der neuen Universität mit ihren Auditorien und ihren Seminarien, sowie eine Anzahl Häuser, deren Wohnungen an Professoren vermietet sind. Auch die alte Klosterkirche, die jetzige Universitätskirche, in der Luther am 15. August 1545 zum größten Ärger des Rates gepredigt hatte, in der aber erst 1710 der erste regelmäßige Gottesdienst eingerichtet wurde, kam in den Besitz der Universität. In ihr wurden die akademischen Promotionen gehalten. Außerdem wurden noch 100 Stipendien gestiftet und ein Konvikt, d. h. eine große Speiseanstalt für Studenten. Noch heute besteht diese segensreiche Einrichtung, die zurzeit 303 Studenten kräftige Kost, sowohl Mittags wie Abends, gewährt und bei dem kommenden Jubiläum eine Vermehrung der Stellen erhalten wird. Auch die Universitätsbibliothek wurde neben den bisherigen unzulänglichen Fakultätsbibliotheken gegründet, und zwar zuerst mit 4000 Bänden und 1500 Handschriften, die aus säkularisierten Klöstern stammten. Wahrlich, eine fürstliche Dotation, die mit einem Schlage die Universität zu der reichsten in Deutschland machte! Aber auch in ihr selber erwachte neues Leben. Vor allem traten die beiden Männer: Kaspar Borner, der hauptsächlich Mathematik lehrte, und Joachim Camerarius, der 1541 von Tübingen aus nach Leipzig gekommen war, um die klassischen Sprachen zu vertreten, rühmlich hervor. Ersterer war es besonders, der Moritz auf die tiefen Schäden aufmerksam gemacht und ihn zu seinen hochherzigen Taten begeistert hatte, und der dann mit dem genannten Camerarius die Reformation der Universität tatkräftig in die Hand nahm. Neue Kräfte für Theologie, Medizin, höhere Mathematik, griechische Philosophie und andere Fächer wurden berufen, die durch ausreichende Besoldung der Sorgen für das Leben überhoben wurden. Vergessen dürfen wir aber nicht, daß diese zunächst humanistische Reform der Universität nur ermöglicht war, weil sie zugleich von dem Geist der religiösen lutherischen Reformation getragen war. Mit Recht ist gesagt worden: „So wenig Melanchthons Humanismus ohne Luthers religiöse Genialität eine neue Geschichtsepoche heraufgeführt hätte, so wenig hätte die Neubelebung der Leipziger Universität ohne die Führung der Religion zustande kommen oder Bestand gewinnen können.“ Durch die im Jahre 1545 von Moritz genehmigten Statuten erhielt die Universität eine völlig neue Organisation, die sie freilich mehr als bisher der Staatsregierung unterwarf.

Allerdings blieben der Universität die Rückschläge nicht erspart. Zwar zunächst steigerte sich der Besuch erfreulich. Bald aber brachen Kriegsnöte herein. Leipzigs Lage inmitten weiter Ebenen hat diese im Laufe der Geschichte öfters zu Schlachtfeldern werden lassen. Verheerend wirkte die Belagerung von 1547, durch die gerade die am Festungswalle gelegenen Universitätsgebäude in Trümmer geschossen wurden. Kaspar Borner mußte es erleben, daß das mit Begeisterung von ihm aufgerichtete Werk zerstört wurde, und er selbst erlag der vernichtenden Seuche, die durch die Kriegsnöte in Leipzigs Mauern einzog. Der Dreißigjährige Krieg brachte, besonders auch durch die in seiner Nähe geschlagenen Schlachten bei Lützen und Breitenfeld, große Drangsale. Die der Juristenfakultät gehörigen Gebäude wurden eingeschossen, und der Platz, auf dem sie gestanden hatten, wurde dem rechtmäßigen Besitzer lange entzogen. Im Siebenjährigen Kriege wurde Leipzig von Friedrich dem Großen unbarmherzig gebrandschatzt, die Universitätsgebäude wurden zu Lazaretten umgewandelt und völlig verwüstet. Die gleichen Geschicke kamen über die Räume der Hochschule 1813 nach der Schlacht bei Leipzig. Katheder und Subsellien wurden verfeuert und alle Räume verseucht; die Mittel zu deren Wiederherstellung waren schwach genug bemessen.

Es ist nicht möglich, in dem engen Raume dieses Artikels ein Bild der inneren geistigen Entwicklung der Universität zu zeichnen. Zweifellos hat sie im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Kräfte besessen. Von den Theologen bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts sind Nikolaus Selnecker, Johannes Hülsemann, Johannes Olearius, Johann August Ernesti rühmend zu nennen, wenn auch keiner derselben eine bahnbrechende Bedeutung hatte. Ernesti war zuerst Professor der klassischen Philologie und der Beredsamkeit. Der Ruhm seines Lehrgeschicks wie seine philologischen Schriften lenkten die Aufmerksamkeit des Auslandes auf ihn. Um ihn dem Vaterlande zu erhalten, wurde ihm sein Herzenswunsch erfüllt, in die theologische Fakultät einzutreten.

Durch den Ruhm seines Namens wurde Goethe mitbestimmt, die Leipziger Universität aufzusuchen, fand aber nicht die Befriedigung, die er sich erhofft hatte. Unter den Juristen ist es besonders Benedikt Carpzov († 1666), der tatsächlich dem sächsischen Rechte in seiner Zeit den weitgreifenden Einfluß auf die gesamte Rechtsentwicklung verschaffte. Er zeigt uns den Typus des Leipziger Professors, der den Grundsatz vertrat: „Extra Lipsiam vivere, miserrime vivere est" (Wer außerhalb Leipzigs lebt, lebt ein elendes Leben). Im XVIII. Jahrhundert dürfen wir vor allem Gellerts nicht vergessen. Nicht als Gelehrter hat er gewirkt. Aber seine edle, lautere, von hoch und niedrig hochgeachtete Persönlichkeit, seine Vorlesungen über Moral haben zweifellos einen weitreichenden Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt, und als Dichter der Fabeln und Kirchenlieder ist er die bekannteste volkstümlichste Persönlichkeit aller Leipziger Professoren bis auf unsere Zeit geblieben. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts eröffnete Gottfried Hermann, Professor der klassischen Philologie, neue Bahnen, und auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft haben mit und nach ihm bedeutende Persönlichkeiten in Leipzig gewirkt.

Aber im XVII. und XVIII. Jahrhundert hat oft auf Leipzigs geistigem Leben eine Stickluft gelegen, die den Männern, die neuen Gedanken Bahn zu brechen suchten, die Kraftentfaltung lähmte und sie dadurch geradezu aus Leipzig forttrieb. Unter der rücksichtslosen Herrschaft, die in der theologischen Fakultät, aber auch in der gesamten Universität Johann Benedikt Carpzov († 1699), der Neffe des vorhin genannten Juristen, ausübte, mußte ebenso der bekannte Pietist August Hermann Francke von Leipzig scheiden, wie auch Christian Thomasius Leipzig bald freiwillig den Rücken kehrte. Des letztgenannten Unterfangen im Jahre 1687, eine nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache zu haltende Vorlesung über „des Gratian Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben", anzukündigen, rief einen Sturm der Entrüstung über den Neuerer hervor. Als er gar die erste populär-wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache herausgab, in der er allerdings in keckem Ton die Pedanterie der Gelehrten und die Unduldsamkeit der Theologen angriff, als er sodann die Frage, ob zwei fürstliche Personen, deren eine der lutherischen, die andere der reformierten Religion zugetan ist, einander mit gutem Gewissen heiraten können, bejahte, wurde ihm das Halten von Vorlesungen verboten; alle Existenzmittel wurden ihm abgeschnitten, so daß er im Jahre 1690 Leipzig den Rücken kehrte und dadurch der Anlaß zur Entstehung der Universität Halle wurde. Und dem Leipziger Kind, dem Professorensohn Leibniz, hat die Universität ebenfalls durch kleinliche Machenschaften die Habilitation erschwert, so daß er seine Vaterstadt verließ und der Glanz seines Namens für Leipzig verloren ging. Nur als dem Sohne der Stadt Leipzig konnte ihm diese ein Denkmal setzen. Es schmückt seit kurzer Zeit den Hof der Universität, nachdem es seinen bisherigen Platz an der Thomaskirche dem Denkmal des Thomaskantors Sebastian Bach, das unbedingt dahin gehört, hat abtreten müssen. Innerhalb der medizinischen Fakultät sind aus dem XVIII. Jahrhundert Johann Ernst Hebenstreit und Christian Gottlieb Ludwig zu nennen, die im Auftrag August des Starken eine zweijährige Forschungsreise nach Afrika machten. Beide Männer haben ihre Bedeutung auf dem Gebiete der Botanik vor allem gehabt. Rousseau rühmt an Ludwig, daß er mit Linné der einzige gewesen sei, der die Botanik als Naturalist und Philosoph betrachtet habe, und Linné selbst schätzte Ludwigs Verdienste um die Botanik. Die Männer, die unseres Volkes Stolz sind, ein Klopstock, ein Lessing, ein Goethe haben im XVIII. Jahrhundert als Leipziger Studenten nicht in erster Linie durch die damaligen Professoren Bereicherung ihres Geistes gewonnen; Gottsched, der als leuchtender Stern und als anerkannter Führer fast überall galt, war am wenigsten geeignet, die genannten Bahnbrecher auf eine neue Zeit hinzuweisen. Sein Glanz erlosch mehr und mehr. Ihm war bestimmt, seine Zeit abzuschließen, nicht eine neue zu eröffnen. Klopstock hat wohl wenig Vorlesungen besucht. Die frühe Selbständigkeit seines geistig-sittlichen Charakters und der Fortgang seiner dichterischen Arbeiten bewirkten eine selbständige Entfaltung der Kräfte, und der eng geschlossene Freundeskreis, in dem er lebte, war hauptsächlich der Boden, auf dem diese Entwicklung sich vollzog. Nur Johann Friedrich Christ hat unter den Professoren auf ihn und auf Lessing einen fördernden Einfluß ausgeübt. Christ war ein vielseitig gebildeter Mann auf dem Gebiete antiker wie auch neuerer Literatur, ein Kenner der ältern deutschen Poesie und der deutschen Mundarten, wie kein anderer, auch in der französischen Literatur wohl bewandert; er verband, wie Lessing bekennt, „mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack". Lessing hat insbesondere reiche Anregungen zur Pflege der Kunstarchäologie von ihm erhalten, und noch in späten Jahren rühmt er von diesem seinem Lehrer gegenüber geringschätzigen Urteilen: „Ich mag noch von Christen lesen, was ich will, ich lerne immer etwas." Goethe erklärt freilich aus seiner Leipziger Studienzeit, daß der mit großer Erwartung und Eifer begonnene Kollegienbesuch bald erlahmte. Nur Gellert übte auf ihn eine Anziehungskraft aus, besonders in der ersten Zeit. In seinem „Faust" hat er in dem Gespräch zwischen Mephistopheles und Wagner den damaligen Betrieb der Vorlesungen gekennzeichnet. Und doch muß das geistige

Leben an der Universität, der Verkehr tüchtiger junger Männer große Anregungen geboten haben, denn wir lesen weiter: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute.“ Auch von dem soeben genannten Ludwig, in dessen Hause er verkehrt, hat Goethe die ersten Anregungen für das Gebiet der Naturwissenschaften erhalten, die sein Interesse später in besonderm Maße in Anspruch nahmen.



Siegel der Universität.

Als beim Beginn des XVIII. Jahrhunderts die Zahl der Studenten bedenklich zu sinken drohte, hatte die Regierung, wie zwei Jahrhunderte früher Herzog Georg getan, Gutachten über die Gründe des Niederganges bei den Professoren eingeholt. Merkwürdige Ansichten wurden da laut. Der eine vermißte die Reitschule und den Exerzitienmeister, der andere erwartete das Heil von der Anstellung eines französischen Tanzmeisters. Andere schoben alles Unheil auf die schlechten Auditorien, besonders auf das Fehlen je eines Winterauditoriums für jede Fakultät.

Einen bedeutsamen Aufschwung erlebte die Universität, als der beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Königs Friedrich August am 20. September 1818 gefaßte Beschluß in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Ausführung gelangte und ein neues stattliches Universitätsgebäude mit Aula und Auditorien errichtet wurde, das den Namen Augusteum erhielt. In erneuter Gestalt steht noch heute dies Gebäude, aber es ist doch nur ein kleiner, allein die Aula, das Rektorat und die Verwaltungsbehörden der Universität in sich schließender Teil geworden, während seit 1896 neue große Gebäudekomplexe, die auch jetzt noch dringend Vermehrung und Erweiterung fordern, sich anschließen. Diese neuen Bauten, die vor allem auch Räume für die verschiedensten Seminarien, wie sie keine andere Hochschule aufzuweisen hat, in sich bergen, waren gefordert durch den neuen Aufschwung, den die Universität Leipzig unter der Regierung König Johanns durch das tatkräftige Wirken des unvergessenen Ministers von Falkenstein erlebt hat. Mit vollem Rechte steht in der schönen Aula unmittelbar neben dem Katheder die Büste dieses hochverdienten Mannes, während auf der anderen Seite die Büste Kaspar Borners, des Reformators der Universität im XVI. Jahrhundert, sich befindet. Durch die reiche Staatshilfe, durch die Berufung hervorragender Kräfte wurde Leipzig von der Stellung einer Provinzialuniversität auf eine so bedeutungsvolle Höhe gehoben, daß es sogar im Sommerhalbjahr 1876 Berlin in der Zahl der Studenten überflügelte. Kaiser Wilhelm hat bei seiner Anwesenheit in Leipzig dem damaligen Rektor Overbeck gegenüber dies mit einem gewissen schmerzlichen Bedauern anerkannt. Seitdem steht Leipzig in bezug auf die Hörer stets nach Berlin und München, die beide soviel Anziehungskräfte nach den verschiedensten Richtungen des Kulturlebens haben, an dritter Stelle. In diesem Jubiläumshalbjahr zählt es 4581 inskribierte Studenten, darunter 56 Studentinnen, die das Abiturientenexamen bestanden haben. Außerdem haben 821 Personen (darunter 75 Frauen), ohne inskribiert zu sein, die Erlaubnis zum Besuch der akademischen Vorlesungen erhalten. Daher beträgt die Gesamtsumme der Hörer 5402.

Mit freudiger Erwartung steht Leipzig vor seiner einhalbtausendjährigen Jubiläumsfeier, die in den letzten Tagen des Juli begangen werden soll, und hoffnungsfreudig geht es der Zukunft entgegen.









Siegel der verschiedenen Nationen.



Am Waldesrand.
Gemälde von Prof. Fritz Erler.

Der Laufen. Novelle von Emil Strauß.



Seit man damit umgeht, die Stromschnellen von Laufenburg in Kraftanlagen zu verwandeln und so die wilde, fast fremde Schönheit dieses Stromstadtbildes zu zerstören, seitdem treibt es mich oft plötzlich hin, zu sehen, ob die Felsen dem Wasser noch den Weg wehren, ob der Laufen noch tobt um die unbegreiflich feste Rote Fluh. Meinen ersten freien Jugendsommer hab' ich dort mit einem Freunde durchschwärmt und durcharbeitet, und der grüne kämpfende Rhein, die umschäumten rötlichen Felsen, die enggedrängten alten Häuser darauf sind mir eine Heimat geblieben.

Wieder einmal war ich vom Hotzenwald herniedergestiegen und hielt unterhalb der Stromschnelle auf dem hohen Ufer und sah. Als wären sie vor dem grünen Ungetüm, das in der Enge unten schäumte, entsetzt zurückgeschreckt, so standen die altersgrauen Häuser aneinandergedrückt auf den sicheren Felsen der Ufer in der Sonne, durch diese seltsame zwittrige Brücke verbunden. Oberhalb aber kam es im Bogen von rechts breit und grün und sonnig dahergeströmt zwischen umbuschten Ufern. An der Brücke plötzlich aufgestaut durch den von der anderen Seite herüberdrängenden Felsenriegel, macht es wie eine aufgescheuchte Schlange noch eine jähe Wendung und drängt sich erregt unter dem bedeckten Drittel der Brücke durch, unheimlich glatt und wölbig wie ein Glasfluß, am Rande schaumtreibend, mit stillen ziehenden Wirbeln. Gedrängt, gezerrt, aus irgendeiner Tiefe angesogen, schießt es im verengten Bette herab, sich klemmend, über riesige Stufen schwellend und zusammenbrechend auf den breiten Pfeiler der Roten Fluh los, zerprasselt in zwei schaumschleudernde Ströme, die jäh in unbekannte Abgründe stürzen. Vereint kocht es wieder empor als runder Wasserberg, den andere Wasserberge erdrücken, aufdampfend, mit unendlichem Tosen, um dann ein unerschöpfliches Spiel einander überschneidender, verdrängender, überholender Schaumkreise vor sich her zu schleudern, nach rechts und links in die ausgewaschenen Felsbuchten und stromabwärts, wo sie immer weiter und dünner und zarter fließen und rieseln und sich endlich in einem frischen Wellengetümmel zwischen umbuschten Ufern verlieren.

Ich sah und überließ mich der Gewalt des Bildes.

Dann kamen Erinnerungen längstvergangener Anblicke. Ich sah die Stämme von Flößen, die oberhalb der Strombiegung aufgebunden worden waren, einzeln und im Gedränge unter der Brücke durchschießen, wie Pfeile durch den Schaum fliegen, wie Uhrzeiger sich auf den Wellen drehen, wie Streichhölzer zerknicken oder auch in den pressenden Wogen aufgerichtet und festgeklemmt wie Mastbäume aufrecht durch die Stromschnelle hinabeilen.

Ich sah Gewitterwolken wie eine ungeheure Decke verfinsternd sich über das Tal legen; die Dächer wurden dunkler, die Häuserwände wurden bleicher, das klare Grün des Stromes wurde stumpf und undurchsichtig und flackerte fern in bleiernen Lichtern auf, der Schaum des Laufen quoll grell und kalt aus dem Wellendunkel, die Blitze peitschten in die Stromschnelle, der Donner aber schien kaum leise zu brummen: nur die härtesten Schläge knatterten bezwingend über das Tosen des Wassers hinweg.

Und ich sah, wenn auf den Bergen der Schnee schmolz, den Strom wachsen, sich dehnen, in unheimlich steter Steigerung mächtiger werden und hinaufverlangen auf die zerklüftete Felsmasse, die unter der Brücke sonst wie ein Damm die Strömung aufhält und auf die rechte Seite herüberdrängt: über Nacht ist dieses Trümmerfeld von unzähligen, hastigen, blitzenden Wasseradern durchronnen, die dunklen Fugen und Risse in dem rötlichen Porphyrgestein leuchten von Wasser und Schaum, füllen sich und werden breiter, die Rinnsale werden Bäche, die Felsinseln werden kleiner, und plötzlich hat die Flut den Damm erstürmt, rollt mit breitem Schwall über die Trümmerterrasse nieder und erfüllt das ganze Felsental mit kämpfenden, gelben Wogen,

mit siedendem Schaume, mit allesverschlingendem Brausen und Dröhnen; der Pfeiler der Roten Fluh ist unter einem wechselnden Wasserhügel begraben, und dumpfe Stöße erschüttern die häusertragenden Felsen, als wären auch diese nicht mehr sicher.

Während ich so stand, hatte ich wohl einmal nahende Schritte gehört, aber nicht beachtet und wurde nun dadurch überrascht, daß jemand von hinten neben mich trat. Ich vermutete einen bekannten Lachsfischer, wollte ihm seinen Scherz zurückgeben, blieb also, ohne etwas merken zu lassen, ruhig stehen und prüfte seinen Schatten, der breit vor mir neben dem meinigen lag. Aber es war keiner von der Riesenfamilie der Laufenburger Fischer; Hut und Rock waren auch von städtischem Schnitte. Etwas befremdet wandte ich mich um und begegnete einem herzlichen Blick aus freundlich zuwartendem, weißbärtigem Gesichte. Ich erstaunte. Es war ein schöner, bejahrter Herr, dessen längliches, ernstgeschnittenes Antlitz von noch vollem weißem Haar und starkem, eckigem Bart umgeben war; als ich ihn zuletzt gesehen hatte — vor fast zwanzig Jahren — war dieser Bart und dieses Haar braun gewesen, das helle Auge aber hatte ernster und schwerer aus dem sonnverbrannten Gesicht herausgeschaut.

„Grüß' Gott, Herr Doktor!" sagte ich; „sind Sie wieder im Land?"

„Grüß' Gott!" erwiderte er, mir die Hand reichend; „und Sie gehen an mir vorbei und kennen mich nicht!"

„Ich habe Sie nicht gesehen; erkannt hätte ich Sie gewiß!"

„Dann war's also, wie wir Botaniker manchmal eine Pflanze dicht vor unserer Nase nicht sehen, weil uns feststeht, daß sie in der Gegend nicht vorkomme!" Er lächelte und nickte nochmals zum Gruße.

„Und doch," entgegnete ich, „würde ich nachher zu Ihrem Hause hinaufgegangen sein und nach Ihnen gefragt haben, — wie jedesmal, wenn ich hier war in diesen zwei Jahrzehnten."

„Ich weiß es," sprach er nickend und schaute einen Augenblick beiseit in die Ferne, ehe er fortfuhr: „Und ich habe seinerzeit nach der ersten Meldung ihres Besuches meinen Diener angewiesen, Ihnen und Ihrem Freunde stets das Gastzimmer zu richten und das Haus zur Verfügung zu stellen. Aber die deutschen Diener taugen entweder gar nichts oder sie sind schatzhütende Drachen, und so wollte es dem Tröndle halt nicht in seinen harten Hotzenschädel hinein, daß Sie, in meiner Abwesenheit, an meinem Tische sitzen und etwa gar in meinen Büchern blättern sollten, und er hat Sie halt nicht hineingelassen. Man nennt das treu wie Gold."

„Sie waren in jenem Sommer von so großer Freundlichkeit gegen uns unvergorene Springer, daß uns dieser neue Beweis Ihrer Güte nicht überrascht haben würde. Aber es gab doch Zeiten, wo wir recht vereinsamt dasaßen, verbogen und zerschlagen, und wo es uns eine gründliche Erquickung gewesen wäre, zu erfahren, daß hinter irgendeinem Weltmeer ein Mann unser gedächte, nicht aus bekümmerter Verwandtschaft oder Gewohnheit, sondern aus dem guten Glauben eines erfahrenen Herzens heraus." Ich drückte ihm die Hand, was er ein wenig befangen hinnahm. „Übrigens haben wir immer wieder von Ihnen gesprochen, und manches ruhige Wort das Sie damals in unser Phantasieren hineinwarfen, ist uns nach Jahren eingefallen oder aufgegangen. Und unser Nachfragen droben in Ihrem Hause sollte Ihnen ja beweisen, daß wir unser Teil an Ihnen nicht aufzugeben gedächten."

Er nickte mehrmals mit einem etwas beschämten und hilflosen Lächeln, drum fuhr ich rasch fort: „Aber — seit wann sind Sie denn wieder hiesig?"

„Schon seit einem Jahr. Und nun halt' ich es hoffentlich auch noch vollends hier aus. Damals — wissen Sie — war die Ruhe verfrüht. Die ersten Jahre mit dem Hausbau, dem Garten hatten mir wohl behagt; dann aber genügten mir die Obst- und Rosenbäume und das Botanisieren doch nicht. Meine Knochen waren noch zu jung und mein Blut zu unruhig. Kein Wind konnte wehen, ohne daß ich an Seefahrt dachte. Das Meer wiegte mich in meinen Träumen, und all die ungerittenen Pferde und Wege störten meinen Schlaf. Da mußt' ich eben noch einmal hinaus und mich weiter verbrauchen. Zum Zuschauen ist wohl jetzt noch Zeit."

„Zuschauen — wie der Laufen dressiert wird, Blech zu walzen und Gingang zu weben! Können denn auch Sie ihn nicht retten?"

„Sie meinen, — weil er mich einmal gerettet hat — ?“ erwiderte er und blickte ernster in den tobenden Strom hinab. „Ich halte nichts vom Retten.“

„Der Laufen — hat Sie einmal — gerettet?“ fragte ich erstaunt.

„Oder verschont oder — wie man will. Hat man's Ihnen nie erzählt?“

„Nie! Ich glaube allerdings, ich habe auch niemals mit einem Hiesigen viel über Sie gesprochen —

„Wir wußten ja noch garnichts von Ihnen, als Sie damals im Walde droben zu uns traten, auf die Mensurmütze deuteten, die ich schwergefüllt wie einen Sack in der Hand trug, und mich fragten, ob ich Pilze gesucht hätte. Und wir merkten sofort, daß Sie weit her sein mußten, weil Sie nicht hinauslachten wie alle andern, als ich Ihnen die Eier in der Mütze zeigte und erzählte, daß wir sie in einem Hof auf dem Walde zu holen pflegten. Und dann gingen wir ja zusammen weiter, und Sie luden uns schließlich ein. Wir saßen bis in die Nacht hinein bei Ihnen auf der Veranda und produzierten uns auf unserm hohen Seil. Und so unreif Ihnen alles vorgekommen sein muß, Sie waren ein so teilnehmender Zuhörer, daß wir geradezu glücklich heimgingen und zur großen Beunruhigung der Grenzaufseher noch stundenlang auf der Brücke hin- und hergingen und redeten. Es hatte uns wunderbar wohlgetan und imponiert, daß auch einmal ein erfahrener Odysseus uns nicht gleich auslachte und Narren hieß, weil wir nicht viel von dem geheiligten Status quo hielten, nichts vom Karrieremachen und nichts von dem schwungvollen Detailgeschäft in Recht und Ordnung, Religion und Wissenschaft; — daß Sie uns ruhig gelten ließen und uns gelegentlich mit Psychologie abführten. Danach hatte ich ja keinen Anlaß mehr, irgendeinen Bürger über Sie auszuholen, oder vielmehr, ich hatte Grund, nicht über Sie zu reden. So wird es gekommen sein, daß ich von Ihrer Rettung nie gehört habe.“

„Dann — müssen Sie es sich einmal — erzählen lassen.“

„Ich werde warten, bis Sie es mir selbst erzählen.“

Er schüttelte leicht den Kopf und verwandte den ernstgespannten Blick nicht von dem Bilde zu unsern Füßen. Auch meine Augen kehrten zu der Stromschnelle und den beiden Uferstädtchen zurück.

„Hat sich die Gewalt des Elementes,“ fing ich nach einer Pause an, „wohl noch einmal irgendwo ein so wildes und schönes Sinnbild geschaffen? Der Rheinfall bei Schaffhausen ist ein Naturschauspiel; hier aber ist Urgeschichte, die immer wieder Geschichte von heute sein wird. Vom ersten Male an kommt mir immer wieder, wie die Erinnerung einer Sage, der Eindruck, vorzeiten sei das eine einzige sonnige Stadt gewesen. Drüben von der Burg herab dehnte sie sich in sanfter Senkung über das ganze Tal herüber und stieg diesseits bis zur Kirche hinauf, und nur der Andelsbach rieselte friedlich zwischen den untersten Häusern hin. Eines Frühlings aber zerrte der Föhn den Schnee so jählings von den Alpen herab, daß dem Rhein die alte Rinne nicht mehr genügte und er mit ungeheuren Massen ins bestellte Land durchbrach. Dort oberhalb der Stadt trieb in weitem Bogen der Wasserschwall heran, gelb und mit unzähligen Tatzen vorwärtshastend. Wie ein Rachen sich auftut, so stieg es manchmal mit einer breiten, hohlen Woge hoch auf, warf sich über die Gärten und Mauern her und drückte sie zu Boden, unterwühlte sie, überrannte sie, riß im Sturmlauf die Stadt auseinander und warf sie rechts und links auf die Uferhöhen zurück. Das Hochwasser verlief, der Rhein blieb da und kämpft und tobt bis heute, als wäre der Widerstand der überfallenen Stadt noch nicht gebrochen. Das Stück gedeckter Brücke aber, das auf diesem Ufer und dem Pfeiler im Strom aufliegt, dieses Dach war das einzige im Tal unten, das von den Fluten nicht gestürzt wurde, und so hängt es noch da über dem Verderben, uralt, hinterhältig-lustig, etwas spöttisch. Und seit dem Tage sind es zwei Städte, zwei Länder, zwei Völker. Die Leute hüben und drüben sind vom gleichen Stamme, sind verschwistert und verschwägert; aber sie denken verschieden, sie schwören auf anderes, sie sterben für anderes: die drüben schimpfen uns ‚deutsche Fürstenknechte‘, und wir schimpfen sie ‚freie Schweizer‘.“

„Sie haben — “ sagte der alte Herr nachdenklich, „— die Menschen haben Sie vergessen — bei Ihrer Sündflut.“

„Ja. Aber wenn ich sie auch nicht ver-

gessen hätte, würde ich nicht viel mehr über sie zu sagen gehabt haben. Dieses Wasser hier verfährt so blitzschnell mit ihnen, daß sie nicht einmal Zeit zu einem Hilfeschrei haben, — den man übrigens in dem Getöse auch nicht hören würde.

„Ich hab' es einmal erlebt. Ich wohnte ja da drüben gerade über dem Laufen in dem vorspringenden Eckhaus in einem Eckzimmer. Wenn ich aus dem Seitenfenster steil hinabschaute, so sah ich in die Felsbucht, die man ‚Tote Woge' nennt und in der sich beim Flößen immer einzelne vom Talweg abirrende Stämme verfingen. Eines Morgens bei der Arbeit hörte oder fühlte ich wieder einmal öfter den Anprall der herübergeschleuderten Bäume an den Felsen unter dem Hause, legte mich schließlich ins Fenster und sah rauchend zu, wie ein Floßknecht in hohen Stiefeln auf den Felsen und Hölzern hin- und herturnte und mit seiner Stange oder auch mit dem Fuße die einzelnen Stämme in den Strom hinausstieß. Und es gefiel mir sehr, wie er im Strohhut, hemdsärmelig und in wasserglänzenden Stiefeln sich waghalsig an den braunen Wänden der schattigen Bucht bewegte. Nun stand er auf zwei nebeneinander liegenden Stämmen und reckte sich, um einem ferneren Balken den Abstoß zu geben, glitt aus, bekam das Übergewicht, war verschwunden. Es geschah schneller, als ich es fassen konnte, ich sog noch an meiner Zigarre und suchte mit den Augen umher, wo der Flößer geblieben sei, und erst als ich ihn nicht fand und er nicht mehr auftauchen wollte, überfiel mich der Schrecken. Ich eilte hinunter und rief Leute herbei. Die zuckten aber nur mit den Achseln und sagten: ‚Dem tut kein Zahn mehr weh!' standen ein Weilchen und guckten mit in das Wasser, dann gingen sie zurück an ihre Arbeit. Und der Strom gab ihn nicht wieder heraus."

„Ja — den einen will er," sagte der alte Herr mit halber Stimme und setzte mit Nachdruck hinzu: „den andern will er nicht!" Er drehte sich rasch um, blieb noch einen Moment mit nachdenklich gesenktem Kopfe stehen, sagte dann: „Kommen Sie!" und ging mir voran. Wir schlängelten uns ein Pfädchen hinab zum Strom. Auf einem warmbesonnten Felsen, an dem das Wasser vorbeischäumte, setzte mein Führer sich und sprach: „Hier sind wir ungestört."

Und wirklich, das Brausen in der Luft war so groß, daß ich ihn nur eben noch verstehen konnte. Manchmal wehte ein Schleier zarten Wasserstaubes erfrischend über uns her.

„Ich will Ihnen erzählen, wieso der Laufen mich rettete oder verschonte oder nicht haben wollte. Niemand weiß es außer mir. Unser Gespräch hat mich wieder einmal so tief in die Erinnerung hineingedrängt, daß ich mich ohnehin nur langsam und den Verlauf wieder genau durchlebend aus ihr herausarbeiten kann: so will ich es einmal mit lauten Worten tun. Es ist eine einfache, harte Geschichte, und es mag gesund sein, sie anzuhören.

Ich bin auf der Schweizer Seite drüben, also in der ‚Großstadt' geboren, hinten, wo die Gärten ins Freie stießen, und habe hier meine Kindheit verbracht, so gesund, frei, heiter und reich, wie es eigentlich nur in kleinen Städten möglich ist, wo die Familien seit hundert Jahren in denselben Häusern sitzen, in denselben Gärten ihr Gemüse und Obst ziehen, in denselben natürlichen Bedingungen die Lust und Gefahr des Lebens lernen und, da alle einander kennen, alles mit persönlichem Anteil erleben. Dann war ich in Aarau auf der Schule, und nun wollte ich Medizin studieren. Teils um mich über mein Vorhaben genauer zu unterrichten, teils auch nur um meinen stolzeren Verkehrsansprüchen Genüge zu tun, machte ich eines Tages in Klein Laufenburg einem Medizinstudenten, der vor dem letzten Examen stand, meinen Besuch. Ich kannte ihn natürlich, wie sich alle kannten; da er aber vier Jahre älter als ich war und von zurückhaltendem Wesen, so hatte ich mich bisher nicht näher an ihn gewagt. Er wohnte in seinem Elternhause etwas oberhalb der Brücke, in einem Zimmer auf den Rhein hinaus, zwei Treppen hoch.

Vor der Türe hörte ich, wie er innen auf- und abschreitend englische Verse las, jedenfalls Byron, der damals immer auf seinem Tische lag. Ich wartete eine Pause ab, ehe ich klopfte und eintrat. In dunklen Hosen und knapper Militärdrillichjacke stand er mitten im Zimmer, drehte den Oberkörper und sah verwundert nach der

Türe her. Die einfache Kleidung, die energisch bewegte Haltung seines wohlgebauten Körpers, die niedrige, behagliche Stube, deren Decke er mit seinem dichten braunen Haar fast streifte, all das ließ ihn mir noch größer und vornehmer erscheinen als sonst, ich wurde befangen und fand nicht gleich das Wort. Er legte das Buch weg, begrüßte mich mit einer freundschaftlichen Höflichkeit, — ich saß auf dem Sofa und hatte Zigarettenpapier und -tabak vor mir, ehe ich nur ein paar Worte hatte sagen können. Je liebenswürdiger nun der Empfang war, um so wichtiger erschien es mir, meinen Besuch zu rechtfertigen, ich erhob mich plötzlich wieder und sagte her, was mich zu ihm führte. Ich stand jedenfalls sehr schulbubenhaft und komisch vor ihm, er schaute mich aber mit gänzlich unberührtem Ernste an, hörte aufmerksam zu und antwortete. Er lachte überhaupt selten und über das obenhin Lächerliche wohl nie. Er gab mir nur den Rat, meine ersten Semester nicht, wie üblich, zu verbummeln, sondern sofort richtig zu arbeiten, wenn nicht in den medizinischen Fächern, dann irgendeine Liebhaberei, Geschichte, Geologie — was es sei. Nur gleich die freigewordene Hand auf die Welt legen, nur gleich die Eroberung beginnen! Hätte mir ein anderer das gesagt, so würde ich ihn ausgelacht und erwidert haben: ‚Im Gegenteil! Für eine gute Weile ist genug geochst; jetzt wollen wir trinken und raufen und die Mädchen küssen!‘ Albiez aber verleitete mich durch sein leidenschaftliches Beispiel. Er nahm mich auf Exkursionen mit und machte aus mir den Botaniker, der ich heute noch bin; wir klopften alle Steinbrüche, Sandgruben und Felsschluchten ab; wir suchten alle Sammler heim vom Bodensee bis Basel, ob sie nun Schmetterlinge, Steinbeile oder Bilder sammelten, — ich empfand auf einmal, daß die Wissenschaft nicht eine Last sei, unter der man von Examen zu Examen keucht, sondern eine umworbene, beglückende Macht, der die verschiedensten Menschen der verschiedensten Berufe ihre, wenn auch nicht meisten, so doch innigsten Stunden widmeten. Albiez, dem ich in meiner leichteren Art besonders behagen mochte, nahm sich meiner wie eines jüngeren Bruders an, immer gleich sicher und ruhig, geduldig und — unnachgiebig.

Einmal aber in diesen Ferien überraschte mich sein Wesen doch. In der Sauserzeit machten wir eine Weinreise in die Hallauer Gegend. Schließlich blieben wir gegen Abend im ‚Hirschen‘ in Unterhallau hängen und waren nun bei einem Maß von Wein angekommen, das auch dem geeichten Weintrinker fühlbar wird, und da merkte ich auf einmal, daß der gute Albiez einen bösen Wein zu trinken scheine. Während er sonst nur seine eigenen Worte peinlich genau nahm und gegen andere Nachsicht zeigte, selten mit einem Zusatz mitleidiger Geringschätzung, legte er nun plötzlich jegliches Wort, das am Tische fiel, auf die Goldwage, bald indem er es nur mit scharfer Betonung wiederholte, bald indem er es heftig kritisierte und zurückwies. Da ich selbst entweder als sein Schützling Schonung genoß oder in meiner Verehrung und Rücksicht gegen ihn keinen Anlaß zur Rüge gab, so war sein Verfahren für mich zunächst ein freilich mit Bangen gewürzter Genuß: ich würde geglaubt haben, er leiste sich einen Weinulk, indem er all den Blödsinn, der geredet wurde, gedanklich und sprachlich zerlegte, wenn nicht seine gesenkte, stößige Kopfhaltung, der böse Blick von unten auf und die kurze, heftige Art, wie er seinen Zigarrenrauch von sich paffte, allzu ersichtlich gezeigt hätte, daß es noch anders kommen müßte. Er sprach mit völliger Klarheit, Schärfe und Sicherheit des Wortes; nur an der hitzigen Streitsucht merkte man den Wein. Also — plötzlich, aber nicht unerwartet, auf eine grobe Widerrede hin beugte sich Freund Albiez über den Tisch hinüber, packte den Sprechenden am Kragen und schlug auf ihn los. Und da war natürlich keiner unter uns, der sich die schöne Gelegenheit, draufzuhauen, hätte entgehen lassen, und schließlich fielen die Hiebe und Tritte so dicht, daß es auf Freund und Feind ging. Indessen wurden wir beide nach und nach zur Türe gedrängt, zum Hause hinaus und über die Staffel hinabgestoßen. Nun wäre ja alles in schönster Ordnung gewesen, da fiel es aber dem letzten der Sieger, der wieder zur Türe hineinging, ein, über die Schulter noch einmal zurückzurufen: ‚Ihr verfluchte Sauschwaben, — ihr verfluchte!‘ Und da kam denn noch das Lustigste. Albiez war mit einem Satz wieder im Haus (wohin ich

ihm folgte), stellte jenen Rufer und sagte: ‚Halt! still, Ihr Mannen! Da ist ein Unrecht geschehen, das Sühne verlangt. Hier diesen Jüngling, der unter meinem Schutze steht, habt Ihr «Sauschwab» geheißen, und er ist doch ein so echter «Schwizerkaib» wie Ihr. Das ist eine Schmach für Euch wie für ihn! Damit die eidgenössische Ehre auf beiden Seiten wiederhergestellt wird, schlage ich vor, daß der Verleumder dem Verleumdeten dreimal «Schwizerkaib» ins Gesicht schreit!‘ Das Komische war, daß er in unverdächtigem Ernste sprach und es jedenfalls ganz ernst meinte. Die Hallauer starrten uns einen Moment verblüfft an, dann fielen sie aufs neue über uns her, ich bekam diesmal mehr Prügel als vordem, nach kurzem flogen wir wieder zum Tempel hinaus, und unsere Hüte hinterdrein. Albiez drehte den seinigen im Mondlicht hin und her, fuhr reinigend immer wieder mit dem Ärmel drüber und setzte ihn mit hochmütig nachlässiger Gebärde auf, blickte kurz nach den erleuchtenden Fenstern zurück und sagte: ‚Victrix causa diis placuit, — sed victa Catoni!‘ und trat den Weg zum Bahnhof an. Ich sah nach der Uhr und sagte: ‚Die haben uns zur rechten Zeit an die Luft gesetzt, jetzt kommen wir noch bequem auf den Zug.‘

Er antwortete nicht, und da mich sein Benehmen überhaupt unsicher gemacht hatte, so schwieg ich auch, und wir gingen eine gute Strecke stumm nebeneinander hin, er mitten auf der Straße, ich ein paar Schritte seitlich am Straßenrand.

Plötzlich blieb er stehen und rief mir mit scharfem Tone zu: ‚Mein Herr, wie kommen Sie eigentlich dazu, immer neben mir herzulaufen!‘

Ich war natürlich etwas überrascht und sagte: ‚Ja — was ist denn los, auf einmal?‘

‚Fühlen Sie denn nicht, daß mir das lästig werden muß!‘ fuhr er fort. ‚Das ist ja geradezu zudringlich, — verzeihen Sie das harte Wort! — aber ich kenne Sie ja gar nicht. Wer sind Sie denn überhaupt?‘ Er blickte mich so fremd und feindlich an, daß ich merkte, eine Berufung auf unsere Freundschaft sei zwecklos, und so widerstand es mir ein wenig, meinen Namen zu sagen. Mein Zögern reizte ihn, er trat einen kleinen Schritt näher, bohrte seinen Blick in den meinen und fuhr fort: ‚Wollen Sie sich nun entschließen, mich allein zu lassen? Oder — muß ich mir Platz machen?‘ Er wiegte seine herabhängenden Fäuste wie versuchend ein wenig auf und ab. Ehe ich antworten konnte, setzte er hinzu: ‚Sind Sie Student?‘ Als ich bejahte, sagte er in leichterem Tone: ‚Dann bitte ich um Ihre Karte!‘ und griff nach seiner Brusttasche. Ich zog zwar auch mein Notizbuch; aber, als er sich mit seiner Karte in der Hand wieder zu mir wandte, erwiderte ich:

‚Bedaure, ich habe keine Karte.‘ Darauf richtig einzugehen, auch nur aus Rücksicht auf seinen Zustand, war gegen mein Gefühl.

‚Darf ich aushelfen?‘ fragte er höflich und reichte mir eine der seinigen. Als ich mein Blei zur Hand nahm, fuhr mir durch den Sinn, einen falschen Namen anzugeben, und ich kritzelte auf die Rückseite seiner Karte: ‚Melchior Müller, stud. phil. Säckingen.‘ Indem ich ihm meine Karte gab und seine empfing, beobachtete ich ihn erwartungsvoll. Er hielt die Karte gegen das Mondlicht, las, lupfte leicht, doch förmlich den Hut, — und ich tat dasselbe.

Dann eilte ich mit großen Schritten voran. Auf dem Bahnhof ging er noch einmal an mir vorbei, ohne mich zu erkennen. Und am andern Tag wußte er nicht, wie er aus dem Wirtshause heraus- und heimgekommen sei. Ich sagte es ihm auch nicht.

Dies war das einzige Mal, daß ich ein gebändigtes und verdecktes Temperament bei ihm ausbrechen sah; denn er trank immer sehr mäßig. Von seinen Bundesbrüdern erfuhr ich später ähnliche und ernstere Geschichten, doch nur aus seinem ersten Studienjahr; nachdem er seine Schwäche kennen gelernt hatte, gewöhnte er sich daran, wenig zu trinken. An dem Hallauer Tag aber war ihm, indem wir von Ort zu Ort wanderten, Besuche machten, einkehrten, immer wieder mit andern zusammen saßen und redeten, wohl, wie es so geht, nicht bewußt geworden, wieviel er trank.

Bald darauf zog ich mit ihm nach Heidelberg, und es war für mich ausgelassenes Füchslein, dem die studentische Freiheit und die Pfälzer Lustigkeit alle Riegel und Zügel lösten, eine große Wohltat, den äl-

teren Freund zu besitzen, der fest auf sein Ziel hinsah, heiter und gleichmäßig arbeitete und mich, sobald ich zu ihm trat, mit wissenschaftlichen Fragen einnahm. Er baute also sein Staatsexamen und seinen Doktor und verbrachte dann, wie auch ich, das folgende Sommersemester wieder in Heidelberg, und zwar als Assistent in einer Klinik. Am Ende des Semesters machte ich mit einigen Bundesbrüdern eine Rundreise nach verschiedenen andern Universitäten, so zum Abschied; denn ich gedachte, im Winter eine Schweizer Universität zu besuchen und erst in den klinischen Semestern nach Deutschland zurückzukehren.

Spät im August kam ich nach Hause. Am Bahnhof erwartete mich Freund Albiez und hatte ein zierliches, hellgekleidetes Geschöpf am Arm, das mir bekannt schien; aber es hielt den Kopf gesenkt, und ich konnte aus der Ferne das Gesicht unter dem großrandigen Strohhut nicht sehen. Alle Wetter, dachte ich, hat der sich zu guter Letzt auch noch einen Schatz vom Neckar mitgebracht! Wer kann sie nur sein? Freudig erregt trat ich auf die beiden zu, blieb aber einige Schritte vor ihnen plötzlich stehen, als das Mädchen nach mir aufschaute und mich mit wohlbekannten, dunklen Augen anlachte, während zugleich eine tiefe Röte ihr bräunliches Gesicht durchglühte.

Ich blieb also stehen, blickte bewundernd vom einen zum andern und sagte: ‚Herr Gott, sieh Dein Volk an! Es sind lauter Zigeuner.' Dann schüttelte ich ihnen herzlich die Hände. Das Mädchen aber gab mir noch, scherzhaft schmollend, einige Schläge mit dem Zeigefinger auf meine Hand und sprach: ‚Du bist auch nicht mehr wert als die andern! Alle wundern sich darüber, daß ich mich verlobe! Wieso denn? Das ist doch zu arg! Von Dir aber hätte ich was anderes erwartet!' Im Grunde war sie von der allgemeinen Überraschung sehr erfreut.

‚Ich bin wirklich maßlos überrascht,' erwiderte ich; ‚aber nicht, wie Du meinst, sondern darüber, daß mir nicht schon längst aufgegangen ist, wie ausgesucht Ihr zwei zueinander paßt! Ihr habt es gut gemacht! Ihr könnt mir's glauben; denn ich kenne Euch. — Siddy!' setzte ich hinzu, ‚Du bist ja freilich noch ein Mammenkind! — Was ein Strumpf ist, erkennt sie nämlich erst, wenn der Fuß drinsteckt! Und für die Trauung und Unterschrift — da ist nun nicht zu helfen! — Kind, dafür wirst Du doch noch lernen müssen, drei Kreuze zu machen!'

Über meine Anspielung errötend rief sie: ‚Und ich rate Dir, laß Dir das Haar schneiden, ehe Du zu uns ins Haus kommst!'

Also mein Nachbarskind, meine Spielgefährtin und Jugendfreundin, die in unserm Haus und Garten so daheim war wie im eigenen, und wie übrigens auch ich in dem ihrigen, Siddy Graf war die Braut meines Freundes Ludwig Albiez! Und sie machten ein Paar, das sich sehen lassen konnte. Sie war kleiner als er, biegsam, lebhaft, von natürlicher Anmut. Man konnte sie sich als kleinstädtische Hausfrau und Mutter vieler Kinder denken, die diesem Dasein jede mögliche Schönheit bewahrt hätte, man war aber auch sicher, daß sie als Frau eines Gelehrten oder eines repräsentierenden Beamten an ihrer Stelle sein würde. Sie hatte zwar in der Schule nicht gelernt, doch war sie empfänglich, ja, begierig auf alles, was das Leben brachte, und kam nie seinen Anforderungen gegenüber in Verlegenheit. Ich bewunderte die Liebeswahl meines Freundes, dem alles so wohl geriet, ohne daß er im mindesten ein Schlauer, ein Streber, ein Berechner gewesen wäre, und es schien mir nur seinem Reinlichkeitsbedürfnis zu entsprechen, daß er es klug vermieden hatte, auf diesem Eroberungszuge den Verdacht oder die Ahnung selbst der nächsten Angehörigen zu erregen.

Ich freute mich über diese Verlobung wahrhaftig ohne jede Spur von Neid. Gewiß war ich in den Jahren und auch dazu angetan, Liebesgedanken zu haben, schönen Mädchen nachzulaufen und wo es anging, den Hof zu machen; aber diese liebliche Siddy Graf hatte sich noch nie in meine Träume eingeschlichen. Wenn gesunde Buben mit herzhaften Mädeln aufwachsen, so sind ihnen die Mädel nicht viel anders als Kameraden, die langes Haar und Röcke tragen, schlecht rennen und schlecht werfen können. Nun kommt die Zeit, wo das Mädchen seine Knabenhaftigkeit verliert, und kriegt man im herkömmlichen Spiel und Treiben so ein Wesen zu fassen, so hat

man plötzlich ein unruhiges Gewissen, da man inne wird, daß so ein Arm etwas anderes geworden ist, voll, elastisch, nicht mehr jenes dünne Ding aus Knochen und Muskelsträngen. Man hat mit einemmal das Gefühl, der Arm sei fremdes Eigentum, von dem man die Hand lassen müsse wie von so vielen lieblichen Dingen, man wird mißtrauisch, unsicher, etwas scheu. Man überläßt die Freundin mehr der Schwester und zieht sich instinktiv so weit zurück, daß das gute Einvernehmen keinen Schaden leidet. Die ersten Schritte auf dem Glatteis der Liebe tut man überhaupt womöglich nicht unter den Augen der Eltern und Schwestern, man schweift etwas in die Ferne, und wenn es nur die nächste Straße ist, und verwagt sich lieber vor fremden Mädchen als vor alten Freundinnen, von denen uns die Vertrautheit zu dieser Zeit wie eine Kluft trennt. Mir wenigstens war es mit Siddy so ergangen. Unser Verkehr war längst ein klein wenig förmlich geworden, ich hatte mich bei einer etwas steifen Aufmerksamkeit für sie wohlbefunden.

Wie sie nun am Arme ihres Verlobten neben mir dahinschritt, vom Bahnhof der Brücke zu, da ward mir plötzlich bewußt, daß wir eben bei unserer Begrüßung ganz in der derb herzlichen Unbefangenheit früherer Jahre miteinander gesprochen hatten, und während ich den Albiez ausfragte, freute ich mich unsäglich darüber, daß Siddy und ich den alten Ton wiedergefunden hatten, und nahm mir vor, dabei zu bleiben; am liebsten hätte ich sie bei der Hand gefaßt, dem Herrn da weggerissen und wäre mit ihr die Straße hinunter und wie der Blitz an den Zöllnern vorbei über die Brücke nach Hause gerannt! Albiez wandelte frei und gemessen, als wäre er schon zehn Jahre verheiratet, mit seiner Braut des Weges und sprach davon, daß er den Winter in Wien zubringen werde, um die Spitäler und Kliniken kennen zu lernen — es war zu Ende der sechziger Jahre, und der süddeutsche Arzt ging noch nach Wien — und daß sich bei diesem Aufenthalte entscheiden müßte, ob er praktischer Arzt werde oder die Universitätslaufbahn einschlage; übers Jahr wollten sie in beiden Fällen heiraten. Siddy, an deren kürzeren Schritt sich ihr Liebster noch nicht gewöhnt hatte, so daß sie bald trippeln, bald weitausholen mußte, Siddy war so rührend schön in ihrem stillen Hineinhören in die Dinge, die ihr noch fremd waren und doch ihre Zukunft und ihr Glück in sich bargen, und sie war so köstlich ernst und überlegen, wenn sie zwischenhinein mir etwas erklärte, — und ich dachte derweil an lauter Bubenpossen und Narretei.

Ich blieb auch zunächst grundvergnügt. Anfangs oft mit dem Paare zusammen, merkte ich bald, daß ein Dritter überflüssig sei, und folgte daher ihren Aufforderungen seltener, überließ das Zusammentreffen dem Zufall und beschränkte mich darauf, den Freund wie bis dahin zu besuchen, wenn ich ihn allein wußte, und mit Siddy Graf nach der Gelegenheit zu verkehren wie in Kinderzeiten. Und dieser Verkehr war wieder ganz der alte, unbefangen vertraute. Wenn sie meine Schwestern besuchte, was in dieser Zeit der Wichtigkeiten sehr häufig geschah, so versäumte sie nie mehr, meine Zimmertüre zu öffnen, mich zu begrüßen und das Neuste zu berichten; wenn ich ausging, so trat ich meistens noch in das Nebenhaus, um ein paar flinke Worte mit ihr zu wechseln. Sahen wir einander im Garten, so hob sie die dafür eingerichtete Latte aus dem Zaun, schlüpfte wie als Kind schon herüber und hielt mir die Leiter beim Obstpflücken, oder ich half ihr drüben beim Bohnenbrechen. Öfter noch lehnten wir uns von beiden Seiten nebeneinander auf den Zaun und plauderten. Oder vielmehr wir scherzten, wir neckten einander, trieben Possen.

Das war alles sehr harmlos, aber manchmal doch übertrieben von einer zutappenden Aufgeregtheit, die uns wohl plötzlich bewußt wurde, so daß wir in alberner Überraschheit voreinander stehen blieben und uns ein wenig schämten. Wir fühlten, daß wir uns nicht so würden auslassen können, wenn nicht Siddy eben eine verlobte Braut wäre. Diese Brautschaft machte uns sicher. Siddy war ja einige Jahre jünger als ich und noch ein halbes Kind, und es hatte den Anschein, als müßte sie sich für den plötzlich über sie gekommenen Ernst durch kindisches Tollen entschädigen. So überließen wir uns unserer Unbesonnenheit ohne Arg. Wohl entging mir nicht, daß dieser Verkehr anfing, mich von der Arbeit abzuhalten, daß ich träumerisch auf

meinem Studierzimmer hin und her ging, daß ich droben unzufrieden war und allfort ins Haus hinabhorchte oder in den Nachbargarten hinüberspähte; — aber was war denn dabei, wenn ich nebenher auch ein bißchen für Siddy schwärmte, für die Braut meines Freundes, dem ich sie doch aufrichtig von Herzen gönnte. Und war sie denn nicht mein Spielkamerädlein von ihren ersten Schühchen an!

Wie es in dieser Zeit mit ihr stand, ob sie sich bloß vergaß oder ob sie vielleicht auch bewußt aus der Sicherheit heraus ein wenig mit dem Feuer spielte, das weiß ich nicht. Ich jedenfalls, keines bösen Willens mir bewußt, ließ mich treiben in dem klaren Gefühle, daß ich in einigen Wochen nach Bern ziehen und das Spiel dann ein Ende haben werde. Übrigens scheuten oder verstellten wir uns vor Albiez nicht im mindesten, und er spottete wohl gutmütig und sagte, wir seien wie zwei junge Hunde, die immer herumtollen und herumtapsen müssen. Und so wenig über das doch lustig anzusehende Spiel junger Hunde zu sagen ist, so wenig kann ich von unsern Alberheiten erzählen.

Eines Tages nun hatte sie vor dem Mittagessen noch Blumen geschnitten und in einem schönen roten Glase auf den weißen Tisch der Laube gestellt, wo auf des Bräutigams Anregung der Kaffee genommen wurde. Dann trat sie zu mir an den Zaun, über den hinweg ich ihr zugeschaut hatte. Sie stützte sich, die Hände zusammenfügend, mit beiden Unterarmen auf die den Zaun oben schließende Querleiste, ich lehnte auf der andern Seite neben ihr. Sie hatte ein kleines blasses Röslein zwischen den weißen Zähnen und bewegte es beim Plaudern hin und her. Die Rosafarbe der Blüte hob sich zart von der kräftigen Röte ihrer zierlichen, vollen Lippen wie von der heißbraunen Gesichtsfarbe ab und gab ihr einen ungemein frischen Reiz. Ich sah eine Weile zu, wie das Röslein von rechts nach links im Gesicht wanderte, sich bald unter das Näschen erhob, das alsdann den Duft einsog, bald auch über das rund herausgewölbte Kinn herabhing, und wie die Zähne auf dem Stiel herumbissen, und sagte dann, indem ich die hohle Hand hinhielt:

‚Mir das Röschen!‘

‚Wozu!‘ erwiderte sie und wandte den Kopf ausweichend beiseite.

‚Zum Andenken!‘ sprach ich, ganz ohne Überlegung.

‚Zum Andenken —?‘ wiederholte sie, mich scharf ansehend, und nahm das Röslein aus dem Munde.

‚Gewiß!‘ antwortete ich mit etwas bewegter Stimme. ‚Wir haben Dich ja doch nicht mehr lange.‘

‚Aber das Röschen ist nichts!‘ sagte sie. ‚Morgen fallen die Blätter ab. Nein, ich werde Dir was Rechtes geben, — ich werde Dir was machen!‘ Sie ließ nachsinnend die Augen umgehen, und ihr feiner Mund stand halbgeöffnet, kindlich, daß die Zähne schimmerten.

Da erschien mir dieser Mund als das schönste und köstlichste Gut auf der Welt, ich trat vor Siddy, legte die Hände fest auf ihre Schultern und sprach: ‚Ich weiß, was! Einen Kuß gibst Du mir zum Andenken — zum Abschied — wie Du mir früher einen gegeben hast, wenn ich aus den Ferien wieder nach Aarau fuhr!‘ Nicht ganz ehrlich hatte ich dies rasch zur Überrumpelung hinzugesetzt, und ohne weiteres hielt ich die sich Aufrichtende fest und küßte sie. Und sie küßte mich mit Kraft wieder.

Kaum hatte ich sie aber losgelassen und stand etwas beschämt und mir selbst überflüssig vor ihr, da atmete sie plötzlich gewaltsam auf, blickte mir erschrocken in die Augen, ward tiefrot und sagte leise: ‚Das war Unrecht.‘

‚Unrecht —?!‘ wiederholte ich unwillig, ‚Unrecht? Wieso?!‘

‚Ja!‘ erwiderte sie bestimmt, ‚Unrecht! Denn das darf Ludwig nicht wissen!‘

‚Ja, was ist denn —?!‘ fragte ich. ‚Hier über den Gartenzaun, wo wir aus Euerem Haus, aus unserem Haus, von der ganzen Nachbarschaft gesehen werden können, haben wir alten Freunde, — fast Geschwister! — uns einen Kuß gegeben!‘

Sie ließ, ohne sich zu bewegen, ihren Blick über die ihr sichtbaren Fenster wandern und schüttelte gleichsam verständnislos den Kopf.

‚Das will ich dem Albiez gerne sagen!‘ fuhr ich fort, ‚da bin ich ganz ruhig. Er ist doch ein vernünftiger Mensch!‘

‚Du sagst nichts! Wenn er es erfahren

darf, dann bin ich die nächste. Aber ich glaube, — er darf es nicht erfahren. Da kennst Du ihn schlecht: das erträgt er nicht! — Und er hat recht!' setzte sie plötzlich wieder errötend und mit zornigen Augen hinzu. ‚Ich würde es auch nicht ertragen, daß er andere Mädchen küßte.'

Mir war recht unbehaglich zumute, ein bißchen gedemütigt, fast als hätte ich gestohlen; doch bezwang ich meinen Ärger und sagte beruhigend: ‚Aber Kind, so sagen wir eben nichts davon! Dann ist der Katze gestreut. Denke nicht mehr daran!'

‚Nicht daran denken —' wiederholte sie langsam, als steckte in den paar Worten ein Problem. Dann blickte sie mich mit rührend schönem, tröstendem Lächeln an und sprach mit bewegter Stimme: ‚Also, leb' wohl, Rudi! Du bist ein zu dummer und leichter Gesell für ernsthafte Leute!' Sie ließ ihr Auge noch eine Weile auf mir, dann nickte sie und ging, ohne mir die Hand zu reichen, auf das Haus zu. Noch längere Zeit sah ich sie dort nachdenklich hin- und herschreiten, ehe sie in das Haus trat.

So übertrieben mir erst ihre Reaktion erschienen war, so ergriffen war ich nun, und trotz aller Neigung, den Vorfall leicht zu nehmen, mußte ich über ihn und Siddys ernste Auffassung nachgrübeln. Ich für mein Teil wäre am liebsten zu Albiez gegangen und hätte von dem Küßlein in Ehren berichtet; aber freilich: mußte es berichtet werden, so war es Siddys Sache. Und wenn Albiez nun wirklich so empfindlich, wie Siddy annahm, oder gar mißtrauisch war, — wie auf aller Welt konnte man ihn dann von der Harmlosigkeit überzeugen! Da war Schweigen vielleicht schon das klügste.

Wir hatten nun Abschied genommen; aber so ernst und endgültig er von Siddy gemeint sein mochte, er trennte uns nicht. Ich fiel alsbald in die Trunkenheit des Kusses zurück, ich würde den Abschied trotz allem zehntausendmal wiederholt haben. Meinen Freund empfand ich gar nicht als Hindernis. Der Kuß hatte mir jene Gärung ins Blut geworfen, die unsere Begriffe sprengt, die plötzlich alle scheinbar festgelegten und eingefahrenen Bahnen und Wege unseres Charakters unterwühlt und verschwemmt, in der uns Lug und Trug, Gewalttat und Verbrechen leicht und verführerisch werden, die uns als entscheidende Probe zu Schurken oder Narren oder Männern läutert. Ich mied Siddy nicht. Mehr als je lief ich ihr in den Weg. Und zu meiner Überraschung wich auch sie mir keineswegs aus. Ihren Zustand kann ich natürlich nur vermuten, nur ausdeuten. Vielleicht war er auch ganz anders. Ich sah sie und Albiez immer nur in unzweideutigem Glück, in Ruhe, Heiterkeit, gegenseitigem Verständnis und bin überzeugt davon, daß ich für Siddy nur als ihr alter Gespiel in Betracht kam, gegen den sich ihre Spannung in harmlosem Tummeln lösen konnte. Der Kuß nun war nicht nur von mir erbeutet, sondern auch von ihr gegeben. Obschon überrascht, küßte sie herzhaft und kundig. Im nächsten Moment aber mag es sie durchzuckt haben, daß ich ja nicht ihr Liebster und daß also ihr Kuß, dieser hingegebene Kuß eine Verirrung, ein Verrat, eine Abscheulichkeit sei, deren sie sich schmerzlich schämte, vor sich selbst, vor mir und gar vor Albiez. Da sie das strenge Fühlen ihres Verlobten kannte, ja, teilte, so fand sie zunächst nicht die nötige Leichtigkeit, sich gegen ihn anzusprechen, und ihre Unsicherheit wuchs von Tag zu Tage. In ihrer Hilflosigkeit drängte es sie wieder zu mir, den sie hatte meiden wollen, zu dem Gewalttäter, gerade als könnte sie bei mir Schutz und Hilfe finden. Aber unser Beisammensein war einsilbig, gedrückt, trostlos.

So ging es einige Tage. Nur einmal sprach sie aus, was sie bewegte, indem sie, den gesenkten Kopf schüttelnd, flüsterte: ‚Ich kann es ihm nicht sagen!'

Da fühlte ich mich so schuldig, daß ich rief: ‚Ich reise morgen ab! Dann denkst Du nicht mehr daran.'

‚O nein!' erwiderte sie. ‚Das wäre gefehlt; denn ich muß es ihm sagen.'

Ich sah ein, daß sie es nicht über sich gewinnen würde. Darum nahm ich mir vor, bei nächster Gelegenheit den Albiez zu fragen, ob mir seine Braut zum Abschied einen Kuß geben dürfte wie in früheren Zeiten. So dachte ich, den verübten Schaden wieder gut zu machen. Aber seltsam, ich fand die Unbefangenheit des Wortes auch nicht und verschob es von einem auf das andere Mal.

Diese geheime Absicht machte mich nun auch dem Freunde gegenüber nachdenklich und einsilbig, und diesem Umstand schrieb ich es zu, daß er mich einige Male auffallend ernst und forschend anblickte.

‚Du wirst langweilig, mein Sohn,‘ warf er einmal hin, ‚und steckst mir die Siddy auch noch an.‘

So vergingen vier, fünf Tage. Da fragte er nachmittags, als ich zum Kaffee in den Garten gekommen war und unbehaglich herumstand oder hin- und herzappelte, ob ich nicht mit ihm und seiner Braut eine Kahnfahrt machen wollte. Ich war's zufrieden, ja, ich drängte, früher zu gehen; denn es war mir eine Erlösung aus dieser Unterbundenheit, wenn nur irgend etwas geschah oder von mir verlangt wurde. Albiez aber wollte die Nachmittagshitze vorbeigehen lassen, und so machten wir uns erst auf den Weg, als die Sonne schon tiefstand.

Die Felsbank, die unter der Brücke her dem Rhein den halben Weg verlegt, staut oberhalb auf der Schweizer Seite eine Bucht ruhigeren Wassers an und drängt meistens am Ufer eine Gegenströmung hinauf. Mit dieser kann man ein gutes Stück bequem rheinaufwärts, über den Bereich des Gefälles hinaus in den stilleren Fluß. Auf dem Rückweg handelt es sich dann nur darum, beizeiten aus der rascher werdenden Strömung ab- und in die Bucht einzulenken; sonst gerät man in den Laufen.

Ich ruderte, Albiez und Siddy saßen mir gegenüber, gaben mir gelegentlich einen Wink für die Steuerung, und wir sprachen Zufälliges über die Häuser, an denen wir vorbeifuhren.

‚Das sind Deine Fenster, Ludwig,‘ sagte Siddy, über das Wasser deutend. Sie standen weit offen und zeigten nur dunkle Vierecke.

‚Wie trostlos,‘ sprach er hinausschauend, ‚kommt einem doch die eigene liebe Bude vor, wenn man so dran vorbeigeht und sie leer und offen sieht!‘

‚Deine Mutter ist unten am Fenster, schau!‘ sagte Siddy und winkte mit ihrem roten Sonnenschirm; und nun erhoben wir unsere Stimmen und riefen ‚Juhu‘. Die Frau grüßte und drohte dann mit dem Finger, als wollte sie sagen: Gebt acht!

So kamen wir über die Häuser und Gärten hinauf. Es war ein heißer Vorherbsttag, der Himmel dunstblau mit wenigen verzogenen Wolken der Art, die man nicht mehr findet, wenn man nach fünf Minuten wieder hinschaut. Auch die Luft war etwas dunstig und ließ mir die Stadt und die Brücke und die Höhen, auf die ich zurückblickte, fast unwirklich erscheinen, als sähe ich das Ganze in einem Spiegel. Und die Luft war so still, daß die Blätter, die sich von den Bäumen lösten, zögernd und schwankend und taumelnd niedersanken. Und das Brausen der Stromschnelle war nur noch wie ein leises Sieden in der Luft. Es wurde still zwischen uns.

Da fing Siddy an zu sprechen und sprach mit spürbarer Ruhelosigkeit unaufhörlich, von einem Ding zum andern springend. Ich fühlte, daß sie nur die ängstliche Zeit ausfüllen und ihren Verlobten hindern wollte, zu sagen: Siddy, Du hast mich betrogen! Du hast den Rudi geküßt! Und hier in dieser Abgelöstheit nur mit den beiden Menschen zusammen, die ich gekränkt hatte, unter dem unendlichen Himmel, auf dem klaren Strom zwischen den stillen Ufern gegenüber dem gequälten Mädchen und dem ahnungslosen Freund erschien ich mir plötzlich treulos und schamlos und schlecht. Als wären nur wir drei Menschen auf der Welt und als hätte jede Regung Schicksalswucht, empfand und wog ich nun mein und Siddys Treiben mit der schärfsten Empfindlichkeit und erkannte es als unverzeihlich. Ich hörte nicht mehr auf die beiden. Ich ruderte mit Wut, als könnte ich dadurch diesen Gedanken und Verhältnissen entfliehen; ich dachte: ins Wasser springen, ans Land schwimmen, auf Nimmerwiedersehen davon!

Ich schrak auf, da Albiez rief: ‚Rudi! Hörst Du denn nichts?! Laß mich jetzt rudern, du schindest Dich ja! — Aber sachte!‘

Ich war so erregt, daß ich kaum die zwei Schritte zur andern Bank leisten konnte und fast über Bord getaumelt wäre. Nun saß ich neben dem Mädchen und sagte, um etwas zu sagen: ‚Ein Blödsinn, so zu rudern! Ich bin ganz außer Atem!‘

‚Wenn Du wieder bei Atem bist, könntet Ihr singen!‘ meinte Albiez, indem er gelassen ruderte. Er blickte bald, sich umwendend, in der Fahrtrichtung, bald nach

den Ufern, bald nach Siddy und mir. Sie sah meistens zur Seite ins Wasser, und ich glaube, sie vermied seinen Blick; mir wenigstens war nie wohl zumute, wenn sein und mein Auge einander trafen, und ich hielt ihm nicht stand.

‚Jetzt werd' ich wenden,' sagte er nach einer Weile. ‚Die Sonnenscheibe steht gerade auf dem Schwarzwald auf; Ihr könnt ihr noch rasch etwas singen, ehe sie dahinter versinkt!'

Es war in diesen Wochen nämlich auch wieder aufgekommen, daß wir abends im Garten oder auf dem Feld miteinander sangen; manchmal machten noch die Geschwister mit, drei-, vierstimmig; oft auch nur Siddy und ich, und unsere Stimmen klangen gut zusammen.

‚Was — sollen wir singen?' fragte ich sie, die mich nur kurz anschaute und wiederholte: ‚Ja, was?'

‚Nun, irgend eines! Die Lorelei oder Morgen muß ich fort von hier,' schlug ich vor.

‚Ach — nein! Die sind ja so traurig!'

‚Ich habe zwar noch nie ein Lied traurig empfunden, wenn es schön war — aber was denn?'

‚Ludwig soll es sagen.'

‚Singt in Gottes Namen den Schwarzen Walfisch!' rief Albiez lachend. ‚Nein, um Gottes Willen nicht! Singt doch das schöne, das Ihr letzthin auf dem Ebenen Berg gesungen habt, das von Haydn, ‚An die Freundschaft!'

Wir fingen an:

‚In stiller Wehmut,
In Sehnsuchtstränen
Schmilzt meine Seele —'

aber keines von uns beiden hatte Stimme, es kam zaghaft, gedrückt, schwächlich heraus; keines verführte das andere zum Singen, und so zog es sich dünn und kläglich hin, bis Siddy mitten im Vers abbrach, ohne etwas zu sagen. Ich verstand ihr Aufhören, fragte also nicht, schwieg auch und schaute in den Rhein, der uns rasch mitnahm, dem fernen Städtchen entgegen.

Da hörte Albiez mit einem heftigen Ruderschlage zu rudern auf, sah uns mit bohrenden Blicken an und sagte mit ganz ruhiger Stimme: ‚Kinder, jetzt muß ich wissen, was Euch ist! Schon seit Tagen beobachte ich es: Ihr seid auf einmal beide so freudlos, so still, so — hinterhältig. Was gibt es?'

Ich erschrak, ich fühlte mich rot werden, ich schielte zu Siddy hinüber, ob sie nun sprechen würde; sie aber senkte nach einem flehenden Aufblick zu Albiez den Kopf und errötete tief. Es werde ihr schwer, vor mir zu reden, dachte ich.

Wir müssen, wie wir wortlos und schamrot vor ihm saßen, das Bild eines schuldigen Paares gewesen sein. Er beugte sich noch etwas vor, seine weitoffenen Augen gingen zwischen uns hin und her, stöhnend atmete er aus, so daß er etwas zusammensank, wurde weiß im Gesicht und flüsterte: ‚So! — So! — Das ist's!'

Er stand plötzlich hoch aufgerichtet im Boot und schaute nach Luft ringend um sich; er blickte mit kaltem Blicke von ihr zu mir; er saß schon wieder, mit den Armen sich stützend, auf der Bank, sah gesenkten Kopfes vor sich hin und manchmal unter den Brauen her auf Siddy und auf mich.

Sie neigte sich vor und mit dem demütigsten Flehen in ihrem lieblichen Gesichte flüsterte sie: ‚So ist es nicht! Ludwig! Beruhige Dich! Wir wollen —'

‚Beruhigen —!' unterbrach er sie mit gedämpfter Stimme und um so festerem Ausdrucke: ‚Nie! Nie! Versteh, das ist meine tiefste Huldigung für Dich!'

‚Wir wollen hinüber ans Land!' sagte ich. ‚Damit wir ruhig reden können!' Wir näherten uns schon den ersten Gärten.

‚Hier bleiben wir!' entgegnete er, nach rechts und links blickend. ‚Hier sind wir unter uns und werden nicht Worte machen.'

Einen Augenblick war es still. Ich wußte, daß er nun unnachgiebig sei, und überlegte, was ich sagen wollte.

‚Übrigens —' fuhr er fort, ‚— wozu reden! Das Geringste, das ihr mir sagen könnt, wird — ekelhaft sein, und das Schlimmste nicht schlimmer, als ich jetzt schon fühle!'

Da fuhr ich rasch heraus: ‚Ich habe Siddy geküßt, — im Spiel — im Scherz! Und sie schämt sich, es Dir zu sagen. Weiter nichts!'

‚Weiter nichts —!' wiederholte er und lachte; es sah aber aus, als weinte er. ‚Im Spiel — ? Und sie schämt sich! — Du

aber schämst Dich nicht, mir solchen Unsinn zu sagen!‘

Ich antwortete nicht. Wir kamen in den stärkeren Strom und mußten nach links hinüber halten; darum griff ich nach dem Ruder, das auf meiner Seite neben dem Boote durchs Wasser schleifte. Albiez aber kam mir flink zuvor, packte die Ruder und holte zum Rudern aus, ruderte aber nicht, sondern hob die Ruder aus den Pflöcken, öffnete die Hände, und die Ruder sanken in den Strom.

Ich war einen Moment starr vor Entsetzen; denn ich begriff.

‚Mensch!‘ rief ich. ‚Komm zu Dir! Laß mich allein büßen! Befiehl mir nachher in den Laufen zu springen! Ich tu' es.‘

Er verzog das Gesicht, als röche er etwas Unangenehmes, und erwiderte: ‚Und dann — Siddy und ich — heiraten? — Oder — nicht heiraten? — Was Du für möglich hältst!‘

Da erhob sich Siddy neben mir, leicht glitt ihre weiße Gestalt hinüber zur andern Bank; Albiez machte ihr Platz, und sie setzte sich neben ihn. Sie ergriff seine Hand und sagte: ‚Laß mir Deine Hand! Ich habe ein Recht auf sie. Ich habe nie an einen andern gedacht.‘

Er küßte ihre Hand und erwiderte: ‚Ich glaub es Dir. Aber sieh, — im Leben würde ich es nie haben glauben können.‘

Wir glitten an seinem Elternhaus entlang; er schien nicht darauf zu achten. Ich ergriff eines der Bodenbretter, um notdürftig damit zu steuern. Albiez trat mit dem Fuße darauf.

‚Laß!‘ schrie ich. ‚Wenn wir durchkommen, wirst Du uns glauben!‘ Und ich riß das Brett unter seinem Fuße weg.

Er lächelte.

Nun ging es schon jählings der Brücke zu, und da und dort schrien entsetzte Leute. Ich steuerte mit dem Brette, damit wir womöglich neben der Roten Fluh vorbeikämen und so wenigstens die winzige Möglichkeit hätten, vom Wasser durchgetragen zu werden.

Die beiden saßen Hand in Hand da, rückwärts fahrend. Wir sausten am letzten Hause vorbei, schossen unter der Brücke durch und wie durch ein Riesentor hinein in ein großes Brausen. Das sog, preßte sich durch alle Poren in uns hinein, lähmte uns, schied uns ab.

Bisher war es mir gelungen, das Boot auf der linken Seite des Stromes zu halten, oder es schien mir wenigstens so; nun gehorchte es mir nicht mehr und sprang auf den hart stoßenden Wellen schaukelnd vorwärts. Das Brett wurde mir aus der Hand gerissen. Ich klammerte mich fest und lauerte gespannt auf den Moment, der mich in diesem atemraubenden, betäubenden weißen Getöse vollends überwältigen wollte. Ludwig und Siddy hatten einander mit je einem Arme umschlungen, hielten sich mit der freien Hand an der Bank und schauten mir mit Blicken entgegen, die nichts Äußeres mehr zu sehen schienen, und sie wurden vor meinen Augen auf- und nieder- und hin- und hergeschüttelt in dem stäubenden Schaume.

Nun machte das Boot zwei große Sätze und prallte dabei hart ab, als wären die Wellen von Eis. Nun hob sich das Ende des Kahnes mit mir in die Luft, ich sah das andere Ende in den Gischt eindringen, sah Siddy und Albiez auffahren und sich umfassen, sah beide in der brodelnden weißen Masse versinken, — und war vom Sitze abgeglitten, hatte, Halt suchend, mich mit beiden Armen an der Bank festgehakt und wurde so hängend wie in einem aufrechten offenen Sarge weitergetragen, auf dem rasenden Wasser dahin, das über Siddy und Albiez hergefallen war und hinstampfte und meine Füße mit Schaum bespie. Der Nachen bebte und zuckte von der pressenden Arbeit der Wellen, ich stierte hinab, und von jedem Auftrieb und Aufquellen und Aufschäumen erwartete ich die Freunde zurück und erwartete ich den eigenen Untergang. Nun schwankte das Boot, ich war gefaßt, von ihm zugedeckt zu werden; aber es fiel rückwärts und schnellte mich von sich. Ich wurde weitergerissen — ich traf den Kahn wieder — ich hängte mich an ihn, und nun war es ja kein Wunder mehr, daß ich unten an Land kam.

Ich. Allein.“

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Russische Freundschaft einst und jetzt.

Von Richard Graf von Pfeil.



Wohl selten sind, in verhältnismäßig kurzer Zeit, die fast ein Jahrhundert währenden innigen Beziehungen zweier Herrscherhäuser, deren Höfe und Länder, derart erkaltet, wie die in Preußen und Rußland. Ich will nicht auf Alexander I. und die Befreiungskriege zurückgreifen, oder auf Nikolaus I., dem gegenüber die preußische Anhänglichkeit mit oft beschämender Unterwürfigkeit verknüpft war. Befahl er doch hier und da seiner Umgebung, die preußischen Orden abzulegen, wenn ihm irgend etwas in Berlin nicht gefiel, und wir ließen uns dies ruhig gefallen wie noch vieles andere. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich noch, daß, wenn es hieß, „der Kaiser kommt", nicht der von Österreich gemeint war, sondern der russische Zar. Nur das Verhältnis zwischen Kaiser Wilhelm I. und Alexander II. soll ins Auge gefaßt werden.

Trotz des großen Altersunterschiedes von einundzwanzig Jahren standen sich beide Herrscher überaus nahe. Alexander II. verehrte und liebte den Bruder seiner von ihm so innig geliebten Mutter und den Freund Rußlands, während Kaiser Wilhelm, neben der verwandtschaftlichen Zuneigung zu dem Neffen, diesem eine, so eigenartig es auch bei dem Altersunterschied klingen mag, ausgesprochene Verehrung kundgab, als dem Zaren des großen Nachbarreiches, dessen Macht, trotz der Mißerfolge im Krimkriege, noch immer bedeutend überschätzt wurde. Infolge der mangelhaften Verbindungen und des schlechten Nachrichtenwesens wie der strengen Zensur, waren wesentlich nur die glänzenden Seiten Rußlands bekannt. Wer Anfang der sechziger Jahre in der preußischen Garde diente und mit den Verhältnissen etwas vertraut war, der wußte, mit welcher Freude König Wilhelm dem Besuch seines kaiserlichen Neffens entgegensah, aber auch mit welcher Aufregung der auf dem Schlachtfelde so ruhige greise Herrscher der prüfenden Zarenaugen wartete, immer in der Besorgnis, es könne nicht alles klappen.

Aus meiner Adjutantenzeit ist mir noch erinnerlich, daß vor einer Truppenschau durch Alexander II. Prinz August von Württemberg, der Befehlshaber des Gardekorps, mit einem Briefe Kaiser Wilhelms in der Nacht geweckt wurde, der nur die Worte erhielt: „Erinnere noch einmal, daß beim Vorbeimarsch die Flügelleute geradeaus sehen —" eine in Fleisch und Blut übergegangene Anordnung, gegen die ein Verstoß, auch ohne Erinnerung, kaum denkbar ist. Beide Herrscher waren in vertrautestem Briefwechsel und suchten, wo sie nur konnten, sich Freuden und Aufmerksamkeiten zu bereiten, die auch entsprechend aufgenommen wurden. So begab sich bei der Jubelfeier des Georgenordens eine preußische Abordnung nach Petersburg, an ihrer Spitze Prinz Albrecht; Alexander II. verlieh bei dieser Gelegenheit seinem Oheim den nicht mehr vertretenen Georgenorden I. Klasse, wovon dieser drahtlich benachrichtigt wurde. Kaiser Wilhelm wies Prinz Albrecht gleichfalls drahtlich an, sich sofort, zu welcher Stunde es auch sei, zu Alexander II. zu begeben und ihn zu bitten, den Orden pour le mérite anzunehmen, wozu der Prinz den seinigen überreichen sollte. Es war spät in der Nacht. Prinz Albrecht kam jedoch dem Befehl nach, mit dem unbedingten Gehorsam der preußischen Prinzen vor Wilhelm I., und begab sich von seinen Gemächern im Winterpalast nach den nahegelegenen des Kaisers, den er noch wach fand. Er war voller dankbarer Freude über diese ihm unverhoffte Auszeichnung, die er, beiläufig bemerkt, bis an sein Lebensende zu jeder Uniform trug, und nahm den Orden des Prinzen mit dessen bereits verbrauchtem Bande entgegen. Der Prinz zog sich zurück und war eben im Begriff, sich, da es inzwischen recht spät geworden, zur Ruhe zu begeben, als sich der Kaiser bei ihm melden ließ und in preußischer Uniform, den pour le mérite um den Hals, eintrat. Er hatte bereits an Kaiser Wilhelm gedrahtet, bat jedoch den Prinzen, dies gleichfalls zu tun und mitzuteilen, daß er sich sofort bei ihm, dessen Vertreter als Ritter des höchsten preußischen Kriegsordens, gemeldet habe.

Wie hoch Kaiser Alexander II. die preußischen Kriegsorden schätzte, beweist nachstehender unbedeutender Vorgang. Als wir im September 1878 St. Stefano verließen, auf herrlicher Fahrt über den Bosporus und das Schwarze Meer, hatten wir, d. h. das Leib-Garde-Regiment Preobrashensti, Truppenschau vor dem Kaiser in Sebastopol, was damals noch zum Teil ein Trümmerhaufen war. Am Vorabend ließ mich General Fürst Obolenski kommen, einer der vornehmsten Regimentskommandeure, die ich je kennen gelernt, und machte mich darauf aufmerksam, daß ich das Eiserne Kreuz vor dem Stanislausorden III. Klasse trüge — den ich in Potsdam erhalten —, das ginge nicht nach russischen Grundsätzen. Ich entgegnete, das Eiserne Kreuz stünde in meinen Augen

so hoch, daß ich nur russische Kriegsorden vor dieses reihen möchte — was ich später auch tat; ich bat, den Fall dem Kaiser vorzutragen. Fürst Obolenski war wirklich so gütig auf diese etwas unbescheidene Bitte einzugehen, und Kaiser Alexander entschied noch am selben Abend, daß ich die Orden so tragen solle wie bisher, hinzufügend, das Eiserne Kreuz stände höher als ein Paradeorden. Im Regiment gab es einige, die sich über die Entscheidung ärgerten, um so mehr, als der Kaiser folgenden Tages lange und gnädig mit mir sprach.

Die Besorgnis Kaiser Wilhelms, daß alles vor Alexander II. „klappen" möge, führte einst zu einem eigenartigen Vorgang. Es war Truppenschau in Potsdam und hierzu angeordnet, daß Kaiser Alexander II. vom königlichen Schloß aus nach dem am Brükkenportal stehenden rechten Flügel geführt werde, um von dort die Truppenfront abzuschreiten. Kaiser Wilhelm stand vor der Mitte des Ersten Garderegiments und hatte ausdrücklich ansagen lassen, daß nur auf Befehl des Generals von Pape präsentiert werden dürfe. Dies wurde den Truppen mehrfach eingeschärft, weil in dieser Beziehung oft Irrtümer vorgekommen waren. Leider wurde der Zar falsch geführt, gleichfalls auf die Mitte der Aufstellung, und Kaiser Wilhelm, der ihn erblickte, befahl dem Ersten Garderegiment, den Degen ziehend: „Achtung! Präsentiert das Gewehr!" — kein Gewehr rührte sich. Kaiser Wilhelm, mit gerötetem Gesicht, wiederholte den Befehl, gleichfalls ohne Erfolg. In diesem Augenblick sah jedoch General von Pape den Zaren, und nun ging alles wie am Schnürchen. Kaiser Alexander äußerte später hierüber, daß es das größte Beispiel von Mannszucht wäre, welches er kenne.

Während des französischen Krieges zeigte Alexander II. derart seine Freude über die Erfolge deutscher Waffen, daß es bei manchen franzosenfreundlich gesinnten Persönlichkeiten seiner Umgebung Mißfallen erregte, nicht zum wenigsten beim Großfürst-Thronfolger, der ohnehin, namentlich durch seine dänische Gattin, nicht besonders preußenfreundlich gesinnt war und durch das Verhalten seines Vaters gewissermaßen zum Widerspruch gereizt wurde, was sich menschlich verstehen läßt. Als Alexander II. die Nachricht über Sedan erfuhr, teilte er diese seiner Umgebung mit so sichtbarer Freude mit, daß, wie mir ein Augenzeuge erzählte, man glauben mußte, es handle sich um eine siegreiche russische Entscheidungsschlacht. In wie großartiger Weise belohnte Alexander II. die höheren deutschen Führer mit dem Georgenorden! Welche Menge von Georgenkreuzen kamen damals in die ihm nahestehenden Regimenter! Russische Großfürstinnen schickten Liebesgaben an die deutschen Truppen, namentlich Großfürstin Helene Pawlowna, wunderschöne Baschliks an Offiziere und Mannschaften des vor Paris frierenden Gardekorps. Ich habe meinen Baschlik noch sieben Jahre später im türkischen Kriege getragen.

Selbst der verhängnisvolle Vertrag von Berlin konnte nicht lange die Zuneigung Alexanders II. zu Preußen lähmen, nachdem 1879 in Alexandrowo die bekannte Aussprache mit Kaiser Wilhelm erfolgt war. Dazu kam, daß er 1880 gegen Frankreich verstimmt war, wegen Nichtauslieferung eines nihilistischen Verbrechers Hartmann. Auffallenderweise benutzte er mich, damals Kapitän im Leib-Garde-Regiment Preobrashenski, um Frankreich sein Mißfallen durch eine öffentlich gezeigte Hinneigung zu Preußen kundzugeben. Es war der Feiertag des Regiments, der 18. August, gleichzeitig der zehnte Erinnerungstag an die Schlacht bei St. Privat. Wie immer wohnte Alexander II. dem großartig begangenen Feiertage im Lager vor Schloß Bortscha bei, und in seinem glänzenden Gefolge befanden sich sämtliche Botschafter. Zufällig war ich Offizier vom Dienst und mußte dem Kaiser die Meldung abstatten. Er wandte sich auf französisch an mich, mit den Worten, er wisse sehr wohl, daß heute für mich ein doppelter Ehrentag sei, die Erinnerung an den glorreichen Tag von St. Privat. Dabei stand der französische Botschafter General Chanzy unmittelbar neben ihm. Er fragte weiter über die Verluste des Regiments, wandte sich dann an seine Umgebung, immer auf französisch, meine Angaben wiederholend, hinzufügend: „Welch braves Regiment!" und reichte mir in gnädiger Weise die Hand, was er sonst nicht so leicht tat. Nach der Feier war Frühstück beim Kaiser. Währenddessen holte mich, der ich in einem ganz anderen Saal saß, ein Flügeladjutant zu ihm mit dem Befehl, ich solle mein Champagnerglas mitbringen. Er nahm meine Hand in die seinige, stieß mit mir an und sagte, dem General von Werder zurufend, diesmal auf deutsch: „Werder! Das brave Erste Garderegiment!" Wiederum saß Chanzy in nächster Nähe des auffallenden Vorganges und wird wohl so viel deutsch verstanden haben, um ihn zu verstehen.

Die Brüder Kaiser Wilhelms waren ganz russisch gesinnt, namentlich Prinz Karl, der in seiner ganzen Haltung, Barttracht, selbst in seiner Art, militärische Fragen zu stellen, sogar im Uniformschnitt, ganz das Russische angenommen hatte. Sowie ein russischer Offizier nach Berlin oder Potsdam kam, wurde er zum Prinzen eingeladen und dort besonders gefeiert. Auch Prinz Albrecht Vater zog Rußland jedem anderen Lande vor, trotzdem er besser als die meisten dessen Schwächen kannte, da er längere Zeit im Kaukasus gefochten und sogar russische Truppen befehligt hatte. Beide Prinzen zehrten an den so überaus schönen Jugenderinnerungen in Petersburg im Verein mit anderen lebenslustigen Großfürsten. Die beiderseitigen Höfe waren ganz miteinander

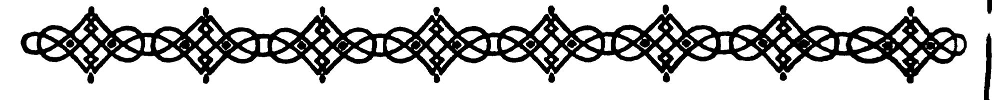
vertraut. Die Rauch, Radziwill, Schweinitz, Werder, Perponcher kannten so gut das Parkett des Winterpalastes, wie die Kutusow, Schuwalow, Adlerberg das des Berliner Schlosses. Man kannte alle beiderseitigen vertrauten Vorgänge, jeden Hofklatsch, und selbst unbedeutendere Ereignisse, wie Verleihungen hoher Orden, denen damals weit mehr Wichtigkeit beigelegt wurde als heute, erregten Aufmerksamkeit.

Der letzte preußische Offizier, der in der Petersburger Gesellschaft als zugeteilt dem Gefolge des Kaisers ganz „zu uns" rechnend angesehen wurde, war General von Werder. Seit dem türkischen Kriege war sonst überhaupt kein deutscher Offizier mehr in der russischen Hofgesellschaft richtig warm geworden. Unter Alexander II. war auch die Zuteilung der beiderseitigen Militärbevollmächtigten zum Gefolge der betreffenden Herrscher wirklich begründet. Zwischen den Kaisern Wilhelm I. und Alexander II. gab es so viele streng vertrauliche Verhandlungen, daß sie sich zur Erledigung auf amtlichem Wege, das heißt durch die Botschafter, nicht eigneten. Der alte Fürst Kutusow, eine am Berliner Hofe und in preußischen Militärkreisen ungemein volkstümliche Persönlichkeit, von der so viele Anekdoten erzählt werden, genoß das unbedingte Vertrauen Kaiser Wilhelms; man kann sagen, daß er in dessen Diensten starb, denn als er ihn bei einer Besichtigung in Potsdam begleitete, rührte ihn der Schlag. Er war das Urbild eines altrussischen Offiziers noch aus der Zeit Alexanders I. Auch sein Nachfolger, der kluge und gewandte Fürst Dolgoruki, erfreute sich besonderer Zuneigung des alten Kaisers. In Rußland war es der preußische Generaladjutant von Werder, der zwölf Jahre lang Kaiser Alexander II. bis zu dessen Lebensende zugeteilt war und sein persönlicher Freund wurde; auch bei Alexander III. blieb Werder noch mehrere Jahre und genoß dessen Vertrauen.

Jetzt ist alles anders, und man kann den Tod Alexanders II. als das Ende der nahen Beziehungen zwischen beiden Höfen bezeichnen. Alexander III. verblieb zwar noch einige Jahre in dem sogenannten Dreikaiserverhältnis, doch begann sich, bald nach seinem Regierungsantritt, das französische Bündnis vorzubereiten. Mit seinem Großoheim Kaiser Wilhelm war der Altersunterschied zu groß, als daß ein vertrauter Verkehr hätte stattfinden können; er bewies ihm jedoch bei jeder Gelegenheit besondere Verehrung. Von den Brüdern Alexanders II. hatte eigentlich nur der jetzt noch lebende greise Großfürstfeldmarschall Michael Nikolajewitsch, der Großvater unserer Kronprinzessin, die guten Beziehungen zum preußischen Herrscherhause aufrecht erhalten. Jetzt ist er, der letzte Enkel der Königin Luise, seit einem Jahrzehnt ein durch Krankheit gebrochener Mann. Von den Söhnen Alexanders II. ist nur noch der in morganatischer Ehe in Paris lebende Großfürst Paul am Leben. Von ihnen war allenfalls, solange Kaiser Wilhelm I. lebte, Großfürst Wladimir, als Freund des preußischen Hofes zu nennen. Großfürst Alexei stand ihm ganz fern, und der in Moskau ermordete Großfürst Ssergei fast feindlich gegenüber.

Seit dem letzten Vierteljahrhundert merkt man in Berlin nur in ganz ausnahmsweisen Fällen etwas von russischen Großfürsten; man kann eigentlich sagen, daß gar kein Verkehr mehr zwischen ihnen und Berlin besteht; auch der der gegenseitigen Höfe hat fast ganz aufgehört. Unser jetziger Kaiser versuchte redlich, die früheren verwandtschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten, doch ohne Erfolg, sowohl bei dem sehr zurückhaltenden Alexander III. wie bei Nikolaus II. Mit letzterem ist ja ohnehin, bei den jetzigen Verhältnissen, nur ein kurzer Verkehr auf dem Wasser möglich. Jedenfalls wurde das warme verwandtschaftliche Entgegenkommen Kaiser Wilhelms II. von den beiden letzten Zaren nur kühl erwidert. Schließlich ist die Verwandtschaft jetzt auch schon recht weitläufig, und andere beispielsweise die englische, beiden Höfen bedeutend näher. König Friedrich Wilhelm III., auf den sich die Verwandtschaft zurückführt, ist der Urgroßvater unseres Kaisers und der Ururgroßvater des jetzigen Zaren. Das ist reichlich weit. Wenn in derartigem Verwandtschaftsverhältnis die Herzen nicht mitsprechen, so ist es eigentlich kaum noch als ein solches zu bezeichnen. Kennzeichnend ist auch der Umstand, daß früher russische Großfürsten fast ausschließlich deutsche Fürstinnen heirateten, dies jedoch seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr vorgekommen ist. Voraussichtlich dürfte sich jetzt eine deutsche Fürstin dazu kaum entschließen, ihre Heimat mit Rußland zu vertauschen.

Die mit Herzensneigung vereinten verwandtschaftlichen Bande, wie sie zwischen Kaiser Wilhelm I. und Alexander II. bestanden, waren in staatlicher Beziehung Deutschland wie Rußland zum Vorteil; das läßt sich von keiner Seite abstreiten. Jetzt ist Rußland für uns ein Staat wie ein anderer. Da aber verwandtschaftliche Bande der Herrscherhäuser kaum noch bestehen und Herzensneigung höchstens noch auf einer Seite vorhanden ist, so wird man gut tun, diese beiden Begriffe aus den gegenseitigen staatlichen Beziehungen zu streichen. Auch die jüngste dieser Begegnung, die wieder auf dem Wasser stattfand, dürfte an all dem nichts wesentliches ändern. Wohl aber gebietet die staatliche Klugheit beiden Reichen miteinander gute Nachbarschaft zu halten.



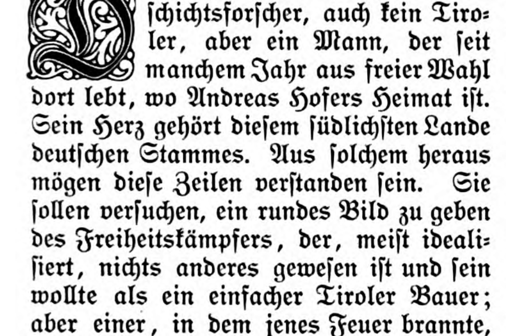


An der Werft (Emden). Gemälde von Leonhard Sandrock.



Wirtshaus am Sand im Passeier. Geburtshaus des Andreas Hofer. (Vor der Restaurierung.)
Photographie von Franz Peter in Meran.

Andreas Hofer. Von Georg Freiherrn von Ompteda.

er dieses schreibt, ist kein Geschichtsforscher, auch kein Tiroler, aber ein Mann, der seit manchem Jahr aus freier Wahl dort lebt, wo Andreas Hofers Heimat ist. Sein Herz gehört diesem südlichsten Lande deutschen Stammes. Aus solchem heraus mögen diese Zeilen verstanden sein. Sie sollen versuchen, ein rundes Bild zu geben des Freiheitskämpfers, der, meist idealisiert, nichts anderes gewesen ist und sein wollte als ein einfacher Tiroler Bauer; aber einer, in dem jenes Feuer brannte, das noch je trotz Weltbürger-Duselei und Weltfrieden-Schwindel allein wahre Männer und Helden gezeugt hat: die Liebe zur Heimat.

In diesen Zeilen wird nicht der Gang der Geschichte gezeigt werden, der steht in Gelehrtenwerken. Andreas Hofer soll erstehen, wie er menschlich war und wurde mit allen Hemmungen und Schwächen, aber auch mit jenen Gaben seiner einfachen Seele, die ihm die blutige Krone des Märtyrers auf die Stirne drückten. Es ist mannigfach versucht worden, ihm sein Kränzlein vom Kopfe zu reißen — wo geschähe das heute nicht —, gelungen ist es keinem —, sondern Menschlichkeiten und Irrtümer haben den Sandwirt nur modernem Empfinden näher gebracht, indem seine Grenzen auch unsere Grenzen sind und uns ein Mensch verständlicher scheint als ein makelloser Held.

Im Herzen von Tirol liegt ein Tal, darin die Passer rauscht: Passeier geheißen. Von der alten Landeshauptstadt Meran mit dem Stammschlosse Tirol zieht es nordwärts in die Berge bis zum Kamme der Alpen. Und wie das Tirol jenseits der Wasserscheide in Klima, Hausbau, Menschenschlag sich unterscheidet von dem diesseits, so ist auch das Tal anders gegen Meran als im Norden.

An der Zenoburg, wo Margarete Maultasch einst ihren Liebeshof gehalten, beginnend, ist es warm und sonnenreich, wie nur je das Etschland. In den Lauben reifen schwere blaue Trauben, die Bäume beugen sich unter der Äpfel Last. In Hainen stehen dunkle Edelkastanien, Nußbäume mit hellerem Grün. Ein paar Stunden talauf weht schon frischere Luft. Muren ziehen verwüstend



Andreas Hofer (1809).
Photographie von Franz Peter in Meran nach zeitgenössischer Zeichnung.

nieder. In Granit- und Glimmerschieferberge sind steile, unwirtliche Nebentäler eingefressen. Der Nadelwald rauscht nicht mehr voll und tief: die Fichten sind geschneitelt, d. h. zum Teil der Nadeln beraubt, die als Viehstreu dienen sollen. Inmitten des Tales braust, zur Holztriftszeit ‚Scheiter und Prügel' tragend, in breitem Schotterbett die Passer. Bei St. Leonhard gabelt sich das Tal; die Stubaier und Ötztaler Gletscher scheidend, wird es gen Abend als Hinterpasseier hochalpin, wird rauh, wird majestätisch. Dort toben donnernd die Wasser, dort sieht man Ferner und eisige Spitzen, dort ist der Winter lang, der Sommer kurz. Gen Sonnenaufgang aber steigt das Passeier zum Jaufenpaß, der alten Straße nach Sterzing, die einst die Kreuzfahrer gezogen sind.

Dieses Tal ist des Andreas Hofer Heimat.

Mitten zwischen St. Leonhard und St. Martin, wo sich ernste Bergnatur des Nordens und weichere des Südens die Hände reichen, in der Sandreiße dicht an der Passer, so zweifach von Naturgewalten bedroht und doch von Südlandsbäumen beschattet, vom blauen Himmel eines milden Landstriches überdacht, liegt das Wirtshaus am Sand. Dort ist am 22. November 1767 Andreas Hofer geboren als Sohn des Wirtes. Auch er selber war Wirt. Aber nur wenig Durchreisende kehrten ein. Es ging nicht so lebhaft zu wie in den Gaststätten an der Brennerstraße, so mußte sich der Sandwirt nach anderem Verdienste umtun und ward neben seinem Beruf auch Wein-, Korn- und Viehhändler. Das führte ihn herum im ‚Landl', knüpfte Verbindungen, machte ihn bekannt. Allüberall ward seine kräftige, stattliche Gestalt gesehen und gern dazu. Er trug einen mächtigen, schwarzen Vollbart — der Bartige nannte man ihn, die Welschen, bis zu denen er in Geschäften kam, hießen ihn den Barbone —, dazu kam die Tracht seiner Heimat: die grünen Hosenträger, der gewaltige, weitausladende Hut, an dem Bänder flatterten, der breite Leibgurt, darauf mit Gänsekielen Jahreszahl und Anfangsbuchstaben des Namens gestickt standen.

So konnte man ihn gar oft treffen im sonnigen Meran, der nächsten Stadt der ‚P'seirer'. Dort suchten sie ihr Recht wie ihr Vergnügen auf dem Schießstand, im Wirtshaus. Dorthin trieben sie ihr Vieh, dort kauften sie ihre bescheidenen Bedürfnisse in Läden unter den Lauben, am liebsten aber auf dem Markt am Pfarrplatz. Gemeinsame Bewohner des Burggrafenamtes standen sie mit den Etschländern in Blutesbande. Auch der Sandwirt hatte sich hier im nahen Algund sein Weib geholt: Anna geb. Ladurner; ein Name, den man in der Gegend mehrfach hört. Sie war zwei Jahre älter als ihr Anderl. Sie hat ihn 27 Jahre überlebt.

Viehhandel und Weinabschlüsse wurden, wie überall in Tirol, in der Wirtsstube erledigt. Da nun der Gastgeb zudem noch bei seinen Gästen sitzen mußte, wie noch heute auf dem Land, wo kein ‚chef de réception' die Pflichten übernimmt, so war Andreas Hofer schon doppelt von Berufes wegen einem Viertel Rot nicht eben abgeneigt. Der starke Mann verschmähte auch die heimischen Gerichte nicht. Mit breiter Behaglichkeit sitzt er am Tisch, er redet gut und gern und treffend. Wenn er auch gewiß seines Vorteiles nicht vergessen haben mag, so gilt er doch als rechtschaffen und muß früh in Ansehen und Ehren gestanden haben, sonst fänden wir

ihn nicht in jungen Jahren schon beim Landtage in Innsbruck als Abgeordneten seines Tales und nicht schon 1796 als Hauptmann der Passeirer Schützen gegen die Franzosen.

Sonst ist sein Kommen dunkel. Er taucht aber nicht auf gleich einem Meteor, hat nicht ‚Andreas Hofer‘ werden wollen, sondern ward, was er geworden ist, allmählich, von den Ereignissen, ja oft von seinen lieben Tirolern getrieben. Wir sehen ihn hier, wir sehen ihn da; in den Vordergrund tritt er erst, nachdem Tirol durch Napoleons Gnaden bayerisch geworden war. Da ist er einer jener drei Tiroler, die heimlich nach Wien entsendet werden zum Erzherzog Johann, um Rats zu pflegen wegen des Landes Zukunft. Es soll ohne Aufsehen geschehen, aber Andreas Hofer, der den Befehl erhält, sich deshalb tagsüber nicht zu zeigen, geht abends ins Kärntnertortheater. Die schmucke Tracht, der schöne Bart (man muß sich ins Gedächtnis rufen, daß es die Zeit ist, wo die Stadtherren Lippe und Kinn rasierten) erregen bei den Wienerinnen brennendes Interesse, und der Sandwirt bekommt Vorwürfe wegen seiner Unbedachtsamkeit. Er aber antwortet treuherzig: Um diese Stunde sei es doch im Winter schon ‚stockrabenfinster‘.

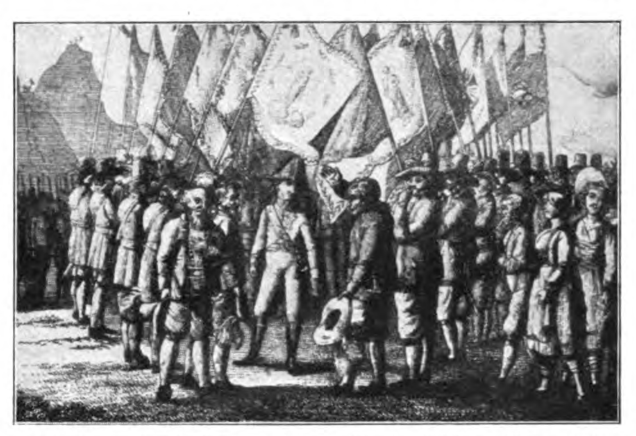
In diesem liegt der ganze Hofer. So ist er geblieben in schweren Kämpfen, zur Zeit seines Glückes und Glanzes, in dunklen Tagen bei Verfolgung und Tod. Und alles dieses kam. Es drängt sich zusammen in kaum Jahresfrist, vom Frühling 1809 bis Februar 1810.

Auf der Rückreise von Wien, wo alles zum Aufstande besprochen worden, ‚kehrt er zu‘, wie man in seiner Heimat sagt, bei allerlei Leuten seiner Zunft: Wirten in Nord und Süd und überall schürt er die glimmenden Flammen.

Rütli-Schwüre wären auffällig gewesen. Im Wirtshaus aber, scheinbar in aller Öffentlichkeit, konnte man ohne Aufsehen zusammenkommen. Wer sollte wissen, ob zum Wein, zum Karteln, zum Pferdehandel oder zur Verschwörung. Die Wirte waren angesehene Leute in Tirol, ihr Haus, meist altehrwürdig vom Vater auf den Sohn vererbt, mit seiner echt Tiroler Platzverschwendung, war meist das geräumigste der Gemeinde. Bei ihnen, die allerlei lagern hatten, konnten Waffen am sichersten verborgen bleiben. Bei ihnen fand man meist die einzige Zeitung des Dorfes, und waren sie Postmeister dazu, so liefen dort Briefe und Nachrichten selbstverständlich aus und ein. So sind nicht umsonst eine ganze Zahl Tiroler Freiheitskämpfer Gastwirte gewesen, wie außer Hofer sein Adjutant Eisenstecken, dann Senn und Peter Mayr, der Wirt in der Mahr.

Andreas Hofers Haus am Sand wird nun Sitz der Verschwörung in Südtirol. Kein Wunder: dort im unbelebten Tal fällt den fremden Machthabern ein Zusammentreffen nicht auf, zudem hat der Sandwirt in Wien an der Quelle geschöpft, ist vom Erzherzog empfangen worden und auf seiner Reise mit allen Männern in Berührung gekommen, die gleiche Gedanken hegen. Welch anderer kann das aufweisen! Neugier — wichtigster Zug der Menschen von je und je — treibt alle zusammen. Dazu freilich ehrliches Bangen um die Zukunft.

Die bayerische Herrschaft drohte vieles umzustürzen, was den Tirolern von altersher gewohnt gewesen. Das Beharrungsgesetz ist im Land Tirol besonders wirksam. Da



Ablieferung der Fahnen nach der ersten Schlacht am Berge Isel am 13. April 1809.
Zeitgenössischer Stich 3 Tage nach der Schlacht aus dem Amtsblatt der „Innsbr. Ztg.“
Photographie von Franz Peter in Meran.

ward nun das Wetterläuten verboten, und eben diese Jahre schien der Himmel erzürnter denn je. Durch die Kriege waren viele in Vermögensverfall geraten, das schrieben sie den neuen Herren zu. Die Militärkonskription sollte freie Tiroler unter die Fahne zwingen; ja der Name des heiligen Landes Tirol verschwand unter einer Kreiseinteilung. Vor allem aber schien es, als wollte die neue Regierung die Religion antasten. Die Klöster, wo sich Mißstände gefunden, wurden scharf angepackt, widerspenstige Priester abgesetzt. Die Tiroler aber waren ein blindfrommes Volk. Nun sahen sie in alledem Angriffe auf die Religion. Diesen Glauben wach zu erhalten, dafür sorgte die Geistlichkeit. Zu ihrer Ehre muß man aber sagen, sie ging überall mit dem Volk. Nicht umsonst nennt Hofer den Kapuzinerpater Haspinger ‚die Lunte, die das Feuerwerk in Tirol entzündet‘.

Der Sandwirt selbst, ganz Bauer und ganz Tiroler, denkt nicht anders, als die um ihn. Sein einfach frommes Gemüt sieht den Glauben angegriffen. So predigt er nicht den Volkskampf allein, sondern zieht auch für die Kirche in den Streit. Am Hut trägt er das Marienbild. Am 28. Mai vor der zweiten Schlacht am Berge Isel hält er noch, statt loszuschlagen, eine feierliche Feldmesse ab, und nach der Schlacht ist Tedeum, aber kein Vorpostendienst, geschweige denn Verfolgung, so daß die Bayern ruhig aus Innsbruck abziehen können. Ein wenig Gepränge ist überhaupt nach seinem Sinn; wie der Bauer nach der Woche Arbeit seinen Sonntag verlangt, am liebsten eine Prozession; aber dann darf das Wirtshaus nicht fehlen. So wird es auch vor der dritten Schlacht am Berge Isel gehalten. In Matrei wird die Messe gelesen, alle Geistlichen geben die Absolution; Andreas Hofer betet nochmals in der Kirche von Schönberg, aber dann trinkt er kräftig, und seine Rede vor dem Abmarsch lautet: „Seid's beinond, Tiroler? Nocher gehn mers an. Die Möß hobt's gheart, enkern Schnops hobt's trunken, also an in Gotts Namen.“

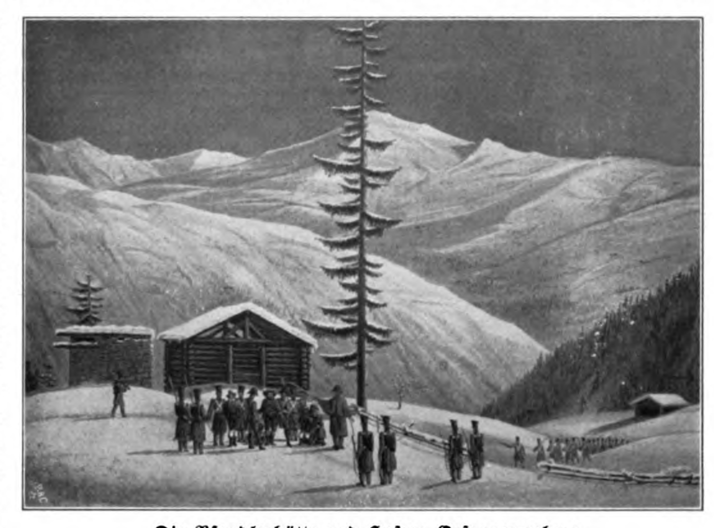


Andreas Hofer.
Relief von Pendl im Museum zu Meran.
Photographie von Franz Peter in Meran.

Seine Reden sind immer derb und treffend. Mit Bauern hat er es zu tun, es war ein Bauernheer und ein Bauernkampf, was hätte da eine tiefsinnige, hochdeutsche Rede geholfen? Eben weil er Bauer ist, ist der Sandwirt der rechte Mann. Einen General, einen Städtischen, einen Beamten hätten die Bauern nicht verstanden, oder sie würden ihm nach Bauernart, die immer fürchtet übervorteilt zu werden, Mißtrauen entgegengebracht haben.

Auch Andreas Hofer ist mißtrauisch gegenüber allen, die nicht Bauern sind. Seine Bauern lagern am Brenner nicht mit den österreichischen Truppen des Generals von Buol zusammen. Freilich ist auch der nicht anders. Wenn Bauern sich bei ihm melden wollen, sagt er, sie sollen zu ihrem eigenen Oberkommandanten gehen. Es ist die Eifersucht des Fachmannes, das Herabblicken des Mannes mit der schönen Uniform auf die wilden Bauernhorden, etwa wie das Gefühl des Künstlers gegen den Dilettanten. Hofers Oberleitung muß denn auch dem Berufssoldaten merkwürdig genug erschienen sein. Er, der — im Anfang der Bewegung nur in Südtirol, aber nicht im Norden anerkannt — sich

nun „Oberkommandant von Passeier, im Namen des k. k. Landesverteidigungs-Kommandos Tirol" unterzeichnet, dagegen schon vor der zweiten Iselbergschlacht ‚Oberkommandant in Diroll', er hält es nun auch für nötig, sich mit einer Art Stabe zu umgeben, mit Adjutanten, wovon ihm Eisenstecken, der neun Jahre bei den Feldjägern gedient, wohl am nützlichsten gewesen sein mag. Immerhin — Schlachtenpläne gibt es nicht.



Die Pfandlerhütte und Hofers Gefangennahme.
Nach einem Ölgemälde aus Schloß Schenna (Besitzer Graf von Meran), das Erzherzog Johann, Hofers Gönner, ausführen ließ.
Photographie von Franz Peter in Meran.

Wenn einer von ihm über Operationen Auskunft haben will, sagt er nur, man solle die Bayern, wo man sie treffe, schlagen und zum Berg hinab werfen. Für seine Führung ist bezeichnend, wie der Oberkommandant beim Abmarsch zur zweiten Schlacht am Berge Isel dasteht, beide Hände im breiten Ledergurt, und nur sagt, mit dem Fuß den Weg weisend: „Des geat's do aussi." Als ein Hauptmann fragt: „Also sind wir die Avantgarde?" meint der Sandwirt: „Des seid's holt die ersten."

Das verstehen die Bauern, und seine ‚Laufzettel' verstanden sie auch, die während des ganzen Aufstandes durch Tirol gehen. Mit ihnen ist er unermüdlich die Flamme zu schüren. Der Stil ist meist kurz, die Adresse oft: „An gute, schießbare Leute," die Unterschrift lautet nur: „Euer Freund, ach trauernder."

Sie werden bestellt durch Burschen, die verschwiegene Pfade kennen; meist gehen sie den Wirten zu, die sie in ihrem Dorf weiter geben sollen.

Als es nicht mehr gilt vorzubereiten, lauten sie einfach: „Es ist Zeit." Dahinter konnte der Uneingeweihte nichts vermuten, der Wissende verstand.

Andreas Hofer hatte nur eine dürftige Bildung; das Schreiben wird ihm sauer. Die Rechtschreibung noch mehr. So läßt



Die Pfandlerhütte (1441 m) im Passeier, wo Hofer gefangen genommen wurde.
Aufnahme am Jahrestage, dem 28. Januar.
(Die Bergkette im Hintergrund sind: Hohe Kreuzspitze, Kleine Kreuzspitze und Saxner. Unter diesen liegt St. Leonhard. Rechts geht es zum Jaufenpaß, links ins Hinterpasseier.
Photographie von Franz Peter in Meran.



Noracherhaus in Meran, in dem Hofer die letzte Nacht gefangen saß. (Das Haus ist längst abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Unterhalb der Gedenktafel das Fenster des Zimmers, wo Hofer gefangen saß.) Photographie von Franz Peter in Meran.

er bald das widrige Geschäft durch seine Adjutanten, unter denen ein Schulmeister war, besorgen. Dann sitzt vor und während der Schlacht alles am Tisch und schreibt Laufzettel ab und Befehle, während der Sandwirt bei seinem roten Wein Abordnungen und Meldungen empfängt und eifrig ‚diskuriert‘, wie es der Tiroler Bauer noch tut bis auf den heutigen Tag.

Als der Sturm der Empörung in allen Tälern tobt, braucht es der Laufzettel nicht mehr. Da gibt es andere Mittel, sich zu verständigen. Die oben an Bächen und Flußläufen Wohnenden schütten Sägespäne hinein oder schlachten ein Tier; wenn dann das Blut das Wasser färbt, verstehen sie es am ganzen Wasserlauf. Dann kommen sie gezogen mit Dreschflegeln und Sensen, mit Keulen und Messern, die man an Stangen bindet, denn nicht alle führen den Stutzen. Der Oberkommandant hat sich einen Säbel zugelegt. Aber selten finden wir ihn in der Schlacht. Nur in einer der Iselbergschlachten ist er eine Zeit im Feuer. Meist sitzt er im Wirtshaus, hinter der Schlachtlinie, einem modernen Feldherrn ähnlich, der den Überblick behalten soll und den Einzelheiten nicht kümmern. Von dort feuert er an, hält auch aus natürlichem Menschenverstand Reserven zurück und mahnt die Munition zu sparen. Von bewußter Kriegskunst ist jedoch keine Rede. Verfolgung, Wachsamkeit kennt er wie seine Bauern nicht; er berauscht sich an einem Siege, er ist nach einer Niederlage tief geknickt und gibt, wenn es nicht glückt, alles verloren, wo Aufklärung oder die Karte ihn oft eines Besseren belehren könnten. Einen Sieg auszunutzen ist er nicht der Mann. Den geschlagenen Bayern will er einmal sogar den Scharnitzpaß offen gehalten sehen, damit sie entweichen können.

Er ist Volksführer und nicht Soldat. Ihm fehlt der Blick ins Weite, mit Augenblickserfolgen ist er meist zufrieden.

Ja es wiederholt sich ständig die gleiche Erscheinung. Hofers Laufzettel wirken. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Von allen Höhen herab donnern in die Engpässe Felsblöcke und Baumstämme, von Greisen, Kindern, Frauen, Mädchen auf die Truppen unten herabgeschleudert. Dreimal halten die Bauern den Berg Isel, dreimal werfen sie den Feind zurück. Dann aber sind die Sieger nicht mehr bei der Fahne zu halten. Der will sein Gras mähen, jener sein Feld bestellen. Bauern sind sie eben, die für Gott, für ihren Kaiser, für das Land Tirol zornmütig gereizt aufstehen, aber dann an ihre Felder denken, an Haus und Hof, die man nicht ganz verlassen kann.

Hofer will es ihnen wehren; er hat kein Recht dazu. Tut er doch selbst nicht anders. Nach jedem Erfolge, auch in kritischen Zeiten, sehen wir, wie es ihn packt: er muß ‚hoam‘. Immer den gleichen Weg geht er, über den Jaufen in sein liebes ‚P'seier.‘

Nur einmal bleibt er länger aus, nach der dritten Iselschlacht.

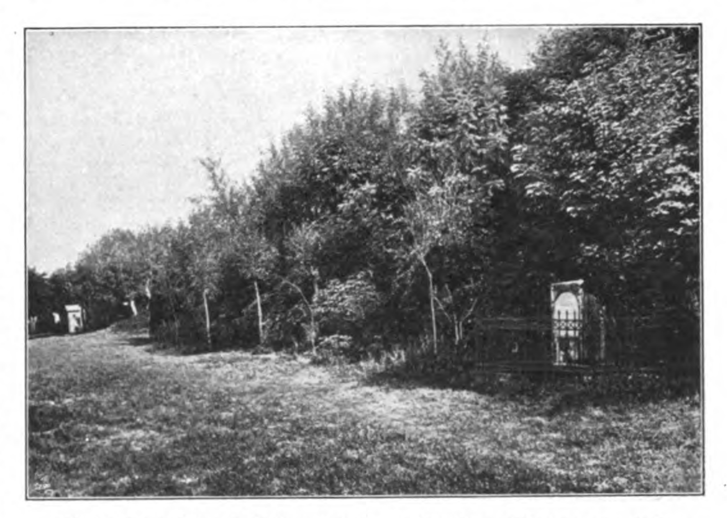
Im persönlichen Kampf mit dem Feinde sind ihm manche der Tiroler Freiheitskämpfer überlegen. Haspinger, der Kapu-

ziner, der Rotbart genannt, ist an fanatischer Kampfeswut unerreicht; Speckbacher taucht auf, wo nur eine Büchse knallt; Peter Mayr in der Mahr steht im vordersten Treffen. Aber sie alle hätten das nicht sein können, was der Sandwirt für die Tiroler bedeutet. Von ihm wird anderes verlangt.

Es gilt die entfesselten Massen nicht nur zum Siege zu führen, sondern sie auch zu bändigen und zu halten. Das hat er nach der dritten Iselschlacht in Innsbruck getan, als nach dem Abzug der Franzosen die Anarchie einzureißen droht. Sieges- und weinestrunkene Bauern überschwemmen die Stadt, alle schlechten Elemente sind zu Plünderung und Gewalttat losgelassen. Wie immer dort, wo eine Ordnung aufhört und keine andere an ihre Stelle tritt, scheint die Pöbelherrschaft bevorzustehen.

Da wird der Oberkommandant gebeten, die Regierung zu übernehmen. Es kommt ihm fremd vor, unmöglich. Er denkt an seinen Kaiser, er will nicht, und doch fühlt er zwingend, daß er muß. In der Hofburg zu Innsbruck, die er mit leisem Schauer betritt, wie eben ein Bauer in ein Prunkschloß kommt, mit all den goldenen Sälen, hält der Oberkommandant eine Rede vom Fenster: er nimmt die Regentschaft an, im Namen des Kaisers. Nun schafft er Ordnung. Dem Verlaß, der Hoffnung der Tiroler, dem stattlichen, braven, gerechten, guten Mann, als den sie ihn kennen, gelingt es leicht. In der Hofburg wohnt er. Das mag ihm eigen vorgekommen sein, ihm, der nur Tiroler Wirtsstuben kannte. Aber mit natürlichem Geschick findet er sich hinein. Und er regiert. Er hält Empfänge ab wie ein Fürst oder Statthalter. Aber auch hier bleibt er Bauer. Ein Mißtrauen ist in ihm gegen Adel, Beamte, Herren im städtischen Gewand. Die läßt er hübsch warten. Priester und Bauern aber treten unangemeldet bei ihm ein. In einem Saal sitzt er am Tisch. Tiroler Knödel werden aufgetragen, an derselben Stelle, wo noch eben regiert worden ist, und dazu trinkt man gut, wie eben nur ein Südtiroler trinken kann. Und fleißig wird Rosenkranz gebetet. Nachmittags wird wieder regiert. Abends sitzen dann die Bauern, mit denen er sich fast allein umgibt, beim Wein, erzählen Geschichten und singen, ganz wie ‚dahoam‘ am Sand. ‚Vater Hofer‘ nennen sie ihn.

Doch allmählich merkt er, daß die ‚Studierten‘ doch wohl nicht ganz zu entbehren sind. Josef von Giovanelli der Jüngere muß die Landesverwaltung leiten. Der Sandwirt unterschreibt; und das Beste, das hier geschehen ist, wird nicht des ‚Anderl‘ Kopf entsprungen sein, sondern dem des Herrn von Giovanelli aus Bozen. Trotzdem kommen böse Mißgriffe vor. Das einfache Bauernhirn kann manches nicht fassen. Da gibt es seltsame Befehle und Entscheidungen. Aber die Einsprache der ‚Studierten‘ fruchtet nichts. Des Oberkommandanten Selbstgefühl ist erwacht; der gutmütige, ein wenig weiche, leicht umzustimmende Mann wird bitterböse, wenn man seine Erlasse nicht genügend achtet. Und gerade von seinen Freunden, den



Die Stelle auf der Bastei an der Porta Ceresa zu Mantua, wo Hofer erschossen worden ist.
(Der umgitterte Gedenkstein rechts soll die Stelle anzeigen, wo er gestanden hat.)
Photographie von Franz Peter in Meran.

Bauern, kommt's, denen der Gouverneur zu hoch gewachsen scheint. Mit einem Zimmer nur begnügt er sich in der Hofburg; trotzdem ist das manchem schon zuviel.

Und doch: im ganzen beugt man sich seinem Regiment. Wenn auch alles, was nicht Bauer ist, anfängt sich zurückgesetzt zu fühlen. Unter den Welschen freilich ist eine Art Gegen-Hofer erstanden, Dalponte geheißen. Auch im Pustertal spukt ein Gegenkandidat.

Bis zum 1. September bleibt Hofer in Innsbruck. Dann ergreift ihn die Sehnsucht, die alte, die er nie meistern kann, nach dem ‚P'seier', und in einem stolzen Viererzuge, mit prunkhafter Begleitung, fährt er gen Süden. Er wehrt sich dagegen, er muß es annehmen. Er ist von Bauers Gnaden, und die anderen wollen auch ein Amt. Zwei Tage bleibt er bei seiner Anna und den fünf Kindern. Ruhig bedient sein Weib die Gäste weiter, während der Herr Gemahl, der ungekrönte Herrscher von Tirol, im Hause weilt.

Dann ist am 4. Oktober 1809 Andreas Hofers größter Tag. Die goldene Ehrenkette, die der Kaiser ihm geschickt, wird ihm am Altar der Hofkirche umgehängt. Im Chor sitzt er mit seinem Hauptquartier auf rotbedeckten Stühlen. Bei der Predigt ohne Ende werden alle unruhig, nur der Sandwirt sonnt sich in seinem Glück, schnupft hier und da und hält gelassen der ermüdenden Feierlichkeit stand. Ihm allein erscheint sie nicht zu lang.

In dieser Zeit ist Hofer wie von einem himmlischen Lichte umstrahlt. Er fühlt seine Sendung. Er hat Worte und Augenblicke, wo die heilige Jungfrau, die ihn geführt, ihm nahe ist, und der Vergleich mit dem Heldenmädchen von Orleans drängt sich zwingend auf.

Aber sein Stern leuchtet nur kurze Zeit.

Im Friedensschlusse von Schönbrunn, am 14. Oktober 1809, wird das treue Tirol den Feinden preisgegeben. Der Vizekönig Beauharnais erhält von Napoleon den Befehl, Tirol zu unterwerfen. Was von diesem Augenblicke an im ‚Landl' geschieht, ist Rebellion. Kein Österreich steht mehr hinter Tirol. Wer jetzt mit den Waffen ergriffen wird, ist nichts anderes denn in den deutschen Befreiungskriegen Schill oder 1870 die Franktireurs.

Die Bayern rücken an. Hofer verläßt die Hofburg. Es kommen dunkle Stimmungen über den Sandwirt; er, weich eigentlich von Gemüt, trotz der mächtigen Gestalt, des Bauernschädels und des schwarzen Bartes, ist tief gebeugt. Zur vierten Schlacht am Berge Isel sammeln sich die Bauern. Aber es ist nicht mehr wie einst: Viele fehlen, sie verlangen Lohn, sind der langen Kriegsnot satt, haben Geld und Gut verloren, sind uneinig dazu. Im Gasthause zu Schönberg an der Brennerstraße platzen die Geister aufeinander. Botschaft kommt vom Erzherzog Johann im Namen des Kaisers: der Frieden sei geschlossen, weiterer Widerstand vergeblich. Die Tiroler wollen es nicht glauben. Haspinger mag von Unterwerfung nichts wissen; er, der zwischen den Schlachten in seine Klosterzelle zurückgekehrt, wie die Bauern auf ihren Hof, erhebt sein Kreuz, mit dem er



Garten der Zitadelle in Mantua, wo Hofer bis 1823 begraben lag.
Photographie von Franz Peter in Meran.



Grab der Frau des Andreas Hofer in St. Leonhard. Inschrift: R. I. P. Andenken an die Ehefrau des Tiroler Helden Andreas Hofer Anna Ladurner, geb. zu Algund am 27. Juli 1765, gestorben in St. Leonhard am 6. Dezember 1836. Photographie von Franz Peter in Meran.

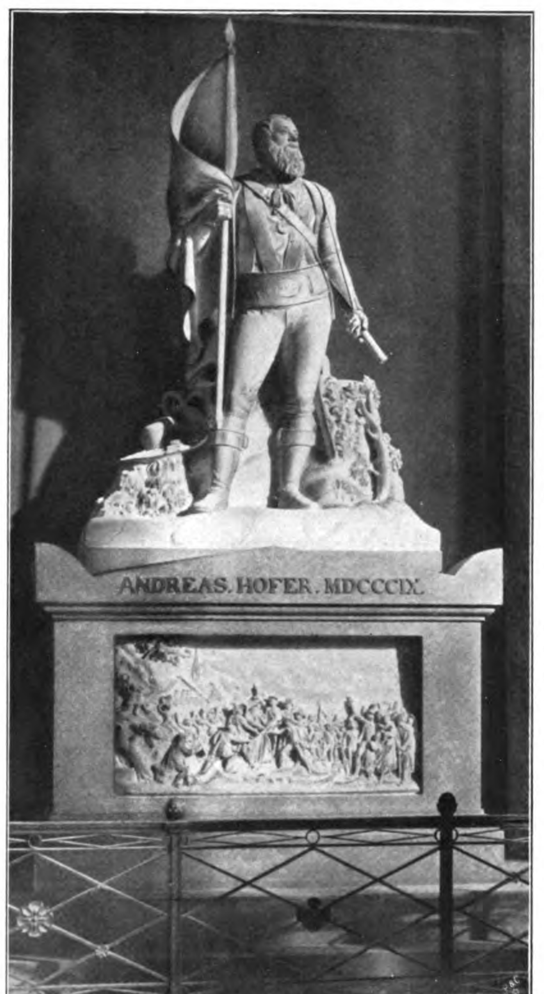
manchen Feind getroffen, wie die Sage meldet, und predigt mit gewaltiger Stimme. Hofer schweigt und schwankt. Sein einfältig kindlicher Bauernsinn will's nicht glauben: daß der Kaiser sein treuestes Land verlassen hätte. Was ahnt er davon, welche Not die in Schönbrunn zum Frieden zwang. Im ‚Lamm' in Matrei sind wilde Szenen unter den bäuerischen Führern. Man läßt die, die für den Frieden sind, nicht herein. Die Kriegspartei behält die Oberhand. Der Sandwirt hat seinen Kummer in Wein ersäuft. (Ein Gerücht sagt, man habe ihm Schnaps hineingeschüttet.) In diesem Augenblicke fordert alles die Tyrannis, doch der Mann der starken Hand fehlt. Der Anderl ist es nicht. Er ist der Mann der Liebe gegen Gott und Kaiser und Land. Er ist nicht wie der große Feind der Tiroler (gegen den zu kämpfen sie sich übrigens nicht bewußt sind, da sie meinen, gegen die Bayern zu fechten) — er ist kein Korse, kein Napoleon.

Nachts noch, in all der Uneinigkeit, kommt General Drouets Depesche über den Waffenstillstand. Haspinger, der auf der Haferkiste schläft, behält sie bis zum Morgen. Er zeigt sie noch immer nicht. Messe ist — sehr lang —; Frühstück ist — sehr lang —; dann erst wird die Nachricht verlesen. Hofer wird nicht viel gefragt. Die Feuerköpfe überschreien den ruhigen, behäbigen Mann. Die Kriegspartei siegt. Nach zwei Stunden ist die vierte Schlacht am Berge Isel entschieden: die Bauern, die dreimal geschulte Truppen geschlagen, — haben sie verloren.

Der Sandwirt ist wie versteinert; immer langsam von Entschluß, kann er's nicht fassen. Er sitzt am Tisch, aus dem Gleichgewicht gerissen, und schreibt an Drouet einen Brief der Unterwerfung und Abdankung: ‚gewöster Oberkommandant'. Aber Peter Mayr stimmt ihn in Sterzing wieder um. Dann fallen andere über ihn her und machen ihn in Gottes Namen für alles Blut, das fließt und fließen wird, verantwortlich. Unsicher, tief gebeugt, ins Herz getroffen, daß sein Kaiser, wie er meint, sein treuestes Land verlassen hat, läßt er sich zum Friedensedikt zwingen. Wie einst die Laufzettel, die zum Kampf gerufen, wird es verbreitet. Die Führer fliehen. Den Sandwirt bestürmen sie, er solle sich nach Österreich durchschlagen, sie hälfen ihm hin. Er sagt nein.

In diesem härtesten, grausamsten Augenblicke seines Lebens ist in ihm die alte Sehnsucht erwacht nach den Seinen, nach seinem Tal. Er muß ‚hoam', Weib und Kinder sehen.

Nun ist er wieder am Sand. Und immer düsterer ziehen sich die Wolken um Hofers Stirn zusammen. Es ist, als hätte sich sein Geist verfinstert. Die alten Freunde umringen ihn, die ihn einst angebetet und erhöht, die in schwersten Stunden in ihm die Rettung sahen, sie halten ihn, den



Andreas Hofers Grab in der Hofkirche zu Innsbruck. Nach einer Photographie von Würthle & Sohn Nachf. in Salzburg.

Marling und Algund und schlagen am Küchelberge die Franzosen. Doch andere brechen über den Jaufen herein; sie werden, über tausend Mann, in St. Leonhard gefangen. Andreas Hofer freut es nicht mehr. Er weiß nicht, was er will. Wirr hängt das Haar ihm ins Gesicht, wirr ist sein Bart. Seine Leute meinen, er ist: ‚nit beieinand'. Da dringen die Franzosen durch das Etschtal vor mit erneuter Macht. Hofer wird gewarnt. Vertraute kommen. Sie treffen ihn, den Rosenkranz betend, stumpf, verstört. Auf den Knien bitten sie ihn zu fliehen. Er will den Friedensschluß noch immer nicht glauben. Er meint, Tirol könne nicht verlassen sein. Die Freunde haben alles vorbereitet, er soll den Bart abschneiden, daß man ihn nicht erkenne, sie wollen ihn in Sicherheit bringen — nein, nein, er bleibt.

Da setzt der französische Kommandierende, General Baraguay d'Hilliers, einen Preis auf seinen Kopf. 1500 fl. gibt es zu verdienen. Aber wie gebannt bleibt Hofer in seinem Tal. Nur auf die Pfandlerhütte flüchtet er hinauf, ein paar Stunden über dem Sandwirtshause in den Bergen. Tief liegt sie im Schnee. Den Schreiber Sweth, den ältesten Sohn, sein treues Weib läßt er nachkommen. Wohnlich richten sie sich ein, der Viehtrog dient als Tisch, sie verstopfen gegen die grausame Kälte die Ritzen zwischen den Balken — aber der Rauch verrät das Haus, und der Judas hat sich gefunden.

treuesten, besten Mann im Land Tirol, für einen Verräter, halten ihn einer Kugel für gut. Haspinger erscheint. Er bringt das Volk zum Rasen. Gesindel sammelt sich: der Sandwirt wird bedroht, es heißt, er habe Geld; Lohn wollen sie haben. Da redet er unbestimmt von neuem Aufruhr. Man ahnt, wenn er es nicht täte, schlügen ihn die Bauern tot. Zwei Freunde kommen als Friedensprediger; er läßt sie gefangen nehmen, will sie erschießen lassen.

Da sind die Franzosen plötzlich da. Neue Laufzettel fliegen hinaus vom Sand — aber es ist der alte Ton nicht mehr, sie sind matt und müde. Wieder stehen die Burggräfler auf, die aus Schenna, Meran, aus

Ein Bauer, der im schlechten Leumund steht, kommt heran. Was, der Sandwirt ist's? Hier oben ist er? Er soll doch verschollen sein? Längst nach Wien entkommen? Hofer gibt ihm Geld, sein Schweigen zu erkaufen. Er verspricht's auch. Geht aber hinunter ins Tal und kehrt bald mit sechshundert Franzosen wieder.

Hier oben in der großen Abgeschiedenheit seiner Berge, bei ruhigem Zuspruch seines treuen Weibes mag Andreas Hofer das Gleichgewicht seiner Seele wieder ge-

funden haben. Erlebt man nicht nach Schreck, nach Kummer, Sorge, Angst und Furcht, daß hochgebildete, aufrechte Männer in Geistesverwirrung fallen? Andreas Hofer ist nur ein einfacher Bauer gewesen, dazu weichherzig und bescheidenen Geistes. Schier Übermenschliches hat er geleistet, zu Ungewöhnlichem ward er emporgetrieben: ist es ein Wunder, daß zur Zeit des tiefsten Falles seine Seele nicht Stand gehalten hat? Hatten nicht die Größten dieser Erde Augenblicke, wo die Nerven sie verließen? War nicht sein gewaltiger Gegner Napoleon Bonaparte auch einmal am Ende seiner Kraft? Hat Jesus Christus nicht am Kreuz gesagt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?"

Des Sandwirts Seele wacht wieder auf, als ob eine Umnachtung ihn im Bann gehalten hätte. Als der Verräter — Verräternamen sollen vergessen sein — mit den Söldnern kommt, tritt er frei und stolz hervor. Für Weib, Sohn und den Schreiber bittet er um Gnade, nicht für sich. Dann tun sie ihm wie einem Größeren: sie raufen ihm den Bart, sie schlagen ihn, sie speien ihm ins Angesicht.

Der Weg nach Meran wird ihm zum Gang nach Golgatha. Gemißhandelt und entstellt schreitet er durch die Gassen über den Markt, wo er so oft in glücklichen Jahren gestanden. Und die Musik spielt Freudenmärsche dazu. Er aber geht aufrechten Hauptes. Nur die Blicke wirft er rechts und links. Aber kein Mensch ist zu sehen, das Volk wird fern gehalten. Im Roracher Hause setzen sie ihn gefangen. Am andern Tage wird er verhört, dann nach Mantua gebracht. Öffentliche Anschläge in ganz Tirol verkünden die Gefangennahme. Ein Kriegsgericht wird über ihn eingesetzt. Napoleons Befehl kommt, ihn binnen vierundzwanzig Stunden zu erschießen.

Ein paar Stunden vor seinem Tode schreibt er noch: „Ade du schnöde Welt. So leicht kummt miar das Sterben für, daß mir nit amal die Augen naß werden."

Andreas Hofer wird hinausgeführt auf den Wall. Zwölf Mann sind angetreten. Er soll niederknien. Er weigert sich. Man



Hofer begeistert seine Genossen zum Aufstand. Szene aus dem Meraner Volksschauspiel „Andreas Hofer".
Nach einer Photographie von Gebr. Bährendt in Meran.

will ihm die Augen verbinden. Er weist die Binde zurück. Selbst kommandiert er Feuer. Die Schüsse treffen ihn schlecht, er sinkt nur in die Knie, aufgestützt auf eine Hand. Da setzt ihm der Korporal das Gewehr an die Stirn. Mit dem dreizehnten, dem Gnadenschuß, macht er dem Leben des treuen Mannes ein Ende.

Und diese dreizehn Schüsse hallen unvergeßlich wider im Land Tirol. Ihr Gedächtnis ist bis zum heutigen Tage nicht geschwunden.

Aber mehr noch, weit mehr: der Kampf, den Andreas Hofer geführt, sein Tod ward das Signal zum Aufstand der anderen Völker, die Napoleon unterjocht hatte. Der Sandwirt selber jedoch ist zum Nationalhelden der Tiroler geworden. Nachdem man ihn in Mantua in einem Garten der Citadelle beigesetzt, gruben dreizehn Jahre später österreichische Offiziere seine Überreste aus. Heute ruht Andreas Hofer in einem Ehrengrabe seines Kaisers, in Innsbruck in der Hofkirche, wo Kaiser Max' Grabmal ist, wo einst Andreas Hofer an seinem Ehrentage seines Kaisers Gnadenkette umgetan erhielt.

Doch auch in seiner engeren Heimat ehrt man ihn. Alljährlich bei den Meraner Volksschauspielen wird unterm Küchelberge, angesichts des Ortes der Schlacht, der „Andreas Hofer" aufgeführt. Manches Auge sieht man naß bei des Sandwirts letzten Worten. Und all die Fremden halten den Atem an, wenn die zwölf Schüsse krachen und der dreizehnte hinterdrein. Nicht Berufsschauspieler spielen dort, Einheimische sind's, Leute aus dem Burggrafenamt und aus dem „P'seier". Eine Ehre ist es den Hunderten mitzutun. Sie machen keine Maske, sie verändern sich nicht, sie sind ja noch so wie zu Andreas Hofers Zeiten. Wer ihn sehen will, leibhaftig umgehen unter seinem Volk, braucht nur an die Pfarrkirche zu gehen, wenn Markt ist. Da stehen sie mit den breiten Vollbärten, dem braunen Rock, den grünen Hosenträgern, dem Gänsefederkielgestickten, breiten Gurt. Auch die Schaftstiefel tragen noch manche und die weißen Strümpfe. Nur der Hut ist schmäler geworden. Sie sind von Andreas Hofers Geschlecht, sind vielleicht Enkel seiner Verwandten.

Wenn man ihre Namen hört, klingen sie seltsam vertraut aus großer Zeit. Sie sind, was der Sandwirt war: einfache, fromme, tapfere Tiroler Bauern.



Hofers Tod.
Bild gestellt von den Volksschauspielern der Meraner Volksschauspiele.
(Bewohner des Burggrafenamtes.)
Nach einer Photographie von Gebr. Bährendt in Meran.

Künstliche Ekstasen.

Von Dr. Franz Anton Vahlen.

Die Sehnsucht nach der künstlichen Ekstase ist etwas allgemein Menschliches. Kein Volk ist so arm, so primitiv, so sehr am Uranfang seines Werdens, daß es nicht im Besitze irgendwelcher Mittel wäre, deren Genuß einen Rauschzustand gewähren könnte. Jene Horden am Orinoko, die noch jetzt in der Steinzeit leben, die Weddas auf Ceylon, die Polynesier, die nomadischen Bewohner der ostasiatischen Steppe, alle können darin wenigstens wetteifern mit den alten Kulturvölkern der Erde; das Kawa-Kawagetränk der Südseeinsulaner gibt dem Opium der Chinesen nichts nach, der Muskarintrank der Kirgisen leistet als Rauschmittel nicht weniger als der Hanfextrakt der Indier. Die Rauschmittel werden auch wie ein köstliches Besitztum über die Jahrtausende hin zähe festgehalten. Als man in einem Bergwerke zu Peru die Mumie einer Indianerin fand, die aus früher Inkazeit stammt und, vom kupfersalzhaltigen Grubenwasser bedeckt, völlig lebensähnlich geblieben war, zeigte sich an ihrem Gürtel, deutlich erkennbar, ein geflochtenes Säckchen, das Kokablätter enthielt, ein Genußmittel, das noch jetzt in derselben Weise von den heutigen Peruanern getragen wird und aus dem man das bekannte Kokain gewinnt, von dem noch weiter unten gesprochen werden muß. Es ist sogar zu erweisen, daß die Erlangung eines Rauschmittels dem Naturvolke wichtiger ist, als die Züchtung eines Nahrungsstoffes: gewisse Negerstämme in Zentralafrika haben keinerlei Getreidebau, aber Tabak pflanzen sie und bemühen sogar ihren faulen, sonst zu keiner Arbeit willigen Leib soweit, daß sie die Stauden, die den narkotischen Genuß versprechen, mehrmals am Tage mit Wasser begießen. Die erste Menschwerdung, die früheste Regung der Kultur ist verschwistert mit dem künstlichen Rausch. Das ist auffallend, denn kein Mensch wird leugnen wollen, daß die natürlichen Ekstasen, wie die der Jugend, der Kraft und Gesundheit, der Liebe, der Religion und des Ruhms, etwas viel Herrlicheres sind. Aber sie sind auch seltener, sie lassen sich nicht rufen, wenn es dem Menschen gefällt, oder wenn er ihres Reizes bedarf, sie sind kein täglicher Gast. Sie kommen einmal unvermutet und verschwinden dann möglicherweise auf Nimmerwiedersehn. Sie sind spröde und verweigern sich vielleicht gerade dann, wenn der Kelch der Sehnsucht überläuft. Sie stumpfen sich auch schneller ab; der religiöse Aufschwung, der gestern den ganzen Menschen erschütterte, ist heute nicht mehr zu erreichen, das Tor ist zugefallen, und statt der Ergriffenheit wird der Mensch nur das Bedrückende der alltäglichen Gebetsübung empfinden. So geht es auch mit dem Rausch des Ruhmes und der Liebe. Aber der Stachel sitzt im Fleische, die Erinnerung an das überwältigende Ereignis, an das unvergleichliche Erleben des höchsten Augenblickes verlangt gebieterisch nach Wiederholung. Da wird der Mensch, dem die natürlichen Quellen verschlossen sind, zum Dieb, er möchte sich dies edelste, unvergängliche Persönlichkeitsgefühl erschleichen, auf Umwegen stehlen. Er steigt mit einer schmutzigen Leiter ins Hinterhaus hinein, er greift zu den Rauschmitteln und erzwingt sich, was die Natur ihm weise versagt. Immer wird man als Grundveranlassung diesen Hunger nach der natürlichen Ekstase finden können, wenn es auch äußerlich so scheint, als ob Nachahmungstrieb und Neugierde, Unbehagen, Verstimmung und die große Langeweile des Lebens zum Rauschmittel greifen lassen.

Sucht man in unseren großen Nachschlagewerken, so wird beim Worte Rausch meist auf den Alkohol verwiesen. Der Weingeist ist bei uns ja wohl der häufigste Erreger der künstlichen Ekstase, aber auch der ärmlichste. Denkt man aber an alle Völker der Erde, so muß er vielleicht sogar der Menge seiner Adepten nach zurückstehen. Man darf nicht vergessen, daß die Zahl der Haschischgenießer auf etwa zweihundertfünfzig Millionen geschätzt wird; ähnlich liegt die Sache beim Opium. Und wenn der Gebrauch des ersteren in Europa wohl nicht so verbreitet ist und im wesentlichen nur einigen vorwitzigen Schwarmgeistern zur Reklame dient, so wird das Opium und sein Abkömmling, das Morphium, allein in Paris von mehr als fünfzigtausend Menschen gebraucht; und die Angelegenheit des Marinefähnrichs Ullmo mit den sich anschließenden Verfügungen der Behörde zeigte plötzlich in einer grellen Blitzlichtbeleuchtung, daß in den Hafenstädten Südfrankreichs sogar im Heere der gewohnheitsmäßige Opiumgenuß eine beängstigende Verbreitung gewonnen hat.

Opium oder Laudanum ist der eingedickte, getrocknete Saft unreifer Mohnköpfe; sobald die Blütenblätter von den Fruchtknoten abfallen, werden in diese Einschnitte gemacht und die austretenden, milchigen Tröpfchen, wenn sie wachshart und bräunlich geworden sind, in ein Mohnblatt gesammelt und zu Kuchen geformt, die ein bis drei Pfund Gewicht haben. So kommen sie in den Handel. Es ist wahrscheinlich, daß der Beginn der Opiumzucht in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zu setzen ist, und zwar nach China. Der Muhammedanismus be-

wirkte mit seinem Weinverbot eine sprunghafte Ausbreitung des gewohnheitsmäßigen Laudanumgenusses. Das narkotische Gift wird gegessen, als Tinktur getrunken und geraucht, und sein wichtigster Bestandteil, das Morphium, seit Erfindung der sogenannten Pravazschen Spritze in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch unter die Haut eingespritzt. Die Wirkungen des Opiums und des Morphiums sind so ähnlich, daß alles, was vom ersteren gesagt wird, auch auf das zweite seine Anwendung finden kann. Die furchtbarste Eigenschaft beider ist die übrigens den meisten Rauschmitteln gemeinsame Eigentümlichkeit, daß sehr leicht eine Gewöhnung an das Gift eintritt, so daß es ohne quälende Angsterscheinungen nicht mehr ausgesetzt werden kann und seine Menge dauernd gesteigert werden muß. Eine derartige Morphiumsucht ist sogar bei einem Säugling beobachtet worden, der wegen eines Gehirnleidens ganz geringe Dosen salzsaures Morphium erhalten hatte; wenn man mit der Menge des Giftes heruntergehen wollte, geriet das kleine Geschöpf in die äußerste Erregung und zeigte deutliche Abstinenzerscheinungen, die sich sofort legten, wenn wieder Morphium gegeben wurde.

Den großen therapeutischen Nutzen der Opiate wird niemand bestreiten wollen, aber was leisten sie nun für die Sehnsucht nach Ekstase?

Es hat jemand eine entsprechende Dosis Laudanum zu sich genommen, was geschieht mit ihm? Seine Denktätigkeit wird subjektiv erleichtert und angeregt, während der Bewegungsapparat gelähmt ist. „Der Morphiumrausch läßt uns in eine Art angenehmer Träumerei versinken, in der bunte wechselnde Phantasiebilder an uns vorüberziehen, während sich gleichzeitig eine sanfte Erschlaffung auf unsere Glieder legt.“ Bei manchen Personen gewinnen diese Vorstellungsbilder Gestalt und ziehen wie ein zusammenhängender Fries harmonischer und farbenbrünstiger Fresken vor den Augen des Beschauers vorbei. Ist der Rausch vorüber, so gemahnen meist Müdigkeit, Unlust, Kopfschmerzen und das Gefühl der Zerschlagenheit daran, daß die Wage der Gesundheit gerecht ist und ein eingewickeltes und verborgenes Gewicht ebenso fein empfindet wie das offen hingestellte. Aber gerade diese Katerstimmung reizt zu neuer Anwendung des Narkotikums; dann sind nur ein paar Schritte noch zu tun, und der Morphiumsüchtige, der Opiumesser ist fertig. Die Schäden des chronischen Opiummißbrauches sind zu offenkundig, um darüber zu streiten. Nicht umsonst wehren sich fast alle bedrohten Nationen mit Gesetzen dagegen; in Japan wird der Opiumraucher oder -esser selbst und auch der Teehausbesitzer, der den Mißbrauch bei sich duldete, zu empfindlicher Gefängnisstrafe verurteilt. Bezeichnenderweise mußte aber das Land der aufgehenden Sonne davon abstehen, als es Formosa den Chinesen abnahm, auch auf dieser Insel das strenge Opiumverbot einzuführen; ein allgemeiner, verzweifelter Aufstand wäre die Folge gewesen.

Der Kampf des Staates gegen ein Rauschmittel ist schwieriger als der gegen ein großes feindliches Heer. China, das gelobte Land der Opiophagie, hat sich 1906 zu der immerhin vorsichtigen Verordnung aufgeschwungen, daß von 1916 ab niemand mehr dieser Gewohnheit ergeben sein dürfe. Der Morphinist wird ein unsoziales Wesen, wenn er es auch zunächst zu verdecken weiß; vor allem leiden seine feinsten ethischen Gefühle, er trügt, lügt und stiehlt, vorerst um sich das ersehnte Gift zu verschaffen, dann aber auch sonst, sogar wenn gar keine Notwendigkeit vorliegt; der Trieb zu lügen geht sozusagen ins Spielerische. Die Leistungsfähigkeit, die Arbeitskraft sinkt immer mehr und wird zuletzt nur noch unmittelbar nach der Aufnahme des Mittels vorgetäuscht. Entschlußunfähigkeit, Trauer- und Angstzustände und zahlreiche andere nervöse Störungen treten auf, und — was das Schlimmste ist — die beruhigende, anregende und beglückende Wirkung des Opiums hält gewöhnlich nur an, wenn die Menge regelmäßig gesteigert wird. Bleibt sie gleich oder wird sie verringert, so verschwindet allmählich der Erfolg, die erhoffte Befriedigung bleibt aus, und alle Leiden setzen doppelt heftig ein. Bei manchen stellen sich akute Geistesstörungen ein, noch während die Droge regelmäßig gebraucht wird, bei anderen begleiten sie den Versuch, die Ketten des Opiums abzuschütteln; diese Delirien haben große Ähnlichkeit mit denen der Alkoholisten, der ganze Körper, vor allem die Hände zittern, die Kranken sind nicht orientiert, ängstlich, verwirrt und haben zahlreiche Halluzinationen aller Sinnesgebiete.

Es ist nicht zu verwundern, daß besonders die Künstler häufig nach Rauschmitteln, und zwar gerade nach dem Opium greifen; sie haben die Ekstase, die Begeisterung, das Entrücktsein, vor allen Dingen nötig; sie erliegen auch vor allem der Versuchung, dann, wenn die Natur ihnen den Aufschwung nicht gewähren will, ihn mit Gewalt an sich zu reißen. Der Wein liegt vielleicht am nächsten, schon Li-Tai-Po, der große Lyriker der Chinesen, kann ergreifend davon reden und hat nicht umsonst den Beinamen „der trunkene Dichter“. Ähnlich ist es mit der großen Schar seiner Nachfolger in allen Ländern. Vergleicht man diese Weinkunst, wenn ich so sagen darf, mit der Opiumkunst, so ist die Ausbeute bei dem Laudanum verhältnismäßig recht gering. Was Thomas de Quincey, der die „Bekenntnisse eines englischen Opiumessers“ schrieb und Charles Baudelaire darüber sagen, ist mehr eine Abhandlung zu nennen, allerdings mit novellistischen Arabesken verziert. Besonders de Quincey wird beredt, wenn er die Leiden seiner Opiumträume schildert: „Bedrückt von tropischer Hitze und scheitelrechten Sonnenstrahlen.

brachte ich alle Geschöpfe, Vögel, Vierfüßler, Reptilien, alle Bäume und Gewächse, Gebräuche und Erscheinungen, die sich irgendwie zwischen den Wendekreisen finden, zusammen und vereinigte sie in China oder Hindostan... Zähnefletschende Affen, schnatternde Papageien und Kakadus stierten mich an und schrien mir nach; floh ich dann in eine Pagode hinein, so wurde ich dort jahrhundertelang in der Kuppel oder in versteckten Innenräumen festgehalten, bald war ich der Götze, bald der Priester, bald betete man mich an, dann wieder schlachtete man mich als Opfer. Vor Brahmas Grimm floh ich durch alle Wälder Asiens, Wischnu haßte mich, Schiva stellte mir nach... Man begrub mich für Tausende von Jahren in Steinsärgen mit Mumien und Sphinxen, in engen Kammern im Innern der ewigen Pyramiden, Krokodile gaben mir pesthauchende Küsse, mit allerhand unaussprechlichen Unrat zusammen wurde ich in Schilf und Nilschlamm versenkt." Die große Ähnlichkeit mit den von Tiervisionen erfüllten Delirien der Alkoholisten fällt auf, zugleich aber als eigenartig das drückende Gefühl, ungeheure Zeitabschnitte, Jahrhunderte in schrecklicher Lage zu verleben und die sonderbare Färbung der Psychose, das Historische möchte ich sagen. Dazu kommt die Empfindung der Angst und der funkelnden, glitzernden Sonnenglut. Große Kunstwerke, die dem Opium ihr Dasein verdanken, sind sehr selten. E. A. Poe war Epileptiker; er machte vom Wein einen starken Gebrauch, er hat aber auch Opium genommen, und besonders eine Erzählung von ihm rundet seine Erfahrungen über dies Rauschmittel in wahrhaft vollendeter Weise ab. Es ist die Novelle „In den Ragged Mountains", die darstellt, wie ein Opiophage durch seine deliriösen Träume als Mitwirkender in den großen indischen Aufstand 1780 versetzt wird, nach furchtbaren Kämpfen von vergiftetem Messer getroffen hinsinkt und sich schließlich selbst, verwesend, in der glühenden Sonne liegen sieht. Auch hier treten wieder, wie oft bei de Quincey, die gleichfalls charakteristischen Architekturvisionen auf. Der Opiumträumer sieht nämlich, wie auch der Held der Poeschen Novelle, ungeheuere Paläste vor sich ausgebreitet, eine unendliche Kette von Dächern, Türmen und Zinnen, Gewirre von Ruinen, verschlungene Treppen und unendliche Züge von Straßen. Diese Architekturvisionen gewinnen einen gewaltigen Ausdruck in einem Gedichtwerke Coleridges, der wie alle Mitglieder der Seeschule, dem Opiumgenuß ergeben war; es trägt den Namen „Kublai Chan" und schildert die Hauptstadt dieses gewaltigen asiatischen Hordenführers. Ein anderes Opiumwerk Coleridges ist der „Alte Matrose", den Freiligrath meisterhaft ins Deutsche übertragen hat. „Wie die Brigg aus dem Heimathafen übers Meer nach dem Südpol zuschwebt, bis an die schimmernden Eiswände und zurück in das Land der großen Windstille, all die drohenden, schrecklichen und tröstenden Gesichte, Stimmen und Erscheinungen und endlich wieder der Flug in die heimische Bai, das alles ist gesehen und erlebt wie im Traume, da Jahre eine Stunde sind und Meilen ein Schritt, gesehen mit Augen, welche die Erde umspannen wie ein Kind den Ball, mit dem es spielt."

Die Ausführungen Baudelaires über das Opium sind nur eine Paraphrase des Buches von de Quincey, original ist aber der französische Dichter in einem Büchlein vom Haschisch, das sich als eine in glänzendem Stile geschriebene, künstlerisch-wissenschaftliche Monographie über das Hanfgift darstellt.

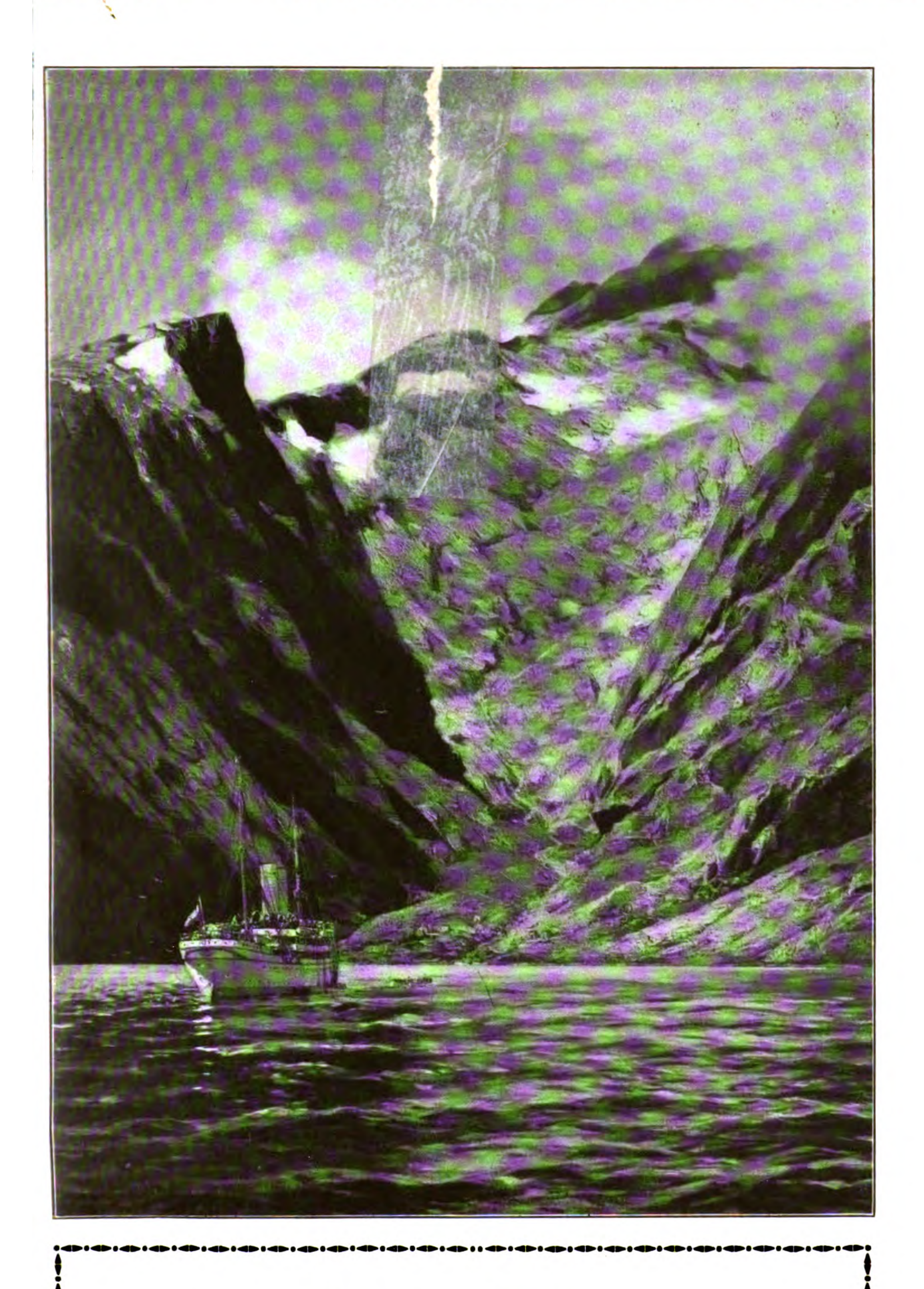
Das Haschisch wird aus der indischen Hanfstaude (Cannabis indica) gewonnen und ist ein Extrakt von grünlicher Farbe; es wird geraucht und als Konfekt oder in anderer Bereitungsart gegessen. Die Kultur des Hanfes als Rauschmittel ist uralt, die altpersische Sprache bezeichnet die Trunkenheit mit einem Worte, das im Sanskrit Hanf bedeutet, bei den Kelten in Frankreich war, als sie in die Geschichte eintraten, der Hanf schon bekannt, und Herodot lernte ihn bei den Skyten am Pontos euxinos kennen, wie überhaupt in Südrußland ein Herd des Haschischgebrauches im Altertum gesucht werden muß. Die Skyten benutzen den Hanfsamen, wie der Vater der griechischen Geschichtsschreibung berichtet, in einer Art, die schon an das später üblich gewordene Rauchen erinnert. Sie streuten bei Festlichkeiten die narkotischen Körner auf glühende Steine, die am Boden enger Schwitzbadzellen angebracht waren, und atmeten den Qualm ein; dadurch wurden sie in eine derartige Ekstase versetzt, daß sie in ihrer unaussprechlichen Wonne „vor Behagen heulten". Die alten Indier stellten aus der Droge kleine Kuchen her, die von einem Sanskritschriftsteller mit dem harmlosen Namen Fröhlichkeitspillen bezeichnet werden. Nach Afrika kam die Kenntnis des Hanfrausches erst verhältnismäßig spät, heute aber stellt der dunkle Erdteil wohl die größte Gefolgschaft zum Todestriumphzug des grünen Giftes. In geringen Dosen bewirkt das Haschisch eine maßlose Fröhlichkeit und ein Lachen, das nicht enden will, die Ideenassoziationen sind beschleunigt, die Sinneseindrücke sind lebhafter. Etwas größere Mengen bringen ein traumhaftes, eigentümlich seliges Gefühl hervor. „Der Haschischesser, sagt ein bekannter Pharmakologe, fühlt sich nicht in der Art glücklich, wie der Feinschmecker oder der Hungrige, wenn er seinen Appetit befriedigt... sondern er ist glücklich, wie jemand, der erfreuliche Nachrichten hört, wie der Geizige, der seine Schätze zählt, wie der Spieler, wenn ihn das Glück begünstigt, oder wie der Ehrsüchtige, den der Erfolg berauscht. Die Sinne werden feiner und schärfer... das Ohr vernimmt Harmonien, und der vom Auge aufgefangene Lichtstrahl wird zu Sonnen, die ein Paradies höchster Sinnengenüsse bescheinen. Das Gefühl der Körperlosigkeit herrscht in diesem Zustande,

der für den Berauschten das Vorhandensein von Zeit und Raum ausschließt. Die Farben und Formen kommen mit bezwingender Kraft, die öde Tapete des Zimmers wird zu einem wundervoll ausgedachten Gewühl rhythmischer Linien, die Symbole tiefster Gedanken sind, die langweilige Verzierung der Möbel erscheint beseelt, der Spiegel ist ein kristallheller, unermüdlicher Wasserfall, der in seinem Stürzen leise Melodien laut werden läßt, jedes alltägliche Ding, auf das der Blick fällt, ist eines harmonischen Wesens voll, das dem Haschischberauschten verständlich ist und das er wie einen köstlichen Genuß ausschlürft."

„Der Haschisch breitet sich über das ganze Leben wie ein wundersamer Lack; er gibt ihm feierliche Farbentöne und hellt es auf bis in die letzten Tiefen. Landschaftsausschnitte, fliehende Horizonte, Perspektiven auf Städte, die in leichenhafter Sturmesfahlheit gespenstisch aufleuchten oder die in den feuertiefen Gluten des Sonnenunterganges sich entzünden ... der Tanz, die Geste oder die Deklamation, falls du in ein Theater hineingeraten bist ... die erste beste Phrase, wenn deine Augen auf ein Buch fallen, mit einem Worte, alles, die Universalität der Wesenheiten zeigt sich Dir in einem neuen Glanze, wie Du ihn Dir bisher nicht träumen ließest." (Baudelaire.)

Also wirklich scheint hier ein Mittel zu sein, das noch besser als das Opium die natürliche Ekstase zu ersetzen und zu übertreffen versteht; doch ist wieder ein Aber dabei. Schon bei dem ersten Genuß kann die Sache ganz anders auslaufen; die Wirkungen des Haschischs sind nämlich individuell außerordentlich verschieden. Wilde, wüste Erregungszustände können sich einstellen, in denen der Vergiftete in blinder Zerstörungswut auf seine Umgebung einstürmt, sogar Selbstmorde sind in dieser Phase beobachtet worden. Wesentlich furchtbarer sind aber die Folgen des chronischen Mißbrauches. Oft wiederkehrende Delirien, tiefe Melancholien auf der einen Seite, auf der anderen körperlicher Verfall, fortschreitende Verblödung, die unter den Erscheinungen gehäufter Schlaganfälle und allgemeiner Lähmung zum Tode führt. In den Haschischgegenden findet man in statistischen Aufzeichnungen der Irrenanstalten bemerkenswerte Angaben über die Hanfpräparate als Ursache zur Geistesstörung, meistens lassen sich mehr als ein Drittel aller Aufnahmen darauf zurückführen, an manchen Orten steigert sich dieser Prozentsatz noch erheblich. Von diesem Drittel aber sind wieder mehr als die Hälfte unheilbar der Verblödung und dem baldigen Tode verfallen. Wenn also als Entstehungsgrund der Geistesstörung das Haschisch ähnliche Zahlen zeigt wie der Alkohol, so sind doch seine Schädigungen für den einzelnen Kranken, für dessen Heilung beziehungsweise Besserung erheblich größer. Und das unglückliche Ende Charles Baudelaires, seine Sprachstörung und seine tiefe Demenz wird nicht zu Unrecht auf den Hanfmißbrauch zu beziehen sein, wie auch Gautier berichtet, daß ein anderes künstlerisch hochbegabtes Mitglied dieser Haschischgemeinde in Paris seinem Freunde Baudelaire in den geistigen und körperlichen Tod vorangegangen war.

Das dritte der weltbeherrschenden Rauschmittel ist das Kokain. Wie das Opium in Ostasien und der Hanfextrakt in Afrika, so geboten die Blätter des Kokastrauches, deren wirksames Alkaloid das Kokain ist, vorwiegend über dem Südteil der Neuen Welt. Wie die eingangs erwähnte Indianerin, so trug zu Zeiten der Konquistadoren jeder Eingeborene seine nicht klein bemessene Gabe Kokablätter bei sich, und so ist es auch noch heute. Bei den heiligen Gebräuchen und Götterfesten wurde der narkotische Rauch verwandt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch dazu diente, die Menschenopfer zu betäuben. Noch ist der Verbrauch dieser Blätter des Rotholzstrauches (Erythroxylon coca) ein ganz ungeheurer, man hat ihn auf dreißig Millionen Kilogramm berechnet. Im Heimatlande der Droge scheinen die Wirkungen übrigens nicht so furchtbar zu sein, wohl auch, weil sie im Naturprodukt und nicht als isoliertes Alkaloid benutzt wird; übrigens wurden auch in Peru nicht wenige Psychosen beobachtet, die auf den Kokamißbrauch zurückzuführen sind. Abgesehen davon, soll aber der Kokaesser leistungsfähiger werden und unter dem Gefühle des Hungers und der Ermüdung nicht leiden. Diese Beobachtung, die auch von wissenschaftlichen Reisenden bestätigt wurde, veranlaßte Versuche in Europa. Zuerst fielen sie völlig negativ aus; die wirksame Substanz verflüchtigte oder zersetzte sich während der Seefahrt. Dann gelang es 1862, aus Blättern, die in luftdicht verschlossenen Büchsen herübergeschafft wurden, das Kokain zu isolieren und darzustellen. Nun begann der Siegeszug dieses Alkaloids. Wie so häufig, wurden auch hier die bösen Eigenschaften des Stoffes zunächst völlig übersehen. Es sollte ein Universalmittel sein, um Schmerz zu stillen, um Wohlbefinden und schöne Träume zu wecken und die gesunkenen körperlichen und geistigen Kräfte zu heben. Schädliche Neben- und Nachwirkungen, hieß es, seien ihm fremd, sogar der Morphiumentziehung sollte es die Qual benehmen und so den unglücklichen Morphiumsüchtigen zu einem Kokainisten machen, und von diesem glaubte man, daß er von dem Gift jeden Augenblick lassen könnte. Aber bald stellte sich heraus, daß man den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben hatte. Denn das Kokain erzeugt, ebenso wie die Opiumpräparate, in kurzer Zeit die Sucht nach dem täglichen Gebrauche und nach täglicher Steigerung des Mittels. Und zwar treten die üblen Folgen fast noch schneller ein als beim Opium. Die geistige Persönlichkeit des chronischen Kokainisten wird vernichtet, er ist unentschlossen, zu keiner Arbeit mehr fähig,



Aufgang zum Nordkap.
Gemälde von Th. von Eckenbrecher.

vergeßlich, gedankenschwach; seine moralischen Gefühle schwinden, Wahnideen stellen sich ein, dabei zeigt auch der Körper einen fortschreitenden Verfall, Abmagerung, Schlaflosigkeit und eine Menge Störungen der einzelnen Organfunktionen treten auf. Dazu kommen die Kokainpsychosen. Erschreckende Bilder zeigen sich, drohende Gestalten drängen sich heran, und besonders — das ist eine scheußliche Spezialität der Kokaindelirien — hat der Kranke das Gefühl, als ob es unter der Haut seines Körpers von Ungeziefer wimmele und als ob dort allerhand Getier, Würmer und kleine Schlangen, sich ringelnd fortbewegte. Es ist schon vorgekommen, daß derartige Kranke sich mit dem Messer tiefe Wunden beibrachten und auf deren Grunde nach den vermeintlichen Parasiten suchten. Auch eigenartige Zustände von Wahnsinn mit Eifersuchtsideen und gefährlichen Angriffen auf die Umgebung kommen vor; solche Kranke schießen unbedenklich jemand, den sie für ihren Gegner halten, nieder oder entziehen sich den eingebildeten, schrecklichen Verfolgungen durch Selbstmord. Bei solch einem gefährlichen Mittel ist es verständlich, daß genaue experimentelle Studien über seine Rauschwirkung auf den Menschen fehlen. Man weiß aber, daß der Kokainrausch kürzer ist als jener von Opium oder Haschisch, eine stürmische Fröhlichkeit ist begleitet von geschwätzigem Tätigkeitsdrang, es besteht ein Gefühl enormer Leistungsfähigkeit und Kraft. Leicht treten Sinnestäuschungen angenehmer Art dazu, die sich aber ebenso schnell ins Schreckhafte verkehren können. Bei allem darf man aber nicht vergessen, daß wir im Kokain ein wundersames Heilmittel besitzen, dessen örtlich betäubende Wirkungen unübertroffen sind; allein die Schleichsche Infiltrationsmethode, welche dünne Kokainlösungen in die Gewebe spritzt, um schmerzlose Operationen zu ermöglichen, sichert ihm Bestand im Arzneischatze. Aber kein Arzt sollte es zum freien Gebrauche in die Hände von Laien geben, aus harmlosen Verordnungen wie Kokainpinselungen der Nasenschleimhaut oder des Zahnfleisches ist schon eine ausgesprochene Kokainsucht entstanden, selbst relativ kleine Gaben können bei Empfänglichen jenes gefährliche Wohlgefühl hervorrufen, das gebieterisch immer neue Anwendung des Mittels verlangt.

Es ist bekannt, daß die Alkaloide der Tollkirsche und des Bilsenkrautes, Atropin und Hyoscin, die als ausgezeichnete Heilmittel im Gebrauch sind, unter Umständen gewisse rauschähnliche Nebenwirkungen haben können. So sind bei solchen Patienten Halluzinationen beobachtet worden, die, ähnlich wie beim Haschisch, eine fast künstlerische Objektivierung und eine Neigung zur Allegorie verrieten; andere Kranke verfallen in heftige Erregung und rasen blindlings fort, schreien und beißen. Andere wieder liegen in stillen Delirien da und geben nachher aus der Erinnerung an, daß sie neben geschlechtlicher Erregung vor allem die Empfindung des Fliegens gehabt hätten, des Dahinschwebens über weite Räume. Zahlreiche unangenehme Begleiterscheinungen und die Gefahr der Vergiftungen haben, soviel ich weiß, den Gebrauch dieser Stoffe als Rauschmittel heutigentages verhindert. In früheren Zeiten war das anders, Tollkirschsaft und Bilsenkraut waren die Hauptbestandteile der Hexensalbe, mit der sich die Wissenden vor ihrer Fahrt zum Teufelssabbat den Körper einrieben. Es ist sicher, daß eine Menge von Beschreibungen über Satansmessen, Hexenritte und Ähnliches das Ergebnis hysterischer Störungen waren oder frei erfunden wurden, um den Qualen der Folter, wenn auch durch den Tod, zu entgehen. Es ist aber ebenso sicher, daß ein anderer Teil dieser Berichte Traum-, beziehungsweise Rauscherlebnisse sind, hervorgerufen durch eine Narkose mit Bilsenkraut und Tollkirsche. Im „Abenteuerlichen Simplizissimus“ zum Beispiel befindet sich eine charakteristische Szene, und oft wird auch an anderen Stellen beschrieben, wie sich die jungen Hexen zur Hexenfahrt durch den Genuß eines Trankes, durch das Verbrennen getrockneter Kräuter und das Aufstreichen der Hexensalbe vorbereiteten. Auch sind die einzelnen Bestandteile der Hexenberichte ähnlich den Erscheinungen des Atropinrausches: Visionen schreckhaften und erotischen Inhaltes eigentümlich vermischt, dabei das Gefühl des Fliegens und durch die Luft-Sausens. Übrigens sei nur nebenher bemerkt, daß auch heute noch die Atropinwirkung sich gelegentlich nur bei äußerer Anwendung, etwa beim Auflegen eines Belladonnapflasters, gezeigt hat.

Während Haschisch, Opium und die anderen genannten Stoffe mehr eine geistige Erregung, ein Fest der Sinne und leuchtende Träume suchen, zielt eine zweite Gruppe von Mitteln vor allem auf den Rausch, auf den betäubenden Dämmer, und die Ekstasen sind sozusagen nur Nebenprodukt. Bezeichnenderweise geht auch ihr Mißbrauch wieder aus von ärztlicher, an sich gewiß berechtigter Empfehlung und Anwendung. Im Jahre 1846 wurde die Welt plötzlich mit den schmerzstillenden und einschläfernden Wirkungen des Äthers bekannt gemacht, und kurze Zeit darauf entdeckte man ähnliche Eigenschaften beim Chloroform. Über die außerordentlich segensreichen Folgen des Gebrauchs dieser Einschläferungsmittel für die Medizin, besonders für die Chirurgie, darf kein Wort verloren werden. Aber sehr bald kam der Äther in die Hände von Laien, wurde als Rauschmittel mißbraucht, und das Chloroform folgte ihm. Der Äthyläther oder Schwefeläther, wie er fälschlich noch oft genannt wird, bewirkt, eingeatmet oder getrunken, einen Rausch, der schnell einsetzt, auch mit einer kurzen traumhaft visionären Phase einhergeht, oft von einer gewissen Erregung des Bewegungsapparates begleitet

ist und schnell wieder verschwindet. Der Ätherrausch nähert sich in seiner Eigenart schon sehr der Alkoholbetäubung, nur, daß er schneller vorübergeht; es wird versichert, daß ein gewiegter Äthertrinker sechsmal an einem Tage sich berauschen und wieder nüchtern werden kann. Der Gesichtsausdruck eines Menschen in der Ätherekstase zeigt eine selige Vergessenheit, gepaart mit schlaffer Heiterkeit. Äthertrinker finden sich in hohen und niederen Kreisen. Die vornehme Abart der Anwendung ist verbreiteter als man denkt, es gibt Liköre, die aus Äther bestehen, wie der „Ether perlé“, dessen Genuß sogar unter den mondainen Damen von London, Paris und New York recht beliebt sein soll, dann aber wird mit den bekannten Hoffmannstropfen, die eine Mischung von einem Teil Äther zu drei Teilen Alkohol darstellen, mehr Mißbrauch getrieben, als der harmlose Name ahnen läßt. Aber bezeichnenderweise ist der Äther auch zu den Arbeitern gedrungen und zeigt dadurch wieder, wie nahe er in seinem Wesen dem Schnaps steht. Ausgedehnte Gegenden in England, vor allem in der Grafschaft Londonderry, und in Irland sind dem Äthermißbrauche in hohem Maße ergeben. An den Markttagen ist die Luft mit Ätherdämpfen geschwängert, Männer, auch Frauen und junge Mädchen, sogar Kinder zeigen eine verblüffende Gewandtheit im Verschlucken des brennend-scharfen Trankes. Ähnliches wird übrigens von der äußersten Ostecke Deutschlands berichtet. In den Kreisen Memel und Heydekrug wütet die Leidenschaft besonders unter der litauischen Bevölkerung; im Jahre 1897 wurden nach einer Feststellung allein im Landkreise Memel 8500 Liter zu Trinkzwecken abgegeben. Die körperlichen und geistigen Folgen der Äthersucht sind ähnlich wie beim Alkohol, nur schneller und heftiger auftretend, doch ist die Heilung von dieser Leidenschaft noch schwerer, und Rückfälle treten fast immer auf.

Das Chloroform wird selten innerlich genommen, meistens wird es, wie übrigens auch der Äther, eingeatmet. Diese Chloroformriecher sind im ganzen nicht häufig, es sind oft Morphinisten, die zur Betäubung ihrer Beschwerden, die aus dem chronischen Morphinismus erwachsen, die Einatmung vornehmen. Noch schneller fast als bei den anderen narkotischen Mitteln tritt der sittliche Verfall ein. Die Kranken werden verlogen, übertrieben in ihren Stimmungen, vergeßlich, mißtrauisch, Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen treten auf, die besonders beim Aussetzen des Chloroforms sich zu heftigsten Verwirrtheitszuständen mit Delirien steigern.

Als Merkwürdigkeit sei noch eine Art künstlicher Ekstase erwähnt, die ausfindig zu machen den Pariser Handschuhwäscherinnen vorbehalten blieb. Der Petroleumäther, das Benzin, erregt nämlich, wenn es in großen Mengen eingeatmet wird, einen gewissen Rausch, der von angenehmen, selten ängstlichen Traumbildern begleitet sein soll. Der Drang nach Wiederholung soll stark sein, aber gewisse unangenehme körperliche Nebenwirkungen scheinen der Verbreitung dieser Sucht nicht günstig zu sein. So bleibt sie nur eine Art gelegentlicher Berufskrankheit der Handschuhwäscherinnen.

Zahlreiche Brücken zur künstlichen Ekstase wären noch zu nennen; soviel Völker, soviel Rauschmittel. So die wirksame Substanz des Fliegenschwammes, das Muskarin, das bei uns nur als sehr starkes Gift bekannt ist, von den Wanderstämmen der ostasiatischen Steppen aber zu einem Trank verarbeitet wird, der, neben wohligen Empfindungen allerart, die Außenwelt in bizarrer Weise verzerrt wahrnehmen läßt, so das Kawa-Kawa der polynesischen Inseln, das die heiligen Tänze beschwingt, das Meskal, das von neu-mexikanischen Stämmen zu religiösen Orgien gebraucht wird und kaleidoskopische Farbenspiele bedingt. Tabak, Kaffee und Tee, Paraguaytee und Kakao gehören auch hierher; wenn wir, die wir sie täglich genießen, auch nur ein sanftes Wohlbehagen davon empfinden, sie können, konzentriert und in sinnlosem Übermaß aufgenommen, direkt Delirien auslösen.

Bei aller Buntheit gewähren sämtliche Mittel der künstlichen Ekstase dasselbe Bild. Die Natur läßt sich nicht bestehlen, sie ist nicht wie die Polizei, die mehr als die Hälfte aller begangenen Verbrechen ungeahndet lassen muß, weil sie den Täter nicht findet. Sie, die Natur, faßt mit der Pünktlichkeit und Notwendigkeit einer Maschine jeden am Schopf, der ihr etwas abgelistet hat. Sie entreißt dem Dieb das Bündel der Nachschlüssel und schlägt ihn damit über den Kopf. Es ist schon besser, mit ihr in Frieden zu leben. Denn dann liegt sogar ein tiefer Trost in den Erfahrungen des Opiums und Haschischs. Wenn irgendein chemischer Stoff all diese farbigen und melodischen Genüsse zu wecken versteht, so ist damit gesagt, daß sie noch viel lebhafter, deutlicher und farbiger wirklich an einer Stelle des Gehirns ruhen. Wenn wir sie nicht immer so lebhaft empfinden, so liegt das an unserer Stumpfheit, die von den starren Forderungen und dem Drängen des Alltags die bunte und glückliche Welt in unserem Innern überwuchern läßt. Überwinden wir also durch natürliche Mittel, durch wahrhaft gesundes Leben und richtige äußere und innere Arbeit dieses Gerank von Äußerlichkeiten, so haben wir auch Hoffnung, den in uns ruhenden, versteckten Goldschatz der Schönheit, den Gral der natürlichen Ekstasen, häufiger zu schauen und zu genießen.

Die Familie Vanderhouten.

Roman in vier Büchern. Von Adele Gerhard.

(Schluß.)



Gotthold Vanderhouten saß im Garten und las. Wenigstens hielt er ein Buch in den schlanken Händen und er schien gerüstet, sich in die Geheimnisse des Horaz zu vertiefen. Immer wieder aber sank das Buch sacht auf den Tisch vor ihm, und die suchenden, weichen Jünglingsaugen gingen über den kleinen, in einer wunderbaren Oktoberfärbung daliegenden Garten, gingen über die niedere Mauer in die linde, blaue, ein wenig dunstige Luft.

Wie oft hatte Gotthold in halbwachem Traumleben hier gesessen, beschäftigt, wie es schien, mit irgend einer nutzbringenden und achtungswerten Arbeit, die dann doch schon nach wenigen Minuten den schmalen Händen entsank, während der lockige Kopf sich sacht zur Seite bog und der Jüngling träumend und staunend in die Welt hineinhorchte. In die duftige Welt da draußen und in die Welt in ihm, zu den seltsamen und noch verworreneren Tönen, die, wie Rufe aus dichtem Walde, aus dem eigenen Innern zu ihm hinklangen.

Schon als kleiner Knabe hatte Gotthold diesen Garten leidenschaftlich geliebt. Nicht wie die andern Vanderhoutenschen Kinder, die hier gleich ihm geschaufelt und gegraben hatten, ihn liebten, sondern mit einem noch anderen und merkwürdigen Heimatsgefühl. Er flüchtete im Grunde zu diesem Garten, weil ihm daraus sein Selbst zurückzustrahlen schien.

Denn der große Widerspruch, der fast in jedem heranwachsenden Menschen fühlbar wird zwischen der harten Welt da draußen und dem so anderen, quellenden Leben in der eigenen Brust, schien Gotthold wie zu sichtbarem Ausdruck gekommen in der Großstadt, vor der er eine stille Scheu nicht überwinden konnte, und diesem stillen grünen Gartenwinkel.

Hier war Gotthold geworden. Mit diesem grünen Winkel war er verwachsen. Und er schaute ihn mit anderen Augen als alle die anderen Vanderhoutens. Ihrer gesunden Liebe stand seine staunende Versonnenheit gegenüber, die immer wieder das Geheimnisvolle dieser kleinen Erdenecke empfand, immer wieder den Pulsschlag des Lebens der unermeßlichen Stadt hier nachbeben fühlte und behorchte.

Und so saß auch heute, während der Horaz friedlich und genugsam auf dem Tisch lag, Gotthold im Herbstsonnenschein in dem stillen Garten, hielt „den Kopf an die Erde“ und „hörte alles —“

⌘ ⌘ ⌘

Wer hätte geglaubt, daß Villa Raueisen, Gottholds geliebtem Blauseidenäugelchen, noch einmal ein junger Liebesfrühling erblühen würde! Der braune Scheitel war breiter und kahler, das magere Zöpfchen magerer, das graue, mißvergnügte Gesicht faltiger, vergnügter geworden — und doch war es eine Tatsache, daß Villa Braut war. Merkwürdige und seltsame Dinge! Gotthold erinnerte sich an einen Tag, da Villa ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum begangen und in der Küche gesessen hatte, wo sie langsam, mit einem mißtrauischen Blinzeln der blauseidenen Augen, die zwanzig Taler zählte und wieder zählte, die sie an diesem Ehrentage von der Herrschaft erhalten hatte. Der Klang der harten silbernen Taler tönte — Gott weiß warum — in Gottholds Ohren, als ihm die große Neuigkeit von der Mutter mitgeteilt worden ward: wie sie soeben höre, werde die Villa zu Michaeli mit einem biederen Fuhrknecht Hochzeit halten ...

Villa hustete nur verlegen, als Gotthold in die Küche sprang und ihr Glück wünschte. „Ja, das hättest Du nicht gedacht?“ sagte sie mit einem kurzen Auflachen und fuhr fort, die Stiefel des Herrn Edgar mit aller Kraft zu wichsen und zu bürsten.

Fuhrknecht, ja Fuhrknecht war der „Ihrige“. Wie sich am nächsten Sonntag erwies, als Villa den Erwählten Gottholds Eltern vorstellte, einen strammen Kerl mit breiter Brust und einem angenehmen, offenen Gesicht. Er mochte um ein Jahrzehnt jünger sein, als das längst in die Vierzig eingetretene Blauseidenäugelchen, und es ließ

sich nicht verkennen, daß er die ältliche Braut mit bewundernder Hochachtung behandelte.

Die harten Taler Blauseidenäugelchens schienen ein festes und dauerhaftes Gefühl in Peter Stumpf begründet zu haben. Ein um so festeres und dauerhafteres, als das bedächtige Blauseidenäugelchen durchaus nicht mit ihren Ersparnissen herausrückte, sondern ihren Dienstherrn mit verschämtem Grinsen bat, ihr Geld auch weiterhin zu verwalten, und von nun an nur noch die Zinsen abhob. Mit den Jahren erwies sich, daß Billa mit solch besonnener Klugheit sich einen fast unterwürfigen Respekt von ihrem Eheherrn gesichert hatte; zunächst aber zeigte sich nur, daß sie wirklich eines Tages mit einem dicken Kranz auf dem kahlen Scheitel in der Dreifaltigkeitskirche getraut ward.

Gotthold blickte auf die ältliche Braut, die seine Kindheit behütet hatte, mit seltsamen, überraschten und ein wenig betroffenen Gefühlen. Er fühlte den Schritt des Lebens mit seiner harten Sicherheit und sah sich selbst gleichsam in der Ecke stehen, stumm und dumm.

Die Billa! Da stand sie mit dem dicken Myrtenkranz neben ihrem Fuhrknecht... Da stand sie — und der Prediger sprach erbauliche Worte, und sie war Frau Peter Stumpf ... Solcherart also war das Leben —

⌘ ⌘ ⌘

In dem hochstöckigen Familienhause der Vanderhoutens gab es noch Kaminfeuer. Nicht künstliche, mit Gas gespeiste, die den Schein der Gemütlichkeit geben sollen, aber mit ihrer bewußt dekorativen Wirkung immer ein wenig frösteln lassen, sondern echte alte Kaminfeuer, in die man ein Holzscheit und immer ein neues hineinsteckt. Die ganz still erlöschen, wenn man unachtsam ihrer vergißt, und mit ihrem warmen roten Aufflammen, ihren herzlich und beredt aufprasselnden Zungen nicht nur eine schöne Wärme schenken, sondern auch zu fernen und waghalsigen Träumereien führen können.

Die beiden Menschen, die an einem späten Dezemberabend, da schon Weihnachtsstimmung in der Luft lag, sich an dem Adrianschen Kaminfeuer zusammen gefunden hatten und nun Hand in Hand, sich mit guten und warmen Augen anblickend, dort zusammenstanden, waren keine solchen waghalsigen Träumer. Sie hatten eher etwas von armen verirrten Kindern, die lange im dunklen Walde umhergetappt sind, schwankenden Lauten, täuschenden Hoffnungen folgend, und nun, noch ein bißchen verängstigt, aber doch dankbar und froh, sich endlich ins warme Zimmer retteten, wo die milde Lampe strahlt.

Wie lange hat es gedauert, bis Justus Mathiesen von der schönen, stolzen, scheuen Lucie, die einst bei seinem Antrag nur Zorn und Kränkung empfunden hatte, den Weg zu der rosigen und rundlichen jüngeren Schwester gefunden hatte; zu ihr, die immer so behaglich mit Justus geplaudert hatte und dem Ozeanfahrer nie gram gewesen war. In den düsteren Tagen, da Theo krank lag und die Adriansche Familie, äußerlich gefaßt, aber tiefinnerlich zerschmettert, ihren Stolz, ihre Hoffnung hinsiechen sah, hatte Justus das gütige Herz, das reine Gemüt der sonst so rosigen Eva schätzen gelernt. Aber noch lange hatte ihn eine Scheu von dem Mädchen ferngehalten, das doch immer gleich warm und mit der gleichen offenen Herzlichkeit dem Freunde des Bruders entgegengekommen war.

Das Bild der schönen Lucie, die nun schon lange eine liebliche Mutter war, hatte ein Zagen, eine Unsicherheit den eigenen Gefühlen gegenüber bei Justus zurückgelassen. Und im Grunde war Billa Raueisen nicht das Verdienst abzusprechen, daß ihr später Eheentschluß Klarheit in Evas und Justus' Empfindungen gebracht hatte. In jenen Tagen, da das alte verwelkte Blauseidenäugelchen festen Schrittes in den Stand der Ehe trat, da Eva und Gotthold sie in der Dreifaltigkeitskirche mit trockener und sicherer Stimme ihr „Ja" sprechen hörten, da war auf dem zweiten Stockwerk, wie auch bei dem dort als Hausfreund verkehrenden Justus eine gewisse Nachsinnlichkeit in allen Herzen eingezogen.

Und es kam die Stunde, da zum ersten Male mit leisen Andeutungen die Liebe Justus' zu der schönen Lucie zwischen ihm und Eva berührt wurde. Es tat ihm wohl, wie Eva frei erklärte: Lucie habe man lieben müssen, und sie selbst wäre, wenn

sie Mann gewesen, für Lucie jeder Torheit fähig geworden! Aber zum ersten Male empfand Justus fast eine Erleichterung, daß er damals das Zauberwort für die Hecke nicht besessen hatte. Königstöchter sind seltsame Wesen, und Justus fühlte ein gutes und frohes Behagen, als er nun mit Eva über jene Zeit als eine Episode ohne dauernden Eingriff in sein Leben plauderte. Oder hatte sie doch einen Eingriff in sein Leben bedeutet, ihn vielleicht ein wenig zagend und ängstlich gemacht, daß er die Sprache seines Herzens nun überhörte? Das war die Frage, die Justus Mathiesen sich vorlegte, als er nach jenem Gespräch mit Eva abends allein die Wilhelmstraße hinuntergegangen war, beim Klang seiner hinhallenden Schritte sich zum ersten Male bewußt werdend, daß er allein ging.

Und dann hatte sich Tag an Tag, Woche an Woche, Gespräch an Gespräch und beklommenes Schweigen sich an Schweigen gereiht. Es kam die Stunde, da Annemarthe Eva in heftigen Tränen überraschte, die sie sich vergebens zu verbergen mühte. Denn in Eva schlich sich, je klarer sie über ihre eigenen Gefühle jetzt war, die Furcht ein: Justus könne vielleicht doch nicht über den Steg kommen, könne, was er für das Dornröschen gefühlt, vielleicht doch nicht vergessen. Bis dann endlich an dem neuaufprasselnden Kaminfeuer, als Eva eben niederkniete und mit geschickten Fingern die schon etwas müde Glut durch einige schlanke Holzscheite wieder belebte, Justus die Frage wagte. Scheu — bang — schwer, wie einfache und harmlose Menschen es werden können, wenn sie einmal irre gegangen sind, gerade als sie mit froher Sicherheit das einzige und rechte Ziel zu sehen glaubten. Aber die warmen Mädchenarme, die ihn dann so gut und glücklich umschlangen, belehrten Odysseus bald, daß er nun wirklich im Hafen sei.

Und es kam ein Weihnachten, so froh, wie es die Adriansche Familie seit Jahren nicht mehr erlebt hatte. Wenn auch der erste Besuch des Brautpaares Theos Grabe galt, so lebten doch alle in dem Gefühl: Theo habe dies Glück noch miterlebt, er habe es mit seinen klugen Augen längst voraussehen müssen.

Ein besonders lautes und erregtes Wohlgefallen aber zeigte Onkel Hubert. Nicht nur, weil er dem Bruder Adrian, den er im Grunde mehr liebte als seine Frau und seine Söhne zusammen, alles Gute gönnte; um so stärker jetzt alles Gute gönnte, da er das trübe Hinsickern des alten Papiergeschäftes nur ungern und mit einem gewissen, von Vorwurf nicht freien Unbehagen wahrnahm. Sondern auch, weil jener Sommerabend, da man sich bei der Pfirsichbowle in dem duftenden Gärtchen zusammengefunden hatte, noch lebhaft in seiner Erinnerung lebte. Mit einem tätlich sich äußernden Wohlwollen klopfte er dem Bräutigam auf die Schulter, ließ bei der Verlobungsfeier die „Buchhandlung am Marktplatz" in Bonn mit beredten Worten leben und verfiel bei einem Gespräch mit Justus' Vater unter eingehenden Reminiszenzen seinem „Lyrismus" in so starkem Grade, daß der alte Herr Mathiesen betroffen und gerührt den „berühmten Vanderhouten" betrachtete, der mit solcher Ergriffenheit Vergangenheit und Gegenwart vor sich da hinziehen ließ.

⌘ ⌘ ⌘

Die Noncontenta lag in ihrem Zimmer und stritt mit dem Tode. Schon seit Wochen hatten sich die leichten asthmatischen Beschwerden, an denen die alte Frau jahrelang gelitten hatte, empfindlich gesteigert. Warf sie in früheren Zeiten nur bei Gemütsbewegungen ihren kurzen harten Husten in die Welt hinein oder blies mit verstärkter Energie den Atem durch die breiten Nasenlöcher, so hatte sie jetzt oft stundenlang um das Bißchen Luft zu kämpfen, das sie zum Leben brauchte. Und nun lag sie da, der arme schlecht gewachsene Körper in das altertümliche Bett gestützt, das noch aus dem holländischen Hausstand ihres Vaters stammte und dessen Kissen hochgestellt waren, um der Kranken das Atmen zu erleichtern. Annemarthe stand neben ihr und bemühte sich, der ungeduldigen Patientin beizustehen und guten Mut zuzusprechen.

Draußen rieselte ein kalter Novemberregen herab. Die Fensterscheiben waren feucht und beschlagen. Wohin das Auge blickte, schaute es auf graue, unfreundliche Wassermassen. Der große Balkon lag kahl da, wie er immer gewesen war — denn die Noncontenta war ja keine Blumen-

pflegerin ... Das hatte zu den Spielereien gehört, die sie stets mit kurzem Achselzucken abgelehnt hatte. War denn das Leben etwa ein Garten? Ach nein, man mußte ihr schon zugeben, daß sie selbst wenigstens mehr von Stacheln und Dornen, als von Rosen zu berichten wußte, wie sie jetzt auf die Kissen gestützt dalag, die grauen Augen über das große unfreundliche Zimmer gleiten ließ, auf den Wänden mit der mürrischen braunen Tapete Bilder sah: Bilder, die dort hingen, und Bilder, die nicht dort hingen.

Die Linien in dem alten traurigen Gesicht verschärften sich, und Annemarthe mit ihrem guten Herzen fühlte wohl, daß nicht nur die körperliche Not in dieser Stunde an der Kranken zerrte.

Auf einer Ecke des Nachttisches, so, daß die Noncontenta sie sehen konnte, wenn sie danach verlangte, lagen ihre steten Begleiter: die Ringe, die so oft an den gekrümmten kurzen Fingern die Reise von unten nach oben, von oben nach unten vollführt hatten, während ihre Besitzerin reglos dasaß und stumm und herb den Dingen dieser Welt zuschaute, und die Brille in dem abgetragenen Futteral. Aber die Noncontenta verlangte jetzt nicht danach. Sie hatte ja immer scharf genug alle menschlichen Schwächen und alles menschliche Leid auch ohne diese Brille gesehen . . . Und heute in dieser Stunde wanderten ihre Augen seltsame, geheime Wege.

Als die Brüder heraufkamen, hatte die Noncontenta ihnen nur kurz die Hand gereicht und war dann in ihre Reglosigkeit verfallen. Auch Gotthold war leise ins Zimmer getreten, aber nach einiger Zeit wieder stumm hinausgeschlichen. Er hatte den Blick dieser Augen aufgefangen und fühlte dumpf und zugleich gewiß, was da vorging. Was war das für ein Leben, das dieser kleinen Frau auf den Rücken gebunden war! War es ein Wunder, daß sie dabei gekrümmt und schief erschienen war? War es ein Wunder, daß schließlich auch ihre Seele mißgestaltet worden war? —

Die Augen der Noncontenta begannen zu wandern. Sie sah an den Wänden auf der braunen Tapete Bilder — Bilder, die dort hingen, und Bilder die nicht dort hingen. Das Bild ihrer Mutter, der alten Holländerin mit der steifen Halskrause, deren Häßlichkeit böse Zungen als noch ihren Reichtum überbietend gerühmt hatten und der Bethchen Zug um Zug geglichen haben sollte; das Bild ihres Vaters mit den groben Zügen, in denen sich Verstand und Bedachtsamkeit mit einem überquellenden Zärtlichkeitsbedürfnis mischte.

Und dazwischen tauchte, nur ihr sichtbar, das Bild des Mannes auf, dessen Namen sie trug: Undeutlich — verwischt — gleichgültig — eine verschwommene, fast bedeutungslose Erinnerung! Dahinter aber sah die Sterbende eines anderen Mannes Bild: Aus der Ferne winkend, scharf umrissen, farbenstark — schmerzlich deutlich in jeder Einzelheit. Ein Bild, das keine Zeit und kein Ereignis in ihrem Kopfe zu verwischen vermocht hatte.

Und daneben standen Gestalten, die nie gewesen waren und denen die kleine, mißgebaute Gestalt sich doch durch Jahre in jedem neuen Monat mit einem Herzen voll Sehnsucht und Zärtlichkeit neu entgegengefreut hatte: Kindergestalten, auf die sie in jedem neuen Monat mit frischer Enttäuschung wieder frisch hatte verzichten müssen!

Solcher Art waren die Bilder, die auf der mürrischen braunen Tapete vor der Noncontenta tanzten — diese Bilder, die da hingen und nicht da hingen! Und sie sah sie, wie sie alles gesehen hatte, sie, die immer erklärt hatte, in Berlin „in der Fremde" zu sein, und die im Grunde im Leben stets wie „in der Fremde" saß — — vom Schicksal hingedrückt auf ihren Platz, von dem aus sie stumm, bis auf die wandernden Ringe reglos, das geschäftige, betriebsame, zwackende, boshafte Treiben dieser Welt beobachtete. Sie hatte Zeit gehabt, über das Leben in ihrer Einsamkeit hier oben nachzudenken! O ja! Über dieses grausame Leben, das einem nichts, nicht einmal seine Schmerzen, ganz und heil und groß läßt, alles betastet, zermürbt und klein macht.

Und Annemarthe stand neben dem Bett der alten sterbenden Frau, die ihr so manches schroffe Wort gesagt, die aber doch stets ohne die leiseste Mißgunst, nur manchmal mit einem achselzuckenden Staunen das blühende Glück da unten mitangesehen

hatte, die tief mitgelitten hatte, als das Unglück seinen Fuß auch über diese Schwelle setzte. Annemarthe stand da mit ihrem jetzt schon leicht ergrauten Scheitel und unterstützte die Kranke mit ruhigen, mütterlichen Bewegungen, als die Atemnot wieder einsetzte. Der Sanitätsrat kam, eben da ein neuer heftiger Anfall begann. Als der Kampf für dieses Mal wieder vorüber war, schüttelte die sterbende Frau abweisend den Kopf. Sie hatte genug — —

„Liebe Frau," sagte der Sanitätsrat sanft und beugte sich tiefer, „Sie müssen Geduld haben."

Seine Stimme nahm einen salbungsvollen Ton an. Als ob er den Prediger ersetzen wolle, den man der Noncontenta nicht bringen durfte. „Sie wissen, was in der Bibel steht: ‚Unser Leben währet 70 Jahre' — was darüber ist, ist geschenkt."

Die Noncontenta hob in der ihr eigentümlichen Art noch einmal den alten Kopf. „Sie haben recht, Doktor! Und was geschenkt ist, ist auch nichts wert."

Ihr Körper sank wieder in die Kissen. Sie sprach nicht mehr.

Eine Viertelstunde später hatte der Atem kampflos ausgesetzt. Der Tod war ihr milder begegnet, als je das Leben es getan.

⁂ ⁂ ⁂

Der Stich der alten Amsterdamer Börse „de Beurs te water uitgebouwd" an der Wand in Huberts Kabinett hatte manche erbitterte Auseinandersetzung mit angehört. Manchen jähen, unvermittelten Wutausbruch Huberts gegen die Söhne, wenn diese sich dort wegen des einen oder des andern zu verantworten gehabt hatten. Auf verstockte, auf boshaft verhaltene Mienen Richards und Konrads hatte der alte Stich hinabgeblickt, auf manches müde Achselzucken Gerharts — niemals aber hatte in diesem Kabinett eine so dumpfe, abgründige Stille wie in dieser Stunde geherrscht.

Ein letzter Kampf war dort eben zwischen zwei Menschen ausgefochten worden. Zwischen Vater und Sohn.

Mit erschlafften Zügen nach einer äußersten verzweifelten Krafteinsetzung, die sich unter der Maske völliger Gelassenheit hatte geben müssen, lehnte Gerhart erschöpft neben dem Tresor des Kabinetts. Dann und wann kam aus seinen Augen ein kurzer Blick. Ein Blick gramvollen Hasses auf die wandernde Gestalt des Vaters.

Auf die Gestalt dieses Vaters, der nicht sprach, gar nicht sprach. Der gegen alle Gewohnheit eine undurchdringliche Ruhe behauptete. Wohl ging der Atem schwer, wohl strich der Bankherr, dessen jetzt völlig ergrauter Kopf noch mächtiger als in früheren Zeiten erschien, wieder und immer wieder über das starke, runde, glattrasierte Kinn, aber er sprach nicht: Er hatte gesagt, was er sagen wollte. Er wußte, daß jede Wiederholung, jede Erläuterung nur eine Abschwächung bringen konnte, und daß er mit jedem weiteren Wort den festen Grund, den er bei dieser Zwiesprache mit brutaler Hand seinem Sohne gegenüber behauptet hatte, nur einbüßen konnte. Man irrte, wenn man glaubte, Hubert Vanderhouten sei der Beherrschung unfähig. Wo ein Letztes, Äußerstes auf dem Spiele stand, konnte er schweigen, konnte er Ruhe bewahren.

Harmlos war all das geräuschvolle Hintoben, das bei so und so vielen Gelegenheiten von seinen Lippen gekommen war, gegen das schwere, ungebrochene Schweigen dieser Stunde. In dem Blick gramvollen Hasses, den Gerhart wieder und wieder zu der langsam auf- und abwandernden Gestalt des Vaters gehen ließ, lag diese Erkenntnis. Lag die erbitterte Anerkennung, wie trefflich vorbereitet, wie unantastbar der Vater das langerwartete Verlangen, die Forderung seines ältesten Sohnes entgegengenommen hatte.

Jetzt raffte sich Gerhart auf und trat von dem Tresor, an dem er erschöpft gelehnt hatte.

„Du bleibst also dabei, meine Forderung, jetzt nach siebenjähriger Tätigkeit bei Dir Teilhaber zu werden, abzulehnen? Auch wenn ich infolge dieser Ablehnung aus dem Geschäfte austrete?"

Der Vater neigte langsam den Kopf. „Ich bleibe dabei. Oder vielmehr, wie ich Dir schon sagte: ich bleibe dabei für die nächste Zukunft."

„Und Du verweigerst nach wie vor, mir die Gründe zu nennen, die Dich bei dieser Ablehnung leiten?"

„Ich verweigere, die Gründe zu nennen, weil dies zwecklos ist. Für den Moment zwecklos." Hubert bewegte gehalten die

Schultern. „Und ich wiederhole, daß es sich überhaupt nur um eine Ablehnung für die nächste Zukunft handelt."

„Für die nächste Zukunft! Über deren Grenzen Du Dich aber mit keinem Worte äußern willst — ?"

Der Bankherr schwieg. Seine kraftvolle Hand spreizte und schloß sich wieder.

Gerhart war diese Bewegung nicht entgangen, in der sich die Finger des Vaters zur Faust zusammenzogen, während seine Lippen unbewegt blieben. Seine Lider senkten sich minutenlang. Zwecklos — zwecklos alles Weitere —

Einen Augenblick war es still. Dann wandte sich Gerhart, während Hubert ans Fenster getreten war, zu der Tür des Kabinetts. Auf halbem Weg blieb er noch einmal stehen. „Meinst Du ernsthaft, mir mit dem Versteckspiel etwas vorzutäuschen, Vater? Du willst nicht, was ich will. Du möchtest mich auf die niedrigste, die erbärmlichste Weise, durch materiellen Zwang, zu Deinen Wünschen bringen. Du kannst dies, denkst Du. — Nun, es ist Deine Sache."

Gerharts Stimme war immer leiser geworden. In seinen Gedanken vollendete er: ‚Er hat meine Jugend zerstört, ein Elternhaus habe ich nie gekannt. Nun will er mich noch von der einzigen Stelle, da ich ein Glück, spät, vielleicht zu spät, gefunden habe, wegtreiben. Wenn er es kann — dieser Mann!'

Der Bankherr hatte die Zähne in die Unterlippe gegraben. Er wandte sich nicht um. Nur seine Hand machte nach rückwärts zu Gerhart hin eine langsam-abwehrende Bewegung. Schweigend blickte er durch das Fenster auf den gepflasterten Steinhof der Bank in die langsam hinabsinkenden Schneeflocken.

※ ※ ※

Die Unterhaltung fand in Christine Vanderhoutens Toilettezimmer statt. Die Frau vom Hause saß in einem niedrigen grünen Fauteuil. Ihre gelblichen Finger mit den sagengeschmückten Ringen ordneten mit preziöser Genauigkeit alte Spitzen in einen kleinen, mit Perlmutter eingelegten Holzkasten. Dazwischen ging ihre Stimme gleichmäßig, monoton.

„Das sagst Du, Hubert, das sagst Du. Aber wenn der Gerhart nun doch gegangen wäre, wenn er doch gegangen wäre?"

„Du siehst ja, daß er nicht gegangen ist."

Der Bankherr trommelte nicht mit den Fingern. Er bewahrte die Haltung, die er bei der ganzen Angelegenheit gezeigt hatte.

„Gut, gut, Hubert. Er ist nicht gegangen. Aber wenn er nun doch mal geht — wenn er sich doch entschließt! Was dann, Hubert?"

„Gerhart geht nicht weg. Er hütet sich! Dem Herrn wird's dazu viel zu bequem hier. Hier hat er ja seinen Vater, hat den Hubert Vanderhouten."

„Gut, Hubert. Magst recht haben. Er geht nicht weg. Aber was nützt es, wenn er sich die verkehrte Geschichte —" Christinens Oberkörper strammte sich, ihre Augenlider senkten sich verzeihend — „nicht aus dem Kopf schlägt? Was nützt's? Man kann nicht mit ihm davon reden. Aber ich sage: wir sind alte Leute, Hubert! Schließt eines von uns die Augen, wer will ihn dann davon abhalten?"

Hubert bewegte gereizt den Kopf. Es war ersichtlich, daß der gemütvolle Seufzer Christinens ihn in die schlechteste Stimmung brachte. Seine Stimme bekam ihr altgewohntes Dröhnen.

„Schließt eines von uns die Augen ... Noch lebe ich, Christine, noch lebe ich. Und ich denke nicht so bald meinen Platz zu räumen! Aber wenn es schließlich so weit wäre" — seine Stimme senkte sich wieder, etwas Listiges kam in die grauen Augen — „bildest Du Dir wahrhaftig ein, daß der Gerhart dann so gewiß Ernst machte? Dann würde sich das Herrchen die Sache lieber dreimal, als zweimal überlegen. Dann würde ihm der Verstand kommen! Lehre mich den Gerhart kennen."

Was Hubert sprach, war seine Überzeugung. Für seine Natur war es unmöglich, ein Gefühl ernsthaft zu nehmen, das sich in solcher Weise äußerte. Man sah ja, Gerhart hatte nicht daran gedacht, sein bequemes Geleise zu verlassen.

Christine machte eine ungewisse Handbewegung. Doch war ihr eine große Beruhigung aus Huberts Worten zugeströmt. Wenn die Sache so lag. — — Sie begann zu beschließen, daß diese heikle und

unangenehme Angelegenheit, die ihren eigenen Sympathien womöglich noch widerstrebender als denen Huberts war, keiner ernstlichen Sorge wert wäre.

Hubert aber fuhr jetzt mit einem seiner plötzlichen, unberechenbaren Zornausbrüche hervor: „Also was willst Du eigentlich? Soll ich etwa die Nachkommen der Herren Damian versorgen, wenn der Herr Großvater das eigene Portemonnaie fest zugeknöpft hält? — Wie? Den Herren könnte es schon passen. Sie sitzen am Tisch, und die Zeche bezahlt Hubert Vanderhouten! Auch die Sorge für Deine Freundin, die alte Leyden, darf ich noch mit übernehmen? Nein — dafür habe ich doch schließlich nicht gearbeitet! ... Also, was willst Du, Christine, was willst Du?“

Aber Christine wollte gar nichts. Huberts Entladung befriedigte, wenn sie den Ausbruch auch mit ihrer gewohnten Märtyrermiene hinnahm, ihr Gemüt in hohem Maße. Denn ihre Fragen und abermaligen Fragen hatte sie nur zu ihrer eigenen Beruhigung unternommen. Und nachdem ihr solche Beruhigung zuteil geworden war, wandte sie ihre Aufmerksamkeit in den folgenden Wochen und Monaten erleichtert den so viel dringenderen Sorgen zu, die ein von ihr geplanter Umbau der Vorderwohnung, die Anlage einer der jetzt beliebten Dielen für den Empfang bei gesellschaftlichen Veranstaltungen mit sich brachte.

Wenn eine besonders wohlgelungene, besonders vornehme Änderung der Wohnung, Dinge, in denen Christine unermüdlich war, vorgenommen wurde und Besucher sie bewunderten, pflegte sie, den Oberkörper strammend, mit einem huldvollen und freundlichen Lächeln zu flüstern: „Das ist für die Schwiegertöchter. Später! Wenn ich mal nicht mehr bin. Oder wir nehmen dann oben die Etage —“

An welche „Schwiegertöchter“ sie nur dachte? Da die ganze Welt von dem Zerwürfnis zwischen Gerhart und seinem Vater wußte, von wenig sauberen Beziehungen Richards und Konrads sprach —? Sah sie nicht, was um sie her vorging? Daß die Söhne nur noch auf Stunden zu den unerquicklichen Mahlzeiten ins Haus kamen?

Richard, von jeher der kälteste der Brüder, war am seltensten zu Hause. Er war in festen und energischen Händen und schloß sich immer enger an die Klempnerstochter an, wenn er auch nach einer furchtbaren Szene mit dem Vater sich nicht mehr öffentlich mit ihr zeigte.

Was Konrad betraf, so erzählte man von einem illegitimen Sprößling aus einem Bündnis mit einer resoluten Wirtsfrau. Auch wußte die Fama zu berichten, daß recht handgreifliche Prügel bei dieser Liebesbeziehung eine Rolle spielten. Großes Erstaunen erregte das nicht. Man wußte, daß Konrad — der Einfältige von Lachershausen — sich von jeher in gewöhnlicher Gesellschaft am wohlsten gefühlt hatte.

Die „Schwiegertöchter“! Man hätte nur staunen können, daß Annemarie zu dem allen so schweigsam blieb. Aber das einst so harmlos dreinblickende „Wunder des Jahrhunderts“ hatte mit den Jahren gelernt, manche Dinge dieser Welt mit sehenden Augen und verschlossenen Lippen an sich vorüberziehen zu lassen.

⌘ ⌘ ⌘

„Das Adriänchen karrt weiter, so gut und so schlecht es eben geht. Seide werden sie nicht dabei spinnen,“ hatte Ulrich Jaxtehausen vorzeiten gemütvoll bemerkt.

Über siebzehn Jahre waren ins Land gegangen, seit der einstige Bankdirektor die wegwerfenden Worte gesprochen hatte. Siebzehn magere und noch magerere Jahre. „Und ist das Jahr zu Ende, so haben wir unseren Bedarf gedeckt!“ hatte Edgar einst Theo kopfschüttelnd geklagt.

Aber auch selbst bei diesem trüben Resultat war es nicht immer geblieben. Dann und wann mußte das Kapital angegriffen werden. Nicht stark; es handelte sich im höchsten Fall nur um drei- oder viertausend Mark. „Es frage sich nur, wieviel solcher drei- oder viertausend Mark eines Tages noch vorhanden wären?“ hatte Edgar dem Onkel Hubert bündig erwidert, als der Bankherr den ersten Andeutungen, daß man ernstlich an eine Liquidation denke, mit ablehnendem Stirnrunzeln begegnete.

In weit zurückliegenden Zeiten hatte Annemarthe noch an ein Aufleben des alten Papiergeschäfts geglaubt. Da waren Tage gewesen, an denen ein vorteilhafter Abschluß erzielt worden war — und man durfte sicher sein, daß noch keine Stunde später Adrian mit seinem vergnügt-geräuschvollen „Tattatattatam“ die

Treppen zu Annemarthe hinaufgestiegen kam. Aber leider war nun immer seltener und weniger Gutes zu berichten. Und das Hinsickern, der schleichende Gang des Geschäfts war um so empfindlicher, als man in einer Zeit und einer Welt ins Riesenhafte aufstrebender Kräfte lebte.

Nein, Annemarthe täuschte sich über dies alles nicht. Man konnte nicht sagen, daß die Sorgen bis in ihre Tür hineintraten, aber sie bedurfte doch ihrer ganzen Kraft, um weiter um sich den Sonnenschein zu verbreiten, in dem sie ihre Kinder hatte heranwachsen lassen. Es rieb ihren Stolz wund, diesen Stolz, den die schöne Lucie von der Mutter geerbt hatte, daß der geliebte Mann als geschäftliche Persönlichkeit übersehen werden konnte. Aus den Tiefen ihrer harmonischen Persönlichkeit aber erwuchs ihr in stillem Kampf die Fähigkeit einer heiteren und ruhigen Resignation, die sie mit den Dingen versöhnte und ihr erleichtert ward, da Adrian selbst sich schließlich in die Idee der Liquidation, leichter als man erwartet hatte, fand.

Adrian war nie ehrgeizig gewesen, hatte seit langem allen hochfliegenden Hoffnungen entsagt, aber er glaubte doch durch Jahre mit dem tröstenden und verzeihlichen Optimismus seiner liebenswürdigen Natur an eine günstigere Wendung im Geschäfte und suggerierte sich selbst diesen Gedanken immer wieder. Er war nicht der Mensch der harten und entschiedenen Entschlüsse. Warten, noch ein wenig warten — „auch wenn ein Kind sah, daß da nichts mehr zu warten sei," wie Edgar oft kopfschüttelnd sagte — war in hundert Fällen, und so auch hier seine Losung gewesen.

Der Regen schlug gegen die Scheiben im Erdgeschoß der Wilhelmstraße. Und auch die Unterhaltung, die von Adrian und Annemarthe mit Hubert in dem alten Privatkontor geführt wurde, war nicht besonders heiterer Natur.

Adrians Stimme hatte keine Schärfe. Annemarthe aber begegnete Huberts gereizten Einwendungen: ob man nicht doch noch einmal die Sache ein Jahr mit ansehen wolle — mit ruhiger Bestimmtheit. Nein, man könne nicht immer wieder aufs neue hinschleppen, was sinnlos noch länger hinzuschleppen sei. Man dürfe auch nicht immer wieder Edgars Zukunft im Wege stehen. Er sei nun auch seit dreißig Jahre über dem allen alt geworden, habe seine frische Jugend immer aufs neue eingesetzt. Und jetzt, da ihm eine besonders günstige Chance, mit relativ geringem Kapital als Sozius in die vor kurzem gegründete Tapetenfabrik seines Freundes Kramer einzutreten, geboten wäre, dürfe man nicht noch länger warten.

Die auf Adrian entfallende Erbhälfte der Noncontenta spielte auch ihre Rolle bei den Erwägungen. Man konnte nun mit einigen Einschränkungen gut von den Zinsen des bescheidenen Kapitals leben.

Annemarthens schöne graue Augen blickten klar und ernst. „Unsere Töchter sind versorgt und glücklich. Um Edgar brauchen wir uns wahrhaftig keine Gedanken mehr zu machen, und Gotthold bezieht nächstens die Universität. Nein, Hubert, es wäre Torheit, da Adrian noch zurückzuhalten und ihm das Herz schwer zu machen. Die Kinder sagen es uns schon seit Jahren. Es ist lange genug gewartet worden."

Der Bankherr zuckte verstimmt die Achseln.

„Glaubst Du, Hubert, unsere Etage, die wir zu so niedrigem Satz bewohnen, besser vermieten zu können, oder ziehst Du selbst eines Tages fort und verkaufst, so brauchst Du auf uns keine Rücksicht zu nehmen."

Hubert beeilte sich zu versichern, daß er nicht daran dächte auszuziehen. Christine habe ja auch jetzt wieder soundsoviel in den Umbau hineingesteckt. Und es sei ihm schon widerwärtig genug, fremde Menschen auf das dritte Stockwerk und jetzt also ins Parterre nehmen zu müssen. Annemarthe könne ganz sicher sein, daß sie ihm einen Dienst leisteten, wenn sie in ihrer Wohnung zu den alten Bedingungen blieben.

Hubert war, nachdem er erst die Liquidation als ein nicht mehr zu erschütterndes Faktum erkannt hatte, in allen Geldfragen von dem weitestgehenden Entgegenkommen, behandelte Adrian und Annemarthe mit der ein wenig verstimmten Rücksicht eines Menschen, der die quälenden Konsequenzen einer Konstellation, die er mitgeschaffen hat, nicht mehr ableugnen kann, und stieg schließlich, nachdem er beiden noch einmal kräftig die Hand geschüttelt, langsam und nachsinnend zu seiner Wohnung hinauf . . .

Das waren nun so Dinge. Die Anne-

marthe hatte ja recht. Er gab es mit einem verstimmten Hochziehen der mächtigen Schultern zu. Nur daß Adrian immer so still dagesessen, höchstens einmal eine nervös-abwehrende Handbewegung gemacht hatte, als das Gespräch den Austritt des Bruders aus der Firma und die Folgen des nun zu geringen Kapitals für den Geschäftsbetrieb streifen wollte, dies noble, stille Verzeihen, welches Adrian aus seiner gütigen, jedes Nachtragens unfähigen Natur stets geübt hatte, zerrte an Hubert. — Was das für stumme hinterhältige Dinge waren!

⌘ ⌘ ⌘

Gewiß, die Aufbewahrung in der großen mürben Holzkiste auf dem Hängeboden konnte nur als trübseliges Exil für die majestätischen Frauenbilder, die Gotthold einst so oft im Heim des alten Edmund van Kol betrachtet hatte, bezeichnet werden. Für diese Bilder, die schon im letzten Jahrzehnt voll hochmütigen Staunens über ihre Umwelt von den Wänden der großen nüchternen Wohnung der Noncontenta hinabgeblickt hatten.

Aber Annemarthe blieb gänzlich unempfindlich für die liebkosenden Blicke, mit denen Gotthold eines nach dem andern der alten Bilder betrachtete. Blieb unempfindlich bei den ehrerbietigen Bewegungen, mit denen er sie, dem gelassenen Wunsche der Mutter folgend, in die staubige Holzkiste auf dem Hängeboden gleiten ließ.

Annemarthe hatte keine Zeit zu Sentimentalitäten. Und es war wohl verständlich, daß sie, die die große Wohnung heute nur noch mit zwei Dienstboten instandhalten mußte, keine Lust verspürte, überflüssige Staubfänger in den Zimmern aufzuspeichern.

Und so sank das Bild der hochmütigen Regina in dem schwarzen Seidenkleide mit den weiten weißen Spitzenärmeln, der schweren Flechte um den schönen Kopf, so sank das Bild der stolzen Bernhardine mit dem Stern auf dem dunklen Haar, sank die Photographie der trauernden Schwester mit den trauernden Kindern in ihren dreifach hinabwallenden schwarzen Schleiern in die Grabesnacht der hohen mürben Holzkiste hinab.

Man mußte Gotthold recht geben, als er mit einem zögernden Abschiedsgruß, der einer Beileidskundgebung glich, noch einmal den Blick über die Kiste gleiten ließ, ehe er, der Mutter gehorsam folgend, die enge Hängebodentreppe hinabstieg: Da ruhten sie also eingesargt, die fremdartigen, traumhaften Schönheiten, die einst mit der Miene der Herrscherinnen auch durch die Räume dieses soliden und erdenfesten Hauses dahin geschritten waren. Über die nun hier schlimme Nachrede ging und die doch in Gottholds Kopf eine leuchtende und klingende Auferstehung hielten.

Ja — Gotthold war, der Mutter gehorsam folgend, die knarrende Bodentreppe hinabgestiegen, wie der Spätling niemals laut und lärmend sein eigenes Empfinden gegenüber den von ihm geliebten Menschen rings um ihn ausgebreitet hatte.

Das hinderte aber nicht, daß die Gestalten, deren Abbilder er in die mürbe Kiste versenkt hatte, nun, da ihr Hauch wieder von neuem in sein Leben geweht war, in seinem Kopf täglich stärker ihr Wesen zu treiben begannen. Was nützte es, sich zu erinnern, daß die Noncontenta mit verstärktem Luftausstoßen durch die Nase schon vor Jahren erklärt hatte, daß sie „allesamt nichts getaugt hätten"! Was bedeutete es, daß die Mutter mit einem ablehnenden Zug um die schmalen Lippen auf Gottholds eindringliche Frage zurückhaltend urteilte: die eine wie die andere hätte den armen Onkel Edmund gequält und schlecht behandelt, und man hätte nie recht gewußt, ob man ihn wegen seiner Schwäche mehr verurteilen oder mehr bedauern solle. Was bedeutete es?! Es klang fremd und wie aus der Weite an das Ohr des Jünglings, während die Gestalten, deren Abbildern er aufs neue ins Auge geschaut hatte, sich mit immer stärkerem und eigenem Leben in seine Phantasie eindrängten.

Ganz zum Traum geworden, lag die wuchernde Wildnis des Nachbargartens längst da. Aber wenn das dumpfe Gurren der Tauben jetzt frühmorgens beim Erwachen zu Gotthold drang, so spähte und horchte er ein Mal über das andere Mal in ungelöstem Sehnen nach dem Rasen hinüber, ob nicht auf dem hohen Gras vielleicht wieder ein Singen und Schwingen anheben, Gestalten sich regen würden voll fremden Traumesreizes.

Und es kam ein Tag im Herbst, da der junge Student der Philologie, der so oft fleißig und geduldig über seinen Büchern saß, in einem heftigen traumdunklen Wollen aus dem hohen Haus der Vanderhoutens trat. Es sah aus, als wollte er langsam die Wilhelmstraße entlang gehen, aber vor dem Tor des Nebenhauses blieb er stehen. Eine alte Frau mit einer großen blauen Brille auf der Nase, einem schwarzen, gehäkelten Tuch über den gebückten Schultern saß da in der Türnische und blickte geradeaus mit einem kindischen Lächeln. Man hätte sie für eine Hexe aus dem Märchen halten können, die Alte mit dem stets gleichen kindischen Lächeln.

Oft war Gotthold an der alten Frau in der Wilhelmstraße vorübergegangen, heute aber geschah etwas Merkwürdiges: er lenkte in den Torweg ein und schritt gerade an der stereotyp lächelnden Alten mit der blauen Brille vorbei über den mit Steinen ausgepflasterten breiten Hof ins Innere. „Entschuldigen Sie —" sagte er nur wie mechanisch und ging weiter.

Er fühlte ein seltsames Stechen in der Herzgegend, als er an den Seitenstufen entlang eilte, die zu dem alten Festsaal geführt hatten. Im Vorbeigehen blinzelte er durch eine schmale Luke. Der ganze hohe Raum war vollgefüllt von Aktenschränken und Aktenregalen. Es war Gotthold, als ob der Hauch all dieser Stöße Papier, unzähliger amtlicher Vorschriften und Reglements zu ihm dringe. Und er wandte schnell den Kopf und schritt weiter. Von vagen Jugenderinnerungen geleitet, von einem traumdunklen Wollen gezogen, öffnete er geradeaus eine Tür, die in die Richtung nach dem Garten führte. Niemand hielt ihn auf. Ein Mann in der Kleidung des Pförtners blickte von dem Seitenraum auf ihn hin. „Entschuldigen Sie —" sagte Gotthold, „ich wollte nur den Garten einmal sehen." Der Mann blickte ihm nach, wie man einem gutartigen, harmlosen Narren nachschaut.

Gotthold klinkte vorsichtig die alte Pforte auf und zog sie dann ebenso leise wieder hinter sich zu. Und nun stand er in der märchenumspielten, wilden Einsamkeit, zu der seine Blicke so oft sehnend hinübergegangen waren, die mit seiner ersten Kindheit dunkel verbunden, seine Phantasie immer frisch umgaukelte. Ach, sie war noch viel schöner und seltsamer, als man sie von drüben erahnte! Man war hier, wenige Schritte entfernt von der brausenden Großstadt, wie in einem fernen, stummen Zauberreich. Und nur die Tauben, die blauen, die grauen, die braunen Tauben, flogen bei Gottholds Eintritt aufgescheucht in die Lüfte, um sich dann auf dem nahen Dach des Treibhauses im Park des Abgeordnetenhauses niederzulassen und dort unruhig auf und ab zu stolzieren.

Sonst regte sich nichts. Die uralte, von Efeu wild umrankte Kastanie hob ihr mächtiges, geheimnisvolles Haupt in die Lüfte, und auf dem verfallenen Sockel der Fontäne blühten die Blumen wild und bunt und kraus. Blickte man in die Ferne, so breitete sich jenseits der Wildnis der Park des Kriegsministeriums mit seinen dunkeln Wipfeln wie ein schier unermeßlicher Wald.

Lange stand Gotthold da. Er sah die schönen Gestalten an jenem Maienmorgen, von dem man ihm erzählt hatte: wie sie hinschwebten in hochmütiger Trauer, wie sie ihre Seele hingaben an diesen Tanz, der bestimmt war, ihr letzter zu sein. Er sah, wie sie durch die alten Gemäuer schritten. Sah sie mit dem Zeichen entthronter Herrschaft auf der Stirn als Gattinnen dieses Mannes, der nichts gekonnt hatte, als mit seinen armseligen Händen an sich ziehen, was ihnen doch im letzten nie gehören konnte.

Gotthold schaute diesen Alten selbst vor sich, wie er durch seine ersten Kinderjahre dahingeschritten war. Und ein Ahnen von der unholden Kraft eines Besitzes, der, von der unrechten Hand gegriffen, diese Hand verdorren läßt, drang in seine Seele.

Wie der Jüngling sich aus der grünen Wildnis wieder zurück in das trauliche Heim Annemarthens gefunden hatte, wußte er selbst später nicht. Aber es war am Spätnachmittag dieses Sommertages, daß Gotthold in der stillsten Ecke seines kleinen Gartens saß und seine erste Geschichte schrieb: „Die Geschichte von den schlimmen Königinnen" — „Es gibt im Grunde keine schlimmen Königinnen. Jede Königin ist in sich etwas Erlesenes und Erlauchtes. Nur wenn man die Fürstinnen von ihrem Thron reißt, daß ihre Schleppe durch die Gosse fegt, schleifen sie Unrat und lassen

ihn hoch aufspritzen ... Königinnen müssen auf goldenen Thronsesseln sitzen auf weißen Schimmeln dahinreiten. Zerrt man sie hinab — ja dann werden sie schlimm ..."

So begann Gottholds erste Geschichte. Er schrieb sie in dem kleinen Garten, während rings um ihn der Blütenschnee der Akazien schon langsam auf die schmalen Wege hinabträufelte und vom Nachbarhaus geheimnisvoll und dumpf das Gurren der Tauben zu ihm klang.

Es waren die ersten Laute, mit denen ein Werdender kündete, wie er seine Welt sah. So anders sah, als die ihm lieben Menschen um ihn sie sahen.

Wie eine alte Sage zitterte ein Grüßen jener Gestalten zu ihm. Und er saß und schrieb den Todesgesang jenes Geschlechtes, dessen schöne Glieder an dem Morgen, da er sich zum Leben emporrang, zum letzten Male schwebend und sich neigend durch das hohe Gras dahingeglitten waren.

⌘ ⌘ ⌘

Dritter Abschnitt.

„Hier ist das Zimmer meiner Schwester. Sie wollte Dich so gerne begrüßen, da ich ihr so viel von Dir erzählt habe."

Die Tür zu dem Zimmer Barbara Läutners ward aufgeklinkt, und Gotthold trat, von einer Handbewegung seines Universitätsfreundes hineingeleitet, in den stillen Raum.

Es war ein kaum sechzehnjähriges Mädchen, das da in noch fußfreiem Kleid, eine lange weiße Schürze um den schlanken Körper gespannt, mit weißblondem, schlicht gestrichenem Haar vor ihm stand. Ein halbes Kind noch, sanft und still, das ihm mit einem freudigen Vertrauen die mageren Mädchenfinger entgegenstreckte. Sie war nicht eigentlich hübsch, aber die wundervollen grauen Augen, aus denen, wie unter einem sanften Schleier aus der Tiefe vorstrahlend, eine unendliche Reinheit leuchtete, gaben dem schmalen Gesicht etwas Eigenes und Umstrickendes.

„Ja — Sie sind Herr Gotthold Vanderhouten," sagte sie leise errötend, „so habe ich Sie mir gedacht. Alwin hat mir so viel Liebes von Ihnen erzählt!" Sie hob die schlanken Hände ein wenig hoch, mit den Fingerspitzen nach oben, und blieb, ihn forschend anblickend, so stehen mit dieser Geste einer festlichen Erwartung. „Alwin hat mir gesagt," fuhr sie fort, „wie Sie oft Berlin gegen ihn und seine Freunde verteidigen." Sie hielt einen Augenblick inne. „Man könnte seine Stille überallhin mitnehmen, so hätten Sie gesagt. Ich meine, ich habe dies auch oft so gedacht. Nicht wahr?" fügte sie, wie seine Bestätigung suchend, hinzu.

Gotthold, der zunächst nur dem Klang der jungen, reinen Stimme gelauscht hatte, war jetzt tiefer in das Zimmer hineingetreten und schaute um sich. „Aber gewiß haben Sie es schon gedacht, Fräulein Barbara," sagte er sanft. „Man braucht sich ja nur hier umzusehen, und man weiß, daß Sie es denken mußten — —"

Sie sah ihn mit ihren grauen Kinderaugen an.

„Ist hier denn etwas Besonderes?" fragte sie ein wenig erstaunt. „Ich sehe es nicht, weil mir alles so lang gewohnt ist."

Nein es war wohl nichts so ganz Besonderes an dem langhingestreckten Zimmer hofwärts, an dessen einzigem Fenster ein Blumenbrett nach außen angebracht war, während lange weiße Tüllgardinen hinabwallten und dem Gemach einen sanften Frieden schenkten. Und doch wollte es Gotthold so erscheinen, wie er jetzt das schlanke Mädchen in der Ecke dieses Raumes zu dem roten Kardinal treten sah, der da in seinem braunen Käfig sich federte und rupfte, sprang und umherjagte. Wie ein Bild erschien ihm das weiße Mädchen, das die nachsinnlichen Augen auf den Vogel richtete; wie ein verzauberter Prinz dieser Vogel, der in seiner roten Farbenpracht an die wunderreiche Fremde denken ließ, der er entstammte. Es war Gotthold, als sprühten von dem roten Gefieder Funken, als träfen Blitze in die sanften, wie fragenden Augen des Mädchens.

„Er hat Ihnen viel erzählt — der da!" sagte er, zu ihr tretend, und blickte sie verstehend an.

„Erzählt? Ich weiß nicht. Ich habe mir gewiß so manches Hübsche gedacht, wenn ich ihn so oft betrachtete. Aber ich dürfte es Ihnen nicht erzählen, ich müßte mich schämen. Es war gewiß alles Torheit! Und ich könnte es auch gar nicht so recht benennen."

Gotthold nickte. „Ich kenne das gut. Ja, er hat Ihnen viel erzählt von den

fremden, heißen Ländern — der bunte Prinz. Ich weiß es!"

Er wollte hinzufügen: ‚Sie sind dadurch anders geworden. Es ist eine Sehnsucht in Ihre Seele gekommen, die doch kein Schmerz, nein, fast schon ein Glück ist!' Aber er schwieg, weil er gerade gegenüber in dem hohen, altertümlichen Stehspiegel noch einmal das Bild aufgefangen sah: das schlanke, stille Mädchen, wie es seine sanften, fragenden Augen auf den roten Vogel richtete, der doch ein Prinz war, ein verzauberter Prinz, der ihr von fremden Königreichen erzählt hatte, ohne daß sie es so recht wußte — —

Er trat zu Barbara und nahm sekundenlang ihre Hand.

„Ja, was wissen wir, Fräulein Barbara, welche Bilder unsere Seele zeichnen, Sehnsucht in uns einsenken. Wissen Sie zum Beispiel, wie das ist, Fräulein Barbara, wenn man hier in Berlin durch die Straßen geht, durch keine der ganz lauten und geschäftigen — und denkt und träumt vor sich hin — bis plötzlich ein scharfer Lokomotivenpfiff von irgendwoher hineintönt wie die Trennung selbst? Später wissen wir gar nicht mehr, was das eigentlich in uns erzeugt hat, aber ganz gewiß hat es uns einen starken Eindruck gegeben, dieses jähe Abschneiden über alle unsere Träume hinweg. Und dieser Eindruck, dies Gefühl ist nun in uns und erwacht später zum Leben. So weiß ich auch gewiß, Ihr roter Vogelprinz da hat Ihnen allerhand erzählt, was später auferstehen wird."

Er hielt inne und sah noch einmal mit schweifenden Blicken umher.

„Ja — hier geht der Friede, hier hat er sich einen Schlupfwinkel gebaut —" sagte er dann wieder. Und dann wandte er sich zu seinem Freund, der mit forschenden Augen dastand und auf ihn gehorcht hatte: „Und Du siehst so etwas täglich und redest noch gegen unsere Stadt —"

Alwin Läutner rieb sich die Stirn. „Ich will Dir etwas sagen, Gotthold Vanderhouten, Du bist wirklich ein wundervoller Mensch, wie Du dagestanden und halb zu Dir und halb zu der Kleinen geredet hast. Und ich habe dabei fast Deinen mehligen Vaternamen vergessen, wegen dessen ich Dich zuerst verachtet habe, da er doch ein schlimmer Gemeinplatz ist und auf so und so vielen Plakaten prangt. Ja, Du bist gewiß ein wundervoller Mensch, Gotthold, aber was Du da behauptet hast — von der Stille hier und Deiner Stille — das hat gar nichts mit Berlin zu tun. Mit dieser keuchenden, unnoblen Betriebsamkeit um uns. Gar nichts! Du könntest überall sein und Deine Stille überall haben — weil Du eben so bist, wie Du bist."

Aber Gotthold war erregt geworden. „Nein, Alwin — nein! Ein viel Klügerer als ich — Du weißt, mein Bruder, von dem ich Dir so oft erzählt habe — hat immer gesagt: ‚wir schaffen Berlin — wir Neu-Berliner'. Und er hat recht... Wir schaffen es. Gewiß hat es auch uns mitgeschaffen, aber wir schaffen und formen und bilden es auch. Und wir Stillen sind auch zu vielen Tausenden darin, wir Stillen in den Zimmern mit den weißen Gardinen —"

Alwin zuckte skeptisch die Achseln. „Aber Euch wäre wohler wo anders, mein Lieber," sagte er gemütlich und legte Gotthold die Hand auf die Schulter.

Gotthold schüttelte langsam den Kopf. „Ich glaube nicht, Alwin, ich glaube, Du irrst Dich. Ja, ich kämpfe mit Berlin, aber ich liebe es zugleich. Ich lege mich dem großen keuchenden Untier ans Herz, fühle, wie es sich reckt und schwillt und aufsteigt. Aber ich lasse mich nicht von ihm ersticken. Ich sage, wie unser Theo sagte: Ich präge es mit, wie es uns geprägt hat!"

Er hielt inne und sprach, mit sich selbst ringend, weiter: „Ja, ich glaube, das ist gerade unser eigentliches Heimatgefühl — der Kampf mit diesem Riesenatem, in dem wir doch unser Allereigenstes behaupten. Und in diesem Kampf wurden wir und werden wir stark. Ja, so empfinde ich es. Vielleicht fühlst Du es anders, weil Du noch nicht so lange hier bist . . . Aber Fräulein Barbara fühlt es so, nicht wahr?"

Sie nickte. Aber Alwin hatte nur ungläubig mit dem Kopf geschüttelt. Und als es nun zum Abschiednehmen ging und Gotthold noch einmal die Hand der Kleinen gefaßt und versprochen hatte, bald, sehr bald einmal wiederzukommen, da schüttelte der ungläubige Alwin noch immer mit dem Kopf. „Du bist ein wundervoller Mensch, Gotthold, und was Du da erzähltest, klang sehr gut — aber ich bleibe

dabei: Mit Berlin hast Du, so wie Dich Gott geschaffen hat, nichts zu tun."

❧ ❧ ❧

Es war in dem Salon so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören — und schließlich, wer sollte auch reden? Selbst Ully Jaxtehausen, nachdem er spähend die Zeitung überflogen, aus der er eben mit fragendem Ton die ausführliche Anzeige von dem „Hinscheiden des Herrn Bernhard Damian, Mitchef der Firma Damian & Co." mit seiner hellen, stets etwas spöttischen Stimme vorgelesen hatte, versank in einen Zustand der Apathie. Mit seinem Spürsinn für peinliche und gespannte Situationen hatte Ully das schwere Schweigen, das der Verlesung der Todesanzeige folgte, empfunden — aber nachdem er die hellen, klugen, unangenehmen Augen wiederholt diskret im Kreise umhergeschickt hatte, ohne den Grund der dumpfen Ruhe zu erspähen, blieb er schließlich müde und gelangweilt im Winkel in einem der Fauteuil zusammengekauert.

Annemarie hatte jetzt den Spieltisch öffnen lassen und mit ihrem Vater eine Partie Besigue begonnen. Und Frau Christine saß mit der Miene würdevoller Ruhe in ihrem Sessel, blickte auf ihre graziös hingestreckten Hände und tat nichts — eine Beschäftigung, die mit Haltung auszuüben sich bei ihr zu einer eigenen und besonderen Fähigkeit entwickelt hatte.

Von den Söhnen war nur Rick anwesend. Seine Züge hatten bei dem Verlesen der Damianschen Todesanzeige eine leichte Belebtheit gewonnen, nun aber zeigte er wieder in der Haltung seines Körpers wie in dem hübschen, seit Jahren infolge eines Magenleidens gelblichen Gesicht eine ähnliche kalte Ruhe wie seine Mutter. Dann und wann strich er sacht die Asche seiner Zigarette ab und rauchte stumm mit der Miene müder Blasiertheit weiter.

Konrad hatte sich gleich nach dem Mittagessen zurückgezogen, und Gerhart war nicht in Berlin. Nach einem besonders heftigen nervösen Herzanfall war er vor einigen Tagen zur Erholung nach Baden-Baden gefahren.

Als die Uhr neun geschlagen hatte, erhob sich Richard. Gähnte mit Nachdruck unter der vorgehaltenen Hand und verließ dann mit einigen undeutlichen Worten, die etwas von „Müdigkeit" und „Guten Abend" erzählten, das Zimmer.

Die Karten in Huberts Hand flogen schneller. Schließlich schien er es am Spieltisch nicht mehr aushalten zu können und ging unter irgend einem ärgerlich gemurmelten Vorwand für einige Minuten hinaus. Man hörte vom Speisezimmer seinen dröhnenden Schritt.

Christine hatte ihren Sessel in die Nähe des Spieltisches geschoben und hauchte mit leis geneigtem Kopf Annemarie ins Ohr: „— also Du weißt auch nicht, wann der Gerhart es eigentlich erfahren hat? —" Worauf Annemarie nur mit einem ungeduldigen Achselzucken und einem sehr deutlichen Blick nach der Zimmergegend, wo Ulrich zusammengekauert saß, antwortete.

Ulrich hatte das kleine Intermezzo unter gesenkten Lidern mit einem achtsamen Blick seiner hellen grauen Augen begleitet. Minutenlang stützte er den jetzt kurz geschorenen Kopf, dessen seltsame Schädelbildung vereint mit der harten, unsympathischen Klugheit des Gesichts ihm oft etwas von früher Greisenhaftigkeit gaben, in die Hand. Dann griff er noch einmal nach der neben ihm liegenden Zeitung und ließ die Augen spähend über sie hingehen.

Einige Augenblicke später trat Hubert wieder ein. Die Stirnfalte war tief eingegraben. Sein Blick gewahrte, über Annemariens Sessel in die Zimmerecke gehend, dort Ulrich über die Zeitung gebeugt. Er klemmte das Pincenez fester und bog den mächtigen Kopf mit mühsam bezwungenem Unwillen seitwärts, so daß er den Enkel noch genauer sehen konnte.

„Muß denn das Bürschchen immer Zeitungen studieren," rief er scharf, jede Silbe schneidend und hart hervorstoßend, „ich sehe das nicht ein. Leg das Blatt hin, Junkerchen. Als ich vierzehn Jahre alt war, hat mir auch noch niemand die neuesten Nachrichten gegeben, und ich habe doch noch genug gelernt."

Ully ließ die Zeitung sinken, ohne sie aus der Hand zu lassen. „Hast Du?"

So leise er gesprochen hatte, die hochmütige Unverschämtheit in seinen Worten war deutlich genug herausgekommen. Und wie ein Krater schäumte Hubert hervor: „Was hast Du gesagt, Bürschchen — Nat-

terchen — Ich werde Dich's lehren! Du schreibst mir's auf!"

„Gern. Aber —" Ully zog die Schultern hoch und sah mit impertinenter Ruhe um sich, „was soll ich eigentlich aufschreiben — ?"

„Das! Das! Natterchen — Das! Daß Du Deinen alten Großvater gefragt hast, ob er genug gelernt hat!"

Mit einer heiteren Gelassenheit nahm Ully den ihm schon vertrauten kleinen Silberstift. Und prägte die Frage nach den „Kenntnissen" des Großvaters, in eine hinterhältig-demütige Form gegossen, doppelt unverschämt auf den Zettel, während Hubert keuchend dastand und den Enkel mit rollenden Augen betrachtete.

Erst nachdem der Zettel der alt-ehrwürdigen Sammlung einverleibt war, ward der Bankherr ruhiger. Er setzte sich wieder an den Spieltisch zu Annemarie, die Ully mit finster zusammengezogenen Brauen aus dem Zimmer geschickt hatte, und sagte, mit dem mächtigen Kopf nickend: „Brauchst Dir gar keine Sorge zu machen, Annemiechen! Ich zieh' Dir den Jungen schon! Er ist klug wie der Tag — aber ich lehr' ihn parieren! Ich treib ihm den Kavalier heraus —"

⁂ ⁂ ⁂

Wie immer man auch über Christine Vanderhouten denken mochte, man mußte zugeben, daß die Form, in der der Tod an sie herangetreten war, ohne jegliche Rücksicht auf ihren Stil und ihr Lebenstempo gewählt war.

Ein harmloses Frauenleiden, an dem Christine schon seit einigen Jahren litt, hatte sich mit einem Mal so jäh verschlimmert, daß nach der entschiedenen Erklärung des Sanitätsrats Hausner eine Operation geboten war.

Die Operation war glücklich vonstatten gegangen, wie der behandelnde Professor, wie Geheimrat Hausner, wie die Schwestern versicherten. Aber als der Oberarzt zu Hubert und Annemarie herunterkam, ihnen die Hand schüttelte und Glück wünschte, eben da trat die Oberin leise ein, zupfte den Professor am Arm und zog ihn beiseite: Die gnädige Frau sei soeben gestorben.

Christine war tot, aber ihr Einfluß behauptete sich unverändert. Wirkte fort in den vornehmen, frostigen Wohnräumen, an deren Eingang, ein Hüter unantastbarer Traditionen, ein sich würdevoll spreizender Pfau auf einem schmalen Marmorsockel in der Diele stand; hoheitsvoll wachend, daß auch kein Stäubchen menschlichen Behagens in diese Räume eindringe. Dieser Pfau auf dem Marmorsockel war eine der letzten und ausdrucksvollsten Lebenstaten Christine Vanderhoutens gewesen — —

Noch sicherer und untilgbarer aber wirkte Christine in dem Blut fort, das sie gezeugt hatte. Nachdem die erste natürliche Erschütterung über ihren plötzlichen Tod überwunden war, verliefen die Mahlzeiten in dem Zimmer mit den blauschwarzen Greifen zwar meist etwas stiller, aber um nichts heiterer als früher. Nur wenn Annemarie mit dem Vater allein war oder an seinem Arm einen gemeinschaftlichen Spaziergang unternahm, kamen Stunden, in denen unleugbar ein größeres Behagen als sonst in den beiden Gesichtern und vor allem in Huberts Zügen bemerkbar wurde.

Für die früheren unablässigen Reibereien zwischen den Ehegatten besaß Hubert Ersatzobjekte. Aber zu Frische im Streit kam es nur, wenn Hubert bei Ully einsetzte. Das „Natterchen" hatte eine besondere und eigene Art, aus einer verborgenen Seelenheiterkeit Bewegung und Farbe in diese Kämpfe zu bringen. Während die Söhne nur gezwungen und schlaff auf die Angriffe Huberts reagierten und nach und nach mit einer Art Hornhaut versehen erschienen.

Zudem war Gerhart kränker denn je. Er war einige Zeit in Baden-Baden geblieben, und kurz nach Bernhard Damians Tode war die Nachricht von der Verlobung Rias mit dem Rittmeister von Weghausen öffentlich geworden. Es hieß, daß sie schon seit Wochen Eingeweihten bekannt gewesen sei. Und daß die junge Witwe erklärt habe, das Trauerjahr, das für sie doch nur eine Farce bedeuten könne, in keinem Falle abwarten zu wollen; sie wolle auf Grund der ihr bereitwillig erteilten gesetzlichen Dispensation das neue Ehebündnis in kürzester Zeit eingehen.

Gerhart war auf eine telegraphische Benachrichtigung hin am Morgen der Operation Christinens von Baden-Baden zurückgekehrt, und gleich nach der Beerdigung hatte er sich infolge eines Herzkrampfes



Bildnis.

Gemälde von Ulrich Hübner.

zu Bett legen müssen. Die Ärzte zuckten die Achseln: „Eine hochgradige Abspannung des gesamten Nervensystems —“ Es war nicht viel aus den mystisch klingenden Worten zu machen.

Da aber Gerhart nur mit ablehnendem und gequältem Gesicht auf jeden Rat und jedes Wort der Familie über sein Befinden antwortete, auch nach einigen Tagen wieder im Geschäft erschien, so vermied man, ihn zu fragen, und begann die Dinge schweigend mitanzusehen.

⌘ ⌘ ⌘

Es war die Silvesternacht von 1900 zu 1901. Bei Adrians saß man mit Söhnen und Töchtern und Schwiegersöhnen bei Punsch und Pfannkuchen in einer gedämpften Silvesterstimmung zusammen. So wenig innere Beziehungen sie je zu Christine gehabt hatten, Adrian und Annemarthe standen trotz allem unter dem Eindruck, die Schwägerin, mit der sie Jahrzehnte unter einem Dach gelebt hatten, deren Kinder mit den eigenen zusammen aufgewachsen waren, erst vor wenigen Monaten begraben zu haben.

Die junge Generation bemühte sich, diesen Gefühlen der Eltern Rechnung zu tragen, aber die lebensvollen und heiteren Gesichter um den Tisch mit den Punschgläsern und der mächtigen Schüssel, auf der ein Berg von Pfannkuchen sich türmte, behaupteten in aller Stille ihr Recht.

Da war Edgar, der mit dem starken Aufblühen der Tapetenfabrik seit seinem Eintritt wahrhaftig zufrieden sein konnte. Da saßen die Eidame: Beusing, der zum Herbst als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen worden war, und Justus Mathiesen — der Weltumsegler, der glücklich im Hafen Gelandete — dem man mit seinen kaum 36 Jahren eine Stellung als Leiter an einem größeren Krankenhaus in der Nähe von Berlin in Aussicht gestellt hatte. Da prustete Eva als junge Mutter eines einjährigen Töchterchens noch behaglicher und vergnügter als früher. Und neben ihr saß Lucie, die jetzt schon neben ihrer Frieda einen kleinen Theo besaß, bildhaft in dem ihr eigentümlichen Reiz, mit dem einfach gescheitelten Haar und den frauenhaft blühenden Formen. Und zwischen ihnen allen, schweigsamer, in den grauen Augen wieder den horchenden Ausdruck aus seiner Kindheit, das schmale Jünglingsgesicht mit dem lockigen Haar ein wenig zur Seite geneigt, saß Gotthold, der Spätling. „Sehr begabt und strebsam“ hatte die Ansicht auf dem Gymnasium über ihn gelautet, ob auch ein letzter Unterton der Begeisterung beim Aussprechen des Urteils den Lehrern gefehlt hatte. In jedem Fall durfte man Hoffnungen auf Gotthold setzen, rechnete als geringstes damit, daß er ein glänzender Pädagoge werden würde. Von seiner sehnenden Liebe zu dem todgeweihten Geschlecht im Nachbarhause, von den heimlichen Dingen, die unten im Garten bei dem herabträufelnden Blütenschnee entstanden waren, von der „Geschichte von den schlimmen Königinnen“ sprach der stille Spätling nicht.

Adrian und Annemarthe konnten zufrieden auf den Kreis ihrer Kinder blicken. Selbst der eine, der fehlte — er fehlte in Wahrheit nicht! Noch immer hing, um den sensitiven Adrian zu schonen, kein Bild Theos an der Wand, aber es bedurfte auch keines Bildes: er selbst lebte greifbar und lebensvoll in allen fort.

Als die zwölfte Stunde begonnen hatte, war die Stimmung soweit gelöst, daß die schöne Lucie mit ihrem Nachbar und Schwager Justus sich zu einer Sozietät betreffs des Raubes eines besonders herrlich geratenen Pfannkuchens von Edgars Teller einte. Und es muß gesagt werden, daß Lucie, die manche Woche gebraucht hatte, um ohne Befangenheit in dem einstigen Freier den Verlobten Evas liebzugewinnen, an diesem Silvesterabend gänzlich vergessen hatte, daß einmal ein Sonntagmorgen gewesen war, an dem eine „beschämende“ Werbung an sie gerichtet wurde. Ebenso vergessen wie Justus Mathiesen, aus dessen Empfinden ganz ausgelöscht war, daß er einmal die gute Wärme, die ihn jetzt umbarg, nicht besessen hatte. Und daß Odysseus, der Ozeanfahrer, einst seine Hand nach dem schönen Dornröschen ausgestreckt hatte, das heute in aller Freundschaft mit ihm den gemeinsam eroberten Pfannkuchen mit reichlicher Pflaumenmusfüllung naschte.

Im übrigen ehrte man die Gefühle Adrians und Annemarthens und enthielt sich des Bleigießens. Eva aber konnte sich nicht versagen, ihre zukunftsforschende Stim-

mung in eine andere Form zu fügen, indem sie mit gutgespielter Treuherzigkeit gar ausführlich berichtete: sie habe die Nacht von einem Spiegel geträumt, an dem ein Myrtenzweig, ein richtiger, hochzeitlicher Myrtenzweig zu blühen beginne. Wobei ihre weissagenden Augen verheißungsvoll und verwegen zu Edgar wanderten.

Eine zeitgemäße Prophezeiung. Die Klänge der alten Standuhr tönten hinein und verkündeten langsam und pathetisch den Eintritt des neuen Jahres.

Glückwünsche — frohe und doch rücksichtsvoll gedämpfte — Küsse und Umarmungen folgten.

Eva hatte ihre besondere Überraschung für die Eltern, die sie der Mutter ins Ohr flüsterte ... Lucie war längst eingeweiht ...

„Und wenn es diesmal ein Junge wird, dann wird Justus sich den Namen nicht nehmen lassen, Mutti, — trotz Luciens Theochen. Wir haben uns schon darüber geeinigt: Theo dürfen in unserer Familie mehrere Kinder heißen! Er gehörte ja uns allen, Mutter, und lebt mit uns allen weiter."

Sie umarmte Annemarthe, die sich still die Augen trocknete. „Mein Junge! Mein munterer, frischer Theo."

Inzwischen hatte Edgar vorne das Fenster geöffnet und Umschau gehalten.

„Wenig Radau hier! Eine wohltuende Stille! Unsere Wilhelmstraße bewahrt ihre Vornehmheit."

Eben in diesem Moment fuhr ein Wagen in schnellem Tempo von der Leipzigerstraße herunter und hielt vor dem Haus. Man sah eine Männergestalt aussteigen.

Edgar wandte sich ins Zimmer zurück. „Wahrscheinlich Richard oder Konrad," sagte er halblaut zu Justus. „Etwas späte Reue. Sie scheinen sich unten wenigstens noch um zwölf Uhr einfinden zu wollen."

Justus verzog angeekelt die Lippen.

Nach einiger Zeit blickte Edgar wieder hinunter. „Du, Justus, was heißt das? Die Droschke scheint noch dazustehen."

Als er im Nebenzimmer das Fenster öffnete und verstohlen hindurchspähte, sah er zwei Herren mit einer dunkel gekleideten Dame hastig auf die Droschke zuschreiten.

„Donnerwetter, ist das nicht Onkel Hubert, dem Richard in den Wagen hilft? Und die Dame — Annemarie? Ja, was bedeutet das?"

Ehe noch Edgar den Geschwistern, von den Eltern unbemerkt, seine Beobachtungen mitgeteilt hatte, war die Droschke schon wieder die Straße hinuntergerollt.

„Du wirst Dich wohl geirrt haben. Wohin sollte Onkel Hubert jetzt mit Annemarie noch hinfahren wollen?" wies Eva Edgar kühl zurück. Auch die andern schüttelten ungläubig den Kopf.

„Aber ich habe mich nicht geirrt," behauptete Edgar hartnäckig, „Onkel Hubert ist doch unverkennbar."

⌘ ⌘ ⌘

Eingeschüchtert durch die energische Opposition hatte Edgar sich nach dem frohen Aufbruch der Geschwister gegen ein Uhr, sanft eingewiegt von manchem Glase Punsch, zur Ruhe begeben.

Auch die Eltern und Gotthold schliefen bald. Kein spähender Blick schaute von oben auf die nun winterstille Straße, kein spähender Blick erschaute, wie gegen vier Uhr früh die gleiche Droschke die schneeige Wilhelmstraße wieder hinunterrollte, vor dem hochstöckigen Vanderhoutenschen Hause hielt und wie Hubert, gestützt auf Annemariens Arm, langsam und schwer ausstieg und das breite Tor aufschloß.

Das Gesicht des Bankherrn war blaß und gedunsen, dem sonst noch aufrechten und kraftvollen Gang fehlte jede Elastizität.

Das Tor des Hauses fiel schwer hinter ihm ins Schloß. Und schweigend, den grauen Kopf zwischen den hochgezogenen Schultern, stieg Hubert die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Auch Annemariens schmales Gesicht war vor Erregung verzerrt — — —

Gerharts Diener hatte den Schuß gehört. Als er die Tür zum Zimmer seines Herrn aufbrach, fand er ihn blutüberströmt im Sessel. Er holte sofort den Arzt, fuhr dann nach der Wilhelmstraße.

Wie Hubert mit Annemarie und Richard eintrat, lag Gerhart ohne Bewußtsein. Wohl sahen sie, daß die Kugel, von zitternder und erschlaffter Hand geleitet, ihr Ziel verfehlt hatte. Aber wenig glaublich klang zunächst, was der Arzt versicherte: daß die Verletzung durchaus nicht lebensgefährlich sei, daß vielmehr der völlige Zusammenbruch, die aller belebenden Ein-

spritzungen spottende Schwäche Folge des elenden Gesundheitszustandes, der jähen Erschütterung und des starken Blutverlustes sei. Erst nach einigen Stunden ließ sich mit Sicherheit erkennen, daß eine unmittelbare Gefahr wirklich nicht vorhanden war. Eine Überführung Gerharts nach der Wilhelmstraße, die Annemarie mit einer bei ihr nur selten durchbrechenden Energie wünschte, war zunächst nicht möglich, da der Arzt die Erschütterung des Transportes fürchtete. Erst einige Tage später erfolgte Gerharts Übersiedelung in die elterliche Wohnung. Annemarie übernahm die Pflege. Bis er soweit körperlich erholt schien, um die vom Geheimrat Hausner dringend gewünschte größere Reise in ein milderes Klima anzutreten.

Verschwommene Gerüchte über das, was sich zugetragen hatte, wollten dann und wann in die Öffentlichkeit dringen, zerstreuten sich aber bald. Gerhart war so oft leidend gewesen, hatte so manche Tage und Wochen an der Börse und im Geschäft gefehlt, daß die von der Familie verbreitete Erklärung einer besonders schweren Herzattacke sehr glaubhaft erschien.

Nur Adrian hatte Hubert unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit am nächsten Morgen in frischer Erschütterung wissen lassen, was geschehen sei. Doch von des Bruders und Annemarthens verschlossenen Lippen kam nicht einmal den eigenen Kindern gegenüber je eine Andeutung. —

Die glatte Wasserfläche, deren düstere Tiefe von jähem Steinwurf aufgewirbelt und enthüllt worden war, schloß sich wieder. Es wurde ruhig in Hubert Vanderhoutens Haus. Ruhiger, als es vielleicht je gewesen war. Schon auf eine tastende Frage Annemariens in der ersten Zeit der Rekonvaleszenz hatte Gerhart matt erklärt, daß er seine Garçonwohnung aufgeben und nach seiner Reise wieder in die elterliche Wohnung ziehen wolle. Kein Unterton von Bitterkeit klang aus den Worten. Nur eine jedes andere Gefühl tötende Müdigkeit.

Als Hubert dann einige Tage später an Gerharts Bett trat, ein paar undeutliche, gequälte Worte murmelte und mit einer ihm sonst fremden Weichheit nach der Hand des Sohnes faßte, wehrte Gerhart nur matt ab. „Vater — laß! Ich bitte Dich. Du brauchst Dir keine Gedanken zu machen. Ein Mensch, der nicht einmal die Kraft hat, eine Kugel zu dirigieren, geschweige denn, eine Frau, die ihn liebt, festzuhalten! Laß — es trägt keiner eine Schuld als ich selbst!"

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

„Den 9. und 17. Junii Anno 1701 hat Herr Johann Friedrich Böttger, ein Geselle aus der Zornischen Apotheke in Berlin allhier in der Friderichs-Stadt, die Möglichkeit, Bley, Mercurium &c. in geschwinder Eile in Gold zu verwandeln, erwiesen —"

So stand zu lesen in den gesammelten „Merckwürdigkeiten von der Königl. Preußischen und Chur-Fürstl. Brandenburgischen Residentz Friedrichs-Stadt, zum Druck befördert durch Gottfried Kaden, Cantoren bey der Evang. Lutherischen Gemeine daselbst, gedruckt bei Gotthard Schlechtigern, der Königl. Preuß. Societät der Wissenschafften Buchdrucker". In diesen gesammelten Merkwürdigkeiten, die auf Gotthold Vanderhoutens Bücherregal, oft von liebkosenden und wehmütigen Blicken berührt, von vergangenen Jahrhunderten so anmutig zu berichten wußten.

Heute, da über zwei Jahrhunderte seit jener Zeit ins Land gegangen waren, vernahm man solche Kunde von der Verwandlung des „Bley, Mercurius &c. in geschwinder Eile in Gold" nicht mehr in der Reichshauptstadt. Aber die Merkwürdigkeiten, die da erstanden, die Wandlungen, die man schaute, waren nicht weniger verblüffender Art, als alles, was einst die Alchimie verheißen hatte.

Nur trugen die Wunder der Gegenwart ein anderes Gesicht. Helle, harte, scharfe Züge. Sie rasten in Windeseile über Gewohnheiten, Bräuche und Zeiten dahin. Veränderten die Physiognomie der Stadt, zerbrachen die Gehäuse, in denen sich jahrhundertelang das Leben abgespielt hatte.

Es war die Zeit, da keuchend über Wünsche, Sentimentalitäten, nachdenkliche Seufzer hinweg das Automobil seinen Einzug hielt. Umwandelnd mit jäher Plötzlichkeit, wie keine Änderung bisher, das Stadtbild, wie ein greifbarer Ausdruck des rasenden Tempos der Entwicklung. Stiller

und gleichsam unterirdisch hatte im Vergleich mit diesem despotischen Eindringling das Telephon gewirkt. Langsamer hatte sich der Übergang zu den elektrischen Bahnen vollzogen. Das Automobil aber raste eines Tages dahin — ohne Vorgänger, ohne Einleitung, ohne Andeutungen. Es war da. Und es schrie den Menschen zu: ‚Ich überhole Euch! Heißa! Ich überhole Euch!‘

Was war die Verwandlung von „Bley, Mercurius &c. in Gold in geschwinder Eile“, von der die gesammelten Merkwürdigkeiten im Jahre 1701 zu berichten gewußt hatten, gegen die Wandlungen und Wunder, die über zwei Jahrhunderte später in der Reichshauptstadt zu schauen waren.

„Sich behaupten — sich behaupten,“ sagte Gotthold Vanderhouten oft leise zu sich, wenn die Furcht vor dieser Stadt, die er doch so heiß liebte, in ihm aufstieg und seine zarte Natur erzittern ließ. „Sich behaupten — sich nicht überholen, sich nicht niederrennen lassen! Nein, wir wollen keine Amerikaner werden. Wir sind auch noch da: wir Stillen, und wir mischen unsern Lebensatem hinein.“

„Sich behaupten — sich behaupten!“ fühlte auch Hubert Vanderhouten. Aber er fühlte es wohl anders, als der stille, verträumte Neffe. Hubert Vanderhouten setzte sich in der Berliner Geschäftswelt mehr und mehr durch. Mit einer bedeutsamen Kraft, so daß die Zeiten, da er noch mit leichter Geringschätzung als der „Papier-Vanderhouten“ bezeichnet worden war, längst zu gänzlich verblaßter Vergangenheit geworden waren. Als im Jahre 1901 der Leipziger Bankkrach erfolgte und eine Reihe angesehener Berliner Firmen mit sich riß, war es Hubert Vanderhouten, der trotz seiner besonders engen Fühlung mit der sächsischen Industrie unberührt von der schweren Katastrophe dastand. Das hatte nicht verfehlt, seinem Namen einen bleibenden und nachdrücklichen Einfluß zu sichern. Man sah, welchen genialen Blick im Wagen wie im Bedenken dieser Mann besaß.

Auch lag in seiner Natur ein Urgrund von Kraft, an dem manches Aufbegehren der entnervteren jüngeren Generation zerbrach. Seit in jener Silvesternacht die geheimnisvolle Droschke, die Edgar mit zweifelnden Empfindungen beobachtet hatte, vor dem Vanderhoutenschen Hause gestanden hatte, waren einige Jahre vergangen. Und wenn auch Gerhart stets mit dem gleichen müden Gesicht; mit der gleichen, totenstill gewordenen Seele durch das Haus und die Geschäftsräume schritt, so hatte er doch dem wieder und wieder geäußerten Verlangen des Vaters, „daß er doch nun endlich Teilhaber werden solle — “ schließlich nachgegeben. Mit stummem Achselzucken. Wie man es Dingen gegenüber ausdrückt, deren Sein oder Nichtsein einem gleich wert- und bedeutungslos erscheint.

Gerhart war Teilhaber geworden. Und er nahm mit seinem blassen, wie in einer letzten Müdigkeit erstarrten Gesicht und einer höflichen Gleichgültigkeit eines Tages die Glückwünsche an der Börse entgegen. Er hatte nicht mehr widerstrebt, er hatte auch innerlich keinen Groll gegen den Vater gefühlt. In einer völligen physischen und psychischen Zerbrochenheit war dies alles untergegangen.

Um so heftiger hatte Richard, dessen Magenleiden sich in den letzten Jahren erheblich verschlimmert hatte, die Teilhaberschaft erstrebt. Vergeblich. Seiner zähen, kühlen, gelegentlich mit scharfen Bosheiten gewürzten Art gegenüber trumpfte Hubert mit zorniger Entschiedenheit auf. Einer Entschiedenheit, die sich dann und wann sogar in jähen Wutausbrüchen entlud. Obwohl Richard fraglos in den letzten Jahren als eine gute Kraft für das Geschäft bezeichnet werden mußte, wenn er auch an Gerharts Intelligenz nicht heranreichte.

Auf Annemariens vermittelnde Fragen, auf eine Bemerkung Gerharts hatte Hubert deutlich und rückhaltlos geantwortet. „Daß wir den Gestank noch ins Haus bekommen! Ihr meint wohl, das Richardchen wird sich genieren? Sobald der Herr von Leisetritt erst das Heft in der Hand hat, macht er die Donna aus der Klempnerbude zu Eurer Schwägerin.“

Nein — wie sehr sich auch Hubert Vanderhouten geschäftlich behauptete — es war nicht viel Freude auf dem ersten Stockwerk. Obwohl, wenn man von den gelegentlichen Vorstößen Richards und Ullys Zerrereien mit dem Großvater absah, jetzt meistens die Dinge in einer eisigen Ruhe verliefen. Um Konrad kümmerte man sich

wenig, sah vielmehr mit betonter Absichtlichkeit über ihn hinweg. Was man sich von ihm auf allen Gassen erzählte, war der Familie so wenig unbekannt geblieben, wie die immer engere Beziehung Richards zu der Klempnerstochter. Aber „Konrad der Einfältige von Lachershausen", wie er in der Schule genannt worden war, konnte wie im Geschäft so auch in seinen Lebensbeziehungen nicht für recht voll genommen werden. Es hieß, daß dem ersten illegitimen Sprößling aus dem Bunde mit der hübschen handfesten Wirtsfrau noch andere gefolgt seien.

„Konrad im Trog", sagte Edgar gewöhnlich von ihm. Das Verhältnis zwischen Edgar und dem ersten Stockwerk, zwischen den Vettern, die einst gemeinsam auf dem großen Sandhaufen im Winkel des blühenden Gärtchens gespielt hatten, war schon seit Jahren gespannt. Selbst Onkel Hubert hatte keine Sympathien für diesen Neffen. Für Gerhart war Edgar seit langem kaum vorhanden. Am herzlichsten zeigte sich Annemarie, während Richard und Konrad die unverhüllte Verachtung des Vetters gegen ihre Art von „Zerstreuungen" mit einer spöttischen und herablassenden Überlegenheit erwiderten.

Als Edgar sich dann vor Jahresfrist mit der Schwester seines Freundes und Sozius Kramer, einem blühenden, lustigen und harmlosen Mädchen verlobte, hatte Richard mit einer wegwerfenden Nuance bemerkt: Auf die Braut brauche man bei einem solchen Spießbürger nicht besonders neugierig zu sein; er könne sich das Gretchen oder Lieschen schon ungesehen vorstellen. Denn von irgendwelchen wählerischen Instinkten sei Edgar wohl nie gequält gewesen.

Eine Bemerkung, die von Konrads wieherndem Lachen begleitet wurde, das aber schnell verstummte, als Hubert mit rollenden Augen um sich schaute und nur mit einem Blick auf Annemarie und Ully seine Erregung hinunterwürgte.

Das „Giftnatterchen", wie Hubert Ully immer noch gelegentlich titulierte, war dem Mienenspiel Richards mit diskret verstehendem Lächeln gefolgt. Dies hinderte aber nicht, daß er am folgenden Tage mit den herzlichen Knabentönen, die ihm gelegentlich noch zu Gebot standen, auf dem zweiten Stockwerk gratulierte: Es sei schön, daß der Onkel Edgar nun endlich Ernst mit dem Heiraten mache, da seine eigenen Onkels sich doch gar nicht dazu entschließen wollten. Es müsse doch endlich einmal wieder junge Vanderhoutens geben —

Worte, bei denen die hellen, grauen, spöttischen Augen Ullys jenen seltsamen heitren und doch zugleich lauernden, schwer zu enträtselnden Ausdruck annahmen, den sie zuweilen zeigten. Und der in dem jungen Gesicht wie in einem Brennglas gesammelt die mancherlei Eindrücke spiegelte, unter denen Annemariens Sohn geworden und herangewachsen war.

⌘ ⌘ ⌘

Annemarthe kam mit Hut und Stock, nachdem sie ihrem Mann in den Überzieher hineingeholfen hatte. Adrian wollte mit seinem Jüngsten zu Lucie fahren.

„Gotthold ist schon hinuntergegangen. Er soll sich für mich noch bei Annemarie für die frischen Eier bedanken. Er erwartet Dich unten an der Tür." Annemarthens Augen gingen noch einmal sorglich über ihres Mannes Gestalt. „Ob Du nicht doch lieber den Schirm nimmst? Es könnte zum Abend losregnen!"

Adrian pfiff vergnügt vor sich hin. „Keine Sorge! Die junge Madame wird mir dann schon einen Schirm zur Verfügung stellen. Ich bin aber überzeugt, wir behalten jetzt den Frühling!" Er pfiff wieder guter Laune vor sich hin.

Adrian Vanderhouten hatte sich in den letzten Jahren wenig verändert. Abgesehn von einer natürlichen größeren Steifheit der Glieder schien es kaum glaublich, daß er sacht den Siebzigern zuschritt. Und auch der Blick, mit dem Annemarthe jetzt zum Abschied die ebenmäßige Gestalt ihres Gatten umfaßte, hatte noch immer etwas von dem Aufleuchten einer ganz jungen Frau.

Richard und Konrad, die eben zum Lunch kamen, begegneten Adrian, wie er vergnügt hinuntertrabte. „Er hat doch etwas vom Kastenmännchen-Rentner, wie es am Rheine heißt, bekommen," sagte Richard halblaut, als Adrian die Treppe hinuntergestiegen war. Die gutartige Bemerkung ward von einem schier endlosen Wiehern Konrads gefolgt.

Jetzt trat Adrian frisch und unternehmend aus dem Hausportal zu Gotthold: „As jou belieft.“

Sie schritten der Leipzigerstraße zu, und Gotthold bemühte sich, auf die Worte des vergnügt plaudernden Adrians einzugehen. Seine schlanke Gestalt, das blasse Gesicht mit den großen ernsten Augen, der lockige Kopf, den er immer noch ein wenig zur Seite neigte, erinnerten in keiner Weise an Adrians kraftvolle Erscheinung.

Auch in Gottholds Innenleben führte, so sehr er auch den Vater liebte, neben der guten und echten Gefühlsflut keine Brücke zu der Natur des andern. Um so mehr aber war er stets bemüht, auf den Vater einzugehen. Obwohl Edgars und Evas derberer Natur ohne viel Anstrengung weit besser als Gotthold die kleinen Spässe oder Erkundigungen über Dinge, die Adrian interessierten, gelangen.

Heute aber ging die Unterhaltung frisch und leicht dahin, denn Adrian war guter Dinge, freute sich auf Lucie und die Enkelchen, freute sich des schönen Frühlingstages und plauderte leicht und behaglich.

Das warme Wetter hatte eine Menschenfülle auf die Straße gelockt. Auf der Leipzigerstraße herrschte ein heftiges Stoßen und Schieben, daß man sich kaum retten konnte. Gotthold legte behutsam seine Hand in den Arm des Vaters und spähte verstohlen in den Gesichtern der Menschen umher. Alles drängte, alles schob. Etwas Unruhiges, Erwartungsvolles war in den Mienen, als ob die plötzliche Frühlingswärme in das stets überhitzte Lebenstempo noch eine besondere Note gebracht hätte.

Alles drängte — alles schob — alles stieß. Ringsum wogten die warmen Luftwellen. An der Seite standen Verkäuferinnen und boten gelbe und weiße Blumen aus, kleine Mädchen, runzelige, abgearbeitete Frauen.. Und dazwischen rannten und hasteten die Menschen, klingelten die elektrischen Bahnen, ritten an der Ecke die Schutzleute, keuchten die Automobile.

Gotthold wartete mit dem Vater an der Haltestelle der elektrischen Bahn und ließ eben den dritten überfüllten Wagen, der die von ihnen gewünschte Richtung hatte, resigniert vorbeifahren.

„Wollen wir den Omnibus nehmen?“ fragte er, sich mit dem Vater auf den Bürgersteig wieder zurückrettend.

„Danke! Das war m e i n Arm, junger Mann!“ rief eben Adrian einem vorübergehenden Boten, der sich rücksichtslos an ihm vorbeidrängte, ärgerlich zu. „Den Omnibus? Ja, Gotthold! Tante Christine hätte es zwar nicht standesgemäß gefunden, aber in Gottes Namen. Wenn Platz drin ist!“

Er pfiff leise vor sich hin und spähte dem nächsten Omnibus entgegen.

„Der Kerl hat Dir doch nicht etwa weh getan?“ fragte Gotthold ängstlich.

„Ach gar nicht! Aber einen Denkzettel hätte ich dem Gesellen geben mögen.“

„Ja, die Menschen sind heute wie toll, wie besessen.“ Gotthold ließ die Augen umherschweifen . . .

‚Das Frühlingsfieber der Großstadt‘, dachte er still bei sich. —

Eben kam der Omnibus schwerfällig heran. Man eroberte den Einstieg. „Ja — man e r o b e r t ihn...“ seufzte Gotthold ängstlich und belästigt zugleich. Drei oder vier Menschen mußten zurückgeschoben werden, die sich mit der gleichen Absicht herangedrängt hatten.

Gotthold war draußen auf dem Hinterperron eingeklemmt. Den Vater hatte eine Bewegung des Schaffners ins Innere gebracht. „Immer man herein, Herr! Dahinten ist noch ein Platz.“

Mit Mühe blickte Gotthold, zwischen einen Postboten und einen starken Fleischergehilfen gedrückt, um sich. ‚Weißglühhitze! — Weißglühhitze!‘ Er sah die Menschen ringsum stieren und auf der Straße entlanghasten.

Dann hörte er vom Innern des Wagens eine zornige Stimme: „Das werden Sie — natürlich — natürlich! Sie werden mir Platz machen.“

Erschrocken versuchte Gotthold sich umzuwenden, da er des Vaters Stimme erkannte. Aber eben, da er sich ängstlich hindurchwinden wollte, drang schon ein wüstes Geschrei zu ihm. „Werden — werden — Da! Da haben Sie's! Da! Da!“

Gotthold, der sich entsetzt durchzwängte, sah eben noch, wie ein untersetzter Mensch, von dem ein starker Schnapsgeruch ausging, gegen den Vater ausholte. Dann ballte sich plötzlich ein dichter Knäuel Men-

schen zusammen, man hörte einen Fall — einen jähen Aufschrei —

„Machen Sie Platz! Schnell Platz! Es ist mein Vater!"

Als Gotthold sich durchgedrängt hat, sieht er den Vater reglos am Boden liegen. Blutstropfen färben die Erde. — —

Scheu treten die Menschen jetzt zur Seite.

Gotthold beugt sich entsetzt nieder, während der Schnapsduftende immer von neuem jammernd und schreiend wiederholt: „Ich habe nichts getan, gar nichts habe ich getan! Wenn der Mensch so unglückselig hinschlägt, was kann ich dazu?"

Sekunden später tränkt schon eine dichte Blutlache den Boden. Der Omnibus steht. Schutzmänner tauchen auf. Verworrenes Getöse dringt an Gottholds Ohr. „Sie bleiben alle hier! Keiner darf hinaus, ehe alles festgestellt ist!"

Wie durch einen Nebel nur kommt es zu ihm. Er sieht nichts als den Vater, der reglos, fahl daliegt. Mit Hilfe des Schaffners, schnell hinzuspringender Menschen hebt er ihn auf, bettet ihn auf das Samtpolster.

Jetzt ist ein älterer, gutgekleideter Mann mit grau meliertem Vollbart hineingeschoben worden, beugt sich über den reglos Daliegenden — — Mit einem Blick auf Gotthold: „Sie sind der Sohn? Professor Bäumer —"

Er hat den Rock, das Hemd Adrians hastig aufgerissen, neigt sich tiefer und lauscht.

Dann, kopfschüttelnd, mit dem Ausdruck des Entsetzens: „Wie ist das möglich! Wie ist das geschehen?" Er sieht die Kopfwunde, nickt langsam: „Aufgeschlagen — aufgeschlagen —"

Und Gotthold, der wie bewußtlos dasteht, an der Hand fassend, den neben ihm stehenden Menschen mit den Augen zuwinkend: „Schnell — schnell? Wir müssen ihn sofort hinausschaffen — wenn noch etwas zu helfen ist —"

„Wenn noch etwas zu helfen ist — —"

❧ ❧ ❧

Wir zittern hundertfach vor etwas, und es trifft nie ein. Wir schelten uns überreizt, wir verwünschen unsere schwachen, widerstandsunfähigen Nerven — lächeln über heimliche, beängstigende Hirngespinste. Dann kommt bisweilen auf gewundenen Wegen ein anderes, scheinbar ein ganz anderes. Sein Gesicht mutet uns fremd an, die Maske täuscht uns. Es hat für das Auge zunächst nichts gemein mit unseren geheimen Ängsten, den nächtigen, quälenden Bildern. Bis jäh die Sonde unseres Geistes tiefer dringt und wir erkennen: es ist in seltsam täuschender Vermummung jenes Eine — das Eine, das wir so lange fürchteten — —

Was war es, das Gotthold Vanderhoutens Herz oft ängstlich hatte schlagen lassen, wenn er sich dem Dunstkreis der Leipziger- oder Friedrichstraße näherte? Vor irgend etwas Unerhörtem, etwas mit blind-grausamer Kraft Geladenem hatte ein dumpfes Angstgefühl in Gottlobs Nerven gelebt. Aber hätte er dies Angstgefühl je, Auskunft begehrend, gestellt: es hätte sicherlich in ungewisser Furcht auf andere Gesichter hingewiesen, als auf die grause Maske, unter der das Schicksal nun in sein und der Seinen Leben hineingrinste.

Ein scheinbar ganz zufälliger Unglücksfall. Man fährt im Omnibus, einem Vehikel, das es doch schon so ähnlich zu Großvaters und Großmutters Zeiten gab. So gut wie es rohe, angetrunkene Menschen gab.

Es erscheint ganz und gar wie ein unglücklicher Zufall, es hätte überall passieren können.

Vielleicht. Vielleicht auch nicht. So nicht! So gewiß nicht wie an diesem warmen Frühlingstage — —

Es war die Furcht vor dem dumpf Hintobenden, vor dem mit blind-grausamer Kraft Geladenen, die in Gottholds Instinkten in tausend geheimen Angstgefühlen gelebt hatte. Angstgefühle, die irgendein ungewisses Unerhörtes vorausahnten, in dieser Atmosphäre des atemlosen Lebenstempos, des atemlosen Lebenskampfes. In der Dampf und Elektrizität das Lebensgefühl, die Lebensform des Menschen lenken — weit mehr, als daß sie von dem Menschen gelenkt, beherrscht werden.

❧ ❧ ❧

„Gut! Also ich soll Buch führen, wo, wann und wie ich Zigarren rauche? Nicht wahr . . . Großvater?"

„Buch führen!! Wer hat das gesagt? Natterchen! Wer spricht von Buch führen! Aber ich sage Dir, wenn Du auch so ein Herr von Leisetritt werden willst, so werde ich, Dein alter Großvater, Dir beizeiten das Handwerk legen. Ich, Dein alter Großvater Hubert Vanderhouten —"

Hubert keuchte. Seine rollenden Augen tobten, ohne viel zu sehen, durch das Wohnzimmer, kehrten dann immer wieder zu dem Enkel zurück, der lässig, die Spitzen der einen Hand in der Hosentasche, vor dem schon zurechtgerückten Spieltisch stand.

Es war nach dem Diner. Durch die geöffnete Tür grüßte vom Nebenraume von der breiten Wand in immer gleicher Anmut das blütenhafte Jugendbild Christinens wie ein ganz ferner, sehnsüchtiger Traum von Frühling und Sonne und lieblicher Unschuld. Im Wohnzimmer selbst saß nur noch Gerhart müd in einem Winkel, eine Zeitung in der Hand, die er jetzt bei dem Wutausbruch des Vaters langsam senkte.

Annemarie stand im Erker, das Gesicht nach der Wilhelmstraße gerichtet, die weiß, gerade, sich endlos hinziehend, nur da und dort mit kleinen gelblichen Lichtern, wie mit neugierigen Augen, aufleuchtend in der tiefen Winternacht lag.

Ullys Züge waren mit den Jahren noch regelmäßiger geworden. Man hätte sie schön nennen müssen, wenn nicht der seltsame Blick der hellen, grauen Augen und die Linien um den Mund, über dem sich schon ein dunkler Saum zeigte, dem vornehmen Gesicht etwas Unjunges und zugleich hinterhältig Verschlossenes gegeben hätten. „Also nicht Buch führen!" sagte er jetzt gelassen.

In seiner Stimme zitterte die spöttische Überlegenheit, die sie meist annahm, wenn Ully mit dem Großvater sprach. „Nicht Buch führen. Und was sonst? ... Soll ich keine Zigarre mehr rauchen?"

Statt zu antworten brach Hubert jetzt neu hervor. „Warum hast Du's hier nicht getan — hier — he? Warum muß man von andern die saubern Dinge erfahren?"

Ully wiegte den Kopf. „Es ist doch nicht gerade spaßhaft, Szenen zu erhalten!"

„Deshalb," tobte Hubert heraus, „deshalb tut man's lieber an anderen schönen Orten, mit anderen schönen Dingen. Nicht wahr, Bürschchen? Aber ich schwöre Dir — ich schwöre —"

Hubert ging schwer atmend auf und nieder.

Ully wartete ein paar Minuten, dann machte er eine vorsichtig-versuchende Kopfbewegung nach der Tür zu und fragte mit einem leisen Zucken der Mundwinkel: „Ja, Großvater, was nun noch? Also ich soll nicht mehr rauchen. Soll ich's vielleicht aufschreiben —?"

„Aufschreiben?" Hubert war jetzt dicht vor ihn getreten. Er sah voll in das höhnische junge Gesicht. „Was fällt Dir ein, Bürschchen! Wer spricht von Aufschreiben!" tobte er hervor. „Aufschreiben — aufschreiben! Ändern sollst Du Dich! Deiner Mutter keine Sorge machen! Ändern sollst Du Dich!"

Mit dröhnenden Schritten trat Hubert hinaus. Man hörte noch, wie er die Tür des Speisezimmers zuwarf.

Annemarie wandte sich langsam ins Zimmer zurück. Die traurigen Augen in dem gelblichen Gesicht richteten sich herb auf den Sohn. „Was sollen die Spiegelfechtereien, Ulrich? Du weißt gut genug, wie berechtigt alles ist, was der Großvater sagte. Du kannst rauchen, soviel Du willst, hier, anderswo. Es fällt mir doch wahrhaftig nicht ein, einem siebzehnjährigen Menschen zu verbieten zu rauchen. Aber die Orte, die Du für andere Vergnügungen suchst, widerstreben nicht nur dem Großvater. Und Du hast wahrlich keinen Grund, den Überlegenen zu spielen."

Ully bewegte gezwungen die Schultern. „Ich weiß wahrhaftig nicht? **Was** soll ich alles nicht? **Wo** soll ich's nicht —"

Jetzt hob Gerhart in seinem Sessel den Kopf. „Ulrich, laß die Spiegelfechtereien. Das beste ist, Du sagst gar nichts weiter. Du kennst ja nun unsere Ansicht. Wir sind alle einmal jung gewesen ... Bei mir ist es gewiß schon recht lange her, aber es ist wirklich nicht gerade nötig, sich mit kaum siebzehn Jahren die Amorsäle auszusuchen."

Gerhart hielt einen Moment inne. Dann fuhr er mit der gleichen umflorten Stimme fort: „Ganz abgesehen davon, daß Du, der Du immer ein glänzender Schüler warst, ein Jahr vor dem Examen bist, und es

ıur der Anzeige irgendeines lieben Freun-
ɔes bedarf — — Deine Mutter hat nicht zu-
ɔiel Freude im Leben gehabt, Ulrich . . .
Es könnte nichts schaden, wenn Du das
Examen ohne Zwischenfall machtest — —"

Zweiter Abschnitt.

Es war dämmerig in dem langhinge-
treckten, friedlichen Raume. Hinter den
anft hinabwallenden weißen Gardinen
blühten auf dem Brett bunte Herbstblu-
men, und der Kardinal saß still.

„Du weißt nicht, was es ist, Barbara? Du weißt es wirklich nicht?" fragte Gotthold jetzt noch einmal leis und beugte sich tiefer zu dem Mädchen, während seine Hand in der knisternden Seidenpapierhülle das ungewisse Etwas ihr zugleich zeigte und verbarg.

Barbara Läutners Züge waren mit den Jahren weicher und regelmäßiger geworden. Das hochaufgesteckte Flechtwerk des weißblonden Haares schmückte wie eine Krone den schlanken Kopf. Hell und fein war dies Gesicht, von fast unirdischer Blässe die Haut, die der kleine Ausschnitt des schlichten, grauen Kleides frei ließ. Ein schwarzes Samtband war um den schlanken Hals geknüpft. Eine Schneeflocke konnte nicht duftiger und unberührter erscheinen, als das junge Mädchen, wie es jetzt die großen Augen zu Gotthold aufschlug.

„Ist es eine Blume?" fragte Barbara mit tastendem Zweifel.

Gotthold nahm mit der freien Hand die schlanken Finger und führte sie leis an seine Lippen. „Ja — eine Blume soll es Dir sein, Barbara, und zugleich ein Fest voll Kerzenhelle. Wie es mir oft ist, wenn ich hier in diesen Raum trete, der mir wie das Zimmer Deiner Seele erscheint. Und lieben sollst Du diese Blume, Barbara! Denn sieh, sie ist mein erster Traum, gewachsen, langsam gewachsen in mir seit meiner frühesten Jugend — —"

Er hatte sich neben das Mädchen gesetzt und Barbaras Hand in die seine genommen.

„Entsinnst Du Dich noch an den warmen regenschweren Sommersonntagnachmittag, da ich hier bei Dir saß und Dir das Märchen von den schlimmen Königinnen und vom Einsiedel, der seine Hand nach den herrlichen Frauen ausgestreckt hat, erzählte? Draußen floß die gleichmäßige graue Flut vom Himmel, und ich spielte mit Deinen blonden Flechten, Barbara, löste die schwarzen Bänder, die sie unten zusammenhalten, immer aufs neue und flocht sie wieder ein. Ich wollte Dein Haar nicht lassen, trotzdem Du mich oft sanft abwehrtest . . . Aber während ich die Bänder löste und knüpfte, Dein Haar streichelte und wieder zusammenfügte, floß es mir aus der blonden Flut wie ein Märchenquell entgegen. Es kamen Dinge, die in mir waren — gewiß — seit langem. Aber nun erst konnte ich sie sprechen — hier bei Dir — —"

Barbara nickte. „Ich weiß — o jedes Wort. Es war sehr schön und sehr seltsam. Ein wenig grausam wollte es mir oft erscheinen. Diese Geschichte vom Einsiedel, der die schönen Wesen für sich begehrt hatte, der die unansehnlichen Glieder mit allerhand Blendwerk, künstlichen Dingen, Toupets und Kleidungsstücken und falschem Bartzeug ausgeputzt hatte — und der dann dafür gestraft wurde, indem all dies künstliche Zeug an ihm festgewachsen war und mit den Jahren stets greller und bunter von dem immer gebrechlicheren, zermürbten und verfallenen Körper abstach ... Du sagtest: es war ihm festgewachsen, es gehörte nun zu ihm — ja, es gehörte zu ihm — diese Fetzen kündeten seine Seele, die in unermeßlicher Torheit vermeint hatte, mit solcherlei Falschem sich wandeln zu können, so daß er die Erlesenen und Wunderbaren an sich zu reißen vermöchte."

„O — ich weiß jedes Wort noch," vollendete sie halb träumend. „Auch von den schlimmen Königinnen, die erst schlimm in der Gefangenschaft wurden — diesem seltsamen Geschlecht, das die eigene Schönheit, Vornehmheit und Erlesenheit mit andachtsvollen Händen pflegte."

Sie hatte immer leiser gesprochen.

„Es war schön, Gotthold — sehr, sehr schön."

Gotthold hatte jetzt seine Hand aus der ihren gezogen. Er löste die knisternde Hülle und legte ein schlankes Buch in Barbaras zage Finger.

„Das ist es, Barbara. Hier bring' ich ihn Dir — meinen ersten Traum, mein erstes Buch. All mein frühestes Sinnen und Leben steckt darinnen, und darum wirst Du es lieben, Barbara — — Ich

begann es vor Jahren, an dem Tage, da ich in heftigem Sehnen wieder in jenen Garten geschlichen war, durch dessen hohes Gras einst die königlichen Frauen geschritten sind. Und ich spann es hier aus, hier unter dem Blick Deiner sanften Augen, während ich die Bänder aus Deinem blonden Haar löste und wieder knüpfte."

Er hatte Barbara an sich gezogen, die noch immer traumverloren auf das schlanke Buch starrte.

„Und nun, Barbara, mußt Du es ganz gewiß wissen, was ich Dir schon neulich sagte: Daß nichts uns mehr trennen kann! Du mußt es wissen! Du mußt mir die blonden Haare lassen, unter deren Bann der ganze Märchenquell meiner Jugend, die Geschichten meiner Jugend in mir aufsteigen, sich lösen und sprechen — —"

Und er neigte sich über die blütenhafte Gestalt und schloß sie in seine Arme.

⁂ ⁂ ⁂

Das Kaminfeuer prasselte vorne im Wohnzimmer auf dem ersten Stockwerk, aber selbst die roten, greifenden Flammen vermochten nichts gegen den dumpfen Druck, den der tief herabhängende Schneehimmel ausübte, gegen das fahle Licht, das die frostig-eleganten Räume füllte.

„Das bedarf ja alles keiner weiteren Erörterung. Es handelt sich eben nur um das eine, wie man es möglich macht, eine Autorität zuzuziehen, ohne den Vater zu ängstigen."

Annemariens Stimme klang entschieden und zugleich gereizt, und sowohl Gerhart wie Richard verharrten zunächst in stummem Nachsinnen.

Konrad aber begann unvorsichtig aufs neue: „Brauchst Dir doch aber wahrhaftig nicht gleich Gedanken zu machen, Annemarie! Ich weiß noch, wie damals vor vielen Jahren bei der Rippenfellentzündung des Vaters, die doch auch gut vorvorüberging, die selige Mutter immer wiederholte: ‚Zweiundzwanzig Jahre gesund wie ein Fisch und stark wie ein Baum!' Nun, und der Vater ist es doch auch seitdem wahrhaftig geblieben."

Wer die drei Söhne Hubert Vanderhoutens jetzt sah, den kleinen, unansehnlichen, schwächlichen Konrad, Gerhart mit dem bleichen Gesicht und Richard, zu dessen Magenübel in den letzten Monaten ein quälendes Nierenleiden getreten war — wer sie sah und sich der machtvollen, noch im Greisenalter eine ungewöhnliche Kraft verratenden Erscheinung des Vaters erinnerte, der konnte die nicht ganz verhehlte gleichmütige Gelassenheit in den Worten Konrads des Einfältigen von Lachershausen in ihren Unterströmungen begreifen.

Annemarie aber sagte mit betonter Schärfe: „Ja, der Vater hat uns wahrlich wenig Sorge genug mit seiner Gesundheit in all den Jahren gemacht, Konrad. Aber das ist leider jetzt ganz bedeutungslos. Es handelt sich heute fraglos um eine ernste Krankheit — ob es nun wirklich eine schwere Influenza ist, wie der Sanitätsrat anzunehmen scheint, oder doch wieder eine Rippenfellentzündung, wie ich zuerst glaubte. Und Du vergißt ganz, Konrad, daß der Vater heute anfangs der Siebziger ist, während er damals kaum dreiundfünfzig war."

„Solange ist es her?" sagte Konrad betreten. Seine Stimme klang nach der Zurechtweisung Annemariens ein wenig geschwollen.

Richard hob langsam den Kopf. „Ja — neunzehn Jahre wird es so etwa sein. Gerhart war damals in London, wenn ich nicht irre?"

Sie hatten alle unwillkürlich auf Annemarie gesehen, fuhren aber dann unmerklich in sich zusammen. Annemariens Gesicht war nicht einladend zu weiteren Betrachtungen. Ach so — man erinnerte sich jetzt wieder — jene Krankheit des Vaters hatte ihn ja damals verhindert, nach Hamburg zur Beerdigung Onkel Roberts zu fahren, so daß Oskar an seiner Statt die Reise unternahm.

„Es sind neunzehn Jahre," sagte Annemarie kalt, „neunzehn Jahre in diesem Herbst geworden. Aber wenn es auch ein viel kürzerer Zeitraum wäre, jedenfalls ist der Vater heute ein alter Mann. Seine Rüstigkeit darf uns nicht hierüber wegtäuschen."

Natürlich beeilte sich jeder zu erklären, daß Annemarie völlig recht habe. Man sprach noch eine Weile, sprach ernst und nicht ohne Besorgnis. Und erörterte vor allem die Frage, eine Autorität hinzuzuziehen. Ully sollte den Großvater bitten, doch zur Beruhigung der Mutter noch

irgendeinen anderen Arzt, etwa einen renommierten Professor, herzubitten, da Annemarie sich bei der Behandlung durch den Sanitätsrat Quanzel, zu dem sie nie das gleiche Vertrauen wie zu dem vor kurzem verstorbenen Geheimrat Hausner gefaßt habe, Sorge mache.

Der Vorschlag erschien annehmbar. Wenn auch jeder gut wußte, daß solches Vorgehen im Grunde nur ein Scheingefecht bedeutete. Denn Hubert mit seinem durchdringenden Verstande würde sich wahrhaftig von dieser Art gegenseitiger Rücksicht nicht täuschen lassen.

Eine Beruhigung Annemariens brachte auch der Besuch des Professors nicht, denn er bestätigte nur die Diagnose: es handle sich in der Tat um einen sehr schweren Influenzaanfall, aber bei der außerordentlich kräftigen Natur des Herrn Vaters brauche man in keiner Weise den Mut sinken zu lassen.

Es war in den Vorderzimmern der großen eleganten Wohnung plötzlich still geworden, als sei mit einem Schlag alles Leben hier erstorben. Wohl wurde gefrühstückt, diniert, in halblautem Ton gesprochen, dies und jenes überlegt; wohl ging das Leben in den gleichen, vornehmen Formen vor sich, bewegten sich eine Reihe Personen in den Räumen, da die Söhne jetzt meistens an den Abenden zu Hause blieben, während Annemarie neben dem Wärter im Schlafzimmer die Pflege übernommen hatte. Aber der Atem, der von allen diesen Menschen ausströmte, übte nicht die jähe und starke Wirkung, die man verspürt hatte, wenn Hubert Vanderhouten mit seinen dröhnenden Schritten auf- und niedergegangen war, oder wenn seine nicht zu übersehende Gestalt mit dem hochgehobenen, mächtigen weißen Kopf im Sessel oder am Spieltisch thronte.

Das Leben war aus den Vorderräumen gewichen, und in dem einen Schlafzimmer, wo der Bankherr, zuweilen stark aufhustend, unverkennbar schwer krank, im Bette lag, ein unruhiger, mißgestimmt seine Krankheit behorchender, schwer zu behandelnder Patient, war mehr Fülle von Kraft gesammelt, als in der ganzen großen Wohnung sonst atmete.

Das Verblüffendste an Hubert Vanderhouten waren stets seine Hände gewesen, diese gewaltigen, starkknochigen Hände, die den Eindruck erweckt hatten, als ob sie ganz einfach zerbrachen, zerknickten, was immer zu ungelegener Stunde den Weg ihres Besitzers kreuze. Und an diesen Händen, die die leichte Bettdecke ausdrucksvoll zerknüllten, um das sonst in erregten Momenten ausgeübte „Trommeln“ zu ersetzen, beruhigte sich Annemarie in der ersten Zeit der Krankheit immer aufs neue. Denn mochte der Vater auch sonst geschwächt und angegriffen erscheinen: in diesen gewaltigen Fingern bebte immer noch die alte, ungestüme Kraft.

Es ließ sich aber nicht leugnen, daß die Entwicklung der Krankheit ein immer ernsteres Gesicht zeigte. Wenn auch der Husten nachließ, so mußten die Ärzte auf Annemariens eindringliche Fragen schließlich zugeben, daß das Herz in Mitleidenschaft gezogen sei. Annemarie hatte gleich zu Beginn der Krankheit eine ihr sonst fremde, nervöse Ängstlichkeit gezeigt. Was aber ihre gefaßte Natur aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, war nicht nur die Erkrankung des Vaters. Sondern, ihr selbst unbewußt, ein dunkler Untergrund aufgewühlter Erinnerungen, das Auftauchen lang begrabener Gedanken und Empfindungen — Bilder aus jener Zeit, da der Vater, der Kraftvolle, stets Gesunde, an der Rippenfellentzündung erkrankt lag, dann als ungeduldiger Rekonvaleszent dasaß und die Mutter ihre eintönige Märtyrermelodie immer aufs neue hintönen ließ. Während Annemarie selbst, getragen von ihrem heißen, jungen Glück, dies alles ohne schwerere, innere Erschütterung miterlebte.

Mehr noch als die verschleierten Aussagen der Ärzte und der im Gegensatz hierzu immer deutlicher sprechende Schwächezustand Huberts, beunruhigte Annemarie nach und nach eine gewisse Veränderung in der ganzen Art und Weise des Vaters. Was einst Theo als den „Lyrismus“ des Onkels Hubert bezeichnet hatte, war früher stets nur in seltenen Festtagsstimmungen vorgebrochen. Jetzt aber begann es in einer überraschenden und beunruhigenden Weise die Oberhand zu gewinnen. Rührselig, mit nassen Augen, ließ der Bankherr wieder und wieder sein Lebenswerk an sich vorüberziehen. Und während er auch in schmerzfreien Stunden jetzt wenig

nach dem Gang der Geschäfte fragte, entrollte er dafür in weitausholenden Betrachtungen immer aufs neue vor der peinlich berührten Annemarie ein Bild seiner Wirksamkeit. Von ihren kleinsten Anfängen an, um schließlich stets wieder die Hände zu falten, „über das, was geworden.“

Man fühlte in der seltsamen Wandlung des kraftvollen, brutalen Mannes die Wirkung unleugbaren körperlichen Verfalles. Und dieser Verfall bestürzte um so mehr, als der Bankherr noch vor wenigen Monaten mächtige Aktionen unternommen hatte. Mit eisernem Nacken stützte er bei dem Plan der Verstaatlichung der Zechen, der Huberts Persönlichkeit, auch nach seinem ganzen Werdegang, unsympathisch sein mußte, dauernd die Gegenpartei. Und wenn er auch, bestimmt von Gerharts und Annemariens immer erneuter Fürsprache und der Erkenntnis des geschwächten Gesundheitszustandes Richards, den zweiten Sohn endlich am ersten Januar als Sozius aufgenommen hatte, so übte Hubert doch bis zu dem Tage seiner Erkrankung seinen Geschäftsteilhabern gegenüber noch die alte, herrische, ungebrochene Kraft.

Überraschend schnell aber nahm nun in wenigen Tagen die körperliche Schwäche überhand. Und Gerhart, der den mit naiver Kraft alles sich Entgegenstemmende Zerbrechenden auch körperlich für schwer zerknickbar gehalten hatte, war kaum zu dem Gedanken einer akuten Gefahr gekommen, die Geschäftswelt hatte noch nicht im entferntesten die Möglichkeit des nahen Verlustes der angesehenen Finanzgröße in Betracht gezogen, als es an einem frühen Morgen schon hieß: Hubert Vanderhouten, „der“ Vanderhouten sei in der Nacht an einem Herzschlag im Schlafe sanft verschieden.

⌘ ⌘ ⌘

Die Luft über den Gärten und dem Park des Kriegsministeriums wehte warm und lind, und trotz der Feuchtigkeit, die dem Boden entquoll, war über den noch kahlen Bäumen ein leiser Frühlingshauch zu verspüren.

Es war sechs Wochen nach Hubert Vanderhoutens Tod. Wenn der Bankherr je an die Zukunft der Firma nach seinem Ableben gedacht hatte — Gedanken, die er nie liebte und nach kurzen Überlegungen stets schnell verscheuchte — so hatte er mit beruhigtem Kopfnicken sich zugesichert, daß da alles sehr gut stände. Und sich ohne Frage zum Besten weiter entwickeln würde, nachdem er, der Hubert Vanderhouten, der Firma ihre Stellung geschaffen habe. Mit richtiger Einschätzung wertete er Gerharts scharfen Verstand, beurteilte Richard als die tüchtige Geschäftskraft, die er in der Tat war. Und in einer seltsamen Verblendung glaubte er aus der maliziösen und keck agressiven Art Ullys auf eine besondere Frische und zugreifende Energie des Enkels schließen zu können, die das den Söhnen fehlende Element des wagenden Unternehmungsgeistes gut ergänzen würde. „Dafür haben wir ja das Junkerchen —“ Daß aber Gerhart ein im Tiefsten zerrütteter Mensch war, der im Grunde nur noch erstrebte, in Ruhe gelassen zu werden, das war eine Erkenntnis, die in Hubert Vanderhouten, wie er geartet war, niemals hatte wachsen können.

So würde der Bankherr nie für möglich gehalten haben, was sich, kaum da er seine klugen Augen geschlossen hatte, abspielte. Würde nur abweisend gelächelt oder aber voll überzeugtem Unglauben gedonnert haben, wenn ihm jemand die Perspektive gezeigt hätte: daß sein ältester Sohn, von dessen starker geschäftlicher Intelligenz er so viele Proben besaß, gar nichts Dringenderes wünschen würde, als gleich nach des Vaters Ableben das Geschäft aufzulösen. Und daß das Fortbestehen der Firma nur durch den zähen Wunsch des „Herrn von Leisetritt“, wie er Richard vor noch nicht allzulanger Zeit tituliert hatte, bewirkt werden würde.

Ohne Heftigkeit, mit einem starken, entschlossenen Widerstand war Richard bei den Verhandlungen gegen Gerharts tiefinnerste Neigung und Sehnsucht durchgedrungen. Und Annemarie hatte mit Rücksicht auf Ulrichs Zukunft auf Richards Seite gestanden. So hatte die Ordnung der Angelegenheiten, die eben in dem großen Gartenzimmer von Richard und Gerhart zu Ende geführt wurde, als letztes Resultat die Fortführung des Geschäftes durch die beiden Teilhaber — Konrad, dem laut Testament die Hälfte seines Erbteils erst mit fünfundvierzig

Jahren zufiel, blieb weiter in der Stellung des Prokuristen — ergeben. Mit der Aussicht, daß Ulrich nach einigen Universitätsjahren in die Firma eintreten sollte.

Das gelbliche Gesicht Richards mit den durch Leiden und Krankheit schärfer erscheinenden Zügen, dem schon recht hohen und dünnen Scheitel, trug den Ausdruck tiefer Befriedigung, als er jetzt Gerhart und Annemarie, die in ihrem schwarzen Kleid am Tisch gesessen und den Verhandlungen zugehört hatte, mit einem flüchtigen Lebewohl die Hand reichte und hinausschritt. Wer Richard in diesem Moment sah — einem der wenigen Momente, da die undurchdringliche Maske sich über seinen Zügen verschoben hatte — der wußte, daß er zwar einen kranken Menschen vor sich hatte, aber einen in seinem tiefsten Wesen Ungebrochenen, einen Menschen, der noch Wünsche besaß und diese Wünsche mit zäher Entschiedenheit zu behaupten vermochte . . .

Ja — Richard hatte noch Wünsche. — Als er das Zimmer eine Weile verlassen hatte, wandte Gerhart sich vom Fenster, wo er reglos gestanden hatte, zu Annemarie und sagte mit seiner leisen, jetzt noch mehr als früher aus der Weite kommenden Stimme: „Ja, so sind nun also die Sachen, Annemarie. Und wir werden uns jetzt wohl so rasch und so gut wie möglich mit der Situation vertraut machen müssen, die der Vater seit Jahren vorausgesehen hat, sowie Richard Teilhaber werden würde."

Annemarie blickte Gerhart starr an. „Hat Richard mit Dir gesprochen?"

„Er machte nur eine ungewisse Andeutung. Aber sie genügte. Und ich hatte schon seit langem keinen Zweifel. Übrigens," fuhr Gerhart ruhig fort, „wird Richard fraglos nun die Beachtung der alleräußersten Formen seiner Frau gegenüber beanspruchen. Nur keinen markierten Skandal — den Du selbst ja auch nicht wünschen wirst."

Annemarie bewegte mit einer ausdrucksvollen Bewegung die Schultern. „Skandal? Skandal? Nein! Aber empfangen werde ich sie selbstverständlich nicht."

Gerhart blickte unter den blonden Wimpern trübe zu ihr hinüber. „Wie Du denkst. Gewiß. Ich weiß auch nicht einmal, ob Richard im Moment besonderen Wert darauf legt. Im übrigen dürfen wir nicht vergessen, daß diese Frau ihn jetzt tadellos zu pflegen scheint und daß ihr offenbar, seit sie ihm angehört, nichts vorzuwerfen ist."

Annemariens Stirn zog sich finster zusammen. „Seit sie ihm angehört — und vorher?"

„Vorher? Annemarie!" Gerhart hob die Schultern.

„Ach so!"

„Annemarie — wollen wir wirklich über diese Dinge reden? Ich für meinen Teil verspüre so gar keine Lust dazu. Weißt Du noch, wie Richard vor ein paar Jahren von dem ‚bißchen Wärme' sprach, das schließlich jeder Mensch zum Leben brauche? Und daß wir uns nicht wundern dürften, wenn er und Konrad, wie die Dinge hier im Hause von jeher gelegen hätten, sich dies ‚bißchen Wärme' an Stellen gesucht hätten, die uns vielleicht nicht sehr paßten?"

„Gewiß, Gerhart — und ich will nicht etwa entschuldigen, wie es hier war. — Ich habe ja selbst auch mein Teil davon wegbekommen. Aber es kommen wohl noch ganz andere Dinge bei Richard in Betracht."

„Fraglos, Annemarie."

„Ganz andere Dinge, Gerhart. Ich habe an sie glauben gelernt, Gerhart — an diese anderen Dinge." —

Gerhart hatte Annemarie langsam die Hand gereicht und war mit seinem müden Gange die Treppe hinuntergestiegen.

Eben, da er sich unten einer der Droschken zuwandte, setzte sich eine der Equipagen, die vor dem großen Quantmeyerschen Geschäft gewartet hatte, in Bewegung und fuhr in nicht allzuschnellem Tempo an ihm vorüber.

Gerhart blickte flüchtig hin. Sein Gesicht ward noch um einen Ton blässer, als er an den Hut faßte und ihn tief vor einem ganz jungen, schönen Mädchen zog, das, den Kopf mit dem goldgelben Haar zurückgelehnt, die grauen Augen spähend umherschickend, dagesessen hatte. Um dann, Gerhart plötzlich aufmerksam betrachtend, seinen Gruß mit einem Gemisch von Staunen, Verwirrung und beklommenem Interesse zu erwidern . . .

‚Sehr schön ist sie geworden...‘ klang es in Gerhart, wie er totenbleich mit verzerrten Zügen in seinem Wagen der Jägerstraße zurollte. ‚Sehr schön! Ob sie sich noch der vielen Abende erinnert, da sie, ihre mageren Kinderarme um meinen Hals geschlungen, mir von der Anneliese mit den langen, echten schwarzen Zöpfen und den neugierigen blauen Glasaugen erzählte — meine Freundin Heddah?‘

⌘ ⌘ ⌘

Vor dem Vanderhoutenschen Hause stand der Wagen, der Ulrich zum Bahnhof bringen sollte. Gerhart hatte schon Lebewohl gesagt, da er heute nicht an der Börse fehlen konnte. Annemarie selbst aber wollte Ulrich zum Bahnhof begleiten.

Mutter und Sohn saßen noch einen Moment in dem Vorderzimmer einander gegenüber. Von der Wand lächelte Christinens Bild in immer gleicher Anmut herab.

Annemarie sah angegriffen aus. Ihre Stimme klang belegt, von einer nervösen Heiterkeit gefärbt, die sich in den letzten Jahren in Momenten der Erregung zuweilen bei ihr zeigte.

Man sprach von der Reiseroute — Ulrichs nächstem Studienaufenthalt Heidelberg — erörterte oft erwogene und einfache Dinge, bei denen Annemarie gleichwohl nochmals mit zögernder Ausführlichkeit verweilte. Es war immer, als ob hinter ihren Worten andere Worte, andere Sätze sich bildeten, die vergebens nach Ausdruck strebten.

Jetzt hatte Ulrich die Uhr gezogen. In seiner ruhigen, immer ein wenig gleichgültigen Weise. „Ich glaube, Mama — es wird Zeit.“

Er stand da mit seiner schlanken, im letzten Jahr noch etwas in die Länge gestreckten Gestalt, der lässig eleganten Haltung, die an Gerharts Jugendjahre erinnerte. Das Gesicht mit dem kurzgeschorenen blonden Haar war im Grunde schön, wenn nicht um die schmalen Lippen stets der Zug kühlen Spottes gezuckt hätte. In den hellen grauen Augen spiegelte sich noch immer die seltsame, lauernde, schwer zu enträtselnde Heiterkeit.

Annemarie war jetzt aufgestanden. „Ulrich“ — ihre Stimme klang dumpf — „ich konnte Dich gestern abend nicht mehr allein sprechen. Ich — ich will auch nicht viel sagen. Nur denke daran: nimm Dich in acht! Dein Vater war in vierzehn Tagen tot — ein blühender, prachtvoller Mensch. Ulrich, ich will Dir nichts weiter jetzt sagen — nimm Dich in acht!“

Ulrich blickte die Mutter erstaunt, fast ein wenig gerührt an. „Aber Mama!“ — er legte die Hand auf Annemariens Arm — „Du brauchst Dir doch meinetwegen keine Gedanken zu machen. Ich habe doch wahrhaftig niemals zu den Waghalsigen gehört.“

Er sah das Zucken um ihren Mund. „Du bist nervös, Mama, Du hast Dich noch nicht erholt von des Großvaters Tod. Heidelberg ist doch überhaupt keine Entfernung — zehn Stunden.“ Sein Gesicht hatte wieder seinen ruhigen Ausdruck angenommen. „Du kannst mich im Sommer besuchen, wie wir besprochen haben, und die Ferien und Weihnachten bin ich ja hier bei Dir, Mama. Selbst wenn ich später nach Genf gehe.“

Es hatte geklopft. Der Diener meldete: das Gepäck sei unten ...

An Ulrichs Arm ging Annemarie die Treppe hinunter. Der Wagen setzte sich mit ihnen in Bewegung. Annemariens Augen gingen während der kurzen Fahrt immer wieder zu Ulrich. Er blickte zum Fenster hinaus und sprach gelegentlich irgendeine freundliche, gleichgültige Bemerkung zu der Mutter hinüber.

Es war ein seltsamer, scheuer, sorgenvoller Blick, mit dem Annemarie in Ulrichs Gesicht las. Sie war nie verblendet gewesen über ihren einzigen Sohn. Manchen Zug, manche Linie des regelmäßigen Gesichtes hatte sie gut und scharf gesehen.

Stets war sie Ulrich eine selbstlose Mutter gewesen. Kein Opfer wäre ihr zu groß erschienen. An überlegter Güte, an klugen, weisenden Worten hatte sie es gewiß nicht fehlen lassen. Aber ob der Sohn in der Atmosphäre ihres Elternhauses so werden konnte, wie sie es gewiß heiß ersehnte? Ob sie selbst fähig gewesen war, ihm zu sein, was sie ihm so gerne gewesen wäre: mit der Saat von Mißtrauen, Bitterkeit und zerbrochenem Glauben in der eigenen Brust — das hatte sich Annemarie nie gefragt ...

Man war am Bahnhof angelangt. Ulrich suchte sich mit seiner gelassenen Sicherheit in dem Coupé erster Klasse den vorher gewählten Eckplatz. Noch ein paar rasche Abschiedsworte, ein energisches Mahnen des Schaffners, ein letztes, herzliches Händeschütteln — und langsam setzte sich der Zug in Bewegung . . .

Ulrich war ans Fenster getreten und winkte noch einmal ruhig und freundlich zu der Mutter hin.

Auch Annemarie bewegte grüßend die Hand. Ihr langer Trauerschleier hob sich hoch. Der Wind hatte sich hineingesetzt. Wie eine ausgestreckte schwarze Fahne schnitt er einen Moment scharf und gerade in die Luft. —

Dritter Abschnitt.

Sie gingen Hand in Hand über die schmalen, von den herabträufelnden Blüten des Akazienbaumes beschneiten Wege. Oben am Fenster sah man Annemarthes ergrauten Scheitel über irgendeine Näherei geneigt. Tiefgrün breitete sich der Eichbaum, breiteten sich die beiden Nußbäume, so daß die Ruhe des blattumsponnenen und umbuschten Winkels keiner Waldeseinsamkeit nachstand. Und schlank, sicher, in weltferner, eigenstiller Zurückhaltung hoben die hohen Rosenstöcke auf den geschwungenen Rasenflächen ihre Häupter, ließen ihre weißen, ihre roten, ihre gelblichen Blüten dufthauchend in die Stille hineinblühen.

Vom Birnbaum im Nachbargarten gurrten jetzt die Tauben dumpf herüber. Barbara stand still. Der leichte Druck ihrer Hand hielt auch Gotthold.

„Es ist einfach nicht wahr, Gotthold — es ist und bleibt ein Traum.“

Sie stieg ein paar Stufen der weinumrankten Treppe hinauf und blickte in die nachbarliche Wildnis, auf das wuchernde Gras, die verfallene Fontäne, wo die Blumen wild und kraus und bunt leuchteten. Blickte auf den Winkel, aus dem Gottholds erste Dichtung gewachsen war, die ihm seinen Weg ins Leben, zu den Menschen von Tag zu Tag stärker erobern half.

Zum erstenmal schritt sie als seine Braut durch den heimatlichen Garten, und zum erstenmal durfte sie mit ihren Augen, diesen scheuen und reinen Mädchenaugen schauen, was Gotthold ihr mit leis hingesprochenen Worten schon seit Jahren oft und oft vor die ahnende Seele gezaubert hatte.

Gotthold sah mit stiller Befriedigung Barbara in diesem grünen Erdenwinkel, den er als sein Königtum empfand. Er blickte auf die schlanke Gestalt, wie sie da auf der weinlaubumsponnenen Treppe stand, blickte in das liebliche, helle Gesicht mit den grauen, umherforschenden Augen, über dem sich die weißblonden Flechten wie eine Krone ineinanderbogen. Noch immer umschloß den feinen Nacken ein schmales Samtband, neben dem die Weiße der Haut durchsichtig schimmerte.

Mit einem tiefen Aufatmen schaute Barbara von ihrem erhöhten Ausblick aus über Gärten und Park. Die Nachmittagssonne spielte auf den Mosaiken des Kunstgewerbegebäudes. Ganz in der Ferne, grau, dämmernd hob sich das Abgeordnetenhaus — sonst war nichts von der Stadt zu spüren, und das dichte sommerliche Gebüsch dämpfte die Töne und Grüße der in der Weite hastenden Großstadt bis zur Unmerklichkeit.

Eine Weile blieb Barbara stumm, die seltsame Einsamkeit in sich aufsaugend. Dann gingen ihre Augen in ernstem Nachsinnen zu Gotthold. Langsam streckte sie ihm von ihrem erhöhten Platz beide Hände entgegen. Aber es lag wie sanfte Abwehr, wie schwermütiges Scheiden in dieser Bewegung.

„Nein, Gotthold, Du sollst Dich nicht binden, Dich durch mich nicht festhalten lassen. Frei will ich Dich haben. Wir wissen es nun beide, Lieber, was Du kannst. Und die Welt weiß es! Die Kräfte, die in dieser Einsamkeit wuchsen — Du sollst sie nicht in ein Joch zwängen! Reisen sollst Du, die Welt Dir zu eigen machen.“

Er hatte ihre Hände festgehalten und zog Barbara die Stufen zu sich herab. Ihren Arm in dem seinen, führte er sie wieder unter die bergenden Bäume. „Du irrst, Barbara, glaube mir, Du irrst. In der Heimat ruhen meine Kräfte, und meine Heimat ist Berlin.“

Er hielt inne und fuhr dann langsam fort: „Hier sind die Wurzeln meiner Kraft, Barbara, glaube mir! Und was Neues in mir wird, es kann nur von hier kommen. Ich spreche noch nicht von dem Tage, da Du mir ganz und für immer angehören

wirst. Ich fühle mit Dir: wir wollen noch warten, wir müssen noch warten. Aber wenn Alwin mir wirklich in Jahresfrist, wie er es so sicher hofft, die Bibliothekarstelle bei seiner Gesellschaft erwirken kann, so werde ich sie annehmen, Barbara. Da ist kein Zwang für mich, wie Du vielleicht meinst. Die Freiheit, die Du mir erträumst, wäre für mich eine Wolkenfreiheit — mein Fuß könnte da nirgends haften."

Er stand still und sah lange und tief in ihr liebliches, ernstes Gesicht. „Nein, Barbara, von hier bin ich ausgegangen, und hier will ich bleiben. Was ich Gutes geschaffen habe, ward mir aus der Heimat. Hier rieseln meine Quellen. Und ich möchte auch in diesem Hause, in diesem Garten bleiben — in meinem Garten, wie ich oft denke," fuhr er langsam fort, „aber es hängt nicht von mir, nicht von uns ab."

Seine Augen waren einen Moment zu dem ersten Stockwerk gegangen. Er faßte Barbaras Hand und schlang den anderen Arm leis um ihre Taille.

„Barbara, wenn meine Verwandten zu verkaufen wünschen — und ich glaube nicht, daß da irgend jemand mit Festigkeit diesen alten Besitz hält — so wird das Haus verkauft . . ."

Er bog seinen lockigen Kopf näher zu dem Mädchen. Seine Stimme senkte sich, die großen Augen blickten in dämmernde Weiten. „Der äußere Erfolg hat sich nicht an meines Vaters Arbeit geheftet. Wir sind keine Großkaufleute geworden, Barbara. Und doch, gewißlich, war das Leben meiner Eltern nicht vergebens. Wo Wärme ist, da ist zeugende Kraft. Ich denke, wie ich als kleiner Junge oft Theo und Edgar gar zornig von dem schleichenden Gang unseres Geschäftes miteinander reden hörte — junge Menschen mit gebundener und verstimmter Energie. Aber ich denke auch, wie ich als Kind so manches Mal die Eltern Hand in Hand oben auf der Glasveranda zusammenstehen sah, wie sie sich anblickten in ihrer guten und starken Liebe, die nie ein Mißton gestört hat. Barbara, Sommer war, lachender, reifender, froher Sommer, wenn diese beiden Menschen sich anblickten. Im Sonnenschein dieser Liebe sind wir groß geworden, Barbara! Und ich meine, die Saat, die die Eltern ausstreuten, kann nicht verloren sein. Ich fühle es, wenn ich die Geschwister mit ihren Kindern so froh und lebenswarm und tüchtig sehe. Und ich denke, auch ich werde wirken — wirken in dieser Stadt, die unsere Heimat ist. Ich lasse meinen Atem in das Werden dieser jungen Stadt einströmen — wie meine Geschwister als Menschen der Tat, so ich mit meiner Dichtung."

Er zog Barbara noch dichter zu sich und sprach mit seiner weichen Stimme weiter: „Ist das nicht in noch tieferem Sinne Heimat, was auch wir prägen? Meinen Atem will ich aus meiner Stille in den Atem dieser Stadt hineinströmen lassen, daß er gesund und stark und rein und voll guter Kraft wird. Und wie das Märchen von den schlimmen Königinnen aus den Bildern meiner ersten Jugend wuchs, so wird auch das Neue, das ich oft in mir anpochen fühle, aus meinen Erinnerungen kommen. Aus jenen Erinnerungen, die unglaublich deutlich, mit der bildhaften Kraft erster Jugendeindrücke, vor mir stehen. Barbara, diese Menschen, die ich noch als Jüngling, zum Teil auch noch als Mann sah, das waren Wesen von einer harten Tatsächlichkeit — Geschöpfe mit Ecken und Kanten. Ich blickte sie an wie etwas Fremdes, ich begriff sie nicht. Jetzt ist mir oft, als könnte ich zu den Gründen ihres Wesens dringen —"

Seine Augen bohrten sich in die sommerliche Erde vor ihm. „Mir ist oft, als müsse ich dieses alles aus diesem braunen Erdreich hier, das da schlafend im Herzen der Großstadt ruht, erlösen. Als müsse ich die Geschichte dieser Menschen schreiben, deren Blut in dem meinen Erinnerungen feiert, wenn ich auch als ein Fremder, ein anderer unter ihnen dahinging. Und glaube Du nicht, daß die tosenden Kräfte draußen mich stören! Es ist wahr, die Einsamkeit weckt uns — aber auch das Getümmel weckt uns zur Offenbarung. Man muß nur daneben den stillen Fleck Erde haben, der die gebärende Seele stets wieder friedvoll umhegt."

Er blickte in die andächtigen Augen des Mädchens. Langsam nahm er ihre feine Hand und führte sie an seine Lippen. „Fühlst Du, daß Du so ein Stück Garten immer für mich sein wirst, Barbara? Du, die Du mit mir lebst und empfindest



Der Geburtstagstisch. Gemälde von Paul W. Ehrhardt.
Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Berlin-Steglitz.

was hier in mir wurde und in der Zukunft werden kann?“

Und er faßte mit seiner schlanken Hand sanft ihren Kopf und lehnte ihn an das dichte Laub des wilden Weines, das die Gartenmauer voll und stark umspann.

„Hörst Du, wie das Herz von Berlin in diese Stille hineinklopft?“

⌘ ⌘ ⌘

Es ließ sich nicht bestimmen, ob nur die bunte Maskerade, in der sich die lärmende kleine Gesellschaft ringsum in den Zimmern bewegte, oder vielleicht auch ein klein wenig die mächtige, dampfende Schokoladenkanne, die mitten auf dem Tisch in der Glasveranda winkte, die gehobene und glückselige Stimmung auf der diesjährigen Karnevalsfeier bei der Großmutter bewirkte.

Vom Nebenraum tönte eben in unverfälschtem Plattkölnisch:

„Mer recke, mer trecke
Dat Leder kräftig uus,
Denn all die Schusterjungen han immer, han immer
Denn all die Schusterjungen han immer löst'ge Sinn —“

Und Evas siebenjähriger Theo in seinem Schusterjungenkostüm mit dem schwarzen Lederschurz hämmerte zu dem Schusterjungenlied auf seinem Leisten eifrig den Takt. Vor ihm stand sein kleiner Namensvetter, Edgars vierjähriger Ältester, als Schornsteinfeger vermummt. Das dralle rosige Gesichtchen schwarz überrußt, aus den blanken Guckaugen die Leiter in seiner kleinen runden Hand immer wieder mit verliebten Blicken betrachtend.

Zuweilen vollführte der kleine Schornsteinfeger eine Bewegung, die einer Kußhand gleichen sollte, nach der Ecke des Zimmers, wo, von einer Kinderfrau von stattlichem Umfang sorglich gehütet, seine jüngeren, kaum zweijährigen Zwillingsschwesterchen auf noch ungelenken Beinchen umhertappten und jede neue Annäherung des rußigen kleinen Mannes mit immer neuem hellen Aufkrähen beantworteten.

Der dritte und älteste Theo aber stolzierte, die regelmäßigen Züge seiner Mutter Lucie unter der kleidsamen, weißgepuderten Perücke in reizvoller Verjüngung zeigend, als „kölscher Funk“ im roten Tuchkostüm umher: Eben bot er seiner achtjährigen Cousine Justine, einer wohlansehnlichen holländischen Bäuerin, die die Abstammung der Vanderhoutens in ihrem breiten Gesichtchen zu Ehren brachte, mit einer Kavaliergeste gar galant den Arm, um sie zur Schokolade hineinzuführen.

An dem Tisch präsidierte zwischen Großmutter, Mutter, Tante Eva und Onkel Edgars Frau, Luciens Älteste, Frieda, ein schönes, vierzehnjähriges Mädchen, mit den ruhigen und vornehmen Bewegungen der Mutter. An Lucie gemahnte auch die stille und feste Art, mit der Frieda jetzt die ausgelassene Kinderschar im Zügel hielt. Das bunte, von Tante Eva ererbte Fischerinnenkostüm hob den Reiz des schönen Gesichtes. Aber das über die Schultern hinabhängende Netz schien nur wie ein feiner Scherz, denn dieser Fischerin traute keiner zu, daß sie aus ihrer Zurückhaltung heraustreten und es auswerfen möchte.

Schon begann es in der feierlichen Stille der Schokoladenrunde sich zu beleben. Während Justine eben das Gesichtchen so tief und eifrig in die Tasse gesenkt hatte, daß das Näschen mit den breiten, an die Noncontenta erinnernden Nasenlöchern, mit Schlagsahne überpudert, wieder auftauchte, hatten die drei Theoner sich der Pfannkuchen bemächtigt, die neben den kölnischen Karnevalsmutzen und Mutzenmandeln auf dem Tisch prangten. Und nun platzte die Bombe: Die echten Pfannkuchen trennten sich von den unechten, und ein Jubeln und Werfen mit den dünnen weißen Papierschnitzeln, die den Inhalt der Attrappen bildeten, hub an. Bis Frieda Beusing mit einem Blick auf die Großmama, die, an jeder Seite eines der krähenden Zwillinge, dasaß, der allzu wilden Heiterkeit steuerte.

Als nun die Schokoladenkanne, die schier unermeßlich tiefe und große, bis zur Neige geleert war und die Enkel gesättigt und doch karnevals- und tatenfroh, in die Nebenräume stürmten, blieben die Erwachsenen, der Herren wartend, die noch eine Stunde dem fröhlichen Treiben zuschauen wollten, auf der Glasveranda. Und Annemarthe erzählte gemeinsam mit Eva, die durch ihren Mann besonders eingeweiht war, ihrer aufhorchenden Schwiegertochter von den rheinischen Karnevalsbräuchen. Auf Wunsch der Großmama suchte Frieda ein

altes, wohlbewahrtes Photographiealbum hervor mit einer Reihe von Karnevalsbildern, die Vanderhoutensche Kinder der nun schon älteren Generation zeigten. Man betrachtete eben aufmerksam die bunte Gesellschaft, als die Jugend nebenan wieder ihre Rechte geltend machte. Der kölsche Funk beabsichtigte eine Ansprache an die edle Gastgeberin. Und gerade, als Annemarthe, von Frieda geleitet, ihren Ehrenplatz einnahm und der begeisterten Huldigung lauschte, traten auch Justus und Alfred Beusing mit Gotthold ins Zimmer und belustigten sich an der etwas pathetischen Ehrung.

Nachdem der stolze Funk noch vor der Großmutter zum Abschluß das Gewehr präsentiert hatte, zerfloß dann wieder die kleine Schar in jubelnde Heiterkeit. Justus war in seinem Element. Er sang und hämmerte mit seinem Schusterjungen um die Wette und tauschte mit Annemarthe alte Erinnerungen aus. Nicht umsonst war er an jedem Karneval von Bonn nach Köln hinübergefahren: „Weißt Du noch, Mama, auf dem Neumarkt und am Rosenmontag?"

Beusing stand ein wenig unbeteiligt in all der jubelnden Heiterkeit. Er zog den Schwager Gotthold in die Glasveranda und erzählte ihm von einem Karneval, den er vor Jahren in Neapel mitgemacht hatte. Dazwischen aber gingen seine Augen oft zu seiner Frau, die in ihrer ruhigen, trotz Luciens sechsunddreißig Jahren noch immer bildhaften Schönheit doppelt in dem bunten Getümmel wirkte.

Gotthold hatte das Photographiealbum erspäht und betrachtete, mit dem Rücken gegen ein Fenster der Glasveranda gelehnt, die Bilder aufmerksam. Er kannte sie gut, auch die Karnevalsphotographien — erinnerte sich, wen jede darstellte. Jetzt hatte er einen kleinen Doktor in Samtrock und hoher Halskrause vor sich.

„Sieh nur," sagte er leise zu Beusing, „das war das jüngste Kind van Kols. Du hast den Alten noch auf der Hochzeit unserer Cousine gesehen. Ist dies Bild nicht ergreifend? Wieviel wirres Nichtverstehen, welche traurige Verlassenheit klagt aus diesen angstvollen Kinderaugen, dem schmerzlich hinabgezogenen Mündchen."

„Na, Gotthold, er wird sich einfach vor dem Photographen gefürchtet haben," meinte der hinzutretende Justus gemütlich, „ich sehe wahrhaftig nichts, als ein unartiges Kind, das weinen will."

„Nein — es ist mehr." Gotthold schüttelte den Kopf. „Du wirst es auch noch spüren, Justus. Die ganze Geschichte eines Geschlechtes klagt aus diesem Gesichtchen." Er blätterte weiter. „Es gibt doch nichts Interessanteres, als Familien zu beobachten, diese Kreuzungen, Blutmischungen — und die Grüße, die diese Blutmischungen in die Welt senden. Wirklich: aus den Gesichtern dieser Kinder spricht die Geschichte ihrer Familie. Das Heimlich-Erlebte schreit in ihnen in die Welt hinaus. Wie traurig sind eigentlich alle diese Bilder meiner Vettern und der Kinder van Kols —" Er sah, wie Beusing leise nickte. „Nicht wahr, Alfred? Es ist, als ob die Erfahrungen von Generationen aus den Zügen dieser Kinder stöhnen. Und unter der krausen Maskenhülle sprechen jene geheimen Schmerzen doppelt laut und eindringlich aus diesen Gesichtern."

Da Justus noch immer ungläubig lauschte, schlug Gotthold die nächste Seite auf. „Da — sieh! Wie anders wirken wir, meine Geschwister! Sehen wir nicht alle neben jenen fast ein wenig trivial aus?"

Der geräuschvolle Eintritt Edgars unterbrach das Gespräch. Alma eilte schmollend zu dem späten Gast, und auch Annemarthe hob den Finger, fügte aber gleich hinzu: „Nun, zu Deinem Vergnügen wirst Du sicher nicht so lange ausgeblieben sein, Edgar! Jetzt geh hinein und betrachte Dir einmal die liebe ausgelassene Gesellschaft da drinnen."

Theo, der Schornsteinfeger, hatte sich mit seiner Leiter herangedrängt. Der Papa dürfe sie benutzen, meinte er wichtig, wenn er vielleicht hinauf- oder hinuntersteigen wolle.

Aber Edgar war nur mit halbem Ohr bei dem kleinen Kerl. „Weiter keine Schmerzen, Sohn! Hinunter gewiß nicht ..." Und zu Eva gewandt, sagte er gedämpft: „Annemarie hat mich auf der Treppe aufgehalten. Es stehe mit Richard nicht gut. Er habe heut nachmittag bei ihr plötzlich einen heftigen Schüttelfrost bekommen, so daß sie ihn gleich habe hinlegen müssen."

Eva blickte den Bruder kopfschüttelnd

an. „Schüttelfrost? Und er konnte nicht nach seiner Wohnung gebracht, mußte gleich unten hingelegt werden?“

„Ja. Ein außerordentlich heftiger Schüttelfrost ist bei Nierenleidenden nichts Beruhigendes. Annemarie erwähnte noch, sie habe schon zu Richards Frau geschickt, daß sie herkomme. Es bleibt ihnen wohl nichts anderes übrig.“

⌘ ⌘ ⌘

Die Wände der großen Vorderzimmer auf dem ersten Stockwerk des Vanderhoutenschen Hauses sind schwarz behangen. Es ist der Tag der Beisetzung Richard Vanderhoutens, und die Räume sind bereit für die bald beginnende Trauerfeier.

In dem angrenzenden Zimmer steht Annemarie mit Gerhart. Sie sprechen in gedämpftem Ton. Konrad hat sich zu ihnen gedrängt und fragt mit seiner wiehernden Stimme vielleicht zum dritten Male „Also der Ully kommt doch nicht? Hast wohl nichts mehr gehört seit seinem Brief gestern? Na, die Magengeschichte hat sicher nichts zu bedeuten, Annemarie. Brauchst Dir keine Sorge zu machen.“

Da aber Annemarie mit keinem Wort antwortet und Gerhart nur ablehnend die Stirn zusammenzieht, wendet sich Konrad schließlich unsicher wieder nach vorne.

Indessen entgegnet Gerhart eben auf einen erneuten unruhigen Einwurf Annemariens mit nervösem Achselzucken: „Annemarie, wir können ihn doch nicht zwingen! Sein Brief gestern sagte ja deutlich, daß er absolut nicht krank ist, aber wegen der Magenstörung nicht reisen möchte, Du hast ihm darauf nochmals depeschiert, er hat Dir nicht geantwortet — —“

„Und Du glaubst nicht, daß er jetzt noch mit dem Frühzuge gekommen ist?“ Annemariens Blick geht zur Tür.

„Ausgeschlossen.“ Gerhart bewegt wieder nervös die Schultern. „Um alles getan zu haben und damit Du Dich wegen seines Befindens nicht beunruhigst, habe ich ihm selbst gestern abend depeschiert...“

„Aber er hat nicht geantwortet?“

„Er hat geantwortet! Da — —“ Gerhart greift in die Brusttasche und reicht Annemarie ein zerknittertes Telegramm. „Aber Du siehst daraus nur, daß er durchaus nicht ernstlich krank ist. Er wird nicht kommen.“

Annemariens Augen bohren sich in die Depesche. „Verstehe Mamas Drängen nicht. Kann nur wiederholen, daß kein Grund zur Unruhe ist und an harmloser Magenstörung leide. Kann aber nicht einsehen, warum ich bei Beerdigung dort sein muß, da in einigen Wochen doch wahrscheinlich nach Berlin komme. Reise jetzt nicht. Ulrich.“

„Das ist deutlich, Annemarie. Nicht wahr?“

Annemarie hält einige Augenblicke stumm das Papier. Dann wiederholt sie langsam: „Nein, er will nicht kommen. Ich verstehe das nicht.“ Ihre Lippen verziehen sich bitter. „Es wäre wahrhaftig nichts Übriges, selbst wenn er nicht schon Weihnachten geschrieben hätte, die Reise sei ihm zu weit und zu lästig.“

Gerhart heftet einen Augenblick die Augen auf den Store des Fensters.

„Annemarie — was ist da viel zu sagen? Ulrich ist heute großjährig. Und nach dem Ton seines Briefes und dieser Depesche“ — Gerharts Stimme senkt sich tiefer — „scheint ihn doch in Straßburg irgendwas festzuhalten...“

Annemarie blickt verständnislos in Gerharts Gesicht. Dann erblaßt sie jäh. „Irgendwas?“

„Irgendwas — irgendwer...“ Gerharts Lippen pressen sich zusammen. „Ich glaube, Annemarie, es ist gut, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen — —“

Nebenan haben sich inzwischen die Räume gefüllt. Auch die Angehörigen müssen nun ihre Plätze einnehmen.

Zu Häupten des Sarges, den Schein der Wachskerzen auf dem scharfen, gelblichen Gesicht, ihr zur Rechten ihre beiden Brüder und ihre Tante Annemarthe, sieht man Annemarie, den „Stern von Utrecht“, „das Wunder des Jahrhunderts.“ Christine Vanderhouten könnte mit ihrer Tochter zufrieden sein: trotz allem, was in Annemarie vorgeht, steht sie gerade, aufrecht, ohne melancholische Pose, aber mit der abgeschliffenen, verhüllenden Vornehmheit der Weltdame da.

Dicht an Annemariens linker Seite, mit ihr am Kopfende des kränzebedeckten Sarges, das krause, rötliche Haar unter dem langen Kreppschleier vorschimmernd, die wundervoll gewachsene Gestalt in aufrech-

ter Haltung in dem kleidsamen Trauerkostüm: Frau Richard Vanderhouten — Katharina Pfannenschmidt. „Mademoiselle Pfannenschmidt aus der Klempnerbude", wie Hubert Vanderhouten vor Jahren seine Schwester Bethchen belehrte.

Und die Räume füllen sich mehr und mehr. Auch der Pastor in dem feierlichen Ornat ist jetzt erschienen. Es kommen die Finanzgrößen, die Träger von Namen und Ordenssternen. Denn das Haus „Hubert Vanderhouten" hat auch in den beiden Jahren, die seit dem Hinscheiden seines Gründers ins Land gegangen sind, seine Stellung zu bewahren gewußt. Und auch sie kondolieren — kondolieren der Schwester — kondolieren den Brüdern, Gerhart, der mit seinem blassen, müden Gesicht dasteht und jeden höflichen Händedruck höflich erwidert, Konrad mit den blöden, heute ein wenig hilflos dreinschauenden Augen. Sie kondolieren auch der Frau des Verstorbenen, Frau Richard Vanderhouten.

Frau Richard Vanderhouten, Katharina Pfannenschmidt, steht ganz ruhig da. In keiner anderen Haltung und Pose, als ihrer echten, trotz ihrer einunddreißig Jahre keines Kunstmittels bedürfenden Schönheit. Man begreift, wenn man dies Gesicht sieht, wenn man diesen schwellenden Mund, diesen Augenaufschlag, die Bewegungen des Kopfes, des üppigen Körpers sieht — man begreift.

Und man glaubt gerne, was seit Jahren erzählt wurde: daß diese Frau im Grunde eine nüchterne, gewiß keiner großen Leidenschaft fähige Person sei. Die nach den Anschauungen, in denen sie aufwuchs, fast anständig zu nennen ist. Die in der Zeit der Krankheit an Richard Vanderhouten ihre Pflicht getan hat. Und sich nur mit zäher Energie und jedem Aufgebot ihrer Kräfte und Reize allem entgegenzustemmen wußte, was sie aus ihrer „Karriere" hinauszuschieben suchte.

⌘ ⌘ ⌘

Es war vier Wochen nach Richard Vanderhoutens Beerdigung. Draußen begann der Vorfrühling sich sacht zu regen. Der Hauch des Erwachens überwehte das noch spröde Erdreich. Auf den runden Beeten in der Mitte des Gärtchens der Vanderhouten blühte der Krokus voll und gelb.

Vorne im Speisezimmer mit den blauschwarzen Greifen saßen Gerhart und Annemarie am Frühstückstisch sich gegenüber. Der vornehme Raum wirkte jetzt, da sie allein waren, noch frostiger als einst.

Gerhart war totenbleich. Er hatte in der vergangenen Woche einen heftigen Herzanfall gehabt, war aber infolge einer eingehenden Rücksprache mit Annemarie vor einigen Tagen nach Straßburg gefahren und erst gestern abend spät zurückgekehrt.

Annemariens Gesicht hatte sich in den letzten Wochen verändert. An ihren Mundwinkeln zeichneten sich feine Linien, die dem scharfen gelblichen Gesicht etwas Welkes gaben.

Als sie Gerharts Blick fühlte, schlug sie die Augen auf. „Nun?" sagte sie langsam. „Ist noch etwas zu besprechen? Oder soll ich wirklich, was Du mir gestern abend sagtest, als das letzte betrachten, über das sich — eben nichts mehr weiter sagen läßt?"

„Ich fürchte, es ist so, Annemarie. Ich glaube es. Wozu Dir etwas vortäuschen, Dir Dinge anders zeigen, als — sie nun einmal sind. Ulrich wird Ostern nicht kommen, er wird überhaupt so bald nicht kommen."

Annemarie hob den Kopf. In ihren Augen lag eine harte Entschlossenheit.

„Dann werde ich eben zu ihm reisen, Gerhart, werde ihm klar machen —"

Sie sprach nicht zu Ende.

Gerhart ließ den Blick über den zierlich gedeckten Frühstückstisch hin zu den blauschwarzen Greifen an der Wand gehen und sich an einer der gerade, bösartig erhobenen Klauen festsaugen . . .

„Das sollst Du nicht tun, Annemarie — wirklich nicht." Gerharts Worte kamen leise und mühsam. „Denn sieh — es würde Dir so gar nichts helfen. Im Gegenteil. Ulrich ist nicht umsonst der Enkel seines Großvaters Jaxtehausen. Verzeih, daß ich Dir das sage, Annemarie. Aber ich möchte Dich vor einem Letzten, Härtesten bewahrt sehen. Und dem setztest Du Dich aus, wenn Du jetzt gegen seinen Wunsch zu ihm reistest, ihn zu zwingen versuchtest, wie er es nennen würde. Er würde brutal werden. Annemarie — das ist alles."

Er sah, wie Annemariens Mundwinkel zuckten. „Erreichen würdest Du nichts."

fuhr er noch leiser fort, „es ist einmal so. Und wie er mir andeutete, sei er auch gebunden."

Annemarie hob jäh den Kopf.

„Gebunden: das heißt, was er so nennt, Annemarie — von Eheversprechen ist natürlich keine Rede. Aber das Mädchen sei ihm aus Genf gefolgt, habe ein Kind von ihm."

Jetzt öffneten sich Annemariens Lippen. „Mit zweiundzwanzig Jahren —" Ihre Stimme klang heiser.

Gerhart bewegte die Schultern. „Ja, Annemarie — es ist wohl alles wahr. Und Du meintest gestern abend, Ulrich sei ja noch so jung, er könne sich noch ändern — es könne sich noch ändern. Und ich dürfe auf diese Dinge hin jetzt das Geschäft nicht auflösen. Aber ich will Dir etwas sagen: Ully weiß sehr gut, was er tut und was er sagt. Er war mit neunzehn Jahren nicht jung, er ist es heute nicht! Wie er mit mir sprach, fühlte ich: es ist zwecklos, hier weiter zu reden."

Das Blut war in Annemariens starres Gesicht langsam zurückgekehrt. Bei Gerharts letzten Worten schüttelte sie den Kopf. „Ja, das meinst Du — gewiß, Gerhart! Aber verzeihe mir, daß ich's sage: Du bist nie ein Kämpfer gewesen! Und ich denke: um die Flinte ins Korn zu werfen, müßten die Dinge doch noch anders liegen. Ulrich ist, wie wir sonst auch über ihn denken mögen, sehr klug. Wenn Du ihm sagst — nein, wenn er sieht, daß Du Ernst machst und wirklich das Geschäft auflösest, falls er nicht herkommt —"

Gerhart war aufgestanden. Aus dem Zittern seiner blonden Wimpern, aus der nervösen Bewegung der Finger sprach eine nur mühsam beherrschte Ungeduld.

„Annemarie, willst Du Dich an einen Strohhalm klammern? Ich verstehe es, ja — gewiß — aber es ist nicht einmal ein Strohhalm. Annemarie, Ulrich weiß, daß ich Ernst mache. Bis ins letzte Detail ist ihm alles von mir auseinandergesetzt worden. Er weiß, daß ich zu ihm gekommen bin — glatt gesagt: um ihn zurückzuholen — weil ich das Geschäft auflösen muß, wenn er nicht kommt. Da ich als einziger Teilhaber es nicht weiterführen kann noch will. Auch jede Eventualität in diesem mir einzig möglich erscheinenden Fall habe ich ihm klargelegt. Selbst betreffs der vermögensrechtlichen Fragen. Ulrich ist nicht der Mensch, von dem ich einmal nach Jahren verschleierte Vorwürfe, halbe Anklagen hören möchte, daß seine Finanzen besser stehen würden, wenn nicht —"

Gerhart hielt einen Augenblick inne. „Er weiß alles, es ist alles besprochen, klar gesagt. Er weiß, daß ich nicht daran denke, das Geschäft allein weiterzuführen. Sagen wir: allein. Oder vielmehr mit einem halben Idioten, einem Trottel neben mir, der mein Bruder ist."

„Und um Deinetwillen, Annemarie," fuhr Gerhart fort, „und um nichts, nichts unversucht zu lassen, habe ich ihm angeboten, noch ein Jahr allein die Firma zu halten, wenn ich dann auf ihn zählen könnte. Er hat auch das glatt, rund, kalt refüsiert. Die Firma ‚Hubert Vanderhouten' sei ihm gleichgültig. Er habe, wie er kühl lächelnd dazwischenwarf, ja ohnedies sein bequemes Auskommen, und er wolle nicht nach Berlin. Nicht jetzt, nicht in den nächsten Jahren! Annemarie, was weiter —? Ulrich läßt sich nicht zwingen."

„Aber das alles kann in zwei, in vier Jahren anders, ganz anders liegen!" Annemariens Gesicht war von Erregung verzerrt. „Du weißt selbst, welch starker Einfluß da mitspricht. Wer sagt Dir, daß er in einem Jahr nicht vielleicht schon froh ist, einen Grund zu haben, hierher zurückkommen zu müssen?"

Gerhart schüttelte langsam den Kopf. „Nein, Annemarie, Du irrst! Irrst auch in der letzten Voraussetzung. Es ist möglich, daß Ulrich diese Beziehung einmal löst. Aber von sich selbst, Annemarie, löst er sich darum doch nicht. Bedenke nur, was Ulrich mir erwiderte, nach allem, was ich ihm gesagt habe! Der Refrain blieb immer der gleiche, höflich, kalt und bestimmt: er wolle nicht nach Berlin zurück. Er wolle seine Freiheit — so und so. Er wolle nicht unter Deine Augen — wolle nicht gehindert sein." —

Gerhart sprach nicht weiter. Er sah, wie Annemariens Gesicht sich in den letzten Minuten verändert hatte, wie langsam etwas Hoffnungsloses in ihre Augen kam.

Erst nach einer Weile vollendete er mit seiner umflorten Stimme: „Du siehst, es bleibt mir bei meinem Gesundheitszustand

unter diesen Umständen, selbst wenn es seit Jahren nicht mein Wunsch gewesen wäre, wahrhaftig nichts anderes übrig, als die Firma erlöschen zu lassen."

Gerhart hatte die letzten Worte ganz leise mit fragender Betonung zu der Schwester hingesprochen.

Es kam keine Antwort. Annemarie stand reglos. Sie hatte das Kinn in die Höhlung der linken Hand vergraben. Ihre düstern Augen hefteten sich blicklos auf einen der blau-schwarzen Greifen.

⁂ ⁂ ⁂

Das Geschäft „Hubert Vanderhouten" ist aufgelöst, die Firma im Handelsregister gelöscht. Das Vanderhoutensche Haus, das alte Familienhaus mit dem einsamen, wohlgepflegten Garten, wo die junge Generation aufwuchs, ist zum Herbst an einen bekannten Baumeister verkauft worden. Man behauptet, der Käufer habe sich zu der außerordentlich hohen Kaufsumme entschlossen, weil er seinerseits wieder in Verhandlungen mit den Ministerien stehe, die den ganzen Komplex der Privathäuser am Kriegsministerium für ihre Zwecke zu erwerben beabsichtigten.

Auch die vermögensrechtliche Auseinandersetzung — Frau Richard Vanderhouten ist laut Testament einzige und alleinige Erbin ihres verstorbenen Mannes — ist erledigt. Annemarie hat mit Gerhart eine komfortable, für ihre Zwecke ein wenig weitläufige Etage im Westen genommen. Doch hat sie den Umzug allein geleitet, da Gerhart zunächst auf Rat des Arztes eine größere Reise nach Sizilien und Ägypten antrat. „Obwohl," wie er mit müdem Achselzucken hinwarf, „man sich selbst ja leider überallhin mitnimmt."

Konrad ist Privatier geworden. Er macht noch hier und da unbedeutende Geldgeschäfte, hat im übrigen in seinen erfreulichen Gewohnheiten und Zerstreuungen nichts geändert. Dann und wann besucht er Annemarie, die sich ihm gegenüber in ablehnendes Schweigen hüllt und seine unermüdlichen wiehernden Fragen noch lakonischer als früher beantwortet.

Annemarthe hat mit Gotthold, der im Zentrum von Berlin bleiben will, eine kleine Wohnung in der Königgrätzerstraße gemietet. Dort wollen sie bis zu Gottholds Verheiratung im nächsten Jahr zusammen sein. Und dann — was wird dann? Das ist die große Frage, die schon zu manchem, mit feiner Dialektik geführten Kampf geführt hat, da jedes der Kinder und Schwiegerkinder mit wahrem Fanatismus, mit kräftigen Lungen und scharfen Wendungen den ebenso energischen Rivalen gegenüber darum ficht, die Großmutter dann bei sich haben zu dürfen.

Während die anderen Etagen schon geräumt sind, stehen auf dem zweiten Stockwerk gepackte Körbe, hochgefüllte, sorgsam verschlossene Kisten für den Umzug bereit. Lucie und Eva besprechen mit Annemarthe, während Frieda aufmerksam jeder Weisung lauscht, die letzten kleinen Wünsche der Mutter.

Was man nicht bespricht, ist der Abschied selbst. Der Abschied von diesem Hause. Die Vanderhoutens da oben sind gefaßte, gehaltene Menschen, die von je gelernt haben, dem Gefühl in ihnen nur den einfachsten Ausdruck zu gönnen. Und heute würde ein einziges armes Wort zu viel wach reißen. So überlegt man genau die Stelle, wo der mächtige, noch vom Rhein stammende Leinenschrank aus gediegenem alten Eichenholz in dem etwas engen neuen Heim stehen soll. Eva hat die Maße der Zimmer genommen. Ob er nicht gar zu breit in dem letzten schmalen Hinterraum erscheinen wird — ?

Unten aber im Garten, am Fuße der kleinen Treppe mit den vielen Stufen, die Oskar Jaxtehausen in einem Satz einst nahm, um es seiner jungen Frau gleich zu tun — an der kleinen Treppe, um deren Geländer das Weinlaub rot und gelb spielt, steht Gotthold. Er ist noch einmal, zum letztenmal, durch den langen, dunklen Kellergang geschlichen, hat sich noch einmal aus dem tobenden Gewühl der Großstadt auf dem vertrauten, heimlichen Pfad in die bergende Einsamkeit dieses stillen Erdenwinkels gerettet.

Ein linder Oktobertag steigt empor. Weißer Dunst füllt die Luft, daß die Welt wie reich von verhüllten Geschenken erscheint. Aber es ist keine Kühle, keine Feuchtigkeit ringsum. Gelbe Blätter liegen auf den schmalen, geschwungenen Wegen. Die Nußbäume, der kleine und der große, nahe dem Hause, sind nur noch halb belaubt, aber einzelne Rosenknospen, in

der Wärme gediehen, grüßen zwischen frischem Rosengrün. Ein stiller Traumesreiz ruht über allem.

Und Gotthold blickt um sich. Er sieht in der Ferne sich, jenseits des weiten Parks, den hohen Bau des Abgeordnetenhauses erheben, und er grüßt Berlin — Neu-Berlin. Er erinnert sich, wie dies alles vor Jahren vor seinen Kinderaugen aus der Erde wuchs, wie die Baugrube ausgeschachtet wurde, ein Stockwerk sich auf das andere türmte. Erinnert sich jenes Frühmorgens, da es bis zum Dachgeschoß gefördert dastand und Theo seinen letzten Kampf gegenüber dem alten Nußbaum gekämpft hatte. Und er hört die Worte des Bruders von „dem Erbe von Generationen aus dem Westen, das sie dieser Stadt zuführen, um ihrerseits von ihr wieder Prägung und Lebenssäfte zu erhalten.“

Gotthold denkt an das neue, das starke Heimatsgefühl, das sie, die Neu-Berliner, für diese sich erst bildende, sich erst formende, werdende Stadt haben.

‚Diese Stadt, deren Lebensatem wir auch unsere Opfer bringen‘, sprechen seine Gedanken weiter. Seine Stirn umflort sich von einer schweren und furchtbaren Erinnerung. ‚In Weißglühhitze gelötet‘ — wie oft hat er es empfunden.

‚Über sie siegen — über diese Stadt siegen‘, klingt es in ihm weiter, ‚sie darf nicht über uns hingehen. *Wir* müssen *sie* meistern, müssen unsere Wärme, unsere Stelle behaupten. Wir stärken unsern Atem am Riesenatem dieser Stadt, aber wir müssen ihr Werden mit *unserm* Wollen, *unserm* Können, *unseren* Werten durchdringen.‘

Vom Nachbargarten klingt jetzt das Gurren der Tauben. Dumpf — leise — wie ein verklingendes Lied — —

Gotthold neigt das lockige Haupt. ‚Ja, hier wuchs meine erste Dichtung. Aber von hier wird mir noch mehr wachsen! Dieses Märchen war nur der Auftakt. Menschen von Fleisch und Blut werde ich schildern — erdhafte Menschen, die hier gingen und lebten und wirkten!‘

Er ist tiefer in den Garten hineingetreten, sein Blick umfaßt das hochgebaute Heimathaus. Unzählige Erinnerungen in bildhafter Klarheit stehen vor ihm auf.

Er schaut das Leben, das hier erwachte und pochte. — Er fühlt die Nähe der Menschen, denen sein eigenes Sein entstammt und mit denen ihn die echte, tiefe Wärme des Gefühls, gute, und natürliche menschliche Empfindungen einen, wenn er auch so anders als sie sieht und schaut. ‚Nein, ihr Leben war nicht vergebens! Wo Wärme ist, da ist zeugende Kraft. Kein täppisch zupackendes Unglück konnte die Eltern voneinander zerren. Und selbst in Theos Erlöschen war gebärende Stärke ... Kein Schicksal konnte diese Atmosphäre vergiften, konnte vergiften, was in Liebe geboren, in Wärme herangewachsen ist ...‘

Und wie dies alles vor ihm ersteht, überkommt ihn ahnungsvolle Zuversicht. Er fühlt, wie diese Menschen ihren hellsten, zartesten, verfeinertsten Gruß in ihm in die Welt sandten. Und ein Mut erwacht in ihm, wie alle diese Gestalten vor ihm auferstehen, unter denen er geworden ist — ein froher Schaffensmut. Mut, diese Gestalten, die in einem anderen Sinne sein Eigen geworden sind, festzuhalten, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben.

Er fühlt hellseherisch: es wird ein guter Sang werden. Er wird sie anders, in einer neuen Klarheit, wieder erobern — seine Jugend. Und er wird, was er geschaut, still und doch laut hineinklingen lassen in das Werden der jungen Großstadt.

Die Sonne ist höher emporgestiegen. Sie bricht durch die blaue dunstige Luft. In scheidender Wehmut berührt Gottholds Hand die knospenden Rosenblüten. Was wird hier werden? Wer wird diese Blumen fürderhin erblühen, diese alte Eiche grünen, die reichen Früchte auf den Nußbäumen reifen sehen? Oder wird auch dieses Haus der Erde gleich gemacht werden im rasenden Renntempo der Entwicklung? Werden diese Rosenstöcke entwurzelt, diese Bäume gefällt werden? Wird die Einsamkeit aus ihrem letzten Schlupfwinkel im tosenden Zentrum der Stadt vertrieben werden?

Gotthold schüttelt leise mit dem Kopf: er fühlt, was auch immer kommen mag — *er* wird, was hier lebte und atmete, litt und sich freute, festhalten und auferstehen lassen zu neuem Leben. — — —

Alpenglühen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer.



Welch tiefes Empfinden weckt das Wort in der Brust des Wanderers! Wie zaubert es die geheimnisvolle Welt des Hochgebirges in ihren leuchtendsten Farben vor seine Seele! Gehört doch dieses wunderbare Spiel des Himmelslichtes zu den unauslöschlichsten Erinnerungen unter all den gewaltigen Bildern, mit denen uns die Wanderung durch diese große, einsame Natur erfüllt, die, selbst tot und starr, doch die Mutter so vieler Lebensquellen ist, die die durstende Ebene durchrieseln.

Alpenglühen! Seltsamer Kontrast: Die ewig schneebedeckten Gipfel leuchten auf wie von einer innern Glut durchströmt, als wollten die Firne zu Vulkanen, die Gletscher zu Lavaströmen werden. Wie entsteht diese Glut? Es ist nicht das gewöhnliche Abendrot — wie glühende Farben dieses auch hervorzaubern kann — denn es erscheint erst lange Zeit, mehr als eine halbe Stunde oft, nach dem Erblassen des letzten Abendscheins im Westen.

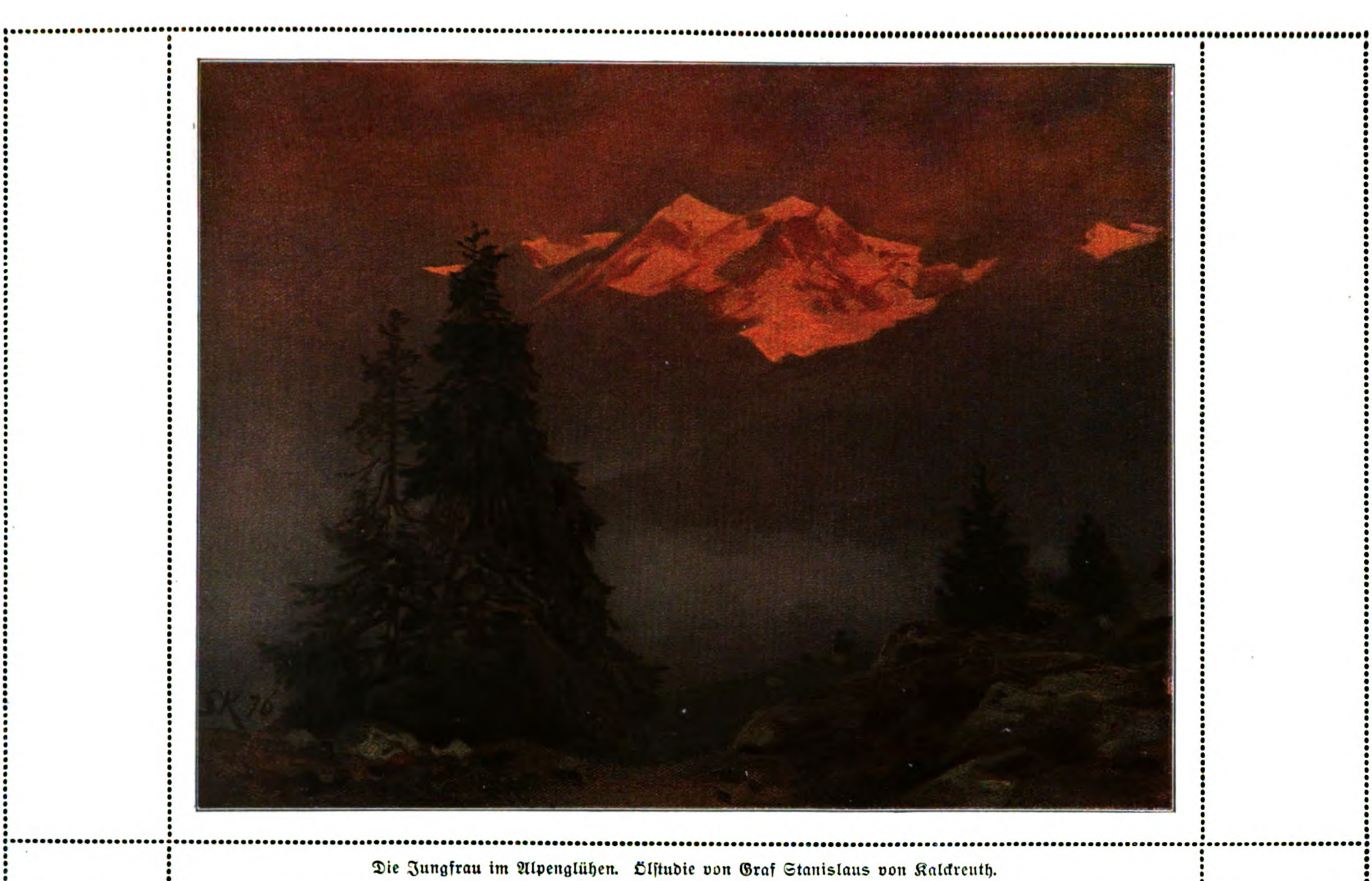
Beobachten wir es in seinen verschiedenen Phasen.

Es war in Wengen, daß ich es zuletzt sah. Nicht allzu häufig hat man das Glück, es deutlich ausgeprägt zu sehen, während bei genauerer Beobachtung, wenn man auf die leisesten Nuancen der Beleuchtung achtet, die Erscheinung nicht gar so selten ist.

Unter mir liegen, vom letzten Abendschein scharf beleuchtet, freundliche Schweizerhäuser vom Grün der Tannen umsäumt, das in den gelben Strahlen der scheidenden Sonne ganz besonders leuchtend wird. Aus den Schornsteinen steigt behaglich sich kräuselnder Rauch in die reine, stille Luft. Es ist am Tage ziemlich heiß gewesen. Nun, da die Sonne hinter den Bergen zu verschwinden beginnt, die das nach Interlaken führende Tal links begrenzen, wird es bereits kühler, aber es geht heute kein Lüftchen. Der Sonne gegenüber ragt über den langsam und gleichmäßig ansteigenden Kamm hinweg, hinter dem die Wengernalp liegt, das gewaltige Massiv der Jungfrau. Mönch und Eiger sind für uns verdeckt. Die leuchtende Spitze des Silberhorns fesselt am meisten unsern Blick.

In immer goldigerem Lichte strahlen die Firne, denn der niedersteigende Sonnenball nimmt eine immer gelbere Färbung an. Je tiefer er sinkt, desto schräger müssen ja seine Strahlen über die Erde hinstreichen; sie müssen eine um so größere Menge von der dicken Luft durchdringen, die die unteren Schichten der Atmosphäre erfüllen. Diese Luft aber verschluckt hauptsächlich das blaue Licht. Weißes Licht besteht ja aus allen Farben. Nimmt man davon die blaue hinweg, so bleibt zuerst die gelbe und schließlich nur noch die rote Farbe übrig. Dies ist der Grund der gelben und roten Tinten des Abend- und Morgenhimmels in der Dämmerungszeit.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die der Sonne gegenüberstehenden Gegenstände am Osthimmel vom Widerschein der Abendröte gleichfalls ihre Farben annehmen müssen. Am schönsten strahlen diese Farben von weißen Flächen zurück. Deshalb färben sich jetzt die Firne gelb und rötlich. Dies ist aber kein Alpenglühen. Der Himmel hinter den gelbrötlich leuchtenden Schneegipfeln ist noch hell, zum Teil leuchtend blau. Die Sonne ist hier noch nicht untergegangen. Die Schatten der hinter uns stehenden Berge steigen höher und höher an den Schneefeldern empor. Jetzt sind nur noch die höchsten Spitzen beleuchtet. Wir können deutlich unterscheiden, welches wirklich die höchsten Spitzen sind, und welche uns nur so erscheinen, weil sie uns näher stehen. Diese, für uns nur scheinbar höher in den Himmel ragend, werden früher dunkel als jene. Sind nun keine stark gefärbten Wolken mehr am Westhimmel, so geht auch die Beleuch-



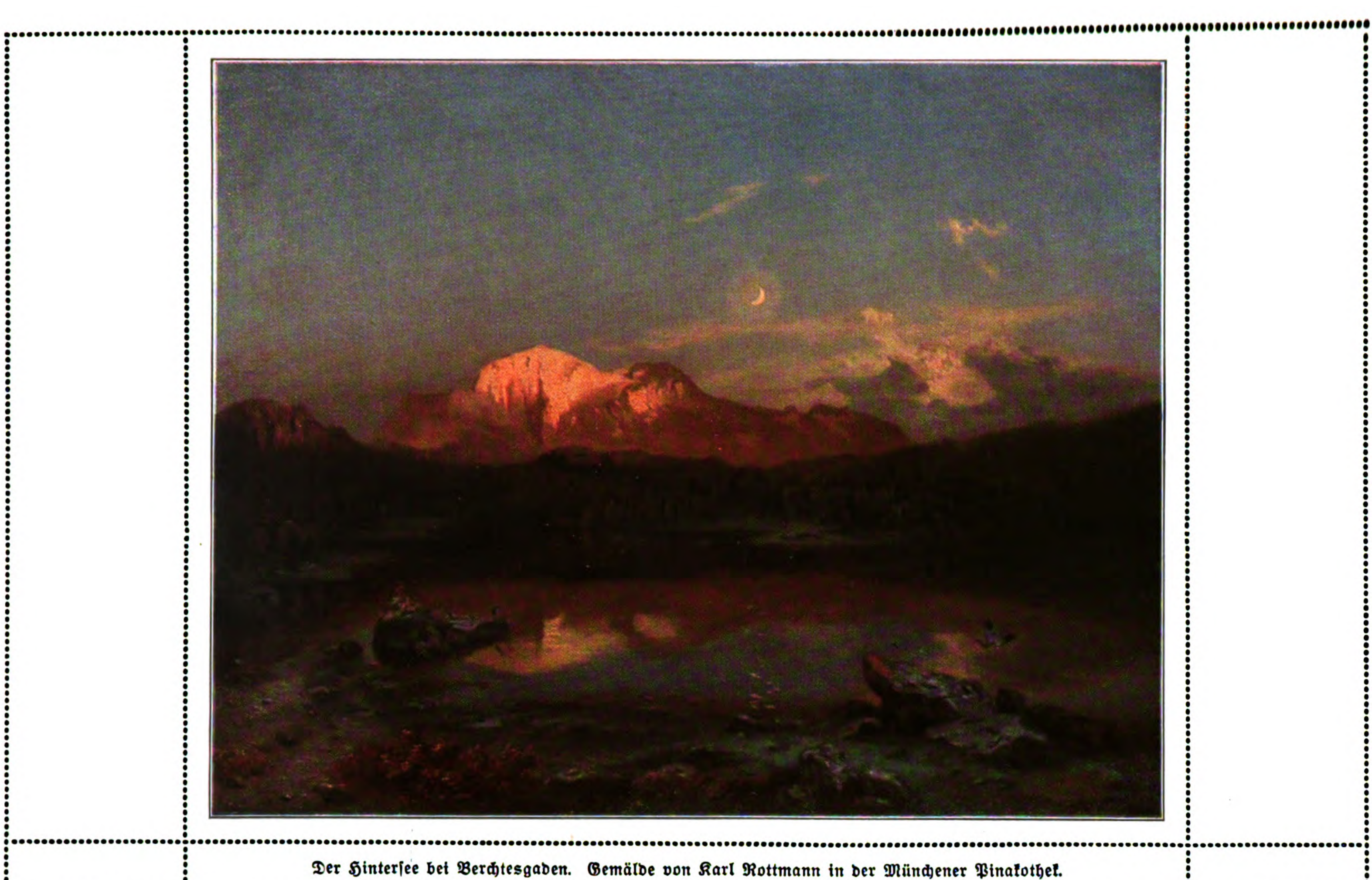
Die Jungfrau im Alpenglühen. Ölstudie von Graf Stanislaus von Kalckreuth.

tung des gegenüber liegenden Gebirges schnell in ein fahles Graublau über, das nach und nach dem nächtlichen Dunkel Platz macht.

Zuweilen beginnen nun die dem Sonnenuntergangspunkte gegenüberstehenden Schneeberge sich wieder lebhafter zu färben, wenn der Himmel hinter ihnen sich bereits in ein tief violettes Dunkel gehüllt hat, reichlich eine halbe Stunde nach dem Sonnenuntergange. Die „Leichenfarbe", das Graublau der letzten Dämmerung, nimmt nach und nach wieder die rötlich-gelbe Farbe des lebendigen Fleisches an, die schon fast erstorbene Natur belebt sich geheimnisvoll aufs neue. Diese helle Färbung steigt nicht von unten nach oben und zeigt sich nicht zuletzt an den Spitzen der Berge wie die eigentliche oder erste Dämmerung; sie kommt und geht allmählich auf dem ganzen beleuchteten Gebiete. Die Farben erscheinen um so intensiver, weil die Umgebung bereits fast nächtlich dunkel geworden ist. Würde man die wirkliche Leuchtkraft des ersten und des zweiten Aufleuchtens durch ein absolutes Maß miteinander vergleichen, so würde man das zweite schwächer finden.

Selbstverständlich wiederholen sich dieselben Erscheinungen in umgekehrter Reihenfolge am Morgen. Aus dem fast noch nächtlichen Dunkel beginnen die Firne gelbrötlich hervorzuleuchten. Die Färbung erhöht sich und wird wieder schwächer, bis alles eine Weile in die fahlen Dämmerungsfarben gehüllt bleibt. Jetzt erst beginnt das eigentliche Morgenrot, zuerst auf den Spitzen der Berge, von denen die Sonne langsam ins dämmernde Tal hinabsteigt, um die schlummernde Natur zu wecken.

Woher kommt dieser geheimnisvolle Frühschein und dieses Nachglühen? Zwei Meinungen kompetenter Forscher stehen sich gegenüber, die, auf sehr verschiedenen Prinzipien beruhend, sich doch, wie ich meine, mit Unrecht bekämpfen, denn sie werden wohl beide recht haben. In der Natur kommt es ja so häufig vor, daß Erscheinungen von ganz gleichem Aussehen sehr verschiedenen Ursachen ihre Entstehung danken können. Wenn wir zum Beispiel in einem sonst ganz dunkeln Raum eine Fläche rot leuchten sehen, so kann dies daher rühren, daß sie wirklich rot ist und von weißem Lichte getroffen wird, oder daß sie weiß ist und nur rot beleuchtet wird. Ähnlich verhält es sich mit der blauen Farbe des Himmels, die auch in die Frage von der Entstehung der Dämmerungsfarben hineinspielt. Früher meinte man, die Luft sei wirklich blau, heute weiß man, daß die blaue Luftfarbe nur durch eine Art von Widerschein blauen Lichtes an den in der Luft schwebenden kleinsten Teilchen entsteht. Die Luft absorbiert diese blauen Strahlen hauptsächlich aus dem allfarbigen und deshalb weißen Sonnenlichte. Dieses blaue, nicht ganz vernichtete Licht irrt deshalb diffus in der Luft nach allen Seiten umher. Durch Diffusion und Interferenz, wie die Fachausdrücke lauten, kommt es dann in unser Auge. Je reiner die Luft ist, das heißt, je kleiner jene Partikelchen und je weiter sie voneinander entfernt schweben, desto mehr muß sich das Schwarz, in welchem der Himmel trotz hellstem Sonnenlichte erscheinen müßte, wenn die Luft gänzlich fehlte, mit jenem von den wenigen Partikeln zurückkommenden blauen Lichte mischen; desto blauschwärzer muß also der Himmel erscheinen. Das findet bei hohem Barometerstande statt, wenn die Luft wenig Wasserdampf enthält, sie also sehr rein ist; ebenso auf hohen Bergen, wo soviel weniger Luft und also auch soviel weniger blauleuchtende Partikelchen über uns sind. Wenn aber die Luft mit Wasserkügelchen, die die Anfänge der Regentropfen sind, angefüllt ist, so reflektieren diese größeren Teilchen, ähnlich wie die leichten Wolken, das weiße Sonnenlicht direkt, wie eben jede weiße Fläche, und der Himmel wird weißlich, immer ein Zeichen kommenden Regenwetters. Die feuchte Luft hält besonders viel blaues Sonnenlicht zurück. Beim Sonnenuntergang, wo sehr dicke Schichten dieser Luft durchdrungen werden müssen, erscheint deshalb das Abendrot um so intensiver, je feuchter die Luft ist. Die starken Dämmerungsfärbungen sind also ebenfalls, wie es ja auch schon der Volksmund weiß, Anzeichen sich verschlechternder Witterung.



Der Hintersee bei Berchtesgaden. Gemälde von Karl Rottmann in der Münchener Pinakothek.

Diese allgemeineren Betrachtungen über das Zustandekommen der verschiedenen Himmelsfärbungen vorausgeschickt, können wir nun an die Erklärung des Alpenglühens gehen. Die einen wollen die Sache als eine abnorme Refraktions-, das heißt Strahlenbrechungserscheinung ansehen; die anderen nur als ein verstärktes, zweites Abendrot, wie man es bei genauerer Beobachtung und entsprechendem Luftzustande nicht allzu selten, wenn auch unter gewöhnlichen Umständen sehr schwach sehen kann.

Das Licht geht in der Luft nicht ganz geradeaus, wie die meisten wohl wissen. Immer wenn es aus einem dünneren in einen dichteren, durchsichtigen Stoff übergeht, oder umgekehrt, wird es gebrochen, mehr oder weniger von seinem geraden Wege abgeknickt. Nun wird die Luft nach oben hin bekanntlich immer dünner, deshalb biegt sich jeder Sonnenstrahl und auch jeder Strahl eines Sternes so um, daß er der Krümmung der kugelförmigen Erde folgt, nur ist er viel weniger gekrümmt als diese. Wir sehen die Sonne und die Sterne also niemals genau an den Orten, wo sie sich in Wirklichkeit befinden, und wo wir sie sehen würden, wenn keine derart brechende Luft vorhanden wäre. Am Horizonte ist diese brechende Wirkung der Luft am größten, und wenn die Sonne für uns gerade zuerst den Horizont berührt, sie also noch ganz zu sehen ist, so ist sie in Wirklichkeit schon ganz unter denselben getaucht. Nun hängt die Größe dieser Strahlenbrechung auch von der Luftwärme ab, weil diese die Luft dünner macht. Man hat deshalb bereits wiederholt abnorme Ablenkungen des Sonnenlichts wahrgenommen, wenn es durch heiße Luft gehen mußte, die in Tälern festgehalten wurde. Die geheimnisvolle Erscheinung der Fata morgana, die ferne, meist unter dem Horizont des Beobachters stehende Landschaften sichtbar macht, findet ihre Erklärung in der gleichen Ursache. So wurde auch die Sonne gelegentlich noch einmal über den Horizont gehoben, nachdem sie schon einmal untergegangen war. Dieses kann und muß sogar, gelegentlich, die Ursache des Alpenglühens sein. Aber man mußte doch zugeben, daß diese abnormen „Refraktionen" zu selten vorkommen, um das viel häufigere Auftreten des Alpenglühens jedesmal zu erklären. Man kam vielmehr zu der Überzeugung, daß in den bei weitem meisten Fällen das Alpenglühen nichts anderes als eine sich verstärkt wiederholende Dämmerung und deshalb wie diese zu erklären sei. Wir müssen deshalb, um dies verstehen zu können, die gewöhnlichen Dämmerungserscheinungen ein wenig genauer beobachten und ergründen.

In ganz wunderbarer Pracht zeigt sich die Dämmerung auf dem unvergleichlich schönen Eilande Capri, besonders im Herbst und Winter, wenn die Luft recht feucht, der Himmel aber doch, bis auf leichte Wolken, die das Schauspiel nur verschönen, heiter ist. Für uns Capreser ist die Sonnenuntergangszeit eine wahre Feierstunde, die wir mit stiller Andacht allabendlich auf unserer Terrasse am Meer verleben. Man könnte zum Sonnenanbeter werden. —

Schon wenn die Sonne noch etwa achtmal so hoch über dem Horizonte steht, als ihr eigener Durchmesser beträgt, und man ihr bereits mit noch einiger Vorsicht direkt ins Auge schauen kann, beginnt das Schauspiel mit einer leichten, gelben Färbung der Horizontpartien. Die Sonne selbst wird gelblich, orangefarben, und endlich berührt sie den Meereshorizont als glühend rote Scheibe. Ein goldener Streif zieht sich über den leicht bewegten Wasserspiegel zu uns her, als wolle die Scheidende uns über die weite Fläche hinweg die Hand reichen. Der Streifen Orangelicht am Horizonte ist höher hinaufgestiegen, und über ihm hat sich der Himmel bis zu ungefähr noch einmal so großer Höhe in außerordentlich zartgrüne Tinten gekleidet. Über dieser wieder breitet sich ein wunderbar durchsichtig hellblauer Himmel. Wolken schweben vor dem farbigen Hintergrunde, deren Färbung in wunderbarem Kontrast zu ihm stehen. Je tiefer sie schweben, desto rötere Strahlen müssen sie treffen, aber je näher sie uns sind, desto höher stehen sie nur scheinbar über uns. Es können deshalb leuchtend rote Wolken sich vom grünen oder blauen Himmel abheben und so Farbenspiele bilden, die gerade-



Der Gosausee mit dem Dachstein. Gemälde von Julius Lange in der Münchener Pinakothek.

zu unbeschreiblich sind. Und all diese Schönheit verdoppelt der Meeresspiegel, er belebt sie, daß jede leichte Welle mit allen Farben des Himmels zugleich spielt und flimmert, sie mischt und wieder trennt.

Nun beginnt der Sonnenball ins aufglühende Meer zu tauchen, oft unverändert in seiner Gestalt, oft stark verzerrt, so daß man die unregelmäßig brechende Wirkung der Atmosphäre deutlich erkennt. Wir wenden uns nach Osten, wo seine letzten Strahlen die wild zerklüftete Felsenküste der Insel beleuchten. Hier im Osten haben wir ja die Erscheinungen zu suchen, die uns für die Erklärung des Alpenglühens besonders interessieren. Die prachtvolle Felsgruppe der Faraglioni, schroff aus dem Meere hervorragend als unerschütterliche Wächter des Fleckchens Paradies, das hierher verschlagen wurde, werden tiefrot beleuchtet, und die sonst stahlblauen Wogen zu ihren Füßen verwandeln sich in wogendes Blut. Die Felsen, zum Teil noch von keines Menschen Fuß betreten, ragen über die Höhe unseres Standpunktes empor. Wenn die Sonne für uns untergegangen ist, sind die Gipfel der Faraglioni noch immer glühend, aber wir sehen, wie die Schatten nun immer höher emporsteigen, und die blaugraue Dämmerung ihre fahlen Farben immer höher und höher auch über die entfernteren und höheren Felspartien breitet.

Jetzt tritt am Osthorizonte über dem Meere eine merkwürdige Erscheinung auf. Eine mattrosa Schicht dehnt sich genau der untergegangenen Sonne gegenüber am Horizonte aus. Sie steigt langsam höher und erweist sich bald als ein Teil eines großen Ringes, denn unter dem Rosastreifen erhebt sich ein stahlblaues Kreissegment, sobald die Sonne entsprechend unter den Horizont gesunken ist: der Erdschatten, den nun die höheren Schichten des irdischen Luftmantels uns sichtbar machen. In ihren Wassertröpfchen und Staubteilchen widerstrahlt, wenn auch begreiflicherweise viel schwächer, das von ihnen noch getroffene Sonnenlicht wie vorhin von den Gipfeln der Faraglioni und steigt allmählich bis in die höchsten Regionen empor, wo das Irdische sich mit dem Himmelsraume vermählt. Die eindrucksvolle Erscheinung kann bei genügend klarer Luft stets wahrgenommen werden. Würde hier im Osten sich ein Hochgebirge erheben, so müßten wir seine Schneefelder von diesem rötlichen Scheine über dem Erdenschatten bis zu seinen Gipfeln emporsteigen sehen, wie jetzt in der freien Atmosphäre. Je höher aber der Erdschatten nun heraufkommt, desto mehr blaßt er ab, und in fünfundzwanzig Grad Höhe, das ist der dritte bis vierte Teil des Weges vom Horizont bis zu unserm Scheitelpunkte, ist er meist ganz verschwunden. Die Sonne ist um diese Zeit seit etwa einer halben Stunde untergegangen.

Schon früher, etwa zwanzig Minuten nach Sonnenuntergang, tritt in der Reihe der Dämmerungserscheinungen ein neues, interessantes Phänomen am Westhimmel, gerade über dem Untergangspunkte auf. Wieder in einer Höhe von etwa fünfundzwanzig Grad beginnt sich der inzwischen schon abgeblaßte Himmel aufs neue rötlich zu färben, also unabhängig von den Farbenspielen am Horizonte. Das Purpurlicht tritt auf. Bis so hoch hinauf hatten die Farben des eigentlichen Unterganges der Sonne bei wolkenlosem Himmel niemals so warme Töne gebreitet. Sie dehnen sich zu einer mächtigen, leuchtenden Scheibe, die auf dem Horizont zu ruhen scheint, nur hier von den noch in wagrechten Schichten sich dehnenden, gelben Dämmerungsfarben unterbrochen. Ein neues, prachtvolles Spiel beginnt, nun in viel satteren Farben. Der ganze Westhimmel leuchtet in tiefem Rot oder auch oft in sattem Gelb und badet die ganze Natur in weiche, warme Töne. Schon ist das Tageslicht stark abgeschwächt, aber die Pracht des farbig-leuchtenden Himmels, von dem sich die Konturen der Landschaft als scharfe Silhouette abheben, hat seinen Höhepunkt erreicht.

Der Purpurschein sinkt langsam zum Horizont hinab. Die ganze Erscheinung hat zehn bis fünfzehn Minuten gedauert. Sie wurde erzeugt durch eine direkte Beleuchtung der hoch in der Atmosphäre über dem Untergangspunkt der Sonne schwebenden Staubteilchen, etwa so, wie

ich der rote Saum des Erdschattens im Osten bildete.

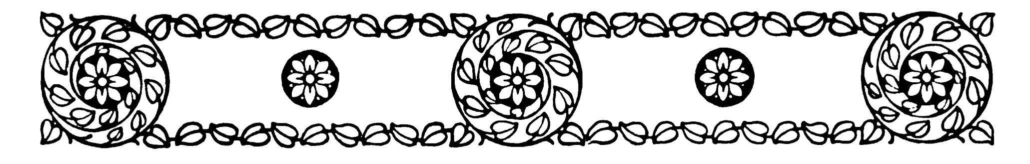
Bald nachdem auch dieses Purpurlicht verschwunden ist und nun scheinbar die Nacht in ihre Rechte zu treten beginnt, erscheint gelegentlich, wenn auch meist nur recht schwach, noch ein sogenanntes zweites Purpurlicht, das in seiner Form und Lage genau dem ersten entspricht; es entsteht durch den Widerschein des ersten Purpurlichtes an denselben hochgelegenen Partikelchen, wenn es sich an eben der Stelle unter dem Horizonte befindet, wo die Sonne stand, als diese das erste Purpurlicht erzeugte. Das zweite Purpurlicht ist also ein Widerschein des Widerscheines der Sonne in den höchsten Atmosphärenschichten.

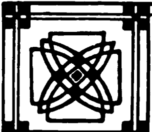
Es tritt zuweilen ganz ungewöhnlich stark auf und dehnt sich dann bis mehr als eine Stunde nach Sonnenuntergang aus. Seine Rückstrahlung wieder von schneebedeckten Gipfeln im Osten ist das Alpenglühen.

Die besonderen Umstände, welche das zweite Purpurlicht ungewöhnlich verstärkten und deshalb auch Gelegenheit zu häufigen Alpenglühen gaben, traten in hohem Maße im Herbst 1883, dann nicht so intensiv im Sommer 1906 und wieder im letzt vergangenen Sommer ein. Im ersten Falle zeigten sich ganz wundervolle Dämmerungserscheinungen, die sich eben hauptsächlich durch ein außerordentlich starkes, zweites Purpurlicht kennzeichneten, das bis mehr als eine Stunde nach Sonnenuntergang anhielt und alles in seine glühenden Farben tauchte. Die Erscheinung wanderte rings um die Erde herum, und zwar so, daß der Ausgangsort im ostindischen Archipel, und der Beginn ihrer Wanderung zu der Zeit zu suchen war, wo dort die ungeheuere vulkanische Explosion des Krakatoa in der Sundastraße stattgefunden hatte. Damals wurde ungemein fein zerriebener, vulkanischer Staub bis zu mindestens dreißig Kilometern Höhe in die Luft geblasen, und dieser Staub umkreiste in leichten Wolken, die in den höchsten Atmosphärenschichten schwebend blieben, im Laufe mehrerer Jahre die ganze Erde zu wiederholten Malen. Man nannte jene herrlichen Dämmerungserscheinungen, deren sich jeder Mitlebende aus dieser Zeit mit Entzücken erinnern wird, das Nebelglühen und konnte berechnen, daß der Sitz dieser Erscheinung in etwa der gleichen Höhe von dreißig Kilometern zu suchen sei, bis zu welcher der vulkanische Staub emporgeschleudert worden war. Auch nach dem großen Ausbruch des Vesuv vom April 1906, bei dem ich die Höhe der Rauchwolke selbst auf dreiundzwanzig Kilometer berechnen konnte, traten ähnliche Erscheinungen auf. Wir verstehen den Zusammenhang jetzt ohne weiteres. Der in der Höhe schwebende Staub hielt die roten Strahlen des ihn zuerst, beim ersten Purpurlicht, direkt, dann, beim zweiten, indirekt treffenden Sonnenlichtes zurück.

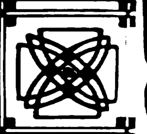
Welches die Ursache der im Sommer 1908 vorübergehend namentlich im nördlichen Europa wahrgenommenen ungewöhnlichen Dämmerungen gewesen ist, konnte noch nicht ermittelt werden. Staub braucht nicht nur durch Vulkanausbrüche von unten her in die Höhen der Atmosphäre zu gelangen. Auch aus dem Himmelsraume dringt oft sehr feiner meteorischer Staub in diese. Vielleicht lag diesmal eine kosmische Ursache dem herrlichen Himmelsschauspiel zugrunde.

Mag auch das Geheimnis des Alpenglühens entschleiert vor uns liegen, ewig wunderbar bleibt es, wie die Natur sich überall in Schönheit zu kleiden trachtet. Für wen? Die Alpen glühten, weit bevor der Mensch sich daran entzückte. Die Natur muß schön sein. Ihr Streben, ihr Gesetz ist Ordnung und Einklang, und diese sind die Grundlagen aller Schönheit.





Der Beamte Goethe.



Von Prof. Dr. Ed. Engel.

Zahlreiche Goetheforscher geraten in eine gelinde Verzückung, wenn sie auf Goethes Beamtenleben zu sprechen kommen. Mit reichlichem Aufwand großer Worte, besonders geschwollener Fremdworte, wird diese Seite seines Wirkens als unentbehrlich für seine geistige Gesamtbedeutung, wenig fehlt, als die Krone seiner Erdenlaufbahn hingestellt. Was diese Lobpreisungen des Beamten Goethe ein wenig parteilich und darum verdächtig erscheinen läßt, ist der nicht zufällige Umstand, daß sie fast ausschließlich herrühren von Beamten, zumeist natürlich von Beamten der Wissenschaft. Es ist menschlich erklärbar, daß sie durch diesen größten Beamten sich selbst mitgeadelt fühlen. Die Dichter denken über den Beamten Goethe wesentlich anders, und die schlichten Verehrer Goethes, soweit sie weder Beamte noch Dichter sind, kümmern sich um den Geheimrat und Minister Goethe sehr wenig, sondern beugen sich nur vor dem großen Menschen und Dichter.

In mehr als einer Darstellung kann man die Ansicht lesen, Goethe habe durch die Schule des Beamtentums und der Allerweltsgeschäfte hindurch müssen, um der allumfassende Künstler zu werden. Die Geschichte der Weltliteratur widerspricht solchem Gerede aufs entschiedenste. Weder Homer noch Sophokles sind irgend etwas anderes als Dichter gewesen; Dante war ein vaterländisch gesinnter Mann des öffentlichen Lebens, doch kein Beamter. Shakespeare hatte als einzige Nebenbeschäftigung die Ausübung einer Kunst, die seiner Dichtung unmittelbar diente. Das gleiche gilt von Molière. Aber auch solche hervorragende Dichter, die nebenbei Beamte waren, sind es nebenbei gewesen, haben nicht eine Manneskraft den Amtsgeschäften gewidmet, sondern ein bescheidenes Pöstchen bekleidet, das ihnen die dichterische Muße sicherte, nicht verdarb. Von dieser Art waren: der träumende Hafenzollbeamte Chaucer, der selten lesende Geschichtsprofessor Schiller, der Archivbeamte Grillparzer, der Polizeischreiber Anzengruber. Gottfried Keller hatte seine Meisterwerke gedichtet, bevor er Züricher Staatsschreiber wurde, begab sich noch vor dem Greisenalter in den Beamtenruhestand und dichtete behaglich weiter.

Keinem dieser Beispiele gleicht der Beamte Goethe. Sein Streben nach Ganzheit in jedem Menschenwerk, das er unternahm, zwang ihn zur Dransetzung eines, nach Zeit und Kraft gemessen, vollen Menschenlebens an sein Amt. Für den Geheimrat und den Minister Goethe gab es keine Dienststunden; von ihm gilt nicht das Spottverschen: „Der Bürokrat tut seine Pflicht Von zehn bis drei, mehr tut er nicht.“ Ganze Tage vom frühen Morgen bis in den Abend, ganze Wochen hindurch; dazwischen Dienstreisen durchs Land, die darum nicht weniger mühevoll waren, weil das Land klein war. Seine Amtspflichten waren so mannigfaltig, so aufreibend, so verantwortlich wie heute nur die des leitenden Ministers eines Großstaates. Es machte für Goethe, für den Herzog, für das Land Weimar keinen Unterschied, daß es sich nicht um europäische Politik, um Staatshaushalte von Millionen, sondern kaum um Hunderttausende handelte. Er hatte übernommen, der erziehende Berater eines blutjungen Fürsten, der Verwalter eines geachteten deutschen Landes und Volkes zu sein, und ist, über weniges gesetzt, über vieles getreu gewesen. Teils weil ein Beamter mit dem Herrschersinn Goethes die Geschäfte unwillkürlich an sich zieht, teils nach der bekannten Amtserfahrung, daß dem Fleißigen und Gewissenhaften mehr und mehr aufgepackt wird; dann aber auch, weil er nicht zusehen konnte, wie die wichtigsten Ämter von Unfähigen, gar von Unredlichen geführt wurden. So ist er nach und nach zum Mittelpunkt des ganzen weimarischen Beamtenkörpers geworden, lange bevor er den Titel eines Ministers führte.

Zunächst einiges Äußerliche. Der herzogliche Ernennungsbrief vom Juli 1776 lautete: „Wir usw. urkunden hiermit: nachdem Wir den Doctorem juris Johann Wolfgang Goethe wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten treue und nützliche Dienste zu leisten eifrigst beflissen sein werde —“ usw.

Für die erste Anstellung ließ der Herzog höflich die Genehmigung von Goethes Eltern erbitten; in dem Briefe des damit beauftragten Kammerherrn von Kalb hieß es, die Anstellung erfolgte mit „Beibehaltung seiner ganzen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will. Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existieren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet.“ — Durch herzoglichen Erlaß vom 11. Juni 1782 wurde Goethen der Vorsitz der Kammer, d. h. das Finanzministerium übertragen: von diesem Tage war er auch äußerlich der erste Mann des Landes nach dem Herzog. Eine Verfügung an die Kammer vom 11. April 1788 bestimmte, daß Goethe, damals auf dem Heimweg aus Italien nach Weimar, den Sitzungen „des Collegii von Zeit zu Zeit beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem



Am Strande von Trouville. Gemälde von E. Boudin.

für Uns selbst bestimmten Stuhle zu nehmen" habe.

Vom Eintritt in Weimar an hat Goethe seine Aufgabe, wenn er sie übernähme, nicht als die eines Stiftchens oder Rädchens in der Staatsmaschine, vielmehr als die des Antrieb- und Schwungrades aufgefaßt. Wie er's in Justus Mösers Schriften gelesen und mit dem jungen Herzog in Mainz durchgesprochen hatte, so wollte er in seiner neuen Heimat wirken: einen deutschen Kleinstaat auf den erreichbaren Gipfel menschlicher Kultur heben. Mit wahrhaft frommem Gefühl, mit dem Herzensgebet: „Schaff', das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, daß ich's vollende!" hat er seine Aufgabe übernommen. Und hat sie nicht eher vermindert oder aus Händen gegeben, als bis er selbst sich für entbehrlich hielt, d. h. den Herzog gereift und zur sicheren Steuerführung geübt wußte. Der derbe Merck hatte an Goethes Mutter 1780 geschrieben: „Die Hauptsache hat er zustande gebracht. Der Herzog ist nun, wie er sein soll; das andre Dreckwesen kann ein anderer tun, dazu ist er zu gut." Goethe sah damals seine Aufgabe noch nicht erfüllt, die Finanzen Weimars waren durch einen bis zur Unredlichkeit unfähigen Verwalter in gefährliche Unordnung gebracht, — so harrte er denn männlich weiter auf seinem Steuermannsposten aus und opferte mit 32 Jahren noch fünf weitere dichterische Schöpferjahre, bis die Verzweiflung über dieses Lebensopfer übermächtig wurde.

Nach dem Tode des Vaters schrieb die zur Erbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzte Frau Rat an den Sohn und bot ihm an, „ihm ungehindert gute und ruhige Tage zu verschaffen. Also, Du bist Herr von Deinem Schicksal — prüfe alles und erwähle das Beste".

Goethe konnte sich nicht entschließen, Weimar zu verlassen, und erwiderte der Mutter: „Unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgendeiner Unbehaglichkeit davonginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte." Wir irren schwerlich, wenn wir, außer diesen Gründen, die gerade damals auf einen Gipfel angelangte Leidenschaft Goethes für Charlotte von Stein als Hauptursache seines Ausharrens ansehen.

In der Art der Amtsführung war Goethe kein Beamter wie die meisten. Pflichttreu, fleißig, umsichtig wie die besten; gründlich bis zur Kleinlichkeit und Pedanterei wie so viele Beamte; doch neben alledem ein Mensch und, soweit das möglich, ein Künstler des Beamtentums. Ordnung, sehr viel Ordnung mußte um ihn sein: von Goethe rühren eine Menge Verordnungen aller Art her, Akziseordnung, Feuerlöschordnungen, Wegebauordnungen, Aushebungsordnungen usw. usw. Doch nicht in papierenen Paragraphen sah er das Heil des Staates; ohne Herzensanteil, ohne reine Menschlichkeit schien ihm selbst das Regieren ein Unding. „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt, da sie alle von Menschen geführt", heißt es in einer amtlichen Denkschrift Goethes. Er begnügt sich nicht, paragraphenreiche Feuerlöschordnungen zu erlassen; auf die Nachricht eines großen Feuers in Apolda reitet er sofort hinüber, „ward den ganzen Tag gebraten und gesotten, verbrannten mir auch meine Pläne, Gedanken, Einteilung der Zeit zum Teil mit. — Die Augen brennen mich noch von der Glut und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich."

Was für Begriffe muß Emerson, der doch ein Verehrer Goethes war, von dessen Beamtenarbeit gehabt haben, wenn er schreiben konnte: „Welche Ungereimtheit für das Genie, fünfzig Jahre hindurch auf Staatspolstern zu ruhen!" Daß Goethe so wenig geruht hat, auf Polstern oder nicht, das ist ja gerade unser Kummer. Mit wehem Herzen lesen wir in einem Brief an Lavater (29. 7. 1782): „Von mir habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, in dem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre", und zu Jacobi nennt er sich „einen armen Sklaven der Pflicht" (1784). Ach ja, auf Staatspolstern, dieser hohe Staatsbeamte, der aufseufzte: „Es ist eine verfluchte Art von Schiffahrt, wenn man oft bei seichten Flecken aussteigen und den Kahn, der einen tragen soll, ziehen muß" (an Jacobi, 1785).

Im Dienste streng, aber menschlich; ordnungsliebend, aber gemütlich. Zu Unterstützungen und Neujahrszuwendungen an arme Unterbeamte war der hohe Vorgesetzte leicht zu haben. Einem feierlich dienstlichen Erlaß an einen nachgeordneten Beamten wird die Beischrift angehängt: „Wollen Sie gelegentlich, wenn sich gesunde eßbare Schwämme in Ihren Gebirgen fänden, so auch wenn die Schafkäse ihre Reife erlangen, an mich denken, so würde ich die Auslagen gerne erstatten und diese guten Bissen nicht ohne Dank genießen." Seine fortwährenden Dienstreisen und amtlichen Aufenthalte in Jena bezahlt er aus seiner Tasche; zahllose dienstliche Schreiben läßt er auf eigene Kosten durch seinen treuen Seidel herstellen. Ein Beamter großen Stils, kein Pfennigfuchser.

Goethe war nicht ein Beamter, er war der Beamte des Herzogtums Weimar. Finanzminister, Bautenminister, Verkehrsminister, Handelsminister, Kriegsminister, Kultusminister, Unterrichtsminister — alles in einer Person; zur Hälfte noch Minister des Innern. Spöttisch nannte ihn Herder den Pontifex maximus; aber auch dies traf wörtlich zu, denn Goethe war nebenbei Aufseher über Brücken- und Wegebau. Außerdem das, was heute Minister des fürstlichen

Hauses heißen würde. Des Herzogs Bruder Prinz Konstantin schleppt eine französische Geliebte ins Land, — Goethe muß sie auf den Schub bringen und für ihr Kind sorgen. Bald darauf kommt der Herr Prinz mit einer englischen Geliebten angefahren, — Goethe muß überall herumschreiben und sie schließlich in Frankfurt unterzubringen suchen. Er fürchtet sich vor der Übernahme der „bevorstehenden neuen Ekelverhältnisse durch die Kriegskommission“; da sich indessen kein Williger findet, so übernimmt er sie. Ein weimarer Gastwirt erbittet von hohem Ministerio die Erlaubnis zur Aufstellung eines Billards, — der Dichter der Iphigenie und des Faust muß eingehende schriftliche Verhandlungen darüber pflegen. Der Gastwirt in Stützerbach möchte die Fischereipacht verlängert haben, — der mit der Vollendung des Tasso beschäftigte Dichter muß über die Rätlichkeit entscheiden. Die schwierige Frage taucht auf, ob für die Jenaer Bibliothek einer oder mehrere Schlüssel herzustellen seien, — Goethe muß sie lösen. Um die Zeit, als ein neuer Band der gesammelten Werke drängt, muß er prüfen und beschließen, ob nach den damaligen Zunftgesetzen einem Seiler die Genehmigung erteilt werden könne, Schläuche zu verfertigen, sintemalen dieses Geschäft bisanhero ein Vorrecht der Schlauchmacher gewesen war. — Ein herzoglicher Husar ist ausgerückt samt den „anhabenden ledernen Hosen“; aufregendes Staatsereignis, in das Goethe mit einem Kanzleistil eingreift, vor dem uns graust: „Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den desertierenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Birk abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Berichts vom 10. hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beigefügt gewesen, anhero gelangen lassen.“

So zu lesen im herzoglichen Archiv von Goethes eigener Hand! Es steht dem Leser frei, darüber zu lachen oder zu weinen.

Für die geringfügigsten Bausachen hat Goethe, immer wieder Goethe, zu sorgen, für „die Fußböden, Öfen, Treppen und Nachtstühle“ in irgendeinem Neubau. Kanzleimäßige Handwerksarbeit, die eines gewöhnlichen Schreibers Sache wäre, muß er selbst übernehmen, so z. B. der Geheimhaltung wegen alle Aktenstücke in Sachen des Fürstenbundes von 1784 eigenhändig abschreiben. Nach der Rückkehr aus Italien gibt er einen großen Teil der Amtsgeschäfte ab und behält sich nur noch die Oberaufsicht über die sogenannten unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst vor. Dieses „nur noch“ umfaßt: Bibliothek, Münzkabinett, Kunstkabinett, Freie Kunstschule, Gemälde- und Kupferstichsammlung, Lithographisches Institut in Eisenach, die Kabinette für Zoologie, Botanik, Mineralogie, Anatomie, Physik und Chemie; den Botanischen Garten, die Sternwarte und die Tierarzneischule in Jena. Endlich die Oberaufsicht über die Universität und ihre Bibliothek, einen Posten, der selbst damals die volle Tätigkeit eines höheren Beamten erforderte.

Keiner, auch der Größte nicht, kann zwei Herren mit gleicher Treue dienen: das ewig wahre Wort hat sich an dem Dichter und dem Beamten Goethe wie an einem Probefall erhärtet. Wohl lesen wir hin und wieder in Goethes Tagebüchern oder Briefen einen schüchternen Satz, der ihn oder die besorgten Freunde trösten soll über die heillose Zerstreuung, während doch gerade er nichts ohne Sammlung vollbringen kann. So wenn er schreibt (Tagebuch, 13. 1. 1779): „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele. Wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ Als ob Arbeit an einem großen Kunstwerk nicht aller Arbeiten schönste wäre! Als ob Goethe das nicht ebensogut und besser als irgendwer gewußt hätte!

Wie erdrückend jedoch ist die Fülle der entgegengesetzten Äußerungen, der aufstöhnenden Klagen über den zermalmenden Druck der Geschäfte, unter dem die Seele fast erliegt! Man muß es aussprechen: in den ersten weimarer elf Jahren hat Goethe die Beamtengeschäfte wie ein Fachmann, die Dichtkunst wie ein Liebhaber betrieben. Er hat sich einem Fürsten geopfert, aus Liebe, aus Pflicht, immerhin, — aber doch geopfert, und was wird bei diesem täglichen Opfer aus der Poesie? „In meinem Kopf ist's wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Öl gestoßen wird. O thou sweet poetry, rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. — Wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon“ (an die Stein, 14. 9. 1780).

Das Gefühl, seinem wahren Beruf untreu zu sein, verläßt ihn nicht; wie sollte es auch? „Heute früh habe ich das Kapitel im Wilhelm (Meister) geendigt, wovon ich Dir den Anfang diktierte. Es machte mir eine gute Stunde. *Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren*“ (an die Stein, 10. 8. 1782). Dies noch ausdrücklich zu schreiben, hält Goethe für notwendig! Oder an Lavater (19. 2. 1781): „Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatsachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch soviel anderes auch nicht fallen lassen.“

Gelegentlich hatte er sich zugetraut, „den Dichter vom Geheimrat zu trennen“. Als ob dies vom Willen des Menschen abhinge; als ob der Mensch nicht eine unzerlegbare

Einheit wäre! Wir brauchen ja nur in seinen Briefen und Gesprächen zu blättern, um das Eingeständnis zu finden, die Prosa und die Poesie in einem Vollmenschen, wie ihm, lassen sich nicht wie in einer chemischen Retorte genau voneinander scheiden. „Mein prosaisch Leben verschlingt die Bächlein Reime wie ein weiter Sand.“ — „Meine Schriftstellerei subordiniert sich dem Leben. Doch erlaube ich mir nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Übung in dem Talente, das mir eigen.“

So quält sich der Pegasus im Joche auf dem Sturzacker des Amtes ab; er möchte fliegen, doch die Fittiche sind mit Bleigewichten beschwert. Er schreibt an Wilhelm Meister und kommt nicht vorwärts; oder wenn er etwas geschrieben, so fühlt er: „Ich bin leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß davon; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im ganzen zu übersehen.“ Gerade in den Wilhelm Meister flicht er die beredte Ausführung ein gegen die Unterbrechung des dichterischen Geschäftes durch irgendwelche Hemmung: „Wie sehr irrst Du, wenn Du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht.“

Im Grunde hat Goethe Schillern beneidet, weil dieser „in seinem Kreise und auf seinem Wege bleiben“ konnte. Von sich und seinen Amtsgeschäften dagegen schrieb er dem Freunde: „Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist, das aber wohl auch ohne mich, und vielleicht ganz und gar anders hätte geschehen können“. — Das ist's! Das meiste dessen, was Goethe als Beamter getan, hätte auch ein anderer tun können, so gut oder weniger gut, als es eben geschehen konnte, ohne Schaden für die Welt, ja ohne schweres Unheil für das Herzogtum Weimar. Als Greis hat Goethe mehr als einmal in schlichten Worten ausgesprochen, was jeder Unbefangene bei der Betrachtung dieser verwirrenden Amtstätigkeit empfindet: „Ich habe gar zu viel Zeit auf Dinge verwandt, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen.“

⌘ ⌘ ⌘

Nicht der Dichter allein, auch der Mensch ist oft fast erlegen unter dem furchtbaren Druck seines allumfassenden Amtes. Schon 1780 heißt es: „Ich bin vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt. Wir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast allein trägt.“ Dann später einmal an Schiller (1799): „Die Geschäfte sind polypenartig; wenn man sie in hundert Stücke zerschneidet, so wird jedes einzelne wieder lebendig.“

Dabei immer das peinigende Gefühl, daß er ohne wahren Segen für sich und andere arbeitet: „Wer sich mit der Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister, oder ein Schelm, oder ein Narr sein.“ — „Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts. Man sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird.“ — „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieses Fürsten (Karl Augusts!) gefaßt werden, hat mich ganz verlassen.“ In Italien kommt ihm die tragische Einsicht, wie entbehrlich im Grunde sein ganzes Beamtentum war; die Dinge gehen ja zwei Jahre ohne ihn, und er schreibt: „Ich muß nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.“ Aus Neapel bittet er im Mai 1787 den Herzog, ihn in Zukunft „nur das tun zu lassen, was niemand als ich tun kann, und das übrige andern aufzutragen“. Dann folgt der erschütternde Aufschrei über den kaum noch gut zu machenden Lebensirrtum: „Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande wieder, daß ich ein neues Leben anfange!“

⌘ ⌘ ⌘

Es wäre die Aufgabe eines feinen Psychologen, der aus eigener Erfahrung die Seelenvorgänge im Dichter und im Beamten kennte, die Wechselwirkungen beider Lebenswelten auf Goethe im einzelnen nachzuweisen; hier kann nur das Jedem Erkennbare angedeutet werden. Der Tag des größten Geistes hat nur 24 Stunden, und von diesen kommt ziemlich die Hälfte auf die einfachsten Bedürfnisse menschlichen Daseins. Die an wertlose Geschäfte verlorene Zeit kann selbst ein Goethe aus keinem Vorrat ersetzen. In der reichlichen Stunde, die er an die Ausarbeitung eines drei gedruckte Seiten langen Schriftstückes über die Freilassung eines Raumes in Jena an den akademischen Fechtmeister verlor, konnte er nichts Eigenes denken noch schaffen. An dieser einfachsten Mathematik jedes Geisteslebens ist nicht zu rütteln, und alles Gerede vom „harmonistischen Totalitätsbedürfnis“ versagt ihr gegenüber. Vor einigen Jahren wurde triumphierend ein sieben Folioseiten langes amtliches Schriftstück aus dem weimarer Staatsarchiv abgedruckt: „Betrachtungen über die abzuschaffende Kirchenbuße gefallener Mädchen“ (Dezember 1780). Wiewohl es sich hier um einen immerhin wichtigeren Gegenstand als die entführten ledernen Husarenhosen handelt, — welch eine

Vergeudung edelster Zeit, dieweil die große Tragödie vom gefallenen Mädchen, von Gretchen und Faust, unangerührt, unvollendet dalag, wie sie von Frankfurt nach Weimar mitgebracht worden war. Die Reisen, die Beratungen, die Aktenstöße zu dem trostlosen Unternehmen des Ilmenauer Bergwerkes, das schließlich doch ersoff, haben allein mehr Zeit, mehr geistige Arbeit gekostet, als der ganze Faust.

Es ist ja nicht wahr, daß Goethe der übermenschliche Zauberkünstler war, trotz der Zerstreuung durch Hofpflichten, der Ablenkung durch Amtsgeschäfte ein größeres Werk zu vollenden. Mit keinem einzigen ist ihm das in den Elf Jahren (1775 bis 1786) gelungen. Ohne stille Abschließung und Einkehr war ihm die künstlerische Arbeit im großen unmöglich. „Pläne hab' ich genug," heißt es 1780 an Kestner, „zur Ausführung aber fehlt mir die Sammlung und lange Weile (lange Zeit)." Mitten in der Arbeit am Tasso muß er das Herzogtum bereisen, um den Rekrutenaushebungen vorzustehen: „Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen. Ich muß allen meinen Weizen unter das Kommißbrot backen." Einmal macht er den Versuch zur Sammlung: zwei Tage hat er sich für die Iphigenie auf der Dornburg eingesperrt, „um an seinen Figuren zu bosseln" — zwei Tage! Am vierten Buch des Wilhelm Meister hat er genau ein Jahr gearbeitet, aber mit welchen fast täglichen Unterbrechungen! Es muß schon ein so glückliches Unglück geschehen wie der Achsenbruch seines Wagens bei der Rekrutenbereisung: der erzwungenen Rast in einem Gasthaus verdankt er die paar gesammelten Stunden, um die herrlichen Strophen der „Zueignung" zu dichten: „Der Morgen kam. Es scheuchten seine Tritte —"

⁂ ⁂ ⁂

Läßt solch steter Kampf zwischen Trieb und Hemmung das innerste Wesen eines Künstlers unberührt? Wir brauchen Wieland nicht aufs Wort zu glauben, wenn er an Merck über Goethe schreibt: „Seine Einbildungskraft scheint erloschen, statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, politischer Frost um ihn her." Doch Goethen selbst müssen wir wohl oder übel glauben, wenn er allen Ernstes sein Amt für die größte Lebensaufgabe zu halten beginnt: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünsche ich's den größten Menschen gleichzutun, und in nichts Größerem" (an Lavater, 1780). Also in nichts Größerem, als ein möglichst guter weimarischer Kammerpräsident zu sein! — Oder an die Stein (1780): „Heute in dem Wesen und Treiben verglich ich mich mit einem Vogel, der sich aus einem guten Endzweck ins Wasser gestürzt hat und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln." Schwimmen wird dieser Vogel lernen; hoch im Äther über den Erdenwust dahinstürmen, wie er vor Weimar getan, nimmermehr mit gleicher Kraft der Schwungflügel. Ein ähnlicher Vergleich steht im Tagebuch von 1780: „Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich im Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen."

⁂ ⁂ ⁂

Die, zumeist selbst beamteten, Lobpreiser von Goethes Beamtentum wollen seine parteilosen Verehrer, die untröstlich sind über die dem Dichter so gut wie verlorenen Elf Jahre bereden: Die Fülle des Lebens, der Weltkenntnis, der Weisheit konnte sich Goethe nur durch unmittelbare Berührung mit den Amtsgeschäften erwerben. Dem ist entgegenzuhalten, was Goethe selbst über diese wichtige Seite seiner Lebensgestaltung gesagt hat. Dem echten Dichter sei die Kenntnis der Welt angeboren, und er bedürfe zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung. „Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen als junger Mensch von 22 und erstaunte zehn Jahre später (in Weimar) über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen" (zu Eckermann, 26. 2. 1824). Mußte etwa Shakespeare Hof- oder Staatsbeamter werden, um die Fülle des Lebens, die politische Weisheit seiner Königsdramen zu erlangen? Hat Shakespeares jetzt mehr als dreihundertjährige Bedeutung für die Kunst, für das englische Volk das geringste dadurch eingebüßt, daß er nichts als Dramendichter und Dramendarsteller war? Und was war denn groß aus dem weimarischen Kleinstaatsdienst an Lebensfülle zu gewinnen? Als Goethes Zögling Fritz von Stein der Kleinstaaterei den Rücken wenden und in preußische Dienste treten wollte, redete ihm der Erfahrene eifrig zu: „Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern."

Goethes Gartenkunst in Ehren; aber war es mehr als ein nicht geglaubter Trost, wenn er 1777 schrieb: „Gestern fand ich, daß das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden tut: man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Äste, daß sie neue Triebe kriegen. Freilich, stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da." Aber Linden haben vierhundert Jahre vor sich, des Menschen Leben währet 70 oder 80 Jahre. Und wenn Goethe als weimarischer Staatsbeamter noch zehnfach mehr geleistet hätte, was frommt es uns, ob die Finanzen dieses Herzogtums leidlich in Ordnung gebracht, die Rekrutenaushebungen um ein geringes erleichtert wurden, — wenn wir dieses einzigartigen

Schöpfers dichterische Entwicklung in Unordnung gebracht, die Vollendung großer Werke zu ihrer rechten Zeit erschwert sehen! Hätte er wenigstens menschliches Glück, Herzensbefriedigung, sichtbare Früchte seines Beamtentums erlebt. Aus seinen eigenen zahlreichen Äußerungen wissen wir das Gegenteil. Als Fünfundsiebzigjähriger hat er zu Eckermann bekannt: „Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert!"

Oder hat er durch seine Ministerschaft auch nur seinen „historischen Horizont erweitert", wie man das genannt hat —? Aber das großartige geschichtliche Weltbild im Götz hatte ja ein Jüngling entworfen, der nie den Fuß in eine Staatskanzlei gesetzt. Mit dem Egmont steht es ebenso. Welche historische Horizonterweiterung hingegen weisen alle politischen Dramen auf, die Goethe als weimarischer Minister geschrieben hat? Der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Natürliche Tochter, Epimenides? Hatte etwa Schiller am Hofe oder in einer Amtsstube leben müssen, um Don Carlos, Wallenstein, Marie Stuart, Demetrius zu dichten? Und wie steht es mit den weltgeschichtlichen Dramen von Kleist und Grillparzer, um nicht wieder von Shakespeare zu sprechen? Hatte Goethe aus seiner lebenslangen Befassung mit den Staatsgeschäften, gelegentlich selbst mit der großen Politik, wie bei den Verhandlungen über den Fürstenbund, gelernt, die Stimmung und die Kraft des deutschen Volkes gegenüber Napoleon richtig zu beurteilen? Waren ihm darin nicht die von Napoleon und von Goethe gleich sehr mißachteten deutschen „Ideologen" ohne politische Schulung weit überlegen gewesen?

So sei denn abschließend über Goethes Beamtentum gesagt, was das vor aller Augen liegende fertige und unfertige Ergebnis jenes Zeitraums bezeugt: Deutschlands größter Dichter hat elf der schaffenskräftigsten Mannesjahre, die Zeit des Aufstiegs zur Mittagshöhe des Lebens, vom 26. zum 37. Jahre, künstlerisch kaum halbgenützt verstreichen lassen, um ein Kleinfürstentum von 100000 Seelen leidlich verwalten zu helfen.

Krieg und Frieden.

Noch wiegt sich sonnend überm Wälderzuge
Frühseinsamkeit in ungetrübter Ruh.
Der alte Thiel zwar geht schon hinterm Pfluge,
Doch geht er leis, und er gehört dazu.

Sonst baumt der Weih nur auf der Krüppelweide,
Der Hase hoppelt harmlos durch den Klee,
Und aus der Schonung über Feld und Heide
Äugt schüchtern windend ab und zu ein Reh.

Da kann der Friede ungeängstigt wohnen! —
Doch horch!
Zyklopisch hämmert's durchs Revier.
Laut dröhnend schwingt der Brummbaß der Kanonen
Vom Tegler Schießplatz dumpf sich bis zu mir!

Und vor dem Leben dieser stillen Heide,
Durch das die Tage wie die Rehe gehn,
Seh' plötzlich ich in rauhem Eisenkleide
Ein andres Leben hoch und trotzig stehn.

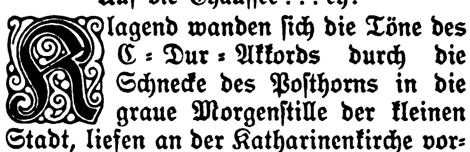
Das ist nicht sanft, das trägt den Helm verwegen
Und seine Augen blitzen, wenn es stürmt!
Und in der Faust wiegt es den Siegfriedsdegen,
Der diesen Frieden erst erschuf und schirmt!

Georg Busse-Palma.

Die Landfahrt des Herrn Thaddaeus.

Von Johannes Höffner.

Ach Du mein lieber Gott,
Muß ich schon wieder fort
Auf die Chaussee —
— — — — — — — —
Auf die Chaussee . . . eh!



Klagend wanden sich die Töne des C = Dur = Akkords durch die Schnecke des Posthorns in die graue Morgenstille der kleinen Stadt, liefen an der Katharinenkirche vorbei die enge Straße entlang, schwangen sich an der Ecke über einen saubergestrichenen grünen Staketenzaun mit weißen Spitzen, über Rosen und Malven und schwebten an den niedrigen Fenstern des himmelblaugetünchten Häuschens im Hintergrunde auf und nieder ... auf die Chaussee ... eh ... auf die Chaussee ... eh!

Da ging die Tür; das dünne, blecherne, magere Bimmeln der Klingel verschlang die schönen, vollen, wohlklingenden Töne des Posthorns, und Herr Thaddaeus, der Stadtschreiber, schob seine braunrote Reisetasche mit dem gestickten Spitz unter dem Bon voyage durch die Öffnung. Dann kam er selbst, groß, hager, schlenkrig, halb Schneider, halb Künstler von Ansehen, und hinter ihm Alwine, geborene Guderian, sein Eheweib, die große Tüllhaube auf dem runden Kopf mit langen breiten Bändern unter dem Doppelkinn zusammengebunden, in der Morgenjacke aus rosa Flanell und dem gleichfarbigen und gleichartigen Unterrock, der bei angemessener Wölbung, denn Frau Thaddaeus war gut bei Sache, die festen auf Hausfrauentüchtigkeit und ehrsames Regiment deutenden Knöchel freiließ.

Mit Ernst und Bedacht beugte sich Thaddaeus zu ihr nieder und drückte feierlich und mit fast bräutlicher Scheu den Abschiedskuß auf ihre dicken, roten Lippen. Darauf schritt er die steinerne Treppe hernieder aus dem Garten auf die Straße, während sein Gemahl sich mit dem Handrücken über den roten Mund wischte und ihm nachrief: „Daß Du mir gesund wiederkommst, Thaddaeus!" —

Herr Thaddaeus war der einzige Passagier. Er verkörperte heute gewissermaßen die Reiselust und den Bildungsdrang der ganzen Stadt.

Langsam rumpelte der Postwagen über das Pflaster. Oben im Netz schaukelte die Reisetasche. Die Maschen zogen sich über die rosa Schnauze des Spitzchens wie ein Maulkorb. Thaddaeus konnte das nicht mit ansehen. Denn obwohl das Tier nicht lebendig war, tat es ihm leid, da er ein großer Tierfreund war. So drehte er die Tasche auf die andere Seite.

Danach setzte er sich wieder auf das graue abgenutzte Polster und ließ die Blicke abschiednehmend rechts und links gehen.

Da war das Rathaus. Vor dem Fenster seines Zimmers das Rouleau heruntergelassen, das auf ultramarinblauem Grunde eine stolze Ritterburg zeigte. Er grüßte mit kaum merkbarem Kopfnicken hinüber und ließ einen leichten Seufzer über die schmalen Lippen gehn, von dem es ungewiß war, ob er Erleichterung ausdrücken sollte oder Wehmut. Dann kam die ‚Goldene Traube', darin des Thaddaeus Stammtisch stand. Er seufzte wieder, und diesmal war es ohne Zweifel ein Seufzer heimlichen Schmerzes. Denn wenn Thaddaeus auch kein Fresser und Säufer war, so hatte er doch die ‚Goldene Traube' als stillen Hafen und Zufluchtsort kennen gelernt, wenn daheim seine Alwine ein wenig stark ins Regieren kam.

Da fuhr in seine wehmütigen Abschiedsgedanken der letzte Abschiedsgruß des Postillons, eine kurze, schmetternde Fanfare, und dazu begegnete dem Wagen der erste Mensch, Röschen, des Türmers Töchterlein, und sie lachte Thaddaeus zu, schwenkte Röckchen und Zöpfchen, und Thaddaeus wurde froh und guter Dinge, denn eine solche Begegnung mußte seiner Reise Glück bringen. Nun ging's in schlankem Trabe die Chaussee entlang.

Hoch oben in der Höhe des Himmels wogte rötlich und golden schon das Licht; über den weiten, ebenen Feldern lag der feine, silbrige Sommermorgendunst; ein

paar Krähen flogen, ein Fuchs schnürte über den Acker, und dann schossen die Strahlenbündel der Sonne wagerecht über das Land, über die zarten, grünen Spitzen des Roggens, über Flachs und Klee und das Posthorn empfing sie weihevoll, andächtig:

Die Sonn' erwacht.
Mit ihrer Pracht
Erfüllt sie die Berge, das Tal!

Und da stieg in Thaddaeus etwas hoch, aus dem Herzen stieg es warm und weich wie Blut. Er wußte nicht wie ihm wurde. Er schlug die Hände vor das hagere Gesicht, als wollte er alle Lust und Seligkeit in sich zurückdrängen.

Ach, wie das tat! So in die Frühe hinaus und in Gottes freie Natur! Jahr für Jahr hatte er gesessen oben auf dem Rathaus, über das Pult gebückt Buchstaben an Buchstaben gereiht; der Frühling war gekommen und gegangen, der Sommer mit seiner Flut von Licht und Farbe auch, die Lerchen hatten gesungen und die Finken geschlagen, und er hatte gesessen und geschrieben, viele schöne, kostbare Jahre seines Lebens. In der Jugend, ja da war er wohl mit Ranzen und Wanderstab aus dem Heimatstädtchen hinausgepilgert in Gottes schöne Welt, hatte die dunklen blauen Augen zwischen Erde und Himmel auf- und niedergehen lassen, die bunten Blumen an den staubigen Hut gesteckt, und was da draußen sang und klang, in wundersüßen Melodien in seinem Herzen gefangen.

Aber als dann das Glück seines Lebens kam, wie die Leute sagten, als die nahrhafte Stelle und das reputierliche Amt eines Stadtschreibers daheim ihm in den Schoß fielen und damit die Pflicht der Dankbarkeit, seines Vorgängers Tochter, nach altem Brauch zu ehelichen; als das blaue Häuschen mit dem grünen Staketenzaun als Heiratsgut sein eigen ward — da hatte er begraben müssen, was seiner Jugend Traum und Sehnsucht war. Denn seine Alwine hatte kein Verständnis für die heimlichen und zarten Tiefen seiner Seele. Sie war für das Praktische und von Anfang an streng darauf bedacht, das überkommene Erbteil zu erhalten und zu mehren.

Zuerst sagte sie: „Denke doch, Thaddaeus, wir müssen für unsere Kinder arbeiten!" Und als Jahr um Jahr keins kam, und sie schließlich sich damit abfinden mußten, ohne Kinder zu bleiben, fand sie den anderen Spruch: „Thaddaeus, denke, wenn wir alt werden und sollten betteln gehn!" Und sie arbeitete und raxte, von früh bis spät, und Thaddaeus mußte mitarbeiten und raxen, wenn er vom Rathaus kam, nur daß er hin und wieder einmal in die ‚Goldene Traube' durfte, aber nicht lange.

Und Thaddaeus trug das Joch der Ehe als etwas Selbstverständliches und Süßes, trug es mit Behagen und heimlicher Wollust. Wenn er des Sommerabends mit seiner Alwine in der Fliederlaube saß und den Duft der Blumen einsog, der dem kleinen Hausgärtchen entströmte, oder wenn des Winters, wenn der Nachtfrost in den Balken krachte, mit ihr hinter dem warmen Ofen hockte, seine Pfeife rauchte und den heißen Kaffee trank — so recht gemütlich, so recht bürgerhaft, dann pries er wohl im stillen sein Geschick, das ihn zu einem so behaglichen Leben verholfen hatte.

In den ersten Jahren zuckte es in seiner Seele noch hin und wieder auf, wie ein Schmerz, ehe er sich zur Ruhe legt. Und oft in den lebendigen Frühlingsnächten, wenn der Vollmond weich und warm und gelassen über die flimmernde Erde zog und von irgendwoher die Klänge des Posthorns den Weg über Dächer und blühende Bäume zu ihm in die enge Kammer fanden, dann kam aus seiner Seele Gründen mit Sehnsucht und Fieber ein Locken, ein Drängen:

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand,
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir vor Liebe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht,
Ach, wer da mitfahren könnte
In der lieblichen Frühlingsnacht.

Und dann wälzte er sich herum und seufzte so laut und tief, daß Alwine rief und fragte: „Fehlt Dir etwas, Thaddaeus?" Er aber sagte mit verlorener Stimme: „Ach, ich seufzte nur so, Alwine."

Mit der Zeit aber wurde in seinem Herzen alles still und tot, tot und still, und mochten rings in den Feldern die Lerchen emporsteigen und hoch über seinem blauen Häuschen stehn, er brauchte jetzt sein Herz nicht mehr festzuhalten wie früher — er hörte nicht die Lieder, die ihn lockten.

Nun saß Herr Thaddaeus und hielt die Hände vor das Gesicht geschlagen und die Augen fest geschlossen, und aus der Finsternis lösten sich mit purpurnem Licht Bilder, Gestalten, Landschaften mit Sonne, Mond und Sternen, standen Gefühle auf, Erinnerungen, Erlebnisse; Träume rauschten auf ihn zu wie ein Strom in blauen, grünen, goldenen Reflexen, und er wußte nicht, was das bedeute und wie ihm geschah. Allmählich, ganz allmählich fand er sich zurecht. Er ließ die Hände schlaff in den Schoß fallen, als wollte er sich ohne Bedingung in all das Wunderbare ergeben, das auf ihn zukam. Er war wie ein Vogel, der sich der geschenkten Freiheit zuerst nicht bewußt werden kann, bis er merkt, daß sein Traum Wirklichkeit ist, und er auf und davon fliegt. —

Immer weiter ging es in den lachenden, singenden Morgen hinein, und immer froher und feierlicher wurde dem Herrn Thaddaeus zu Sinn. Tausendmal segnete er den alten Oheim Maximilian, seines Vaters Bruder, daß er endlich und ohne Weib und Kind eines geruhigen Todes verblichen war. So war Thaddaeus, der außer dem, was er an seinem Leibe trug, in seine Ehe nichts mitgebracht hatte, als ein Bett und einige Wäschestücke aus grober Leinwand, einen langschößigen schwarzen Staats- und Bräutigamsrock und mehrere nicht mehr ganz einwandfreie Beinkleider, durch den letzten Willen des Verstorbenen mit einemmal zu einem ansehnlichen Vermögen, zu einer stattlichen Wassermühle und reichem Grund und Boden gekommen. Nun reiste er, sein Erbteil zu besehen.

Es hatte ihn Überwindung gekostet, allein zu fahren. Aber Alwine wollte nicht mit, denn es wurmte sie trotz aller Freude über den Vermögenszuwachs im Innersten, daß mit der Erbschaft das Schwergewicht der Ehe zu ihrem ungunsten nach der Seite ihres Thaddaeus hin sich verschob und daß sie ihm, wenn er auf einer Unbotmäßigkeit betroffen ward, nicht mehr so nachdrücklich als sonst vorzuhalten vermochte, daß er doch ein armer Schlucker gewesen sei.

Und wie er so daran dachte und sich vorstellte, sie könnte nun neben ihm auf dem grauen Polster sitzen und Betrachtungen anstellen über die Kosten, die solch eine Reise mache und was man alles für das schöne Geld hätte haben können —, dann segnete er auch seine Alwine, daß sie zu dem erfreulichen Schluß gekommen war, daheim zu bleiben.

⌘ ⌘ ⌘

Thaddaeus lag in rosigem Schlummer und schlief tief und fest und schnarchte auch ein wenig. Durch einen Spalt des roten Fenstervorhangs fiel ein Sonnenstrahl ins Zimmer, und der Morgen war schon vorgeschritten. Aber Thaddaeus wachte nicht auf, denn er war erst spät angekommen, und die Reise hatte ihn ermüdet.

Ein großer Brummer summte zwischen den Wänden umher, stieß mit dem dicken, stahlblauen Kopf bald hier an, bald dort, fiel schließlich auf das rot- und weißgestreifte Oberbett und kroch von hier auf des Thaddaeus' friedliches Gesicht. Und als nun ein Kitzel über die Muskeln der Stirn und Nase lief, daß sie automatisch auf- und niederzuckten, wich der süße Schlummer langsam und widerwillig, und im Dämmerzustand des Erwachens war ihm, als führe, wie sie das liebte, Alwine mit rauh gearbeitetem Finger ihm schelmisch unter der Nase fort; dazu wiegte ihn in sanften Schütterungen des Hauses, bei denen er am Abend zuvor so sanft entschlummert war, das schwingende Mühlrad, und das monotone Klappern klang ihm wie das gewohnte: Thaddaeus steh auf, Thaddaeus steh auf! Und so reckte und dehnte er sich, daß die Lagerstatt in allen Fugen krachte, denn sie war etwas zu kurz, warf sich erst auf die eine, dann auf die andere Seite und sagte: „Ja, Alwine, gleich.“ Dann langte er mit der Hand über den Bettrand hinaus nach der rechten Seite, aber er griff ins Leere, blinzelte und merkte, daß die Hausfrau nicht dastand, daß er nicht daheim, sondern in der Fremde war, und ward mit einemmal hell und wach; es war ein Jauchzen in ihm, eine Freude am Tag und am Leben, genau so und größer noch, als wie gestern in der Postkutsche.

So sprang er mit den langen, dünnen, spillerigen Beinen aus dem Bett, tapste vorsichtig auf den weißgescheuerten, kühlen Dielen zum Fenster hin, steckte den Kopf durch den Vorhang und sah aus dem Giebelstübchen hernieder auf den Hof, von dem zwischen dem Rauschen des Wassers und

dem groben Takt der Mühle hindurch allerhand Federvieh seine Stimmen erhob.

Zuerst konnte er vor lauter Sonnenschein und Himmelsblau nichts sehen. Es war ihm wie flimmerndes, kristallenes Wasser. Dann aber lösten sich Formen und Farben los. Bunte Tauben sah er durch die Luft fahren, auf und nieder und zu Boden schießen und unter das Hühnervolk sich mischen. Und mitteninne in dem Gewimmel stand eine Jungfer in rotem Röcklein, das frische, gesunde Gesicht von einem Kranz blonder Flechten umrahmt, und streute dem Getier Futter. Ihren Lieblingen besonders, und einen schönen, stolzen Tauber mit würdevollem Kopf und weißer Weste ließ sie aus der Hand fressen.

Thaddaeus trat vor lauter Wonne wie in Zeiten der Kindheit von einem Bein aufs andere. Denn er liebte Tauben über alles: ihr Gurren, ihr Schnäbeln und Liebesspiel, ihre stillen, leisen, trippelnden Füßchen, die runden Augen, die weichen, bunten Federn. Etwas Menschliches, Zärtliches hatten sie für ihn, und wenn er in der Zeit, da er noch jung war, von seines Vaters Schlag heimlich eine gegriffen, hatte er sie gegen die Wange gedrückt und liebgehabt wie einen Menschen.

Und wie er daran dachte, kam seine ganze Jugend aus dem Dunkel herauf, und es schütterte ihn, daß ihm eine Gänsehaut über den ganzen Körper lief.

Indem schüttete das Mädchen aus der Metze die letzten Körner und warf von ungefähr ihre blanken Augen zu dem Giebelstübchen des Thaddaeus empor, neugierig, ob der Gast ans Aufstehen dächte.

Da wurde Thaddaeus über und über rot, und obwohl von ihm nichts zu sehen sein konnte als ein kleines Stück Nase, schämte er sich doch, daß er nackend war, trat schnell zurück, ließ wie schuldbewußt seinen Blick an dem groben Hemd und den dürftigen Beinen herniedergleiten und setzte sich sinnend auf den scharfkantigen Rand des Bettgestells.

Er seufzte ein paarmal laut und tief, begann sich anzukleiden und dachte dabei in stiller Andacht an Alwine. Weniger aus einem innern Bedürfnis heraus, als weil das Gefühl sich auf ihn legte, daß sie ihn geheimnisvoll umschwebe und acht habe auf seine verborgensten Gedanken.

Und plötzlich horchte er hinter sich, hielt im Anziehen des blauen Strumpfes inne und schielte bestürzt über die rechte Schulter. War das nicht das schlürfende Geräusch ihrer Pantoffeln? Sie kam; sie war da; sie würde die Kaffeemühle bringen: „Hier, Thaddaeus, mahl' mal."

Er duckte sich; er lauschte zwei Atemzüge lang oder drei, wurde seines Irrtums gewahr, fuhr erleichtert in dem begonnenen Geschäfte fort und gewöhnte sich allmählich daran, allein zu sein wie ein Junggeselle. Und da er nichts zu versäumen hatte, auch von niemand gedrängt und getrieben wurde, gab er sich einer wohligen, zerstreuten Gemächlichkeit hin, verhalf dem Brummer, der inzwischen in der Waschschüssel einen traurigen Tod gefunden hatte, zu einem ehrlichen Grab auf dem Trocknen, brachte dann das kleine, kaum fingernagellange Fischchen, das aus dem Mühlenbach in die Schüssel gekommen war, in die Wasserflasche und freute sich eine lange Weile an dem lustigen Tierchen.

So kam er wohl eine Stunde später, nachdem das Mädchen ihn an dem Fenster erblickt hatte, zu den Pachtleuten nach unten.

⌘ ⌘ ⌘

Herr Thaddaeus lebte die Tage der Freiheit mit Verstand und Kunst. Wie den edlen Achtundvierziger, den er alljährlich an seinem Hochzeitstage, als aus einem guten Anlaß, in der ‚Goldenen Traube' sich kredenzen ließ, hielt er sie gegen das Licht, ließ die helle Sonne darin spielen, sog den Duft tief in die vertrockneten Lungen, schlürfte sie mit Bedacht und süßem Behagen und ward fast trunken davon. Und wie er den Wein Schlückchen um Schlückchen über den Adamsapfel rollen ließ, so genoß er, was ihn hier wie ein Stück Unwirklichkeit beschieden war, in den einzelnen Portionen selig zugewogener Stunden. Es war auch nicht eine, die er nicht ausgesogen hätte, wie eine Biene den Nektar aus den Kelchen des Nachtschattens.

Am Morgen war sein Platz in der Buchenlaube hinter dem Haus, wo die bunten Sommerblumen, Rittersporn und Eisenhut, Akelei, Mohn und Flammende Liebe, wie ein Teppich aus Morgenland sich breiteten und hinter Buschwerk das Mühlrad rauschte und ging, daß über den grünen Blättern das sprühende Wasser in der blin-

kenden Sonne mit den sieben Farben des Regenbogens stand. Dann kam das Mariechen, die blonden Zöpfe im Kranz um das frische Gesicht gelegt, in dem Röckchen, das rot war wie Feuermohn, und deckte den Tisch mit dem groben, grauweißlichen Tuch, brachte Kaffee und Milch, Butter, Honig, Eier und Schinken, und Thaddaeus dankte ihr und lächelte, sah ihr nach und ließ sich's schmecken. Danach ging er über den Hof, sah der Müllerin zu, wie sie das Futter für das Vieh stampfte, stieg in die Mühle und beobachtete, wie das Korn aus dem Trichter auf die Steine rieselte und das Mehl in dem Mehlgang gesiebt und geschüttelt ward, besuchte die Kälber in den Ställen und ließ sie an seinen Fingern saugen, verbrachte ein halbes Stündchen und mehr mit den Hühnern und Tauben, wandelte aufs Feld zwischen den Äckern hindurch, maß die Ähren und Halme, suchte im Klee Vierblätter, stand hier ein wenig still und dort ein wenig, ließ die Augen über das Grüne und Gelbe und Braune wandern, freute sich des schönen Besitzes und segnete immer wieder den alten Maximilian tausendmal.

Nach dem Essen hielt er ein wenig Mittagsruhe im Grase neben dem Kätzlein und dem Spitz, danach wandelte er den Bach entlang, den hüpfenden Wellen und spielenden Fischchen nach, auf dem weichen Wiesenpfad in den kühlen Buchenwald, darin der Kuckuck rief und die Drossel schlug.

Hoch oben, wo die lichtgrünen Zweige ins Blaue wachsen, hing er seine Träume auf und achtete der Zeit nicht, bis der Himmel im Perlmutterglanz des Abends schimmerte und aus der Ferne ein Betglöckchen zur Heimkehr mahnte. Und wenn die Nacht kam, tat er in seinem Giebelzimmer das Fenster weit auf, daß der würzige Brodem der Erde hereinkäme, setzte sich davor, sah den Mond steigen und die Mücken über die gelbe Scheibe tanzen, hörte, wie am Wasser die Nachtigall zu dem Rauschen des Rades sang, und wartete der Müdigkeit, die unten aus den Büschen heraufschwebte und so sanft und leise ihn umfing, wie einst zur Kinderzeit. —

So ging es Tag um Tag. Die Sonne trank alle Wölkchen, die sich über den Himmel wagten, und alles streckte sich und wuchs dem Lichte zu.

Auch Herr Thaddaeus bekam von dem Himmel und Sommerregen seinen Teil.

Die bläßliche Stuben-, Staub- und Aktenfarbe seiner Wangen wandelte sich zunächst in ein sanftes Rosenrot, dann zusehends in ein männliches Braun; das hagere Gesicht begann sich zu runden, all die vorzeitigen Fältchen schwanden dahin, als wären sie verplättet, die Brust wölbte und weitete sich, der Gang wurde schneller, elastischer, und alles schwand dahin, was den Herrn Thaddaeus vordem einem asthmatischen Schneider hatte ähnlich erscheinen lassen. Er war wie ein Baum, in den der Frühlingssaft steigt und die winterdürren Zweige füllt und strafft.

Er war sich selbst wie ein Wunder und fühlte immer wieder des Morgens seine Beine und Waden an, die so rund und fest zu werden versprachen, wie die seines würdigen Vorgesetzten und Brotherrn, des kleinen kernigen Bürgermeisters. Er strich und klopfte sich, zog die Arme an die Brust und streckte sie mit kräftigem Ruck vorwärts und rückwärts und freute sich der neugewonnenen Manneskraft.

Alwinen freilich, wenn sie ihn so gesehen hätte, wäre der Schreck in alle Glieder gefahren; nicht als ob sie ihrem Thaddaeus den Zuwachs an Fleisch und Frische und Männlichkeit nicht gegönnt hätte, aber in den dunkelblauen Augen lag jetzt etwas von Freiheitsdurst und Tatendrang und von dem wollüstigen Triumph eines Pantoffelhelden, der ins Land der Freiheit eilen will.

Es war so. Thaddaeus fühlte sich. Das Bewußtsein, Herr sein zu dürfen, und Menschen in Abhängigkeit von seinen Wünschen und Entschließungen zu wissen, ging ihm süß ein wie Honig und kitzelte ihn. Und war das zuerst nur eine dunkle Empfindung gewesen, so war es immer mehr zu einem erkannten und geschätzten Genuß geworden und offenbarte sich den Müllersleuten gegenüber als eine gesetzte und wohlwollende Gütigkeit. Und dann kam eines Tages die Erkenntnis über sein Verhältnis zu Alwine, über die Härte und Unwürdigkeit des Joches, das sie ihm auferlegt und das er bisher in Verkehrung der gottgewollten Natur geduldig, aber schmachvoll genug getragen hatte, über ihn wie ein wolkenzerreißender Blitz.

Herr Thaddaeus hatte in der Laube seinen Morgenimbiß eingenommen und sich danach von der Müllerin Erbsen und Gerste für das Federvieh erbeten.

Nun wanderte er, aus der Futtermetze sparsam die Körner streuend, den sanft gespitzten Lippen zärtliche Flötentöne entlockend, gemessenen Schrittes vor dem Schlage auf und nieder.

Oben vom Flugbrett äugte der Tauber mit der weißen Weste, der ihm schon ebenso zutraulich aus der Hand fraß, wie dem Mariechen. Reichlicher rollten die Erbsen über den Boden. Etliche Hühner fanden sich ein. Thaddaeus pfiff lauter und lockender. Die eingezogenen Wangen vibrierten heftig hin und her, bis endlich die bunte Schar vom Dachfirst und von den Stangen sich löste und Thaddaeus sie unten am Boden vor seinen Füßen beisammen hatte.

Dann schüttelte er die letzten Körner aus der Metze, setzte sich auf einen Pflug, faltete die Hände und sah mit einem verklärten Ausdruck in den runden Augen dem trippelnden und pickenden Völkchen zu.

Aber eigentlich umfaßten sie nur den Tauber, der so schön und so stolz war, wie er noch nie einen gesehen. Wie das schwarze, orangerot umrandete Auge leuchtete! Wie Kropf und Brust sich wölbten, wie selbstbewußt sein Schreiten war. Streichelnd gingen seine Blicke über das graublaue, schillernde Gefieder, über den stolz gewölbten Kropf, und als ob der Tauber es merke, trippelte er noch selbstbewußter einher, gurrte er noch lauter und gebieterischer und ließ das dunkle, orangerot umrandete Auge majestätisch fast über seine Untertanen gehen. Wohin er kam, tänzelten ihm die Täubchen kokett aus dem Wege, machten die anderen Tauber ihm ehrerbietig Platz. Und ebenso wie er des Abends, wenn sein Volk zu Nest flog, acht gab, daß alles ordentlich und ehrbar zugehe, und die Jungen sich nicht vor den Alten in den Schlag drängten, so sah ihn Thaddaeus auch jetzt seines Amtes walten, einem jeglichen sein Teil zumessen und bald hier, bald da mit der Schärfe seines Schnabels einschreiten.

Thaddaeus beobachtete das alles mit einem Gefühl von innerstem Wohlbehagen, mit einer Art von Genugtuung. Der Tauber war ihm das Bild edler, kraftvoller Männlichkeit, die von Gottes und Rechts wegen zur Herrschaft über Weiber und Schwächlinge berufen war. ‚Ja!‘ sprach er bei sich selbst und stand auf. ‚Das ist ein rechter Tauber, und so sollte man auch sein.‘ Und in einer ihm höchst unerklärlichen Ideenverbindung gingen seine Gedanken zu seiner Alwine und betasteten vorsichtig, behutsam, fast ängstlich, die heikle Frage, wie denn eigentlich in seiner Ehe Regieren und Dienen abgewogen sei. Tief mit diesem Problem beschäftigt, den Kopf nachdenklich auf die Brust geneigt, die er in unwillkürlicher Nachahmung des Taubers mit einer gewissen Anstrengung rund heraus wölbte, die leere Metze sorgsam in der Linken tragend gleich einem Seidenhut, wandelte er langsam über den Hof, ohne in seiner Verlorenheit zu merken, daß er in die Runde ging. Und wer weiß, Herr Thaddaeus wäre vielleicht noch lange so dahingedämmert, wenn nicht eine graue Henne sich ihm in den Weg gestellt und laut gekräht hätte.

Thaddaeus erschrak, und indem er sich noch über diese Verkehrung der Natur verwunderte, rief vom Stall her das Mariechen mit Schelmerei und Lachen:

„Kräht die Henne, schweigt der Hahn,
Ist der Hausstand übel dran.“

Und da war in des Thaddaeus Gehirn urplötzlich alles klar und gelöst. Das Mannestum in ihm stand auf und schwur, das Regiment daheim an sich zu reißen, es komme, was da wolle.

Und noch ein anderes nicht minder wichtiges Erlebnis war dem Herrn Thaddaeus an diesem Tag beschieden und bestimmt, die Revolution in seinen Gefühlen vollkommen zu machen.

Am Nachmittage wanderte er in den Wald. Aber er ging nicht die bekannten und gewohnten Wege, sondern, als ob er sich schon jetzt in einen kräftigen Widerspruch zu einem anderen Willen setzen müsse, suchte er, wie es gerade kam, auf Richtsteigen und Wildpfaden den Forst zu durchqueren. Dabei traf er mitten auf einem grasbewachsenen Platz eine weithin schattende Buche, die wohl viele hundert Jahre alt und in ihrer Rinde mit vielen hundert eingeschnittenen Namen und

Herzen bedeckt war, alten und neuen. Die alten groß herausgequollen und grau von feinem Moos, die neuen in dem weißen, bloßen Stammholz schimmernd, hier und da noch blutend.

Thaddaeus stand starr wie vor einem Baume der Erkenntnis. Brennend rot schienen ihm die Herzen zu flammen; eine Glut, heiße, glühende Liebe, schlug ihm hier in der Waldeseinsamkeit entgegen; das tiefste Weh seines Herzens, das er bisher mit sich herum getragen hatte wie eine schleichende, unerkannte Krankheit, wurde bloß gleich einer aufbrechenden Wunde, und bitteres, salziges Wasser schoß in seine Augen. All die vielen, die hier gestanden und Küsse und Schwüre getauscht, sie hatten das Süßeste und Seligste mit jungen roten Lippen aus dem goldenen Kelch des Lebens getrunken. Und ob es nur auf Augenblicke gewesen wäre, ob sie die schütternden Wonnen mit tausendfachem Weh hätten bezahlen müssen, sie hatten doch getrunken, sie hatten gelebt, geliebt! Und er? Jetzt wußte er's. Er hatte gedarbt, gehungert, gedurstet all die Jahre lang, und kein Tröpfchen vom Zaubertrank der Liebe war auf seine wartenden Lippen gefallen. Zeit und Liebe waren vorübergezogen, und er war ungesegnet geblieben. Und wie es in ihm fraß, daß er um die besten Jahre seines Lebens betrogen sei, wandelte sich sein Herzensjammer in heftige Anklage gegen die, unter deren Joch er gekrochen war, und soweit sein sanfter und nachgiebiger Charakter dazu neigte, erfaßte ihn etwas wie Haß und Wut gegen seine Alwine.

⌘ ⌘ ⌘

Seit diesem Tage ging in Thaddaeus etwas vor. Das Blut floß heiß und rasch im Kreise. Er stand länger als sonst bei den Tauben still und sah ihrem Liebesspiel, ihrem Werben und Schnäbeln zu, und absonderliche Gedanken kamen ihm in den Sinn. War er denn schon zu alt? War er in der frischen, starken Luft des Landes nicht wieder jung und heißblütig geworden? Warum sollte er nicht jetzt noch, warum sollte er nicht einmal in seinem Leben von der Tafel der Freude und Liebe nehmen, soviel seine ausgedorrte Schreiberhand greifen und fassen konnte? Er schlief nicht mehr so ruhig und fest wie sonst. Bis an den frühen Morgen lag er oft wach, und wenn er durch die tauige Nacht das Schluchzen der Nachtigall hörte, wurden seine Sehnsucht und sein Liebesdurst so groß, daß er glaubte, die Brust müßte ihm springen.

Und des Tages kamen ihm leichte, lose Lieder, wie er sie in jungen Tagen von Wanderburschen singen gehört und auch, ohne Verständnis zwar, mitgesungen, in den Sinn und legten sich um ihn wie feuchte, warme Tropenluft, und dann stimmte er wohl unter den Buchen im Walde oder auf dem Felde im grünen Klee die Weise an:

„Ich ging in einer, gebt wohl acht!
Ich ging in einer, hübsch fein sacht!
Ich ging in einer Nacht!
Die Nacht, sie war so finster,
Hat man bedacht,
Was die Liebe macht?
Daß man kein Sternlein sah,
Daß man kein Sternlein sah.“

Ein wenig wandte sich diese im Heimlichen glühende und einen Gegenstand suchende Liebe des Herrn Thaddaeus dem einzigen weiblichen Wesen in seiner Nähe, das allenfalls in Frage kommen konnte, dem Mariechen zu. Wenn er sie in ihrem roten Röckchen über den Hof kommen sah, liefen seine schönheitsdurstigen Blicke hinter ihr her und tranken von dem Gold ihrer blonden Flechten, und des Morgens, wenn sie ihm das Frühstück in die Laube brachte und dazu knickste, ging es dem armen Thaddaeus heiß und kalt über den Rücken. Dann räusperte er sich verlegen, und anstatt sie an sich zu ziehen und der Liebe Süßigkeit von den frischen Lippen zu trinken, wie seine Phantasie ihn hatte verführen wollen, kniff er sie dann leicht und väterlich unterhalb des kurzen schneeweißen Hemdärmels in den pfirsichweichen Oberarm: „Ich danke Dir, liebes Kind.“

Und Mariechen knickste und sagte: „Bitte sehr.“

Thaddaeus aber rechtfertigte sich jedesmal vor sich selbst: ‚Sie könnte Deine Tochter sein.‘

Während Herr Thaddaeus so alle Stadien eines Liebesrausches durchmachte, ohne doch ein eigentliches Objekt für seine Gefühle zu haben, und das Feuer in ihm von Tag zu Tag verzehrender brannte, war wie ein Racheengel die Abschiedsstunde herbeigekommen. Die Stunde, vor der er gezittert

hatte, seitdem die vielen Herzen in der Buche zu seinem gesprochen hatten, und der er jedesmal gedacht hatte, wenn die plustrige graue Henne ihm in den Weg lief und die Gestalt seiner Alwine annahm. Zur Reise angekleidet, stand er vor der Tür, neben ihm der Müller, die Müllerin und Mariechen mit der braunroten Reisetasche mit dem Spitz unter dem Bon voyage. Er horchte hinaus auf das Signal des Postillons. Da kamen von fernher matt, gedämpft die Klänge des Posthorns:

Ach Du mein lieber Gott,
Muß ich schon wieder fort
Auf die Chaussee!
Auf die Chaussee!

Thaddaeus reichte den Pachtleuten die Hand, dann schwenkte er ein wenig zögernd um das Haus einen Pfad entlang, der zur Landstraße führte, und Mariechen trug die Tasche. Am Wege warteten sie, bis der Wagen kam, aber keiner sprach ein Wort. Mariechen nicht, weil sie zu schüchtern war und zu ehrfürchtig, Thaddaeus nicht, weil er mit dem Abschiedsschmerz kämpfte und dem Unbehagen, wieder heim zu müssen. So kam über dem gemeinsamen Schweigen die Kalesche in Sicht. Der Kutscher hielt. Da nahm Thaddaeus die Tasche und legte sie in den Wagen. Dann einer plötzlichen Eingebung folgend, nahm er Mariechens Gesicht zwischen beide Hände und drückte zart, fast bräutlich, einen Kuß auf ihre Stirn: „Ich danke Dir, liebes Kind."

Mariechen aber, wie sie das zu tun pflegte, wenn ihr Vater einmal eine Reise tat, warf, ehe Thaddaeus wußte, was geschah, ihre pfirsichweichen, bloßen Arme um seinen Hals und küßte ihn herzhaft auf den Mund.

Thaddaeus erschrak zuerst und erbebte bis ins Innerste. Dann aber stieg in ihm ein Jauchzen hoch in dem Himmel seiner Gefühle wie eine Lerche, und das Blut sang ihm in den Ohren. Es war nicht das Mariechen, das ihn so herzinniglich geküßt hatte: die Jugend war es, das Leben und die Liebe!

Er wußte nicht, wie er in den Wagen gekommen war, und wie durch einen Dunst sah er im Feld noch das Mariechen in dem roten Röckchen winken und grüßen. Und da er allein war, brauchte er die Wonne und Seligkeit nicht zu verschließen, von der sein Herz voll war.

Der alte klapprige Kasten wurde ihm eng und widerlich, der Drang ins Weite, nach Liebe und ihrer süßen Lust, der er noch wert und fähig war, wurde übergroß. Und als er einen Burschen und ein Dirnlein des Weges kommen sah, er mit der Sense, sie mit einem Rechen, und sie hatten sich zärtlich umschlungen und sangen, da kamen seine wogenden Gefühle zur Krisis, da kam die Erkenntnis, daß jetzt auch für ihn die hohe Zeit der Liebe angebrochen sei, und der Entschluß, das Leben zu leben und wenn die Welt unterginge.

So rief er dem Schwager aus dem Fenster zu, er solle halten, kletterte aus dem Gefährt, befahl die Reisetasche seiner Obhut: Er habe es sich überlegt, er werde nicht heimreisen, sondern vorerst noch auf Wanderschaft gehen.

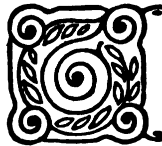
Und während der Wagen davon rollte, zog Herr Thaddaeus singend in der goldenen Sonne ins Land hinaus, dem Leben und der Liebe entgegen.

⌘ ⌘ ⌘

In dieser Zeit wand Alwine daheim eine Girlande aus Tannenreisig und brennend roten Strohblumen und umrahmte die braune, eisenbeschlagene Tür des blauen Häuschens damit, und in der Nachbarschaft lief die Rede von des Herrn Thaddaeus Heimkehr um.

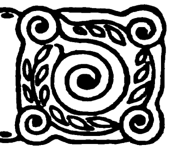
Der Abend kam und der Postwagen, aber Herr Thaddaeus war nicht darin.

Frau Alwine, die ihn vor der Posthalterei erwartet hatte, zog mit hastigem Griff das graue Umschlagetuch um die rundlichen Schultern und war völlig vor den Kopf geschlagen. Das Niedagewesene der Situation verwirrte ihre Begriffe. Benommen und sinnierend setzte sie sich daheim an den Tisch und aß, damit sie nicht umkämen, die Bratkartoffeln mit saurem Hering, das Lieblingsgericht ihres Thaddaeus, allein und in sich gekehrt. Aber als sie fertig war, kam ihr der gesunde Verstand zurück. Und in gerechter Wut über den pflicht- und ehrvergessenen Ehemann sprang sie auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller in die Höhe sprangen, und rief in die Luft, als ob die Worte den Weg schon finden würden: „Trau' Dich nur heim, Thaddaeus!"



Das österreichische Tabakmonopol.

Von Balduin Groller in Wien.





Es war — ich glaube mich nicht zu täuschen — Friedrich von Bodenstedt, der das geflügelte Wort: „Die Politik verdirbt den Charakter“ zum erstenmal hat aufflattern lassen. Er hat es in ein Zeitungsprogramm hineingedichtet, hatte aber kein rechtes Glück damit. Von allen Seiten fiel man über ihn her. Er mußte klein beigeben und öffentlich erklären, daß er es nicht so, sondern so gemeint habe. Dieses geschichtliche Beispiel mahnt zur Vorsicht, und deshalb habe ich es mir noch einmal überlegt, ehe ich, wie ich ursprünglich vorhatte, mir einen analogen Satz tiefer Lebensweisheit entschlüpfen ließ: ‚Das Tabakmonopol verdirbt den Charakter.‘ Das darf man nicht sagen; es könnte einem hinterher unbequem werden, und ich bin kein Freund von Unbequemlichkeiten. Ich bescheide mich also und drücke mich so aus: das Tabakmonopol verbessert den Charakter nicht! Das, glaube ich, darf man sagen. Es ist nicht die Aufgabe des Tabakmonopols, die Menschen noch edler zu machen, als sie so schon sind, und darum wird mir das geehrte Tabakmonopol es auch nicht übelnehmen können, wenn ich der Meinung bin, daß es diese Aufgabe wirklich nicht erfüllt.

Zu diesen weisen Erwägungen hat mich eine Reminiszenz aus meiner Gymnasiastenzeit angeregt. Ich war in ein Dresdener Lehr- und Erziehungsinstitut getan worden. Wenn im Sommer die großen Ferien anhuben und alles in die Heimat strebte, wurden die Zöglinge aus Österreich und Ungarn zusammengekoppelt und einem würdigen Kandidaten der Theologie übergeben, der sie auf der Reise zu begleiten und darüber zu wachen hatte, daß sie nicht Schaden nähmen am Leibe oder an ihrer unsterblichen Seele. Unser Kandidat — er schwebt noch immer als ewiger Kandidat vor meinem Geiste — war eine Seele von einem Menschen, grundgütig und von exemplarischer Sittenreinheit, überhaupt keiner Sünde fähig. Er fuhr also mit uns, aber immer nur bis zur nahen Grenze, bis Bodenbach, d. h. er fuhr ja auch noch weiter bis nach Wien und nach Budapest, nur nicht mit uns. Weiter mußte er sich schon allein behelfen. Das kam so: Dem lieben Kandidaten lebte ein sehr lieber Freund und ebenso sanfter Amtsbruder und ebenso ohne Amt in Wien. Alljährlich hatte er nun dieselbe unschuldige Idee, dem Freunde mit einem Kistchen sächsischer Zigarren eine sinnige Überraschung zu bereiten, und — o unerforschliche Wege des Schicksals — nie ist der Wiener Kandidat dazu gekommen, eine sächsische Zigarre zu rauchen. Ich weiß nicht, ob er etwas und wieviel er daran verloren hat, aber ich habe Grund anzunehmen, daß weder der Dresdener noch der Wiener Kandidat jemals eine Ahnung gehabt haben von den grausamen Fügungen des Geschicks.

Das nämlich machte sich wieder so, und zwar in jedem Jahre auf genau dieselbe Weise: Unser Theologe teilte immer knapp vor Bodenbach den Inhalt seines Kistchens unter uns auf. Ein paar Zigarren durfte ja jeder bei sich haben, ohne gleich Zoll bezahlen zu müssen. Nach der Ankunft in Wien sollten wir sie ihm wieder in das Kistchen legen, und dann war alles gerettet und in schönster Ordnung. Nun begab es sich aber immer, daß er uns von Bodenbach ab bis nach Wien überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekam. Die Sorge um die Gepäckrevision überließen wir großmütig immer ihm ganz allein, und wenn er damit fertig war, waren wir im Trubel der Grenzstation regelmäßig schon verschwunden und in möglichst entlegenen Coupés gut untergebracht. Dort rauchten wir — eine schöne Bande! — während der Weiterfahrt die sächsischen Zigarren per Putz und Stengel auf, und in der letzten Station vor Wien wurden sie durch Ankäufe in der Bahnhofstrafik ersetzt. Der Dresdener Theologe hat nie etwas bemerkt. Er selbst rauchte nicht und verstand natürlich gar nichts vom edlen Kraut, und was den Wiener Freund betrifft, waren wir immer nur auf Vermutungen angewiesen. Wir hatten aber gar keinen Grund, bei ihm eine geringere Seelenreinheit anzunehmen.

Man sieht schon die verderblichen Wirkungen des Tabakmonopols auf den Charakter. Der sittenreine Kandidat, dessen Geschäft eigentlich die Moral war, läßt sich ohne weiteres zum Schmuggel verleiten. Von uns selbst, die wir ja auch gemogelt haben, rede ich gar nicht erst. Wir waren Weltkinder, und uns war wahrscheinlich so wie so nicht mehr zu helfen. Wenn aber das schon am grünen Holz geschah — wir waren wirklich noch recht grünes Holz —, was ist da ansonsten noch zu erwarten! Tatsächlich vermag die Steuermoral in Österreich im allgemeinen einigermaßen hohen Ansprüchen kaum zu genügen. Ich möchte niemandem zu nahe treten und werde mich hüten zu behaupten, daß wir alle mogeln, daß aber in Steuersachen die große Majorität mogelt — notabene wenn sie kann! — das steht für mich außer Frage. Dabei bin ich nicht der Meinung, daß wir an der schönen blauen Donau wesentlich schlechtere Menschen wären, als die an der — Spree. (Für die Spree fehlen mir die so beliebten treffenden und schlagkräftigen Epitheta ornantia. Strengen Sie sich doch ein bißchen an; da muß etwas geschehen. Es kann doch nicht so schwer sein. Die Donau ist ja auch

in ihrem Leben nicht blau gewesen. Also nun los! Wie wäre es denn für die Spree mit „blond und rosig“?)

Wenn es daher bei uns mit der Steuermoral schlechter bestellt ist als bei Ihnen — es ist schlechter bestellt; ich weiß es aus eigener Erfahrung und Anschauung —, so muß das doch seinen Grund haben, und ich denke, man wird nicht groß irren, wenn man den Grund in der Steuer selbst, richtiger im Steuersystem, sucht. Der Mensch, der das Gefühl hat, daß ihm fortgesetzt unrecht geschieht, und der schließlich kein anderes Mittel sieht sich zu verteidigen, sich des Unrechts zu erwehren, dem wird die innere Stimme des kategorischen Imperativs nur allzu leicht und zu lockend ertönen: o, mogle Du auch! Es ist eine allgemein verbreitete empirische Weisheit in Wien, seine Steuer niemals pünktlich zu bezahlen. Man wartet immer erst den Zahlungsauftrag in zweiter und dritter Auflage und die Androhung der Pfändung ab, bevor man bezahlt. Der Glaube sitzt in der Bevölkerung unausrottbar fest: wenn man pünktlich bezahlt, dann glauben die bei der Steuer gleich, daß es einem sehr gut gehen müsse, und dann wird man für das nächste Jahr erbarmungslos gesteigert. Daß eine solche Legende sich bilden konnte, das, meine ich, spricht doch Bände.

Etwas besser ist es ja nun geworden seit der großen Steuerreform, aber eine Steuer ist leichter zu reformieren, als ein Steuerträger, und bis man das, was der sich einmal in den Kopf gesetzt hat, aus diesem wieder herausbringt, das braucht seine Zeit. Das Tabakmonopol zumal stammt aus der schlimmsten Zeit des Absolutismus und des Spitzeltums, aus dem Jahre 1850, eben da die Revolution und alle freiheitlichen Regungen niedergeschlagen worden waren. Da galt es schon als ein Zeichen edler freiheitlicher Gesinnung, wenn man versuchte, dem Staate ein Schnippchen zu schlagen. Im Ungarlande, mit dem die staatsrechtlichen Beziehungen noch nicht so geregelt waren wie heutigentags, gebot es einfach der Patriotismus, nur geschwärzten „jungfräulichen“ Tabak zu rauchen und Steuern überhaupt nicht zu bezahlen. Es begreift sich, daß man von alten lieben Gewohnheiten nur schwer läßt — nicht nur im schönen Ungarlande.

Das Tabakmonopol bringt dem österreichischen Finanzminister jährlich eine hübsche Summe ein; dermalen: 236 Millionen, genau 236259000 Kronen. Wenn man sich die Größe dieser Zahl zu Gemüte führt, kriegt man doch einigen Respekt vor der Majestät des Tabakmonopols. Im eisernen Bestand unseres Vermögens an Respekt ergibt sich deshalb doch noch keine Konfusion. Was dort zuwächst, geht auf der anderen Seite ab. Der Respekt vor der gens humana, die das leistet — ich gehöre auch dazu —, nimmt indes ab. Es ist schwer, ein beinahe beleidigendes Lächeln zu unterdrücken, wenn man sich vorstellt, wofür eigentlich diese ungeheure Summe aufgebracht wird. Ich möchte nicht Moral sieden und erkenne ohne weiteres auch die Berechtigung der Genußmittel an. Das Leben ist schwer genug. Zu einer vita vitalis brauchen wir die Genußmittel wie einen Bissen Brot, und wir können an den uns gebotenen und zugänglichen Genüssen keine wesentliche Einbuße erleiden, wenn das Leben nicht seine Zahlungen einstellen und bankerott machen soll. Ist denn nun aber das Rauchen ein Genuß? Ich bin auch Raucher, ein mäßiger zwar, aber auch ein ziemlich regelmäßiger, bin daher auch in der Lage, sehr genaue Rechenschaft zu geben über das Quantum, das ich bisher verraucht und verbraucht habe. Verraucht und verbraucht — es ist nicht ganz dasselbe. Man hat doch auch seine Freunde und ständigen Kundschaften, denen man anbietet. Also mein bisheriger Bedarf betrug 260610 Stück Zigaretten, für die ich einen Betrag von 10424 Kronen erlegt habe. Das Tabakärar hat keine Ursache, sich über mich zu beklagen, aber ich habe nicht das Bewußtsein, diese Summe einer hervorragend weisen Aufwendung zugeführt zu haben. Immerhin habe ich meine Legitimation erbracht, in der Genußfrage mitzureden. Das ist so eine Sache. Wenn ich ganz ehrlich sein soll, so kann ich von einem wirklichen Genusse nicht viel erzählen. Dabei möchte ich unserer Tabakregie durchaus nicht zu nahe treten. Es geht das Gerücht, daß ihre Erzeugnisse nicht schlechter, ja im allgemeinen sogar besser seien als die Fabrikate in anderen Ländern und Reichen, und wenn es auch nur ein Gerücht ist, so hat doch, wenn irgendwo, das Wahrwort hier seine Geltung: Wo ein Rauch ist, ist auch ein Feuer. Ich gehe also nicht so weit, den Genuß beim Rauchen verstockten Sinnes vollständig abzuleugnen, ich kann nur für meine Person sagen, daß der Genuß, den ich davon habe, kein sehr erheblicher ist. Es ist sehr schwer, über gewisse Dinge allgemein abzuurteilen. Ich kann nicht wissen, ob ein Farbenreiz auf einen anderen genau so wirkt wie auf mich, daß ihm die Rose genau so duftet und der perlende Asti oder auch nur ein Butterbrot genau so schmeckt wie mir. Wir sind da nur auf Vermutungen angewiesen, auf die wir allerdings einiges Vertrauen setzen.

Ich vermute also nur, daß es anderen mit dem Rauchen nicht wesentlich anders ergeht als mir. Man hat sich da mit mancherlei Unbehagen und Überwindung eine eigentlich häßliche und unsinnige Sache angewöhnt und kommt dann nicht mehr los. Das ist alles. Man bringt es ja dazu, in der Regel — nicht immer! — ohne Unbehagen, ohne Überwindung, ohne Üblichkeit zu rauchen, aber von da bis zu einem positiven Genuß ist's noch ein weiter Weg. Manchmal allerdings, nach einem starken Diner oder bei einem kleinen Schwarzen, stellt sich wirklich etwas wie ein Genuß ein, aber man wird sich doch hüten müssen, ihn

zu hoch zu veranschlagen. Bei einiger Überlegung stimmt die Rechnung doch gar nicht. War es wirklich der Mühe wert, um dieser paar Minuten des Behagens halber sich förmlich lebenslänglich zum willenlosen Sklaven einer Gewohnheit zu machen, die im Verlaufe der Jahre ein Vermögen verschlingt? Und daß nun gar fast die ganze Menschheit, nicht nur die Kulturmenschheit, von der man sich aller Arten von Verrücktheiten zuerst zu versehen hat, sich freiwillig in die Sklaverei dieser Gewohnheit begibt, — es ist eigentlich eine recht beschämende Vorstellung. Mit den anderen großen verheerenden Leidenschaften der Menschen, mit dem Alkoholismus, dem Morphinismus usw. ist das Rauchen kaum zu vergleichen. Jene, so verwüstend sie auch wirken, bieten ihren Anhängern und Sklaven doch etwas Positives; sie erhöhen das Lebensgefühl und schaffen Illusionen, schaffen die Wirklichkeit hinweg oder heben über sie hinaus, was unter Umständen als ein sehr wertvoller Genuß erscheinen mag. Das Rauchen leistet das nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße. Das ganze Geheimnis beruht in der Macht einer mühsam erworbenen Gewohnheit, die dann ihre Tyrannei übt. Die Symptome sind dieselben wie bei jeder zur Leidenschaft gewordenen Gewohnheit. Periodisch wiederkehrend meldet sich der fast unwiderstehliche Trieb, nur mit dem Unterschied, daß beim Rauchen die Befriedigung des Triebes wohl eine Beruhigung, wunderselten aber einen wirklichen Genuß bietet. Dafür geht ein gut Teil des Nationalvermögens drauf, dafür bezahlen wir in Österreich an dritthalbhundert Millionen im Jahre. Viel mehr ist die Sache wirklich nicht wert, vielleicht nicht einmal so viel.

Die Nationalökonomen lieben es, als Beispiel der unproduktiven Kapitalsanlage das Feuerwerk anzuführen. Es leuchtet auf und verschwindet, es hebt sich Rauch und Gestank, und hinterher hat eigentlich niemand etwas davon. So ist's ungefähr mit dem Rauchen. Das Feuerwerk wird verpufft, der Tabak verpafft. Das ist der ganze Unterschied. Unproduktiv ist aber die Anlage nur für das Publikum. Der Pyrotechniker und der Fiskus finden schon ihre Rechnung dabei. 236 Millionen sind kein Pappenstiel. Da lassen sich schon einige dringende Lebensbedürfnisse decken. Man kann beispielsweise die schönsten Kanonen dafür kaufen. Sicher ist, daß sich das Tabakmonopol als das beste Geschäft unter allen erweist, die der Staat betreibt. Das ist kein Geheimnis; sonst würde ich es nicht ausplaudern. Man hat vielmehr diese Tatsache längst schon auch anderwärts ins Auge gefaßt, ja man hat begonnen, mit ihr zu liebäugeln. Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, daß man auch im Deutschen Reich sich mit dem Gedanken an die Einführung des Tabakmonopols beschäftigt. Ich würde kein großes Unglück darin sehen, wobei ich allerdings zweierlei sofort zugebe: erstens, daß mich die Geschichte eigentlich nichts angeht, und zweitens, daß ich zu wenig Nationalökonom bin, als daß ich berufen wäre, in dieser Angelegenheit ein Urteil abzugeben, das ins Gewicht fiele. Ich weiß nur, daß das Monopol bei uns im Anfang allerdings verhaßt war, daß aber die öffentliche Meinung sich seither mit ihm ausgesöhnt hat. Wir sind nicht mehr böse miteinander. Wir rauchen vielleicht nicht sehr billig. Denn die Befriedigung unseres Bedürfnisses, für die wir 236 Millionen bezahlen, kostet dem Staate alles in allem noch nicht einmal ganz 90 Millionen. Es könnte uns also unsere Torheit sich doch schon etwas billiger stellen. Wir rauchen aber nicht schlecht, und schließlich ist das auch eine große Hauptsache.

Übrigens „g'hupft wie g'sprungen" oder „es ist ein Teufel", ob Monopol oder „nur" Besteuerung der Tabakfabrikate. Geschenkt wird einem doch nichts, nie und nirgends. Dem Staate ist es ziemlich einerlei, ob ihm die Steuer vom Fabrikanten oder vom Publikum eingeliefert wird. Er überlegt in seinem tadellosen Gemüte nur das eine, wo und wie er mehr herausschlagen kann. Schließlich kommt es ja doch immer darauf hinaus, daß, wenn die Steuer auch dem Fabrikanten auferlegt wird, — verlassen Sie sich darauf! — doch ich sie bezahlen muß, das Publikum, wenn Sie wollen. Es handelt sich lediglich darum: direkte oder indirekte Steuer? Das ist die große Streitfrage, in die ich mich aber aus siebenundzwanzig Gründen nicht einlassen möchte, deren erster der ist, daß ich von der Sache gar nichts verstehe. Ich weiß nur, daß ich eine riesige Wut kriege, wenn der Staat die Stirne hat, von mir auf einmal — so eine Idee! — bares Geld zu verlangen, und daß ich anderseits doch ganz vergnügt sein kann, wenn ich meine Zigarette rauche, obschon dabei das einzige reelle Ergebnis das ist, daß ich damit eine Steuer bezahle. Die Gelehrten sind zwar darüber einig, daß das mit der direkten Steuer eine rationellere und sparsamere Wirtschaft sei, als mit der indirekten, und sicherlich bin ich der letzte, der der Wissenschaft seinen Respekt versagen wollte. Ganz restlos würde ich mich aber doch für die Wissenschaft begeistern, die mir herausrechnet, daß ich überhaupt nichts zu bezahlen brauche. So bin ich.

Zugegeben muß allerdings werden, daß der Tabak ein ganz ausgezeichnetes Steuerobjekt ist und insbesondere für die indirekte Besteuerung. Die Zahl der Konsumenten ist eine riesige. Von den Bedarfsartikeln botanischer Provenienz können mit dem Tabak überhaupt nur noch Brot, Kartoffeln, Kaffee und Tee in Konkurrenz treten. Fast jeder Mann raucht, und heutzutage rauchen auch schon sehr viele Frauen. Den Rauchern ist der Tabak eine Notwendigkeit, der Staat aber, der die Steuer vorschreibt, erklärt ihn



Gretchen.

Büste von Johannes Schichtmeyer.

für ein Genußmittel, für einen Luxus, und es entspricht vollkommen allen Gefühlen geläuterter Moral, daß gerade der Luxus ganz gehörig besteuert werde. Es trifft sich also ganz herrlich für die Staatskasse, daß ein Luxus erstlich eine so große Verbreitung gefunden hat und zweitens jenen, die ihm frönen, zu einem so unentbehrlichen Bedürfnis geworden ist. Als weiterer Vorzug dieses wundervollen Steuerobjekts ist anzuführen, daß es so leicht zu fassen und zu kontrollieren ist.

Die Kontrolle hat ja namentlich zu Anfang des Monopols viele Gehässigkeiten erzeugt, von der sich bis auf den heutigen Tag gewisse Reste erhalten haben, aber im ganzen ist es in diesem Punkte doch schon wesentlich besser geworden. Man hat im besonderen noch immer seine stille Freude an einem gelungenen kleinen Steuerbetrug, aber im allgemeinen ist doch nicht mehr alles Sinnen und Trachten darauf gerichtet, sich einer schlauen Hinterziehung schuldig zu machen. Man nimmt nur so gelegentlich, wo es sich ohne besondere Gefahr bewerkstelligen läßt, einen kleinen illegitimen Nutzen mit. Das ist allerdings recht bedauerlich, wird sich aber, solange Staat und Gesellschaft über gewisse Dinge auf dem Kriegsfuß leben, kaum ändern lassen. Denn wenn sich auch nun die Beziehungen schon einigermaßen gebessert haben, so artet die Beaufsichtigung doch noch immer zu einer argen Bevormundung und stellenweise sogar zu argen Schikanen aus. Das bedarf einiger Erläuterung. Der Staat muß sich den Absatz seiner Erzeugnisse sichern und muß darauf bedacht sein, sich eine unbequeme Konkurrenz vom Leibe zu halten. Das ist ganz in der Ordnung. Er belegt also die ausländischen Fabrikate mit einem Zoll. Dieser Zoll ist so hoch, daß er dem Durchschnittsraucher ausreichen würde, sich um denselben Betrag mit einer ganz anständigen Sorte zu versorgen. Auch dagegen ist nichts zu sagen. Die Leute, die sich auf exotische Marken versteifen, können sich das gewöhnlich leisten. Es sind meist reiche Leute, und reiche Leute sollen nur ordentlich besteuert werden. Denen schadet das gar nicht, und dem Volksbewußtsein bereitet es sogar ein besonderes Vergnügen, wenn es in recht ausgiebiger Weise geschieht. Damit sollte es aber auch genug sein. Sind die Importen einmal ordnungsgemäß verzollt, dann sollte auch der Staat sich zufrieden geben. Das tut er aber nicht. Er will noch weiter schnüffeln und kontrollieren, und da beginnt die Schikane. Er mischt sich in das Privatleben und steckt seine Nase in das Zigarrenkistchen des ohnedies schon doppelt und dreifach besteuerten Rauchers. Wäre es nur darum, sich zu versichern, daß der Besteller importierter Ware sie nicht weiter verkaufe, dann ließe sich ja darüber reden. Der Staat stellt sich auf den Standpunkt: Du sollst keinen Verkäufer haben neben mir! Gut. Da muß man sich fügen. Er geht aber weiter und sagt: Du darfst auch nichts verschenken! Und das ist gerade bei Zigarren und Zigaretten ein ganz unsinniges Verbot. Läßt einer sich ein paar tausend Stück Zigarren aus der Havanna kommen, und ist der Zoll auch ordnungsgemäß entrichtet worden, so hat er zu gewärtigen, daß nach einigen Wochen der Staat, der die Sendung im Auge behält, ihm einen Amtsdiener ins Haus schickt, um feststellen zu lassen, wieviel von der Sendung noch vorhanden sei, und um dann weitere Untersuchungen vorzunehmen, falls schon zuviel fehlen sollte. Der Raucher muß sich förmlich ausweisen, ob er wirklich imstande sei, soviel zu rauchen, wie der Abgang ausweist. Das ist die Schikane. Der Verkauf ist ohnedies mit so strengen Strafen belegt, daß kein vernünftiger Mensch sich auch nur auf einen solchen Versuch einlassen wird; daß aber auch das Anbieten und Verschenken verboten sein soll, wobei dem Staat keinerlei Nachteil erwachsen kann, das ist doch etwas, womit das moderne staatsbürgerliche Gefühl sich niemals befreunden wird. Tatsächlich hält sich auch kein Mensch an dieses Verbot, und daß schließlich trotz Verbot und Schnüffelei die staatliche Autorität gegen diese Auflehnung doch nicht aufkommen kann, das ist für die allgemeine Steuermoral viel schädlicher, als wenn das Verbot überhaupt niemals erlassen worden wäre. Es hat wirklich keinen Sinn, ein „Delikt" unter Strafsanktion zu nehmen, das erstlich einmal überhaupt kein Delikt und zweitens im normalen Lauf der Dinge gar nicht zu fassen ist.

Ein Beispiel, wie es gemacht wird, eines aus tausenden: Der dicke Baron Sp., einer der bekanntesten und reichsten Lebemänner Wiens, läßt sich immer um die Weihnachtszeit herum eine große Sendung ausländischer Zigarren kommen und bezahlt immer soviel Zoll, daß die bekannte Beamtenfamilie, die stets zur Exemplifizierung herhalten muß, in der ebenso bekannten Behaglichkeit ein Jahr davon leben könnte. Ich möchte den lebenslustigen Baron nicht denunzieren, — zur größeren Sicherheit ist er auch schon gestorben, — aber ich glaube, er liebte es, seinen Freunden und Angestellten zu Weihnachten und zu Neujahr mit Zigarrenkistchen eine kleine Überraschung zu bereiten. Einmal, kurz nach Neujahr, erscheint ein staatliches „Organ" bei ihm, um die Bestände zu revidieren. Der Mann stöbert in dem mächtigen Zigarrenkasten herum. Bedenkliches Schütteln des Kopfes. Es fehlte mehr, als im Hinblick auf die Kürze der verstrichenen Zeit der Leistungsfähigkeit auch eines bedeutenden Rauchers vernünftigerweise zugetraut werden konnte. Der Beamte macht pflichtgemäß seinen Vorhalt.

„Das kann ich Ihnen schon erklären," entgegnete der Baron. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Er bietet dem Gaste nicht nur einen Sitz

am Kamin, in dem ein lustiges Feuer prasselt, sondern auch eine feine Zigarre mit einer achtunggebietenden Bauchbinde an. Dann nimmt er selbst Platz am Kamin und läutet seinem Kammerdiener.

„Drei Kistchen von der schweren Sorte!“

Der Diener bringt die drei Kistchen, und der Baron wirft eines nach dem andern in das Feuer.

Da wendet sich der Gast mit Grausen, der Baron aber plaudert mit der unschuldigsten Miene von der Welt weiter und gibt seine Aufklärung.

„Sehen Sie, verehrter Freund und Gönner, so — aber verraten Sie mich nicht! — genieße ich den feinen Duft des edlen Havannakrautes. Man weiß übrigens, daß ich ein Gourmand bin. Ich finde es viel hübscher, als immer nur an einem Stengel zu suzeln. Schließlich kann ich mir, Gott sei Dank, auch dieses Vergnügen gönnen. Hoffentlich ist das nicht auch verboten?“

Nein, das ist nicht verboten. Davon steht in keinem Gesetz und in keiner Verordnung etwas. Da war nichts zu machen. Das „Organ“ zog ab. —

Wie schon angedeutet, stellt die Summe der Einnahmen aus dem Tabakgefäll im Betrage von 236 Millionen nicht auch den Reingewinn des Staates vor. Es sind da abzuziehen die Ausgaben für Verwaltung 4,2 Millionen, für Ankauf von Ausländertabakblättern und Tabakfabrikaten 29,2 Millionen, für Ankauf solcher inländischer Provenienz 18,8 Millionen, Fabrikationskosten 33 Millionen und noch verschiedene andere kleinere Posten, insgesamt 89,16 Millionen. Es bleibt somit als Reingewinn die immer noch sehr respektable Summe von 147094400 Kronen. Von dem Umfang des Betriebes geben einzelne Einzelziffern einen ungefähren Begriff. So betragen die Frachtkosten in einem Jahre nicht weniger als 3300000 Kronen. Erzeugt werden die Fabrikate in 33 über das ganze Reich verbreiteten Fabriken. Beschäftigt werden insgesamt 40000 Arbeitspersonen, und zwar 5000 männliche und 35,000 weibliche.

Diese Arbeiterarmee ist in den letzten Jahren ziemlich gleich stark geblieben. Die Zunahme, beziehungsweise die Ergänzung, regelt sich nach dem jeweiligen Abfall. Hier die Ziffern des Abfalls im vorletzten Betriebsjahre: durch freiwilligen Austritt 108 Arbeiter, 551 Arbeiterinnen. Das Verhältnis ist ganz regelmäßig. Bei den Männern wird den freiwilligen Austritt teils der Zwang des Militärdienstes, teils eine bessere Erwerbsmöglichkeit bewirkt haben. Bei den Arbeiterinnen die Verehelichung und die Sorge um die Kinder. Strafweise mußten entlassen werden 7 Arbeiter und 11 Arbeiterinnen — ein glänzendes Zeugnis für die weibliche Arbeiterschaft. Durch Versetzung in den Ruhestand 36 Arbeiter, 624 Arbeiterinnen. Das allerdings ist eine traurige Statistik. Durch Arbeitsunfähigkeit vor Erreichung von 10 Dienstjahren 2 Arbeiter, 24 Arbeiterinnen, und durch Tod 29 Arbeiter, 267 Arbeiterinnen! Auf die verschiedenen Betriebsabteilungen verteilen sich Arbeitspersonen wie folgt: Zigarrenerzeugung 22674 Personen, Zigarettenerzeugung 7593, Rauchtabakerzeugung 3521, Gespunsterzeugung 209, Schnupftabakerzeugung 106, Kartonerzeugung 388, Werkstätten 788, andere Verrichtungen 5157.

Über die Lohnverhältnisse der durch die Tabakregie beschäftigten Arbeiterschaft geben nachstehende Angaben Aufschluß: Der Wochendurchschnittsverdienst stellt sich für vollentlohnte männliche Arbeiter auf 15,88 Kronen, für ebensolche weibliche Arbeitskräfte auf 11,78 Kronen und für jugendliche Arbeitspersonen auf 7,45 Kronen. Der Durchschnittsjahresverdienst beträgt für den Kopf 575,64 Kronen. Das nimmt sich noch immer recht trübselig aus, zu beachten ist aber doch die steigende Tendenz. Im Jahre 1890 betrug der Durchschnittsverdienst noch 348,75 Kronen. Er ist seither also um 65 Prozent gestiegen. Im Jahre 1890 betrug die für Arbeitslöhne aufgewendete Summe 11,6 Millionen, im Jahre 1906 schon 23,17 Millionen. Diese Ausgabe hat sich also verdoppelt, während die Anzahl der Arbeiter sich bei weitem nicht in demselben Maße erhöht hat; im Jahre 1890 standen 33000 Arbeiter im Lohn, im Jahre 1906 40000. Wenn nun auch die Entlohnung als eine kärgliche bezeichnet werden kann, so muß doch anerkannt werden, daß die Fürsorgeeinrichtungen für die Arbeiterschaft mit aller wünschenswerten Sorgfalt im Auge behalten werden. Die gesamte Arbeiterschaft ist bei 29 Krankeninstituten versichert. Im Jahre 1906 wurden 15343 Personen im Krankenstande geführt, 1288 Arbeiter und 14055 Arbeiterinnen. Im Durchschnitt erkrankten von je 100 Versicherten 39,6 Prozent; die weiblichen Versicherten beträchtlich häufiger (41,1 Prozent), von den männlichen 28,7 Prozent. Sehr verschieden sind dabei die Gesundheitsverhältnisse in den verschiedenen Fabriken. In Pisek kommen auf 100 Versicherte 22,5 Erkrankungen im Jahre, in Sacco aber 83,2. Die Ausgaben der Krankenfonds stellen sich auf 869000 Kronen im Jahre. Auch die Unfallversicherung ist durchgeführt und ebenso die Invalidenversorgung.

Eine besondere Obsorge widmet die Tabakregie den Speiseanstalten bei den Fabriken. Es werden im ganzen mehr als 3 Millionen Portionen im Jahre ausgefolgt. Die einzelnen Posten aber, aus welchen sich jene 3 Millionen zusammensetzen, werfen ein recht trübes Licht auf die ökonomischen Verhältnisse der beteiligten Arbeiterschaft. Es wurden in Anspruch genommen: vollständige Mittagsportionen 73065, nur Suppe 1999171 mal, nur Milch zu ½ Liter 24000mal, zu ¼ Liter 26000 mal, Kaffee 1067814mal. Unentgeltlich wurden in einem Jahre 115576 Bäder gewährt. Dem Bildungs-

bedürfnisse kommen 21 Arbeiterbüchereien mit allerdings nur insgesamt 18319 Bänden entgegen. Zahl der Entlehnungen jährlich etwa 80000.

Imposant ist der Verbrauch der wichtigeren Ökonomieartikel bei der Fabrikation. Nur einige wenige Beispiele: Seidene Bändchen 391063 Meter, andere 205766 Meter; Blechklammern 11194866 Meter; Papier mehr als 400000 Neuries; Zigarettenpapier mehr als 8 Millionen Quadratmeter. Beruhigend für die Raucher mag es sein, daß an Handtuchstoff für die Fabrikationsräume 16866 Meter im Jahre verbraucht werden.

Hoffentlich ist der geneigte Leser von den vielen Ziffern noch nicht ermüdet. Ich muß nämlich seine Aufmerksamkeit noch für einige statistische Angaben erbitten, die mir doch unerläßlich scheinen für den Versuch, ein richtiges Bild vom Umfang und dem Wesen des großen Tabakmonopols zu bieten. Wir kommen jetzt zu den Fabrikaten selbst und deren Verschleiß. Dabei beginnen wir mit dem Schnupftabak, dessen Verbrauch ja sehr abgenommen hat. Immerhin wird er noch in einer Menge von 1,18 Millionen Kilogramm erzeugt und liefert ein Erträgnis von 3,86 Millionen Kronen. Der Bedarf an Rauchtabak beträgt 23 Millionen Kilogramm; der Erlös macht 28 Millionen Kronen aus. Zigarren, 1222 Millionen Stück, bringen 80 Millionen Kronen, Zigaretten, mehr als 4000 Millionen Stück, tragen nahezu 69 Millionen Kronen ein. Bevorzugt werden vom Publikum natürlich die billigeren Sorten, aber es läßt sich doch nicht so ohne weiteres behaupten, daß durchweg die billigsten Marken am häufigsten geraucht werden. Unter den Zigarren sind die „gemischten Ausländer", das Stück zu 5 Heller, am meisten verlangt, 484 Millionen Stück. Die „kleinen Inländer", die noch billiger sind und nur 3 Heller kosten, bringen es nur auf 99 Millionen Stück. Auch bei hochentwickelter Sparsamkeit hat das, was einer seinem Geruchsorgan zumuten kann, seine Grenze. Von den sonstigen gangbaren Sorten gehen ab: Trabuco (16 Heller) 33 Millionen Stück, Britannica (14 Heller) 31 Millionen, Cuba (10 Heller) 166 Millionen, Portorico (7 Heller) 200 Millionen, Virginia (10 Heller) 168 Millionen.

Unter den Zigaretten ist die notgedrungen beliebteste Sorte „Sport". Kosten einen Kreuzer oder zwei Heller das Stück. Das ist das Geheimnis des Erfolges. Es gehen ab 2000 Millionen Stück, die 38 Millionen Kronen tragen, dann folgt die Sorte mit dem ominösen Namen „Drama", die einen Heller kostet, mit 1200 Millionen Stück. Es gibt noch einige Sorten zu einem Heller, sie sind aber stark vernachlässigt. Verhältnismäßig geringfügig ist der Umsatz der teuren Sorten, erst bei „Memphis" zu 4 Heller macht sich die Majestät der großen Zahl wieder geltend — 123 Millionen Stück. Noch häufiger werden konsumiert „Damen", 3 Heller das Stück, in 328 Millionen Exemplaren.

Für Feinschmecker, die mit den gangbaren Sorten ihr Auslangen nicht finden, läßt die Tabakregie noch besondere Spezialitäten erzeugen, die nur in wenigen, im ganzen 111 über das ganze Reich verbreiteten Verschleißstätten abgesetzt werden. Eine besondere Rolle spielen diese Sorten im Budget nicht, obschon einzelne Marken ziemlich viel begehrt werden, so von Zigaretten die Ägyptische III. Sorte in 50 Millionen, die Prinzeßas sogar in 65 Millionen Exemplaren. Das Jahreserträgnis des Spezialitätenverschleißes stellt sich: für Schnupftabake auf 5000 Kronen, für Rauchtabake auf 3 Millionen, für Zigarren auf 2,7 Millionen, für Zigaretten auf 6 Millionen Kronen.

Am Konsum sind beteiligt vierzehn Königreiche und Länder. Obenan mit seiner Verbrauchsmenge an Zigarren und Zigaretten steht Niederösterreich mit 32,37 Prozent der Gesamterzeugung. Natürlich ist es die Reichshauptstadt Wien, die hier den Ausschlag gibt. Dann kommt das hochkultivierte Böhmen mit 29,12 Prozent. In den Rest teilen sich die übrigen zwölf Länder, wobei Salzburg, die Bukowina und Dalmatien nicht einmal je ein Prozent, die Bukowina sogar nicht einmal ein halbes erreicht. Dabei raucht aber sonderbarerweise Salzburg — vielleicht infolge seines besonders starken Fremdenverkehrs? — am teuersten. Der Durchschnittliche Verkaufspreis für 100 Stück beträgt für Salzburg 4,07 Kronen, für Niederösterreich nur 3,33, für Böhmen 2,65, für Dalmatien 1,80 Kronen. Zieht man alle Tabakfabrikate, also nicht nur Zigarren und Zigaretten in Betracht, so verschiebt sich das Bild einigermaßen. Das Ergebnis ist, daß in Niederösterreich auf den Kopf, also auch die Säuglinge mitgerechnet, im Jahre ein Geldbetrag von 18,3 Kronen entfällt, in Salzburg 11,15, im Küstenland 12,43, in Galizien 4,37 Kronen.

Die allerwichtigste Rolle in dem großen Monopolgeschäfte fällt den k. k. Tabak-Trafiken zu. Diese bilden für sich förmlich eine soziale Frage. Der Staat betreibt das Geschäft durch mehr als siebzigtausend öffentliche, fünfundzwanzigtausend Haus-Trafiken; rechnet man noch die übrigen Verschleißämter, Tabakverläge und Spezialitätgeschäfte dazu, so kommt man auf reichlich hunderttausend Verkaufsstellen. Wir haben es hier vornehmlich mit den 70000 öffentlichen Trafiken zu tun. Der Staat verleiht sie eigentlich gnadenweise. Meist, fast ausschließlich, sind es Offiziers- oder Beamtenwitwen oder Waisen, denen die Lizenz erteilt wird. Es wirft ein gar trübes Licht auf die ökonomischen Verhältnisse jener Kreise, daß die Bewerbungen um diese „Vergünstigung" immer ganz außerordentlich zahlreich sind, daß diese in der Regel erst nach jahrelangem Harren erreicht werden können und in vielen Fällen überhaupt nicht erlebt werden. Man macht sich nämlich vielfach, insbesondere im Auslande, ganz falsche Vorstellungen über diese

Trafiken. Wenn ein Fremder nach Wien kommt und seinen Rauchbedarf in einer eleganten Trafik in einer fashionablen Straße decken will, dann kann es wohl geschehen, daß er die hübsche, geschäftige Trafikantin von jungen Leuten in Zivil und in Uniform umworben und belagert sieht. Sie läßt sich den Hof machen, versteht einen Spaß, macht auch selber einen und lacht fröhlich mit, fast so wie die Kaffeehauskassiererin, die sich von jungen Leutnants anschwärmen läßt. Das nimmt sich ganz lustig aus. Man wird sich aber hüten müssen zu verallgemeinern. Das Durchschnittsbild sieht wesentlich anders aus und macht bisweilen nicht einen so lustigen Eindruck. Es sind Bilder ganz anderer Art, Bilder der Not und des Elends, die die Statistik in ihrer unerbittlichen Erbarmungslosigkeit aufrollt.

Sie besagt erstens: der Durchschnitt der Einwohnerzahl, man beachte wohl — der Zahl der Einwohner, nicht der Raucher! — welche auf eine Trafik entfällt, beträgt im ganzen Monopolgebiet 390. Sie besagt weiter, was ja nun erklärlich, aber doch furchtbar ist, daß der Jahresumsatz einer Trafik im Durchschnitt 3161 Kronen beträgt. Nun rechne man weiter: Das Maximum der vom Monopol bewilligten Provision beträgt zehn Prozent. Somit bleibt im günstigsten Falle einer Trafik durchschnittlich ein Jahresverdienst von 316 Kronen aus dem Verkaufe der Tabakfabrikate. Davon soll ein Jahr lang gelebt, soll Miete für Wohnung und Trafik, Heizung, Beleuchtung, unter Umständen auch eine Hilfskraft bezahlt werden. Man beachte weiter: Wenn der Durchschnitt des Jahresumsatzes einer Trafik rund 3000 Kronen beträgt, so muß es naturgemäß sehr viele Trafiken geben, die es zu einem solchen Umsatz überhaupt nicht bringen. In Wahrheit gibt es 28000 Trafiken, die sich mit einem Jahresumsatz unter 1000 Kronen und 46000 Trafiken, die sich mit einem solchen unter 2000 Kronen begnügen müssen. Aber auch bei den anderen Trafiken, denen es besser geht, ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Staat verträgt es nicht, daß gerade diese Kontrahenten Seide spinnen. Wo mehr verdient wird, dort fordert er Gewinnrückzahlungen. Damit verdient er sich noch 3 Millionen im Jahre, was soviel besagen will, daß theoretisch genommen jede Trafik mit einer durchschnittlichen Rückzahlungspflicht von 45 Kronen jährlich belastet ist.

Natürlich läßt es sich von einem Einkommen, wie es die Trafiken liefern, nicht leben, läßt sich das Geschäft überhaupt nicht betreiben, obschon weibliche Kunst und Genügsamkeit auch in diesem Punkte ganz Unglaubliches zu leisten vermögen. Es gibt darum auch nur sehr wenige Trafiken, die nur vom Verschleiß der Tabakfabrikate leben. In den Dörfern ist es gewöhnlich „der" Kaufmann, der das Trafikgeschäft mitnimmt. In den Städten wird es oft mit einer Lotto-Kollektur verbunden, die auch so eine staatliche Gnadenerweisung vorstellt. Ein sehr wichtiges und das meistverbreitete Nebengeschäft der Trafikanten ist aber der Zeitungsverkauf. In Österreich ist die Kolportage verboten. In Wien dürfen Zeitungen nicht wie in anderen Weltstädten auf der Straße ausgerufen und verkauft werden. Da sind dann die Trafiken für die Zeitungsunternehmungen sehr wichtige und fast unentbehrliche Vermittler geworden. Sie allein besorgen den Einzelverschleiß, der für viele Blätter geradezu eine Lebensfrage bildet. Nur dadurch wird das Verbot der Kolportage halbwegs paralysiert und einigermaßen erträglich gemacht, aber es ist doch eine unsichere und ungemütliche Geschichte. Die Regierung nämlich, die die Trafikanten so knapp hält, betrachtet diese dennoch in gewissem Sinne als staatliche Organe, die auf Kommando prompt einzuschwenken haben. Es kann sich also und hat sich schon begeben, daß sie eines schönen Morgens, schlecht gelaunt über einen oder mehrere Artikel einer Zeitung, an die Trafiken das Verbot erläßt, das mißliebige Blatt fürderhin noch zu verkaufen. Damit kann eine Zeitung mit einem Schlage zugrunde gerichtet sein. Denn das ist doch ein Ausnahmefall, der sich übrigens schon ereignet hat, daß ein Unternehmen kapitalskräftig genug ist, sich, um den Schlag zu parieren, in allen Teilen der Stadt hundert Lokale mietet, um in diesen den Einzelverkauf besorgen zu lassen. Auf die Dauer könnte das übrigens auch die reichste Unternehmung nicht aushalten, da ein solcher Betrieb unmöglich die Kosten decken kann. Die hohe Regierung hatte aber nach ein, zwei Jahren doch ein Einsehen und nahm das Verbot zurück.

Außer den Zeitungen haben die Trafiken noch andere Hilfsquellen. Sie dürfen, wenn eine Köchin einen Liebesbrief zu schreiben hat, ihr einen einzelnen Briefbogen mit Umschlag verkaufen, auch einen Bogen Schreibpapier, wenn ihr ein Zeugnis geschrieben werden soll. Für den Brief dürfen sie auch die Brief- und für das Zeugnis die Stempelmarke liefern. Auch so ein Gnadenakt, die Befugnis, Brief- und Stempelmarken zu verkaufen! Es erfordert ein verhältnismäßig beträchtliches Kapital, das Lager anzuschaffen und wohl assortiert zu halten, und die Entlohnung für den Verkauf ist ganz jammervoll. Im Vergleich damit ist sogar die Provision, die die Tabakregie bezahlt, eine fürstliche, phantastisch hohe! Weiter dürfen verkauft werden: Zündhölzchen, Zigarettenpapier, Tabakspfeifen, Holz- und Papierspitzen, Ansichtskarten, Lose und Promessen. So läppert sich dann hellerweise schön langsam die Existenz-Möglichkeit zusammen.

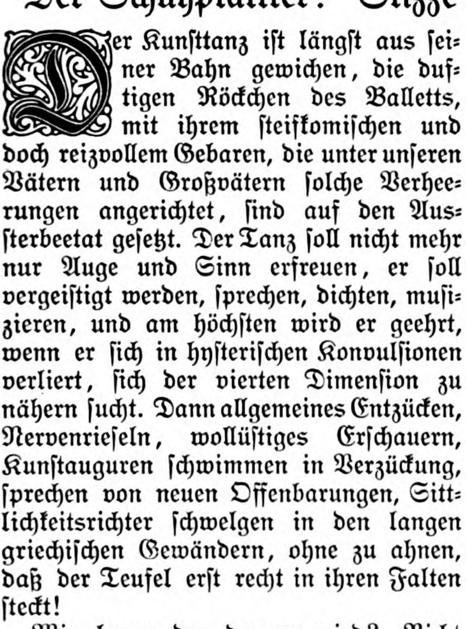
Geleitet wird das ganze große Tabakmonopol-Geschäft von der General-Direktion der Tabakregie in Wien, die sich vor kurzem erst ein neues palastartiges Amtsgebäude aufrichten ließ.





Forsthaus Valepp am Kirchweihtag.

Der Schuhplattler! Skizze von Anton Frhrn. v. Perfall.



Der Kunsttanz ist längst aus seiner Bahn gewichen, die duftigen Röckchen des Balletts, mit ihrem steifkomischen und doch reizvollem Gebaren, die unter unseren Vätern und Großvätern solche Verheerungen angerichtet, sind auf den Aussterbeetat gesetzt. Der Tanz soll nicht mehr nur Auge und Sinn erfreuen, er soll vergeistigt werden, sprechen, dichten, musizieren, und am höchsten wird er geehrt, wenn er sich in hysterischen Konvulsionen verliert, sich der vierten Dimension zu nähern sucht. Dann allgemeines Entzücken, Nervenrieseln, wollüstiges Erschauern, Kunstauguren schwimmen in Verzückung, sprechen von neuen Offenbarungen, Sittlichkeitsrichter schwelgen in den langen griechischen Gewändern, ohne zu ahnen, daß der Teufel erst recht in ihren Falten steckt!

Wie lange das dauern wird? Nicht lange, — ich höre das liebe kurze Röckerl schon leise knistern in den Garderobenschränken — warte nur, ich komme schon wieder — alles kommt wieder — —

Noch bedenklicher geht es aber den Nationaltänzen, gleichviel wie sie heißen mögen und wo ihre Wiege stand — da ist keine Steppe zu öde und weit, kein Urwald zu tief, kein Tal zu versteckt, daß man sie nicht hervorzerrt an das grelle Licht der Rampe, das ihnen alles nimmt, was echt und dem vollen Leben entwachsen, und dafür alles gibt, was das blöde Auge der Öffentlichkeit von ihnen verlangt: bunte Farbe, übertriebene Effekte, klatschige Kunst anstatt Natur, herausgerissen aus der Umgebung, tagtäglich herabgeleiert, angelernt, anstatt angeboren, ohne jede Wechselbeziehung der Tanzenden! Um armselige Gage die Glut des Tschardasch, der üppige Traum einer Tarantella, der Sinnenrausch eines Fandangos und — — es schmerzt mich am meisten —, die Waldfrische meines heimatlichen Tanzes, des Schuhplattler!

Auch ihm ging es nicht anders. Herausgezerrt in die große Welt, umjubelt von dem Großstadtpublikum, dem das Lederhosenparfüm noch von der

Sommerfrische her die Nase kitzelt, — ist er nicht mehr so heimgekehrt wie er ausgegangen, der schlichte Sohn der Berge.

Was da nicht alles schnakelt und springt, Kerls, die nie die Berge gesehen, Flüchtlinge der Arbeit, Wirtshauskomödianten, fahrendes Volk allerart, keine Spur von Rasse und Eigenart, und wie das alles lächerlich verkünstelt ist, die Mädchen dirnenhaft kokett, die Burschen womöglich mit gebrannten Locken und der gewissen Tingeltangelfeschigkeit, die dem echten Bergler doch so unendlich ferne liegt.

Und das geht hinauf bis zu den ersten Truppen, die die Welt bereisen. Alles ist Talmi, jeder Reiz naiver Intimität abgestreift; wie es auch nicht anders möglich, wenn aus dem Nationaltanz ein Gewerbe wird, eine lästige Arbeit anstatt heißen Lebensdranges. — —

Die ureigenste Heimat des Schuhplattler ist die Schlierseer und Tegernseer Gegend, und hier hat er sich auch in seiner Urwüchsigkeit erhalten, nur muß man etwas weitab gehen von den großen Fremdenorten, in denen er selbstverständlich auch schon zum lohnenden Gewerbe wurde. Weitab, schon mehr in die Nähe seines Vorbildes muß man gehen — wo der Spielhahn falzt auf der Höhe!

Wer ihn je gesehen, den lyraförmigen Stoß gespreizt, daß das weiße Blütenbukett darunter erscheint, in allen Farben schillernd, sich wendend, drehend, meterhoch springend, die sich kokett duckenden und wendenden Hennen umwerbend und dazu sein rauschendes Liebeslied lallend — dschui — hui! — —

Wer ihn je gesehen auf schneebedeckter Schneid im Frühlingsmorgenlicht, der zweifelt keinen Augenblick, woher der seltsame Tanz stamme, das „Haxenschlagen", wie er hierzulande heißt.

Ihm allein ist er abgelauscht, dem Liebling des Berglers, dessen gebogene Federn seinen Hut zieren, so daß über die Herkunft des Tanzes kein Zweifel herrscht, und damit ist wohl auch sein Alter bewiesen. —

Kirchweih in Valepp so Mitte August im Forsthaus, dicht am Fuße des Sonnwendjoches, waldumkränzt, auf einem Hügel, dicht dabei steht die schlichte Kapelle, die der Andacht der Almleut und Holzer dient, die hier sonntäglich sich versammeln.

Von allen Seiten taucht es bunt auf im Grün, auf allen Steigen, die von den Bergen herabführen, auf der Bergstraße von Schliersee und Tegernsee herauf. Alles freudige Farbe, die Goldschnüre blitzen auf den Miesbacherhütln, die Brustgeschnüre. Das ist die vornehme Gesellschaft, die Bäuerinnen vom Tal, darunter leuchten die roten und blauen Spenzer der Almerinnen, der rote „Flanellerne", den das möglichst hochgeschürzte himmelblaue Tuchkleid zugleich mit den schlohweißen Strümpfen zeigt, blitzt überall auf wie eine Flamme.

Bergstockgeklapper, Zuruf, im Forsthaus wird der Zapfen aus dem ersten Faß geschlagen, daß die Berge davon hallen, — oben im Kapellenturm wimmert das Glöckerl zum Gottesdienstanfang, und rasch sammelt sich



Inneres der geschmückten Kapelle in der Valepp.



Kirchgang.

alles, wie ein Bienenschwarm vor dem Stock, vor der längst gefüllten Andachtsstätte.

Ganz still wird's, kein Geflüster, das Sonnenwendjoch leuchtet und gleißt im Morgenlicht über den schwarzen Wald herüber, dann tönt wie eine Kinderstimme das Glöckchen des Ministranten am Altar. Alles beugt die Knie vor dem nie zu verstehenden hohen Geheimnis, das sich da drinnen vollzieht, das wie etwas Alltägliches, Selbstverständliches vorüberzieht, ohne je eines dieser Herzen tiefer zu bewegen.

Jetzt schweift der Blick schon rückwärts, auf die bretterne Bühne vor dem Forsthaus, die der Hausknecht eben abkehrt und mit Wasser sprengt.

Wieder bimmelt das Glöckerl, ein Böllerschuß hallt durch das enge Tal, hundertfältiges Echo weckend, das Zeichen, sich dem Irdischen zuzuwenden.

Jetzt beginnt die eigentliche Kirchweih, die Kirchweih des Försters, die jährlich wohl einige hundert Märkeln einbringt!

Die Jungen bilden jetzt schon Paare, der Bursch hakelt seinen Zeigefinger in den des Dirndls, das ist das Engagement! Dann geht's den steilen Berg hinab direkt dem Tanzplatz zu, eine Blechmusik fällt ein, der „Neuhauser" lockt mit seinen alten Weisen — der erste Tanz beginnt!

Erst im langsamen, förmlichen Sechsschritt mit innigem Anschmiegen, die Ge-

sichter der Tänzerinnen und die Pfeifenröhrln der Burschen in der Joppentasche kommen in ewigen Konflikt — da plötzlich löst sich die innige Umschlingung, die Burschen stampfen im Takt mit den Füßen, schlagen die Schenkel, die Fußsohlen in grotesker Willkür mit den Händen, alles im strengsten Rhythmus; die Jungen schlagen Purzelbäume, umtrippeln mit komischen Bewegungen ihre Tänzerinnen, die mit sanft niedergeschlagenen Augen, den ganzen Vollgenuß der Werbung im Antlitz, sich drehen, daß die bunten Röcke sich blähen und weite grellfarbige Kreise bilden. Der Haupttrick des Burschen ist dann, mit einem geschickten Aufschlag des Bergschuhes den Rock der Tänzerin zu lüften, daß die schlohweißen Strümpfe aufblitzen bis zum roten Band; daß dabei manche Grenzverletzung vorkommt, ist begreiflich, sie wird mit einem sanften Erröten und schüchterner Bändigung der Röcke von der Tänzerin erwidert.

Ist die Lust am höchsten gestiegen, blitzen die Augen im Tanzfuror, fließen die Farben der Röcke im wilden Kreisel zusammen unter dem Grün der überhängenden Buchen, dann nimmt der Bursch wieder sein Mädel in den Arm, und der traumverlorene Sechsschritt beginnt wieder, die brutale Werbung klingt aus in dem stillen Genuß der sich berührenden Körper, aus dem die Erhörung spricht.

Die Paare treten ab, andere machen ihnen Platz, jeder Bursch zahlt der Musik eine Runde. Auf den Holzbänken unter der Bühne schäumen die Maßkrüge, und die Schöne tut keinen minder kräftigen Zug als ihr Kavalier, während die Alten als Zuschauer ihre Pfeifen schmauchen, mit Bedacht ihren Stein leeren und der eigenen Jugend gedenken. Bis es den einen oder anderen plötzlich aufreißt. Dann fehlt zwar den arbeitssteifen Beinen der rechte Schwung, und der Walzer wird zum unsicheren Tappen, das macht aber nichts, die alte Lust erwacht doch wieder, und wenn der Umtanz vorbei, kehrt man schmunzelnd über immer noch bewährte Jugendkraft zu seiner Maß zurück.

Immer heißer wird der Tanz, werden die Tänzer, die Wangen der Mädchen röten sich, und der Bursch breitet jetzt das Sacktüchl unter die Hand, die sich um die Hüfte der Tänzerin legt, um dem schönen Spenzer nicht Schaden zu tun; die Augen der Dirnen — man findet die reinsten Madonnengesichter darunter — schwimmen im feuchten, verführerischen Glanz.



Hinab zum Tanzplatz.

Nachmittags kommen Fuhrwerke allerart, vom Leiterwagen bis zum vornehmsten Gespann, mit Sommergästen beladen, und es ist dann gar lustig anzuschauen, wenn die als Bäuerinnen maskierten Damen und kurzbelederten Herren mit den weißen Knien, dem Riesenspielhahnstoß auf dem Hut, so kraß abstechen gegen die Umgebung, trotz allen Bemühungen, echt zu erscheinen. Doch das Widerliche dieses Hereindrängens in einen völlig fremden Lebenskreis, dem der mangelnde Blick für alles Individuelle zugrunde liegt, kann zum Glück nicht stören; das heimische Element überwiegt zu sehr, selbst berlinerisch und sächsisch wird niedergezwungen von den rauhen Gutturallauten Tirols, die hier dem bayerischen bereits stark beigemischt sind.

Die Paare kümmern sich wenig um den neuen Zuschauerkreis und denken nicht daran, ihm zuliebe dicker aufzu-



Schuhplattler auf der Kirchweih im Forsthaus Valepp.

tragen oder zu mildern. Die Augustsonne sendet ihre heißesten Strahlen durch das Blattwerk der Buchen, Banzen um Banzen rollt aus der Schenke, Berge von Knödeln und Wildbret werden vertilgt, die Musikanten färben sich blau und rot, die Töne dringen immer verworrener aus den Blechinstrumenten, und die Lust will nicht enden.



Am „Banzen".

Da und dort an den Tischen wird es bedenklich laut, die entflammte Leidenschaft, der Alkohol tun ihre Wirkung. Eifersucht, uralte Dorfgehässigkeiten werden lebendig, Maßkrüge werden drohend geschwungen, aber sie fliegen nicht, Fäuste werden geballt, schlagen aber nicht, und wenn der Förster erscheint, eine Hünengestalt mit schlohweißem Bart, so genügt ein Schweifen seiner scharfen Augen über den Tisch, um den ganzen Lärm in ein trotziges Gebrummel austönen zu lassen; geht's nicht so, ertönt ein scharfer Pfiff vom Mund des Försters, zwei Jagdgehilfen sind an diesem Tag stets bereit, zu erscheinen. — „Naus mit dem Lakl!" Und schon ist der Bezeichnete über den Tisch gehoben, beim Kragen gepackt und hinausbefördert.

Das stört nicht im geringsten, man achtet kaum darauf an den Nebentischen, es wird fortgeplattelt, nur die Bewegung wird immer schwerfälliger, die frische Kraft des Morgens fehlt, etwas Brutales kommt in die Bewegungen, und die Juchschreie sind nur mehr ein wüstes Kreischen.



Tanzpause.

Freude und Genießen ist für den Arbeitsmenschen nicht lange zu ertragen, anstatt den Göttern, wie den reifen Geist, führen

sie ihn der Tierheit zu. Es ist höchste Zeit, daß die Sonne scheidet, die Bergschatten über den Tanzplatz fallen. Um sieben Uhr ist der letzte Umtanz, das ist strenges Gesetz im Försterhaus, abgesehen davon, daß den Musikanten die Luft ausgeht.

Abgehetzt, schweißtriefend, die Zeigefinger ineinander gehakelt, wandeln die Paare den Tischen zu, und ein neuer mächtiger Banzen öffnet seine Schleuse.

Um acht Uhr geht's an die Heimkehr. Die mit Fichtenboschen und weiß-blauen Bändern geschmückten Leiterwagen, mit mischen ihre Laute in der reinen Abendluft.

An der Fülle der Jugend vorbei rasseln die flotten Einspänner der Hofbauern, und manche stolze Bäuerin im kostbaren Geschmeide wirft neidische Blicke auf das jubelnde Volk, eigener Jugend gedenkend.

Um neun Uhr ist alles still im Forsthaus, das Glöckerl in der Kapelle bimmelt den Abendsegen, der Förster wischt sich den Schweiß ab, läßt sich eine Beruhigungsmaß einschenken und murmelt: „Gott sei Dank, das wär' wieder überstanden!"

Das ist der festliche Schuhplattler, der,



Die Wurzhütte oberhalb Schliersee.

derben Arbeitspferden bespannt, werden vorgefahren, mit Zeter und Mordio von der Jugend bestiegen. Da geht's oft hübsch locker zu, und die Begierden flammen mit den roten und blauen Röcken und dem blitzenden Geschnür der Dirnen um die Wette.

Die Pferde selbst sind angesteckt davon. Weißen Schaum verspritzend, sich trotzig in das Geschirr werfend, traben sie die Bergstraße hinunter, und die Wagen rasseln und poltern auf der harten Straße, Hüte und Tücher werden geschwenkt, höchster Diskant uud rauher Bierbaß wenigstens in den ersten Stadien mit einer gewissen Feierlichkeit verläuft. Schon das Feiertagsgewand, die oft überreiche Tracht der Tänzerin trägt dazu bei, — es gibt aber noch einen andern, urwüchsigeren, bei dem die letzte Konvention fällt, direkt aus der Natur heraus und ihrem ewigen Lebensdrang.

Die Almen werden abgetrieben, so Anfang Oktober, wenn die Hirsche schreien im Bergwald. Da liegt am schwarzen Spitzsingsee, in dem die dunklen Wälder des Jägerkamms sich spiegeln, die berühmte „Wurzhütte", windschief, vom



Visitenkartenablage in der Wurzhütte. (Für Fremde.)

Die Sennerinnen, den breitkrempigen Hut mit dem Adlerflaum auf dem sorgfältig gezöpften Haar, im grellen karierten Spenzer, der die gebräunten Arme frei läßt und die drallen Formen zeigt, die Männerleut im Arbeitsgewand des Tages, vergilbten Ledernen und blauem Leinwandkittel, irgendeinen verwegenen Filz auf das Haupt gestülpt, — der kleine niedere Kuchlraum faßt kaum all die Völker. Alles Bekannte von mancher Not und Müh des Jahres, von gegenseitiger Hilfleistung, aber auch froheren Stunden her.

Erst gibt's so reichen Stoff zur Unterhaltung, daß man gar nicht ans Tanzen denkt, von all den Almbegebnissen den Sommer über, Freud und Leid. Der Waben von der „Fürst" sind zwei Kalben abgestürzt. „Wenn's grad alleweil einidruken in die Fürstwänd, und bringt's da's net aussa, um all's net!"

„Weil's allweil a bißl z'resch seid's, Ös Almerinnen," brummelt der Anderl, der Holzknecht, in seinen kohlschwarzen Bart, Gelassenheit ist sein ganzes Wesen, „all's geht, grad stad — stad!"

„Du mit Dein'm stad, stad, freili mit Deine Bam, die laufa Dir freili net davon."

„A scho', a scho'" — meint der Anderl, „hat erst dem Toni die oan Hax o'griff'n so a davo'g'laufener Bam, — a z'resch g'wesen, der Toni — —"

Rasch fällt ihm das Marei vom „Spitzing" mit einer lustigeren Geschichte dazwischen, „wie's den Jager g'stimmt hat, der sich grad den Gamsbock einbildt hat in die ‚Spitzinglaaner', den's den ganzen Sommer förmlich g'hüt hat, wie ihr eignes Viech, wenn er mir leid tuat der arme Teufl, der mir bal nachg'lauf'n wär', so hat er mi' kennt —"

Schnee gedrückt, vom Sturm zerzaust, am Bach, ein Konglomerat verfaulten Holzes und alten zerbröckelten Mauerwerks, innen aber „grüabig"*) über alle Maßen, mit den kleinen Guckfensterln und den schwarzgebräunten Holzwänden, den grünen Holzbänken, die keinen so rasch loslassen, und dem geliebten „Enzian", die Erholungsstätte aller Jäger und Holzer, kurz des Almvolks ringsum.

Da findet der Almball statt, so um den 3. Oktober herum, der Abschied der Almerleut, ehe sie zu Tale fahren.

Um Dunkelwerden kommen sie alle, die Holzer aus den Waldhütten, die Almerinnen und die Sennen herunter bis zum Kühbuben, von der „Fürstalm", der „Freudenreich", der „Völlalm", vom „Spitzing", von der „Haushamer" und von der „Wallenburgeralm".

*) gemütlich.

Sie hatte die Lacher auf ihrer Seite, als es aber der Zufall wollte, daß in dem Augenblick der Besprochene eintrat, ein Prügelmensch von strotzender Jugend, den Schnurrbart sichtlich frisch gedreht, den roten Hund an der Leine, die Büchse auf der Achsel, da verstummte alles, nur verschlagene Blicke trafen sich.

„Grüaß Gott, Herr Kiellechner, das is schön, daß Sie uns die Ehr' geb'n!"

„Ruckt's, Buab'n, — no was habt's? Is gar über mi' herganga, gel Wab'n — g'steh's — macht ja nix — ja Sakra, außa mit der Klampf'n, Baperl, soll das der Almball sein, — Euer dumm's G'wäsch —"

Da präludiert der Baperl, das Faktotum der Wurzhütte, schon, der zum Festzeichen eine Nelke hinter dem Ohre trägt.

„Also, und a Zither wird's a no' geb'n."

Die alten Weisen fahren in alle Glieder, der ganze Tisch springt auf, der Wurzer selber spielt die Zither dazu, — der Schuhplattler beginnt!

Die Dielen krachen, der Ruß rieselt von den Wänden, die Wab'n liegt dem Jäger im Arm, als ob sie ihn nimmer zum Narren gehabt hätt', die bunten Spenzer der Sennerinnen mischen sich mit den vergilbten Farben der Holzer, dazu die schwelende Petroleumlampe, das Herdfeuer, das zur offenen Küchentüre heraus das Bild phantastisch umgaukelt, die schlichten, stimmungsvollen Töne der Gitarre und der Zither, ein Bild voll Ton und Stimmung, eines alten Niederländers würdig.

Und derselbe stoische Ernst in den harten Arbeitsgesichtern, die bald ins Dunkel der Wand untertauchen, bald grell aufleuchten im Feuerschein.

Da die Lust sich nach oben, des niederen Raumes wegen, nicht ausdehnen kann, äußert sie sich mehr in der Tiefe. Die breiten Rücken krümmen sich, die Tänzer umschleichen wie Raubtiere ihre Tänzerinnen, um sie dann jäh zu fassen und des engen Raumes halber, nur um so inniger, im langsamsten Schritt den Walzer zu tanzen.

Die Almerinnen schwelgen in der längst erträumten Lust, die harten, sonnenverbrannten Gesichter bekommen einen ganz weichen mädchenhaften Zug, während die bärtigen Mannsgesichter einen feierlichen Ernst bekunden, als ob es sich um ein Mysterium handle, das sich hier vollzieht.

Mit dem letzten Ton der Zither, dem letzten Aufschlagen der Nagelschuhe ist es damit zu Ende, und die ganze Hütte hallt von der lärmenden Unterhaltung, die jetzt anhebt.

Den Dirnen wird ein „Süßer" spendiert, Muskateller, das heizt ein, läßt die Wangen glühen und die Zungen schießen. Alles wird gewagt, kein Scherz ist zu derb, das fällt alles wie Axthieb, brutal und wahr wie die Natur selber, der sie entsprossen; es sind Leute dabei, die wochenlang nicht den Mund zum Sprechen öffnen, Hirne, in denen den



Die Frau Wirtin von der Wurzhütte.

ganzen Sommer hindurch kein anderer Gedanke aufstieg, als: ‚Wie sitzt der Hieb, wie packe ich den Baum an?‘, Herzen, die das ganze Jahr über keine weiche Regung beschleicht; dabei gewinnt alles eine harte Linie, Antlitz, Faust, Ausdruck und Gebärden.

Wenn die Unterhaltung auszugehen droht, greift der Baperl wieder zur Gitarre, und die Zither klingt. Dann geht's wieder an die Arbeit im Dampf der Stubenhitze und Qualm des Tabaksrauches, Bier- und Schnapsdunstes.

In einigen Stunden ist die Hölle los, wilde Triebe verdrängen die harmlose Lust, langaufgespeicherter Lebensdrang artet in ungezügelte Lust aus, die Dirnen werden zu Bacchantinnen, die Burschen zu trampelnden Faunen, wie Wildgeruch mischt es sich in die Dünste des Raumes.

Die Rehaugen der Wab'n blitzen verlangend, selbst der Anderl wirft seine schweren Glieder in ungefügen Bewegungen: — höchste Zeit, daß der Wurzer ein plötzliches Ende macht.

Der letzte Banzen rollt zur Türe hinaus. „Aus is, hoam geht's, morg'n is Arbeitstag!“

Da hilft keine Einrede, man kennt seine strenge Gerichtsbarkeit. Der Jäger hilft zu als Amtsperson. Er hat schon längst zum Schluß gemahnt.

Langsam leert sich die Hütte, draußen ist der Mond aufgegangen und spiegelt sich in eitler Selbstgefälligkeit in dem schwarzen See. Lange noch tönt das Jauchzen der Heimkehrenden aus den finsteren Wäldern, Steine kollern unter unsicheren Tritten, auf der Bergstraße geht der Jäger, die Wab'n im Arm, der Spitzingalm zu — kannst es do' net alloan geh'n lass'n, das damische Madl! — —

Dann wird's still, ganz still. Wie Waldspuk ist alles verschwunden. Oben auf dem Schwarzenkopf, der sich mit seinen unzähligen Fichtenwipfeln in dem See spiegelt, grölt ein Hirsch — jetzt beginnt dort oben der Tanz.

Überall der gleiche unbegreifliche Drang, in der Waldhütte und im glanzerfüllten Saal der Stadt, Schuhplatteln und Haxenschlagen, wie man hierzulande spricht, oder Kotillon und Française, unter dem Schleier der Konvention und der Sitte, oder frei und fessellos, der Natur entwachsen: immer, überall dasselbe!



Auch der Schuhplattler gehört zu den Unsterblichkeiten; er ist herausgewachsen aus den Bergen und kann nur mit ihnen untergehen.

Glück.

An den Hecken spielt die Sonne im Gras.
Ein leiser Wind geht durch den Blütenhain.
Wo mag das Glück sein?
Wer sagt mir das?

Hinter den Wäldern? Hinter den Bergen?
Hinauf den glitzernden Fluß?
Bei den sieben Zwergen?
Ist es ihr Kuß?

Ist es ein wunderbares Gelingen,
Wenn eine Gottheit aus uns spricht?
Ein Sichentwirren und Fügen von Dingen
Im Gedicht?

Oder ist es ein gestaltloser Traum
Im Liegen auf heißer Heide?
Der Himmel wie blaue Seide
Hat Narzissen im Saum.

Und Du weißt es nicht: Lebst Du?
Oder ist das längst vorbei?
Wie ein Wölkchen zerschwebst Du
Im leuchtenden Mai.

Julius Havemann.




Aus Hans von Bülows Briefen.

Von Eugen Zabel.



Man darf und muß ihn wieder als einen Lebendigen grüßen, den großen Klavierspieler, Dirigenten und musikalischen Zuchtmeister Hans von Bülow, obwohl bald fünfzehn Jahre dahingegangen sind, seitdem er im Hôtel du Nil in Kairo röchelnd zu Boden sank und bald darauf im deutschen Diakonissenhospital den letzten Atemzug tat. Nicht nur seine Kunst und Lehre wirken unaufhaltsam in seinen Freunden und Schülern nach, die er mit Begeisterung für unsterblich Schönes erfüllt und zu seiner Höhe liebreich fördernd emporgehoben hat. Auch seine Persönlichkeit tritt mit der Schärfe und Originalität, die ihr aufgeprägt waren, aufs neue vor uns hin und fordert uns nochmals auf, Stellung zu ihr zu nehmen. Von fern und nah, aus früher und später Zeit brechen Quellen auf, die uns die Entwicklung dieser erstaunlichen Kampfnatur erzählen. Wer ihm nahegestanden hat, wird die Erinnerung an ihn so unmittelbar empfinden, als ob er ihm in das helle, große, durchbohrende Auge blicke, den eigentümlichen Klang seiner Stimme höre und den Druck seiner nervös zugreifenden Hand spüre.

Franz Lenbach hat ihn auf einem Ölgemälde dargestellt, wie er als Kapellmeister sein Zauberstäbchen in der hoch erhobenen rechten Hand hält und den Inhalt einer Symphonie für die Zuhörer lebendig werden läßt, während von allen Punkten seines geistig aufs äußerste gespannten Antlitzes unsichtbare elektrische Drähte zu den Orchesterspielern hinüberzuleiten scheinen. Aus diesem Bild spricht der musikalische Heros zu uns. Der Bildhauer Landgrebe hat eine Statuette von ihm geschaffen, die den Künstler zeigt, wie er den Daumen der linken Hand in die Hosentasche gesteckt hat und in der rechten die unvermeidliche Zigarette hält. Das ist Bülow, wie er bei Tisch plauderte oder hastigen Schritts über die Straße ging. Beide künstlerische Darstellungen sehen mich an und wollen mich zum Reden bringen.

Aber am liebsten ist mir doch eine Photographie in Kabinettformat, auf der Bülow im Frack, die Hände in den Hosentaschen, mit einer Schleife im Knopfloch, spöttisch lächelnd zur Seite blickt und von dem Bechstein-Pianino meines Salons meinen klimpernden Versuchen zuzuhören scheint. Zwei Jahre vor seinem Tode hatte ich in der „Neuen Berliner Musikzeitung“ ein Bild seiner Persönlichkeit entworfen, woran er offenbar Vergnügen fand. Er schrieb dem Herausgeber des Blattes: „Sie haben durch Aufnahme einer übertrieben schmeichelhaften (moralischen) Photographie meiner Wenigkeit aus illustrem Atelier in Ihr geschätztes Musikblatt meiner bessern Hälfte eine große Freude und mir persönlich eine Auszeichnung erwiesen ...“ Ich selbst erhielt die erwähnte Photographie, auf der er mich als „Gönner“ bezeichnete und die aus dem Goetheschen „Egmont“ nicht ganz genau zitierten Worte hinzufügte: „Unerbeten am willigsten.“ Unter dem Titel „Hans von Bülow. Gedenkblätter, Hamburg 1894“ habe ich Erinnerungen veröffentlicht, die vielfach benutzt worden sind und zum Teil auch in den sieben Bänden der „Briefe und Schriften“ angeführt werden. Die Witwe des Künstlers, Marie von Bülow, hat alles ihr Zugängliche mit anerkennenswertem Takt und Geschmack gesichtet und geordnet. Aber vieles ist ihr doch entgangen oder unerreichbar geblieben. Bülows Briefe an Berlioz scheinen verschollen zu sein, die an Richard Wagner gerichteten werden in Bayreuth unter strengem Verschluß gehalten, und dasselbe gilt von anderen Sammlungen, die man ungern entbehrt. Den Briefwechsel zwischen Bülow und Liszt hat La Mara (Fräulein Lipsius) selbständig herausgegeben. In dem großen Kuvert, das ich mir für meine Bülow-Erinnerungen angelegt habe, raschelt und rauscht es wie von Geisterhand, und was ich nicht schwarz auf weiß besitze, hat sich meinem Gedächtnis so scharf eingeprägt, daß ich es wie die Schrift von einer hell beleuchteten Wand ablesen kann.

Hans von Bülow war in seinem innersten Wesen eine weiche, schwärmerische und hingebende Natur voll zarter Gemütsempfindungen, die bis zur Schwäche gingen. Seine schroffen Seiten kehrte er nur hervor, um sich gegen die kalte Berechnung und Selbstsucht derjenigen zu verteidigen, die ihn mißbrauchen wollten. Wenn er mit den Disteln seines satirischen Spotts oder seiner leidenschaftlichen Polemik um sich schlug, geschah es nur, weil er sich in seinem idealistischen Glauben an Kunstschönheit und Menschengröße tief verletzt fühlte. Aber er konnte ohne Liebe, Freundschaft und Anerkennung nicht leben, brachte dafür die größten Opfer, während er für sich bescheiden und bedürfnislos blieb und niemals zugeben wollte, daß ihm jemand Dank schulde. Trotz seines Drangs nach Freiheit und Unabhängigkeit hatte er das Regellose des Junggesellendaseins doch frühzeitig satt und sehnte sich nach einer Häuslichkeit, in der eine liebende und geliebte Frau waltete. Im Juni 1856 teilte er seiner Freundin Jessie Laussot, der späteren Gattin des Literarhistorikers und Essayisten Karl

Hillebrand, mit, daß seine Mutter auf Liszts Ersuchen dessen beide bisher in Paris erzogene Töchter seit vorigem Herbst in ihr Haus genommen habe: „Diese wunderbaren Mädchen — Blandine und Cosima — tragen ihren Namen mit Recht — voll Talent, Geist und Leben sind sie interessante Erscheinungen, wie mir selten vorgekommen. Ein anderer als ich würde glücklich sein, mit ihnen zu verkehren. Mich geniert ihre offenbare Superiorität, und die Unmöglichkeit, ihnen genügend interessant zu erscheinen, verhindern mich, die Annehmlichkeit ihres Umgangs so zu würdigen, wie ich es möchte.“ Er dachte offenbar an das wenig Imponierende seiner äußeren Erscheinung, das Quecksilberne, Sprunghafte und Unvermittelte seines Wesens und dann wieder an den tiefen Ernst seiner Weltanschauung, mit dem zwei hübsche verwöhnte junge Damen nicht viel anzufangen wußten. Er faßte den Entschluß, die jüngere zur Frau zu nehmen, während die ältere den damaligen Pariser Advokaten Emile Olivier erhörte, der später als französischer Ministerpräsident beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges eine so verhängnisvolle Rolle spielte.

Bülow war in seine Braut aufrichtig verliebt, aber doch von Zweifeln nicht frei, ob er zur Ehe geschaffen sei. Acht Tage vor der Hochzeit bekommt er bereits einen jener ironischen Anfälle, die auf innere Enttäuschung schließen lassen und sich durch sein ganzes Leben ziehen. Er spricht von der Ehe als einer Korporation, der nicht anzugehören auch ein Vergnügen sein soll, das man, wenn es zu spät, erkennt, und er tröstet sich mit dem „je ne sais quoi“ des Junggesellen, das er namentlich auf Reisen doch nicht verlieren werde. Er fühlt sich trotzdem glücklich und meint, daß die Möglichkeit einer andern Heirat ihm empörend abgeschmackt vorkomme. Nach der Geburt seiner zweiten Tochter denkt er an die noch fehlende dritte und lebt sich in die Rolle des Königs Lear hinein, zu dem er sich auf diesem Wege ausbilden werde. In den veröffentlichten Briefen fehlt ein Bekenntnis, das Bülow in einem Schreiben vom Mai 1871 ablegte und das die entsagungsvolle Größe seiner Natur hell beleuchtet: „Desgleichen war es mir sehr wohltuend, von Ihnen zu hören, daß Frau Wagners Gesundheitszustand ein ersichtlich erfreulicher ist. Welches Glück für diese ihrem ersten Mann gegenüber viel zu bedeutende Frau, von ihm getrennt zu sein und die erste traurige Hälfte ihres Daseins durch eine zweite bessere — was der Himmel gebe — korrigieren zu können.“

Das Witzhaschende, Verstandesscharfe und Zackige seines Wesens verliert sich fast ganz in den Briefen an seine Mutter, in denen das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit oft überströmt. Sie empfand mit seiner stürmischen Künstlerseele und war in seinen Erfolgen glücklich, auch wenn sie es bedauerte, daß ihrem Sohn, der rasch in der Liebe wie im Haß war, ein so schwerer Aufstieg beschieden war. Aus Wien berichtet er ihr 1860 von einem glänzenden Sieg im Redoutensaale, wo sechzehnhundert Menschen ihn gehört hätten. Er findet sich — dreimal unberufen — schrecklich vergnügt und von Ehrgeiz erfüllt, der aber nicht egoistisch und kleinlich sei, sondern nur der großen, ernsten Sache gelte, mit der er stehe und falle. Schwärmerisch weich und liebevoll ist der Geburtstagsbrief an die Mutter vom September 1860. Er wünscht sich statt der beiden Flügel, die bei ihm stehen, zwei andere, um auf ihren Schwingen zu ihr zu eilen. Er bedauert, daß es noch keine Telephone gibt, mittels deren er der Mutter ein Konzert von lauter ihr noch unbekannten Stücken veranstalten könnte. „Laß mich Dir eines sagen, was aus dem Herzen kommt, was redlich wahr ist,“ schreibt er, „niemals hat sich meiner ein so kalter Egoismus bemächtigt, daß ich aufgehört hätte, in meinem Weiterleben und Fortstreben der Meinigen zu gedenken, also vor allem Deiner, Dich als berechtigte Teilnehmerin zu betrachten. Die etwas herbe Periode der Selbstkritik, in der ich mich gegenwärtig befinde, die trüben Stunden der Apathie, in welche mich der peinigende Vergleich zwischen meinem Wollen und der Ungenügendheit meines Wissens und Könnens versetzt, hat mir das Bild der mütterlichen Ambition, die Du stets für mich gehegt hast, verwischt, und gern und häufig rief ich es vor meine Seele, Heilung oder doch Erfrischung von ihm zu suchen.“ Wie glücklich ist er, den Lieblingswunsch seiner Mutter erfüllen und sie auf einer Reise nach Italien begleiten zu können! Bei einer Konzertreise, die er im Herbst 1875 nach Amerika antrat, schreibt er ihr aus der Neuen Welt geradezu entzückte Briefe: „Erinnere mich nicht, seit Italien mich irgendwo so vortrefflich befunden zu haben, wie seit nun just vierzehn Tagen in diesem sehr kuriosen, aber sehr behaglichen und wahrhaft großartigen Lande.“ ... „Ach könnte ich Dir doch nur ein Stück des grandiosen Blumengartens schicken, den mir die Leute hier im Zimmer angehäuft! Solche Blumen, solche Buketts, ja Boskets kennt man selbst in Italien nicht. Riesig schön!“ Er gibt ihr genaue Schilderungen seiner Hotelwohnung, seiner Lebensweise, seiner Art zu reisen. Aus Louisville schreibt er ihr: „Ich werde im allgemeinen wegen meines lebhaften Wesens wie wegen meiner fließenden Aussprache, die ich meiner lieben Mutter verdanke, wessen ich stets, glaube mir, dankbar eingedenk bin, selbst für einen Franzosen gehalten.“ Als er aber im nächsten Frühling 132 Konzerte hinter sich hat und seine Kraft erschöpft fühlt, ist er nicht mehr so fröhlicher Stimmung, sondern schreibt ihr: „Eine Beschreibung der Strapazen und der Unerquicklichkeit des Konzertierens selbst — gute Musik vor unmusikalischen Menschen oder leeren Bänken in ungeheuren Sälen,

Kinderschule in Marokko. Gemälde von José Benlliure.

wo es konfus, leer und trocken klingt, auf durch Transporte schadhaft gewordenen Klavieren zu spielen — erläßt Du mir wohl. Es ist über alle Begriffe scheußlich — dieses Leben." Er fühlt sich zu alt und abgenutzt, um in der Neuen Welt Wurzel zu fassen, tröstet sich damit, daß er noch keinen zweiten Gehirnschlag erlitten habe, meldet aber gleich darauf, daß er nach dem Frühstück, wie er meint, infolge der ungemeinen Schwüle, ohnmächtig geworden sei. Aus Meiningen schreibt er ihr einmal, daß er die Bekanntschaft des Kardinals Hohenlohe gemacht habe, der, selbst musikalisch, von seinem Spiel sehr befriedigt gewesen sei. Er sagte nämlich: „Mein Freund Liszt kommt mir am Klavier vor wie Michelangelo, Sie aber wie Raffael. Nur der Mutter erzähle ich so etwas wieder." Unsagbar niederdrückend wirkte es auf ihn, als seine Mutter körperlich und geistig hinfällig wurde, 1877 dazu noch erblindete und zum Katholizismus übertrat. Sie starb 1888 als hochbetagte Greisin. Seinen Vater hatte der Künstler bereits 1852 verloren. Durch seine Novellensammlungen, Übersetzungen, Biographien und ähnliche Arbeiten hat er sich um unsere Literatur schätzenswerte Dienste erwiesen. Seine ruhige und sachliche Darstellungsgabe ist jedenfalls nicht auf seinen Sohn übergegangen, dem aus der Feder beständig Funken und Raketen aufzusprühen scheinen. Bülow empfand ein unstillbares Bedürfnis, sich brieflich auszusprechen, und hatte immer etwas zu sagen, das sich über das Alltägliche erhob. So sehr die Arbeit auf ihm lastete und Sorgen ihn erfüllten, brachte er doch ganze Stunden am Schreibtisch zu, um die Ideen zu fördern, für die er sich eingesetzt hatte, oder seinen Freunden zu erzählen, wie es ihm ergehe. Man gewinnt sogar das Gefühl, daß diese freie und rückhaltlose Aussprache durch die Feder ihn erfrische wie ein Stahlbad. Er ist in dieser Beziehung das gerade Gegenteil seines Altersgenossen Anton Rubinstein, der auch in demselben Jahr wie er starb, und dem man das Scherzwort in den Mund gelegt hat: „Ich schreibe lieber eine Symphonie als einen Brief." Daran knüpft Bülow die wehmütige Bemerkung: „Ich kann eben keine Symphonie schreiben." Bei ihm war offenbar eine Fülle überschüssiger geistiger Kraft vorhanden, die sich musikalisch nicht erschöpfte und wie durch ein Sicherheitsventil literarisch ausströmte. Frau Marie von Bülow haben über fünftausend Briefe vorgelegen, von denen sie gegen zweitausend für ihre Sammlung benutzte, die, wie gesagt, noch mannigfacher Ergänzung bedarf.

Aus diesen Briefen Bülows erfährt man mancherlei Interessantes über den freundschaftlichen Verkehr, der lange Jahre zwischen ihm und dem Berliner Klavierfabrikanten Carl Bechstein bestanden hat. Diese beiden Männer hatten sich frühzeitig zusammengefunden, und indem der eine die schaffende künstlerische Seele bildete, der andere das unentbehrliche Werkzeug lieferte, verwuchs ihre Tätigkeit immer enger miteinander. Bülow hatte an diesen Instrumenten wegen ihres angenehmen Anschlags und einschmeichelnden Tonschmelzes Gefallen gefunden und spielte auf einem solchen zum erstenmal öffentlich in Berlin 1856, unter anderem auch die H-moll-Sonate von Franz Liszt. Seine Vortragskunst auf den Tasten wurde bereitwillig anerkannt, das Werk selbst aber sehr schlecht von der Tageskritik behandelt. Bülow, damals sechsundzwanzig Jahre alt, empfand in seiner hitzköpfigen und streitbaren Art die Herabsetzung seines Meisters, mit dessen Tochter er verlobt war, als persönliche Kränkung und veröffentlichte in der „Feuerspritze" einen seiner geistsprühenden Artikel gegen die nach seiner Meinung ungerechte Verurteilung dieses Werkes. Dabei wurde auch der Name Bechstein wiederholt genannt, der sich aus den bescheidensten Anfängen mit seinen Flügeln zu einer ersten Stellung emporarbeiten sollte. In der Behrenstraße in Berlin hatte er sich eine kleine Werkstatt eingerichtet und die beiden ersten Klaviere ganz allein angefertigt, wozu er bei angespanntem Fleiße nicht weniger als dreiviertel Jahre brauchte. Im Jahre 1860 konnte er nach dem Grundstück in der Johannisstraße übersiedeln, wo die Fabrikanlagen und Magazine allmählich den Charakter des späteren Weltgeschäfts annahmen. Als sogar Franz Liszt diese Konzertflügel allen anderen vorzog, folgten auch Männer wie Anton Rubinstein diesem Beispiel, so daß diese Instrumente alsbald zu einem unentbehrlichen Bestandteil unseres Musiklebens gehörten.

Bechsteins Name kehrt in der Bülowschen Korrespondenz oft wieder, aber die Briefe, die er an seinen „Beflügler" gerichtet hat, sind bisher nicht gedruckt worden, obwohl sie für die Beurteilung seiner Persönlichkeit schwer ins Gewicht fallen dürften. Das gastliche Haus, das in seiner ganzen Einrichtung Zeugnis nicht nur von dem Wohlstand und der Freigebigkeit, sondern auch von der reichen Bildung und dem Kunstgeschmack seines Besitzers Zeugnis ablegte, stand dem Künstler zu jeder Zeit freundschaftlich offen. Es freut ihn sichtlich, seiner Mutter mitteilen zu können, wenn ihn Bechstein von der Bahn abholt, zu Mittag einladet, im Vorzimmer einen Diener mit weißer Krawatte zu seiner persönlichen Verfügung stellt und ihn bei seinen Virtuosenfahrten ein Stück begleitet. Einmal nennt er den „Palazzo Bechstein eine wahre Sehenswürdigkeit Berlins". Bülow weiß selbstverständlich genau, welche Dienste er dem Hause des Freundes erwiesen hat, spricht aber niemals davon auch nur ein Wort und rühmt fast immer nur die seinem Spiel unentbehrlichen Vorzüge dieser Instrumente. Bechstein legt dagegen ein wirklich rührendes Bekenntnis ab, wenn er ihm am 12. Dezember 1868 schreibt: „Die Freund-

schaft eines so hervorragenden Mannes und weltberühmten Künstlers sollte mich fast stolz machen, wenn ich mir nicht in Demut gestehen müßte, daß ich dieselbe in Wirklichkeit nicht verdiente; ich habe nur das fabelhafte Glück gehabt, daß beim Beginn meiner Laufbahn ein Gott an meiner Werkstatt stand, unter dessen Schutz ich das geworden, was ich gegenwärtig bin."

Bülow konnte in Bechstein mit gutem Recht einen treuen Mitarbeiter und klugen Berater erblicken, der ihm in schweren Lebenslagen besonnen zur Seite stand und die oft unberechenbaren Ausbrüche seines Temperaments vorsichtig dämpfte. In dem verhängnisvollen Sommer 1869, als seine Frau mit ihren Kindern ihn verließ und alles in und unter ihm zusammenzubrechen schien, hat er die Qual seiner Seele neben seiner Mutter vielleicht keinem andern Menschen so unbedingt enthüllt wie dem Berliner Freunde. Er suchte in seiner Rat- und Hilflosigkeit nach einem ehrenvollen Ausgang aus einer Situation, die ihn an den Rand der Verzweiflung bringt und mit Selbstmordgedanken spielen läßt. Seine Stellung als Hofkapellmeister und Leiter der Musikschule in der bayerischen Hauptstadt will er so schnell wie möglich aufgeben, will sich, so schwer es ihm auch als deutscher Musiker wird, von seinem Vaterland losreißen und in Italien eine neue Existenz schaffen. Daß er selbst rein dasteht, empfindet er nur als geringen Trost, und es spricht für seine vornehme Empfindungsweise, die ihn auch jetzt nicht verläßt, wenn er an den Schmerz denkt, den er mit der Scheidung seiner Ehe seinem Schwiegervater Liszt bereiten muß. Er wählt sich Florenz zum Aufenthalt, und der Anblick der einzigen Stadt mit ihren fröhlichen Menschen, ihren Kunstschätzen, ihrer Blumen- und Rosenpracht wird ihm zum Balsam für das wunde Herz.

Bülow besucht eifrig die Theater, schwärmt für das italienische Ballett und verliebt sich in eine Virtuosin, die er eine „Zehendichterin" nennt. Er hat, meint er, auch in Paris nicht, so vortrefflich schauspielern sehen wie in Florenz und findet die Darstellungen über alle Vorstellung plastisch, lebendig, anmutig, ja entzückend. Auch seiner Mutter gesteht er, daß ihm der große Salvini einen viel reineren Genuß gewährt habe als Bogumil Dawison, dessen Leistungen ihm früher soviel Freude machten. Wenn er irgendwo wieder genesen kann, wird es nur in diesem über alle Begriffe himmlischen Lande möglich sein! Er findet auch seine Kunst wieder beim Anblick des Bechsteinschen Flügels in seinem Salon, beim Erteilen von Unterricht und bei Konzerten, die er erfolgreich veranstaltet. Um die Weihnachtszeit fängt die Wunde allerdings wieder zu bluten an, wenn er an das glückliche Familienleben im Hause seines Berliner Freundes und seine eigene innere Einsamkeit denkt. Er sieht Bechstein am Frühstückstisch mit einer der unzähligen Beilagen der „Vossischen Zeitung" beschäftigt und möchte gern wissen, ob der Skandal über ihn endlich zur Ruhe gekommen ist. Auch an boshaften Anspielungen und grausamen Wortwitzen, die er so sehr liebte, läßt er es nicht fehlen. Trotz der Anerbietungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht werden, glaubt er doch nur in Florenz leben zu können. Dabei denkt er an eine große Konzertreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika und fürchtet nur, daß Tausig ihm zuvorkommen könne, dessen geniale Natur er neidlos anerkannt. Bechstein, meint er, sei für Pianisten, was Stradivarius und Amati für die Geiger. Er denkt nicht daran, seinem „Befitticherer" untreu zu werden, obwohl ihm für seine Konzerte in Petersburg und Moskau für die Benutzung eines anderen Flügels eine nicht unbedeutende Summe angeboten worden ist.

Bechstein war es auch, der mich mit Bülow bekannt machte und zwar unter Umständen, die damals großes Aufsehen erregten. Der Künstler hatte bei einem Konzert, das er März 1884 in der berliner Philharmonie veranstaltete, ganz unerwartet den Krönungsmarsch aus Meyerbeers „Propheten" zum Vortrag gebracht und dabei einige spöttische Bemerkungen über den „Zirkus Hülsen" gemacht, worauf ihm auf Antrag des damaligen Generalintendanten der Titel eines „Kgl. preußischen Hofpianisten" entzogen wurde. Auf der Rückseite dieses Erlasses hatte der Künstler in seinem Über- und Unmut ein paar Späße von zweifelhaftem Wert niedergeschrieben, ohne an deren Veröffentlichung zu denken. Das Schriftstück kam ihm aber durch einen Autographenliebhaber aus den Händen und gelangte zu weiterer Kenntnis. Hülsen war 1886 gestorben, und Graf Hochberg, sein Nachfolger, erinnerte sich, als Bülow im Februar 1887 das Opernhaus betreten wollte, seines Hausrechts. Der Künstler war im Begriff, bei der Kleiderablage Überrock und Hut abzugeben und reichte mir, während er sich meiner Arbeiten über Rußland freundlich erinnerte, die Hand. Rüfers „Merlin" sollte zum erstenmal gegeben werden, und Bülow schoß gerade den billigen Kalauer: „Merlin, wie's weint und lacht" ab, als ein Diener in Uniform an ihn herantrat und ihn ersuchte, gegen Empfangnahme des Eintrittsgeldes das Opernhaus wieder zu verlassen. Bülow sah ihn scharf an, bewahrte aber seine Ruhe und fragte nur: „In wessen Auftrag handeln Sie?", worauf der Diener seinen Arm leicht berührte und bemerkte: „Bitte, Herr von Bülow, machen Sie keine Umstände, sonst muß ich den Schutzmann holen." Der ganze Vorgang spielte sich äußerlich ruhig ab und wurde höchstens von einem Dutzend Personen, die gerade in der Nähe standen, beobachtet. Frau von Bülow, die als Marie Schanzer früher in Karlsruhe und Berlin schauspielerisch tätig war, hatte von alledem nichts bemerkt, weil sie mit der Garderobenfrau sprach und mit dem Rücken zu ihrem Mann stand, der seinen Überrock

vom Kleiderhaken nahm und sich dem Vorraum des Opernhauses zuwendete. Sie rechnete mit einer der Absonderlichkeiten ihres Mannes, an die sie gewöhnt war und fragte ihn gutmütig lächelnd: „Hans, gehn wir schon?“, worauf dieser kurz antwortete: „Nein, wir werden gegangen“, ihr den Arm bot und sich mit ihr entfernte.

Am nächsten Tag war ich bei Bechstein im engsten Familienkreise mit Bülow und seiner Gattin zusammen. Die Erinnerung an das Vorgefallene beschäftigte uns natürlich alle, aber es wurde verhältnismäßig nur wenig davon gesprochen, weil jeder zunächst abwarten wollte, wie sich die Öffentlichkeit zu dem peinlichen Vorfall stellen würde. Karl Frenzel veröffentlichte einen scharfen Artikel gegen dies Vorgehen der Generalintendanz, indem er auf die künstlerische Bedeutung Hans von Bülows hinwies, ohne sich deshalb mit seinem unberechenbaren und herausfordernden Wesen in allen Stücken einverstanden zu erklären. Zwei Tage darauf fand in dem vollständig besetzten Saal der Singakademie ein Klavierkonzert Bülows statt, der zwischen zwei Musikstücken, als sich der Beifall gelegt hatte, auf seinem prachtvollen Bechstein die ersten Takte aus der Figaro-Arie von Mozart „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen“ anschlug, wobei sich die Zuhörer zufrieden lächelnd ansahen. So wurde ihm das Instrument des Freundes zum beredten Ausdruck einer spöttisch geistreichen Selbstverteidigung. Bei der Einweihung des Bechsteinsaals, zu der die Konzertdirektion von Hermann Wolff im Oktober 1892 eine glänzende Gesellschaft eingeladen hatte, berührte der Unvergeßliche zum letztenmal vor einer andachtsvoll lauschenden Menge die Tasten des Instruments, aus dem so oft die Macht seiner Persönlichkeit zu uns gesprochen hatte. Seine späteren Erfolge als Orchesterdirigent waren mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft schwer erkauft, und wiederholt nannte er sich, wenn er aus der Generalprobe der Philharmonie kam, mir gegenüber einen „Moriturus“. Im November 1894 starb er in Kairo, während Carl Bechstein, dessen Geschäft durch die Tatkraft seiner drei Söhne sichergestellt war und immer weiter blühen sollte, sechs Jahre später die Augen schloß.

Aus der schmerzensreichen Zeit seines florentinischen Aufenthalts tritt uns eine zarte, bewegliche, glutaugige Sizilianerin, mit allem Reiz von Jugend und Schönheit, Geist und Talent ausgestattet, als seine lernbegierige Schülerin entgegen, eine geborene Prinzessin Campo reale, damals mit dem Grafen Dönhoff verheiratet, die jetzige Gemahlin unseres Reichskanzlers Bernhard von Bülow. Sie lebte den Winter 1869/1870 bei ihrer Mutter in der herrlichen Arnostadt, verriet einen leidenschaftlichen Eifer für das Klavierspiel und suchte ihrer seltenen Begabung noch den letzten Schliff der Meisterschaft zu verleihen. Bülow widmete sich ihrer weiteren Ausbildung nicht nur mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, sondern sah in ihr auch den reinsten und anmutigsten Ausdruck der Charaktereigenschaften jener Nation, die mit ihrer Gastfreundschaft auf ihn gewirkt hatte wie ein Arzt oder eine Krankenpflegerin auf einen Patienten. Er nennt in einem Brief an einen Berliner Freund die neunzehnjährige junge Dame eine Wunderblume, zum Verrücktwerden zierlich und schön. Er gibt ihr eine Empfehlung an Tausig nach Berlin mit, damit der Meister sich ihrer weiter annehme und das vollbringe, wozu ihm die Zeit fehle, sie zu einer gefährlichen Rivalin von Mimi Schleinitz zu machen, deren Freundin sie sei. So enthüllt sich vor unseren Augen ein fesselndes Frauenporträt von ähnlichem Farbenreiz, wie es später Makart und Lenbach von der Frau gemalt haben, die im Palazzo Caffarelli in Rom als deutsche Botschafterin gebieten und im Reichskanzlerschloß der Berliner Wilhelmstraße einen Tempel vornehmster Gastfreundschaft errichten sollte.

Gräfin Dönhoff taucht in dem Briefwechsel Hans von Bülows, so weit er veröffentlicht ist, zuerst in einem englisch geschriebenen Schreiben Juni 1880 als „Lacerta“ auf. Zwei Jahre später macht er sich die Notiz: „Kurzer Besuch bei Lacerta, die das Fragefieber hat. Hm!“. Im Januar 1885 gab der Künstler in Rußland eine Reihe von Konzerten, die von stärkstem Erfolg begleitet waren und ihn das betäubend Temperamentvolle der dortigen Beifallsbezeugung und Gastfreundschaft kennen lehrten. Auf seine Karte, die er in Petersburg bei der deutschen Botschaft für den Botschaftsrat Bernhard von Bülow abgegeben hatte, empfing er dessen Gegenbesuch. „Wir gefielen uns leider zu gut,“ schreibt er seiner Frau nach Meiningen — „er ist der netteste Namensvetter, der mir noch vorgekommen, leider total unmusikalisch, was sich auch auf vieles andere erstreckt — so daß er über anderthalb Stunden blieb. Ich will nicht vorschnell sein und Lacerta meinen Konsens und Segen geben, aber vielleicht doch noch?“

Die politischen Empfindungen des großen Klaviermeisters trugen einen ebenso stürmischen Charakter wie seine Äußerungen über Kunst und Leben. Seine Bewunderung für Bismarck rührte aus einer Zeit, da man noch weit davon entfernt war, dessen staatsmännische Genialität überall nach Gebühr anzuerkennen. Nach dem österreichischen Kriege erinnert er seine Mutter daran, wie er in Bismarck, bevor er Minister war, den „guten Engel Preußens und Deutschlands“ gesehen habe, und fühlt sich beruhigt, ihm so ganz blind vertrauen zu können. In einer berühmt gewordenen Rede, die er Ende März 1892 in der Philharmonie in Berlin hielt, wollte er die Eroica, die Beethoven ursprünglich Napoleon zugeschrieben hatte, um aber in einer Stunde gerechter Empörung diesen Namen wieder zu durchstreichen, dem Fürsten

Bismarck, dem „Bruder Beethovens", dem „Beethoven der deutschen Politik", wie er ihn nannte, widmen. Als die Zuhörer, von der Plötzlichkeit und Originalität dieses Einfalls überrascht, nicht recht wußten, wie sie sich zu dem Ruf „Bismarck hoch!" stellen sollten, viele zu klatschen, manche aber auch zu zischen anfingen, schien Bülow, indem er die Farbe wechselte, das Podium wütend verlassen zu wollen. Plötzlich machte er jedoch halt, stellte sich gerade vor das Publikum hin, zog das Taschentuch aus seiner Fracktasche und schlug damit ein paarmal zuerst auf den rechten, dann auf den linken Stiefel, indem er auf einem Bein balancierte. Die Linie, zu der sich die kleine bewegliche Gestalt des schneidigen Konzertredners in dieser Haltung zusammenzog, hätte dem Album eines Karikaturenzeichners Ehre gemacht. Mir selbst aber wurde himmelangst, weil ich fürchtete, daß Bülow sich zu noch weiteren Seltsamkeiten hinreißen lassen oder gar einen gefährlichen Nervenchoc bekommen würde. Er erschien jedoch am ersten April 1892 ruhig und besonnen mit seiner Gattin in Friedrichsruh, um den Fürsten zum Geburtstag zu gratulieren. Bismark sagte zu ihm: „Sie haben neulich in Berlin meiner so freundlich gedacht," griff zur langen Pfeife und setzte sich in seinen Lehnstuhl, während Bülow neben ihm Platz nahm und sich eine Zigarette ansteckte. Allers hat diesen Augenblick in einer Zeichnung für sein Bismarckalbum festgehalten. Damals entstand auch das erwähnte Bild, das Lenbach von Bülow als Dirigent zuerst mehrfach skizzierte und das sich jetzt im Besitz der Witwe befindet.

In einem April 1873 an eine befreundete Dame gerichteten Brief finden wir ein schwerwiegendes Bekenntnis, das geradezu als die Quintessenz seiner Weltanschauung gelten kann und uns als bittersüßes Ergebnis harter Kämpfe im Leben geboten wird. „Nichts ist lebenverbitternder, fruchtbarer an Enttäuschungen, schließlich nervenkraftaufreibender als die grundfalschen Ansichten von der ‚Rosigkeit' der Existenz überhaupt. Um ‚heiter' die Komödie des Daseins durchführen zu können, muß man sich vor allem den dunkelsten Hintergrund zurechtlegen; dies getan, haben wir dann nur Lichtpunkte darauf zu verzeichnen, die sich besser auf Schwarz ausnehmen als schwarze Punkte resp. Kleckse auf Rosa. Erwartet man vom neuen Tage konsequent als Regel das Schlimmste, Häßlichste, Störendste, so erfreut und erfrischt jede Ausnahme, der man begegnet. So treibe ich's seit zehn Jahren und befinde mich wohler als früher, wo ich den ‚Pessimismus' eines Schopenhauer weder theoretisch noch praktisch zu würdigen verstand. Hält man den Menschen für ‚Gottes Ebenbild' — so muß einen der Verkehr mit dem Nächsten zum Wahnsinn, Selbst- oder Nächstenmord treiben — betrachtet man ihn im allgemeinen als eine mehr oder minder raffinierte oder geistreiche Karikatur der schlimmsten Bestie, von deren Erschaffung sich der Autor nicht etwa am Sonntag ausgeruht, für deren Erschaffung er vielmehr an diesem Tage Buße getan, so wird man der Vorsehung um so dankbarer für jede Nichtbestialität, die man im gesellschaftlichen Leben erfährt."

Und noch ein anderes Wort wollen wir uns von ihm merken, das also lautet: „Ich kenne nur eines, was Selbsterhebung über unabwendbares Leid, unersetzlichen Verlust verleiht: Unterordnung der Person unter Ideen. Lebt man für letztere, so ist man gefeit gegen alle Schicksalsschläge." So durfte Bülow mit Recht behaupten, nachdem er sein ganzes Leben zu einem ununterbrochenen Opfer für große Menschen und leuchtende Ideale gestaltet hatte.

Abendlicher Park.

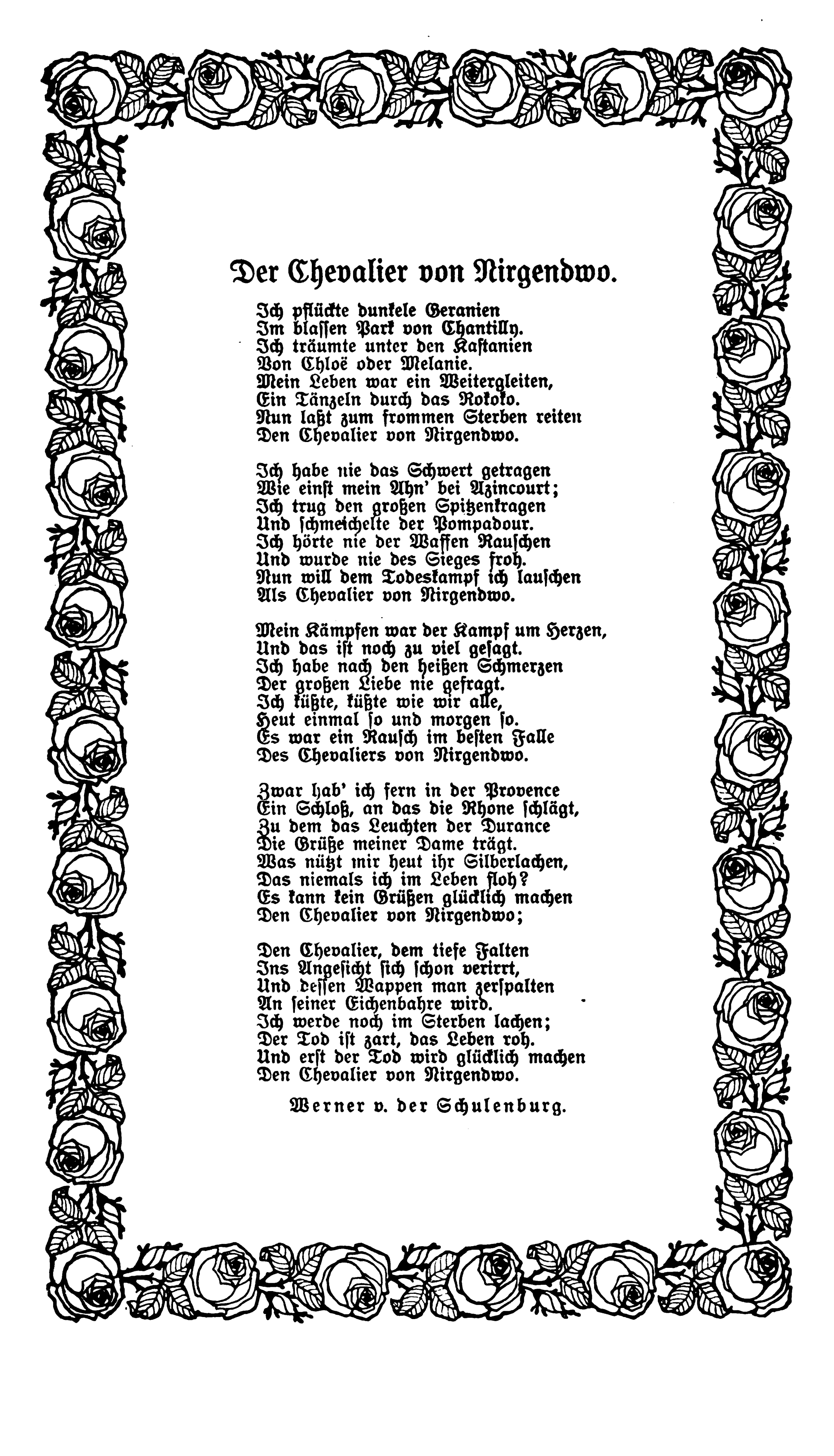
Immer, wenn der Park ins Dunkel geht,
An den Bäumen schon die sanften, kühlen
Kerzen glühen, sanft und windverweht,
Kehren Kinder heim von ihren Spielen.

Vor der Ruhe blaßt der Kindermund,
Bebend, wie vor nah gefühlten Tränen.
Schönes Spiel. Noch ist das Herz nicht wund.
-- Morgen wird es sich nach Ruhe sehnen.

Geisternd, dunkel wiegen Busch und Baum
Triebe in umarmender Umhüllung.
Daß die Nacht sie löse: Wunsch und Traum...
Nacht ist Güte ja und ist Erfüllung.

Noch ein Lied. Dann wird der Garten still.
Rings kein Blatt, das nicht gebunden bliebe.
Nur zwei Mädchen schreiten ohne Ziel
Und sie sagen sich von ihrer Liebe.

Ernst Lothar.



Der Chevalier von Nirgendwo.

Ich pflückte dunkele Geranien
Im blassen Park von Chantilly.
Ich träumte unter den Kastanien
Von Chloë oder Melanie.
Mein Leben war ein Weitergleiten,
Ein Tänzeln durch das Rokoko.
Nun laßt zum frommen Sterben reiten
Den Chevalier von Nirgendwo.

Ich habe nie das Schwert getragen
Wie einst mein Ahn' bei Azincourt;
Ich trug den großen Spitzenkragen
Und schmeichelte der Pompadour.
Ich hörte nie der Waffen Rauschen
Und wurde nie des Sieges froh.
Nun will dem Todeskampf ich lauschen
Als Chevalier von Nirgendwo.

Mein Kämpfen war der Kampf um Herzen,
Und das ist noch zu viel gesagt.
Ich habe nach den heißen Schmerzen
Der großen Liebe nie gefragt.
Ich küßte, küßte wie wir alle,
Heut einmal so und morgen so.
Es war ein Rausch im besten Falle
Des Chevaliers von Nirgendwo.

Zwar hab' ich fern in der Provence
Ein Schloß, an das die Rhone schlägt,
Zu dem das Leuchten der Durance
Die Grüße meiner Dame trägt.
Was nützt mir heut ihr Silberlachen,
Das niemals ich im Leben floh?
Es kann kein Grüßen glücklich machen
Den Chevalier von Nirgendwo;

Den Chevalier, dem tiefe Falten
Ins Angesicht sich schon verirrt,
Und dessen Wappen man zerspalten
An seiner Eichenbahre wird.
Ich werde noch im Sterben lachen;
Der Tod ist zart, das Leben roh.
Und erst der Tod wird glücklich machen
Den Chevalier von Nirgendwo.

Werner v. der Schulenburg.

Welke Rose.

Als ich Dich zum ersten Male sah,
War Dein Herz ein aufgegrabnes Land,
Und Du standest voll von Sonne da,
Voll von Frühling bis zum Blütenrand.
Doch Du trugst das Haupt im Weh geneigt
Schon am Abend Deiner Wonnewochen.
Damals war Dein Leben ungebrochen,
Nur die Liebe hatte Dich gebeugt . . .

War's der Tau, der Deine Kelche füllte,
War's der Herbst, der durch den Garten schnob:
Daß der Keim, der sich so reich enthüllte,
Niemals voll zum Blühen sich erhob?
Glaube nicht, nach all den Leidenswochen
Säh' ich nicht, was mir Dein Blick bezeugt!
Sieh! Im Lenze gingst Du nur gebeugt,
Schwer von Liebe — heut bist Du gebrochen . . .

Carl Friedrich Wiegand.

Abend auf dem See.

Da traf mein Glas an Deines, und es sang
In diesem Kuß wie Lieb und Glück so froh,
Und Lieb und Glück aus Deinem Auge drang
In meine Seele, und sie wurde so
Von allem Glanze voll und trank und trank . . .

Ich warf das Glas weit in den See, und groß
Und leuchtend fiel es; und die milde Nacht
Bricht einen Stern für uns vom Himmel los —
O sieh die Glorie droben, sieh die Pracht! —
Sie wirft den schönsten Stern in Deinen Schoß!

Emil Lucka.

So wie Du . . .

So wie Du — gleitet das Glück
Auf goldenen Sohlen mit Zauberschritten,
So streift es im Schweben mit leuchtendem Blick
Die vielen, die still um Erhörung bitten.
Kaum rühren die Füßchen den spiegelnden Grund,
Kaum weiß Deine Hand, wer sie glühend umschlossen,
Es lacht so traumverloren Dein Mund,
Es schimmert Dein Blondhaar lichtübergossen.

Und ich halte das Glück und weiß es nicht,
Weiß nicht, woher dies Schwingen und Schweben,
Weiß nicht, wovon meine Lippe spricht,
Sehe nur, wie sich die Goldfüßchen heben, —
So wie Du — gleitet das Glück. —

Karl Frhr. von Berlepsch.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Friedrich Paulsen, Aus meinem Leben (Jena 1909, Eugen Diederichs). — **Rudolph Stratz**, Die zwölfte Stunde (Berlin, Concordia). — **Walter Bloem**, Das lockende Spiel (Berlin, Vita). — **El-Correï**, Siehe, es beginnt zu tagen (Berlin, Concordia). — **Wilhelm Busch**, Schein und Sein (München 1909, Lothar Joachim).

Als Friedrich Paulsen, der unlängst verstorbene berühmte Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin, mit 24 Jahren studierend in Kiel saß, glaubte er eines Tages zu bemerken, daß der Zigarrenrauch, der sein Zimmer füllte, ihm Unbehagen schaffte und die Schärfe des Aufmerkens verminderte. Ein andrer hätte wahrscheinlich die Fenster geöffnet und etwas weniger gequalmt. Aber der dickköpfige, in die Philosophie verschlagene schleswigsche Bauernjunge war radikaler. Er dachte, wie er in seinen Erinnerungen wörtlich sagt, „an Aristoteles' Ethik und die der Vernunft gebührende Herrschaft" und kam zu dem Schlusse, daß dem ein Ende gemacht werden müsse. Zu diesem Zweck kaufte er sich noch einmal ein Dutzend Zigarren, legte sie vor sich auf den Tisch und sagte sich: Die nächsten acht Tage wirst Du keine rauchen; ist's dann nicht mehr auszuhalten, so stehen sie bereit. Nach acht Tagen verlängerte er den Termin wieder um eine Woche, und nun fühlte er sich hinlänglich Herr der Situation, um den Tabak dauernd zu entlassen.

Ich weiß nicht, woran es liegen mag, aber neben der gern gezollten Bewunderung für die Energie des jungen Studenten nahm ich aus der kleinen Geschichte doch auch den Eindruck einer leisen Komik mit, die allmählich noch über die Hochachtung hinauswächst. Man sieht den fleißigen und tüchtigen Menschen mit dem typischen bartlosen Theologengesicht, der Tolle und der Brille ordentlich vor sich, wie er vor den zwölf Glimmstengeln steht und mit heimlicher Berufung auf die Ethik des Aristoteles das Rauchen verschwört. Man kann gewiß nicht vernünftiger handeln, aber mit 24 Jahren scheint mir so viel Vernunft etwas beängstigend. Und charakteristisch, wie schon der junge Paulsen den griechischen Weisen mit seinen Zigarren verkoppelt. Er hat das eigentlich zeitlebens getan, hat theoretische Weisheit immer gleich praktisch ausgemünzt.. Er war durchaus ein Zweckmensch. Er wollte erkennen, noch weniger der Erkenntnis halber, als um zu wirken. Die praktische Ader des Bauernsohns kam da zum Durchbruch. Und von allen philosophischen Disziplinen trat deshalb immer entschiedener die Pädagogik in den Mittelpunkt seines Interesses, die Erziehungslehre, in der die Erkenntnisse und Ergebnisse der übrigen Wissenszweige die nächste praktische Verwendung finden. Unnötig zu sagen, einen wie bedeutenden Einfluß der Berliner Universitätslehrer auf ganz Deutschland da geübt hat.

Friedrich Paulsen hat seine Jugenderinnerungen noch zu seinen Lebzeiten veröffentlichen wollen, aber der Tod war schneller als der Drucker. Und wenn man jetzt über diese Erinnerungen „Aus meinem Leben" spricht, — sie sind in einer ebenso würdigen wie geschmackvollen Ausgabe bei Eugen Diederichs in Jena erschienen —, so spricht man über das Werk eines Mannes, dessen Tag verblichen und dessen Wirken geschlossen ist. Aber die feste Tüchtigkeit einer klaren Persönlichkeit atmet uns aus den Blättern an, und Tausende von Schülern werden noch einmal an den Hörsaal der Berliner Universität zurückdenken, auf dessen Bänken sie vor diesem ruhigen und sicheren Lehrer gesessen haben. Als ich in meinem ersten Semester, unruhig überall Körner der Weisheit pickend, auch bei ihm ein Kolleg belegt hatte und ihn nun zum ersten Male aufs Katheder steigen sah, sagt' ich kopfschüttelnd zu mir selber: Aber das ist ja ein Landpastor! Ein durchgeistigter Bauernkopf. Ein kluger, alter Kantor. Bei aller Milde im Gesicht doch das Bäurisch-Unverrückbare, Feste, Energische. Man fühlte sofort, das war kein Streber, weder nach oben hin noch vor den Studenten. Das war kein Sicherheitskommissarius und Vorsichtsmeier, sondern ein Mann, der seine Meinung sagte, ob sie gefiel oder nicht. Er sagte sie sehr sanft, aber auch sehr entschieden. Und wir Studenten wollten heimlich wissen, daß der Mangel an Rücksichten nehmender Klugheit ihm geschadet hätte. Er war dazumal trotz seines Rufes noch immer nur außerordentlicher Professor.

Dabei hatte er durchaus kein heftiges und hinreißendes Temperament. Er sprach klar, langsam, schlicht, gleichmäßig. Unruhgeister konnte er nicht fesseln. Ich gestehe, daß ich nach ein paar Stunden nicht wiederkam. Er war mir gar zu vernünftig. Vieles, was er sagte, erschien mir gemeinplätzig. Nichts blitzte und funkelte, nichts stieß Tore auf, nichts schien mir kühn und groß, sondern alles nur ehrlich, solide, bürgerlich, ja, etwas philiströs. So bin ich lieber zu Heinrich von Treitschke gelaufen, der zwar so hohl-monoton bellte, daß man ihn in der ersten Stunde überhaupt nicht verstand, den aber Liebe oder Haß auf dem Katheder oft förmlich schüttelten. Oder es lockten mich andre. Da war es mir nun sehr interessant, in den Paulsenschen Memoiren hier

deutlich zu lesen, dort heimlich zu merken, wie wenig er grade die Männer mochte, um derentwillen ich seine Kollegs geschwänzt habe. Sie hatten etwas, was über Paulsen und über die Vernunft hinausging, etwas Unberechenbares: Leidenschaft. Sie hätten es vielleicht trotz der Ethik von Aristoteles nicht fertig gebracht, zwölf Zigarren vor sich hinzustellen und sie nicht zu rauchen. Sie hätten wahrscheinlich geflucht, aber sie doch angesteckt. Es wär' Unvernunft gewesen — gewiß. Doch es ist noch die Frage, ob das bißchen Unvernunft am Leben nicht das beste ist. Von dieser holden Unvernunft hat Friedrich Paulsen zu wenig gehabt. Und aus den Erinnerungen hat der Mann erst ganz begriffen, weshalb der Student im ersten Semester hochachtungsvoll von ihm abgeschwenkt ist.

Aus Schiffer- und Bauernfamilien stammten Paulsens Vorfahren. Sie saßen erst auf den „Halligen", den kleinen Inseln des Wattenmeers an der Westküste Schleswigs. Um sie herum Himmel und Meer, Einsamkeit und Schweigen. Nie klang ein Lied, — Holsatia non cantat, sagt ein alter Spruch —, höchstens sang ein Betrunkener mal. Und in der ungeheuren Abgeschlossenheit des Daseins ward in den schweren, wortkargen Menschen das Religiöse zum durchschlagenden Grundelement; alles nahm die entschiedene Richtung auf das Jenseitige als das allein wahre Leben. Eine Sturmflut trieb die Halligbewohner später auf das Festland hinüber und machte die Schiffer zu Bauern. Unter dem Dach eines Bauernhauses ward Friedrich Paulsen am 16. Juli 1846 in dem schleswigschen Dorfe Langenhorn geboren. Seine Eltern typische Nordfriesen. Der Vater bedächtig, umsichtig, energisch; von einer Zurückhaltung und Verschlossenheit, die sich an seinen „Schweigetagen" fast zur Kälte steigerte. Niemals hatte er eine Liebkosung für den Knaben. Die Mutter lebendiger, eine religiös „Erweckte", der es um ihre „Heiligung" großer Ernst war und die auch wohl andern gegenüber Bekehrungseifer entwickelte. Der Sohn wuchs heran, wie es bei Landkindern eben üblich ist. Und es ist verständlich, daß er bis zuletzt „mit unbegrenzter Befriedigung" auf die Tage seiner Kindheit zurückblickte. Er kann und will es nicht verbergen, wie arm und bemitleidenswert ihm die Großstadtjugend erscheint, wie roh und reizlos der großstädtische Haushalt. Wenn ich nicht Professor geworden wäre, sagt er, wäre es das beste für mich gewesen, Bauer zu werden. Fast allzu breit erzählt er von den tausend Alltagsarbeiten, den Freuden und Leiden der versinkenden altbäuerischen Welt, die noch mit Webstuhl und Spindel hantierte, das Bier sich selber braute, selber die Kerzen goß und nicht nur die Ernährung, sondern auch die Bekleidung von der Mütze bis zu den Strümpfen, vom Rock bis zum Hemd mit den eignen Mitteln und Künsten des Haushalts bestritt. Der spätere Philosophieprofessor hat als Junge noch stricken gelernt, und mit wahrer Lust berichtet er, wie er die Hummelnester ihrer gefüllten Honigtöpfchen beraubte. „In jedem Graben haben wir gewatet und Fische gefangen, in jedem Teich und Fluß gebadet, jeden Bach abgedämmt, auf jedem Acker gepflügt, in jeder Fenne gearbeitet, auf jeder Wiese Heu gemacht; über jede Heide sind wir gesprungen und haben Beeren gepflückt oder den Eidechsen zugesehn, auch wohl eine Schlange gescheucht, von jeder Düne haben wir uns im Sommer heruntergewälzt oder im Winter auf Schlitten herabsausen lassen." In höherem Ton, als Paulsen ihn sonst anzuschlagen pflegt, geht diese Aufzählung weiter. Und natürlich vergißt der Erinnerungsselige nicht zu erzählen, daß das Roggenbrot seiner Mutter „frisch von ungemeinem Wohlgeschmack" gewesen wäre, „wie ich es nie wieder gegessen habe"; daß er vermeint, nie wieder „etwas so Zartes und Süßes und Saftiges" verzehrt zu haben wie die Mohrrüben aus dem heimatlichen Gartenbeet. So schwärmte der alte Johann Heinrich Voß von köstlichen Äpfeln, die er sich daheim als Knabe geschüttelt hätte, — Äpfeln, die es auf der ganzen Welt nicht mehr gab. Der weise Goethe lächelte milde, als er es hörte. Er sagte nur: „Es sind die Äpfel seiner Jugend."

Wie der Bauernbursch dann studieren will, wie er zum Pastor getan wird und neben allen andern Fächern sechs Sprachen nebeneinander lernt, — von Überbürdung wußte man damals noch nichts —, wie er weiter das Gymnasium in Altona besucht, sich auf verschiedenen Universitäten umsieht, mit der Ernennung zum Sekondeleutnant den Gipfel seiner militärischen Würden erreicht und endlich als Privatdozent seine akademische Laufbahn beginnt, das mag man in dem Buche selbst nachlesen. Besonders süße Rosinen sind ja aus dem Kuchen nicht zu klauben. Dafür ist der Kuchen von Friedrich Paulsen, der in erster Linie auf das Nahrhafte ging. So seien nur wenige Bemerkungen hervorgehoben. Der Bauernsohn kann sich natürlich ein paar ironische Seitenbemerkungen gegen das „aufgeklärte" Berlin, in dem der Aberglaube so üppig grassiere, nicht verkneifen. Zur Heimat ist die Stadt, in der er über ein Menschenalter gelebt und gelehrt hat, auch ihm nicht geworden. Ein andres Mal spricht er über das Dänentum. Als dänischer Untertan ist er ja geboren und aufgewachsen. Er gesteht, in keinem Falle etwas von dänischer Bedrückung gemerkt zu haben. Oder er redet über die alte Lateinschule und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die auf die Leistungen im Lateinischen gegründete Abschätzung der allgemeinen Geisteskraft der Schüler nicht allzu weit am Ziel vorbeiging: im großen und ganzen „waren die besten Lateiner auch die besten Schüler und die fähigsten Köpfe". Eine Ansicht, die jeder Schüler

eines humanistischen Gymnasiums bestätigen wird. Mit der Mathematik ist es bekanntlich meist umgekehrt. Es ist mir noch mehr aus der Seele gesprochen, wenn Paulsen bekennt, daß er die üblichen Jugendbücher von Nieritz, O. von Horn usw. mit vielem Vergnügen gelesen hätte, ohne Schaden an seiner Seele und seinem Geschmack zu nehmen. „Ich kann," fährt er fort, „in der Verfolgungswut, die gegen diese Schriftsteller unter den neunmal gescheiten hamburgischen Pädagogen ausgebrochen ist, nur ein Zeichen der maßlosen Reform- und Neuerungssucht erblicken, die in dieser Zeit wie ein brüllender Löwe umhergeht und irgend etwas sucht, das sie verschlinge." Vielleicht gibt es noch andre Leute, die hier mit mir Bravo rufen. Am interessantesten bleibt aber psychologisch doch die Stellung Paulsens zu seinen berühmten Kollegen. Er nennt Ranke, Mommsen, Zeller, Treitschke, um nur die größten Namen herauszugreifen; er mäßigt sich offensichtlich, aber man fühlt wohl, daß sie ihm nichts gaben. Nur über Treitschke läßt er sich ausführlicher aus. Er berichtet, daß er einmal in ein Treitschkesches Kolleg geraten wäre: „Unglücklicherweise behandelte die Vorlesung gerade englische Verhältnisse; mir wurden die Invektiven, mit denen er in blindem Haß englische Philosophie und Denkweise überschüttete, so unerträglich, daß ich den Hörsaal verließ. Sein unbändiges Temperament machte ihn für historische Gerechtigkeit in einem ganz ungewöhnlichen Maße unfähig; es gab für ihn nur zwei Kategorien: für und gegen die gute Sache; und gegen das, was gegen die gute Sache, d. h. nur die preußische Sache, war, war alles erlaubt. Womit eigentlich England seinen inbrünstigen Haß sich zugezogen hatte, ich weiß es nicht: er kannte keine Grenzen. Ich höre noch, wie er bei der Kunde von dem Fall Chartums und dem Tode Gordons im Sprechzimmer der Berliner Universität in laute Jubeltöne ausbrach: so sei es recht und so müsse es jedem ergehen! Da er taub war, war es unmöglich, ihm zu erwidern: er hörte immer nur sich selbst, und das steigerte die Maßlosigkeit seiner Affekte."

In dieser Schilderung ist bis auf das I-Tüpfelchen alles richtig. Und doch ist Treitschke hier falsch gesehen, weil dem Beobachter der Sinn für das Geniale, Gewaltige, Divinatorische dieser Natur fehlte. Treitschke war gewiß oft maßlos ungerecht und einseitig, aber man erlebte dann auch wieder bei ihm Offenbarungen. Bei Paulsen war alles immer klug, gerecht und richtig, es donnerte nicht, aber es kam auch nie ein Blitz. Und ebensowenig wie Treitschke hat auf ihn nach eigenem Geständnis einer der großen Dichter Eindruck gemacht: weder Homer, noch Schiller, noch Shakespeare haben ihn begeistern können. Er war durchaus unkünstlerisch, gar keine ästhetische, eine rein teleologische Natur. Niemals ist in seinen Erinnerungen von einer Leidenschaft die Rede. Die höchste Gewalt des Menschenlebens, die in Schlünde stürzt oder auf Gipfel reißt, war ihm fremd. Er war niemals der zitternde Vogel in Jägerhand. Er war immer der gegen sich selbst strenge, sich seines Weges und seiner sittlichen Pflicht bewußte, zähe, fleißige, kluge, energische Mensch. So fehlt seinem sonst in vieler Beziehung vorbildlichen Leben doch die farbige Fülle. Es fehlt der „Ritt über den Bodensee", den jede geniale Natur halb unbewußt macht. Es fehlt ein bißchen holde Unbewußtheit, goldener Leichtsinn, der Flügel, der schließlich am weitesten bringt, — wie man es nun nennen will. Was Paulsen gemangelt hat, mangelt seinen Erinnerungen, die im übrigen und abgesehen davon gewiß allen denen Freude bringen werden, welche „hinter der Schlichtheit und Anspruchslosigkeit der Darstellung die Festigkeit und Stetigkeit eines frommen und männlichen Charakters zu sehen vermögen". —

Aus jenen Gebieten, die dem rationalistisch angehauchten Paulsen verschlossen waren, aus den gespenstischen Schauern der Geisterstunde, aus abergläubischen Vorstellungen, Visionen und Rätseln, denen die Vernunft nicht beikommt, hat sich Rudolph Stratz diesmal ein Garn gesponnen. Wohl wundert man sich nicht wenig, wie Saul unter die Propheten und Stratz unter die Visionäre kommt, aber es bleibt dabei, daß sein Novellenbuch „Die zwölfte Stunde" (Berlin 1909, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) uns in das Reich des Seltsamen und Unerklärlichen hineinzuzwingen versucht. Es hat zwar niemals die raffiniert-quälende Macht der unheimlichen Geschichten eines Edgar Allan Poe, es bannt uns niemals mit jenem unsagbar lähmenden Grauen, das uns aus Maupassants „Horla" über den Rücken kriecht, aber dem technischen Geschick des klugen Erzählers versagen sich doch die fesselnden und anregenden Wirkungen der mysteriösen Stoffe nicht. Gleich die erste dieser Mitternachtsgeschichten — sie erschien in diesen Heften zuerst — ist sehr fein erfunden. In einer Manövernacht wird sie beim Raunen des Windes und dem Geglitzer der Sterne von einem Major erzählt. An das Sterbebett der vornehmsten, schönsten und reichsten jungen Dame der Stadt, der Tochter eines Kavalleriegenerals, wird spät abends ein bescheidener, seit einiger Zeit glücklich verheirateter Linienoffizier entboten. Er kommt zu spät, aber die geheimnisvolle Berufung, die er nicht begreifen kann und die ihn beunruhigt, findet ihre Erklärung. Der General selbst gibt sie ihm und berichtet ihm im Auftrag der Verstorbenen, daß die Vielgefeierte seit Jahr und Tag sich nur nach ihm, dem schlichten bürgerlichen Leutnant, verzehrt habe und nach seiner Verheiratung den Tod als Erlöser gesucht hätte. Der junge Offizier ist wie vor den Kopf geschlagen, er kann es nicht fassen, er beschäftigt sich tagaus, tagein mit der Toten, und wie sie ihn ge-

heimnisvoll zieht und lockt, wie er durch sie aus allen Geleisen seines Lebens gerissen wird, wie seine Ehe und seine Karriere darüber um ein Haar vernichtet werden, das ist psychologisch gut und glaubhaft dargestellt. Über den Schluß kann man verschiedener Meinung sein, aber man muß es Stratz jedenfalls lassen, daß er einem ungewöhnlichen Problem eine ungewöhnliche und zwingende Lösung zu geben trachtet. In einer anderen Novelle erlebt ein fieberkranker Tourist in einer Schutzhütte des Hochgebirges während der Silvesternacht ein unheimliches Abenteuer. Er hört und sieht Menschen um sich, die längst abgestürzt und verschwunden sind. Oder das zweite Gesicht wird beschworen, das den Menschen der grauen nordischen Nebelländer wohl eigentümlich ist. Dabei lenkt eine raffinierte Geschicklichkeit uns so vollständig auf eine falsche Fährte, daß die erzählerische Pointe uns glatt überrumpelt. Natürlich liegt in solchen Überraschungstricks eine gewisse Gefahr. Manchmal wird man bezwungen; manchmal aber zuckt man auch über die Finte nur ärgerlich die Achseln.

Ich glaube ja nun freilich nicht, daß jemand nach diesen Novellen schlechter als sonst schlafen wird. Denn man vergißt doch nie davor, daß es eben nur interessante Geschichten sind, erzählt von einem aufgeklärten Mitteleuropäer, der gleich darauf das elektrische Licht andreht. Aber Blut will mit Blut, Grauen mit Grauen bezahlt sein. Schaurig hat der arme Maupassant seinen schaurigen „Horla" erkauft. Stratz hat nur literarisch erfunden; er hat meist auch natürliche Erklärungen für seine Rätsel im Hinterhalt. Ein spannendes Buch, reich an exzeptionellen Stoffen.

Spannend im Sinne des großen Publikums darf man wohl auch den neuen Roman von Walter Bloem nennen: „Das lockende Spiel" (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus). War „Der krasse Fuchs" ein Marburger Studenten-, „Der Paragraphenlehrling" ein rheinischer Juristen-, so ist „Das lockende Spiel" ein Berliner Theaterroman. Ein genialer Bühnenerschütterer, der eben von seiner gleichfalls genialen und gleichfalls schauspielernden Gattin geschieden ward, macht darin auf einer Rheinreise das Töchterchen eines braven Millionärs so verrückt, daß es heimlich nach Berlin durchbrennt und sich in eine Theaterschule begibt, um auf diese Weise den Spuren des Löwen zu folgen. Es war kein kleines Kunststück, die blutige Anfängerin und das große Genie auf der Bühne zusammenzuführen, aber Walter Bloem kriegt es fertig. In der Nähe schaut der Gott, den sich die frische Claudine geträumt hat, dann „e bißche anners" aus, und von den gutbürgerlichen Eltern wird die Millionenerbin unbeschädigt zurückgeholt. Ein am Horizont aufsteigender dramatischer Dichter, der außerdem den nahrhafteren Beruf des praktischen Arztes betreibt, tröstet die freundliche Leserin über die Zukunft der jungen Dame. Auf der andern Seite finden sich die getrennten Gatten zu neuer Ehe zusammen, wenn die Künstlerin auch nicht ganz so „unbeschädigt" in die Arme des Genies zurückkehrt. Aber bei „Künstlerinnen" ist das auch nicht so wichtig wie bei Bürgertöchtern. So geht die ganze Geschichte zu allgemeiner Befriedigung aus, und das Wohlgefallen steigert sich noch, da in dem eben skizzierten Handlungsrahmen nicht nur der ganze Betrieb einer Theaterschule, sondern auch der einer großen modernen Bühne effektvoll geschildert wird. Die Provinz kann hier an der Eröffnung des Hebbel- oder vielmehr des Kleist-Theaters teilnehmen, sieht Direktoren, Inspizienten, Regisseure, Schauspieler, Statisten und ähnliches Volk an der Arbeit, kriegt einen dramatischen Dichter mit dem üblichen „Vulkan in seinem Innern" vorgesetzt, erlebt Proben und Premièren mit und bekommt eine Menge schöner Verse aus Kleists gewaltiger „Penthesilea" und Hauptmanns „Versunkener Glocke" noch obendrein. Wer wollte da nicht jauchzen?

Und da trübt nun der böse Kritiker von Berufs wegen diese Freude und sagt, daß dieser wunderschöne und spannende Roman nichts als Blendwerk ist, nichts als Kulisse. Daß die Mauern, die er vortäuscht, bloß Papier und Leinewand sind. Daß Walter Bloem hier ganz in der äußerlichen Mache aufgeht. Das ganze Buch schreit, lärmt, schmettert, trompetet. Es gellt einem die Ohren voll mit Ausrufungszeichen. Es setzt zwei, drei Ausrufungszeichen hintereinander. Oder es mischt sie mit Fragezeichen. Es arbeitet mit Gedankenpunkten und -strichen auf jeder Seite, fast in jedem Satze. Es glaubt leidenschaftlich zu sein, wenn es keucht und pustet. Es ist niemals fein und leise. Es ist Theater — Theater — Theater.

Immerhin ist „Das lockende Spiel" ein unschätzbares Meisterwerk gegen den Roman von El-Correï, „Siehe, es beginnt zu tagen" (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt). Fast übereinstimmend hat die Tageskritik den Büchern dieser Schriftstellerin einen „undefinierbaren Stimmungszauber, glänzende Charakterisierungskunst, südliche Farbenpracht, Gewalt, Feuer und Innigkeit, zwingende Energie der Darstellung" nachgerühmt, hat Pierre Loti herangezogen, um die Schönheit der „edlen, formvollendeten Sprache" zu kennzeichnen, hat die „hinreißenden Schilderungen" gefeiert. Und so skeptisch man auch gegen die Posaunenbläser des Tagesruhms sein mag, man hofft doch immer wieder. Aber wenn man nach den Tubastößen auf ein Opus von geradezu orgiastischem Dilettantismus stößt, wenn die „edle, formvollendete" Sprache sich als ein so hundsmiserables Deutsch entpuppt, wie keine Töchterschülerin es schreiben dürfte, wenn die „hinreißenden Schilderungen" nur in einem Gemengsel schiefer Bilder bestehen und „Gewalt und Feuer" sich in einen Platzregen hohlster Phrasen ver-

wandeln, dann muß auch dem Langmütigsten der Geduldsfaden einmal reißen, und es wird einfache Pflicht und Schuldigkeit, solch ein Machwerk festzunageln wie die Krähe ans Scheunentor. In diesem Roman, der sehr prätenziös als „Geschichte einer Menschwerdung" auftritt, gibt es eine junge Baronin mit der „Aphroditen-Schönheit" und dem flüssigen Schmelz veilchenblauer, süßer Augen. Diese Aphrodite stöhnt wörtlich: „Ich habe so viel entbehrt und gelitten in meinem Leben, das wahrlich andere Auspizien hatte." Zum Glück fängt sie sich einen Künstler ein, — „er war ein Gott", sagt El-Correï. „Ein Sonnengott, der Regionen beherrscht. Ein Künder von Sonne, Schönheit und Ästhetik!" Alle seine Werke erschienen „wie eine Sendung aus den Gefilden der Seligen". Sein Geist war „so hoch oben", daß er mit seinen Füßen nichts mehr zu tun hatte! Dieser Gott ist ein bärenhafter Kraftmensch mit rotem Bart und schwarzem Haar, jedoch er „trank gern Milch, da diese auf sein Gemüt und somit auf seine lyrische Kunstempfindung sänftigend einwirkte". Im gewöhnlichen Leben nennen sich Aphrodite und der Sonnengott übrigens Muckele und Schnuckele: es ist immer hübsch, wenn Majestäten so menschlich sind. Aphrodite hat außerdem zwei Anhängsel. Erstens ihre Mutter. Und der Sonnengott fragt seine Braut nie: Was macht Deine Mutter? sondern dieser Teufelskerl fragt sie stets: Was macht die Baronin-Mutter? Ferner existiert noch ein Kind Aphroditens, von dem der Sonnengott behauptet, daß es das „leibhaftige Prinzip des Bösen" sei. Wahrscheinlich sind die Thränen, die Aphrodite über dieses Kind weint, schwarz. Denn El-Correï läßt einen See schwarz wie eine Träne daliegen. Damit mag es des grausamen Spiels genug sein. Wer weitere „Blüten" des typischen Frauenzimmerstils pflücken will, findet noch eine ganze Wiese voll. Er wird dabei mit Wehmut den vollendeten Unverstand dieses Romans genießen und am Ende mit Busch tiefsinnig zitieren:

„Wer nicht besonders auserlesen,
Dem macht das Dichten Schwierigkeit." —

Unter den nachgelassenen Versen des alten Meisters, die unter dem Titel „Schein und Sein" eben erschienen sind (München 1909, Lothar Joachim), findet sich das Zitat. Nur hat es Wilhelm Busch auf die Tugend gemünzt. Immer deutlicher trat in den letzten Büchern des nachdenklichen Greises der Kern seines Wesens hervor. Mehr und mehr fiel die köstliche Verkleidung, an der ganz Deutschland sich ergötzte. Das saftige Laubwerk lichtete sich: so zeichneten sich die Konturen des Baumes schärfer ab. Und wer geistreich sein wollte, könnte eine glänzende Abhandlung schreiben: „Von Schiller bis Wilhelm Busch." Die Entwicklung des deutschen Geistes im XIX. Jahrhundert würde sich darin fangen. Der populärste Dichter des Jahrhundertanfangs, der populärste des Jahrhundertendes würden sie als Pole begrenzen. Gewiß zwei Extreme, aber Extreme, die sich doch seltsam berühren. Schiller der gläubige Idealist, der den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit pathetisch austrägt. Busch der resignierte Idealist, der ihn unter veränderten Zeitumständen humoristisch-komisch ausmünzt. Schillers Pathos ist in ihm umgeschlagen. Gegen Schillers „Ideal und Wirklichkeit" hat er zuletzt noch „Schein und Sein" gestellt. Und Schillers innerste Form — die der Antithese — ist auch zu tiefst in seinem Wesen begründet. Sie hat ihm gewiß ganz gegensätzliche, aber nicht minder große Wirkungen verschafft. „Ich schenke Ihnen den Gedanken," pflegte der selige Berthold Auerbach zu seinen Freunden zu sagen, wenn er gesprächsweise irgendeine Idee ausgekramt hatte ...

Der „resignierte Idealist" zeigt sich gleich in dem handschriftlich wiedergegebenen Einleitungsgedicht. Ein Lächeln, eine Handbewegung: Laß ab, mein Kind, die Dinge ergründen zu wollen; sie sind zu gut verpackt; auch die Menschen kennst Du doch nur von außen. „Du siehst die Weste, nicht das Herz." Ähnliche Weisheit wird in vielen folgenden Poemen abgewandelt. Die Wahrheit ist eine Jungfrau, die sich keinem hingibt. Darum meidet ein kluger Mann jene „Strolche" und Strauchritter „von der eignen Meinung", die jeden, der anders denkt, gleich für schlecht oder dumm erklären. Darum hält sich der Weise auch stets mit einem „Vielleicht" ein Hinterpförtchen offen. Es ist alles nicht so wichtig auf der Welt, wie unsre Eitelkeit es vermeint. Und so sehr ein Menschenkind mit seiner Freiheit prahlt, — es wird schon vom eignen Magen als ganz gemeiner Futterknecht behandelt. Heitre Resignation ist das beste. Wenn man oft beim Ringen nach Wahrheit und Klarheit gepurzelt ist, gefällt man sich am Ende in einer stillen Hütte, meidet das Gewühl und baut „sich eine Welt des Unterlassens".

Wie man sieht: Altersweisheit. Jungen Ohren wird sie nicht eingehn, und das ist auch gut so. Denn Jugend soll kämpfen und die Welt ein Stück vorwärtsbringen.

Von dem eigentlichen „Busch", der alt und jung entzückt hat, ist verhältnismäßig wenig in dem Bande. Am nettesten wirkt noch die „Erbauliche Bescheidenheit". Zu Mutter Klöhn, die seit 20 Jahren gichtgelähmt im Bett liegt und keinen Finger rühren kann, kommt „Herr Küster Bötel", und um sie ein wenig zu erheitern, erzählt er ihr unter anderem, daß ein Strolch kürzlich den Präsidenten von Frankreich erstach.

„O, Lü und Kinners, rief sie voller Grauen,
Wat gift et doch vär Minschen.
Sau wat könn eck doch nich e daun!!
Herr Bötel sprach und sah sie freundlich an:
Dies Wort von Ihnen mag ich leiden.
Ein guter Mensch ist niemals unbescheiden
Und tut nicht mehr, als was er kann.
Adieu, Frau Klöhn!
Auf fröhlich Wiedersehn!" —

Illustrierte Rundschau.

Die neue Pinakothek des Vatikan in Rom. — Landhaus Seifert im Berliner Grunewald. Von Architekt Hans Schwab. — Korbmöbel, entworfen von M. A. Nicolai. — Bronzen von Paul Moye und Sophie Burger-Hartmann. — Zu unsern Bildern.

Am Geburts- und Sterbetage Raffaels hat Pius X. die neue vatikanische Pinakothek eröffnet. Seit zwei Jahren war dies Ereignis vorbereitet, und mit begreiflicher Ungeduld sah man der Vollendung der Arbeiten entgegen, die die völlige Umgestaltung der erforderlichen Räume mit sich brachte. Alles, was bisher in der alten Pinakothek, im Lateranischen Museum, in der Bibliothek des Vatikans und in den Privatgemächern des Papstes zerstreut war, ist nun im linken Arm des großen Belvederehofes in sieben öffentlichen Sälen und zwei Magazinen in glänzender Weise vereinigt worden. Als besonders gelungen können die Anordnung der Bilder und die Ausstattung der Säle angesehen werden. Wohltuend empfindet der Besucher die durch nichts beeinträchtigte künstlerische Einheitlichkeit dieser Räume, deren weiße, tonnengewölbte Decken mit Stukkaturen verziert sind, während die Wände durchgängig mit einem olivgrünen Seidenstoff bespannt wurden, der den harmonischen Hintergrund für die Gemälde bildet. In unseren Tagen, wo so vieles aus Rom verschwindet und so manches in Rom der Zerstörung anheimfällt, was unseren Vorfahren teuer war, ist diese Sammlung zerstreuter Kunstreliquien mit besonderer Freude zu begrüßen, ist der Kunst in der ewigen Stadt damit eine neue und würdige Stätte eröffnet worden. Und hier hat Raffael den Ehrenplatz erhalten. Für die Transfiguration, die Madonna di Foligno und die Krönung Mariä wurde ein Saal hergerichtet, der durch den Ernst seiner Ausstattung geradezu feierlich wirkt. Nur noch einige Bilder von Perugino, Giulio Romano und Raffaels Vater Giovanni Santi beleben die großen Wandflächen. Die Schulen Umbriens und der Marken füllen den anstoßenden Saal, und hier bewundert man neben Nicolò Alunnos herben und dramatisch bewegten Gestalten die anmutigen Schöpfungen eines Gentile da Fabriano, eines Allegretto Nuzi oder Pinturicchio. Melozzo da Forli gibt dem dritten Saal sein Gepräge, und neben ihm behauptet sich Filippo Lippis charakteristische Krönung Mariä, die bisher im Lateran nur wenig zur Geltung kam. Ebenfalls aus dem Lateran stammt der köstliche Benozzo Gozzoli, dessen Predella den Meister in seinem ganzen Liebreiz zeigt. Glänzend sind auch die Trecentisten der Florentiner und Sieneser Schulen im ersten Saal vertreten



Saal mit Gemälden des XVI. Jahrhunderts.
Photographie von Cav. G. Felici in Rom.



Saal der Venezianer. Photographie von Cav. G. Felici in Rom.

und nicht minder die Seicentisten mit ihren kolossalen Tafelbildern. Die Venezianer nehmen ebenfalls einen Saal in Anspruch, und hier sieht man u. a. Tizians Gemälde aus S. Nicolò dei Frari in Venedig, das einst Goethes höchstes Entzücken erregte, und mehrere Meisterwerke des Melancholikers Carlo Crivelli. —

Die Berliner Villenkolonie Grunewald bietet in der Mannigfaltigkeit ihrer Villenbauten geradezu eine Musterkarte von Versuchen — geglückten und leider auch mißglückten —, dem deutschen „Landhaus" ein charakterisches Gepräge zu leihen; und die Fülle der Erscheinungen vermehrt sich in dem aufblühenden Gemeinwesen noch von Jahr zu Jahr. Zu den neuesten Bauten gehört das Landhaus Seifert, erbaut von dem Architekten Hans Schwab. Es zeigt auch wieder einen Versuch, aber es will uns scheinen, einen sehr glücklichen: nämlich den Versuch, anknüpfend an unser altes Bauernhaus die früher geläufige Kombination von Holz- und Steinbau auf das moderne Landhaus zu übertragen und wieder zu Ehren zu bringen. Mit einfachen Formen ist es hier angestrebt, ein malerisches Gebilde zu erzielen. Die Farbenkontraste der Materialien, der weiße Putz, der braune Holzton, die bunte Giebelbemalung bringen das Haus in engen Zusammenhang mit der Natur. Das als Schutz für die Holzwände weit überragende Dach verleiht dem Ganzen den Eindruck des Geborgenen. Abgesehen von der Außenarchitektur bietet diese Bauweise noch zahlreiche praktische Vorzüge. Die Vorteile des Holz- sowie des Massivbaues sind hier vereinigt. Für größere, zu Empfang und zu Festlichkeiten bestimmte Räume ist der Massivbau allein geeignet; diese sind hier in dem Erdgeschoß untergebracht. Für das familiäre Leben ist das Obergeschoß geschaffen, in dem die Schlafzimmer und eine Wohnstube mit intimen Erkern Platz fanden. —

Zahlreiche Anfragen, die jedesmal bei uns einliefen, sobald wir neue Korbmöbel abbildeten, bewiesen uns, wie sehr diese ebenso gefälligen wie praktischen Einrichtungsstücke, die früher nur für Gartenhäuser, Balkons, Veranden Verwendung fanden, sich nun auch für Innenräume ein Bürgerrecht erworben haben. Freilich haben diese Korbmöbel auch eine starke Wandlung in ihren Formen erfahren; auch für sie ist unsere kunstgewerb-



Saal mit Werken des XV. Jahrhunderts.
Photographie von Cav. G. Felici in Rom.

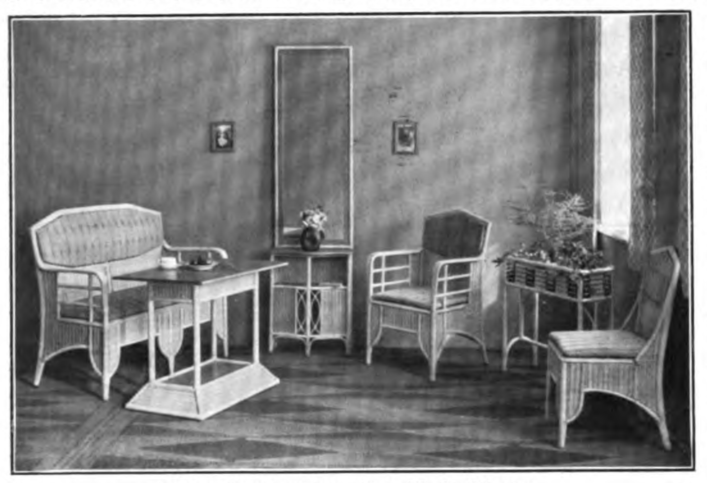


Interieur aus dem Landhaus Seifert von Dipl.-Architekt Hans Schwab.

sind Nicolais Arbeiten gut und zweckentsprechend: Der schräge Sockel am Tisch wird oft als Fußbank willkommen sein, und solche Benutzung ist hier ungefährlicher als bei polierten Speisetischen, wo der schützende Belag aus Messingblech meist recht empfindlich stört. Dagegen scheint die Servierfläche des kleinen Teetischchens für die gedrungene Form des Stückes reichlich klein ausgefallen, und auch der Spiegel ist an dem Garderobehalter im Vorplatz wenig günstig angebracht, da er an dieser exponierten Stelle Beschädigungen natürlich viel mehr ausgesetzt ist, als wenn er in die Rückwand eingelassen wird. Solche Ausstellungen fallen aber im Hinblick auf die guten Qualitäten der übrigen Möbel wenig ins Gewicht. Nicolai, der wesentlich dazu beitrug, diesen Industriezweig mit besonnenem Geschmack liche Bewegung befruchtend gewesen. Die modernen Korbmöbel, so auch die von M. A. Nicolai, die wir heut in Abbildungen wiedergeben, passen sich den verschiedensten Bedürfnissen gut an. Für Hallen, Wintergärten und Vorplätze sind sie ja das passendste Mobiliar, da sie sich überall unaufdringlich einfügen, haltbar und leicht zu reinigen sind; aber auch in Tee- und Damenzimmern sind sie durchaus am Platze. Nur müssen sie, diesem besonderen Zwecke entsprechend, zierlich gebaut und leicht beweglich sein und durch Bequemlichkeit zu jenem gemütlichen Sich-gehen-lassen einladen, das ein Tee-Plauderstündchen behaglich macht. So betrachtet,



Landhaus Seifert von Dipl.-Architekt Hans Schwab.

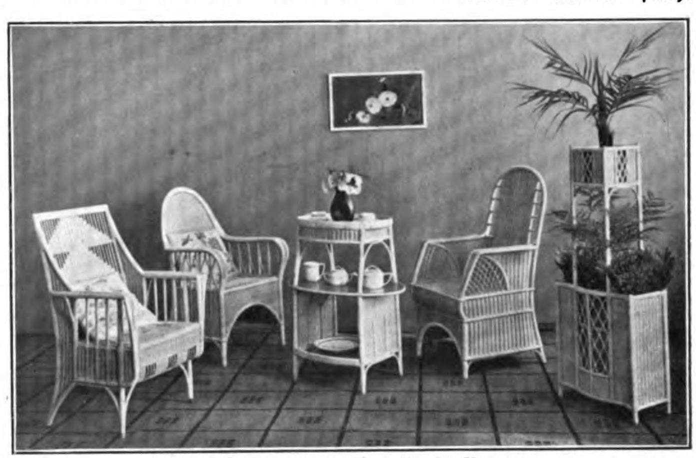


Damenzimmermöbel. Von M. A. Nicolai.
Ausführung: Theodor Reimann, Hoflieferant, Dresden.

dies ein erfreuliches Zeichen dafür, daß jene, denen Verdienst oder Glücksfall die Mittel dazu gaben, auch solche Kunstschöpfungen mehr zum Schmuck ihrer Wohnungen verwenden. Daß reichgewordene Emporkömmlinge freilich noch immer das prunkvollste Tafelgerät und versilberte Rüstungen den kleinen Bronzestatuetten vorziehen, ist kein Beweis für das Gegenteil und schadet im Grunde auch nichts. In der lärmenden Umgebung schmucküberladener Repräsentationsräume kämen solche

und kluger Energie von Grund aus zu erneuern, ist auch heute noch einer der einflußreichsten Förderer dieser willkommenen Reform. —

Gegenüber der Vervollkommnung unserer modernen Druckverfahren, die unsere Wohnräume für wenig Geld mit schönem Wandschmuck versehen, hat die Plastik einen schweren Stand. Wenn trotzdem seit einem Jahrzehnt ein kräftiges Aufblühen der deutschen Kleinplastik zu erkennen ist, so ist



Teezimmermöbel. Von M. A. Nicolai.
Ausführung: Theodor Reimann, Hoflieferant, Dresden.



Vorplatzmöbel. Von M. A. Nicolai.
Ausführung: Theodor Reimann, Hoflieferant, Dresden.

Arbeiten, wie etwa die zierlichen Elfengestalten von Frau Sophie Burger-Hartmann, gar nicht zur Geltung. All der Liebreiz der mit weicher Hand wundervoll modellierten Formen und die keusche Anmut, die die Künstlerin diesen zarten Frauenkörpern zu geben weiß, offenbaren sich nur dem stillen Betrachter. Paul Moye ist ungleich markiger; er stellt gern die durch die äußerste Anspannung der Muskeln bewirkte Bewegung selbst dar, die alle Sehnen

Nach dem Sündenfall. Bronze von Paul Moye, ausgeführt von Adalbert Milde & Co. in Dresden.

des stämmigen Körpers in Aktion setzt. Das auffallendste Charakteristikum der künstlerischen Eigenart Paul Moyes, eines reichbegabten Schülers von Robert Diez, ist ein gesunder Realismus, der ihm aber immer nur Mittel zu der temperamentvollen, lebenswahren Darstellung bleibt, die alle seine Arbeiten auszeichnet.

Der Aufsatz „Berliner Mietshäuser" von Max Osborn, den wir im Juniheft veröffentlichten, hat die Kreise der Berliner Architekten in ungeahnter Weise interessiert. Wir müssen dem Aufsatz aber noch einige ergänzende und berichtigende Notizen nachschicken. So ist z. B. das schöne Haus Tauenzienstr. 12a, das dort (auf S. 225) abgebildet war, nicht von Alfred Messel erbaut, sondern von den Berliner Architekten Hart und Lesser, die sich dabei nur an Messels Art eng anschlossen. Dagegen ist das gegenüberliegende Haus Tauenzienstraße 14 ein Werk des heimgegangenen Meisters der Berliner Baukunst, auf dessen Schaffen wir übrigens in einem unserer nächsten Hefte noch ausführlich eingehen werden. Ferner bittet uns Herr Architekt A. F. M. Lange, mitzuteilen, daß die auf S. 234 abgebildete Fassade zwar von Baumeister Kurt Berndt ausgeführt, wie wir es in der Unterschrift bemerkten, von ihm selbst jedoch entworfen und unter seiner künstlerischen Leitung entstanden sei. —

Wir haben der Farbe in diesem Heft einen noch breiteren Raum gegeben, als sonst, weil wir der Überzeugung sind, daß unsere Leser an den vortrefflichen farbigen Reproduktionen eine besondere Freude haben. Farbig sind die Illustrationen zweier Artikel; der eine bringt köstliche französische Radierungen; der zweite gibt einige klassische Gemälde aus dem Hochgebirge im Anschluß an den Beitrag über die merkwürdige Erscheinung des Alpenglühens wieder. Farbig ist auch unser Titelbild „Erntezeit" nach dem Gemälde von Prof. Friedrich Fehr. Der reiche übrige Schmuck unseres Heftes an Ton- und Einschaltbildern führt uns, der Jahreszeit entsprechend, bald an das Nordkap (Gemälde von Th. v. Eckenbrecher), bald an den heimischen Meeresstrand (Emden von Leonhard Sandrock); aus dem Werk „Die Mode im XIX. Jahrhundert" (Bruckmann-München) reproduzieren wir das französische Strandbild von E. Boudin; ein sommerliches Kaffeestündchen aus der Zeit, da Großvater die Großmutter nahm, gab uns Paul W. Ehrwardt in seinem Bilde „Geburtstagstisch", und sommerlich klingt das Frauenbildnis von Professor Fritz Erler „Am Waldesrand" an. Es reihen sich eine feine „Gretchen"-Büste von Johannes Schichtmeyer und ein ernster, tiefer Frauenkopf von Ulrich Hübner an. Und schließlich — um ganz zeitgemäß zu sein — folgt noch ein Stück orientalischer Frage, „Die Kinderschule in Marokko" nämlich, ein Werk des gefeierten spanischen Meisters José Benlliure. H. v. Sp.

Seerosen. Von Sophie Burger-Hartmann, Berlin.



Steinwerfer. Bronze von Paul Moye, ausgeführt von Adalbert Milde & Co. in Dresden.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.




Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



